Sommernacht.

Der Mond wob Diamanten um uns beide,
Wir schritten durch die Gartentür ins Feld.
Ein Nebelstrom durchflutete die Weide,
Es duftete die frischerblühte Heide,
Und reich an Segen war die Sommerwelt.

Die Nacht ging silbern wie der Sternenreigen.
Aus tiefem Lande klang ein Mühlenwehr.
Ich fühlte deinen Kopf sich zu mir neigen.
Zum erstenmal ward mir dein Mund zu eigen,
Und uns're Hände liessen sich nicht mehr.

So schritten wir der Dünenwelt entgegen,
Die blass sich hob, gleich einem Geisterreich.
Uns konnten ihre Schauer nicht bewegen,
Uns war die Welt wie lauter Licht und Segen,
Und uns're Herzen waren gut und reich.

Hans Bethge.

Memento mori.

(Schluß.)

Novelle von Rudolph Stratz.

Der erste Postwagen, der mittags in der Reiserichtung der beiden Mönche nach Süden abging, war schon voll besetzt abgefahren — stark verspätet durch Wortwechsel und Bedenken. Denn in den Engen des Vrbástales war immer noch die Jagd der Gendarmen auf die aus dem Gefängnis entflohenen Heiducken, den Hadschi und den Hodscha, im Gange. Die beiden Mönche erhielten einen zweiten eigenen Landauer für sich. Still saßen sie da, während das Gefährt in den trüben Tag hinausrollte, vorbei an dem bunten, malerischen Gewoge des Marktes und den offenen Krambuden der Carsija, des Basars von Banjaluka, und weiter an Moscheen vorbei und spitzen hölzernen Minaretts, an grün umbuschten Vorstädten und einsam im Park gelegenen Herrenhäusern der islamitischen Großen, an reizenden Türkendörfern mit ihren vogelbauerartigen Häuschen, die mit ihrem spitz zulaufenden Dach und dem vorgewölbten und zierlich in Holz vergitterten Oberstock des Harems zu Hunderten inmitten winziger Blumen- und Gemüsegärten an den Hängen der Berge klebten. Und näher und näher traten die Berge heran und wuchsen zum Himmel, ungestümer schäumte, zum reißenden Wildbach werdend, und rechts und links andere, in milchweißem Gischt herabschießende Alpenquellen empfangend, der Vrbás in seinem sich immer mehr verengenden Bett, bis es schließlich zu einer düstergewaltigen, stundenlangen Gebirgsklamm mit wie riesenhafte Mauern aufragenden Felswänden wurde. Die menschlichen Ansiedelungen, die weidenden Herden verschwanden. Einmal tauchte noch eine Gruppe mohammedanischer Frauen mitten in der Einsamkeit auf, weiß verschleiert, wie Nonnen in nachtschwarze Mäntel gewickelt, hohe, gelbe Schnabelstiefel an den Füßen, und zog weiter auf ihrer Wallfahrt zu einer nahegelegen Türbe, dem überwölbten Grab eines islamitischen Heiligen und seines Dieners. Dann kam kein lebendes Wesen mehr auf der Militärstraße in Sicht, die sich zwischen Fluß und Bergklippen immer tiefer in die Wildnis hineinwand, in die Urwelt schroff aus donnernden Wasserstürzen aufstarrenden grauen Gesteins, auf dessen Absätzen und Geröllfurchen, wo nur Wurzeln Boden fassen konnten, urwaldähnlich die Steineichen und die Hopfenbuchen, die Walnußbäume und Silberlinden wucherten und mit dem hängenden Netzwerk ihrer Schlingpflanzen den strudelnden Flußspiegel streiften, während ihr niederes Gebüsch, soweit es nur irgend konnte, an scheinbar senkrechten Höhen bis zu den Adlernestern aufwärts klomm und da und dort ein verfallenes, trotzig wie ein riesiger Raubvogelhorst zwischen Himmel und Erde schwebendes mittelalterliches Gemäuer mit knospendem Frühlingsgrün umspann. Seit Jahrhunderten standen diese Zwingburgen öde da. Kaum meldete die Sage mehr, welche Serbenhelden sie einst bewohnt und gegen die Türken gefochten hatten. Dann waren die bosnischen Großen selbst Mohammedaner geworden und geblieben und hatten in ihren Kulas, den starken Wachttürmen neben ihren Landsitzen, sich gegen den neuen Feind vom Norden, die „Schwaben", verschanzt. Und wieder war es vergeblich gewesen. Der Deutsche herrschte im Lande. Es hatte keinen Zweck mehr, von dem dicken, fensterlosen Bergfried aus, die lange, silberbeschlagene Flinte in der Hand, nach feindlichen Nachbarn zu spähen. Man sah doch nur eine Patrouille österreichischer Gendarmen, die unerbittlich auf Ordnung und Frieden im Lande hielten. So waren auch diese Kulas allmählich verlassen worden. Die Fledermäuse, die Eulen und Falken nisteten in ihnen. Der mohammedanische Burgherr war auf seine Güter oder in die nächste Stadt gezogen und lebte dort mit anderen Begs zusammen in orientalischer Trägheit von dem Pachtzins der „Kmeten", der christlichen Bauern, die seine weiten Ländereien bestellten.

Und vor eben einer solchen Kula machte jetzt der Wagen der Mönche plötzlich Halt. Der verwitterte und verwahrloste Bergfried erhob sich in einiger Entfernung von ihnen, da, wo zwischen zwei wilden Engpässen das Vrbástal sich etwas weitete, einem kleinen Hirtendorf gegenüber, hoch an der Bergwand, gerade über der Straße, die auf kaum Büchsenschußweite an den ihm als Unterbau dienenden Felsklippen vorbeiführte. Die Gebäude, die den trotzigen alten Luginsland umgaben, waren längst zerfallen: als kahle, efeuumstrickte Mauern standen sie da oder bedeckten eingestürzt als Schutt den steilen Hang. Der dicke, nur mit schmalen Schießscharten oben versehene Turm aber hatte der Zeit getrotzt. Wer einmal in ihm war, befand sich jetzt noch in einer kleinen, schwer angreifbaren Festung.

Es rührte sich nichts in der Ruine, aber rings um sie her hielten, an den steinigen Vorsprüngen des Dickichts schußfertig in Deckung hineingekauert, einige österreichische Gendarmen Wacht. Zwei andere hatten unten die Mitte der Straße besetzt und wehrten dem anlangenden Postwagen. Man konnte nicht weiter. Oben in der Kula saß der seit Tagen verfolgte Heiduck, der Hodscha, und war gut bewaffnet. Er hatte heute morgen dem Beg, dem die Burgtrümmer, der einstige Raubsitz seiner Ahnen, gehörten, aus seinem nahegelegenen Landhaus eine scharfgeladene Doppelflinte entwendet. Wie viel Patronen er noch mitgenommen, wußte man nicht. Aber jedenfalls lag er jetzt da oben, umstellt wie der Fuchs im Bau, auf der Lauer, und es war vorauszusehen, daß er an jedem der verhaßten „Schwaben" oder ihrer Genossen, der in sein Treffbereich kam,

seine Rache nehmen würde. Zum Angriff gegen ihn aber konnte man erst schreiten, wenn Verstärkung vorhanden und man also sicher war, daß er nicht hinterrücks entwische. Und bis dahin verging wohl noch eine Stunde.

Die Reisenden waren ausgestiegen — auch die des ersten Wagens — und hörten ernst auf den Bericht des Obergendarmen und schauten scheu zu dem totenstill da oben trutzenden Bergfried empor. Es lag Blutdunst in der Luft. Der wilde Fanatiker in dem alten bosnischen Bollwerk ergab sich nicht gutwillig. Das fühlten sie alle — der junge Franziskanermönch, der in seiner schwarzen Kutte aussah wie ein Husarenwachtmeister in einer als Kriegslist angelegten Vermummung, so gewaltig wirbelte sich sein Schnurrbart, den er nach der noch aus Türkenzeiten stammenden Landessitte seines Ordens tragen mußte — der elegante mohammedanische Scheriatsrichter aus Serajewo, der nach neuester Wiener Mode gekleidet war und Wiener Deutsch sprach und nur durch den roten, von einem ganz schmalen, schneeweißen Turbanstreifen umrahmten Fes auf dem Kopfe seine Zugehörigkeit zum Islam verriet — der blasse, kränkliche Spaniole, ein Nachkomme der im sechzehnten Jahrhundert aus Spanien vertriebenen und hier eingewanderten Juden, wie deren viele überall in Bosnien verstreut ihre Handelsgeschäfte betrieben — und endlich der rheinische Bauersmann aus der reichsdeutsch-katholischen Ansiedelung Windthorst bei Banjaluka. Die scheue, beinahe abergläubische Verehrung, die alle Leute im Lande, auch die Griechisch-Orthodoxen und selbst die Moslim den Trappistenmönchen wegen ihres harten und heiligen Lebenswandels zollten, war bei ihm noch durch Geschäftsrücksichten verstärkt, weil er und viele andere Einwanderer in der Umgegend den weißen Brüdern die Milch lieferten, aus der sie ihren berühmten Trappistenkäse, die Hauptquelle ihres Reichtums, bereiteten.

Auch die Bevölkerung des kleinen Dorfes hatte sich um die Bewaffneten geschaart, die für sie die natürlichen Beschützer gegen ihre früheren mohammedanischen Bedrücker bedeuteten. Aber obwohl Christen, trugen auch jetzt noch die Bauern alle den roten Fes, die älteren sogar darüber ein mattfarbiges Turbantuch, dazu die ärmellose Leibjacke, die seltsamen, blauen, hinten pluderartig gebauschten Kniehosen und die Opalanken, die eisenzähen Lederschuhe. Die Frauen hielten sich abseits. Man sah nur aus einiger Entfernung zwischen den Hütten die großen weißen Kopftücher und die kostbaren bunten Schürzen über den dunkeln Lodenröcken leuchten. Und wenn sie auch näher gekommen wären, so hätten sie doch so wenig wie ihre Männer etwas von der Erzählung des Gendarmen verstehen können. Denn er sprach deutsch zu den Mönchen, dem Scheriatsrichter und dem Windthorster Kolonisten und berichtete jetzt, wie man den Spießgesellen des Kerls da oben, den Hadschi, bereits unschädlich gemacht habe.

Dieser Hadschi war, nach den Mitteilungen des Österreichers, bis zu den Weiden seiner Gemeinde oben in den Bergen gewandert und hatte sich in der Nähe, im einsamen Gehöft eines Bauern, verborgen. Der nahm ihn zwar auf, aber mit Angst und Zittern — denn er wußte genau, wie viel Räuber der gefürchtete österreichische General in früheren Zeiten hatte hängen lassen — und mahnte ihn bald, weiter zu gehen, und erinnerte ihn an das bosnische Sprichwort: Der Gast und der Fisch taugen am dritten Tage nichts mehr! — aber der Heiducke blieb und zauderte und zögerte, bis sein Beschützer von Moise Kabiljo, einem durchkommenden spaniolischen Händler, erfuhr, daß tausend Kronen Belohnung auf die Ergreifung des Heiducken gesetzt seien. Tausend Kronen — das war zu viel! Das war ein märchenhafter Reichtum. Dafür mußte ein Orientale in den Bergen alles tun. Der Bauer weinte bitterlich über seine Niedertracht und seinen Verrat, und sein Weib und seine Söhne und seine Töchter schluchzten mit darüber, daß sie sich so schändlich benehmen mußten. Aber dann überfielen sie auf Moise Kabiljos Anstiften den schlafenden Hadschi, und da er sich wütend wehrte, erschlugen sie ihn und trugen, weil sie einen Körper nicht so leicht über die schwindligen Ziegenpfade ins Tal schaffen konnten, seinen Kopf allein hinunter zu seinem Heimatsdorf. Dort wurde eine alte Nummer der „Neuen freien Presse“ auf dem Tisch des Knez, des Gemeindeältesten, ausgebreitet, das bleiche, grimme Haupt darauf gestellt und dann die Verwandten des Toten gerufen, um ihn anzuerkennen. Aber sie taten es nicht! Vater und Brüder erklärten: „Dieser Mann ist mir fremd!“ So dachten sie den Spaniolen und den verräterischen, immer noch vor Habgier und Reue laut heulenden Bauern um ihren Judaslohn zu prellen, bis das Weib des Hadschi kam. Die musterte starr den Kopf und lüftete dann den Schleier und machte eine Gebärde, als wollte sie nach ihm speien in Zorn und Gram.

Und der österreichische Beamte fragte rasch: „Das ist dein Mann?“ und sie erwiderte verächtlich: „. . . Nicht mein Mann . . . ein Elender . . . ein Schwächling . . . daß er sich von euch ‚Schwaben‘ hat fangen und töten lassen . . .“ Und nun wußte man amtlich: Ja — es war der Hadschi! — und zugleich hallte auch schon die ganze Hütte von wildem Wehegeschrei und grellen Klagegesängen um den toten Heiducken wieder, und die Frau warf sich zu Boden und raufte sich das Haar und verwünschte die Schwaben und den Sultan der Schwaben in Wien. Der Spaniole und der Hirt aber machten, daß sie unter dem Schutz der Gendarmen lebend davonkamen, und sie sahen dabei ganz gelb und leidend aus, weniger aus Angst als aus Gier nach den vielen harten Guldenstücken, die man ihnen nun in der Stadt auszahlen würde . . .

Das war der Hadschi gewesen. An seinen Genossen, den Hodscha oben in der Bergfeste, dachte man erst jetzt wieder, als der Gendarm endete und zugleich ein riesenhafter, greiser, in eine alte lichtblaue Jacke und Hose gekleideter Mann in den Kreis der Hörer trat. Die schmale grüne Einfassung des verschlissenen Gewandes vorn an der Brust wies auf seinen Glauben an Allah. Man hätte ihn für einen einfachen, türkischen Bauern halten können, aber dem widersprach die Ehrerbietung, mit der die Landbevölkerung vor ihm zurücktrat. Er war ihr Grundherr und Bedrücker, der Beg Ibrahim Islamovic. Weithin gehörte ihm Feld und Flur, und jedes Kind kannte ihn. Drum ging er hier schlicht, beinahe schäbig, wie einer seiner Ackerknechte, daher. In der Stadt, wo er seine Winterwohnung hatte, war das anders. Da rannte ein Vorläufer vor seiner Equipage, sein Turban erglänzte weiß in Seidenstickerei als Zeichen vollbrachter Mekkafahrt, ein kostbarer Pelz umgab den lichtblauen Seidenkaftan mit karmesinrotem Gürtel, und darunter schimmerten die schwarzseidenen Pluderhosen und die schwefelgelben Pantoffeln, daß auch jeder Ungläubige erkennen mußte, wem immer noch der größte Teil der Erde dieses von den „schwäbischen“ Giaurs besetzten Landes zu eigen war . . .

Beg Ibrahim Islamovic warf einen finsteren Blick hinauf zu seiner Kula. Der Geächtete, der da oben hauste, war ihm, dem starren alten mohammedanischen Junker, im Grunde seines Herzens ungemein sympathisch. Aber er war viel zu sehr Orientale und ein Sohn der Lüge, um seine Gedanken zu verraten und es mit den Feinden, die nun einmal das Heft in Händen hielten, zu verderben. So sagte er denn nur trocken auf serbokroatisch zu dem Obergendarmen, der Hodscha habe in seinem Landhaus keine Munition erbeuten können, denn es sei keine dagewesen. Nur die zwei Patronen, die schon in dem Gewehr staken. Davon habe er eine auf der Flucht abgefeuert. Also habe er noch eine Kugel im Lauf, und die werde auch wohl treffen, wenn es zum Sturm ginge.

Die Gendarmen zuckten nur die Achseln. Sie fürchteten den Kampf nicht. Diesen kräftigen jungen Männern, die jahrein, jahraus weltabgeschieden, klösterlich zu zehn und zwölf in einem Wachgebäude in den entlegensten Bergstraßen und Höhenpässen hausten und die musterhafte Ordnung und Sicher-

heit im Lande aufrecht erhielten, war solch ein kriegerisches Abenteuer eine willkommene Abwechslung in dem eintönigen und doch so harten und verantwortungsvollen Dienst. Aber es war strenger Befehl da, nicht anzugreifen, bis Verstärkung kam. Dann hieß es wohl: Freiwillige vor! — und einen von denen traf das Blei des Hodscha, die anderen Lob und Auszeichnung von oben . . .

Es war unheimlich still geworden unter all diesen verschiedenen Menschen, die sich allmählich scheu, immer außer Schußweite der Kula, bis zu dem Dörfchen zurückgezogen hatten oder in Gruppen, der düsteren, unvermeidlich nahenden Katastrophe harrend, an der Straße beisammen standen. Nur zwei hatten sich von ihnen getrennt. Der alte gebräunte Beg Islamovic und der bleiche brillentragende Trappist in dem langen Rotbart. Die beiden mächtigen Gestalten, der Moslim und der Mönch, hatten nichts miteinander gemein. Ohne sich auch nur anzusehen, wandelte der eine in der braunen Kutte langsam zur Rechten den Weg am Fluß wieder zurück und stieg der andere im Turban des Propheten zur Linken den steilen Pfad zu seinem Landhaus hinauf. Aber das eine fühlten sie beide, jeder in seiner Art: sie wollten nicht dabei sein, wenn da oben das Blut floß und Mensch den Menschen tötete.

Nun war der Trappist allein. Nur der Vrbás rauschte neben ihm und füllte die enge Felsenschlucht mit seinem dampfenden Wasserstaub und dem Brausen seiner wirbelnden Wellen. Ängstlich an die Klippen angeschmiegt wand sich längs seines Ufers die Straße hin, immer neue Vorsprünge und Biegungen des Berges durchmessend, so daß man oft nur zwanzig, dreißig Schritte vor sich zu sehen vermochte. An einer besonders düstern, von einem Wildbach durchströmten Seitenschlucht stand ein kleines, steinernes Kreuz. Die Köpfe dreier österreichischer Soldaten lagen da begraben, die während des Okkupationskrieges in die Gewalt der Aufständischen gefallen waren. Die Körper hatte man nie gefunden. Und der Trappist blieb stehen und faltete, ernst niederblickend, die Hände und betete lautlos für die Seelen der toten Husaren.

Und plötzlich betete jemand mit. Jemand stand neben ihm. Eine schwarz gekleidete Frauengestalt. Weiter dahinter ein Wagen, dessen nahendes Räderrollen der Lärm des Vrbás verschlungen hatte. Aus dem war sie gestiegen und zu ihm, der sie nicht sah, getreten. Jetzt blickte er auf und erkannte sie, und zwei große dunkle Augen schauten still und traurig in die seinen . . .

Er wandte sich ab und schritt wieder dem Dorf und der Kula zu, rascher als es sonst sein Brauch war, den Blick starr in die Ferne, nach dem Ausgang des Engpasses gerichtet, wie ein Fliehender, ein verstörtes Gebet auf den schweigenden Lippen: Führe uns nicht in Versuchung! Aber der Schatten der Frau ging neben ihm in dem Düster und Donner der Hochgebirgsklamm, und wenn er die Füße hastiger voreinander setzte, so tat sie es auch, und er sah, daß er sie bis dorthin, wo die Menschen waren, nicht von seiner Seite verlieren würde, und er hörte durch das Rauschen des Wildstroms an seinem Ohr ihre Stimme — leise — von Reue gequält — schmerzerschüttert:

„Ich hab dich gesucht . . . überall auf der Welt . . . ich bin von Land zu Land umhergeirrt . . . vor allen Pforten hab ich gestanden . . . um dich noch einmal zu sehen und dir zu sagen: Ich war schuldig, wie je ein Mensch . . . und hab es gebüßt wie je ein Mensch . . . verzeih mir . . . verzeih . . ."

Er schwieg.

Die heiße flüsternde Stimme neben ihm war einen Augenblick in Verzweiflung erstickt. Jetzt hub sie wieder an: „Ich habe es nicht glauben können, daß du dich hier begraben hast, bis ich es gesehen hab! Ich hab es nicht glauben können, weil ich solch Opfer nie wert war. Wie elend und armselig bin ich neben dir und bin es immer gewesen!"

Er schwieg.

„Erst, als es zu spät war, hab ich gesehen, wie verblendet und verirrt ich war, und **wer** der Mann war, wegen dessen ich dich verließ. Ich hab ihn allmählich kennen gelernt . . . ich hab ihn eines Tages ganz durchschaut . . . . mit einem Schrecken . . . . einem Entsetzen, daß ich dachte, ich müßte den Verstand verlieren, und bin von ihm geflohen und habe mich auf immer von ihm getrennt und habe angefangen, dich zu suchen, um mich nur einmal vor dir auf die Knie werfen zu dürfen. Was nur an Reue in einem Menschen wohnen kann, das bringe ich dir und bitte dich: Hab Mitleid mit mir!"

Er schwieg.

Und wieder begann sie: „Ich weiß, was dich das kostet! Du hast mir das Beste gegeben, und ich habe dich verraten und verlassen. Nun muß ich dir wie die Verkörperung alles Schlechten erscheinen und bin doch nur eine arme Sünderin . . . ein armer sündiger Mensch! Dem soll man vergeben, steht geschrieben — aus Mitleid, aus Liebe — nicht zu **mir** mehr, sondern zu allen Menschen überhaupt! Wer so viel Liebe besessen hat wie du, der wird sie nie ganz verlieren!" . . .

Sie waren am Ende der Schlucht. Oben an der Bergwand hob sich trotzig der Wachtturm, unten an der Straße standen die Menschen, bunt schimmernd in ihren Uniformen und farbigen Landestrachten des Orients. Wer den Kopf von dem umlagerten Schlupfwinkel des Hodscha auf der Felsklippe wandte und rücklings drehte, konnte sie beide sehen, das Weib neben dem Trappistenmönch. Das war undenkbar. Das war unmöglich! Ernst und ruhig hob er die Hand und gab ihr ein Zeichen, zurückzubleiben, und sie blieb scheu stehen, während er weiter zu den außerhalb der Büchsenschußweite von der Kula versammelten Gruppen schritt.

Dort hatten die Gendarmen inzwischen Verstärkung bekommen. Sie bereiteten sich zum Sturmangriff auf den bosnischen Burgstall vor, ehe aus dem allmählich dämmernden Abend Nacht wurde. Über dem Turm, im Gestrüpp der steil abschießenden Felshänge kletterten sie gewandt wie die Ziegen und nisteten sich in gedeckten Mauerplätzen ein, das Gewehr zum Gebrauch bereit, gleich Jägern vor Beginn des Treibens, und spannen ein undurchdringliches Netz um das zerfallene Gemäuer.

In dem war es inzwischen lebendig geworden. Den ganzen Nachmittag hatte der Hodscha still in der Falle gesessen und zum letztenmal seiner Heimat gedacht, der fernen, sonnenüberglühten Herzegowina, und seiner Vaterstadt Mostar, der lieblichen Oase in der fürchterlichen Wildnis wasser- und baumloser Steingebirge. Da war jetzt schon volle Sommerglut, die Blumenpracht schimmerte aus verschwiegenen Gärten und durch sie rauschten die Wasser unter Feigenhecken und Weingerank und füllten das Schweigen der verträumten, blütenduftschweren, schattigen Ruinenstadt mit dem silbernen Lachen ihrer zur Narenta niederplätschernden Strudel, und über den grasgrünen Wellen des Bergflusses spannte sich düster, altersgrau, in unwahrscheinlich kühner Wölbung das Wunder des armen Hirtenlandes, die sagenhafte Römerbrücke in ihrer schwermütigen, malerischen Schönheit, und unten am Kies, wo zwischen den Felsblöcken die hohen Pappeln standen, wehte es von bunten Kopftüchern im Abendwind und sangen die waschenden Mädchen ihr Liebeslied, und hoch oben von der Rundung des Minaretts klangen feierliche, sanfte, langgezogen in der Luft verzitternde Töne. Der weißbärtige Muezzin legte die hohlen Hände an den Mund und verkündete Akscham, den Feierabend, und rief die Gläubigen zum Gebet, und sein weißer Turban leuchtete schneeig vor dem blassen Blau des Himmels.

Der Heiduck wußte, daß er das alles nie wieder sah. Er mußte hier bleiben und streiten an dieser Stätte, die schon so viele Kämpfe zwischen Moslim und Giaur erlebt seit jenen Tagen, wo die Türken nicht weit von hier den letzten christlichen Landeskönig Stefan Tomašević enthauptet, bis zu jener

Stunde, da im Okkupationskrieg ein kühnes Häuflein Österreicher unter dem Siegesruf: „Es lebe Seine apostolische Majestät, unser Kaiser Franz Joseph!" — das Christenbanner wieder auf der Zitadelle von Jaice aufgepflanzt. Die Erinnerung an diese Zeit des letzten Kampfes und Blutes wurde jetzt übermächtig in dem wilden Hodscha. Sie begeisterte ihn. Mit schallender Stimme lärmte und sang er oben in der Kula zu dem schweigenden Tal hinab seine Sterbelieder und verfluchte die Giaurs in allen Bildern seiner glühenden orientalischen Phantasie. Mochte Banjaluka durch das Feuer zerstört werden und Serajewo durch die Pest! Mochten die Knochen des letzten der verhaßten „Schwaben" im Gebirge von den Wölfen benagt werden und in der Kirche Podmiljaca, dem heiligen, ältesten Franziskanergotteshaus im Lande, der Hodscha, der Türkenpriester, wieder den Rechtgläubigen predigen und der Halbmond siegreich prangen bis vor die Tore Wiens wie einst — dann wollte er, der Heiduck, ruhig sterben. Aber einen Christen nahm er noch mit. Drohend schwenkte er, selbst unsichtbar, seine Büchse über dem Mauerrand. In der stak seine letzte Kugel und traf . . .

Der Trappist war abseits getreten und schaute zu der Kula empor. Er hörte nicht den herausfordernden Kriegsruf des Hodscha da oben — in seiner Seele klang ein leises gläubiges Flüstern von blassen Frauenlippen nach: Wer so viel Liebe besessen hat wie du, der wird sie nie ganz verlieren . . .

Nie. Und nähme er Flügel der Morgenröte — die Liebe geht mit ihm über Land und Meer. Und wenn er weiß: es ist entweiht, es ist in den Staub gefallen und zertreten, was er einst angebetet — die Liebe spricht: Ich liebe eben doch . . . auch was voll Menschenschwäche ist und Sünde und Schuld und meiner nicht wert. Und wenn er sich in ewigem Schweigen vergrub und seinen Leib kasteite und jede Erinnerung an einst ertötete — rankte sich nicht dort am Fluß um den abgestorbenen Baum in neuem beharrlichen Grün das Schlinggewächs des Waldes? So wuchs auch die Liebe immer wieder unzerstörbar aus der Erde und umklammerte, was längst tot und verdorrt war, doch mit nimmermüder Sehnsucht und ließ nicht von ihm.

Nie. Seit er die blasse Frau da drüben als eine Tote betrachtete, lebte sie für ihn stärker als je. Je eifrig ärmer er sein Leben machte, um ihr zu entgehen, desto reicher wurde es durch sie. Mitleid hatte sie von ihm verlangt, Vergebung . . . und er konnte es ihr nicht gewähren. Denn wo Liebe ist, da ist kein Mitleid. Und diese Liebe — hilflos in ihrer Verzweiflung und ihrer Inbrunst — lebte in ihm und war bei ihm im Wachen und Fasten und flüsterte im Läuten der Glocken und dem Rauschen des Vrbás an sein Ohr und schaute ihn aus den Augen der Madonna an und blieb in ihm, so lange er lebte. Bisher hatte er immer noch gehofft, hinter den Klostermauern, in Arbeit und Gebet allmählich der Erdenlast dieser Leidenschaft Herr zu werden — jetzt, seit er sein zerstörtes Heiligenbild wiedergesehen hatte, wußte er: es war umsonst. Auch an dessen Trümmern hing bis in alle Ewigkeit sein Herz, und in alle Ewigkeit blieb sein Wandel unter den welterstorbenen Asketen eine Lüge.

Und doch hielt ihn sein Gelübde bis zum letzten Atemzug in ihrer Mitte fest. Und doch schauderte ihm vor der Möglichkeit einer Rückkehr unter die Menschen. Und doch graute ihm vor dem Gedanken, auch nur die Hand der blassen Frau da drüben noch einmal zu berühren, die ihm einst seine ganze Welt gewesen und jetzt noch dieselbe Welt in Scherben war.

Stumm stand er da. In bitterer Not. Wohin ging sein Weg? So oder so ließ sich die Bürde des Lebens nicht mehr tragen. Da kam ein Bauer quer an ihm vorbei über die Straße. Er trat zu dem schnurrbärtigen bosnischen Franziskanermönch und wies, halblaut und erregt sprechend, mit dem Finger nach der Kula, wo der Heiduck einen Augenblick sein verwildertes Haupt erhoben hatte und wieder verschwand. Dabei verschob sich der Ärmel seines Hemdes. Auf dem gebräunten Unterarm wurde das blau eintätowierte Kreuzeszeichen sichtbar, das er. wie viele Bewohner des Vrbástales, nach uralter Sitte trug.

Dies Zeichen sprach zu dem Trappisten, als lösten sich ihm plötzlich alle Schleier der Welt bis zur Erkenntnis der letzten Dinge. Christus selbst sprach daraus zu ihm. Der hatte sich nicht unnahbar vor allem Lebenden abgeschlossen, wie es die weißen Einsiedler am Ufer des Vrbás taten — er war hinausgegangen in die Welt und befreite sich vom Menschen — vom Menschen in sich und außer sich — indem er für die Menschen starb. Die Liebe ward zum Opfer des eigenen Lebens für fremdes Wohl . . .

So ließ auch jetzt, wie der Mönch dastand und sann, verlorene und verirrte Liebe sich von dem Erdenrest, an dem sie haftete, lösen und läutern durch die Hingabe des Ich. Da unten traten jetzt die Gendarmen, die den Sturm unternehmen wollten, zusammen. Sie waren stumm und ernst. Denn einer aus ihrer Schar mußte fallen, ehe die Sonne sank. Und sie alle lebten so gern, sonnenverbrannt und rotwangig, junge kräftige Männer, die von der Zukunft noch ihr bißchen Glück, wie sie's verstanden, erhofften — ein kleines eigenes Heim und Haus und Weib und Kind und Kindeskinder — was sich der Mensch ersehnt — worin er sein eigenes bescheidenes Dasein überdauert und sein Scherflein beiträgt zum Weiterwerden der Welt — ihnen allen war das noch vergönnt — nur einem nicht . . .

Plötzlich ging der Trappist ruhig an ihnen vorüber und auf die Kula zu. Die ehrfürchtige Scheu vor seiner Kutte war zu groß, als daß gleich jemand gewagt hätte, ihn zurückzuhalten. Man wußte gar nicht, was er wollte. Man starrte ihm verblüfft nach. Seine Gestalt war hochaufgerichtet. Der Bergwind fuhr auf ihn nieder und wehte durch seinen mächtigen, ergrauenden Rotbart, und er stieg dem Wind entgegen, den Hang hinauf, zu dem Hodscha.

Jetzt erschien der oben. In ungläubigem Hasse starrte er, der Türkenpriester, auf den Christenmönch, den Mann, in dem sich ihm alles verkörperte, was wider Allah und die Seinen stritt. Und dieser bleiche Mann kam näher und näher heran. Er hatte den Hut abgelegt. Barhaupt schritt er von Fels zu Fels höher, mit ruhig niederhängenden Armen, und als jener oben in wütendem Grimm seine Büchse anlegte, da zuckte es nicht unter den Brillengläsern in seinen starren grauen Augen und in seiner Haltung war die Weihe: Siehe . . . ich geh' gen Golgatha . . .

Jetzt erst machten die unten sich die Gefahr klar. Plötzlich setzten sich die Gendarmen in Lauf und stürmten heran. Aber schon leuchtete von der Kula ein rotgelber Feuerstrahl, und der Donner des Schusses verrollte grollend in den Klüften. Es schien zuerst, als wäre der Mönch unverletzt. Er war stehen geblieben. Dann setzte er sich auf den nächsten Felsblock neben sich und sank dann langsam von da hinab auf das Gras der Halde . . .

Es war kein Schmerz in seinen Zügen, als ihn die anderen erreichten und an ihm vorbei in die Kula eindrangen, um den nun waffenlosen Hodscha festzunehmen. Aber der Mönch antwortete auch jetzt auf keine Frage der ihn Umstehenden. Er schwieg im Leben wie im Tode. Nur seine Augen schauten unruhig in das Tal, als suchten sie dort noch etwas vor dem Scheiden.

Und es kam. Eine Frau kam von dort herauf. Sie kniete neben ihm nieder. Ihr verstörter, tränenheißer Blick bat noch einmal: Verzeih! Da reichte er ihr stumm im Sterben die Hand, und sie wußte: er hatte ihr vergeben, als ein armer Mensch dem anderen — und warf sich weinend über den, der nicht mehr war . . .

Bilder aus der Gegenwart

Kaiser Franz Joseph I. von Österreich begeht am 18. August die Feier seines fünfundsiebzigsten Geburtstages, und weit über die Grenzen Österreich-Ungarns hinaus einigen sich an diesem Tage die Herzen aller Deutschen in dankbarem Gedenken und frohem Wünschen für den greisen Fürsten, der trotz der hohen Zahl seiner Jahre als unermüdlicher pflichttreuer Regent die Geschicke unseres Nachbarstaates lenkt. Arbeit und Treue, das sind die beiden Worte, die Kaiser Franz Josephs Leben zu erschöpfen scheinen, denn was an schwerem Leid, an Bitternis und an Weh ihm auch die Vorsehung auf seinen Lebensweg säte, an seiner Arbeit, die dem Wohle seines Volkes dienen sollte, an seinem treuen Festhalten an deutscher Art, deutscher Sprache und deutschem Wort hat er sich stets aufs neue aufgerichtet — die Pflichten gegen die Allgemeinheit, die ihm sein Beruf auferlegte, höher stellend als altes Leid, das ihn persönlich traf. So steht der greise Kaiser an dem Tage, an dem sein Leben drei Vierteljahrhunderte vorüberfließen sah, ehrwürdig wie kein anderer von seinen Zeitgenossen auf den Thronen vor uns. Seit er in sturmbewegter Zeit, im Dezember des schweren Jahres 1848 seinem Oheim, dem Kaiser Ferdinand I. als Kaiser von Österreich und König von Ungarn in der Regentschaft folgte, ist er ein Fürst des Friedens gewesen, der nur, wenn äußere Ereignisse unabweislich zur blutigen Entscheidung zwangen, die Völker seiner Länder auf das Schlachtfeld rief; dem inneren Ausbau seines Reiches, der inneren Festigung hat seine Lebensarbeit gegolten, und was er auf diesem Felde errang, das mag die Geschichte ihm dereinst viel höher werten als blutige Siege unter dem Donner der Kanonen. Daß freilich in dem vielfältigen Zwiespalt, den die nationale Sonderbündelei innerhalb von Österreich-Ungarns Grenzen immer wieder aufs neue schürt, die letzte Einigung und Klarheit nicht errungen wurde, das mag des Kaisers schwerste Sorge auch an dem Tage seines Jubelfestes sein. Vielleicht ist es ihm dann ein Trost, daß alle die, die sich in solchem Kampfe befehden, doch einig sind in ihrer Dankbarkeit und Liebe zu ihm, dessen lautere Tüchtigkeit sie alle fühlen und verehren. Mögen dem Kaiser von Österreich noch ungezählte Jahre freudigen und erfolgreichen Wirkens beschieden sein zum Wohle seiner Lande und zum Wohle des Deutschtums auf der ganzen Erde!



Franz Joseph I.

Kaiser von Österreich, König von Ungarn.

Geschwindigkeiten in der Natur. Wenn wir im gewöhnlichen Leben Geschwindigkeitsgrade ausdrücken wollen, so pflegen wir zur Vergleichung Geschwindigkeiten in der Natur heranzuziehen, ohne jedoch von diesen Geschwindigkeiten — wir sagen z. B. schnell wie der Wind, langsam wie eine Schnecke — eigentlich eine gute Vorstellung zu haben. Dank der Entwicklung der Naturwissenschaften sind wir aber heute in der Lage, solche Geschwindigkeiten in der Natur und im Menschenleben ziemlich genau zu messen. Wir wissen z. B., daß die Schnecke in der Minute nur 3 Zentimeter (auf 1 Zentimeter Fußlänge) vorwärtskriecht, und daß der Wind im günstigsten, bisher beobachteten Falle 14 Kilometer in der gleichen Zeit zurücklegt. Noch einige andere derartige Messungen mögen hier mitgeteilt sein. Unser Kopfhaar wächst nach den Beobachtungen Pohls bei einem Manne im besten Alter monatlich um 15 Millimeter, bei einem Greise aber nur noch um 11 Millimeter. Die Keimwurzeln von Lupinen und Erbsen wachsen nach Köppen bei normaler Temperatur in zwei Tagen um 11,6 bezw. 8,3 Millimeter, bei Treibhaustemperatur jedoch um 54,1 bezw. 53,9 Millimeter. Ein Rennpferd legt in der Minute etwa 850 Meter zurück, unsere schnellsten europäischen Eilzüge (Strecke London-Aberdeen) 1980 Meter. Viel bedeutender sind die Anfangsgeschwindigkeiten der modernen Geschosse. Krupps 34 Zentimeter-Kalibergeschütz z. B. wirft eine Kugel auf 30 Kilometer Zielweite mit einer Geschwindigkeit von anfangs 1200 Metern in der Sekunde oder 72 000 Metern in der Minute! Noch gewaltiger ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Sprengstoffe; bei der Pikrinsäure beträgt sie 6500 Meter und bei einer Dynamitart gar 7700 Meter in der Sekunde! Was wollen aber diese Geschwindigkeiten gegen die der Gestirne besagen. Unsere Erde dreht sich mit einer Geschwindigkeit von 29 600 Metern, der Merkur mit einer solchen von 47 560 Metern in der Sekunde. Auf der berühmten Yale-Sternwarte wurde eine Sternschnuppe beobachtet, die 111 200 Meter in der Sekunde durchsauste. Vollends unfaßbar werden diese Geschwindigkeiten in der Natur, wenn es sich nicht mehr um die Fortbewegung von Massen, sondern solcher Naturkräfte wie Licht und Elektrizität handelt. Das Licht legt nämlich in der Sekunde 300 000 000 Meter, die Elektrizität im Kupferdraht (nach neueren Messungen) sogar 450 000 000 Meter zurück.

Julius Stinde, der herzenskundige Dichter, dessen behaglicher wohltuender Humor dem deutschen Volke innig vertraut ist, ist am 5. August, kurz vor seinem 64. Geburtstag, einem Herzschlag erlegen. Als Sohn eines holsteinischen Landpredigers am 28. August 1841 geboren, studierte Stinde Chemie und betätigte sich praktisch wie schriftstellerisch



V. Scheurich, Berlin phot.

Dr. Julius Stinde †.

in dieser Wissenschaft, die er bis an sein Lebensende in geistvollen Artikeln weitesten Kreisen verständlich zu machen suchte. In Hamburg wurde Julius Stinde, der mit warmem Herzen und klarem Kopf im Leben stand, der Literatur gewonnen. Aus seinen Studien des Hamburger Volkslebens gingen eine Anzahl Volksstücke hervor, die Freuden und Leiden des Hamburgers in glücklicher Mischung von Ernst und Scherz schilderten. Die Kernnatur des jungen Dichters, die auf die scharfe Beobachtung der Verkehrtheiten der Zeit gerichtet war, wandte sich jedoch bald der Satire zu. In kleinen töstlichen Schriften ironisierte er literarische und wissenschaftliche Moden — so die Ibsenianer im „Torfmoor" — und jetzt ward der Name Stinde weit über Hamburg hinaus bekannt. Den größten Erfolg aber hatte der Dichter, als er in seiner „Familie Buchholz", deren erste Schilderung vor 22 Jahren erschien, das Kleinleben des Berliner Bürgertums in erquickend lebenstreuen Gestalten und Zuständen humoristisch schilderte. Das war ein so glücklicher Griff ins volle Menschenleben, wie ihn die deutsche Literatur seit Reuter nicht gesehen hatte. Immer wieder wollte man von der prächtigen Frau Wilhelmine Buchholz hören, die so vernünftig dachte und handelte und dabei ein so warmes Herz hatte. Stinde entsprach diesem Verlangen, und er ließ die Frau Buchholz nicht in Berlin bleiben, sondern auch nach dem Orient reisen, wie denn die originelle Dame sich der Welt zuerst in einer Reise nach Italien vorgestellt hatte. Nichts, was Stinde danach geschrieben hat, reicht an die humoristische Kraft, an die erfrischende Lebenswahrheit dieser Gestalt heran, die sich einen Platz in der Weltliteratur erworben hat. Die Persönlichkeit dieses warmherzigen, lebensfreudigen Dichters wird allen denen, die ihn kennenlernten, unvergeßlich sein. Ein Feind alles Unechten, Unwahren, Gekünst das er in edlem Zorn und mit scharfem Witz bekämpfte, ein Fr der Natur und jener Kunst, die nicht im Häßlichen, so im Schönen ihre Betätigung sucht, ein liebenswürdiger Gesellsch der für den Moment in packender Rede stets das rechte Wort eine prächtige Kernnatur in dieser Zeit, die so viel Schein Wesen nimmt — das war Julius Stinde, dem seine Nation zeit ein treues Andenken bewahren wird.

Bilder aus Deutsch-Südwestafrika. Zu Gibeon im Land Hottentotten steht das kleine einstöckige Haus. Jetzt ersetzt es Binsenhütte, das Zelt der Nomaden, in der früher das leichtbe liche Völkchen hauste. Der Hottentott ist kein Stubenmensch. Nu Nacht verbringt er im Hause und sucht in ihm Schutz bei dem in Heimat nicht gerade häufigen Regenwetter. Sonst hält er sich im F auf. Unter dem Schatten des Baumes, der älter ist als die Steint hockt jetzt eine Schaar Hottentottenmädchen. Auch an ihnen merkt den äußerlichen Einfluß der Zivilisation; ihre älteren Geschwister noch fast nackt umher; diese Kleinen tragen Jäckchen und Röckchen bunte Kopftücher. Europäischen Ursprungs ist auch der Bleche der allmählich den althottentottischen aus Binsen geflochtenen aus Leder genähten verdrängt hat. Aber an einem uralten H gerät machen sich die Kleinen noch zu schaffen. Da ist der große p Stein, die Mühle der Urvölker, denn auf ihm werden mit einem ru Reibestein allerlei harte Nahrungsmittel zerkleinert. Dem mode Hottentotten, der dem Kaffeegenuß leidenschaftlich ergeben ist, ersetz jetzt vielfach auch die Kaffeemühle. Aber mit den kostbaren Bol hantieren die Mädchen nicht. Ohne Zweifel zerreiben sie die trocknete Khabawurzel zu Pulver. Auf dieses Mehl wird später in W aufgelöster Honig gegossen und das Ganze der Gährung überlassen. drei Stunden ist dann ein Getränk fertig, das eine Art Honig darstellt und von den Hottentotten Khario genannt wird. Das t



Hottentottenmädchen zu Gibeon.



Farm in der Nähe von Karibib.

Aus Deutsch-Südwestafrika.

gewordene Bier wird meist frisch getrunk seltener zieht es der Hottentott auf Flasch die fest verkorkt werden müssen, da d Getränk stark moussiert. Es hat Farbe u ungefähren Geschmack vom Weißbier. In das Hereroland versetzt uns das and Bildchen. Die schlichten, aber schmuck Gebäude zeigen gleich an, daß es sich u das Heim eines weißen Mannes hande Es ist eine Farm in der Nähe von Kar bib, die in den stürmischen Kriegszeit vor Zerstörung verschont wurde. Eine sta liche Viehherde, die gerade an der Wasse stelle getränkt wurde, bildet den malerisch Vordergrund. Hoffen wir, daß, wenn d Frieden wieder in das Land eingezogen l viele solcher Farmen das Auge des Reise den in unserer so schwer geprüften Kolon erfreuen werden.

Ein Linienschiff aus der Vogelschau. Selten nur bietet sich dem Laien Gelegen heit, ein Schiff aus der Vogelschau z betrachten, und dabei ist es ein hochinte essanter Anblick, wie unser Bild zeigt, da

die „Mecklenburg“, eines unserer neuen Linienschiffe, im Kaiser-Wilhelm-Kanal beim Passieren unter der Hochbrücke von Levensau, unweit der Schleusen von Holtenau, darstellt. Scharf wie ein Messer nimmt sich der Bug des mächtigen Schiffes aus, an dessen beiden Seiten oben die schweren Anker bis hart an die Bordwand geholt sind, gehalten von den riesigen Ketten, die durch die mit Deckeln verschlossenen Decksklusen über das Vordeck bis dicht vor den vorderen Geschützturm laufen, wo sie, um das Ankerspill (Maschine zum Lichten) sich windend, unter Deck in den Kettenkasten verschwinden. Hoch über die Köpfe der an Deck stehenden Mannschaften ragen aus den Öffnungen des gewaltigen Panzerturms die Mündungen der Geschütze hinweg, an deren Rohren deutlich die Absätze der ringförmigen Verstärkungen gegen den Druck der Pulvergase nach hinten zu erkennbar sind. Auch aus den Ausbuchtungen zu beiden Seiten der Bordwand ragen Rohrmündungen hervor, wenn auch von viel geringerem Kaliber. Hinter dem vorderen Panzerturm erheben sich die beiden Kommandobrücken, auf deren unterer sich eine Anzahl Signalgasten und andere Leute vom Steuermannspersonal aufhalten. Die beiden dachartigen, mit Fenstern versehenen Erhöhungen an den Seiten der Brücke dienen zum Ausguck bei schlechtem Wetter, besonders wenn Schnee, Regen oder Hagel das Öffnen der Augen ohne Schutz verbieten. Auf der kleineren oberen Kommandobrücke steht in der Mitte ein Matrose am Dampfsteuerapparat. Auf seine Ausbildung und Geschicklichkeit im Steuern kommt sehr viel an, zumal beim Durchfahren eines Kanals, wo ein klein wenig Ruder zu viel nach der einen oder anderen Seite das Schiff unfehlbar an der Böschung zum Stranden bringt. Hier oben halten sich während der Durchfahrt auch der Kommandant, der Navigationsoffizier und der Lootse auf. Zu beiden Seiten hinter der Kommandobrücke hängen an Davids (eisernen Trägern) die Seitenboote, Kutter und Jollen, während mittschiffs die schwereren Dampfbeiboote auf besonderen Trägern stehen. Hoch über alles das hinaus ragt gleich hinter der Kommandobrücke der Fockmast mit dem Gefechtsmarsstenge und den Signalraaen. Wer in den durch ein Schutzschild kastenartig geschlossenen Mars hinauf will oder muß, steigt inwendig in dem hohlen Mast eine Wendeltreppe hinauf. Im Gefecht würde sich von hier hoch oben ein Regen von Geschossen aus Maschinengewehren ergießen, hauptsächlich zur Abwehr von Torpedobooten. Nicht ganz so hoch wie der Mast lugt hinter diesem ein Stück des vorderen Schornsteins hervor, der an Umfang den Mast bedeutend übertrifft und sich an seinem oberen Ende die als Unterscheidungsmerkmal dienenden Streifen gefallen lassen muß. In der eigenartigen Verkürzung des Schiffes auf dem Bilde scheint der sich schattenhaft erhebende Großmast unmittelbar am Fockmast zu stehen, in Wirklichkeit ist es aber ein ganzes Stück Wegs bis dorthin und ebenso von dort bis zum Heck, das hier durch die nur undeutlich sichtbare Kommandobrücke verdeckt wird. Schier puppenartig nehmen sich die Menschen an Bord aus, aber die Puppen haben ihr Schiff gut im „Trimm“, so daß man ihnen hoffentlich recht bald noch größere baut und anvertraut.



Arthur Renard, Kiel, phot.

Das Linienschiff „Mecklenburg“ im Kaiser Wilhelm-Kanal
von der Levensauer Hochbrücke aus aufgenommen.

Blätter und Blüten

Die Mundpflege beim Säugling. Man hat von jeher der Mundpflege des Säuglings eine große Bedeutung beigelegt. Mütter und Pflegerinnen bringen dabei oft einen großen Eifer an den Tag und rühmen sich, daß sie dem Kinde nach jeder Mahlzeit den Mund recht tüchtig auswischen. In der Tat scheint eine solche Pflege nötig zu sein. Man bemerkt ja häufig, daß im Munde des Säuglings sich krankhafte Erscheinungen zeigen. Da bilden sich „Schwämmchen“, gewisse Sproßpilze, namentlich der Soorpilz, siedeln sich auf der Schleimhaut der Zunge, des Zahnfleisches und der Wangen an und entwickeln sich zu auffallenden weißen Pilzrasen; sie dringen manchmal bei Vernachlässigung der Krankheit bis in die Speiseröhre hinein, behindern das Saugen und Schlucken und können sehr ernste Beschwerden hervorrufen. Oder es entstehen im Munde des Kindes an Hervorragungen der Gaumenwölbung kleine Geschwüre, die sogenannten Aphthen. Um diese Erkrankungen zu verhindern, reinigt man also fleißig den Mund, indem man ihn mit einem Läppchen auswischt. Nun hat aber die ärztliche Erfahrung gelehrt, daß die Soorpilze die gesunde Mundschleimhaut nicht befallen; erst wenn diese erkrankt ist, wenn sie Abschürfungen, Risse aufweist, siedeln sich an diesen wunden Stellen die Pilze an. Diese Verletzungen der zarten Mundschleimhaut des Säuglings werden aber gerade durch fleißiges und energisches Reinigen verursacht: man scheuert mit dem Läppchen die schützende Schicht der Schleimhaut ab, und Geschwürchen sowie Ansiedlung der Soorpilze bleiben dann nicht aus. Der Wiener Professor Dr. Max Kassowitz berichtet dazu in seinen volkstümlichen Vorträgen über Gesundheitslehre des Kindesalters, die im „Wissen für Alle“ veröffentlicht wurden, daß man in der Prager Findelanstalt das bis dahin übliche Reinigen der Mundhöhle in einigen Sälen streng untersagte, während in den anderen Sälen der alte Brauch vorläufig noch beibehalten wurde. Da zeigte es sich, daß die Geschwürchen bei den nicht gereinigten Kindern vollkommen ausblieben, bei den gereinigten aber in der gewohnten Häufigkeit auftraten. Natürlich verbietet man jetzt infolge dieser Erfahrung das Auspußen des Mundes bei Säuglingen aufs strengste und fährt ganz gut dabei. Auch andere hervorragende Kinderärzte pflichten dieser Ansicht bei und empfehlen eine recht schonende Mundpflege. Es genügt, wenn man den Mund einmal am Tage reinigt, und man soll dazu nicht Leinwandläppchen, sondern einen Bausch Verbandwatte benutzen. Der zahnlose Mund des Säuglings enthält auch keine Unreinigkeit, erst wenn der Mund sich mit Zähnen gefüllt hat, tritt der Zeitpunkt der eigentlichen Mundpflege ein. Das gilt natürlich von Kindern, die zweckmäßig verpflegt werden. Steckt man ihnen zur Beruhigung den Zulp in den Mund, dann kommt es allerdings zu allerlei Zersetzungen, und die Pilze bleiben nicht aus.

Die einheimischen Negergesänge beginnen unter dem Einfluß der eindringenden Weißen zu verschwinden und machen europäischen Liedern und Tingeltangelweisen Platz. Das ergibt sich aus einer Mitteilung von Emil Torday über den Gesang der Baluba am Moerosee. Die Soldaten der verschiedenen Völker, die sich jetzt in den Besitz Afrikas geteilt haben, bringen überallhin ihre heimischen Weisen mit und lehren sie die Schwarzen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Gesang „O Lupembe“, der an den Stanleyfällen zu Ehren des dort residierenden Majors Lothaire entstand und heute durch das ganze Gebiet des Kongostaates gesungen wird. Es ist schwer, die einheimisc Melodien noch zu sammeln, und der Europäer hört sie gewöhnlich auf der Reise, wo meist Marschlieder gesungen werden. Sie beste stets aus einem Rezitativ mit nachfolgendem Chor und werden v dem Mann improvisiert, der die kräftigste Stimme besitzt, keineswe immer die beste. Doch gibt es einige durch ihren schlagenden bekannte Sänger, denen dann von selbst die führende Rolle unter Karawanensängern zufällt. Der Europäer, dem die Karawe gehört, ist meistens der Gegenstand des Gesanges, und alle möglic Ehren werden auf ihn gehäuft. Ist er auch der friedliebendste Men so erscheint er doch in den Gesängen als fürchterlicher Krieger, Hunderte schon getötet hat; ist er auch spindeldürr, so wird er doc Koloß geschildert; er Löwen, Elefanten erschlag er ißt für zwei und tr für drei und hat einen ga zen Haufen Weiber. A hat er alle Länder sch durchreist. Übertreibung stets die Hauptsache. Tord hebt hervor, daß die Ha monisation der Chöre st tadellos ist, und wenn ein falsch singt, er gleich v den Kameraden verbess wird. Die Noten einig Marschgesänge werden m geteilt. Man findet unter d Schwarzen fast nur Teno stimmen von geringem Um fange. Baritone sind s selten, und der Verfasser h niemals einen echten B gefunden, ebensowenig ken er ein Negerweib, das ein schöne Stimme hätte; i singen alle in der Keh Brusttöne kennen sie nic Die Tage des einheimisch Gesanges sind, wie obe bemerkt, gezählt, da d Zivilisation sie fortfegt. D Koch Tordays, der b Missionaren erzogen word war, sang den ganzen Ta über Gounods „Ave Mari und Haydns „Tantum er go“, und die Soldate bringen Gassenhauer un Tingeltangellieder, welche d alten Negergesänge ve drängen. Dr. S



Prunkkrug aus Porzellan mit Silen und Diana.

Schnecken als Nah rungsmittel. Nicht nu bei vielen Wilden und b den Feinschmeckern des alte Rom, sondern auch da ganze Mittelalter hindur sind Schnecken eine belieb Speise gewesen. In gan Deutschland, in Frankreic Spanien, Italien gehörte besonders die großen Weinbergsschnecken zu den erlaubten und beliebte Fastenspeisen. Besonders die Klostermönche hielten sich damals groß Schneckengärten, die meist auf Inseln von Wasser umgeben lagen, un der erforderlichen Menge dieser Fastennahrung stets sicher zu sei und den Nachwuchs zu befördern. Reste und Anzeichen solcher alte Schneckengärten werden noch heute vielfach gefunden. Auch in de Gegenwart hat das Verzehren von Schnecken als Leckerbissen, in ge kochtem und gebratenem Zustande, noch nicht aufgehört. Wien ver braucht deren eine große Menge, und in Paris sollen jährlic 20000 Zentner Schnecken, meist in Burgund gezüchtet, gegessen werden Die süddeutschen und schweizerischen „Schneckenbauern“ erzielen kei eigene Nachzucht, sondern sammeln jährlich im Freien die zwei jährigen Tiere, die zum Besetzen ihrer Gärten erforderlich sind un mit Salat, Kohl, Klee und dergleichen herangemästet werden. End Oktober werden die Tiere, die durch Lagen dicker Moosstreu am Verkriechen im Boden verhindert werden, gesammelt. Sie habe sich inzwischen eingekapselt und werden in großen, frostfreien Keller hoch aufgeschichtet, um später nach Bedarf in hölzernen Fässer verpack zum Versand zu kommen. Bw.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

...eien ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.;** mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

D... Leute, die zu Grödig vor den Häusern standen, sahen ... verwundert nach. Ein junger, schmucker Bursch, hoch ...en und schlank, an allen Gliedern von Gesundheit ...d, mit Schultern, die gemacht schienen, um auch das ...e leicht zu tragen — und dazu ein Gesicht, erschöpft ...leich, mit verstörten Augen, wie das Gesicht eines Kranken, ... Stunde mehr zu leben hat und in den Phantasien ... Todesfurcht nur immer die offene Grube sieht.

Und Schritte machte er wie ein Flüchtling, hinter dem der Blutbann her ist.

So lange sie ihn sahen, guckten ihm die Leute nach und schüttelten die Köpfe und blickten über die nach Salzburg führende Straße hinaus, von wo er gekommen war.

„Mensch,“ sagte ein alter Bauer über die Gartenplanke hinüber zu seinem Nachbar, „der hat entweder ein böses Stück getan oder will eins tun!“



Rabenkinder.

„Kann auch der Beste sein!“ meinte der andere, ein Schmied in rußigem Schurzfell, hager und gebeugt, mit tiefliegenden Augen in einem verbitterten Gesicht. „Heutigentags muß oft einer rennen, auf den unser Herrgott herunterschaut mit guten Augen! . . . Was ist mein Mädel für ein braves Ding gewesen!“ An den Wimpern des Schmiedes glitzerte was.

Der alte Bauer machte scheue Augen und setzte das Gespräch nicht fort. Er lehnte sich über den Zaun und guckte dem jungen Menschen wieder nach. „Der muß ein Jäger sein!“

Das war am Weidgehenk und an der grünen Tracht nicht schwer zu erraten. Und auf der Hubertuskappe saß die Reihenfeder, die nur der weidgerechte Jäger tragen durfte, der über das Meisterstück seiner grünen Zunft hinaus war. Wie schmuck das aussah: dieser junge, schlanke Körper in den wehenden Pluderhosen und in dem kurzen, schmiegsamen Spencer, über den sich der weiße Leinenkragen breit herauslegte!

Vor dem letzten Haus des Dorfes stand eine junge, mollige Dirn beim Brunnen und wusch. Die sah den Jäger kommen, und sie schien ein leichtentzündliches Herz zu haben. Am erwartungsvollen Glanz ihrer Augen war's zu merken, wie gut ihr der Fremde gefiel. Sie trocknete die Hände an der Schürze und richtete was an ihrem Haar, als wäre sie überzeugt, daß diese Begegnung ohne lustigen Plausch nicht abgehen würde.

Aber der Jäger schien sie gar nicht zu gewahren. Er wollte vorüberstürmen. Und da sah das Mädel erst, wie entstellt und bleich sein Gesicht war. Ihr Wohlgefallen schlug in Barmherzigkeit um. „Jesu mein!“ Sie rannte auf die Straße hinaus und faßte den Jäger am Arm. „Bub? Was ist denn mit dir? Bist krank?“

Wie einer, der nicht weiß, was mit ihm geschieht, und erst seine Sinne sammeln muß, so sah er das Mädel an.

Die stumme Sprache seines Gesichtes schien in der Dirn das Gefühl des Erbarmens noch zu steigern — ein kräftig gebildetes Jünglingsgesicht, die Wangen umkräuselt von einem jungen, dunkeln Bart, mit braunen Augen, so nußbraun wie die leicht gekrümmten Haarsträhne, die, von Schweiß durchfeuchtet und mit Staub behangen, dick unter der grünen Kappe herausquollen.

Weil er in seiner Verlegenheit so stumm blieb, rüttelte das Mädel seinen Arm. „So red doch, Bub! Bist krank?“

Der Jäger schüttelte den Kopf. Doch er atmete auf, als hätte ihm der gutherzige Klang dieser Stimme wohlgetan.

„So geh, komm mit herein ins Haus! Ich gieß dir einen Trunk auf mit einem Tröpfl drin, das gut ist für allerlei Weh!“ Als die Dirn das gesagt hatte, erschrak sie und blickte flink nach allen Seiten, ob niemand in der Nähe wäre.

Stumm befreite er seinen Arm.

Und das Mädel, ein wenig eingeschüchterl, sagte zu ihm: „So red doch ein Wörtl! Und bist nur müd, so komm und laß dir ein Bröckl Zehrung geben! Ist niemand im Haus als die Mutter und ich.“

Wieder schüttelte er den Kopf. Aber die Verstörtheit, die in seinen Augen flackerte, schien sich zu lösen. „Vergeltsgott!“ sagte er freundlich. „Bist eine gute Dirn, du!“ Dabei hatte er dem Mädel die Hand gereicht. „Dich soll der Himmel hüten!“ Schwer atmend wandte er das Gesicht und blickte über die Straße zurück, gegen Salzburg.

Es war ein schöner Frühlingstag mit reiner Sonne, die aus der Mittagshöhe über den Untersberg herunterlachte auf das junge Grün der Wiesen und Felder. Am blauen Himmel nicht ein einziges Wölklein. Und dennoch lag es da draußen über den tausend Dächern von Salzburg und über den stolzen Zinnen der Bischofsfeste wie ein trüber, schwerer Dunst. Keine Wolke. Das war anzusehen, als wäre in der windstillen Luft der Rauch einer großer Brandstatt über den Dächern hängen geblieben.

Dem Jäger lief ein Schauer über den Nacken. Und wieder war in seinen Augen dieser entsetzte Blick.

„Bub?“ stammelte das Mädel. „Was ist denn mit dir?“

Wie von Ekel gewürgt, befreite er seine Hand, hatte kein Wort mehr, keinen Gruß, und eilte auf der Straße davon, den Bergen zu.

Als er den Wald erreichte, der sich vom Untersberg auf steilen Gehängen niederschwang zu den ebenen Feldern, blieb er stehen. Er wollte sich nicht umschauen. Doch er mußte! Und als er über der Stadt da draußen dieses Dunkle wieder sah, das in den Lüften um diese große Wohnstatt der Menschen hing wie ein Riesenvogel mit grauem Gefieder, schlug er die Hände vor die Augen, sprang von der Straße in den Schatten des Waldes, tief hinein, wie ein Irrsinniger, warf sich zu Boden und drückte zitternd das Gesicht ins Moos.

Aber die Bilder, die ihn verfolgten, ließen sich nicht ersticken, nicht verjagen. Sie blieben vor seinen Augen hängen, wie der Rauch da draußen über den Türmen. Er dachte an alles, was ihm lieb und schön war an seinem jungen Leben. Aber keine Freude, an die er sich erinnerte, kein Schönes, an das er sich zu denken zwang, verscheuchte ihm das Grauenvolle dieses Morgens. Immer sah er die quirlenden Wollen des schwarzen Rauches, die schürenden Freimannsknechte in ihren roten Wämsern, die lodernden Scheiterhaufen und an den Feuerpfählen die vier brennenden Menschen. Immer sah er dieses junge Mädchen in den Stricken hängen, sah, wie das Hexenhemd und das rote Haar zu einer schnellen Flamme wurde und wie für einen Augenblick der nackte, schöne Leib erschien, bevor ihn das Feuer ganz umschleierte. Und immer sah er das: wie der Kopf der alten Frau in die Luft flog, als die Pulvertasche explodierte, die man ihr aus Gnade zur Erleichterung des Feuertodes um den Hals gebunden. Und immer sah er dieses Kind — ein siebenjähriges Mädchen, das in seiner Marter nur einen einzigen Schrei noch hatte: „Mutter, hilf mir!“ — und dann in Ohnmacht fiel und stumm verbrannte.

„Ein Kind! Wie kann man ein Kind verbrennen! Ein Kind!“

Das Grausen verstörte ihm alle Sinne. Und wie er sich hingeworfen hatte, so blieb er liegen, mit verhülltem Gesicht, wohl eine Stunde lang. Die warmen Sonnenlichter, die durch das junge Laub der Buchen fielen, zitterten um seinen schlanken Körper. Der grüne Moosgrund war bunt in Farben gesprenkelt von wilden Veilchen, blauen Glockenblumen, roten Steinnelken und gelben Aurikeln. Ein goldenes Leuchten war in allen Dingen, in den leise schwankenden Wipfeln, in allem Laub, auf den Rinden der Bäume, am Himmel, der mit hundert blauen Augen niederschaute, und auf jedem Stein, der seine harten Kanten aus dem Moos herausschob in die Sonne. Auch aller Schatten hatte noch Glanz und Wärme. Mit sanfter Murmelstimme floß ein kleiner Bach in der Nähe vorüber — und manchmal wußte man nicht, ob das die kleinen Wellen waren, die so fein und heimlich schwatzten, oder die Zwitscherstimmen der vielen Meisen, die in erregter Hast und Freude um alle Bäume huschten. Wie alles miteinander blühte, wie alles zusammenklang und ineinander leuchtete, war es ein wundersames Lied, das der Frühling summte an diesem schönen Tag.

Der Jäger hatte sich aufgerichtet und saß an einen Baum gelehnt, die Arme um das Knie geschlungen. Der warme, blühende Reiz, der ihn umringte, hatte den Sturm seines Innern beruhigt und das quälende Grauen von seinen Gedanken gelöst. Immer lauschte er dem Gewisper der kleinen Vögel und sah dem huschenden Spiel der Meisen zu, deren winziges Leben nichts anderes zu kennen schien als das Glück der Freiheit und die Freude an der Sonne.

„Wie klug das Gewild ist!“ sprach er leise vor sich hin. „Wie viel klüger, als die Menschen sind!“

Dann sprang er auf und ging auf den kleinen Wildbach zu. Wie schön das war, dies Schimmern und Gefunkel der klaren, hurtigen Wellen, die sich durch keinen hemmenden Stein in ihrem Weg beirren ließen und hellen Glanz über all den welken Unrat gossen, den der Winter in den Bach geschleudert.

Lange stand er und blickte immer hinein in dieses reine Gleißen und Glitzern. Er trank aus der hohlen Hand. Und ließ sich auf die Knie nieder. Und wusch das Gesicht und das verstaubte Haar. Und schüttelte sich, daß von den feuchten

Er wartete einen Augenblick.

„Ist irgend etwas zwischen euch geschehen?“ fragte er dann.

Seine Stimme war ernsthaft, aber nicht hart. Ein brennender Wunsch faßte das Mädchen plötzlich, sich auszusprechen, all ihr Glück vor ihn hinzuschütten, ihm zu sagen: Freu dich mit! Er war doch ihr Bruder, der nächste Mensch, den sie hatte!

Sie sah ihn offen an. „Es war gestern Abend, oben auf deiner Stube. Wie es kam, weiß ich selbst nicht mehr. Es war auf einmal —“ sie brach plötzlich mitten im Satz ab, „ach, Ludwig, ich bin ja so glücklich!“

Er war ein paar Sekunden still.

„Also wirklich. Ich hoffte immer noch, ich hätte mich geirrt,“ sagte er dann langsam.

Das Mädchen hob den Kopf. „Ludwig! Weiter sagst du mir nichts? Ich dachte, du solltest dich freuen!“

„Mich freuen?“ Er war ein paar Mal unruhig durch die Stube gegangen, jetzt blieb er vor ihr stehen. „Wenn es wirklich dein Glück wäre, freute sich keiner mehr als ich. Aber so! Ich hatte dich, weiß Gott, für vernünftiger gehalten! Was denkst du dir denn eigentlich dabei?“

„Ich?“ Martina starrte ihn an, in ihren dunkeln Augen dämmerte etwas wie heimliche, zweifelnde Angst.

„Ja, du! Hast du dir die Sache denn überlegt? In deinem Alter läuft man doch nicht blind mehr in so etwas hinein. Du mußt dir doch klar darüber sein, warum —“

Ein tiefes wundervolles Rot breitete sich langsam über das Gesicht des Mädchens, während er sprach.

„Ich habe ihn lieb, Ludwig,“ sagte sie jetzt halblaut.

Ihr Ausdruck brachte ihn fast aus der Fassung, daß er vergaß, was er ihr sagen wollte. Aber er machte sich hart. Es mußte sein, es war seine Pflicht! „Natürlich, das sagt jedes Mädchen. Aber das Leben verlangt doch mehr. Wie steht ihr miteinander? Was habt ihr für Zukunftspläne? Bist du mit ihm verlobt?“

Sie sah ihn verstört an bei diesem Verhör von kurzen raschen Fragen. „Ich weiß nicht — es ist alles noch so neu — wir haben nichts davon gesprochen.“

„Das dachte ich mir!“ Der Pastor lachte kurz auf, er fing wieder seine unrastige Wanderung durch die Stube an; „Ich müßte meinen Schwager nicht kennen! Man läßt sich eben von seinem Temperament hinreißen, aber man hütet sich, sich zu binden. Am nächsten Tag ist die Geschichte vergessen.“

„Ludwig!“ Das Mädchen schrie förmlich auf. „Du sollst das nicht sagen! Erhard ist doch nicht so.“

Er wandte sich scharf nach ihr um.

„Woher weißt du das? Woher kennst du ihn denn? Hast du denn keine Augen, daß du nicht siehst, wie ihm jede Gelegenheit recht ist, ob es nun die kleine Dammann ist, wie gestern Abend, oder die Mägde auf dem Hof oder —“

Er brach kurz ab, als er ihren entsetzten Gesichtsausdruck sah. Er stand vor ihr und nahm ihre Hand.

„Martina, du weißt doch, daß ich dein Bestes will. Du bist mir zu gut für ihn.“

Sie zog ihre Hand hastig weg und sah ihn fast feindselig an, ihr Gesicht war plötzlich ganz weiß. Das Glücksgefühl in ihr war ausgelöscht, eine schwere erstickende Angst lag darüber. Sie wehrte sich dagegen und suchte nach einem Halt, einem Schutz.

„Es ist schlecht von dir, Ludwig!“ sagte sie leidenschaftlich. „Du hast kein Recht, so von ihm zu sprechen. Ich will es nicht anhören. Mir hat er noch keinen Grund gegeben —“

„Wann kommt er denn zu mir?“ schnitt Baumeister ihren Satz ab. „Ich stehe an Vaterstelle für dich. Wenn er um dich anhält, ist das doch der einzige Weg.“

Martina war in ihrer Aufregung auf die nüchterne Frage nicht gefaßt, sie hatte nicht gleich eine Antwort. Zwischen Bruder und Schwester war eine Minute lang schwere drückende Stille.

Als Baumeister dann wieder sprach, war sein Ton ganz sachlich und ruhig: „Also angenommen, Erhard Hersen denkt ernsthaft daran, um dich anzuhalten, was ich nicht glaube —“

Er machte eine Pause und wiederholte den letzten Satz, sozusagen unterstrichen: „— was ich nicht glaube. — Stellst du dir dabei ein großes Glück für dich vor? Ich kenne euch beide ziemlich genau, und ich kann mir kaum zwei Menschen denken, die schlechter zusammen paßten.“

Martina war jetzt auch ruhiger geworden, sie schüttelte den Kopf. „Wenn man sich aber doch lieb hat —“

Sie sagte den Satz nicht zu Ende. Ganz ähnliche Worte wie vorhin; aber jetzt war eine unruhige Angst in ihrer Stimme.

Ludwig Baumeister sah seine Schwester mit einem langen ernsthaften Blick an. Es war, als ob er innerlich nach Worten suchte, um etwas auszusprechen, was ihm schwer wurde.

„Das sagt sich so leicht hin, Martina. In Wirklichkeit hilft das nicht viel. Oder es macht alles nur noch schwerer.“

Er sah unwillkürlich rasch zur Tür hin, dann sprach er weiter. Aber er redete auf den Fußboden hin, ohne das Mädchen anzusehen: „Ich habe das alles ja auch einmal gedacht. Ich habe Friede doch lieb und sie mich. Deshalb leide ich eben doppelt darunter, daß sie — daß wir uns nicht verstehen. Friede ist ein liebes Kind, aber eben noch ein Kind. Daß das Leben ernsthaft ist, weiß sie gar nicht. Sie will es auch nicht wissen. In meinem innersten Leben läßt sie mich ganz allein. Es sind eben zwei ganz verschiedene seelische Sphären. Die Hersens sind alle so, auch Erhard; der vor allen. Und du bist wie ich, Martina. Ich möchte dir das ersparen.“

Baumeister hatte abgebrochen gesprochen, mit sonderbar schwerer, bedeckter Stimme.

„Ich sage das keinem Menschen als dir,“ sagte er jetzt noch kurz.

Martina kannte ihren Bruder. Eine Sekunde lang schoß es ihr durch den Kopf, was es ihn kosten mußte, sich so preiszugeben. Aber der Gedanke machte ihr keinen Eindruck, er war im nächsten Augenblick vergessen. Sie hatte für nichts Zeit als für ihre eigene Not.

Sie stand ganz ruhig und blaß, aber es war ein Aufruhr in ihr, als ob sie ersticken sollte. Sie fühlte ihr Herz bis zum Hals herauf schlagen.

Hatte er wirklich recht?

Ihr Verstand sagte Ja. Sie war zu ehrlich, um sich das zu verhehlen. Aber mußte sie Erhard deswegen aufgeben? Gab es keinen Ausweg?

„Aber Friede leidet doch nicht darunter. Friede ist doch glücklich!“ sagte sie plötzlich laut.

Er sah rasch auf.

„Gottseidank ja, in diesem Fall. Was meinst du damit?“

Sie preßte die Hände fest ineinander.

„Ich will gar nicht an mich denken, Ludwig. Ich bin ja Nebensache. Wenn Erhard nur glücklich wird.“

Baumeister machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Das klingt ja wunderschön, aber das Leben ist nicht so ideal. Wenn er glücklich wird, ja. Aber der Mann hat mehr zum Glück nötig als die Frau. Sieh die Sache doch einmal rein vom praktischen Standpunkt an. Erhard ist sehr verwöhnt, er braucht eine reiche Frau, denn das Gut wirft nicht genug ab. Außerdem lebt er in ganz anderen Kreisen, als du gewohnt bist. Mit einer Frau, bei der er Angst hätte, daß sie ihn blamierte, mit der er nicht glänzen könnte, wäre er nicht glücklich. Das klingt alles banal, aber es ist nur wahr. Du bist nichts für Erhard Hersen, der macht äußerlich mehr und innerlich weniger Ansprüche. Eine Frau wie du wäre ihm wahrscheinlich einfach unbequem.“

Er machte eine Pause und sah sie an. „Ich glaube, daß Erhard sich gestern hat hinreißen lassen. Und wenn er überhaupt kommt — was ich bezweifle — so tut er es, weil er sich dir gegenüber verpflichtet fühlt.“

Ludwig Baumeister hatte das Gesicht seiner Schwester beobachtet. Er ging jetzt zu ihr hin und nahm ihre beiden

Hände. „Sag, daß du vernünftig sein willst, Martina. Es ist mir schwer geworden, dir das zu sagen, aber ich konnte nicht anders."

Sie ließ ihre Hände schlaff aus den seinigen fallen und sah mit leerem Blick an ihm vorbei. Ihr Gesicht war ganz ohne Farbe. „Sag ihm, was du willst, wenn er kommt. Vielleicht kommt er auch nicht. Es ist ja einerlei."

Sie ging mit langsamen, müden Schritten an ihm vorüber zur Tür. Es war ihr, als ob irgend etwas in ihr ausgelöscht oder zerbrochen wäre; ein dumpfer Druck lag auf ihrer Stirn.

Unten auf dem Flur begegnete sie Stine mit ihrem verweinten Gesicht; das Mädchen schien auf sie gewartet zu haben. Aber Martina ging vorüber, ohne auf sie zu achten.

* * *

Auf der Diele des Gutshofes scharrten und trappten die Füße der letzten Dorfweiber, die sich aus der Tür schoben. Pastor Baumeister ging eilig in seines Schwiegervaters Zimmer hinüber, um den Talar abzulegen. Es war altes Herkommen, daß der Pastor bei der Armenbescherung auf dem Hof eine kleine Ansprache hielt; er hatte sich auch nicht davon losmachen können, obgleich es ihm widerstrebte, so als eine Art Hauskaplan zu fungieren.

Mamsell sah ihm mißbilligend nach, sie war nicht zufrieden. Der alte Pastor Krämer hatte ja immer ein Ende zu lang gepredigt, aber er hatte das alles mit dem Krippenkindchen und den Hirten so nett und behaglich ausgemalt, daß es einem ordentlich zu Herzen ging. Dieser Pastor machte ein Gesicht wie am Bußtag und redete von der Pflicht der Dankbarkeit, gar nicht ein bißchen von Freude, und dann war er eins, zwei, drei fertig. Na, er dachte wohl, er könnte es sich bequem machen, weil er der Schwiegersohn der Herrschaft war!

Das war immer noch ein Punkt, über den Mamsell nicht wegkam. Das hübsche lustige Fräulein Friedchen, und noch so jung! Und da kommt so ein wildfremder Pastor und heiratet sie mir nichts, dir nichts vom Fleck weg. Na, sie wollte ja nichts über ihn sagen, er war ja der Herr Pastor. Aber —

Mamsell war überhaupt heute nicht recht zufrieden. Das Hersdorfer Weihnachtsfest war immer geräuschvoll, und Menschen genug waren ja heute auch da: der Herr Pastor und das Pastorsfräulein, und sie selbst und der Verwalter, die an großen Festtagen immer dabei sein mußten. Dazu noch ein paar halbwüchsige Hersensche Vettern, die in der Nähe auf einem Gymnasium waren und wegen schlechter Zensuren nicht nach Haus gedurft hatten; sie waren anfangs etwas gedrückt und verschüchtert gewesen, aber nun dalberten sie mit dem jungen Herrn Erhard herum, daß es eine Art hatte.

Aber es war doch anders als sonst, Mamsell wußte nicht recht weshalb. Sie schüttelte den Kopf, sie war am Weihnachtsabend immer ein bißchen gerührt und mußte das Blauseidene sehr vor Tränenflecken in Acht nehmen.

„Ach gnäd'ge Frau, nun ist unser Fräulein Trudchen auch bald groß, da haben wir gar keine Kinder mehr auf dem Hof, und Weihnachten ohne Kinder ist doch man das halbe. Bubichen hat doch noch keinen Verstand davon. Das war ganz anders früher, als die Fräuleinchen alle noch ihre Puppen hatten und der junge Herr Erhard seine neuen Trompeten!"

Frau von Hersen, die sich ihren Fahrstuhl hatte nah an den brennenden Baum schieben lassen, lachte ihr hübsches heiteres Lachen, das man nie auf eine Kranke taxiert hätte.

„Die Trompeten entbehre ich allerdings ohne besonderen Kummer. Ich finde überhaupt das Fest immer schön, man freut sich nur jetzt über andere Dinge als früher. Ich genieße es diesmal als Großmutter, das hat seinen eigenen Reiz."

Sie nickte lächelnd Friede zu, die mit Bubi auf dem Schoß neben ihr saß.

Der Freiherr war zum Tisch gegangen, wo die große silberne Punschbowle stand, und kam mit einem vollen dampfenden Glas zurück. „Ich glaube, Mamsell, Sie wollen Trübsal blasen, das ist hier nicht erlaubt. Da trinken Sie mal!"

Mamsell wehrte ganz erschrocken ab. „Was denken der Herr Baron denn von mir? Ich habe doch schon ein Glas getrunken."

„Ach was, Weihnachten ist nur einmal im Jahr, da ist ein kleiner Schwipps keine Sünde! Mein Schwiegersohn sieht auch gerade nicht her! Prost Mamsell!"

Friede Baumeister sah ungewohnt ernsthaft in den hellen Saal. Was Mamsell da eben gesagt hatte, war ihr eigentlich auch aus dem Herzen gesprochen. Es war wirklich früher anders gewesen, dachte sie. Schön war es ja heute auch noch, aber diese richtige Glückseligkeit, die ihr früher zum Weihnachtsabend gehörte, fehlte doch heute.

Oder lag das vielleicht an ihr allein? Kam es ihr vielleicht nur so vor, weil ihr selbst ein heimliches Unbehagen die Stimmung störte?

Sie sah unwillkürlich zu Erhard hinüber, den sie seit dem ersten Adventsonntag damals nicht wieder gesprochen hatte. Es war gewiß töricht und überflüssig, daß sie heute immer an diese dumme Schuldengeschichte denken mußte, aber sie konnte es nicht lassen. Ob er es ihrem Vater schon gesagt hatte? Nein, er wartete gewiß das Fest ab, um nicht dann gerade Ärger zu machen.

Sie hätte ihn gern heimlich danach gefragt, aber sie konnte ihn keinen Augenblick allein treffen. Die Sache drückte ihn auch, sie sah es ihm an. Er tollte und lachte ja fortwährend mit den Jungen, die ganz begeistert von dem lustigen großen Vetter waren, aber Friede kannte diesen Zug von nervösem Unbehagen auf seinem Gesicht, wenn ihm etwas quer ging.

Friedes Augen hatten etwas sehr Sprechendes, wenn sie lebhaft dachte. Sie waren Erhard Hersen heute förmlich unbequem. Er tat, als ob er nichts merke; aber nach und nach beirrte es ihn doch.

Was wollte sie denn eigentlich von ihm? Wenn sie nur diese Geldgeschichte im Kopf hatte, war es ja gut, obgleich das schließlich doch seine eigene Angelegenheit war. Angenehm war ihm die Sache ja auch nicht, er fühlte sich heute den ganzen Abend schon etwas geniert seinem alten Herrn gegenüber. Aber es war doch immer noch kein Unglück. Ja, wenn er Wechselschulden hätte, läge es anders, aber der alte Dammann war ja sicher. Er hatte versprochen, Dammann zu Neujahr sein Geld zurückzuzahlen, hatte es ihm neulich auf einen Mahnbrief hin noch einmal zugesagt. Aber wenn er jetzt keine günstige Gelegenheit fand, die Sache bei seinem Vater anzubringen, würde Dammann auch noch ein paar Monate warten —

Oder ob Friede doch vielleicht jetzt von dem anderen wußte, von der Geschichte mit ihrer Schwägerin? Der Gedanke war ihm viel peinlicher.

Er wäre am liebsten überhaupt heute nicht hergekommen, um ein Zusammentreffen mit Martina zu vermeiden, aber das konnte er seiner Mutter nicht antun. Es wäre auch zu auffallend gewesen.

Es war nur gut, daß die kleinen Vettern da waren, die er als Ablenkung benutzen konnte. Er konnte sich auf diese Weise ganz von Martina fernhalten, nur zu Anfang mußten sie sich einmal die Hand geben; die Begrüßung war von beiden Seiten sehr kurz und förmlich. Es fiel ihm bei dem einen flüchtigen Blick in ihr Gesicht auf, daß sie Schatten unter den Augen hatte und sehr blaß war.

Das beunruhigte ihn einen Augenblick, aber dann schob er den Gedanken zurück. Er hatte sich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen, nicht das Geringste.

Er war den Abend damals noch in gehobener Stimmung nach Haus gefahren; er hatte sich keine Gedanken über Zukunft oder dergleichen gemacht.

Das kam erst am anderen Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Strähnen die blitzenden Tropfen flogen. Mit der Kappe in der Hand, damit sein nasses Haar in der Sonne trocknen könnte, ging er schräg durch den Wald hinaus. Als er die Straße erreichte, blickte er sich um. Und atmete auf wie ein Erlöster, denn die grüne Mauer des Waldes sperrte ihm die Rückschau in das ebene Land. Er wandte sich um und spähte über den Weg voraus, der sich am Ufer der rauschenden Ache hineinzog in die Berge. Und warme Röte stieg ihm in die bleichen Wangen. Der Weg, der da vor seinen Füßen lag, war der Weg in das neue Leben, das er suchen kam. Der Weg war schön. Wie wird das Leben sein, zu dem er führt?

Mit treibenden Schritten, immer vorausschauend in die Ferne, wanderte der Jäger durch das grüne Tal. Zur Linken hatte er die Ache und waldige Hügel, zur Rechten die steilen Gehänge des Untersberges, dessen steinerne Türme manchmal heruntergrüßten über die Wälder.

Ein Zug von Salzkärrnern begegnete ihm, die unter Geschrei ihre Maultiere trieben und mit den plumpen, von weißen Blachen überspannten Karren auf der schrundigen Straße ein schweres Fahren hatten.

Nach einer Stunde kam der Jäger zur Grenze des Berchtesgadener Landes. Da war ein breiter Streif durch die Wälder gehauen, und hart an der Straße war das Wappen des Fürstpropstes zu Berchtesgaden auf einen überhängenden Stein gemalt. Mit frischen Farben hatte man das alte halb erloschene Bild erneuert, und unter dem Schilde standen zwei Jahreszahlen — eine, die schon ganz verwittert war: 1595 — und die zweite in neuer Farbe: 1618. Neben den gekreuzten Schlüsseln, dem Wahrzeichen des gefürsteten Stiftes, zeigte das Wappen den bayerischen Löwen und das Rautenfeld. Ein Wittelsbacher, Herzog Ferdinand, war Fürstpropst des Berchtesgadener Landes.

Aufmerksam betrachtete der Jäger den bunten Schild — es war das Wappen des Herrn, dem er dienen wollte.

Aber der Friede schien in dieses Herren Land nicht immer heimisch gewesen. Denn der Jäger kam zu den Trümmern eines Tores, das einst seine festen Bogen über die Straße gespannt hatte. Daneben sah man die Reste einer gebrochenen Mauer und die mit leeren Fenstern gähnende Ruine eines niedergebrannten Hauses. Nur der mächtige Turm war unversehrt noch übrig von der „Burghut am hangenden Stein“, die Wolf Dietrich, der Erzbischof von Salzburg, vor acht Jahren in Scherben geworfen hatte.

Vor der Türe der Wachtstube, die in das ebenerdige Geschoß des alten Turmes eingebaut war, saßen zwei stutzerhaft gekleidete Musketiere rittlings auf einer Holzbank in der Sonne beim Kartenspiel.

„Hex!“ schrie der eine und schlug die Schellensau auf die Bank.

„Und Teufel!“ lachte der andere, der mit dem Schellenober stach. Als er den eingestrichenen Gewinn in dem flatternden Wust von buntem Tuch verschwinden ließ, aus dem seine Hose bestand, gewahrte er den Fremden, der die Straße daherkam. „Der ist von auswärts!“ sagte der Musketier zu seinem Kameraden, nahm das Feuerrohr mit der glimmenden Lunte von der Mauer und sprang auf die Straße hinunter. „Arreet, Monscheer!“ Mit diesem Ruf verstellte er dem Fremden den Weg.

Dem schienen die beiden Worte nicht zu gefallen. Und er wollte seinen Weg gehen, als hätte er nichts gehört.

„Halt!“ schrie der Musketier.

Der Jäger nickte. „Jetzt hab ich verstanden. Ich bin halt bloß ein Deutscher, weißt! Und du bist doch auch einer?“

Die Ruhe dieser Antwort dämpfte das martialische Gebaren des Musketiers. Etwas säuftlicher fragte er: „Woher des Lands? Und wohin?“

„Von Schloß Buchberg komm ich und will nach Berchtesgaden ins Stift.“

„Was suchst du im Stift?“

„Das sag ich schon, wenn ich dort bin.“

Es blinkerte dem Musketier in den Augen. Dieses Wort hatte ihn an der Galle gekitzelt. Aber die Vorsicht war stärker in ihm als der Zorn. Erst musterte er den Fremden mit einem wägenden Blick. Dann legte er, wie zu friedlicher Gesinnung beredet, die Muskete quer über den Arm. „Ihr müßt einen Paß weisen!“

Der Jäger griff in den Spencer und reichte dem Musketier ein Blatt, das er aus einem ledernen Täschlein genommen.

Der andere las. Das war Arbeit für ihn, die langsam vorwärts ging. Er nickte. „Der Paß weiset, daß Ihr römisch seid. Aber ich muß Euch proben. Das ist Fürschrift. Ein Evangelischer geht bei uns nicht ein ins Land. Schlaget das Kreuz!“

Eine Furche grub sich zwischen die Brauen des Fremden. Doch er bekreuzte das Gesicht und die Brust.

„Passiert!“ sagte der Musketier und gab das Blatt zurück. „Freilich, mancher reißt ein Kreuz um das ander her. Und doch lügt er.“

Dem Jäger fuhr das Blut ins Gesicht, und seine Augen blitzten. „Willst du sagen, daß ich lüg?“

Der Musketier schmunzelte. „Ich hab nicht von Euch geredet. M a n c h e r hab ich gesagt, ganz deutlich und deutsch! E u r e m Kreuz muß ich glauben.“

Es hatte dem Jäger in den Fäusten gezuckt. Aber dann zog er ruhig die Kappe übers Haar und schritt die Straße hinaus, der Ortschaft entgegen, deren Kirchturm und Dächer herauslugten über einen grünen Hügel.

Als er schon hundert Schritte gegangen war, schrie ihm der Musketier mit Gelächter nach: „Bonschur, Monscheer!“

Der Jäger sah sich um und schob die Daumen hinter den Gurt seines Weidgehenkes. „Vergeltsgott! Das hat kommen müssen: hinter dem Grausen die Narretei!“ Er lachte. Aber lustig klang das nicht. In seinen Zügen blieb ein brütender Ernst. Als er die Brücke erreichte, auf der sich die Straße über das Bett der rauschenden Ache schwang, vernahm er lauten Stimmenlärm, das Rollen von Baumblöcken und hallende Beilschläge. Da arbeiteten an die zwanzig Leute, um einen Bergrutsch einzudämmen, dessen Geröll den Lauf des Baches zu verschütten drohte. Neben der Brücke stand ein alter Mann, der die Arbeit überwachte und den Leuten Befehle zurief. Er war in graues Tuch gekleidet, mit hohen Stiefeln, und auf der schwarzen, schirmlosen Kappe trug er eine weiße Feder. Ein struppiger Bart umhing das müde, welke Gesicht; und sein Rücken war gekrümmt wie unter schwerer Last. Als er den Gruß des Jägers hörte, sah er sich gleichgültig um. Aber da fiel es ihm wie tiefer Schreck ins Gesicht, und seine Augen starrten, als käme ein Gespenst auf ihn zugegangen.

Der Jäger sah verwundert drein. „Meister? Was ist an mir, daß Ihr so erschrecken müßt?“

„Bub?“ stammelte der Alte. „Wer bist?“

„Ein Jäger. Ich komm von weit her. Und will zu Berchtesgaden einen Dienst suchen. Der Ort da drüben . . . ist das schon Berchtesgaden?“

Lange schwieg der alte Mann. Noch immer wollte sich die Erregung nicht beruhigen, die ihm aus den Augen sprach. Dann sagte er: „Dich wird der Wildmeister nimmer auslassen. Einen Buben, wie du einer bist, so hat er keinen in seiner ganzen Jägerei! Aber das wird für mich ein hartes Stück werden, dich allweil sehen müssen!“ Er nahm die Kappe herunter und strich mit der zitternden Hand über das graue Haar. „Jetzt soll mir unser Herrgott sagen, wie das sein kann! Ein Gesicht, das zweimal auf die Welt kommt! Hätt ich meinen Buben nicht selber hinuntergelegt und tät ich nicht wissen, daß er acht Jahr schon unter dem Wasen fault . . . ich tät drauf schwören, du wärst mein Bub!“

Der Jäger fand keine Antwort. Doch er streckte dem Alten die Hand hin.

Der nahm sie, scheu und zögernd. Aber dann hielt er sie fest und sah dem Fremden immer in die Augen. Und nach einer Weile sagte er: „Nein, Bub, das da drüben, das ist Schellenberg. Bis auf Berchtesgaden streckt sich der Weg noch

zwei gute Stunden. Und des Wildmeisters Haus, das steht im alten Hirschgraben, gleich unter dem Stift. Aber sag mir, Bub, wie heißt du denn?"

„Adelwart."

„Der meinig hat David geheißen. Und ist schon Häuer gewesen mit zwanzig Jahr. Und du bist Jäger? Da hast ein Leben in Licht und Sonn! Mein Leben ist halb in der Nacht. Wir zwei, mein' ich, laufen nicht oft aneinander hin. Aber wenn sich's gibt, Bub, daß ich dir einmal was helfen kann . . . da komm nur zu mir! Ich bin der Jonathan Köppel, der Hällingmeister zu Berchtesgaden."

Weil ihn die Arbeitsleute riefen, ging der Alte zur Ache hinunter. Aber alle paar Schritte sah er sich nach dem Buben um.

Noch lange blieb Adelwart auf der Brücke stehen, in einem Widerspiel von Gedanken. Aus den Worten des alten Mannes war ihm etwas ins Herz geklungen, das ihn erschütterte — und dabei empfand er es wie eine warme Freude, daß er, ein Einsamer in der Fremde, so auf der Straße und an der Schwelle seines neuen Lebens einen Menschen gefunden hatte, der ihm Freund geworden.

Er rief, bevor er die Brücke verließ, dem Meister noch einen Gruß hinunter in das Rauschen der Ache. Versunken in Gedanken ging er der Straße nach. Und erschrak, als er aufblickte und den schwarzen Rauch sah, der bei der Kirche heraufstieg über die Dächer. Alles Grausen dieses Morgens stand ihm wieder vor Augen. Und mit beklommener Stimme rief er einen Knaben an, der neben der Straße in der Wiese saß und aus den Stielen der Schlüsselblumen eine Kette flocht.

„Kindl? Was raucht denn da?"

Das Büblein sah nach dem Dorf hinüber. „Die Pfannhauser Öfen."

„Gott sei Lob und Dank!"

Adelwart wanderte dem Dorf entgegen; doch immer sah er die Blumen der Wiese an, um diesen Rauch nicht sehen zu müssen. Der wurde dünner und dünner; als er ganz verschwunden war, blieb über dem steilen Schindeldach des Salinenhauses nur das feine, weiße Qualmen des Wasserdampfes, der aus den Salzpfannen stieg und durch das Dach hinausquoll in die Sonne.

Wo die Schellenberger Gasse begann, stand neben der Straße ein zerstörtes Haus, schon ganz verwittert in seinen Trümmern. Über der leeren Türhöhle trug die Mauer das aus Stein gemeißelte Salzburger Wappen, von Beilhieben zerhackt und halb zersplittert. Spielende Kinder tollten mit Geschrei und Lachen in den kahlen Räumen umher, und auf den roten Marmorstufen der Hausschwelle waren zwei Buben sich in die Haare geraten. Die rauften wie die jungen Bären.

„He! Wollt ihr Ruh geben!"

Die heißen Kämpfer überhörten diesen Mahnruf. Aber da spürten sie plötzlich einen festen Griff an ihren Ohren. Und während sie mit verdutzten Augen dreinschauten, hielt ihnen Adelwart eine kleine Standrede über die Segnungen des Friedens. Weil es der Jäger haben wollte, reichten sie einander die Hände. Kaum aber war der Friedensstifter davongegangen, da schwoll ihnen wieder der Kamm ihres Zornes. Die kleinen Fäuste nach hinten gestreckt, rückte einer dem anderen dicht vor die Nase.

„Wie, trau dich nochmal her, du!"

„Trau du dich her! . . . Traust dich? Traust dich?"

„Meinst vielleicht, ich fürcht mich vor so einem luthrischen Ziech?"

„Du römischer Pfaffenwedel!"

Und zur Bekräftigung ihres Glaubensbekenntnisses spuckten sie einander ins Gesicht, mehrmals, immer kräftiger. Dann ging die Keilerei wieder los.

Die schöne Frühlingssonne lachte auf die balgenden Buben herunter, vergoldete die Trümmer des zerstörten Hauses und spiegelte sich in den Pfützen, die sich wie eine Kette großer Silberplatten durch die lange Gasse hinzogen. Enten und Hühner pluderten sich im Sand, und zwitschernde Schwalben huschten um die Firste. Nur selten erhob sich ein steinernes Haus zwischen den armseligen Holzhütten, die sich wie in Angst vor bösen Zeiten eng aneinander schmiegten. Hier und dort im Schatten der vorspringenden Schindeldächer sah man Weiber vor dem Spinnrad sitzen, die geschlossenen Hauben übers Haar gebunden, mit weißen Krausen um die Hälse. So dürftig ihr Leben war, die Mode, die sie an den Salzburger Frauen sahen, machten die Schellenbergerinnen immer mit. Kein Mann in der langen Gasse. Die Männer waren alle bei der Arbeit, im Pfannhaus, im Bergwerk, auf den Feldern — oder im Leuthaus bei der feuchten Mühe. Um einen Brunnen standen schwatzende Mädchen bei ihren Eimern und Wasserzubern. Sie stießen sich mit den Ellbogen an, als sie den Jäger kommen sahen, und kicherten hinter ihm her.

Auf dem Platze vor dem Leuthaus stand ein Dutzend rastender Salzkarren, deren Gäulen und Maultieren die Futtersäcke umgebunden waren. Zwei wohlgenährte Schimmel, die aus einem Barren gefuttert hatten und jetzt von einem Knecht getränkt wurden, standen an der Deichsel einer kleinen Kutsche, über deren bauchigen, aus Weiden geflochtenen Korbsitz ein braunes Lederdächlein gespannt war.

„Hans? Können wir fahren?" klang von der Tür des Leuthauses eine helle Mädchenstimme.

„Ein paar Vaterunser lang wird's allweil noch dauern, Jungfer," gab der Knecht zur Antwort, der die beiden Schimmel tränkte. „Ich muß zum Schmied, der Handgaul hat ein Eisen locker."

„Aber eil dich, gelt! Wir müssen doch in Salzburg sein, so lang die Läden offen sind."

Adelwart, der auf der Straße vorüber wollte, hatte beim Klang dieser Stimme aufgeblickt — eine von jenen Stimmen war's, denen man gerne lauscht, weil sie zu singen scheinen, wenn sie reden.

Er machte einen raschen Schritt, um zwischen den Salzkarren eine Lücke nach der Tür zu finden — und sah ein junges schlankes Mädchen in das Leuthaus treten, schmuck in dunkles Blau gekleidet, ein kleines Mäntelchen um die Schultern und über dem reichen Schwarzhaar ein hellgraues Hütchen mit flacher Krempe und weißem Federbusch. Zwei schwere Zöpfe, mit roten Schnüren durchflochten, hingen über der weißen Krause auf die Brust herunter und ließen, als die Jungfer in die Türe trat, von ihrem Gesicht nur einen schmalen Streif der rosigen Wange sehen.

Was muß das ein liebes Ding sein! dachte Adelwart. Und wollte seiner Wege gehen. Aber da rief ihn aus einem offenen Fenster der Leutgeb an: „He! Jäger! Willst nicht zukehren? Grad zapfen wir an!" Adelwart zögerte. Dann trat er lächelnd in das Haus und in die Leutstube. Noch auf der Schwelle warf er einen raschen Blick über die Tische hin. Aber da saßen, mit Geschrei, nur die zechenden Salzkärrner hinter ihren Branntweinstutzen und Bierkannen, ein paar Salzknappen und Bauern dazwischen — und beim Ofen schwatzte ein invalider Spießknecht mit der Harfenistin, die unter wenig melodischem Getön die Saiten schnurren ließ. Als der Jäger in die Stube trat, dämpfte sich der Lärm ein wenig, und alle Gesichter guckten nach ihm. Dann hub das Geschrei wieder an, die Fäuste trommelten, und die Würfel rollten. Während der Leutgeb für den neuen Gast schon den Brotlaib und die Bierkanne brachte, setzte sich Adelwart an einen Tisch, an dem ein Bauer und ein Salzknappe in eine aufgeregte Debatte verflochten waren. Sie stritten mit so heißen Köpfen, als ginge es um den teuersten Besitz ihres Lebens her. Was die beiden so in Feuer brachte, war eine Meinungsverschiedenheit über Gottes Güte.

„Daß unser Herrgott gut ist," schrie der Knappe, „ist das wahr oder nicht?"

„Wird wohl wahr sein!" Der Bauer wetterte die Faust auf den Tisch. „Aber wann ihn der Zorn halt packt, rebellt er auf!"



Grenadiere im Gefecht.
Gemälde von Franz Skarbina.

Der Leutgeb, als er vor den Jäger einen Holzteller mit einem dampfenden Stück Lammsbraten hinstellte, mahnte die heißblütigen Gottesstreiter zur Ruhe. Aber das half nicht viel.

„Meinst, unser Herrgott ist so, wie du bist?" kreischte der Knappe. „Unser Herrgott farbelt nicht und bleibt bei der Stang. Ist er einmal gut, so muß er's allweil sein und gegen alle! Und Gerechte und Ungerechte müssen teilhaben an seiner Gütigkeit!"

„Ketzerei! Ketzerei!" brüllte der Bauer. „Wenn Gottes Gütigkeit überall wär in der Welt, was tät denn übrig bleiben für des Teufels Regiment? Und wo kämen denn die Flöh und Wanzen her, die Maden und Blindschleichen, die Hexen und Zauberleut?"

Da warf der Jäger die Gabel aus der Hand und stieß, von Grauen und Ekel befallen, den Holzteller mit dem dampfenden Braten über den Tisch. Bei dem Wort des Bauern und bei dem Geruch des gebratenen Fleisches waren alle Bilder dieses Morgens mit so quälendem Grausen in ihm wach geworden, daß er wie ein Wahnsinniger aufsprang und würgend aus der Stube rannte. In der Tiefe des dämmerigen Hausflurs sah er das leuchtende Viereck einer offenen Gartentür — und draußen die reine Sonne, das lichte Grün! Die Arme streckend, sprang er dieser Helle zu — das waren nur wenige Schritte — doch für das quälende Entsetzen, das ihn erfüllte, war's eine endlose Zeit. Immer diese tausendköpfige Menge vor seinen Augen, die Richter in den schleppenden Talaren, diese rauschenden Wolken des Rauches, die lohenden Feuerstöße, die brennenden Menschen in ihrer Marter! Er hatte ein Gefühl, als stünde er so nahe am Feuer, daß ihm die Hitze das Haar und die Haut versengte. Und deutlicher als alles andere sah er dieses Eine: hinter dem wogenden Flammenschleier dieses schöne, leichenbleiche Greisengesicht des Chorherrn, den sie als Teufelsbündler verbrannten, weil er drei gefangenen Lutheranern zur Flucht aus dem Hexenturm geholfen hatte — immer sah er im Gewirbel des Feuers diese blasse Stirn, diese ruhigen, trauervollen Augen — und hörte immer diese Stimme, die aus dem Rauschen der Flammen heraus das Wort des Heilands hinrief über die tausendköpfige Menge: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!

Das alles wirbelte ihm durch Herz und Sinne, als er hinaustaumelte ins Freie, ins Grün und in die Sonne.

Ein kleiner Garten, umschlossen von einer Hecke grüner Haselnußstauden. Ein kleines Beet mit roten Aurikeln, die man „Liebherzensschlüsselein" nannte. Und im Schatten eines blühenden Birnbaums, von dessen Zweigen im lauen Wind die weißen Blütenflocken niedergaukelten, saß jenes junge Mädchen auf einer Bank, die ausgebreiteten Arme über die Lehne geschmiegt. Das Hütlein hatte sie neben sich auf die Bank gelegt; die schwarzen rotdurchflochtenen Zöpfe hingen ihr über die ruhig atmende Brust — und wie eine Rose sich aus der Knospe drängt, so hob sich dieser runde, lebenblühende Mädchenkopf aus der weißen Krause. Ihre Augen waren geschlossen, doch sie schlief nicht, hatte nur die Lider zugetan, um in Behagen dieses linde Spiel von Schatten und Sonne auf ihrem Gesicht zu fühlen. Gleich schwarzen Monden lagen die Wimpern auf den leicht gebräunten Wangen, und halb geöffnet, wie in lächelndem Dürsten, atmeten die roten Lippen.

Der Jäger stand vor ihr, von einem Zittern befallen, das für ihn Erwachen und Erlösung, Schreck und Freude war. Was ihn trieb, das wußte er nicht — war es die Sehnsucht, nach allem Entsetzen und Grauen dieser verwichenen Minute das schöne, blühende, tröstende Leben zu umklammern? — war es der bangende Gedanke: Ein Weib bist du! Auch dir kann drohen, was den anderen geschah! — war es ein jäh erwachter Wille seines Herzens? — er wußte das nicht. Kein Besinnen war in ihm. Er tat nur, was er mußte — umschlang sie mit beiden Armen, riß sie an seine Brust und küßte in Glut ihren Mund.

Das Mädchen wehrte sich in stammelndem Schreck. Mit kräftigen Fäusten stieß sie ihn zurück, und der Zorn blitzte in ihren dunkeln Augen. Dann warf sie die Zöpfe über die Schultern, nahm den Hut von der Bank und verließ den Garten.

Adelwart stand mit bleichem Gesicht und griff an seine Stirne — als müßte er sich erst besinnen, was da geschehen war.

„Jungfer . . . ich bitt Euch, Jungfer . . ."

Mit ratlosen Augen sah er im leeren Garten umher.

Und aus dem Haus, von der Leutstube, hörte man einen wüsten Lärm. Allen Spektakel übertönte eine schrillende Stimme: „Ein Ketzer! Ein verkappter Luthrischer ist er! Von Gottes Gütigkeit sagt er . . . von Gottes Gütigkeit . . ."

Der Jäger hörte das nicht. Er sprang in den Flur. Und seine Augen suchten.

Da gab es in der Leutstube ein wildes Rumoren, ein wirres Kreischen. „Jesus Maria!" Mit langen Sprüngen jagte einer im Bauernkittel auf den Platz hinaus — ein paar Salzkärrner und Knappen waren hinter ihm her — und der ganze Flur füllte sich mit drängenden, schreienden Leuten.

Als sich Adelwart einen Weg schaffen wollte, fiel sein Blick in die Stube. Da lag der Knappe auf dem Lehmboden, die Stirn von Blut überströmt — und neben ihm lag eine zinnerne Bierkanne, die ganz aus der Form geraten war.

„Parieren hätt er müssen!" erklärte der invalide Spießknecht mit einer Armbewegung. „So hätt er parieren müssen!"

Und ein alter Bauer, der seinen Weißkopf zur Türe streckte, murmelte vor sich hin: „Allweil sag ich's, allweil, das ganze Deutsche Reich wird noch drüber in Scherben fallen, weil jeder von Gottes Gütigkeit ein anderes Meinen hat!"

Von dem Gedränge, das den Flur erfüllte, wurde Adelwart zur Haustür geschoben. Er stand schon draußen auf dem sonnigen Platz und sah weit drunten in der langen Gasse die Kutsche mit den zwei Schimmeln um eine Ecke biegen. Da fühlte er an seinem Spencer einen derben Griff. Und der Leutgeb sagte zu ihm: „Jäger, das Zahlen hast vergessen!"

Bleich, mit zitternden Händen, holte Adelwart ein Silberstück aus dem Geldbeutel und warf es dem Leutgeb hin.

Als er durch die Sonne hinunterging zur Berchtesgadener Straße, klang aus allem Lärm, der in der Leutstube war, ein wirres Saitengeklirr heraus.

Da hatte einer das Instrument der Harfenistin umgeworfen. (Fortsetzung folgt.)

Sommerspaziergang.

Heut' bin ich in blühende Einsamkeit
Weit, weit hinausgegangen,
Der lachende Sommer gab mir Geleit
Und hielt all' mein Sinnen gefangen.

Er führte als König mich durch sein Land,
Das reiche, licht besonnte,
Und gab mir Blumen in meine Hand,
Soviel sie nur fassen konnte.

Ich lauschte still auf den plaudernden Wind,
Auf das Lied, das die Vögel sangen,
Und glücklich wie ein beschenktes Kind
Bin ich nach Hause gegangen.

Adelheid Stier.

Überlebsel der Kultur.

Kulturhistorische Plauderei von Dr. Adolf Heilborn.

Mit Illustrationen von O. Theuer.



Es gibt wohl in der ganzen Natur kaum etwas Beharrlicheres als den menschlichen Geist. Was immer sich einmal in des Menschen Hirn einprägte — es haftet für alle Zeiten im Gedächtnis der Menschheit. Wir haben ein reiches Kulturerbe angetreten und dieses Erbe wie ein guter Hausvater sorglich gemehrt und darüber gewacht, daß auch nicht ein Tüttelchen von dem von Vätern und Urvätern Überkommenen verloren ginge. Ja, wie Geizhälse gleich haben wir in des Gedächtnisses heimlichem Winkelschrein vieles versteckt, und wir holen es dann und wann wieder hervor und haben — sind wir Wissende, suchen wir im goldenen Buche der Kultur die Hieroglyphen zu entziffern — ein eigenes Behagen an diesen alten, staubigen Schaustücken aus der Menschheit frühesten Tagen. Ich sprach im Bilde: solche Schmuckstücke nennt der Kulturforscher mit dem englischen Anthropologen Edward Burnett Tylor „survivals“, zu deutsch „Überlebsel“.

Von Überlebseln der Kultur, jenen nicht verloren gegangenen, gleichsam automatisch gewordenen Begriffsreihen, die wir als Sitte und Herkommen zu bezeichnen pflegen — so erklärt Heinrich Schurtz einmal den Begriff „survival“ — und die nun, ohne daß man sich gemeinhin um ihren Ursprung kümmerte, ohne daß man ihren Inhalt und ihren Bezug jemals nachprüfte, zum eisernen Bestand der Kultur geworden sind, soll hier die Rede sein, und ein paar der interessantesten Überlebsel wollen wir einmal in ihrem geistigen Zusammenhange betrachten.

Zur Faschingszeit entnimmt die Jugend der Truhe die Maske, dieses Überlebsel, bei dessen Anblick in uns ein Gefühl übermütigster Freude und tollster Ungebundenheit ausgelöst wird. Sie ist uralt, diese Maske, so alt, daß wir gar nicht mehr wissen, wann oder wo sie geboren wurde. Der menschliche Geist ist nicht nur überaus beharrlich, wie ich eingangs sagte, er ist auch durchaus gleichförmig: unter gleichen Verhältnissen sind die Menschen, mochten sie weiß oder schwarz sein, mochten sie am Pol, mochten sie am Äquator leben, stets auf denselben Gedanken, dasselbe Hilfsmittel verfallen. So wird auch die Maske auf eigenem Boden in den fünf Erdteilen einst geboren sein, ein uraltes Kultgerät voll heimlicher Schauer.

Wenn wir im strahlenden Lichterglanze des Ballsaals die bunten Masken durcheinandertollen sehen — wer denkt wohl dann daran, daß diese Maske einst ein Totenschädel war, daß sie geradeswegs dem Totenkult entstammt. Und doch ist für den Völkerkundigen der innige Zusammenhang unverkennbar. Wie wir von unseren Verblichenen zu frommer Erinnerung ein Bild zu bewahren pflegen, so suchen sich die Naturvölker, jener große Teil der Menschheit, der auf niederen Stufen der Kultur stehen blieb, in den Besitz irgend einer körperlichen Erinnerung von verstorbenen Angehörigen zu bringen. Der „Wilde“, der ewig zwischen Totenfurcht und Totenverehrung schwankt, verfolgt freilich bei diesem uns so pietätvoll dünkenden Brauche meist zugleich noch einen rein praktischen Zweck. Durch den Besitz irgend eines Körperteils des Toten erlangt man nämlich, so glauben die meisten Naturvölker, zugleich auch die daran haftenden persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen, seinen Mut, seine Klugheit, seine Geschicklichkeit. Wie sich aus solcher Anschauung die Sitte der Anthropophagie, der so entsetzliche Brauch, Erschlagene zu verzehren, leicht erklärt, so gibt sie uns auch eine treffliche Erklärung des Reliquien-, insonderheit des Schädeldienstes. Indem der Wilde den Schädel, das geheimnisvolle Gefäß der Seele, bewahrt, indem er den Schädel seines Verwandten, seines Häuptlings, seines Feindes mit sich umherträgt, ist er zugleich auch der Träger der persönlichen Vorzüge des Toten, und nicht nur derer, die jener bei Lebzeiten besaß, sondern vornehmlich auch derer, die jener durch seinen Tod, d. h. seine Vergeistigung, seine Aufnahme unter die Geister, erst erworben hat, und die im praktischen Wert noch höher zu veranschlagen sind. Denn die Macht der Geister ist groß und furchtbar, und gewöhnliche Sterbliche vermögen nichts gegen sie. Bindet aber vollends der Wilde den Schädel vor sein Gesicht, so ist er überhaupt nicht mehr er selbst, sondern eben jener Geist, jene Seele des Toten, und mit ihrer überirdischen Kraft und Macht begabt. Was er nun tut und spricht, spricht und tut jener Geist in ihm und aus ihm; wenn er raubt und mordet, trägt die Verantwortung der Geist dessen, den er vorstellt; man kann, ja, man darf ihn nicht einmal dafür zur Rechenschaft ziehen. Diese Anschauungen fanden sich, um aus der Fülle nur ein Beispiel anzuführen, klar ausgesprochen noch in unseren Tagen bei unseren braunen Landsleuten auf Neupommern. Die Papua dieser Insel pflegten von dem Schädel ihrer verstorbenen Anverwandten die Gesichtsteile loszulösen, fest zu verkitten und mit Hilfe meist des natürlichen Kopf- und Barthaares und bunter Farben zu einer Gesichtsmaske umzugestalten (s. Fig. 1). Ein zwischen den Gelenkenden des Unterkiefers innen angebrachter Stab bot den Zähnen des Maskenträgers einen guten Griff, und also ein Geist geworden, tanzte der Maskierte unter seinen von Furcht gepackten Dorfgenossen. Solche heilige Macht der Maske, solche „Maskenfreiheit“, die sich bei uns Kindern einer hohen Kultur heut nur noch, ein Überlebsel für sich, auf harmlose Neckerei beschränkt — auch bei uns ist ja der Maskierte nicht er selbst, sondern lediglich der Träger dieses Maskencharakters — solche Maskenfreiheit reizte naturgemäß den wilden Maskenträger zu den verwegensten Übergriffen, zu Raub und Mord. Sie führte aber auch, so ungereimt das klingen mag, zu einer segensreichen Rechtsinstitution, sie wird eine Art von Ersatz für die fehlende Vollstreckungsgewalt. Indem der Häuptling den Maskentänzer zum allgemeinen Besten in seine Dienste nimmt, bestraft der Maskentänzer, von den Geistern geschützt, Verbrecher, treibt von böswillig säumenden Schuldnern Gelder ein usw.



Fig. 1. Schädelmaske aus Neupommern.

Bald tritt an Stelle des Schädels und der Schädelmaske auch bei den Naturvölkern die Maske aus Holz, die zunächst den Schädel oder auch die Gesichtszüge des Verstorbenen nachbildet, dann etwas Konventionelles erhält, einen gewissen Typus von Dämon darstellt und schließlich zur Tanz- und Schauspielmaske herabsinkt, jedoch niemals die mystischen Beziehungen verleugnet (s. Fig. 2). Es ist nun interessant, daß sich solche hölzernen Tanzmasken noch bis auf den heutigen Tag auch bei uns in manchen ländlichen Gegenden im Brauch erhalten haben, und daß sich in den Maskentänzen, bei denen sie Verwendung finden,

nicht selten noch die eben geschilderten uralten Beziehungen entdecken lassen. In Imst (im Oberinntal) findet beispielshalber aller drei Jahre solch uralter Maskentanz statt,*) das „Schemenlaufen“, das hier einmal in Kürze daraufhin betrachtet werden soll.

Schon in dem Wort „Schemen“ (mittelhochdeutsch schime = wesenloser Schatten), das uns in diesem Sinne seltsam berührt, wird der Kulturforscher leise Anklänge an die Beziehung der Maske zum Totenkult finden können. Die Imster Schemen sind aus Zirbenholz geschnitzt und von alters her immer die gleichen. Die beiden Hauptpersonen des ganz eigenartigen Maskentanzes sind der „Scheller“ und der „Roller“; dieser trägt eine Männermaske, wild und struppig, jener eine Frauenmaske, und auf beiden ist ein sonderbarer Kopfputz mit Blumen und einem Spiegel, dem ähnlich, den die Samoaner bei Festen tragen. Daneben finden wir unter anderem: Hexenmasken, deren Nasen in Schlangen- und Drachenköpfe enden, usw. „Scheller“ und „Roller“ tragen — und sie haben den Namen eben davon — Klappergürtel wie die Zauberpriester der Wilden. Der „Roller“, angetan mit einem blutroten Mantel, jagt die arme Seele von „Scheller“, in wilden Sprüngen, ganz wie noch heute solch symbolisierendes Haschen in den Maskentänzen der verschiedenen Naturvölker eine bedeutende Rolle spielt. Das Schemenlaufen findet ferner nicht alljährlich, sondern nur aller drei Jahre an bestimmten Tagen statt, ganz wie gewisse Maskentänze etwa der nordwestamerikanischen Indianer nur aller paar Jahre zur Vorführung gelangen (s. Fig. 3). Das mag hier genügen, um zu zeigen, daß der Imster Schemenlauf ein interessantes Beispiel eines Kulturüberlebsels ist.



Fig. 2. Doppelmaske der Haidaindianer.

Oben, geschlossen, einen Hirsch darstellend; unten, im Innern, ein Menschengesicht zeigend. Der Träger veranschaulicht damit die Verwandlung eines Menschen in einen Hirsch.



Fig. 3. Medizinmann der Ahtindianer mit Maske, Rassel und Emblemen.

Mystische Beziehungen weist auch ein anderes Kulturüberlebsel auf, das heute gar bis zum Kinderspielzeug herabgesunken ist: Der Waldteufel. Zur Weihnachtszeit begegnen wir diesem brummigen Gesellen an jeder Straßenecke, wo er mit ähnlichen Überlebseln (z. B. der Klapper und Knarre, beides alte Kultinstrumente [s. Fig. 4] und noch heute in hohem Ansehen bei den Naturvölkern) ein kurzes, kümmerliches Dasein fristet. Wer mag sich wohl schon einmal die Frage vorgelegt haben, wie dieses hohlköpfige Pappungeheuer, dessen Brummen in uns die ganze kindliche Weihnachtspoesie wieder aufleben läßt, zu seinem merkwürdigen Namen „Waldteufel“ gekommen ist? Scheint er doch weder etwas mit dem Walde, noch mit dem gehörnten, pferdefußschleppenden Teufel zu schaffen zu haben. Aber hier ist zufälligerweise der Name nicht Schall und Rauch. Unser ehrwürdiges Pappungeheuer hat in der Tat recht viel mit dem Walde und einiges, wenn man will, auch mit dem Teufel zu tun. Wohl jeder von uns hat sich als Kind aus einem Lineal und einer Schnur den ersten primitiven Waldteufel selbst hergestellt. Solch ein Ding, nennen wir es gleich mit seinem richtigen Namen, solch ein „Schwirrholz“, sieht recht harmlos aus, ist es aber ganz und gar nicht. Schwingen wir es wuchtig im Kreise herum, so läßt es seine dumpf murrende Stimme ertönen, und das Naturkind erzittert in Furcht. Dieses Schwirrholz ist der eigentliche Waldteufel (s. Fig. 5). In der Südsee, in Nordamerika, bei den afrikanischen Naturvölkern, vor allem aber in Australien steht es in hohem Ansehen. Es wird zum Regenzauber, bei Totenfeiern, bei der Mannbarkeitszeremonie usw. vom Priester geschwungen. Aus seinem Brausen tönt vernehmlich die Stimme der Dämonen, und wenn es den Geisterruf tief drinnen im Urwald erschallen läßt, das Nahen der Gottheit verkündend, erstirbt alles ringsum in ehrfürchtiger Scheu. Bei Berufung feindlicher Versammlungen der Männer wird es zu geheimnisreicher Bekundung und Beglaubigung der Botschaft umhergesandt. Es ist so heilig, daß Kinder und Frauen, die ja — wohl gemerkt bei den Naturvölkern! — in der Schöpfung überhaupt erst den zweiten Rang einnehmen, es überhaupt nicht anschauen dürfen: der Tod steht darauf.

Profanerer Art sind die Beziehungen, die den Knoten im Schnupftuch mit der Urzeit der Kultur verknüpfen. Wir pflegen uns einen Knoten ins Taschentuch zu machen, wenn wir uns an irgend etwas, und das können die verschiedenartigsten Dinge sein, erinnern wollen. Dieser Knoten, in seiner besonderen Bedeutung nur dem jeweiligen Verfertiger verständlich, ist eine „symbolische Geheimschrift“ und als solche den Knotenschnüren der alten Chinesen, den Quipus der Inkaperuaner, dem Wampum der Indianer und dergleichen aufs engste verwandt, ein Überlebsel aus den ersten Tagen der Schrift. Bevor sich nämlich die Zeichenschrift aus der primitiven Bilderschrift entwickeln konnte, mußte sie die Zwischenstufe oder vielleicht richtiger Übergangsstufe der symbolischen Schrift beschreiten, bei der ein Gedanke oder ein Satz durch ein Symbol ausgedrückt wird. Diese Symbole können nun recht verschiedenartig sein, und es ist gewiß bezeichnend für die oben behauptete Gleichförmigkeit des menschlichen Geistes, daß räumlich wie kulturell so weit getrennte Völker wie Chinesen und Peruaner auf den Gedanken kamen, den Knoten als Symbol zu verwerten. Die Quipus der Peruaner glichen äußerlich vollkommen einem Fransengürtel und waren von verschiedener Länge und Farbe (s. Fig. 6). Man bediente sich ihrer vornehmlich bei Berechnungen, Steuererhebungen und ähnlichem. Nur bestimmte Beamte vermochten sie zu entziffern. Bei einigen uns erhaltenen Gürteln scheint der einfache Knoten — es handelt sich um Steuerquipus — Zehn, der doppelte Hundert bedeutet zu haben; je nach der Farbe galt es Soldaten (rot), Gold (gelb) und Getreide (grün). Weit interessanter waren die Wampum der nordamerikanischen Rothäute. Sie sind aus Muscheln verschiedener Größe und Farbe hergestellt, und durch Aneinanderreihung verschieden gefärbter Schnüre ließen sich gewisse Unterscheidungen für das Gedächtnis machen. Wenn der Abgesandte eines Indianerstammes zu dem Häuptling eines anderen kam, Botschaft zu bringen, so wies er seinen Wampumgürtel vor, begann traditionell: „Brüder, mit dieser Muschelschnur öffne ich eure Augen, reinige ich eure Ohren, damit ihr höret“, und entledigte sich seiner Botschaft, indem er Muschel für Muschel mit dem Finger berührte, sich dabei der



Fig. 4. Tanzrassel der Haidaindianer

*) Vergl. die Schilderung des Imster Schemenlaufens im vorigen Jahrgang der „Gartenlaube“.

Worte erinnernd, die sein Häuptling dazu gesprochen hatte. Und so viele Muschelschnüre ein Stamm auch im Laufe der Jahre bewahren mochte — der Stammeshäuptling erinnerte sich doch der Bedeutung jeder einzelnen und unterrichtete in bestimmten Fristen die jungen Leute des Stammes darin. Das Staatsarchiv in Washington bewahrt noch heute eine Anzahl derartiger Wampum, die sich meist auf Verträge mit den Irokesen beziehen. Später freilich sanken die Wampum bei den Rothäuten zu bloßem Schmuckgeld herab. Originelle Knotenschnüre sind noch heute unter den Hereros in Deutsch-Südwestafrika im Gebrauch. Sie dienen einer eigenartigen Statistik. Der Familienvater macht nämlich für jedes Kind, das ihm von einer seiner bisweilen zahlreichen Ehefrauen geboren wird, einen Knoten in eine der Fransen seines Ledergürtels und vermag so mit Hilfe dieser Knotensymbolik gegebenenfalls genau über die Zahl seiner Sprößlinge Auskunft zu geben.

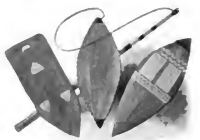


Fig. 5. Schwirrhölzer der Australier und Eskimos (am Stabe).

Mit der Erläuterung unserer Bräuche beim Niesen und Gähnen betreten wir wieder mystisches Gebiet. Wenn jemand in unserer Gesellschaft niest, so pflegen wir ihm ein „Prosit" oder „Zur Gesundheit" zuzurufen. Und dieser Brauch der „Höflichkeit", wollen wir einmal sagen, ist über die ganze Welt verbreitet. Der Franzose z. B. ruft „bonheur", „à votre santé" oder bekreuzigt sich neuerdings nur, der Italiener „felicità", der Engländer „wassail" — entstanden aus dem angelsächsischen wa es hael, d. h. möge es dir zum Heile sein — der Mohammedaner „allah il allah" u. s. f. Die alten Römer riefen „salve", und selbst Tiberius, „der finsterste aller Menschen", hielt, nach Plinius, streng darauf. Aristoteles bemühte sich vergebens, den Grund zu erforschen, weshalb seine Landsleute beim Niesen den Zeus Soter (d. h. Erretter) anriefen; aber der Brauch war gäng und gäbe.



Fig. 7. Notfeuerzünden im Hannoverschen.

Diese Beispiele mögen hier genügen. Welche Bewandtnis es mit allen diesen Niesformeln hat, verrät uns wieder die vergleichende Völkerkunde. Wenn der Zulu niesen muß, so ruft er alsbald: „Der Geist meiner Ahnen ist in mich eingezogen, nun bin ich gesegnet; er ließ mich niesen, ich will ihn preisen." Die Priester, die die Technik des Niesens sehr ausgebildet haben und stets ihre Schnupftabaksdose mit sich führen — sie verleiben notabene den Schnupftabak mit Hilfe eines Löffels den geräumigen Nasenlöchern ein — rufen als Niesegruß: „Malosi, der Meister ist in mir." Ein anderes Beispiel: Die räuberische Sekte der Thugs, die bis 1830 in Indien ihr furchtbares Wesen trieb — sie betrachteten es als erste religiöse Pflicht, ihrer Göttin Bhoranie möglichst viele Menschenopfer darzubringen — gaben ihr Opfer frei, sobald es, den Strick zum Erdrosseln um den Hals, nieste: es stand unter dem Schutze der Göttin. Zahllose Parallelen ließen sich hier anführen. Sie alle zeigen, daß das Niesen als Zeichen der Gegenwart von Geistern betrachtet wird. Die Teufelsbanner des Mittelalters pflegten den Teufel aus den Nasenlöchern des Besessenen auszutreiben, und auch unsere Redensart „etwas beniesen" verrät noch deutlich, daß es sich bei den Niesformeln um den Glauben an überirdischen Einfluß handelt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Bräuchen beim Gähnen. Wenn einer gähnt, so fordert es der „gute Ton", daß er die Hand zum Munde führe. Dieser gute Ton erweist sich bei näherer Prüfung als interessantes Kulturüberlebsel. Nicht weil der geöffnete Mund unschön ist, sondern um bösen Geistern den Eintritt in den Körper zu verwehren, halten wir beim Gähnen die Hand vor den Mund. Das haben wir natürlich längst vergessen; aber die Völkerkunde führt den Brauch auf seine ursprüngliche Bedeutung zurück. Auch hier müssen aus der Fülle der Beispiele einige wenige genügen. Der Hindu muß, so will es das religiöse Gebot, beim Gähnen mit den Fingern vor dem Munde schnippen und dabei den Namen einer Gottheit, wie Roma, mehrmals hintereinander rufen. „Ein Verstoß hiergegen wird ebenso streng geahndet wie die Ermordung eines Brahmanen". Wenn der Türke gähnt, spricht er: „Bei Allah suche ich Zuflucht vor Satan, dem Verfluchten." In Tirol ist es unter dem Landvolk heute noch allenthalben Brauch, sich beim Gähnen zu bekreuzigen, damit einem „nichts Böses in den Mund komme". Die skandinavischen Märchen erzählen oft, daß der Troll, eine Art nordischen Waldschrats, in den Mund des Gähnenden hineinspaziere — alles unwiderlegliche Beweise dafür, daß unser Brauch beim Gähnen nichts anderes als ein Kulturüberlebsel ist.



Fig. 6. Symbolische Knotenschnüre.

Noch von einem der wunderbarsten Kulturüberlebsel soll schließlich hier die Rede sein: dem Notfeuer, das der geneigte Leser wohl kaum dem Namen nach kennt. Das Wort stammt nach Grimm von dem althochdeutschen hnotfiur und bedeutet ein „wildes", durch gewaltsames Stoßen oder Reiben erzeugtes Feuer. Grimm beschreibt auch, wie dieses Notfeuer, nachdem vorher alles „zahme, wie ein Haustier angewohnte" Feuer in den Häusern gelöscht war, durch Aneinanderreiben von Hölzern erzeugt wurde und zum Teil noch heute (z. B. in Hohenhameln im Hildesheimischen) gelegentlich erzeugt wird, um Viehseuchen vorzubeugen. Ich gebe zunächst einen Bericht über solches Notfeuer aus jüngster Zeit. Der russischen Zeitung „Nowosti" zufolge wandten die Bauern der im Gouvernement Kostroma liegenden Dörfer Ssidorowo und Kitanino noch im Sommer des Jahrs 1901 gegen die dort herrschende sibirische Rinderpest das Notfeuer an. Zu beiden Seiten der Dorfeinfahrt werden Pfähle eingerammt und zwischen den Pfählen quer über die Straße einige Holzhaufen angezündet, wobei jedoch das Feuer durchaus durch Reibung zweier Holzstücke gewonnen werden muß. Durch die Scheiterhaufen hindurch wird zunächst das Vieh getrieben und dann springen die

Menschen über die Flammen hinweg in der Gewißheit, daß „nach Beendigung dieses Verfahrens jede Gefahr beseitigt ist." Ein deutsches Notfeuer wird uns aus dem Jahre 1828 genau beschrieben (s. Fig. 7). „Zwei eichene Pfähle wurden anderthalb Fuß voneinander in die Erde getrieben, jeder Pfahl hatte eine (einander gegenüberstehende) Vertiefung, in die ein armdicker Querstock paßte. Die Vertiefungen waren mit Linnen ausgefüllt, der Querstock wurde so fest als möglich eingedrängt, Stricke hielten oben die Pfähle zusammen. Um den rundlichen, glatten Querstock ward ein Seil geschlungen, dessen lange zu beiden Seiten bleibende Enden von mehreren Leuten gefaßt wurden. Diese zogen den Querstock aufs schnellste hin und her, so daß sich durch die Reibung das Linnen in den Vertiefungen entzündete." Vergleichen wir mit diesem Verfahren einmal jenes, das der Eskimo anwendet, um Feuer zu erzeugen. Ich zitiere nach meiner „Allgemeinen Völkerkunde": Der Eskimo wählt als Unterlage ein zolldickes Brettchen aus mäßig hartem Holz, in dem eine Anzahl kreisförmiger Vertiefungen angebracht sind. Um nun Feuer zu erzeugen, drückt man in eines der Löcher einen ungefähr zwei Finger dicken, abgerundeten Holzstab, dessen oberes Ende sich in einem mit einer Vertiefung versehenen, halbmondförmigen Knochenstückchen drehen kann. Auf der oberen Seite hat dieses Knochenstückchen einen kleinen, rechteckigen Griff, den der Eskimo beim Drillen mit den Zähnen festhält, so daß er auf diese Weise den Stab fest gegen die Unterlage zu pressen vermag. Um den Drillstab wird dann ein kurzer Riemen geschlungen, dessen Enden erfaßt und hin her gezogen werden, bis man einen Funken erhält, der mit getrocknetem Torf aufgefangen wird (s. Fig. 8). Das ist genau die gleiche Methode im kleinen, die bei der Erzeugung des Notfeuers im großen angewendet wird. Auf ähnliche Weise erzeugen die meisten Naturvölker, zumal die nordischen, Feuer, und wir wissen, daß unsere Vorfahren die gleichen Methoden anwandten. Als man dann zweckmäßigere Methoden der Feuererzeugung kennenlernte, vergaß man die alte, primitive Art, und nur von Zeit zu Zeit, wenn der Mensch in Not ist, taucht in seinem Gedächtnis die Erinnerung an die Urzeit auf, und, ein Kulturüberlebsel, wird das Notfeuer, nunmehr mit der Glorie des Altgeheiligten umgeben, von neuem entfacht, genau wie auch der Brahmane bei feierlichen Anlässen immer wieder zum Holzfeuerzeuge greift, um „reines und heiliges Feuer" zu erhalten.



Fig. 8. Feuerreibender Eskimo, links oben das hölzerne Feuerzeug.

Ich weiß diese Plauderei mit keinem treffenderen Worte zu schließen als jenem Lessingschen:

„Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Deutsche Helden in Südwestafrika.

Von Fr. Regensberg.

In der ersten Hälfte des Januar 1904 brach der von langer Hand vorbereitete Aufstand der Hereros in Deutsch-Südwestafrika aus, der noch heute nicht völlig unterdrückt werden konnte, obschon die gegnerische Macht am Waterberg gebrochen wurde. Das Mißgeschick fügte es nämlich, daß — bevor dieser Feldzug zum Abschluß gebracht worden war — auch die Hottentotten des Namalandes losbrachen und die deutsche Oberleitung zur Teilung ihrer Streitkräfte nötigten.

Welchen Umfang die dortigen Kämpfe angenommen haben, ergibt sich schon daraus, daß bis jetzt rund 13 000 Soldaten hinübergeschickt werden mußten. Was diese Wackeren unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet haben, ist der höchsten Anerkennung wert. Deutschland darf stolz sein auf die heroische Tapferkeit und felsenfeste Mannszucht seiner Söhne, die Offiziere und Mannschaften an Bravour wie an Ausdauer und Hingebung wetteifern läßt. Man sollte daher meinen, daß die dortigen Geschehnisse in der Heimat mit lebhaftester Spannung und Teilnahme verfolgt worden sein müßten; allein im allgemeinen hat sich das sogenannte „große Publikum" recht wenig um das harte Ringen da „hinten weit" in Südafrika bekümmert.

Mehrere große Tageszeitungen unterrichteten ihre Leser freilich durch eingehende Berichte über das Helden- und Märtyrertum der gegen einen tückischen und bestialischen Feind Tag und Nacht unter Waffen stehenden Braven, aber sonst wurde der Krieg gegen die Schwarzen durchweg mit kurzen Notizen abgetan. Man interessiert sich eben in weiten Kreisen recht wenig für koloniale Verhältnisse, und zudem ist es ja leider noch immer so, daß dem Deutschen alles, was fremde Völker tun und treiben, viel bedeutungsvoller und beachtenswerter vorkommt, als was die eigenen Volksgenossen ausführen. Wie eine frühere Generation sich für Griechen und Polen begeisterte, so tun wir dasselbe jetzt für Buren und Japaner. Daher ist von unseren Afrikanern bisher nicht viel Aufhebens gemacht worden; auch die Anerkennungen von oben her wurden ihnen sparsamer zuteil, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Es dürfte deshalb wohl angebracht sein, einige Mitteilungen über die Verhältnisse im Herero- und Namagebiet, die für unsere Truppen so ungewohnte Art der Kriegführung und über die Taten und Leiden der deutschen Streiter zu einem wenn auch nur skizzenhaften Bilde aneinanderzureihen.

Mit schlauer Berechnung traten die Hereros ihren „Orlog" (Kriegszug) an, als ihr Land (etwa doppelt so groß wie das Königreich Bayern) fast vollständig von Schutztruppen entblößt war, die sich bis auf eine Kompanie im Norden unter dem Gouverneur Oberst Leutwein zur Niederwerfung der aufständischen Bondelzwarts im äußersten Süden der Kolonie befanden. Alle Leute, die irgendwie dienstpflichtig oder dienstfähig waren, wurden nun schleunigst eingezogen und eingekleidet, so daß fast die ganze weiße männliche Bevölkerung unter den Waffen war.

Zu den Kriegsfreiwilligen, die sich sofort meldeten, gehörte auch der ehemalige Sergeant der Schutztruppe, K. F. Dietrich, ein alter 72er, der sich schon im Witboifeldzuge ausgezeichnet hatte, bei Hornkranz schwer verwundet worden war, aber erst 1897 als „dauernd ganzinvalide" aus der Schutztruppe austrat. Er ging zur Zivilpolizei über, stellte sich aber bei der ersten Kunde von dem Anrücken der Hereros in Karibib. Am 12. Januar wurde er von dort mit der ersten Meldung über die böse Lage der Dinge nach dem Regierungssitz Windhuk zum Oberleutnant Techow, dem Vertreter des Gouverneurs.

geschickt. Der Weg betrug in der Luftlinie gegen 150 Kilometer und wimmelte von Aufständischen, trotzdem langte der erfahrene Afrikaner, der nur einen treuen Hottentotten als Begleiter mitgenommen hatte, am 14. Januar glücklich in Windhuk an. Er erbot sich, sogleich mit der Antwort auf ihm wohlbekannten Schleichpfaden zurückzureiten, allein Techow wollte es nicht zugeben, weil er ein Gelingen des tollen Wagestücks für ganz unmöglich hielt. Da es jedoch von höchster Wichtigkeit war, sichere Nachrichten nach Karibib gelangen zu lassen, so willigte er endlich ein, suchte aber die beiden besten und schnellsten Pferde für Dietrich und seinen Gefährten aus. Bis auf wenige Kilometer vor Karibib gelang es den beiden wirklich, den raubend und mordend umherstreifenden Banden auszuweichen; beim Passieren der sogenannten „Pforte“ aber wurden sie von den Kaffern entdeckt und verfolgt. Zuerst hielten einige wohlgezielte Schüsse diese in respektvoller Entfernung, dann schossen auch die Hereros. Das Pferd des Schwarzen brach getroffen zusammen, und dem wackeren Dietrich zerschmetterte ein feindliches Geschoß den rechten Oberarm. Gewehr und Zügel mit der linken Hand packend, jagte er in schärfster Gangart weiter, bis sein Pferd ermattete. Das Gewehr, das er doch nicht mehr gebrauchen konnte, behinderte ihn; er warf es fort, machte es aber als kriegserfahrener Mann zuvor durch Herausnehmen des Schlosses unbrauchbar. Zum Glück kam er jetzt in ein Gelände, wo ihm die Möglichkeit geboten wurde, sich den Augen der immer näher kommenden Verfolger zu entziehen. Dorthin lenkte er den völlig erschöpften Gaul, stieg ab und jagte ihn fort, entgegengesetzt der Richtung, die er selbst, den zerschmetterten rechten Arm mit dem linken stützend, einschlug. Quer durch die für das Hereroland so charakteristischen Dornbüsche schleppte er sich, die Zähne zusammenbeißend, auf Karibib zu. Zum Glück hatte man dort das Schießen vernommen und Streifen ins Vorgelände geschickt, von denen eine Dietrich entdeckte und in Sicherheit brachte. Vier Monate lang lag er an seiner schweren Verwundung danieder. Der von ihm überbrachte Windhuker Brief enthielt folgende Meldung des Leutnants Techow:

„Okahandja schwer bedrängt, Entsatzversuche von Windhuk gescheitert. Maschinengewehr beim Eindringen des Zuges in Okahandja zeitweilig unbrauchbar geworden. Windhuk sehr bedroht, zahlreiche Verluste, Landsturm eingezogen. Eisenbahn seit 12. unterbrochen, sofortige Hilfe erbeten.“

Sie veranlaßte, als sie nach telegraphischer Weitergabe in Berlin eintraf, den Kaiser zur sofortigen Entsendung des kombinierten Seebataillons ins Aufstandsgebiet.

Durch die tapfere und energische Verteidigung gelang es, alle größeren Plätze zu halten, bis Entsatz nahte; die kleineren Stationen dagegen fielen fast sämtlich in die Hände der Hereros. Heldenmütig ward im Norden Namuton (etwa 240 Kilometer nordwestlich von Grootfontein) verteidigt, dessen Besatzung nur aus dem Stationsältesten, Unteroffizier Großmann, dem Sanitätssergeanten Laßmann und den Reitern Lemke und Lier (der aber an Gelenkrheumatismus krank lag) bestand. Außerdem waren drei rechtzeitig gewarnte Farmer, Becker, Basendowski und Hartmann, mit ihrem Vieh dort eingetroffen. Am 28. Januar wurde die Station von 500 Kriegern des Ovambostammes, der damals sich gleichfalls zu erheben drohte, eingeschlossen; etwa 300 davon waren mit Gewehren, darunter viele mit Henry-Martini, der Rest mit Assagais bewaffnet. Um Mittag begann mit großer Schnelligkeit der Angriff auf die Station, deren Besatzung schleunigst auf die beiden Türme eilte, während die Feinde bereits das Feuer eröffneten. Hinter Bäumen und Büschen Deckung suchend, feuerten die schwarzen Schützen, die Assagaiträger dagegen setzten über die als äußere Umzäunung dienenden Dornkraale und trieben das Vieh und die Pferde aus den Viehkraalen; der Rest stürmte gegen die Station vor. Der unter dem von fünf Mann verteidigten Hauptturm gelegene Proviantraum wurde genommen, worauf einzelne Ovambos von unten durch das Wellblechdach schossen, doch ohne jemand zu treffen, während andere sich an die Zerstörung des Balkens machten, der das Dach trug. Die Besatzung des Hauptturmes rief nun den beiden Verteidigern des anderen Turmes, Becker und Lier, zu, durch die Tür in den Proviantraum zu schießen. Dies geschah mit so gutem Erfolg, daß die Schwarzen Reißaus nahmen. Im Innern lagen drei Tote, zwei vor dem Proviantraum, und mehrere Verwundete suchten hinter dem Kraal Schutz. Farmer Basendowski beugte sich über die Brüstung, um auf unten stehende Ovambos zu schießen; diese gaben Feuer, trafen jedoch nur die Backsteinbrustwehr, wobei dem Farmer Steinbrocken mit solcher Wucht ins Gesicht geschleudert wurden, daß er stark blutete und zuerst von einer Kugel getroffen zu sein glaubte. Eine halbe Stunde lang konnte er die Augen nicht gebrauchen und war daher solange kampfunfähig. Zu gleicher Zeit erhielt Sergeant Laßmann einen Schuß durch den Laufmantel seines Gewehrs, doch blieb die Waffe zum Glück brauchbar, da der Lauf nicht beschädigt worden war. Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit setzten die übrigen Verteidiger ihr wohlgezieltes Gewehrfeuer fort.

Drei Stunden währte dies auf allernächste Entfernung geführte Gefecht, das den Schwarzen große Verluste zufügte, während die weißen Schützen unverletzt blieben. Sogar der kranke Lier schoß tapfer mit, wenngleich er wegen seiner heftigen Schmerzen häufig längere Pausen machen mußte.

Dann endlich begannen die Ovambos den Rückzug, indem sie bald einzeln, bald in kleinen Gruppen von einer Deckung zur anderen zu gelangen suchten. Von den einzelnen Ausreißern wurden die meisten niedergeschossen, während von den Trupps wenigstens ein Teil den sicher gehandhabten Waffen der Weißen entrann. Um vier Uhr war die nächste Umgebung der Station gesäubert; die geflüchteten Ovambos, die 63 Tote verloren, hatten ein etwa 800 Meter entferntes Gebüsch erreicht, hinter dem sie außer Sicht waren und sich sammelten. Von der Brustwehr des Turmes überblickte die Besatzung siegesfroh das Schlachtfeld. Da fiel plötzlich aus dem Kraal auf 50 Meter Entfernung noch ein Schuß; die Kugel sauste aber zwischen den Leuten durch, ohne zu treffen. Dies war der letzte Schuß der Ovambos; den verwegenen Schützen, der ihn abgegeben hatte, ereilte augenblicklich sein Schicksal aus mehreren Flinten zugleich. Die sieben Deutschen hatten im ganzen 1390 Patronen verschossen; da der Restbestand an Munition nur noch sehr gering war und eine Erneuerung des Angriffs als wahrscheinlich angesehen werden mußte, so beschlossen sie, die so tapfer behauptete Station aufzugeben und sich nach Grootfontein zurückzuziehen, das sie am 1. Februar, zu Tode erschöpft, glücklich erreichten. Diese heroische Verteidigung hatte den weiteren großen Erfolg, daß eine allgemeine Erhebung der Ovambos, die offenbar geplant worden war, unterblieb.

Abgesehen von den täglichen Kämpfen bei den eingeschlossenen Orten und den kleineren Patrouillengefechten fanden bis Mitte Februar 30 blutige Zusammenstöße statt, in denen die Deutschen 27 mal als Angreifer vorgingen, sicherlich ein glänzendes Zeugnis für die Tapferkeit und den ausgezeichneten Geist der Truppen, zumal sie es mit einem wahrlich nicht zu unterschätzenden Gegner zu tun hatten. Nach dem Eintreffen beträchtlicher Verstärkungen aus der Heimat konnte alsdann aus der Verteidigung zum Angriff übergegangen werden. Die Hereros zogen sich vorläufig in ihre Kriegslager zurück, von wo sie, durch ihre Spione immerwährend auf dem Laufenden erhalten, einzelne Banden gegen die von den Deutschen besetzten Ortschaften und gegen ihre vorgehenden Truppenabteilungen schickten. Von diesen rückte die Westabteilung unter Major v. Estorff über Omaruru auf Outjo vor. Am 25. Februar hatte sie ein zehnstündiges schweres Gefecht gegen einen weit überlegenen Feind bei der Werft (Dorf der Eingeborenen) Otjihinamaperero, das mit dem Siege der kleinen Truppe endete, als am Abend Hauptmann Franke die Stellung der

Hereros in der Mitte durchbrach und nun ihre Frontlinie aufrollte. Die Hauptabteilung unter dem von Süden wieder eingetroffenen Oberst Leutwein nahm bei Okahandja Stellung und unternahm von dort kleine Vorstöße, während die Ostabteilung unter Major v. Glasenapp in äußerst mühsamen Märschen das östliche Gebiet durchzog. Nicht alles konnte klappen, wie es geplant war; vieles mißglückte, Fehler wurden gemacht, die ganz unvermeidlich waren, da die aus der Heimat nach dem „schwarzen Erdteil" versetzten Offiziere und Mannschaften doch erst lernen mußten, sich den ihnen fremden Verhältnissen des Landes und der Fechtweise des Feindes anzupassen. Allein gerade in den verzweifeltsten Lagen traten der mannhafte Sinn und die todesmutige Pflichttreue, die alle erfüllten, am glänzendsten zutage.

Diese zweite Periode des Aufstandes hat Major Kunz zutreffend als „die Periode der Operationen mit unzureichenden Mitteln" bezeichnet. „In allen Gefechten haben unsere Offiziere und Truppen glänzende Tapferkeit bewiesen, sie haben mit rühmlichster Energie Schwierigkeiten überwunden, die oft genug außergewöhnlich groß waren, aber nicht ein einziges Mal gelang es unseren Truppen, den Hereros eine entscheidende Niederlage beizubringen, ja die Rebellen haben sogar bei Owikokorero (13. März 1904) einen vollen, bei Oviumbo mindestens einen halben Erfolg errungen." Zu den erwähnten Schwierigkeiten gehörte in erster Linie die Mühseligkeit der Märsche quer durch die Wildnis, wobei der ausgedehnte Gebiete bedeckende Dornbusch die Übersicht und Aufklärung ungeheuer erschwerte. Wo es überhaupt Wege gab, waren sie bald sandig, bald steinig, im Gebirge fand man meist nur Fußsteige, für Wagen und Geschütze unfahrbar. Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von den Strapazen zu machen, die unsere Soldaten dort ausgehalten haben; wenn man auch, wo es irgend anging, zum Marschieren nur die Nacht und die kühleren Morgen- und Abendstunden benutzte, so wirkte die furchtbare Hitze doch erschlaffend genug. Die Leute litten ferner durch den Mangel an richtiger Verpflegung, da die von der Bahn aus mit Ochsen vorwärts bewegten Provianttransporte mit dem Vordringen der Truppen meist nicht Schritt halten konnten. Furchtbare Entbehrungen mußten erduldet werden, zumal als man in die unwegsamen Grenzgebiete im Nordosten, die Omaheke und die Landschaften an der Kalahari vordrang; am quälendsten war der Wassermangel. „Wie manchem ist's schon so gegangen," lesen wir in einem Bericht vom Kriegsschauplatz, „daß er, von wütendem Durst geplagt, mit seiner Truppe endlich an der heißersehnten Wasserstelle angekommen ist, er findet da ein schlammiges, zerwühltes Loch und drinnen einen toten Ochsen oder ein paar Hereroleichen. Keine Möglichkeit, von der ekelhaften, übelriechenden braunen Brühe etwas zu trinken, man muß noch einmal 10, 20, 30 Kilometer weiter bis zur nächsten Wasserstelle. Da werden dann die Kräfte von Mann und Pferd oft bis zum Zusammenbrechen angespannt." Es kann nicht Wunder nehmen, daß unter solchen Umständen die Reihen durch Krankheiten erheblich gelichtet wurden; namentlich der Typhus raffte und rafft noch immer zahlreiche Opfer hin.

Die Monate Mai, Juni und Juli vergingen mit Vorbereitungen auf den entscheidenden Schlag, den der am 11. Juni 1904 in Swakopmund eingetroffene neue Befehlshaber Generalleutnant von Trotha zielbewußt vorbereitete. Seit Anfang Mai sammelte sich der ganze Hererostamm im Gebiet des Waterberges, wohin nun planmäßig von allen Seiten Abteilungen vorgeschoben wurden, um die feindliche Gesamtmacht einzukreisen. Während man bisher die Truppen immer dicht zusammengehalten hatte, wurde jetzt — namentlich infolge der bei Oviumbo gemachten Erfahrungen — mit getrennten Kolonnen vorgegangen, und diese veränderte Taktik führte zu den Erfolgen am Waterberg, wie später im Süden am Auob und in den Karasbergen. Sorgsam wurden die Anmarschwege durch Patrouillen erkundet, die dabei Rühmliches leisteten, mehrfach aber auch ihre Pflichttreue mit dem Leben bezahlten. Einer der besten Patrouillenführer, Leutnant Freiherr v. Bodenhausen, war mit 1 Unteroffizier, 11 Reitern und 1 Eingeborenen vorgegangen und spürte die Feinde am 6. August auch glücklich auf, wurde dann aber im Süden oder Südwesten der Hochfläche des Waterberges von etwa 300 Hereros überfallen. Heldenhaft wehrte sich das kleine Häuflein gegen die ungeheure Übermacht, allein die Rettung gelang nur einem unverwundeten und einem verwundeten Reiter, die im äußersten Augenblick von einer durch ihre Schüsse aufmerksam gemachten Streife der Kompagnie Franke aufgenommen wurden. Auch der funkentelegraphische Dienst bewährte sich hier ausgezeichnet. In schweren Kämpfen wurde dann am 11. und 12. August der Sieg errungen, der insofern entscheidend war, als er die Kraft der Hereros brach. Trotzdem gelang es einem Teil der Kaffern, nach Südwesten durchzubrechen, gegen den sich nun die weiteren Operationen richteten.

Im Süden hatte die Niederwerfung der Bondelzwarthottentotten keineswegs der Gärung im Namaland ein Ende gemacht, und am 3. Oktober 1904 brach der Witboiaufstand aus, dem sich die rote Nation und die Franzmannhottentotten von Gochas, die Veldschoendrager und ein Teil der Bethanier anschlossen. Schleunigst mußten aus dem Norden Verstärkungen hingeschickt werden, als deren Führer Oberst Deimling bis in den Januar 1905 hinein eine Reihe erfolgreicher Gefechte lieferte und namentlich das schwer zugängliche wasserarme Auobtal vom Feinde säuberte. Bei diesen Operationen hatte die Abteilung des Majors Meister (wenig über 190 Mann und vier Geschütze) vom 1. Januar ab fortwährend sehr ernste Gefechte gegen die durch 250 Hereros verstärkten Witbois zu führen. Dann endete am 3. Januar bei Groß-Nabas ein fünfzigstündiger Kampf (nachts durfte jeder zweite Mann schlafen) mit einem siegreichen Sturmlauf, nachdem sich zuletzt ein Teil der Feinde infolge Nahens der Kolonne Deimling aus dem Staube gemacht hatte. Als dieser Kampf gegen 30 Stunden gewährt hatte, waren die Leute in der Sonnenglut dem Erliegen nahe. Einige tranken das aufgefangene Blut getöteter Pferde, andere wurden vor Durst wahnsinnig, so auch der Oberleutnant v. Bockelberg; im Delirium stürzten sie, Gebete ausstoßend, vor, um die gegenüberliegende, von Feindesmassen besetzte Wasserstelle allein zu stürmen. Am anderen Tage fand man ihre Leichen. Noch dazu höhnten die Schwarzen die verschmachtenden Deutschen, indem sie, ihre wohlgefüllten Wassersäcke emporhaltend, ihnen zuriefen: „Deutschmann sehr durstig — gutes Wasser hier." Als die Not aufs äußerste gestiegen war, fanden zum Glück die nach rückwärts auf die Wassersuche geschickten Eingeborenen der Kolonne eine Rinne angestauten Regenwassers und füllten einen Wasserwagen damit. Die schon verzweifelnden Reiter gewannen neue Kraft, als die ersten Wassersäcke in die Schützenlinie gebracht wurden und man ihren Inhalt nun becherweise spendete. Dabei ereignete sich ein bezeichnender Zwischenfall. Ein Offizier forderte die Leute seines Zuges auf, das so heiß ersehnte Labsal hinter der Deckung zu trinken, als einer der Schützen, der die Stimme seines Offiziers nicht erkannte und einen von den Kameraden für den Sprecher hielt, obwohl dem Verschmachten nahe, zurückrief: „Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsere Stellung nicht verlassen!" Einer Truppe, in der solche Hingebung und Pflichttreue zu finden ist, konnte dann freilich auch noch ein Sturm zugemutet werden, der die Schwarzen zu wilder Flucht zwang. Allein in welcher Verfassung diese Schlußtat ausgeführt wurde, bekundet folgende Stelle aus dem Bericht des Majors Meister. Er wollte für die Ausführung des Sturmes mehreren Offizieren Anweisungen geben. „Oberleutnant Grüner mußte von zwei Mann getragen werden, von denen der eine delirierte. Leutnant Klewitz, welcher den Sturm mit den frischesten Leuten vom Flußtal aus unternehmen sollte, fiel in eine schwere Ohnmacht und mußte zunächst zwei Stunden in ärztliche Behandlung gegeben werden. Leutnant Zwicke mußte von vier Mann gehalten werden, da er laut delirierend auf mich eindrang und mich erschießen wollte. Aus diesem Zustand der Führer ist auf die Ausdauer der Leute zu schließen."



„Geh, trau di nur!"
Gemälde von E. Rau.

Den Sturmlauf dieser halbverdursteten und durch ein 54-stündiges Gefecht erschöpften Heldenschar nannte das „Militär-Wochenblatt" mit Recht eine Tat, die ihresgleichen in der Kriegsgeschichte sucht. Dort wurde ebenfalls darauf hingewiesen, wie bedauerlich es sei, daß über den Kriegstaten der beiden gewaltigen Gegner in Ostasien die Leistungen unserer kleinen Truppe in Südwestafrika von den Volksgenossen daheim übersehen würden. Und doch werde hier ein Kampf ausgefochten, „wie er schwerer und entbehrungsreicher, aber auch ruhmvoller wohl kaum in der Mandschurei gekämpft worden ist." Fürwahr, diese Offiziere und Mannschaften, die sich nicht nur im Gefecht so glänzend bewährt haben, sondern — nach General v. Trothas Zeugnis — auch „hungernd und durstend niemals versagten", verdienen unsere Bewunderung und Anteilnahme im höchsten Maße. Möge daher der jüngst erlassene Aufruf der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz (Schatzmeisterkasse des Zentralkomitees: die Königliche Hauptseehandlungskasse, Berlin) zugunsten der wackeren Afrikaner überall Herzen und Hände offen finden!

Die Baumeisters.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Das Gefühl eines großen Erlebnisses war schon gleich lebhaft in Martina, als sie am Morgen nach jenem Tage erwachte. Alles sah ihr heute heller und schöner aus als sonst, die Aussicht von ihrem Fenster über die Felder, und die paar Tannenzweige im Glas auf ihrem Tisch. Eine köstliche Lebensfrische füllte sie, sie sang sogar ganz leise vor sich hin, als sie aus ihrer Tür kam.

Auf der Treppe begegnete ihr Stine. Das Mädchen wollte hastig an ihr vorüber, aber Martina sah plötzlich, daß sie dickverweinte Augen hatte. Das trübselige Gesicht tat ihr leid, gerade weil sie selbst so glücklich war. „Stine, was ist denn? Hast du geweint?"

Das kleine Bauernmädchen war stehen geblieben, die Tränen sprangen ihr sofort wieder in die hellblauen Augen, sie schluckte ein paarmal. „Ach, Fräulein, ich soll ja nun aus dem Hause."

Martina sah sie ungläubig an. „Du, Stine? Wer sagt das denn? Weshalb denn?"

Stine hatte jetzt ihre blaue Schürze vor dem Gesicht und schluchzte. „Ich habe es doch nicht gewußt, daß das gestern schon so spät war. Willem hat mich bloß nach Haus gebracht. Mein Vater schlägt mich ja tot, wenn ich hinausgeworfen werde. Und ich bin ein ordentliches Mädchen, und nun sagt der Herr Pastor doch —"

Martina konnte erst keinen rechten Sinn in Stines schluchzende, abgerissene Sätze bringen. Aber dann verstand sie sie. Ihr Bruder hielt seine Leute immer streng, er litt keinerlei Unordnung. Sie hatte es schon ein paarmal erlebt, daß er einen Dienstboten Knall und Fall aus dem Hause schickte. Und auf Stine hatte er schon längst ein scharfes Auge.

Stine schluchzte noch immer in ihre Schürze, ein großes Mitleid stieg in Martina auf. Sie wurde plötzlich rot, als sie an sich selbst dachte. Ein warmes, fast schwesterliches Gefühl gegen das kleine Bauernmädchen war plötzlich in ihr.

Sie sagte ihr rasch ein paar gute, tröstende Worte und lief die Treppe hinunter. Sie mußte mit Ludwig sprechen, vielleicht war es alles nicht so schlimm gemeint.

Pastor Baumeister und seine Frau waren noch am Frühstückstisch; Martina sah gleich ihren Gesichtern an, daß irgend etwas Ernsthaftes besprochen wurde. Der Pastor hatte sich auch nur einen Augenblick im Satz unterbrochen, er sprach gleich weiter: „. . . natürlich ist das sonst Sache der Frau, aber wenn du dich nicht darum kümmerst, muß ich es eben tun. Ich will nicht, daß die Mädchen Liebschaften anfangen. Das Pfarrhaus gibt das Beispiel für das Dorf."

Friede hatte immer eine Vorliebe für die rotbäckige freundliche kleine Stine gehabt. Sie machte ein betrübtes Gesicht. „An mich denkst du wohl gar nicht? Wo soll ich denn so schnell Ersatz bekommen?"

Er zuckte die Schultern. „Ersatz bekommst du genug im Dorf. Solche Rücksichten stehen erst in zweiter Linie."

„Ich glaube aber, Ludwig, du hast das arme Ding mit dem Schreck schon genug gestraft," sagte Martina plötzlich dazwischen. „Ich würde sie an deiner Stelle doch jetzt behalten."

Ludwig Baumeister sah unangenehm überrascht zu seiner Schwester hinüber; von der Seite war er keine Opposition gewohnt. „Ich bin nicht für Inkonsequenzen. Entweder — oder. Mit dieser Sache bin ich fertig."

Martina sah ihn groß an, seine schroffe Art stieß sie heute plötzlich ab. „Ich glaube, du bist zu streng. Stine ist doch noch ein halbes Kind, sie muß eben noch erzogen werden."

„Sie ist alt genug. Und sie weiß, daß ich keine Liebschaften dulde."

Martina wußte selbst nicht, woher sie heute den Mut nahm, ihrem Bruder zu widersprechen, anders zu denken als er. Sie sah ihn ruhig an.

„Es ist aber doch kein so großes Verbrechen, was sie begangen hat. Ich stehe dafür, daß sie ein ordentliches Mädchen ist. Und das kannst du doch nicht verlangen, daß diese Leute so subtil auf dem Punkt fühlen wie wir —."

Sie blieb nun doch mitten im Satz stecken. Ihr Bruder war aufgestanden und schob mit einem Ruck seinen Stuhl zurück. „Subtil fühlen? Nein. Aber das kann ich verlangen, daß sie sich in meinem Hause so aufführen, wie es sich gehört. Wenn nicht, dann haben sie eben sich selbst die Folgen zuzuschreiben."

Friede war aufgestanden und leise und hastig aus der Tür gegangen. Sie hatte eine fast nervöse Angst vor Uneinigkeit und Wortgefechten. Keiner von den anderen beiden hatte auf sie geachtet.

Martina sah Ludwigs Gesicht an, daß er von der Sache nichts mehr wissen wollte. Sie zog die Brauen zusammen. Die Geschwister sahen sich eigentümlich ähnlich in dem Augenblick.

„Du bist hart, Ludwig. Ich verstehe dich nicht."

„Das wundert mich!" Er sah sie eine Sekunde scharf an. „Es wäre das erstemal, daß wir uns nicht verstehen. Wenn es noch Friede wäre, die denkt und empfindet ja in vielem anders als ich."

Er sah nach der geschlossenen Tür. „Es ist ganz gut, daß Friede gerade weg ist. Ich habe dir etwas zu sagen, Martina. Ich hoffe, wir verstehen uns auf dem Punkt besser."

Sie sah ihn unruhig an. Er war einen Augenblick still.

„Ich will nur gleich ganz offen sein," sagte er dann langsam. „Wie stehst du mit Erhard Hersen, Martina?"

Das Mädchen fuhr zusammen, die Frage hatte sie nicht erwartet.

„Woher weißt du das?" brachte sie ganz verwirrt heraus.

Er sah sie mit einem halben Lächeln an, das nicht ohne ein wenig Traurigkeit war.

„Ich kenne meine Schwester doch wohl genug, um auf ihrem Gesicht zu lesen."

Sein Ton rückte ihn ihr plötzlich wieder näher, der erste Schreck verlor sich etwas. Sie sprach noch nicht, sie lehnte nur am Fenster und sah zu ihm hin.

Bilder aus der Gegenwart

Wilhelm Oncken, der hervorragende Geschichtsgelehrte und Herausgeber und überaus tätige Mitarbeiter der groß angelegten „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“, ist am 10. August verschieden. Die historische Wissenschaft verliert in ihm einen ihrer vornehmsten, vielseitigsten und kenntnisreichsten Lehrer. Wilhelm Oncken war am 19. Dezember 1838 in Heidelberg geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt Heidelberg absolviert hatte, besuchte er nacheinander die Universitäten Heidelberg, Göttingen und Berlin und habilitierte sich, 23 Jahre alt, im Jahre 1862 als Privatdozent der klassischen Philologie und der Geschichte in seiner Vaterstadt Heidelberg. Daselbst wurde er 1866 außerordentlicher Professor und nahm dann im Jahre 1870 die Berufung als ordentlicher Professor nach Gießen an, um fortan an der hessischen Landesuniversität vor allem als Historiker zu wirken. Schon drei Jahre nach seiner Niederlassung in Gießen sandte ihn diese Stadt als ihren Vertreter in den hessischen Landtag, in dem er seit 1873 eine vielseitige Tätigkeit entfaltete. Das Jahr darauf, am 10. Januar 1874, wurde Wilhelm Oncken in den zweiten Deutschen Reichstag gewählt. Er trat der nationalliberalen Partei bei, die in jener Periode 150 Mitglieder zählte, und machte in ihren Reihen die Kämpfe um das Reichsmilitärgesetz mit, stets ein treuer Anwalt seines Volkes in der deutschen Einigkeit und Machtstellung. Neben seiner Lehrtätigkeit und seinem politischen Wirken, das er für den Reichstag mit den Neuwahlen des Jahres 1877 beendete, war Wilhelm Oncken in außerordentlichem Grade schriftstellerisch tätig. Von der klassischen Zeit ausgehend, kam er allmählich zur Darstellung neuerer und neuester Ereignisse, schrieb 1865/66 „Athen und Hellas“, das in zwei Bänden in Leipzig erschien, 1870/75 „Die Staatslehre des Aristoteles“, die gleichfalls in Leipzig herauskam. Dazwischen hatte er noch „Stadt, Schloß und Hochschule Heidelberg“, ein Buch, das viele Auflagen erlebt hat, herausgegeben. Dann aber beginnt Onckens vaterländische Geschichtsschreibung: 1876/79 kam „Österreich und Preußen im Befreiungskriege“ in zwei Bänden heraus, 1881/83 „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“ in der bereits eingangs erwähnten „Allgemeinen Geschichte“. Es folgte dann 1885/87 „Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege“ und endlich 1888/92 „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelms“, eine bisher unübertroffene Darstellung von Deutschlands Wiedererstehung, die dem Gelehrten reiche Anerkennung brachte.



Ph. Uhl, Gießen, phot.

Wilhelm Oncken †.

Im Hafen von Port Arthur nach der Übergabe. Nach Ostasien, in den Hafen von Port Arthur hinein führt uns unser Bild in jene schreckensvolle Tage, die mit der Übergabe der Seefestung ihren tragischen Abschluß fanden. Ein Bild der Zerstörung. Aus der toten Wasserfläche ragen die Überreste eines stolzen Schiffes in die Luft. Wie viel Menschengeist und Menschenkraft wurde an einem solchen schwimmenden Riesen verschwendet; mit wie vielen Hoffnungen verließ er den heimatlichen Hafen, zog seine Wasserfährte — und wie schnell zeigt nur noch ein Haufen Trümmer, was er einstmals gewesen ist und wie viele stolze Hoffnungen mit ihm zersplitterten. Es liegt eine trostlose Stimmung über dem Bildchen: im Hintergrunde die verschneiten Berge, davor schwarz und drohend andere Schiffe, an denen die Zerstörung vorübergegangen. Leise und schwach glimmt ja ein Hoffnungsflämmchen in den Friedensverhandlungen in Amerika — mögen sie zu dem Abschluß führen, der endlich die Ruhe zweier Völker und damit der Welt wiederbringt.



Das deutsche Kriegerdenkmal in Tientsin.

Modelliert von K. von Üchtritz

Das Kriegerdenkmal in Tientsin. „Dem Andenken deutscher Soldaten und Matrosen,“ die in den Chinawirren 1900 und 1901 ihr Leben in der Fremde ließen, galt die Feier, die am 17. Juni in Tientsin eine große und ernste Gemeinde zusammenrief. In fast allen, die die Hülle von dem schönen Denkmal fallen sahen, zitterte noch ein Nachklang von dem Sturmgeläute jener gefahrvollen Tage. Damals hieß es, alles einsetzen für seine Ehre. Das taten die Nationen auch freudig und unter



From Stereograph copyright by Underwood and Underwood, London and New York.

Beschädigte russische Kriegsschiffe im Hafen von Port Arthur.

Opfern. Und nun erhebt sich das Denkmal und die Erinnerung an unsere tapferen Toten wird lebendig. Stufen führen zu einem Felsaufbau von rheinischer Basaltlava hinauf. Der Fels zeigt in seiner Mitte einen bronzenen Fries mit den Wappen der deutschen Bundesstaaten. Auf dem Felsen steht ein deutscher Ritter in Rüstung mit Schild und Schwert. Sein Panzerhemd ist nach Art der deutschen Kaiserstandarte mit dem Eisernen Kreuz und Reichsadlern geziert. Auch den Schild schmückt das Bild des Reichsadlers. Das Schwert in der vorgestreckten Rechten ist kraftvoll auf den Boden gestemmt. Geradeaus in die Weite ist des Ritters Blick gerichtet, während neben ihm sich ein Adler rückwärts wendet und mit den Fängen den Anker jenes berühmten Schiffes, des „Iltis", umklammert. Die Höhe der Figur beträgt drei Meter. Der Schöpfer des Denkmals ist der bekannte Bildhauer Professor Uchtritz; er gab damit ein Wahrzeichen für Freund und Feind, daß deutsche Treue auch in der Ferne wacht — in Krieg und Frieden, bei Tag und bei Nacht.

Eröffnung der Reichenberger Hütte. Jetzt, wo die Bergsteigerei ein ausgedehnter Sport geworden ist, ist die Errichtung von Schutzhütten nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern eine Notwendigkeit. Als solche ist auch die Reichenberger Hütte zu begrüßen. Aber daneben auch als ein Punkt, von dem aus man die Herrlichkeit der Dolomitenbergwelt zu seinen Füßen und um sich herum sieht. Unmittelbar am Ufer des malerischen Federasees gelegen, gibt sie den Blick frei über die den Talkessel von Cortina einschließenden Dolomitenriesen Monte Cristallo, Sorapiß, Antelao usw. In drei Stunden erreicht man von Cortina über Campo di Sotto und über Mortisa die Hütte, die einen guten Stützpunkt bei der Besteigung verschiedener Felsgipfel gewährt. Erbaut wurde sie übrigens bereits im Jahre 1901 von dem Dolomitenführer Barbaria, nun ist sie von der Alpenvereinssektion Reichenberg erworben und in ein sehr behagliches Schutzhaus umgewandelt worden.



Die neu eröffnete Reichenberger Hütte bei Cortina im Ampezzotal.



J. Thiele, Hamburg, phot.

Das Esmarch-Denkmal in Tönning.
Modelliert von Adolf Brütt.

Ein Esmarch-Denkmal in seiner Vaterstadt Tönning zeugte dem greisen Gelehrten von der hohen Liebe und Verehrung, die sein langes reiches Leben sich weit im Lande erworben hat. Reich an Arbeit und reich an Erfolgen war dies Leben. Es war ganz der leidenden Menschheit zu eigen gegeben, und die Zeit und das Alter schienen an dem unermüdlichen Arzte stille zu stehen. Er wollte das Größte und hat darum Gr[…] erreicht. Am 9. Januar […] wurde Esmarch in Tönning [ge]boren, und er liebt seine mee[rum]schlungene Heimat mit jener t[…] Liebe, die gerade dem Nord[…]schen so im Herzen liegt. […] begann er seine medizinischen [Stu]dien, 1846 wurde er Assi[stent bei] dem berühmten Langenbeck, […] habilitierte er sich in Kiel, […] bis 1850 machte er die F[…] in Schleswig-Holstein mit, […] war er wieder auf dem K[riegs]schauplatz, 1866 übernahm […] Oberleitung der chirurgischen T[ätig]keit in den Berliner L[…] Im Jahre 1881 rief […] deutschen „Samaritervere[ine"] [ins] Leben, die eine Quelle des S[egens] für Volk und Familie w[urden]. In ihrem Sinne veröffentl[ichte er] auch seine „Samariterbrief[e"] [und] „Samaritertafeln". Sein […] erfundenes Verfahren bei […] Operationen die Gliedmaßen […] leer zu machen, bedeutete […] bedeutsamen Einschnitt […] Wesen der Chirurgie. […] Name hat auch durch seine [Her]zensgeschichte einen roman[tischen] Schimmer erhalten. Im J[ahre] 1872 vermählte er sich in […] Ehe mit der Prinzessin Henr[iette] von Schleswig-Holstein-Son[der]burg-Augustenburg, einer Schw[ester] des Vaters unserer Kaiserin. Das am 5. August enthüllte […] lebensgroße Bronzestandbild ist […] Werk des Bildhauers Profess[or] Adolf Brütt in Berlin, auch eines Schleswig-Holsteiners, dem das Kaiser Wilhelm-Denkmal vor der Kieler Universität und Denkmal des Dichters Storm in Husum verdanken.



Die Hüttenkuh. G. Terschak, Cortina

Ein merkwürdiger Pilz. Die wiederholt gebrachten interessan[ten] Abbildungen und Beschreibungen sehr alter, großer oder merkwü[rdig] gebauter Bäume ermutigen mich, in umstehender photographi[scher] Wiedergabe eine Monstrosität aus der niederen Pflanzenwelt, […] Kryptogamen, vorzuführen, die ich am 2. August 1905 in den sch[önen] Waldungen, die das so herrlich gelegene Eisenach umgeben, nahe [der] Landgrafenschlucht gefunden habe. Es ist ein Exemplar des b[…] in trockenen Wäldern vorkommenden, zu den Hymenomyceten gehö[rigen] den Scheidenschwammes. Seinen Namen hat er davon, […] er den knollig verdickten Fuß seines Stieles mit einer schei[den]förmigen Hülle umgibt. Die Eigenart des vorliegenden Stückes […] steht darin, daß sich oben in der Mitte des Hutes, der […] normaler Weise seine weißen Lamellen nach unten ausgebildet […] ein zweiter kleinerer Hut gebildet hat, dessen Lamellen, wie […] umstehende Abbildung zeigt, nach oben gerichtet sind. Beson[ders] interessant ist bei dieser Erscheinung, daß auch der kleinere […] in der Mitte einen kleinen verkümmerten Stiel aufweist, an […] sich noch ringförmig Teile der Hülle befinden, während diese […] in länglichen Fetzen am Rande des Hutes, wie dies ebenfalls […] Abbildung erkennen läßt, hängen bleiben. S[…]

Fahrradstütze. Das Zeitalter des Fahrrads ist nicht mehr auf [dem] Höhepunkt, es ist überholt von dem Gefährt der Gegenwart, [dem] Automobil. Aber ausgespielt ist seine Rolle noch lange nicht, im Ge[…]

…, es hat seinen Platz als schnelles Verkehrsmittel glänzend be…; der Arbeiter, der Tourist, der Soldat — sie alle wissen, … sie an ihrem Stahlroß haben, ganz abgesehen von dem Renn…, den es zu Ruhm und Gelde führt. Und die Jahre haben … verbessert und verbilligt, dem praktischen Leben mehr und mehr anzupassen gesucht. Diesem Gedanken entspringt auch die Erfindung der Fahrradstütze, die die Abbildung unseren Lesern deutlich macht und der Gräfin Moltke in Parchim zu danken ist. Diese Stütze ermöglicht das Stehenbleiben des Rades. Der Bügel a läßt die beiden Stützen während des Fahrens durch Drehen des Handgriffes gleichzeitig herabfallen. Auf diese Weise bleiben dem Fahrer beide Hände zum Schreiben, Zeichnen, Photographieren, Benutzen von Fernrohr und Flinte frei. Ebenso können die Stützen durch denselben Bügel wieder sehr leicht hinaufgeschlagen werden. Die punktierte Linie bei b … uns auch diesen Zustand deutlich vor Augen.



Merkwürdiger Scheidenschwamm.

Landshut und sein Festspiel. Reizend von der Isar durch…, wo sie sich gen Norden wendet, breitet sich ein malerisches … aus — mit krausen Straßen und Sträßchen, altertümlichen … und Giebeln: Landshut. Es liegt zu Füßen der wehrhaften … Trausnitz, deren Zinnen weit in das herrliche Bayernland …ungen. Hinter den alten Mauern von Burg und Stadt bergen … viel Erinnerungen, eine bewegte und ruhmreiche Vergangenheit. Noch jetzt wirft sie einen Glanz von Poesie über den Ort. Und die Bewohner Landshuts sind sehr stolz darauf und sehr bedacht, ihn zu erhalten. So tauchte in Bürgerkreisen der Gedanke auf, den glänzendsten Augenblick der Stadtgeschichte in historischer Treue wieder aufleben zu lassen — die Landshuter Hochzeit. Am 14. November des Jahres 1475 bewegte sich der prunkvolle Festzug, mit dem Herzog Ludwig der Reiche von Bayern für seinen Sohn und Thronfolger Georg die Tochter Hedwig des Polenkönigs Kasimir IV. als Braut empfing. Von diesen Tagen erzählen die Chroniken märchenhafte Dinge. Kaiser und Könige sah Landshut in seinen Mauern. Die „Landshuter Hochzeit“ zeugte von der Macht seiner Herzöge und dem Reichtum seiner Bürger. Diese Zeit sollte wieder auferstehen. So fand in den Tagen vom 12. bis zum 15. August das historische Fest statt. Im Prunksaale des Rathauses gingen die Aufführungen des Festspiels vor sich, daran reihte sich der überaus prächtige Festzug, der einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer hinterließ. Solche Rückblicke in eine große, schöne Vergangenheit sind sehr wertvoll, sie sollen gepflegt werden, denn sie werfen gleichzeitig einen heiteren Schein auf unsere gegenwärtigen Tage, und das können wir in unserer arbeitsernsten Zeit sehr wohl gebrauchen.



Fahrradstütze,
erfunden von Gräfin Nancy Moltke.

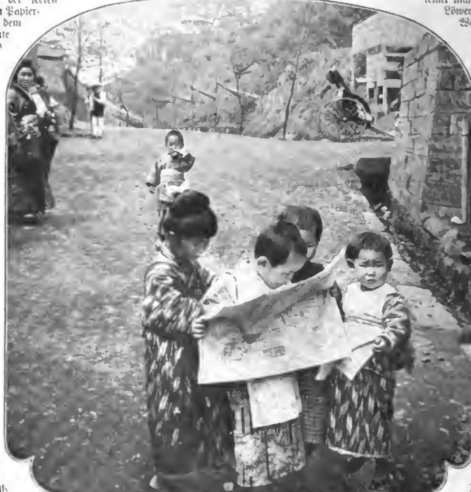


Carl Dittmar, Landshut i. B., phot.

Aus dem in Landshut aufgeführten Festspiel „Die Landshuter Hochzeit“.

Blätter und Blüten.

Grenadiere im Gefecht. (Zu dem Bilde auf Seite 613.) In historischer Treue führt Meister Skarbina uns zwei von den sieggewohnten Grenadieren des Großen Friedrich vor. Der eine feuert; der andere ist im Begriff, den Hahn des Schlosses zurückzuziehen, um den Feuerstein richtig einzupassen und Pulver auf die Pfanne zu schütten. Welch' mühseliges Hantieren, ehe das Blei aus dem Lauf fliegen konnte! Da war von der Papierpatrone (1670 wurde sie in Brandenburg eingeführt, und man betrachtete das als gewaltige Errungenschaft) das umgedrehte verschließende Ende abzubeißen, weshalb nur Leute mit guten Zähnen bei der Infanterie dienen konnten. Dann das Einschütten des losen Pulvers aus der Patrone in den Lauf; das Ergreifen und Einführen der Kugel, ihr Niederstoßen mit dem seit 1698 in Gebrauch genommenen eisernen Ladestock — eine Erfindung des Alten Dessauers — das Daraufsetzen eines aus der leeren Patronenhülse gebildeten Papierpfropfens, wieder mit dem Ladestock. Es konnte natürlich nur stehend geladen werden, und die Handhabung des Ladestockes führte zu vielen abscheulichen Verwundungen am Ellbogen. Das Bajonett mußte, um das Laden nicht zu behindern, weit vom Laufe abgebogen sein. Nun galt es, den Hahn zu spannen, mit anderen Worten, die Pfanne zu öffnen, dem Stein, falls er sich verschoben hatte, die richtige Stellung zu geben und Pulver auf die Pfanne zu schütten. Endlich schußfertig! Und doch hatte der große König seine Leute so gedrillt, daß sie aus den alten Musketen geradezu Schnellfeuer — drei Schuß in der Minute — abzugeben vermochten. Nur das preußische Heer konnte das leisten. Bei dem sehr vernünftigen Streben nach größerer Feuergeschwindigkeit war es kein Wunder, daß man die während des Siebenjährigen Krieges erfolgte Umwandlung des konischen Ladestockes in einen zylindrischen, so daß beim Gebrauch nicht ein zweimaliges Umdrehen erforderlich wurde, mit großer Freude begrüßte. Während der letzten Regierungsjahre des Alten Fritz kam dann noch die trichterförmige Erweiterung der Zündpfanne hinzu, und man war nicht wenig stolz auf das, was man damit erreicht hatte. Eine Kugel im Lauf und 59 Patronen in der Tasche, so rückten Friedrichs des Großen Fußtruppen in die Schlacht. Und heute? Da trägt bei auf mehr als die Hälfte verkleinertem Kaliber der Infanterist die doppelte Patronenzahl an sich; für weiteren Nachschub während des Gefechts ist gesorgt. Hinter der Deckung liegend, ladet der Mann mit wenigen Griffen fünf und mehr Patronen auf einmal. Und schon soll das nicht mehr genügen: das automatische Gewehr, das den Rückstoß beim Schuß dazu benutzt, die Waffe wieder schußfertig zu machen, steht vor der Türe. Welch' ein Wandel der Zeiten! R. v. Br.



Copyright by B. L. Singley, Keystone View Co.

„Friedensschluß?“

Bakterien auf dem Gelde. Das Geld, das blank und sauber die Münzstätten und Banknotendruckereien verläßt, wird im Verkehr sehr bald beschmutzt. Da ist die Möglichkeit vorhanden, daß es, während es von Hand zu Hand wandert, dem Menschen nicht m den erwünschten Segen, sondern auch Unheil und Krankheit bringe kann. Neuerdings wurde diese Frage in Amerika geprüft und ve Dr. Wm. H. Parks eine bakteriologische Gelduntersuchung veranlaß Es zeigte sich nun, daß das Metallgeld keinen günstigen Boden fi Ansiedelung von Bakterien abgibt. Namentlich auf Kupfermünze sterben die Bakterien sehr rasch ab; besonders lange erhalten s sich lebend auf dem Papiergeld. Während man auf schmutzige Kupfer- und Nickelmünzen nur 26 bis 40 Keime vorfand, betru deren Zahl auf ziemlich reinen Papierscheinen 1250 und auf schmutzi gen Geldscheinen sogar 73 000. Zur Beruhigung der Ängstlichen mu aber gesagt werden, daß diese Keime in der Regel durchaus nicht z den Krankheitserregern gehören.

Der Löwe des Andronikus. W kennt nicht die Erzählung von de Löwen, der seinen einstige Wohltäter, der ihm ein mal den Dorn aus de verwundeten Prank gezogen, nach lange Zeit in der Arena de Gladiatorenkampfes wiedererkannte und verschonte? Wen die Naturwissenschaf auch in den meisten Fällen die Lügenhaftigkeit derartige rührsamer Tiergeschichten hat nachweisen können, s scheint doch gerade in dieser Löwengeschichte ein Körnlein Wahrheit z stecken, wenigstens s weit es das Gedächtnis des Raubtieres betrifft. Dafür spricht folgender Bericht in amerikanischen Fachblättern. Karl Hagenbeck, der bekannte Hamburger Tierhändler, hatte an den Zoologischen Garten zu New York ein Paar Löwen und Tiger verkauft. Bei einem gelegentlichen Besuch des Instituts erkundigte er sich nun nach dem Befinden dieser Raubtiere und äußerte dem Direktor Hornazie gegenüber, die Tiere würden sich gewiß sehr freuen, wenn sie ihn nach so langer Zeit — zwischen dem Verkauf und diesem Besuche lag ein Zeitraum von $1^3/_4$ Jahren — wiedersehen würden. Hornazie äußerte seine Zweifel, und die beiden betraten nun das Raubtierhaus und blieben stehen, sobald die in Frage stehenden Tiere ihren vormaligen Herrn sehen konnten. Nun rief Hagenbeck auf deutsch: „Wie geht es denn Queenie und Wilhelm? Und was ist aus meinem Count und meiner Counteß geworden?“ Die Löwin Queenie erwachte zu erst aus ihrer gewöhnlichen Apathie, sprang auf, kam ans Gitter und begrüßte freudig brüllend den einstigen Gebieter. Ihr folgte alsbald der Löwe und dann auch das Tigerpaar. Die beiden Löwen drängten einander vom Gitter weg, um ihrem alten Herrn möglichst nahe zu kommen. Hagenbeck streckte die Hände durch die Gitterstäbe und streichelte die sich anschmiegenden Tiere wie Kätzchen. Es war dem Beobachter unverkennbar, daß die Raubtiere Stimme und Gestalt ihres einstigen Besitzers nach einem Zeitraum von 21 Monaten wieder erkannt hatten. Wie Hagenbeck weiter berichtet, hat er dergleichen Beobachtungen vom Gedächtnis der Tiere schon des öfteren gemacht. Dr. H.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

1905

Preis 12 cents



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

	Seite
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (1. u. 2. Fortsetzung.)	629 u. 649
Bei gutem Winde. Bild von R. du Cardier.	629
Neue Zeitung. Bild von H. von Bay.	633
Allerlei Diebskniffe. Von Karl Siegfried.	634
Der Geburtstag des Bürgermeisters. Bild von A. Moreau.	636 u. 637
In der Vulkanregion von Java. Von Ernst von Hesse-Wartegg. (Mit Illustrationen.)	638
Die Baumeisters. Roman von Lulu von Strauß und Torney. (8. u. 9. Fortsetzung.)	642 u. 663
Morgengruß. Bild von Clara Walther	649
Katharine Mansdotter. Bild von G. von Rosen.	653
Vor der Stadt. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort	656
Alpenblumen. Von Max Hesdörffer. (Mit Abbildungen.)	656
Über gesunde Ernährung. Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth	660
Idylle. Bild von Chr. Skredsvig.	661
Bilder aus der Gegenwart.	645, 646 u. 647; 665, 666 u. 667
Blätter und Blüten.	648 u. 668
Für die Küche. Für Hausfrauenfleiß. — Allerlei Winke für jung und alt. — Neue Bücher. Zur Kurzweil.	Beilage 1–4
Farbige Kunstbeilage 19: „Kaffeestündchen". Von Friedrich Wahle.	

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.



Kaffeestündchen.

Gemälde von Friedrich Wahle.

Nr. 35 1905

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

...ziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(...8. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

In dem Jäger brannte eine fiebernde Ungeduld nach seinem Ziel. Er sah nicht mehr voraus in die Ferne, in der sich ...ach ein weites Tal zu öffnen begann, überwoben von blauem ...immer, umschlossen vom Wall der grünen, noch mit Schnee ...ndelten Berge, über deren Grate sich der Riesenzahn des ...mann hoch hinaushob, weiß und einsam. Nur immer nach der ...sten Biegung der Straße spähte er, ob ihm der zurückweichende ...d nicht die Mauern und Türme des Stiftes zeigen möchte. ...e viel hundert Stunden seit seinen Kinderjahren hatte er vom Mauerkranz des Buchberger Schlosses träumend hinausgespäht über das dunkle Meer der Wälder — wie viel tausendmal hatte er im ersten Grau des Morgens oder im Dämmerglanz des Abends mit heißem Blick die fernen Berge gesucht, immer die Sehnsucht im Herzen: Dort, wo die Welt so blau ist, dort möcht' ich einmal leben! Und vor drei Jahren, als sein Herr den „Söllmann" gekauft hatte, einen roten Schweißhund, der aus dem Zwinger des Berchtesgadener Stiftes kam, hatte Adelwart mit dem Klosterknecht, der den Hund gebracht,



Bei gutem Winde.
Gemälde von A. du Gardier.

die ganze Nacht beisammen gesessen und hatte sich unermüdlich von ihm erzählen lassen: wie hoch man zu Berchtesgaden das Weidwerk hielte, wie schön das Land wäre, wie steinern sein Gebirg und wie froh seine Menschen. Das hatte er wieder den anderen im Schloß erzählt — und so oft er das erzählte, wurde das blaue Land da draußen noch schöner um einen Glanz — und so gerne, mit solcher Liebe und solchem Feuer schwatzte er davon, daß ihn die Schloßleute in Scherz und Spott nur noch den „Berchtesgadner" nannten.

Und vor drei Tagen, als der Freiherr zu Buchberg hinter der Kutsche, in der seine Frau und seine Kinder saßen, mit bleichem Gesicht zum Schloßhof hinausgeritten war, um für sich und die Seinen irgendwo in evangelischem Land eine neue Heimat zu suchen — da hatte Adelwart mit der Faust die nassen Augen getrocknet und auf die Frage des Salzburger Vogtes den Kopf geschüttelt: „Nein! Unter der neuen Farb, da mag ich nicht dienen. Mein Herr ist fort, jetzt bin ich ein freier Mensch. Und geh nach Berchtesgaden!" Noch in der gleichen Stunde hatte er sein bißchen Hab und Gut gepackt, hatte den kleinen Koffer über den Schloßberg hinuntergezogen zur Landstraße, hatte ein letztesmal das namenlose Grab seiner Eltern besucht und war mit den dreißig Pfunden seines Reichtums auf den ersten Salzkarren gestiegen, der von der Donau heimkehrte in die Berge.

Eine Nacht und einen endlosen Tag hatte die träge Fahrt gedauert. Und als er Salzburg am Abend erreichte — was war das ein Schauen und Staunen! Er hatte nie noch eine Stadt gesehen, konnte gar nicht glauben, daß es so viel Häuser, so viel Menschen gäbe! Ganz wirbelig von Lärm und Schauen war er in den Straßen umhergelaufen, bis das Gebimmel der Bürgerglocke und das Trommelgerassel der Ronde die Leute in ihre Stuben trieb und die dunkeln Gassen still machte. Weil Adelwart seine Herberge nicht gleich gefunden, hatte er spüren müssen, aus wie hartem Holz zu Salzburg die Spießschäfte geschnitten wurden. Derbe Püffe waren seine Wegweiser zum „Goldenen Stern". Das hatte er mit Lachen übertaucht. Und die Nacht in der Herberge — die wurde für ihn, trotz des harten Lagers, zwischen Wachen und Schlummer zu einem einzigen, schönen, dürstenden Traum von dem blauen Land seines Glückes.

Und da stand nun die Erfüllung vor ihm, groß und herrlich, tausendmal schöner, als sie in seinen Träumen gelebt hatte. Aber es war kein froher Blick, den er, als die Wälder auseinandertraten, hinausgleiten ließ in die blaue Schönheit des weiten Tales. Schwül atmend blieb er stehen, die Wangen brennend vom heißen Marsch. Und schien den Widerspruch dieser Stunde mit allen Träumen der vergangenen Jahre zu fühlen. „Die ganze Freud ist mir verdorben!" Er preßte den Arm über die Augen. „Wär ich nur da nicht hinausgegangen . . . hätt ich nur das nicht sehen müssen!"

Aber der lärmende Menschenhaufe, der am frühen Morgen vor dem „Goldenen Stern" mit Geschrei durch die Gasse gezogen war, hatte ihn mit hinausgerissen zur Nontaler Wiese. Und das Wort, das er immer wieder hörte — „Hexenbrand!" — hatte ihn neugierig gemacht. Davon hatten seit seiner Kindheit im Buchberger Schloß alle Mägde getuschelt. Aber nie noch im Leben war ihm eine Hexe begegnet. Drum hatte er auch immer ein bißchen ungläubig den Kopf geschüttelt. Nun sollte er das einmal mit eigenen Augen sehen, wie Hexen ausschauen und wie sie beim Hexenbrand um das Feuer tanzen. Aber ganz anders war das gekommen — er mußte sehen, wie das brennende Feuer um die Hexen tanzte!

Lange stand er auf der Straße, den Arm über die heißen Augen gedrückt — und zwischen den Wolken des schwarzen Rauches, zwischen den rauschenden Flammen sah er immer zwei große, dunkle, schöne Mädchenaugen, die in Zorn und Empörung blitzten. „Hätt ich nur das nicht getan! Das wird ein Elend für mich!"

Wie war es denn nur geschehen? Er sann und grübelte. Und fand in seiner wachsenden Unruh keine Antwort. Wie ein Blitz herunterfährt, so war das über ihn gekommen. Und da hatte er's tun müssen. Das war wie eine dunkle Gewalt, die ihn zwang, wie ein mächtiger Zauber —

Eine abergläubische Regung zuckte fröstelnd in ihm auf. Aber da schlug er, im Zorn über diesen Gedanken, mit den Fäusten vor sich hin in die Luft. Und atmete auf. Und lächelte.

Was so hold und schön ist? Muß das nicht ein Heiliges sein? Woher sollte das kommen, wenn nicht aus des Herrgotts schenkender Hand? Und wenn des Herrgotts schönes Werk mit lieben Gewalten nach einem jungen Herzen greift? Ist das nicht wie im Frühling, wenn der Sonnenschein aus kaltem Boden die Blumen weckt? Ein Zauber! Einer, der heilig ist, und den der Herrgott will!

Und die Kutsche? Die in der Schellenberger Gasse verschwunden war? In dieser Kutsche war sie davongefahren — freilich, sie hatte doch mit dem Knecht geredet! Und mußte von Berchtesgaden gekommen sein. Das blaue Land, das da draußen in all seiner Schönheit leuchtete — das mußte ihre Heimat sein.

Wie hell ihm plötzlich die Augen glänzten, als er hinausblickte in das weit geöffnete Tal, das mit seinen Tiefen und Höhen in der Sonne flimmerte. Und hastigen Schrittes folgte er der Straße. Die machte eine Biegung um den Wald herum — und da hörte Adelwart ein grimmiges Schelten und Fluchen.

Von einer Felswand sickerte eine Quelle in hundert blitzenden Fäden herunter. Aber das Wasser, das in der Sonne so fein und silberig glitzerte, hatte die Straße auf eine weite Strecke in tiefen Morast verwandelt. Und da stak ein Salzkarren festgefahren bis an die Naben seiner Räder. Der Kärrner peitschte unter Fluchen auf die Maultiere los. Aber die abgerackerten Heiter standen zitternd im Schlamm und wollten nimmer ziehen.

„He! Fuhrmann!" rief der Jäger. „So schlag doch nicht so auf die armen Tier da los! Laß gut sein, ich will dir helfen!"

Der Zorn des Kärrners war flink beschwichtigt. „Ja, Bub! Da tät ich dir ein festes Vergeltsgott sagen!"

„Die Blache mußt auftun! Ich mach mich fertig derweil. Wir müssen den Karren ein bißl leichtern."

Während sich Adelwart am Ufer der Ache auf einen Stein setzte und die Schuhe und Strümpfe herunterzog, stieg der Fuhrmann auf den Karren und schlug die weiße Blache über die Reifen zurück — ein magerer Kerl, schon über die Fünfzig, mit borstigem Grauhaar und einem roten Bart, der wie ein kleines ausgezacktes Schurzfell um das verwitterte Gesicht herumhing.

Dann watete Adelwart mit den nackten Beinen in den Schlamm — und selbander hoben sie ein halb Dutzend Salzsäcke vom Karren und trugen sie auf trockenen Boden. „So, jetzt nimm den Leitstrang!" sagte der Jäger und warf auch noch den Spencer ab. „Ich tauch am Wagen an, und wenn ich Hopp! schrei, laß die Heiter ziehen." Er stieg in den Sumpf und legte sich mit der Schulter gegen das Gestäng des Karrens. „Hopp!"

Der Fuhrmann schrie mit hoher Fistelstimme sein „Hjubba!" und ließ die Peitsche niedersausen. Schnaubend zogen die Tiere an, und der Jäger schob am Karren, daß ihm die Stirne blau wurde. Erst machten die Räder in dem zähen Schlamm nur einen trägen Ruck — dann fingen sie im Sumpf zu rollen an und rollten hinaus auf die trockene Straße.

„Vergeltsgott, Bub!" Der Kärrner lehnte die Peitsche an einen Baum. „Du mußt Eisen in den Knochen haben!"

Adelwart lachte. „Wenn's sein muß, bring ich schon ein Bröckl fürwärts." Er guckte an sich hinunter. „Gut schau ich aus! Aber komm! Laß aufladen!" Und als sie den ersten Sack auf den Karren hoben, fragte er: „Bist du in Berchtesgaden daheim?"

„Nein, Bub, ich bin ein Passauer!" Und der Kärrner begann zu erzählen, daß er einen Kramladen hätte, ein braves, fleißiges Weib und sieben Kinder. Und zweimal des Jahres,

im Maien und im Herbst, da käme er mit seinem Karren den weiten Weg gefahren, um die vierzig Metzen Salz für seinen Laden zu holen. Und von dem Spielrat, den sie zu Berchtesgaden schnitzen, brächte er jedes Jahr ein Kistlein voll mit heim für „seine lieben kleinen Föhlen".

„Da wirst dich in Berchtesgaden nicht viel auskennen?"

„Weg und Steg, die kenn ich wie meinen Zaulersack. Jedsmal bleib ich drei Tag. Da guckt man sich allweil ein bißl um."

Sie hoben den letzten Sack auf den Karren. Das war keine harte Müh. Und dennoch brannte dem Jäger das Gesicht. „Hast in Berchtesgaden nie eine Jungfer gesehen, schön und lieb wie ein Gottestag? Augen hat sie wie schwarze Rädlein. Und ihre schwarzen Zöpf, die hat sie rot gebändert."

Der Passauer guckte ihn an und schmunzelte. „Nein, Bub! Auf die Jungfern schau ich mich nimmer um." Er stieg auf den Karren und zog die Blache über die Reifen. Und plötzlich hob er den Kopf. „Halt, du! Vorigs Jahr, ja, Bub, da hab ich so eine gesehen. Der hab ich nachschauen müssen. Eine, so um die zwanzig Jahr, gelt? Und am feinen Hälslein hat sie ein kleines, rotes Mal, als wär ein Hanniskäferlein hingeflogen. Ist das die?"

„Das weiß ich nicht."

Die Schnüre der Blache waren festgebunden, und der Passauer sprang vom Wagen. „Also Bub, Vergeltsgott halt!"

Der Jäger nickte und hob seinen Spencer vom Straßenrain. „Und wer die Jungfer ist, Passauer ... weißt das nicht?"

„Nein, Bub! Und Vergeltsgott halt! Und führt uns wieder einmal ein Weg überzwerch, und ich kann dir was helfen, Bub . . . da brauchst es nur sagen!"

Adelwart band die Riemen seiner Schuhe. „Hjubba!" klang es hinter ihm. Ein Peitschenknall. Dann zogen die Maultiere den rasselnden Karren davon.

„Jetzt hab ich schon zwei, die mir helfen wollen!" Einen heiteren Blick in den Augen, erhob sich der Jäger vom Ufer. Und sah dem Passauer nach, mit einem Lächeln, als wär' in ihm der Gedanke: Was wirst du mir helfen können?

Aber ganz ohne Hilfe war der Passauer doch nicht davongefahren. Denn bei der Arbeit, die der Jäger für den Karren getan hatte, war ihm all das Quälende aus den Gedanken gefallen. Und als er, um dem Morast der Straße auszuweichen, einen Fußpfad am Ufer der Ache einschlug, sah er nur das schöne, blaue Land, das ihn erwartete, und sah zwei große, dunkle Mädchenaugen, in denen sich der blitzende Zorn zu freundlichem Blick verwandelt hatte.

Eine, nach der man sich umschaut? . . . Die muß es sein, die der Passauer gemeint hat! Die ist in Berchtesgaden daheim! Die seh ich wieder!

Dieser Glaube machte ihm das blaue Land seiner Sehnsucht wieder schöner um ein helles Licht. Und bei allem Schauen merkte er nicht, daß sich der Fußpfad, den er eingeschlagen hatte, immer weiter von der Straße entfernte, auf schmalem Steg die Ache übersetzte und im Tal durch die Wiesen ging, während die Straße drüben am Waldsaum zu steigen begann.

Und wie schmuck die Jungfer gekleidet war! Nur schmuck, nicht reich! Sie mußte eines Bürgers Kind sein. Wär sie aus eines Herren Haus, so hätte sie die Straußenfeder oder die Reihergranen auf dem Hut getragen oder ein seltsam Federwerk, wie es aus der indianischen Welt herüberkommt. Und ob sie nicht gar eines Jägers Kind ist? Das schoß ihm so durch den Kopf. Denn der Federstoß auf ihrem Hut — das waren die Schäuflein eines Birkhahns.

Käme nur ein Mensch, den er fragen könnte! Aber der Pfad, so weit er sich überschauen ließ, war leer. Doch nein, in den Erlenbüschen am Ufer des Baches bewegte sich etwas Weißes. Dort saß einer mit der Angelgerte, in Hemdärmeln, mit einer buntgestreiften Hose, wie die Landsknechte sie getragen hatten, als der Jäger noch ein Kind war.

Wo der Fischer saß, da bildete der Bach einen großen Kolk. Weiter draußen war das Wasser spiegelklar, am Ufer war es trüb, als hätte man den Grund mit einer Stange aufgerührt. Über einem langsamen Wirbel, den das Wasser bildete, schwamm die Schnur mit dem Federspließ, nach dem der Fischer lauernd guckte. Ein Mann, schon an die Sechzig, klein und wohlgenährt, mit einem gut gepolsterten Bäuchlein, über dem der Hosenbund nicht mehr zusammenging. Die runden, wasserblauen Augen saßen in einem fetten, gutmütigen Gesicht mit Schlotterbacken. Ein grauer Schnauzer hing ihm über die Mundwinkel, und wie ein dicker Dorn stach aus dem breiten Doppelkinn der Knebelbart heraus.

Ein Fischer von Beruf? Den macht sein Handwerk mager. Adelwart riet: ein Bäck oder Müller. Die pflegen sich bei gutem Verdienst zu runden. Freilich, eine Mühle war Bach auf und ab nicht zu sehen. Auf einen Steinwurf von der Ache entfernt, zwischen Erlen, Weiden und blühenden Obstbäumen, stand ein kleines, aus Steinen gebautes Haus mit geweißten Mauern, bis über die Fensterhöhe von einer dichten Bretterplanke umzogen, an der auch die Fugen der Bretter wieder mit Latten vernagelt waren.

Beim Rauschen der Ache und bei dem Eifer, mit dem der Fischer den Federspließ belauerte, hatte er die Schritte des Jägers überhört. Jetzt zuckte er die Schnur aus dem Wasser, so geschickt, daß ihm die Forelle, die gebissen hatte, gleich in den Schoß fiel. Und wie er den Fisch packte! Mit dieser kleinen, weibisch gerundeten Hand! Das war ein seltsamer Griff, so merkwürdig sicher! Und vergnügt, mit einem fetten Gemecker, rief er zum Haus hinüber: „Huldla! Ich hab schon wieder einen!" Dann riß er dem Fisch die Angel aus dem Schlund, mit so hurtigem Ruck, daß die ganze Zunge der Forelle am Haken hängen blieb.

„Aber Mensch!" sagte Adelwart geärgert. „Das macht man nicht so! Man kann dem Fisch das Eisen doch sänftlich auslösen."

Mit flinker Bewegung hob der Fischer das gutmütige Fettgesicht, sah den Jäger verwundert an, maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und schmunzelte, wie ein erfahrener Greis zur Weisheit eines Kindes lächelt.

Vom Haus herüber kam mit hölzernem Kübel in der Hand ein junges Mädel gelaufen, ein paar Jahr über die Zwanzig; sie war barfüßig und trug nur ein kurzes schwarzes Röcklein über dem Hemd; in wirren Zotten hingen ihr die schweren rostbraunen Haare um das bleichsüchtige, hagere Gesicht, das nicht häßlich war, trotz dieser galligen Vergrämtheit und dieser hungernden Sehnsucht in den scheuen Augen. Erschrocken stand das Mädel, als es den Jäger gewahrte. Und starrte ihn an wie ein Wunder. Und stammelte: „Vater . . ."

„Siehst den Ferch nicht? Da, im Gras!"

Das Mädel bückte sich nach dem Fisch, der keinen Zuck mehr tat, und legte ihn in den Kübel. Zögernd ging sie davon und drehte immer wieder das Gesicht.

Der Fischer hatte die Zunge der Forelle gleich wieder als Köder benützt und einen Wurm dazugespießt. Den beköderten Haken tauchte er in einen kleinen irdenen Napf, der ein weißliches Fett enthielt.

„Gelt, das ist Reiherschmalz?" fragte Adelwart, der von den geheimen Künsten der Fischerei so mancherlei verstand.

„Reiherschmalz?" Der Fischer guckte auf und lachte sein gutmütig vergnügtes Gemecker. „Reiherschmalz? Freilich, das ist auch gut. Da beißen sie gern. Aber das da! Das ist noch viel was Besseres. Da schnappen sie wie närrisch." Er warf die Schnur ins Wasser. „Reiherschmalz?" Wieder lachte er. „Da hast dich um ein paar Buchstäblein verredt!" Lustig blinzelte er an dem Jäger hinauf. „Das ist Räuberschmalz."

Schau, jetzt hab ich was gelernt! dachte Adelwart. Daß die Talgzähren, die an einer Kerze vom glosenden Räuber niedertropfen, ein guter Köder auf Ferchen sind, das ist mir neu.

Da schnellte der Fischer schon wieder eine Forelle aus dem Wasser und rief über die Schulter: „Huldla!"

So flink war das Mädel zur Stelle, als hätte sie auf diesen Ruf schon gewartet. Jetzt trug sie ein geblumtes Miederchen

aus gelber Seide, hatte blau gezwickelte Strümpfe und niedliche Pantöffelchen an den Füßen, und die Haare waren zurückgestrichen und in einen Knoten gebändigt. Immer sah sie den Jäger an, und heiße Flecke brannten ihr auf den bleichen Wangen. „Vater," fragte sie, „soll ich gleich auf den nächsten warten?"

Aus dem Fettgesicht des Fischers schwand die lustige Gemütlichkeit. „Geh ins Haus!" sagte er grob. Aber kaum war das Mädel verschwunden, da lachte der Alte schon wieder sein behagliches Gemecker. Und während er die Angel frisch beköderte und in das Tiegelchen eintauchte, schwatzte er vergnügt vor sich hin: „Ja, da beißen sie wie närrisch! Und das da, das ist besonders gut, weil's von einem Sakrileger ist. Den hab ich vor drei Wochen schinden müssen, weil er in der Ramsauer Kirch die Monstranz gestohlen hat."

Erbleichend stammelte der Jäger: „Mensch! Wer bist denn du?"

„Und du bist ein Fremder, gelt? Sonst tätst den Jochel Zwanzigeissen kennen!" Der Dicke warf die Schnur ins Wasser. Dann hob er lachend das runde, glänzende Gesicht. „Ich bin der Freimann von Berchtesgaden." Und erheitert über den Schreck, mit dem der Bub vor ihm zurückwich, fragte er: „Hast vielleicht ein schlechtes Gewissen, du?"

Durch alles Grausen, das den Jäger befallen hatte, zuckte ihm der Gedanke: Wie kann man so fett werden und so lustig sein . . . bei dem Handwerk! Und das Gewirbel der Bilder, die quälend wieder in ihm erwachten, zwang ihn zu der Frage: „Und du hast auch schon Hexen verbronnen?"

„Freilich. Weit über die Hundert schon. Und muspere Weiblein sind dabei gewesen. Der Teufel hat einen feinen Gusto." Schmunzelnd beobachtete der Dicke den auf dem Wasser tanzenden Federspließ. „Wie ich noch Gesell zu Bamberg und in Salzburg gewesen bin, da haben wir allweil fleißig brennen müssen. Aber seit ich zu Berchtesgaden bin, hab ich Feierabend." Das lustige Gemecker des Dicken hatte plötzlich einen ganz anderen Klang. „Meine Herren im Stift und unsere Patres Franziskaner denken so viel gut von der bäurischen Menschheit. Die glauben allweil, es gäb im Berchtesgadner Land keine Hexen. Aber tät einer fester hinschauen . . ." Den Hals streckend, schwieg er und guckte schärfer nach dem Federspließ, der auf glattem Wasser zu zittern anfing.

Mit jagenden Schritten eilte Adelwart davon. Kaltes Grauen rüttelte seinen Leib. Er rannte über die Wiesen und hielt erst inne, als er zu einem das Tal durchquerenden Sträßlein kam, auf dem er Fuhrwerk und Menschen gewahrte. Aufatmend drückte er die Fäuste auf die Brust. „Meinem Herrgott dank ich, daß ich den nicht gefragt hab um die Jungfer!" Zögernd wandte er das Gesicht und sah da draußen bei den Erlenbüschen die Freimannstochter stehen, in der Ferne so klein, daß ihr gelbes Mieder im Grün wie ein Blümchen aussah. Da mußte er an die Fische denken — und sah, wie die beiden, Vater und Tochter, bei der Schüssel hockten und aßen — und der Ekel fuhr ihm in alle Knochen.

Er sprang auf die Straße und wollte rennen. Doch wie angewurzelt stand er, und alles Zittern seiner Sinne war ihm jäh verwandelt zu heißer Freude.

Weit offen lag in der Sonne das herrliche Tal mit allen Bergen vor ihm, ein grünes Wunderland, überwölbt vom reinen Blau des lachenden Tages. Und von den smaragdenen Wiesenhöhen, die sich zur Rechten gegen die Wälder des Untersberges hoben, grüßte der mächtige Bau des Stiftes mit blinkenden Fenstern. Wie die Schäfer bei der Herde stehen, hoben sich die Türme des Münsters und zweier Kirchen über das sonnenbeglänzte Dächergewirr des Marktes, dessen Gassen allen Windungen des welligen Gehänges folgten. Kleine Gärten mit blühenden Obstbäumen hingen zwischen Mauern auf dem steilen Gelände, und auf der Höhe schob sich überall der Bergwald mit lichten Buchen und leuchtendem Felsgeschröf bis dicht an die Häuser her.

Den grünen Hügeln zu Füßen, am Ufer der blitzenden Ache, lag ein riesiges Gebäude — das Pfannhaus der Saline Frauenreut — und ein silberweißes Gewirbel seinen Wasserdampfes quell über das hochgegiebelte Dach hinaus und verwehte mit zarten Schleiern in der Sonne.

Überall im Tal, so weit man sehen konnte, lagen umzäunte Gehöfte einsam zwischen Wiesen und Wäldchen; hoch im Bergwald droben, auf kleinen Geräumten, leuchteten noch die grauen Dächer, und über dem Kranz der Almen, die zu grünen begannen, stiegen die Wände ins Blau, noch halb übergossen von Schnee und gleißend wie Silber.

„Herr du mein! O du schönes Land du!" stammelte der Jäger. Und während er dem Sträßlein folgte, hingen seine staunenden Augen immer an den weißgemäntelten Riesen da droben, am Watzmann und seinen steinernen Kindern.

Nur weil er unter Bäume kam, deren dichte Kronen ihm das Bild der Ferne verhüllten, fand er auch einen Blick für die Nähe. Da stand auf der einen Seite der Straße ein stattliches Gebäude, das neue Hällingeramt, auf der anderen Seite die Salzmühle, in der es rauschte, rasselte und pochte. Und dunkel gähnte am Berghang das Tor eines Stollens. Auf hölzerner Rollbahn kamen mit flinkem Schuß die mit rötlichen Salzsteinen beladenen „Hunde" herausgefahren — erst hörte man nur das dumpfe Rollen, ohne daß in dem finsteren Schacht was zu sehen war — dann plötzlich schoß der Wagen heraus in den Tag, und der Hundsmann, der ihn führte, mit dem rußenden Grubenlicht am Gürtel, zwinkerte die Augen zu, weil ihn die Sonne blendete.

Das muß ein trauriges Schaffen sein, da drinnen in der schwarzen Tief! Bei diesem Gedanken suchten die Augen des Jägers den Wald und die freien Berge.

Und als er die Straße hinausschritt, schoß ihm jäh das heiße Blut in die Wangen. Er sah einen greisen Priester kommen, im weißen Habit der Augustiner, mit einer pelzverbrämten Kappe über den grauen Haarsträhnen, die ihm dünn herunterhingen auf die Schultern — ein feines, bleiches Gesicht mit dem Ausdruck tiefen Kummers und mit brütender Sorge in den Augen.

Doch Adelwart las nicht die Sprache dieses Gesichtes, er sah nur dieses Kleid, und brennend war der Gedanke in ihm: Von meinen Herren einer! Aber nicht der Propst! Das merkte er gleich. So allein geht doch ein Fürst nicht über den Weg.

Er zog unter stammelndem Gruß die Kappe. „Herr? Möget Ihr mir's aus Gütigkeit verlauben, daß ich eine Frag an Euch tu?"

Mit zerstreutem Blick hob der Priester das Gesicht.

„Gelt, Ihr seid von den Herren einer, aus dem Kloster da droben?"

Der Stiftsherr nickte.

„So habet aus Freundlichkeit die Güt und saget mir, Herr, welchen Weg ich machen muß, daß ich mit dem gnädigen Herrn Fürsten zu reden komm?"

Ein wehes Lächeln zuckte dem Stiftsherrn um die schmalen Lippen. „Das kann ich dir leider nicht sagen. Wüßt ich da einen flinken Weg, so würd ich ihn selber machen. Noch heut!" Er wollte gehen. Aber da sah er diese Ratlosigkeit im Gesicht des Jägers. „Bist du fremd hier? Weißt du das nicht, daß Seine Liebden Herzog Ferdinand, unser Fürst, der Erzbischof zu Köllen am Rhein ist? Seit wir ihn zum Fürsten wählten, hat er sein Land nicht gesehen!" Die Stimme des greisen Priesters zitterte. „Seit zweiundzwanzig Jahren!"

„Jesus!" Der Schreck war dem Jäger in alle Glieder gefahren. „Was soll ich denn da jetzt tun?"

Schweigend betrachtete ihn der Stiftsherr, und in seinen müden, sorgenvollen Augen erwachte ein warmer, freundlicher Blick. Dann fragte er: „Was wolltest du beim Fürsten?"

„Ach, Herr . . ." Dem Jäger sprudelte die ganze Geschichte seiner blauen Träume aus dem Herzen. „Und da komm ich jetzt her von so weit! Und möcht Eurem Fürsten dienen als Jäger. Und das darf ich sagen, Herr, ohne Hochmut: ich bin ein guter Jäger! Aber was tu ich denn jetzt? Wenn Euer Fürst zu Köllen hockt! Ich kann doch



Neue Zeitung.
Gemälde von H. von Bay.

nicht durchs ganze Deutsche Reich hinunterlaufen bis an den Rhein! Und möcht doch bleiben! Ums Leben gern!"

Mit einem Blick des Wohlgefallens legte der Stiftsherr dem Jäger die Hand auf die Schulter. „Dazu brauchen wir den Fürsten nicht. Geh hinüber zum Wildmeister! Da drüben am Stiftsberg, das Haus bei den Birnbäumen, da wohnt er. Wenn du ihm gefällst, und wenn er dich tüchtig findet in allem Weidwerk, dann wird sein Antrag, dich als Jäger zu dingen, auch bei mir ein williges Ohr finden." Er nickte lächelnd, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und ging seiner Wege, wieder mit dieser grübelnden Sorge in den Augen.

Dem Jäger aber glühte die Freude im Gesicht. Und einen Knappen, der von der Saline kam, faßte er am Arm. „Du! Ich bitt dich, sag mir, wer das ist . . . der gute Herr dort auf der Straß?"

„Das ist der edel Herr von Sölln, unser Kanzler und Dekan im Stift."

„Jesus! Und dem hab ich gefallen! Da ist mein Glück gemacht! Mein Glück!"

Der Knappe guckte drein, als hätte er einen Narren vor sich, und schüttelte immer den Kopf, während er dem Jäger nachsah, der mit langen Schritten die Straße hinauseilte, der Achenbrücke zu.

Wie heiß auch in Adelwart das Glücksgefühl dieser Stunde rumorte, wie ungeduldig er das Haus des Wildmeisters zu erreichen suchte — er mußte, als er die Achenbrücke überschritten hatte, doch stehen bleiben und ein Menschenpaar betrachten.

Unter dem Schatten großer Ulmen stand ein kleines Haus, inmitten eines gut gepflegten Gartens. Auf grauer Steinbank, zwischen blühendem Hollunder, saß eine junge, zarte Frau in grauem Kleid, ein weißes Häubchen um das Haar gebunden, von dem sich zwei blonde Locken noch herausstahlen unter der Leinwand — ein schmales, bleiches Gesicht, dessen Augen regungslos und traurig ins Leere schauten. Wie eine Kranke sah sie aus, die ein schweres Leiden überstanden hat und nicht an Genesung glauben will. Und während sie so saß, wie ein steinernes Bild, mit den Händen im Schoße, kam aus dem Haus ein Mann zu ihr, noch jung, kaum über die Dreißig hinaus, schwarzbärtig und mit dicken Haarbüscheln um das ernste Gesicht. Vor der Brust trug er eine Lederschürze, und kleine Holzspäne hingen an seinem Gewand.

Er nahm die Hand der Frau und legte den Arm um ihre Schultern. „Geh, Trudle, komm herein ins Haus! Die Sonn geht bald hinunter, da wird der Abend kühl!"

Sie hob das Gesicht zu ihm. „Ach, Joser, schau, mir ist auch kalt in der Sonn."

Das war ein Klang, der auf Adelwart wirkte, als hätte er die Berührung eines kalten Steins empfunden. Er stand bei der Hecke und sah die beiden langsam zwischen dem blühenden Hollunder davongehen und im Haus verschwinden.

Er fühlte: da geht ein tiefes Elend unter Dach! Und um den Schauer seines Erbarmens zu überwinden, mußte er an all die frohe Hoffnung denken, die ihm die vergangene Minute geschenkt hatte. Die Kappe zurückschiebend, sprang er über die Straße und zum Haus des Wildmeisters.

Das lag am Fuße des Stiftsberges, in einer Wiesenmulde, die sich ansah wie ein aufgefüllter Wallgraben. Überall in der Nähe gewahrte man eingefallene oder halb abgetragene Festungsmauern, noch mit Schießscharten in den übrig gebliebenen Resten.

Um das Gehöft des Hauses zog sich eine beschnittene Weißdornhecke, so hoch, daß man mit der Hand kaum hinaufreichte an den Saum. Über der Hecke sah man nur die Kronen der blühenden Birnbäume und ein steinbeschwertes Schindeldach mit einem Hirschgeweih am First.

Im lebenden Zaun eine hohe Brettertür. Und verschlossen war sie. Als Adelwart an der Klinke rüttelte, erhob sich hinter der Hecke ein Kläffen und Bellen vieler Hunde.

Die Türe wurde von innen aufgeriegelt, ein gellender Pfiff machte die Hunde schweigen — und vor Adelwart stand der Wildmeister Peter Sterzinger in grünen Bundhosen und im hirschledernen Wams, um den Hals einen breiten Leinenkragen, der ein weites Maß hatte. Böse Zungen konnten behaupten, daß der freie Atem des Wildmeisters durch einen linksseitigen Kropf beengt wäre. Aber für ein nachsichtiges Urteil war's nur jene Ausbuchtung der Halslinie, die der Volksmund als „Wimmerl" bezeichnet. Und über dem weit geschnittenen Leinenkragen saß ein fester Eisenkopf mit kurzgeschnittenem Haar. Kleine, kluge Augen blitzten in dem braunen Gesicht, dessen Kinn und Wangen rasiert waren, während über den Mund ein dicker Schnauzbart sein dunkles Dächlein struppte.

Ein hurtiger Blick musterte den Jäger. Und eine strenge, etwas kurzatmige Stimme fragte: „Wer bist? Was willst?"

Adelwart zog die Kappe. „Gottsgrünen Weidmannsgruß, Herr Wildmeister! Ein Jäger bin ich und tät gern dienen unter Euch. Mit dem edlen Herrn von Sölln, den mir eine gute Stund über den Weg geschoben, habe ich schon geredet. Der tät mir ein willig Ohr geben, hat er gesagt . . . wenn ich Euch gefall, und wenn Ihr mich gerecht findet in aller Jägerei."

Wieder flog der Blick des Wildmeisters über die Gestalt des Jägers auf und nieder. Dann machte er eine merkwürdig flinke Bewegung mit dem Kopf — wie ein Specht, der den Schnabel in eine Baumrinde schlägt. Und sagte: „Komm! Da muß ich dir erst mit fester Zang an die grüne Leber greifen."

Adelwart trat hinter dem Wildmeister ins Gehöft und bekreuzte sich. Soweit hatte er den Peter Sterzinger bereits kennengelernt, um zu wittern, daß es ein scharfes Examen absetzen würde. Und baut man auch in solcher Stunde auf seine gute Kraft, so ist doch des Himmels Beistand nie von Schaden. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei Diebskniffe.

Von Karl Siegfried.

Am Wegesrand sitzt ein Zigeunerknabe. Er hat ein Häuflein wurfgerechter Steine gesammelt, etwa zwanzig Schritt weit von seinem Sitz einen handgroßen Stein zurechtgelegt, und nun wirft er nach diesem Ziel, unermüdlich, stundenlang, mit bewundernswerter Ausdauer. Übung macht den Meister . . . bald ist der Knabe so weit, daß er sein Ziel niemals verfehlt. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem kindlichen Spiel; zufrieden nickt der biedere Vater und gibt dem Buben eine Wurfangel, d. h. eine mit Angelhaken besetzte Bleikugel, die an einer Leine befestigt ist. Mit diesem Fanggerät aus Urväter Zeiten übt nun der Junge weiter. Ein Tuchlappen ist sein Ziel; er sucht ihn mit der Angel zu fangen, und als Meister in der Kunst gilt er, wenn er den Lappen geschickt aus dem wirren Geäst eines Baumes herausholt. Jetzt darf er seine Fertigkeit im praktischen Leben versuchen. Er schleicht umher, späht nach einer günstigen Gelegenheit und faßt ihm sonst Unerreichbares ins Auge. Mit der Wurfangel fängt er über den Zaun weg Geflügel aus dem unbewachten Bauernhofe, holt die Wäsche von der Trockenleine, er schleicht an das vergitterte, aber offen gelassene Fenster, durch die Gitterstäbe wirft er die Angel und entwendet Kleidungsstücke aus der anscheinend diebessicher verwahrten Stube. Es gibt auch eine Technik des Diebstahls, und die Zigeuner haben sie in vielfacher Weise ausgebildet. Lange Zeit waren sie auf verschiedenen Gebieten

Lehrmeister der Gauner, und wenn jetzt die Verhältnisse sich geändert haben, auch die Diebe und Betrüger nach neuen Methoden arbeiten, so ist trotzdem noch mancher Gaunerkniff im Schwange, der von den Zigeunern ausgebildet wurde. Berüchtigt waren namentlich die Zigeunerweiber, daß sie den Kaufmann bei ihren Einkäufen zu rupfen verstanden. Sie kamen in den Laden und erstanden eine Kleinigkeit, die einen oder zwei Groschen kostete; sie bezahlten die Ware mit einem Taler, strichen den Rest, den ihnen der Kaufmann herausgab, ein, nahmen aber auch den Taler wieder mit. Der Trick gelingt, wenn man nur versteht, die Aufmerksamkeit des auserlesenen Opfers zu zerstreuen und abzulenken. Dieser Gaunerkniff blüht heute weit mehr, als viele glauben möchten, und die modernen Rupfer arbeiten nicht nur mit Silbermünzen, sondern viel häufiger mit Goldstücken und sogar mit Hundertmarkscheinen. Sie arbeiten zu zweien und beginnen damit, daß sie ihre Leute ausstudieren. Merken sie, daß der Kaufmann etwas lässig ist und sich leicht zerstreuen und verwirren läßt, so beschließen sie, den guten Mann mit ihrem Besuch zu beehren. Sie wählen die Stunden, in denen der Andrang der Einkaufenden im Laden besonders stark ist. Mit Vorliebe werden solche Läden vorgezogen, in denen Erfrischungen, Getränke, Zigarren und dergleichen verkauft werden, und in denen das Publikum in der Regel eine etwas animierte Unterhaltung pflegt. Es kommt ans Zahlen, der eine Gauner nimmt ein Zwanzigmarkstück und drückt es dem Verkäufer in die Hand, so daß dieser es wohl fühlt, entzieht es ihm aber sofort. Doch da ist schon sein Kumpan am Werk. Laut protestiert er, daß der Freund für ihn zahle, und legt den Betrag in kleiner Münze wohl abgezählt auf den Tisch. Der erste wehrt ab, gibt aber bald nach, bestellt vielleicht rasch noch eine Erfrischung, ein Gläschen oder dergleichen, und da er Kleingeld braucht, bittet er den Verkäufer, ihm den Rest auf das Zwanzigmarkstück derart wiederzugeben, daß sich darunter vier Fünfzigpfennigstücke und ähnliches befinden. Die Erfahrung lehrt leider, daß dieser grobe und anscheinend plumpe Betrug den geschickten Gaunern recht oft anstandslos gelingt. Natürlich geben sie viel aufs Äußere. Sie kennen wohl die Moral, die in dem Geschichtchen vom Grafen Sandor steckt, der einmal in Wien mit dem Polizeidirektor wettete, man würde ihn verhaften, ohne daß er etwas Unrechtes begangen hätte. Der Graf verkleidete sich als Bettler, ging in eine Kneipe, machte eine kleine Zeche und bezahlte sie mit einer echten Tausendguldennote; in zehn Minuten war er verhaftet. Unsere Gauner gehen fein gekleidet und geben sich den Anschein so vermögender Herren, daß ihnen niemand zutrauen könnte, sich zehn oder zwanzig Mark erschwindeln zu wollen. Die feinsten von dieser Sorte sind seltene Vögel, aber für große Hotels besonders gefährlich, sie reisen in der Hochsaison des Fremdenverkehrs, wo der Andrang in Hotels am größten ist, geben sich den Anschein großer Herren und verstehen an der Hotelkasse Tausendmarkscheine oder Tausendfrankbillette zu verdoppeln.

Kleinlich erscheint dagegen das Verfahren, das von wenig anspruchsvollen Schwindlerinnen angewandt wird, um zu Gelde zu kommen. Auch sie betreiben ein Kompaniegeschäft und arbeiten mit einem Taler oder Fünfmarkstück. Die eine nimmt einen Taler und versieht ihn mit einem Zeichen, merkt sich auch die Jahreszahl und sonstige Details der Prägung. Sie geht in den Laden und kauft eine Kleinigkeit, bezahlt sie mit dem Taler und entfernt sich. Eine Zeit darauf erscheint ihre Gehilfin, auch sie braucht eine Kleinigkeit und verlangt von dem Verkäufer den Rest auf das Talerstück, das sie ihm gegeben habe. Erstaunt leugnet der Kaufmann, das Geld empfangen zu haben, aber die „arme Frau" läßt sich nicht abweisen. Im Gegenteil, sie spielt die Empörte und dringt in den Kaufmann, er möge doch in seiner Kasse nachsehen, dorthin habe er ihren Taler getan. Sie wüßte es wohl, sie kenne „ihren" Taler, aus der Sparbüchse habe sie ihn genommen, ein Hecktaler sei er gewesen, die Prägung sei so und so, die Jahreszahl diese und diese, und überdies trage er noch dieses und dieses Zeichen. Der Kaufmann forscht nach und siehe da, der Taler findet sich wirklich in der Kasse vor. Die „arme Frau" triumphiert, die Zuschauer machen bedenkliche Gesichter, der Verkäufer befindet sich in einer fatalen Situation, er zahlt den Rest aus und muß sich noch vor der Gaunerin entschuldigen, die erhobenen Hauptes den Laden mit dem erbeuteten Gelde verläßt. Oft kann dieser Gaunerstreich natürlich nicht ausgeführt werden, aber von Zeit zu Zeit taucht er immer wieder auf.

Gefährlich sind ferner die Gauner, die neben aller Geriebenheit noch über die Fingerfertigkeit von Taschenspielern verfügen. Sie profitieren beim Geldwechseln auf eine andere Art. Der Herr ist sehr fein gekleidet, er kommt an die Kasse, um Zahlung zu leisten, und präsentiert einen Hundertmarkschein. Man gibt ihm den Rest wieder, indem er aber nachzuzählen scheint, entfernt er geschickt mit der Rechten ein Zwanzigmarkstück und schiebt mit der Linken ein Zehnmarkstück unter. „Bitte, es stimmt nicht!" sagt er verbindlich. Der Kassierer oder die Kassiererin zählen nach. Ja, der Mann hat Recht. Die fehlenden zehn Mark müssen noch zugezahlt werden, und auch in diesem Falle entschuldigen sich die „Gerupften" vor dem Taschendiebe, der sie großmütig und herablassend über das Versehen beruhigt.

Während früher die Diebe mit Vorliebe das Dunkel der Nacht und die Einsamkeit zur Verübung ihrer Untaten wählten, mehrt sich jetzt die Zahl derer, die am hellen lichten Tag vor aller Augen stehlen. Ein französischer Detektiv, Eug. Villiod, hat neuerdings ein interessantes Buch unter dem Titel „Wie man uns bestiehlt und wie man uns mordet" geschrieben, in dem er alle möglichen Diebespraktiken und Gaunerkniffe dieser Art enthüllt. Ihre Kenntnis ist nicht nur für den Polizeibeamten und Untersuchungsrichter von Wert, sondern auch für den ehrlichen Privatmann wichtig, ist sie doch geeignet, ihn zur Vorsicht zu mahnen und ihn vor Schaden zu bewahren.

Zu dem frechen, durchaus nicht lichtscheuen Großstadtgesindel zählen die Paket- und Kollidiebe. Diese Benennung verdienen nicht die Gelegenheitsdiebe, die von unbewachtem Wagen ein Paket stehlen, sondern Gauner, die planmäßig auf Paketraub ausgehen. Viele, namentlich große Geschäfte müssen ihre verkauften Waren in andere Geschäfte oder zu Privatkunden austragen lassen. Das besorgen Burschen, die die Pakete in einem Handkarren schieben oder auch in einem mit Pferden bespannten Wagen ausfahren. Die Paketdiebe studieren zunächst den Betrieb dieser Geschäfte, orientieren sich genau über die Art der Waren und sichern sich im voraus einen Abnehmer oder Hehler. Haben sie ihr Opfer gewählt, so nimmt der eine, der wie ein Geschäftsdiener gekleidet ist, eine betreßte Mütze und dergleichen trägt, einen Handkarren, der mit einigen Scheinpaketen beladen ist. Er stellt sich auf die Straße, wo der ins Auge gefaßte Austräger vorüberkommen muß. Er folgt ihm durch die Straßen, was in dem Gewirr des Großstadtverkehrs nicht auffallen kann, bis der Austräger vor dem Hause eines Kunden angelangt ist. Kaum ist dieser hinter der Tür verschwunden, so beginnt der Dieb kaltblütig einen Teil der Pakete aus dem fremden Karren in seinen zu verladen. Dies geschieht so offen, so ruhig, daß alle, die vorübergehen oder dabeistehen, denken müssen, ein Angestellter des Geschäftshauses verteile hier die Waren.

Unangefochten schiebt der Dieb mit seiner Beute davon. Inzwischen ist aber sein Gehilfe in das Haus, das der Austräger betreten hat, gegangen; er erwartet ihn auf der Treppe, hält ihn durch allerlei Fragen und Anliegen auf und verlängert so geschickt die Frist, in der der Diebstahl entdeckt wird. So hat der Paketdieb Zeit gefunden, mit seinem Raub das Weite zu suchen; er hält schon vor dem Hehler, und da dieser zumeist ein Ladeninhaber ist, der mit ähnlichen Waren handelt, so erregt auch hier das Abliefern der Pakete bei den Passanten und Hausbewohnern nicht das geringste Aufsehen.



Der Geburt



Verlag von Manp. Jouvet & Cie. Paris.

Frechere Diebe lassen vor dem Hause, in das der Austräger eingetreten ist, ihren eigenen, mit wertlosen Paketen beladenen Karren stehen, packen den fremden an und schieben ihn ohne weiteres fort. Am frechsten sind die Gauner, die, wenn die Pakete von einem Mann allein in einem mit Pferden bespannten Wagen ausgefahren werden, im gegebenen Augenblick sich einfach auf den Kutschersitz schwingen und flott davonfahren. Für den Dieb sind Pferd und Wagen nur ein Ballast, dessen Besitz ihn nur zu leicht verraten würde. Darum werden die Waren, auf die es abgesehen war, rasch von dem Hehler abgeladen, das Gefährt weiterbefördert und in einer entlegenen Straße einfach stehen gelassen.

Früher pflegten die Einbrecher zu warten, bis aus der ausbaldowerten Wohnung die Besitzer sich entfernt hatten, dann drangen sie ein. Demgegenüber mehren sich gerade in jüngster Zeit Einbruchsdiebstähle, die in der Art ausgeführt wurden, daß man durch falsche Bestellungen zunächst die Herrschaft und dann die Dienstleute in ein entlegenes Stadtviertel fortlockte und nachher in das leere Haus eindrang. Bei solchen schlauen Unternehmungen ist die genaue Kenntnis der persönlichen Beziehungen und Lebensgewohnheiten der Opfer unbedingt nötig. Das geschieht am häufigsten durch Aushorchen weiblicher Dienstboten, auf deren Verkehr man mehr achten sollte.

Es gibt feine Einbrecher, die nur auf Geld und Wertsachen ausgehen, Leute, die elegant in Handschuhen arbeiten, damit ihre Finger keine Abdrücke hinterlassen, auf denen die Papillarlinien so genau markiert sind, daß danach die Persönlichkeit des Verbrechers identifiziert werden kann. Einen Gegensatz hierzu bilden die rohen, groben Einbrecher, die alles, was da ist, forttragen, ja selbst Möbel fortschleppen. Sie räumen auf diese Weise nicht nur entlegene Villen von Grund aus, wenn ihre Bewohner verreist sind, öfter legen sie auch Proben ihrer Frechheit in belebten Stadtvierteln ab, wobei ihnen zugute kommt, daß in der Großstadt sehr oft die nächsten Nachbarn einander fremd bleiben, und der eine sich darum nicht kümmert, was der andere tut. Man nimmt dann an, wenn man diese „Räumer" bei der Arbeit sieht, daß das Forttragen eines Schrankes oder einiger Betten mit dem Willen des Besitzers geschehe. Diese Möbeldiebe zählen zu den schlimmsten, verrufensten Verbrechern. Ihr Gewinn ist gering, weil sie die Möbel beim Hehler spottbillig verwerten müssen, und dann sind sie kräftige, meist herkulische Kerle, die im Notfall auch vor Verbrechen wider das Leben nicht zurückscheuen.

Auf keinem Gebiete der Verbrechen wider das Eigentum ist aber die Arbeitsteilung so hoch entwickelt wie auf dem der Münzfälschung. Es gibt wohl Stümper in dieser Hinsicht, die mit unzulänglichen Mitteln selbst falsches Geld herstellen und es ausgeben. Zumeist werden sie leicht entlarvt und hinter Schloß und Riegel gebracht. Anders verfahren die professionellen Falschmünzer, von denen wir heute nur die ins Auge fassen, die gemünztes Geld fälschen. Man begegnet ihnen immer und immer wieder und in anderen Ländern weit häufiger als in Deutschland. Man weiß es, daß in Spanien, namentlich in Barzelona, wahre Fabriken bestehen, in denen falsches Geld für das Ausland gemacht wird. Diese Fabriken haben ihre Ausgabestellen oder Agenturen in Paris, London, Brüssel, selbst in New York und San Franzisko. Es handelt sich also dabei um eine weltumspannende „Industrie". Bei diesem Geschäft ist die größte Sorgfalt darauf verwendet, daß die Polizei beim Abfassen eines Schuldigen seine Verbindung mit den Helfern nicht ermitteln kann, daß bei der Untersuchung der Faden möglichst bald abreißt. Leute, die sich verpflichten, das falsche Geld in den Verkehr zu bringen, kennen den Fabrikanten nicht. Am Ausgeben selbst beteiligen sich mehrere. Der eine verwaltet die Kasse, das heißt, er hat die Summe bei sich, die an einem bestimmten Tage ausgegeben werden soll; ein anderer übernimmt das Ausgeben selbst, aber zwischen ihm und dem Kassierer steht noch ein dritter als Vermittler. Der Ausgeber führt nur ein einziges falsches Geldstück bei sich, er kommt in den Laden, kauft eine Kleinigkeit und bezahlt sie mit dem falschen Stück. Der Rest, der ihm wiedergegeben wird, ist sein eigentlicher Gewinn, auf die Ware kommt es wenig an. Gelingt ihm der Coup nicht, merkt der Verkäufer, daß das Geldstück falsch ist, so spielt er natürlich den Erstaunten, klagt, daß er von anderen geprellt worden sei und erbietet sich, die Zahlung in echtem Gelde zu leisten, das er natürlich in reicher Menge bei sich führt. Sollte der Kaufmann besonders streng sein und eine polizeiliche Untersuchung veranlassen, so kann dem Gauner doch nichts geschehen. Man hat bei ihm selbst nach der peinlichsten Untersuchung nur ein einziges falsches Geldstück gefunden. Das kann aber jedem, dem ehrlichsten Menschen, passieren. Gelingt der Coup, so läßt sich der Ausgeber ein neues Falsifikat von dem Vermittler geben, der auch nur ein solches Stück bei sich führt und im Bedarfsfalle ein weiteres sich erst von dem Kassierer geben läßt. Der Versuch wird in einem zweiten Laden gemacht. Die drei Gauner wechseln dabei ihre Rollen, und nachdem eine Reihe Geschäftsleute auf diese Weise heimgesucht worden, verschwindet die Bande aus der Stadt, um anderswo ihr Glück zu versuchen.

Trotz allen Raffinements werden die Gauner doch endlich abgefaßt; das ist aber nicht immer der Findigkeit der Polizeiorgane allein zu danken. Sehr häufig lenken die Diebe durch ihr Nichtstun und ihre leichtfertigen Ausgaben die Aufmerksamkeit der Sicherheitsorgane auf sich und werden dann bei scharfer Beobachtung sicher entlarvt. Und es ist ein Heil, daß so auch die abgefeimtesten Diebe sich selbst verraten, sonst hätte die Menschheit unter ihrem nichtswürdigen Tun noch mehr zu leiden.

In der Vulkanregion von Java.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Auf der ganzen Erde war die vulkanische Tätigkeit in den letzten Jahren ungemein rege; den Katastrophen auf Martinique und St. Vincent folgten Ausbrüche in Mexiko, Zentralamerika und auf den Sundainseln, ja sogar die Vulkane von Deutsch Samoa, die man für längst erloschen hielt, kamen zu neuer Tätigkeit.

Das ausgesprochenste Vulkangebiet des Erdballs ist wohl Java, wo es auf verhältnismäßig kleinem Raum noch eine Menge tätiger Vulkane gibt, und in Java selbst ist keine Gegend so vulkanreich wie die Umgebung von Surabaja, im Osten der Insel. Dort liegt, von einem Kranz hoher rauchender Vulkane umgeben, das gewaltige Gebirgsmassiv des Tengger mit seinem weltberühmten Bromo.

Dieser Tengger mit den in seinem weiten Krater eingebetteten kleineren Vulkanen ist die interessanteste Vulkanregion unserer Erde, und man muß den Holländern, diesen Meistern im Kolonisieren, Dank wissen, daß sie den Besuch des Tengger durch Anlage von Eisenbahnen, Straßen und Reitwegen verhältnismäßig leicht gemacht haben. Ja, noch mehr. Sie haben den nahezu dreitausend Meter hohen Tengger zur Anlage eines Sanatoriums gewählt und auf einem weit vorspringenden Lavasporn den Luftkurort Tosari angelegt, gewiß der schönste Punkt in dem einzig schönen Tropenparadies Java.

Kam ich auf meinen mehrmonatigen Reisen durch Java mit irgend einem Holländer auf seine zweite Heimat zu sprechen, dann war gewiß seine erste Frage: Haben Sie schon Tosari

gesehen? Und man schilderte mir Tosari in so herrlichen Farben, daß ich, in Surabaja angekommen, beschloß, den Aufstieg auf den Tengger zu unternehmen.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch, um vier Uhr morgens, hieß es den Eisenbahnzug nach Pasoeroean besteigen, die angenehmste Reisezeit in diesem von der Sonne durchglühten Tropenlande, und mit Wonne ließ ich mich am Wagenfenster nieder, um die üppigen Gegenden zu bewundern, die wir auf der Fahrt durch das Delta des Brantasflusses passierten. Dort reihen sich Dorf an Dorf, Plantage an Plantage, immer mit den rauchenden, himmelanstrebenden Vulkanen als Hintergrund.

Nach ein paar Stunden war Pasoeroean erreicht, früher ein großer Seehafen, der aber durch das aufstrebende Surabaja seine Bedeutung ganz verloren hat. Hier bestiegen wir den zum voraus bestellten Reisewagen, und von vier kräftigen Ponys gezogen, flogen wir über die vorzügliche Straße dem Orte Paserpan zu, von wo der Aufstieg auf den Tengger seinen Anfang nimmt.

Auf der Straße drängt sich das Landvolk förmlich, Menschen nach Tausenden, dazu lange Reihen von Fuhrwerken, Karawanen von Packtieren, und wir konnten es aus diesem riesigen Verkehr schon erkennen, daß wir uns in einer der am dichtesten bevölkerten Gegenden der Welt befanden. Indessen, der Weiße ist trotz seiner geringen Zahl dort Herr geblieben. Erblickten uns die Wanderer, so zogen sie schon in der Ferne sofort ihre riesigen Strohhüte von den Köpfen und warfen sich zu Boden; die Gespräche verstummten, und ehrfurchtsvoll warteten sie, bis unser Wagen vorbeigerasselt war. Die Frauen und Mädchen hockten sich abseits vom Wege in die Felder, den Rücken uns zugekehrt, die Reiter stiegen von ihren Pferden, und keiner von ihnen wagte es, uns zu überholen. Diese Unterwürfigkeit den Weißen gegenüber stammt noch aus der vorholländischen Zeit und ging von den einstigen javanischen Herren auch auf die heutigen Herren des Landes, die Weißen, ohne Unterschied ihrer Stellung, über.

In Paserpan, einem sich langhinziehenden, volkreichen Dorfe, mußten wir unseren schweren Reisewagen mit einem leichteren vertauschen, denn die Fahrstraße windet sich von hier die Ausläufer des Tenggergebirges aufwärts. Während der zweistündigen Fahrt nach dem Dörfchen Poespo, am Ende der Straße, sahen wir überall Kaffee- und Bananenpflanzungen, die Berghänge entlang sind auf weiten Terrassen Reisfelder angelegt, und zwischen den hellgrünen Pflänzlein rieselt in Kanälen das von den Gebirgen herabkommende Wasser, bei jeder Terrasse kleine, murmelnde Fälle bildend.

In dem bescheidenen, von einem achtzigjährigen Schweizer geführten Hotel von Poespo, gegen 700 Meter über dem nahen Meere, pflegen die nach Tosari Reisenden zu übernachten. Ein Hotel, das der Hauptsache nach nur aus Veranden besteht. Salon, Speisezimmer, Empfangszimmer ist die vordere Veranda, und das Hotelbureau ist ein Schreibtisch, wo die Bücher und Papiere des biederen Alten nur ein paar Schritte von der Straße entfernt jahraus, jahrein im Freien liegen bleiben. Wir beschlossen, nach kurzer Rast die Weiterreise auf dem von hier aus nur noch für Reittiere und Fußgänger möglichen Pfad anzutreten. Die Damen nahmen auf Tragstühlen Platz, deren Bambusstangen auf den Schultern von javanischen Kulis ruhten, ich bestieg eines der kräftigen einheimischen Ponys. Während der folgenden vier Stunden hatten wir bis Tosari noch einen Aufstieg von zwölfhundert Metern zu machen, die sich auf eine Wegstrecke von fünfzehn Kilometern verteilen.



Kulis mit Tragstühlen.



Das „Hotel" in Poespo.

Aber welche Bilder boten sich dabei unseren erstaunten Blicken dar! Mit Poespo war das Ende der Kultur, der menschlichen Ansiedlungen erreicht, und die Natur ist dort noch so jungfräulich, wie sie vor Urzeiten war. Der von Regenbächen häufig ausgewaschene Pfad, stellenweise mit vulkanischen Felstrümmern bedeckt, führt durch dichten, hochstämmigen Urwald, zuweilen an schwindelnden Abgründen und Schluchten entlang, in deren Tiefe wasserreiche Gebirgsbäche rauschen. An manchen Punkten genossen wir den Ausblick auf die so üppige Ebene von Ostjava, in deren Mitte der riesige Kegel des Vulkans Ardschuno mit seinem Zwillingskrater, dem Walirang, in die Wolken steigt. In Java gibt es keinen Fernblick ohne Vulkan.

Nach dreistündigem Aufstieg lichtete sich der Urwald, wir hatten das Gebiet eines anderen Volkes, der Tenggeresen, erreicht. Hier und dort erschienen Felder, aus denen vereinzelt riesige Tschemaras, das sind Kasuarinenbäume, emporragten. Diese malerischen Nadelbäume der Tropen, sowie die Bebauung der Felder mit Mais, Kraut, Kartoffeln und Zwiebeln verleihen der Gegend hier ein fast europäisches Aussehen. Mit Wonne atmeten wir die nach der drückenden Hitze der Ebene so erfrischende Bergluft ein, der weitere Aufstieg ging leichter vor sich, und endlich sahen wir auf einem kühnen Felsvorsprung eine Gruppe von über- und hintereinander stehenden Gebäuden, das vielgerühmte Tosari.

Noch ein Stück Klimmens über steile Treppen und Rampen, und wir waren am Ziel. Ein Pavillon aus Bambus, mehr Hütte als Haus, bildete das Hauptgebäude des Hotels. Zwei Flügel umfassen einen Hof, nach dem sich die Schlafzimmer öffnen, und wo sich das tägliche Leben der Hotelgäste mit großer Ungeniertheit abspielt. Es sind zumeist holländische Regierungsbeamte und Kolonisten, die hier der fast erdrückenden

Hitze des Tropensommers zu entgehen suchen, oder Erholungsbedürftige, die vielleicht ein schweres Malariafieber überstanden haben. Auf dieser Höhe, jener des Rigi gleichend, ist es nämlich selbst auf Java, nur wenige Grade vom Äquator, empfindlich kühl, und zeitweilig blies der Wind durch das dünne Bambusgeflecht der Zimmerwände derart, daß uns fröstelte. Auch die ganze Umgebung von Tosari erinnerte mich etwas an den Rigi. Die steilen Basalt- und Lavahänge waren mit frischem, saftigem Grün bekleidet, mit malerischen Gruppen von dunkeln Kasuarinen hier und dort. Auf den Matten weideten Ziegenherden, und auf meinen Ausflügen fand ich Erdbeeren und Brombeeren, Vergißmeinnichtblüten, ja sogar Alpenrosen und Edelweiß! Aber das herrliche Eisdiadem der Alpen wird hier durch glühende Lava, durch Feuer und Rauch ersetzt. Nur waren sie von hier aus nicht sichtbar. Obgleich der tätigste der Vulkangruppe des Tengger, der düstere, schreckliche Bromo, nur acht Kilometer von Tosari entfernt ist und sein Kraterrand sich um fünfhundert Meter höher erhebt, bleibt



Tosari.

er doch hinter dem Kraterrand des Tengger verborgen. N zeitweilig erscheinen stoßweise ungeheure, senkrecht emporfliegen Rauchmassen, wie aus einer gigantischen Kanone geschosse und bald dara wird das dumpf wie ferner Donn tönende Grollen d Bromo hörbar.

Um zum Bro zu gelangen, mu ten wir zunächst d Kraterrand des Tengger besteige In vergangen Zeiten muß dies Tengger einer d größten Vulkane d Erde gewesen sei denn das gewalti Tenggermassiv, d einen beträchtlich Teil von Ostjav einnimmt, ist v ihm aufgeworfe worden. Schichten von Tr chit und Bimsstein, vulkanischer Asche un Sand liegen m großer Regelmäßigke übereinander, sich i derselben Reihenfolge mehrfach wiederholend, so daß man d Entstehung dieses Gebirges wie in einem Buche deutlich ab lesen kann. Jede Schichtengruppe rührt von einem Tengger ausbruch her; mit jedem Ausbruch wuchs der Vulkan, bis eine Höhe von dreieinhalbtausend Metern erreicht hatte. Dan erfolgte ein Zusammenbruch des Kraters. Der heutige Krate



Die Vulkanregion des Tengger.

rand ist immer noch zweitausendachthundert Meter hoch. Schon vor Sonnenaufgang bestiegen wir unsere kräftigen, gedrungenen Bergponys und trabten, gefolgt von unseren Trägern, Tenggeresen, in der ersten Zeit durch bebautes Land. Von den Seiten des Pfades winkten uns europäische Feldblumen Grüße aus der fernen Heimat zu, aber wir ließen sie unerwidert, denn die herrliche Aussicht, die sich uns bald darbot, fesselte unsere ganze Aufmerksamkeit. Wir waren so hoch gestiegen, daß die gewaltigen Vulkane Ostjavas sichtbar wurden. Hier der mit geometrischer Regelmäßigkeit aus der Tiefebene emporsteigende Penangoengan, etwas weiter südlich der dreieinhalbtausend Meter hohe Ardjoeno, ein herrlicher, noch in voller Tätigkeit befindlicher Vulkan, ferner der gegen dreitausend Meter hohe Kowi. Zwischen diesem und dem Ardjoeno konnten wir in weiter Ferne noch den schrecklichen, von den Javanern so sehr gefürchteten Klout und den Andjasmara entdecken. Dabei liegen auf der anderen Seite des Abhangs, den wir emporritten, noch eine Reihe weiterer Vulkane. — Wo anders auf dem Erdenkreise gibt es noch ein ähnliches Schauspiel?



Das Sandmeer und der Bromo.

Dichter, hochstämmiger Urwald mit Schlinggewächsen, Parasiten und Orchideen entzog uns bald jeden Ausblick. Eine Stunde lang ritten wir durch diesen feuchten, dämmerigen, einsamen, kühlen Wald auf schlüpfrigem Pfade einher, bis dieser plötzlich aufhörte. Klares Sonnenlicht war an die Stelle der Dämmerung getreten, und ich konnte, aufblickend, im ersten Moment das Bild, das sich mir darbot, gar nicht erfassen. Selbst als ich die Einzelheiten unterscheiden konnte, wollte ich meinen Augen nicht trauen: zweieinhalbhundert Meter tief lag zu meinen Füßen ein Hexenkessel, mit steil, stellenweise senkrecht abstürzenden Felsmauern, ein Oval von etwa sieben Kilometern größtem Durchmesser, auf dem Boden anscheinend mit dunkelgrauem, schmutzigem Wasser bedeckt, vom Winde zu Wellen zerzaust. Über den jenseitigen Rand des Kessels ragen eine Menge wilder, kahler, grauer Berge von phantastischen Formen auf, und aus ihrer Mitte hebt sich ein Vulkan auf 3710 Meter in den klaren, blauen Himmel, der höchste Berg und gleichzeitig einer der schrecklichsten Vulkane von Java, der Smeru. Zwanzig Kilometer ist er von unserem Standort am Kraterrand des Tengger entfernt, aber die Luft ist auf dieser Alpenhöhe so klar und durchsichtig, daß man ihn in unmittelbarer Nähe glaubt. In der Mitte dieses einzigen, unsagbar wild großartigen Bildes, am Grunde des Kraters zu unseren Füßen, liegen indessen die merkwürdigsten, seltsamsten Berge, der Bromo mit seinen drei Vulkantrabanten. Als mein Auge sich etwas daran gewöhnt hatte, sah ich, daß der scheinbare Wasserspiegel, aus dem diese vier von dem Tenggerkrater umschlossenen Vulkane aufragen, eine ebene, vom Winde zu Dünen zerzauste Sandfläche ist, das Tajar der Javaner, nackt und düster und trostlos wie die Wüsten von Arabien.

Auf diesem sandigen Grunde des eingestürzten Tenggerkraters baute sich nämlich der schlummernde Vulkan bei seinem nächsten Ausbruch einen zweiten Krater von zwei Kilometern Durchmesser, konzentrisch zu dem großen Krater, der Widodaren. Auch dieser stürzte im Laufe der Zeiten ein, und der dritte Ausbruch hatte das Entstehen des Giri am nördlichen Rande des Widodarenkraters zur Folge. Neben diesem erhebt sich in bewundernswerter Regelmäßigkeit der majestätische Kegel des Batok. Der berühmte Bromo aber, der schrecklichste, tätigste Vulkan von allen, liegt hinter dem Giri versteckt, so daß wir nur einen Teil seines ewig heißen, Qualm ausstoßenden Kraters wahrnehmen konnten. Zeitweise hörten wir das dumpfe, unterirdische Grollen, spürten das Beben der Erde. Und so kam zu der Großartigkeit des Bildes das Schaudern, das wohl jeder in der unmittelbaren Nähe der schlummernden Feuerkräfte empfinden wird.

Und nun galt es, zum Bromo selbst hinabzusteigen. Es schien mir fast unmöglich, mit heiler Haut und nicht mit zerschmetterten Gliedern an den Fuß der senkrecht abfallenden

Kraterwände zu gelangen. Allein die Tenggeresen, die alljährlich zu dem von ihnen als heilig verehrten Bromo Wallfahrten unternehmen, haben die Wände entlang einen Pfad angelegt. Nach halbstündiger, halsbrecherischer Kletterei, hinter unseren sicheren Ponys her, waren wir unten auf dem Sandmeer angelangt und bestiegen wieder die Tiere, um den drei Kilometer langen Weg zum Bromo zurückzulegen. Endlich standen wir an seinem Fuße und betrachteten seine nackten, grauen, mit loser vulkanischer Asche bedeckten Flanken, zeitweilig durch furchtbares, unterirdisches Donnern erschreckt. Der obere Kraterrand liegt nur 250 Meter über dem Sandmeer, aber gerade diese geringe Höhe im Vergleich zu seiner großen Ausdehnung läßt ihn in furchtbarer Majestät erscheinen. Unsere Füße sanken tief in die lose Asche ein, wir kamen nur mühsam empor, bis eine von den Tenggeresen für ihre Brahminenpriester dort angelegte Holzleiter den Rest des Aufstiegs leichter machte. Bald lag der Krater des Bromo vor uns — ein ein Kilometer weiter, kreisrunder Trichter mit vom Feuer rot gebrannten, glatten Wänden, auf dessen Grunde aus tausend Löchern unter ohrenbetäubendem Zischen heißer Dampf hervorschießt, zeitweilig von Donnern und Beben begleitet. Den Boden des Kraters hat noch kein menschliches Wesen erreicht, es seien denn die armen Opfer, die in früheren Zeiten von den Brahminen zur Versöhnung der Götter hineingestürzt wurden. Und diese scheinen wirklich versöhnt zu sein, denn seit Jahrzehnten fand kein größerer Ausbruch mehr statt. Man behauptet, daß die Tätigkeit des Vulkans Smeru damit zusammenhänge. Solange er rauche, findet die Spannung ihren Abfluß. Von Minute zu Minute sandte dieser die ganze Gegend majestätisch beherrschende Vulkan aus seinem Krater ungeheure Massen Dampf und Rauch, zu einer einzigen, runden Wolke zusammengeballt, Tausende von Metern hoch empor. Und als wir unseren Rückweg antraten, kam an manchen Punkten noch ein anderes Sicherheitsventil der Tenggerküche zum Vorschein, der majestätische Kegel des Lamorgan, dessen Krater im Gegensatz zum Smeru ununterbrochen Rauchwolken entquellen.



Der Krater des Bromo.

Die Baumeisters.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Erhard wachte am Tage nach dem Besuche bei Baumeisters schon mit dem dumpfen Bewußtsein eines dummen Streiches auf, und als er sich in den ersten zehn Minuten wieder klarmachte, was zwischen Martina und ihm vorgefallen war, packte ihn ein förmlicher Schrecken. Er verwünschte sein Temperament. Es war ihm schon öfter durchgegangen, aber so hatte er sich doch noch nie hinein geritten. Er lief ganz verzweifelt in seiner Stube auf und ab und suchte nach irgend einer Hilfe, einem Ausweg aus diesem Dilemma.

Nicht, daß er das Mädchen nicht gern gehabt hätte. Es wurde ihm heiß bei dem Gedanken, daß er sie im Arm gehalten, diese wundervollen roten Lippen, dieses dunkle, weiche Haar geküßt hatte. Aber das konnte doch schließlich nicht den Ausschlag geben, es sprachen da doch noch ganz andere Faktoren mit. Erhard Hersen war durchaus noch nicht in der Lage — weder äußerlich noch innerlich — um ernstlich Zukunftspläne zu machen. Man mußte sein Leben doch erst ein paar Jahre genießen, ehe man daran dachte, sich zu binden! Und selbst wenn er es gewollt hätte — in diesem Falle wäre es doch nicht das Richtige gewesen. Er machte doch etwas höhere Ansprüche in den äußeren Verhältnissen! Da stand eben mehr auf dem Spiel als ein augenblicklicher Wunsch; unter Umständen sogar die ganze Zukunft und Karriere. Die verdarb man sich doch nicht leichtsinnig! Amüsieren mochte man sich ja vorher mit wem man wollte!

Erhard sah auf einmal Martina Baumeisters Gesicht vor sich. Wenn es nur nicht gerade dieses Mädchen gewesen wäre! Bei jeder anderen wäre die Geschichte leichter in Ordnung zu bringen!

Sie hatten kein Wort darüber gesprochen, aber er wußte, sie glaubte an ihn. Sie würde ihn mit seinen Vernunftgründen gar nicht verstehen, er würde sie furchtbar kränken. Es wäre nicht mehr nur ein dummer Streich, es wäre ein schlechter Streich, eine Unritterlichkeit, gegen die sich sein Gewissen sträubte.

Er versuchte, zu überlegen, was er tun sollte. Aber es gab nur die beiden Möglichkeiten: entweder kaltblütig unschön handeln, sie um Entschuldigung bitten wegen seines Sichvergessens ihr gegenüber und ihr dadurch stillschweigend sagen: Ich habe keine ernsten Absichten dabei gehabt —

Oder die Konsequenzen der Übereilung auf sich nehmen und bei Ludwig Baumeister um dessen Schwester anhalten.

Erhard dachte jede dieser Möglichkeiten wieder und wieder durch, es zerrte ihn förmlich zwischen beiden hin und her. Er blieb den Tag verstimmt zu Haus, nicht einmal zum Essen in den „Deutschen Hof" ging er hinunter.

Am Spätnachmittag kam ein Brief. Er riß ihn seiner Wirtin aus der Hand, als er Ludwig Baumeisters Schrift sah. Wenn Martina es ihrem Bruder gesagt hatte, war alles vorbei. Er mußte sich zu seiner Handlungsweise bekennen, wenn er nicht in den Augen des anderen als — Lump dastehen wollte. Er hatte keine Wahl mehr.

Dann las er, was sein Schwager schrieb. Und er las es noch einmal, weil er es nicht gleich glauben konnte. Ja, Martina hatte ihrem Bruder alles gesagt. Er enthalte sich

jedes Urteils über Erhards Benehmen, schrieb Baumeister, aber er bäte ihn, in nächster Zeit sein Haus nicht wieder zu betreten, um seiner Schwester peinliche Begegnungen möglichst zu ersparen, da eine ernsthafte Auffassung der Sache weder in seinem, noch in seiner Schwester Wunsch läge. Im übrigen fügte er noch hinzu, daß seine Frau nichts von allem erfahren habe.

Als Erhard den Brief auf den Tisch legte, fühlte er merkwürdigerweise keine Erleichterung, nur eine sonderbar enttäuschte Ernüchterung, fast als ob er eine Blamage erlitten hätte.

Es war also unnütz gewesen, sich den ganzen Tag damit zu quälen. Martina hatte die Sache selbst in die Hand genommen. Es „lag nicht in ihrem Wunsch, sie ernsthaft aufzufassen."

Ein plötzlicher Groll gegen sie stieg in ihm auf. Was bildete sich das Mädchen denn ein, daß sie ihm einen Korb gab, ehe er überhaupt anfragte — daß sie offen zugab, nur mit ihm gespielt zu haben? Es war eine primanerhafte Torheit von ihm, daß er sie in Gedanken so hoch gestellt hatte. Sie war auch nicht besser als die anderen!

Es war heute am Weihnachtsabend das erstemal, daß er Martina seitdem sah. Daß es ihr auch peinlich sein mußte, merkte er deutlich. Sie sah kaum ein einzigesmal auf, als sie bei Tisch neben seinem Vater ihm gegenüber saß.

Der alte Hersen merkte nichts von allen diesen Unterströmungen der Stimmung, er war in seiner glänzendsten Festlaune. Nur das ernsthafte Gesicht seines Schwiegersohnes ärgerte ihn, er hob sein Punschglas und trank ihm zu.

„Ludwig, du sitzest ja dazwischen wie der steinerne Gast! Steck doch heute wenigstens mal den Pastor in die Tasche!"

Baumeister zog etwas die Brauen zusammen. „Das ist gerade heute zuviel verlangt. Ich habe morgen und übermorgen je zwei Predigten zu halten, und wenn man da wirklich etwas geben will, hat man für andere Gedanken nicht viel übrig."

Hersen war sonst ein kirchlicher Mann, aber seines Schwiegersohnes wuchtiger Ernst reizte ihn unwiderstehlich zu Neckereien, die nicht immer ganz taktvoll ausfielen. Er zuckte die Schultern. „Na, das ist ja alles recht gut, aber ich glaube, ein bißchen weniger tut's auch. Meinst du nicht auch, daß der Pöhlern und dem lahmen Blume der Taler und der Kaffee wichtiger ist als alle vier Predigten zusammen?"

Der Pastor sah ihn ernsthaft an.

„Es wäre traurig, wenn es wahr wäre. Übrigens halte ich es auch durchaus nicht für richtig, so ohne Unterschied auszuteilen. Man könnte die Weihnachtsbescherung so gut als erziehliches Mittel anwenden, es von dem Verhalten der Leute abhängen lassen, ob — "

„Pardon, lieber Ludwig. Da bin ich anderer Ansicht." Der Freiherr fuhr sich erregt mit der Hand über den breiten blonden Vollbart und beugte sich über den Tisch vor. „Deinen Stand in Ehren, aber ich glaube, daß du da die Bedeutung des Weihnachtsfestes vollständig umkehrst. Wenn unser Herrgott auch immer zuerst nach unserem Verhalten und Verdienst fragte, wären wir schlimm dran. Wir wollen doch wahrhaftig nicht das Fest zu einem Tummelplatz für Neid und Gewinnsucht und Heuchelei machen. Was anderes würde bei diesem famosen Erziehungssystem doch nicht herauskommen."

Er wollte heftig weitersprechen, aber seine Frau, die in ihrem Krankenstuhl neben ihm saß, legte ihm leise die Hand auf den Arm. Der große lebhafte Mann war sofort ruhig, er lachte nur gutmütig ärgerlich. „Na ja, ich sehe schon, ich soll nicht räsonnieren. Hat dich Friede auch so gut gezogen, Ludwig? Na, nimm mir's nicht übel, ich habe dich nicht ärgern wollen."

Baumeister antwortete irgend eine gleichgültig höfliche Redensart, sein Gesichtsausdruck zeigte, daß er eine scharfe Entgegnung nur ungern herunterschluckte.

Er war überhaupt diesen ganzen Abend wie unter einem Druck. Der Gedanke an seine Schwester, an die Sache zwischen ihr und Erhard, von der er allein wußte, machte ihn förmlich nervös.

Er war ganz erleichtert, als Friede aufstand, unter dem lauten Bedauern der Schwestern, die unten am Tisch mit Erhard und den Vettern die „lustige Ecke" bildeten. Bubi war schon außergewöhnlich lange auf heute, Friede hatte Eile, um ihn endlich zur Ruhe zu bringen.

Sie ging rasch mit dem Mädchen, das den Jungen trug, voran, Bruder und Schwester kamen langsamer durch die feucht kühle, sternenlose Dunkelheit des Abends hinterher.

Baumeister überlegte, ob er Martina ein Wort über den heutigen Abend sagen sollte, der ihr doch peinlich gewesen sein mußte. Es war ihm dann doch wieder unangenehm, ihr so gewissermaßen zu kondolieren. Seit der Aussprache damals hatte sie kein Wort mehr über die Angelegenheit geredet, nicht einmal gefragt, ob er geschrieben, ob Erhard geantwortet hatte. Es war eine gewisse Fremdheit zwischen den Geschwistern seit dem Tage.

Das schweigende Nebeneinandergehen fing Baumeister an drückend zu werden, als Martina plötzlich den Kopf zu ihm wandte. „Ludwig, ich habe mir überlegt, daß ich mich wieder nach einer Stelle umsehen will," sagte sie ruhig, wie aus schon länger angesponnenen Gedanken heraus, „ich bin nicht die Natur, ein Leben ohne wirkliche Arbeit auf die Dauer auszuhalten. Friede kann mich entbehren."

Baumeister war einen Augenblick still.

„Du weißt ja, daß wir dich gern hier haben," sagte er dann. „Als ich hier die Pfarre bekam, war meine Hauptfreude dabei, daß ich dir ein Zuhause bieten konnte. Aber ich gebe zu, jetzt in dieser Zeit ist es vielleicht für dich besser, wenn du jede Gelegenheit wie heute vermeidest."

Sie sprach über seine Anspielung weg, als ob sie sie nicht gehört hätte: „Wenigstens im Frühling kann mich Friede entbehren. So schnell findet man ja auch nicht die passende Stellung. Und wenn ich Ostern gehe, hat Friede ja auch die Eltern und Geschwister wieder hier."

„Friede?" In seiner Stimme war etwas kühl Verweisendes, „Friede hat ja mich, da braucht sie doch niemand sonst."

„Du hast wenig Zeit für sie," antwortete sie kurz.

Ihr Ton machte Baumeister stutzig. In der Dunkelheit konnte er ihr Gesicht nicht erkennen.

Sollte das ein Vorwurf sein? Jedenfalls war es dann ein ungerechter.

„Meine Frau weiß, daß meine Gemeinde den ersten Anspruch hat!" sagte er laut.

Sie sprachen dann nicht mehr. Innerlich spann er den Faden weiter.

Seit er neulich Martina gegenüber sein Verhältnis zu Friede berührt hatte, war ihm das auf einmal in ein anderes grelles Licht gerückt. Es war, als ob das gesprochene Wort als Tatsache festnagelte, was er früher nur unbestimmt gefühlt hatte.

Er gestand es sich jetzt mit einer gewissen Nüchternheit ein, daß er geistig von seiner Frau nichts hatte. Sie reichte eben an die Höhe nicht heran, auf die ihn sein ernstes Leben, sein Amt notwendig stellte. Sie spielte mit dem Leben. Er konnte sie beeinflussen, sie erziehen wie ein Kind, aber das war alles. Er würde allein bleiben, wie es ein reifer Mensch neben einem unfertigen immer ist.

Friede selbst würde das nie merken. Mochte sie auf ihre Weise glücklich sein, er störte sie nicht darin. Er trug andere Gedanken und Pläne im Kopf, die ihm alles ersetzen mußten. Er gehörte seinem Amt.

Dieses Amt stellte gerade jetzt besondere Anforderungen an ihn. Auf diesen stark erregbaren Menschen, der es mit jedem Wort einer Predigt schwer gewissenhaft nahm, wirkten solche Zeiten geistiger Anspannung immer auch physisch heftig ein; sie verzehrten förmlich seine Kraft, daß er blaß und nervös wurde. Er lief dann in der Dämmerung ein paar Kilometer auf der menschenleeren Chaussee und kämpfte so im raschen Ausschreiten seinen erbitterten Kampf mit dem störrischen Wort, bis es sich der strengen, geraden Linie seiner Gedanken fügte. Daß er die Predigt für Bauern hielt, die für die geistige Arbeit darin keinen Maßstab hatten, das kam für ihn nicht in

Betracht. Zu Haus arbeitete er dann halbe Tage lang die Predigt aus.

Friede wußte in solchen Zeiten in ihrer freundlichen unauffälligen Art für ihn zu sorgen, sie wehrte ihm jede Störung ab und hielt das Haus in möglichster Stille.

* * *

Es war ein paar Tage vor Neujahr, häßliches Schlackerwetter und der Himmel voll schwerer, grauweißer Wolkengeschiebe. Trotzdem war Martina ins Dorf hinuntergegangen, und auch Friede hatte Bubi bei der alten an Stines Statt gemieteten Bauersfrau gelassen, um auf eine halbe Stunde auf den Gutshof zu gehen. Die paar Tage, die Hersens noch hier waren, mußte man zum Zusammensein benutzen, und bei ihr konnten die Schwestern doch nicht so viel sein, weil ihr Mann jetzt Ruhe nötig hatte.

Der Pastor arbeitete an seiner Neujahrspredigt. Die scharfe Anspannung des Denkens straffte seine Gesichtsmuskeln; während er auf dem Teppich auf- und abging, sagte er bisweilen einen Satz laut vor sich hin.

Er blieb ärgerlich stehen, als er schwere Schritte die Treppe heraufkommen hörte, die vor seiner Tür anhielten. Aber wenn irgend ein Gemeindeglied ihn nötig hatte, so war das ebensogut „das Amt" wie die Predigt. Er schob seufzend die losen Konzeptblätter zusammen und rief ein „Herein!" auf das kurze resolute Anklopfen.

Etwas mißbilligend erstaunt sah er den Besucher an.

„Herr Dammann, Sie? Womit kann ich Ihnen dienen?"

Er schob dem alten Mann einen Stuhl hin, aber er selbst blieb stehen. „Bitte, setzen Sie sich. Viel Zeit habe ich allerdings nicht, aber wenn ich Ihnen irgendwie nützen kann, tue ich es gern."

Der Pächter hatte ihm derb die Hand geschüttelt, er setzte sich ohne Umstände. „Es ist zwar keine geistliche Angelegenheit, Herr Pastor, aber ich will Sie auch nicht lange damit aufhalten. Eigentlich wollte ich zur Frau Pastorin, aber die ist nicht da, und die Geschichte brennt mir doch etwas auf den Nägeln."

Baumeister hatte sich nun doch ihm gegenüber gesetzt.

„Was ist es also?" fragte er kurz.

Der Alte räusperte sich. „Ja, wissen Sie, Herr Pastor, es ist mir eigentlich fatal, darum anzufragen, aber ich kann es doch nicht ändern. Es ist wegen dem Gelde. Wenn es alles so geblieben wäre, hätte ich es ja jetzt nicht gerade nötig gehabt, aber nun ist mein Schwager, von dem ich ein kleines Kapital habe, selber in Not, und ich muß bezahlen."

Der Pastor sah ihn groß an. „Welches Geld? Ich verstehe Sie gar nicht."

„Na, was ich dem jungen Herrn Erhard geliehen habe. Er hatte mir ja versprochen, ich sollte es zu Neujahr wieder haben. Aber nun habe ich Herrn Erhard neulich geschrieben und erinnert, und darauf habe ich keine Antwort bekommen. Und da dachte ich denn —"

„Was hat denn das alles mit mir zu tun?" fragte Baumeister ungeduldig dazwischen. „Warum wenden Sie sich nicht an meinen Schwiegervater? Das ist doch das Nächstliegende."

Der alte Mann zögerte einen Augenblick.

„Ich wußte nicht, ob das Frau Pastorin recht wäre. Ich habe doch dem jungen Herrn Baron das Geld damals nur gegeben, weil Frau Pastorin kam und mich bat, und ich dachte, sie würde es ihm jetzt vielleicht auch lieber selbst sagen."

Baumeister rückte den Stuhl.

„Meine Frau?" fragte er langsam, scharf betont.

Der Alte sah ihn gutmütig verwundert an.

„Ich dachte, Sie wüßten doch von allem Bescheid, Herr Pastor. Ich weiß nicht, ob ich es dann hätte sagen sollen, vielleicht ist es dem jungen Herrn nicht recht."

Baumeister zog die Brauen zusammen. „Da meine Frau an der Sache beteiligt ist, habe ich wohl ein Recht, es zu wissen."

Der Pächter kraute sich nachdenklich den kurzen grauen Vollbart. „Viel zu erzählen ist da nicht, Herr Pastor. Aber wenn Sie es wissen wollen —"

Baumeister unterbrach den Pächter mit keinem Wort, während er erzählte, wie er erst Erhard seine Bitte um das Geld abgeschlagen hatte, und wie Friede dann zu ihm gekommen war.

Ludwig Baumeister hatte auch in der Aufregung sein Gesicht in der Gewalt, der andere merkte nicht, was er dazu dachte. Seine Stimme klang hart, als er sprach. „Sie wissen wohl selbst, daß Sie unrecht gehandelt haben, Herr Dammann. Es wäre damals das einzig Richtige gewesen, meinen Schwiegervater zu benachrichtigen. Meine Frau —" Er stockte einen Augenblick, er wollte vor fremden Ohren keinen scharfen Ausdruck brauchen. „Meine Frau ist sehr jung und unerfahren, sie hat in solchen Dingen gar kein Urteil. Mein Schwager ist ebenfalls völlig unreif. Wenn er Torheiten begeht, und Sie hinter dem Rücken seines Vaters mit ihm durchstechen, machen Sie sich einfach zu seinem Mitschuldigen."

Der Pächter hatte ihn ruhig angehört, er stand jetzt mit einer gewissen Würde auf und nahm seinen Hut.

„Herr Pastor, ich bin ein alter Mann und Sie ein junger, wenn Sie auch das Amt haben. Ich habe heute hier nicht den Pastor besucht. Wenn ich etwas verkehrt gemacht habe, ist es nicht mit bösem Willen geschehen, ich habe es gut machen wollen. Wenn Sie denken, daß ich dem Herrn Baron jetzt Ungelegenheiten mache, will ich sehen, daß ich das Geld vorläufig anderswo bekomme."

Der Pastor schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht nötig," sagte er kühl. „Sie sollen morgen Bescheid haben."

Baumeister blieb mitten in der Stube stehen, als der alte Mann, bei jedem Schritt den Stock schwer aufstoßend, die Treppe herunterging. Er atmete unwillkürlich ein paarmal aus der Tiefe herauf, als ob er dem lange gewaltsam heruntergedrückten Zorn Luft machen müßte.

Geschehen war ja eigentlich nichts, das machte er sich hastig klar. Wenigstens was geschehen war, das war kein Unglück. Und es ging ihn im Grunde nichts an.

Aber **wie** es geschehen war, das empörte ihn. So zufällig, durch fremde Menschen, mußte er erfahren, wie seine Frau es trieb.

Da, auf dem Fleck hatte sie gestanden, als sie ihm versprach, ihrem Bruder nie wieder etwas zu geben.

Natürlich, dem Buchstaben nach hatte sie es gehalten. Gegeben hatte sie ihm nichts. Aber sie war zu fremden Leuten gelaufen und hatte für ihn gebettelt. Als ob sie nicht wüßte, daß ihm das noch tausendmal peinlicher sein mußte! Sein Stolz war es, daß er keinem etwas verdankte, als sich selbst, daß er keinen anderen brauchte. Aber was verstand sie davon?

Was verstand sie denn überhaupt von ihm? Wenn sie einen Begriff von Pflicht, von Gewissen hatte, konnte sie nicht hinter seinem Rücken so handeln. Konnte nicht die ganze Zeit herumgehen mit dem Bewußtsein dieser Heimlichkeit, dieser Lüge und ihm dabei ruhig in die Augen sehen!

Das war diese Hersensche Art, dieses über allen Ernst Weglachen. Wenn's not tat, auch über das Unrecht. Friede war eben Erhards Schwester. Das sagte alles!

Baumeister hatte sich in einen kalten Zorn hereingearbeitet, den er kaum mehr meistern konnte. Er lief aufgeregt hin und her. Jetzt sie hier haben, ihr alles sagen, ihr ihr Unrecht auf den Kopf zusagen!

Er horchte plötzlich auf. Ging da nicht die Hausglocke? Vielleicht kam sie schon wieder?

Friede war ganz leise in die Tür gekommen, wie immer, wenn sie ihren Mann schwer in der Arbeit wußte. Sie sah dann gewöhnlich einen Augenblick zu ihm herein und fragte, ob er etwas brauchte.

Er hörte sie kommen. Er wartete auf sie, so wie er da stand, mitten in der Stube. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Vom Friedenskongreß in Portsmouth. Unsere Leser sehen hier die Hauptpersonen des Schauspiels, das mit ungeteilter …ung von der ganzen Welt verfolgt wird und auf des amerika… Präsidenten Roosevelt Betreiben hin dem Ringen zweier Völker …baren Frieden bringen soll: den japanischen Minister Baron … und russischerseits den Minister Witte. In dem ersten ver… sich die ganze Vorgeschichte des Krieges, denn Komura hatte …inister der Auswärtigen Angelegenheiten die Verhandlungen mit … geführt, die auf friedlichem Wege die Ziele japanischer Staatskunst erreichen sollten. So ist er wie kein zweiter in alle koreanischen und mandschurischen Fragen eingeweiht und weiß, welche Beleuchtung sie von russischer und japanischer Seite erfahren haben. Er war seiner Zeit Gesandter in Washington, hierdurch ist ihm der Boden, auf dem der Friede zustandekommen soll, durchaus vertraut — in der Tat konnte das Inselreich einen geeigneteren Vertreter nicht finden. Aber auch Witte muß als der rechte Mann am rechten Platze bezeichnet werden. Seine Stellung in den Friedensverhandlungen ist ungleich schwieriger und verantwortungsreicher als die Komuras. Es war ein Zeichen persönlichen Vertrauens des Zaren, wenn er Witte das schwere Amt eines Unterhändlers auf die Schultern legte. Er will den Frieden, er verkörpert darin den Wunsch seiner ganzen Nation. Und da es bei beiden …enden Parteien nicht an dem guten Willen fehlt, so ist zu …, daß es auch an dem Weg nicht mangeln wird, das Ziel zu er…. Die Welt wird allen, die das ihrige dazu tun, Dank wissen.



L. Marusi, Shiba Tokio, phot.

…panische Friedensunterhändler Baron J. Komura.

„Titanensturz." Goldrelief auf Lapislazuli. (Neue Erwerbung …aiser Friedrich-Museums in Berlin.) Von dem berühmtesten …en Goldschmied der Renaissance, **Benvenuto Cellini**, dessen …erlicher und vielbewegter Lebenslauf durch die Goethische Übersetzung seiner Selbstbiographie in Deutschland allgemein bekannt ist, gibt es außer dem Salzfaß der Wiener Schatzkammer kaum eine allgemein als echt anerkannte Goldschmiedearbeit. Auch bei den sechs kostbaren Reliefs, die durch das Vermächtnis des Herrn Gustav Salomon in das Berliner Kaiser Friedrich-Museum gelangt sind, steht seine Urheberschaft, die stilkritische Gründe wahrscheinlich machen, nicht unbedingt fest. Sie sind aus purem Golde getrieben und auf Lapislazuli aufgelegt, dessen tiefes Blau nicht nur an der Umrandung zum Vorschein kommt, sondern auch durch Ausschneiden bestimmter Stellen zur Darstellung des Himmels verwendet worden ist. An den vier Ecken der Einfassung sind rote Halbedelsteine eingelegt. Die Darstellungen sind sämtlich der antiken Mythologie entlehnt, drei sind heiteren Inhalts — Dionysos und Ariadne, Tanz von Bacchantinnen, Bacchisches Gelage — die anderen drei stellen tragische Szenen dar — den hier abgebildeten Titanensturz, den Tod der Niobiden, die Versteinerung des Polydektes durch Perseus. Die Komposition ist nicht immer sehr glücklich und zum Teil etwas verworren. Wahrscheinlich gehörten die sechs völlig gleich großen Reliefs ursprünglich zu einem Schmuckschränkchen.



K. Bulla, St. Petersburg, phot.

Der russische Friedensunterhändler Finanzminister Witte.

Der „Internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen" entfaltet seit nunmehr 25 Jahren seine segensreiche Tätigkeit, und in gleicher Weise erfreut sich der deutsche Zweig dieser Verbindung, an dessen Spitze sich die Kaiserin gestellt hat, einer steten und gedeihlichen Entwicklung. In 29 Landesstellen des Deutschen Reiches tätig, durch 6000 Mitglieder unterstützt, hat er durch eine Fülle wohltätiger Einrichtungen wie Bahnhofsdienst, Gründung von Mädchenheimen, verläßliche Auskunft und Beistand durch die Kette der Freundinnen im In- und Ausland usw., sein erfolgreiches Wirken aufs beste erwiesen. Wie manches junge, unerfahrene Mädchen, das schutz-



„Titanensturz", dem Benvenuto Cellini zugeschriebenes Goldrelief.
(Neue Erwerbung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin.)

los in die Welt hinaustrat, sah sich schon beim ersten Schritt durch die Helferinnen des Vereins behütet, wurde durch sie auch fernerhin vor Ausnutzung und Rechtlosigkeit, vor Not und Jammer bewahrt. Der Verein, der seinen alljährlich neu erscheinenden rosa „Ratgeber“ mit Tausenden von sicheren persönlichen Adressen im In- und Ausland nach Bedarf verteilt, möchte durch Erwerbung neuer Mitglieder, durch Erschließung neuer Einnahmequellen auch immer neue Arbeitsgebiete und Hilfsmöglichkeiten gewinnen und nimmt unter der Aufschrift: Deutscher Nationalvorstand, Berlin W 9, Köthenerstraße 43, Meldungen gern entgegen.

Heinrich Bulthaupt. In seiner besten Manneskraft ist in der Frühe des 21. August ein feiner und vielseitiger Geist von uns geschieden — Heinrich Bulthaupt. Er wird vermißt werden, das ist der beste Nachruf, den man dem Unermüdlichen geben kann. Unermüdlich, in der Arbeit, in dem Verlangen, für das Echte, Tiefe und Vollendete seine Stimme zu erheben, unermüdlich in der Arbeit an sich selbst — so ward er, was er war, ein warmer und tiefgründiger Mensch. Am 26. Oktober 1849 wurde er in Bremen geboren. Sein Vater war dort Schulvorsteher. In Bremen besuchte er das Gymnasium und widmete sich dann in den Jahren 1868 bis 1872 in Würzburg, Göttingen, Berlin und Leipzig dem Studium der Rechte sowie der Ästhetik und der Literatur. Er besaß den scharfen kritischen Verstand des Norddeutschen, der schonungslos den Dingen bis auf ihre tiefsten Wurzeln nachgeht, aber diese gewisse Schärfe wurde bei ihm durch eine warme Phantasie gemildert und durch weite Reisen, die ihn bis nach Afrika führten, vertieft. 1875 ließ er sich als Rechtsanwalt in Bremen nieder, aber schon 4 Jahre später vertauschte er diesen Beruf mit dem eines Stadtbibliothekars; im Jahre 1892 ernannte ihn der Senat zum Professor. Bulthaupt ist eine literarische Persönlichkeit. Eine große Anzahl von wohlgelungenen Novellen und Bühnenwerken bringen uns ihn als Dichter nahe. Sein Hauptgebiet aber war die Kritik. Seine große „Dramaturgie des Schauspiels“ erlebte zahlreiche Auflagen und fand in der 1887 erschienenen „Dramaturgie der Oper“ ihr wertvolles Gegenstück. In unserer literarisch so unruhigen und bewegten Zeit hatte er seinen festen Platz. Nun ist er gegangen, aber er wird dennoch bleiben, darum hat er nicht umsonst gelebt.



Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt †.



Altbayerischer Hochzeitsbrauch.

Altbayerischer Hochzeitsbrauch. An kaum einen anderen Punkt unseres Erdendaseins reihen sich so viel Sitten und Bräuche, ernste und heitere, zarte und derbe, an, wie an den Hochzeitstag. Uralt und doch ewig jung sind manche davon, ohne die wir uns einen Brauttag nicht denken mögen. Jedes Haus und jedes Volk, jede Rasse und Klasse, jede Provinz und darin wieder mancher einzelne Flecken hat seine Sonderheiten, um das bedeutsame Fest zu feiern. Und davon will auch niemand etwas hergeben, daran darf die Hand unserer modernen Zeit, der wenig heilig ist, nicht rütteln. In Bayern kann man das vorzüglich sehen — unser Bildchen bringt den Beweis. In Solln im Altbayerischen fand eine Trauung statt — nach altem Brauch. Die Buben und die Mädchen sperrten mit Stricken den Ausgang der Kirche ab — und erst, nachdem der glückliche junge Ehemann sich und seine Auserwählte mit Nickelmünzen losgekauft hatte, wurde ihm der Weg freigegeben. Die Großstadt — Solln liegt unmittelbar am Burgfrieden Münchens — hat diese alte Sitte nicht zerstören können, der wir unser freundliches Bild verdanken.

Bilder vom Strande. Es geht doch nichts über die Gemütlichkeit, sagt untenstehendes Bildchen, dem wir die Unterschrift „Ein Sandbad am Oderstrande“ gegeben haben. Sie ist das einzig Wahre und Empfehlenswerte. Oder hat es nichts für sich, wenn die Sonne brennt und den letzten Tropfen Wasser aus den unglücklichen Geschöpfen zieht, sich's an dem Strande bequem zu machen? Und es braucht nicht einmal der weite Meeresstrand zu sein — die Oder tut es auch mit ihrem weichen Ufersand. Sich darin einzubuddeln, so daß nur grade noch der Kopf herausschaut, das ist ein Genuß. Und er ist billig, denn er spart eine Badereise. Und dann noch gesund. Was kann man mehr verlangen? Das zweite Bildchen stellt ein eigenartiges Kunstwerk dar — eine Sphinx aus Strandsand. Ein Berliner Student der Theologie, Herr Bode, ist der Schöpfer: schon vor zwei Jahren rief er durch künstlerische Sandfiguren lebhafte Bewunderung hervor und die Überzeugung, daß ein begabter Bildhauer in dem jungen Manne stecken muß. Die Figur der Sphinx, die sich vor der Kaiserhalle am Swinemünder Strande erhebt, ist frei nach dem Gedächtnis modelliert und hat eine Höhe von etwa 2½ Meter.



Ein Sandbad am Oderstrand.



Sphinx aus Sand am Ostseestrande.



B. Müller, Bozen, phot.

In den Baum eingewachsenes Hirschgeweih in Schloß Ambras.

Hirschgeweih im Baumstamm. Eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit ist das von einem Baum umwachsene Hirschgeweih oder richtiger gesagt: der Hirschkopf, der vor grauen Jahren in Tirol gefunden wurde und jetzt seinen Platz in Schloß Ambras gefunden hat. Das Geweih trägt zwanzig Enden. Wie mag wohl diese eigenartige Kuriosität entstanden sein? Sehr einfach! Wenn ein Hirsch oder ein Rehbock mit dem Halse zwischen zwei Stämme oder Stämmchen gerät und eines elenden Todes verbleichen muß, dann bleibt das Skelett ruhig eingeklemmt hängen und ruhig schieben sich der Baum von links und der Baum von rechts an den sie trennenden Gegenstand heran und im Laufe der Zeit um den Gegenstand herum, so daß eines Tages ein vorwitziges Menschenauge staunend vor dem seltsamen Spiel der Natur steht. Übrigens soll nach einer Überlieferung der Zwanzigender von einer Lawine zwischen zwei Bäume geschleudert worden sein, die ihn dann so sorgfältig der staunenden Nachwelt erhielten.

Professor Franz Reuleaux, der weit und rühmlichst bekannte Physiker, ist in der Nacht zum 22. August in Charlottenburg einer Gehirnlähmung erlegen. Er war nicht weit von seinem 76. Lebensjahre entfernt, am 30. September hätte er es vollendet. Diesem langen Leben entspricht auch die Summe seiner Arbeit und seines Schaffens — das auf dem Gebiete des Maschinenbaues bahnbrechend war. Spielend überwand er maschinenbautechnische Probleme, und seine Lösungen waren so einfach, daß sie verblüfften. Man denke nur an seine Berechnung des Lagerdruckes, die er mit einfachen mathematischen Mitteln aus dem Begriff der zwangsläufigen Abnutzung herleitete. Über Reuleaux' äußeren Lebenslauf ist nicht viel zu berichten, bei Aachen, in Eschweiler, wurde er geboren und verbrachte seine Jugend in einem Gießereiwerke, in dem sein Vater leitender Ingenieur war. Er trat in seines Vaters Fußtapfen, bezog 1850 die polytechnische Schule in Karlsruhe und studierte weiter in Berlin und Bonn. 1854 und 55 war er Werkleiter in Köln, 1856 übernahm er eine Professur in Zürich. Seinen unermüdlichen Arbeiten blieb die Anerkennung nicht versagt. Das Jahr 1864 brachte ihn als Dozent an das Berliner Gewerbeinstitut, dessen Direktion er 1868 übernahm. Auch literarisch war er fleißig tätig.



Professor Franz Reuleaux †.

Bahnarbeiter in Swakopmund. Wie die Fliegen hängen die braunen kräftigen Gestalten an den öden kahlen Bergen. Die Sonne hat sie verbrannt und die Arbeit ihre Muskeln gestählt und gespannt. Es ist ein mühseliges Arbeiten da unten — der Boden ist hart, steinig und bergig, „von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß", um das notwendige Verkehrsmittel, die Eisenbahn, durch das Innere des Landes zu führen. Die Arbeiten werden von den Mannschaften der Betriebskompagnie des Eisenbahn-Bataillons ausgeführt. Wenn sie auch nicht unmittelbar ins Gefechtfeuer kommen, ihr Leben ist nicht viel weniger gefährdet als das ihrer anderen Kameraden. Vorläufig scheinen sie sich durch einen guten Schluck über Arbeit und Gefahr hinwegzuhelfen — er soll ihnen von Herzen gegönnt sein und ihnen wohl bekommen.



Mannschaften der Eisenbahn-Betriebskompagnie in Swakopmund.

C. Rinde in Swakopmund, phot.

Blätter und Blüten

Kuan Ti, der chinesische Kriegsgott. Bei der Arbeitsteilung, die unter den Göttern Chinas eingeführt ist, hat Kuan Ti die Verwaltung der Kriege erhalten. Mit lang in schmalen Strähnen herabhängendem Bart und dem feisten Gesicht eines behäbigen Herrn in den fünfziger Jahren würde man ihm sein militärisches Handwerk nicht ansehen, wenn er nicht einen Soldaten hinter sich hätte, der eine breite Lanze trägt. Auf unserem Bild hat er sich selbst in den Sattel geschwungen, was er sehr selten tut, denn der asiatische Feldherr leitet — als Zeichen seiner Würde — auf einem Stuhl sitzend, von hoher Bergesspitze aus die Schlacht. Auch hat er die Lanze in seine Hand genommen und der nie fehlende Begleiter trägt eine Fahne, deren Spitze mit dreiteiliger Flamme gekrönt ist. Kuan Ti war im dritten Jahrhundert nach Christus zuerst gemeiner Soldat und dann General. Seine militärischen Leistungen erhoben ihn allmählich zum Gott. Heute gehört er zu den volkstümlichsten Göttern Chinas und in vielen tausend Tempeln sieht man sein Standbild. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts soll er während der Rebellionen am Himmel erschienen sein und den schließlichen Sieg der Kaiserlichen bewirkt haben. Seit dieser Zeit ist sein Ruhm noch mehr gestiegen, und jeder Soldat oder Offizier betet am Bilde Kuan Tis um Schutz und Sieg. In jedem Zelt und in jedem Offizierzimmer wird man sein Bild aufgehängt finden. Mit den an Zahl zunehmenden Kriegen und Aufständen in den letzten sechzig Jahren ist wohl kein Gott soviel angerufen worden als Kuan Ti. Viele Handwerker und andere Berufsvertreter haben ihn ebenfalls als Schutzpatron erwählt, so daß auch in den Privathäusern sein Bildnis häufig anzutreffen ist. — Die Ausführung der Schnitzerei ist sehr geschickt in das gegebene schmale Format komponiert, so daß der kleine chinesische Pony nur wenig breiter als der Reiter erscheint. Die Durcharbeitung des grob stilisierten Pferdes und des angedeuteten Berges ist der alten Tradition aus vielleicht vorchristlicher Zeit entsprechend und erinnert lebhaft an frühgotische Schnitzereien Europas. Derselben frühen Zeit entstammt der Kettenpanzer und der Kopfputz. Vielleicht werden die Japaner den Chinesen einen neuen Kriegsgott verehren, der statt mit Lanze und Panzer mit Kanonen und Panzerschiffen auftritt. Die Mißerfolge der letzten Jahrzehnte dürften auch den gläubigen Chinesen etwas mißtrauisch gegen die Kräfte des alten Kuan Ti gemacht haben.

Dr. Oscar Münsterberg.



Kuan Ti, der chinesische Kriegsgott.

Nach einer chinesischen Holzschnitzerei.

Noch etwas vom „Fahrstuhl“. Vor langen Monaten haben wir an dieser Stelle unseren Lesern von einer armen Gelähmten erzählt, die seit Jahren ans Zimmer gefesselt war und wohl bis ans Ende eine Gefangene bleiben müßte, wenn ihr nicht gütige Herzen den langersehnten Fahrstuhl bescherten. Nun — der Fahrstuhl kam. Und nicht nur der eine, sondern es floß aus allerlei Liebesgaben ein stattliches Sümmchen zusammen, das zur Beschaffung weiterer Krankenstühle reichte und mehr Glück und Segen spendete, als die gütigen Geber gedacht. Aber so wie die Liebe, hört auch das Elend „nimmer auf“, und wir haben auf unserem Redaktionsherzen wieder einige Bitten, so unbescheiden das manchem Abonnenten erscheinen mag. Da schrieb kürzlich ein armer Maler an uns, der, infolge einer Bleivergiftung gelähmt, mitten aus seiner Arbeit gerissen wurde und ohne fremde Hilfe kaum noch die Glieder gebrauchen kann. Auch ihn lockt die Sommersonne, locken Wolken und Wind vergeblich ins Freie, wenn sich niemand seiner erbarmt. Eine einzige Hoffnung hat er noch, die ihn vor Verzweiflung bewahrt, an die er sich klammert: daß die „Gartenlaube“ auch ihm helfen und ihm durch die Güte ihrer Leser den ersehnten alten Fahrstuhl zukommen lassen werde. Wir wissen nicht, woher er diese Zuversicht schöpft, aber wir freuen uns ihrer und bitten für ihn. Wie viele unserer Leser reisen gerade jetzt hinaus in die schöne Welt, sich der Wunder zu freuen, die Berg und Tal und Wald und See jedem Schauenden offenbaren! Wenn sie von dem Reisegeld nur ein winziges Scherflein beiseite täten, nur eine einzige Mark vielleicht — welch schönes Sümmchen käme da zusammen! Und es warten außer dem gelähmten Maler so viel andere noch! Der auf einen Fahrstuhl mit Handbetrieb, der andere auf einen gebrauchten Krankenstuhl, und jedem scheint sein Leiden das schlimmste, jeder hofft, daß gerade ihm das Glück winken würde. Das Glück in Gestalt eines Krankenstuhls! Welch furchtbare Ironie scheint das zu sein und doch ist's ein Glück, denn es bedeutet für den armen Gefangenen die Freiheit, bedeutet eine gewisse Unabhängigkeit von dem guten Willen anderer! Also bitten wir um schnelle Hilfe. Dem Gesunden, Glücklichen fliegen die Tage hin — dem Kranken schleichen sie träge vorbei, eine endlose endlose Kette. Darum nicht zögern wenn es gilt, sie zu erhellen!

Gegen das „Trockenwohnen“. Man zieht nicht gern in neugebaute Häuser, und diese Abneigung ist nicht unbegründet denn oft sind deren Wände noch feucht und es wohnt sich nicht gesund zwischen ihnen. Leichter als sonst zieht man sich in ihnen Rheumatismus und Katarrhe zu und verschiedene ansteckende Krankheiten nisten sich in ihnen seite ein. Die Behörden wachen zwar darüber, daß solche Wohnungen erst nach genügendem Austrocknen bezogen werden dürfen, aber die Untersuchung, die sie anzustellen pflegen, ist in der Regel doch nur oberflächlich, beschränkt sich auf Inspektion der Räume und Befühlen der Wände. Nun ist die Wissenschaft fortgeschritten und hat Methoden zur Bestimmung der Feuchtigkeit in Neubauten ausgearbeitet. Sie sind so einfach, daß sie ohne große Kosten und auch von minder geübten Personen ausgeführt werden können. Man entnimmt zu diesem Zwecke dem Innenwerk der Hauswände Stücke von 2… bis 400 Gramm Gewicht und bestimmt deren Wassergehalt. Beträgt die Feuchtigkeit mehr als zwei Prozent, so gilt die Wohnung als nicht hygienisch. Mit Recht spricht Dr. Gemünd … der „Vierteljahrsschrift für … öffentliche Gesundheitspflege“ den Wunsch aus, daß in Städten sol… Untersuchungen angestellt werden sollten. Häufig wird auch d… Wetterseite des Hauses nicht genügende Beachtung geschenkt. Ist d… Backsteinwerk nicht besonders geschützt, so kann ein heftiger Schlagregen bis 40 Zentimeter tief hineindringen; erst eine Mauer v… zwei Stein Stärke würde dagegen genügenden Schutz bieten; so d… sind aber in den oberen Stockwerken die Mauern der meisten modern… Häuser nicht. Natürliche Steine, wie Kalk- und Sandsteine, sind f… die Feuchtigkeit noch durchlässiger; wenn sie als Bindestücke in … Mauer eingelassen werden, so wirken sie wie Schwämme, die … mit Wasser vollsaugen. Zimmer, die an solchen Wänden liegen … namentlich in nassen Jahren feucht, und wo eine Abhilfe nicht … werden kann, sollte man sie wenigstens als Schlafzimmer … b…

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 36 — Die Gartenlaube — 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

…beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(2. Fortsetzung.)

In dem sauber gepflegten Gemüsegarten, der das kleine, einstöckige Haus des Wildmeisters umgab, waren alle Blumen des Frühlings in Blüte. Und dem Jäger stieg es heiß ins Gesicht, als er eine Rabatte mit roten Aurikeln sah. Vor den Fenstern hingen Blumengitter aus Weidengeflecht, und an den Rosenstöcken, mit denen sie besetzt waren, begann das Laub zu sprossen.

Ein Stall und eine Tenne waren unter gleichem Dach an das Haus gebaut, und in der Tiefe eines langen Wiesgartens sah man den Hundezwinger, hinter dessen Staketen an die



Morgengruß.

Gemälde von Clara Walther

dreißig Hunde umhertrabten, gelbe Bracken und gefleckte Rüden. Vor der Tenne saß ein alter Knecht in der Sonne und schor einem Schaf die Wolle herunter. Zwei hübsche Kinder standen dabei und guckten zu, ein vierjähriger Bub mit schwarzem Krauskopf, hemdärmelig, in kurzen Lederhöschen, und ein fünfjähriges Mädel mit blondem Zopf, in einem lichtblauen Leinwandröcklein. Als die Kinder den Fremden sahen, kamen sie neugierig gelaufen. Der Vater drückte ihre Köpfe zärtlich an sich. Aber dann sagte er: „Marsch weiter, ihr kleine War'! Da wird eine ernste Sach geredet!" Und rief zu dem Knecht hinüber. „He! Schinagl! Tu mir die Kinder hüten!"

„Miggele! Bimba!" Der Knecht winkte mit der Schere. „Kommet her da! Ich verzähl euch was Schönes!"

„Vaterle?" fragte das kleine Bürschlein. „Ist das noch lang, bis auf morgen?"

„Nein, Miggele, das wird's gleich haben. Am Abend, da schlafst ein bißl, und wenn du die Guckerln auftust, ist's schon morgen. Und die Madda ist wieder da."

„In der Früh schon?" zwitscherte das Dirnlein.

„Wie bräver du bist, wie bälder kommt sie. Aber jetzt geht miteinander zum Schinagl. Es ist ein Jäger da, den ich proben muß." Der Wildmeister führte das Pärchen bis zur Tenne. Dann kam er zu Adelwart zurück und ließ sich neben der Haustür auf die Steinbank nieder. „Also, Bub, sitz her da! Und die erste Frag: Warum bist fort von deinem Herren?"

„Der ist fort von mir!"

„Wieso?"

„Evangelisch ist er gewesen. Und allweil ein guter, lustiger Herr. Aber vier Jahr kann's her sein, da ist er einmal heimgekommen von seiner Reis' zum Regensburger Reichstag, ganz verdrossen und verwendt . . ."

Peter Sterzinger nickte. „Das ist selbigsmal gewesen, wie die luthrischen Unisten und die römischen Ligianer so schiech aneinander geraten sind."

„Davon weiß ich nichts. Aber ich seh's noch allweil, wie mein Herr zum Tor einreitet . . . sein Gesicht ist völlig ein anderes gewesen . . . und noch im Stegreif hat er seiner lieben Ehfrau zugeschrien: ‚Böse Zeitung, Weib, das Feuer geht auf, und Gut und Leben, Volk und Reich und alles ist in Fahr!' Und selbigsmal zu Regensburg, da muß mein Herr mit dem Salzburger bös überzwerch geraten sein. Der hat ihm derzeit kein Stündl Ruh nimmer lassen und hat ihm das Leben so hart und sauer gemacht, daß mein Herr verkaufen hat müssen. Und vor drei Tag, da ist er fort mit Weib und Kind ins Brandenburgische."

Der Wildmeister schwieg und drehte mit wenig freundlichem Blick das Gesicht über die Schulter, als könnte er durch die Berge hinausgucken nach Salzburg. Dann sagte er kurz und hart: „Du hast mir gefallen, Bub! Aber wenn du deines Herren Glauben hast, so ist kein Bleiben für dich."

„Ich bin römisch getauft und bin's geblieben."

Peter Sterzinger sah verwundert auf. „Dein Herr hat nicht verlangt, daß sein Gesind zum gleichen Herrgott betet wie er?"

„Der hat jeden glauben lassen, was einer mögen hat."

Der Wildmeister machte den Specht. Diese merkwürdige Kopfbewegung schien bei ihm ein Zeichen des Wohlgefallens und gebesserter Laune zu sein. „Wer ist denn dein Herr gewesen?"

„Der Edelherr von Buchberg."

„Buchberg? Buchberg?" Peter Sterzinger besann sich. „So hat doch einer geheißen, an den das Stift vor vierthalb Jahr den Söllmann verkauft hat?"

„Freilich! Den Söllmann, Wildmeister, den hab ich wohl hundertmal am Riemen auf die Rotfährt angelegt. Herrgott, ist das ein Hund gewesen! So einen darf man suchen!"

Das warm begeisterte Lob des Hundes, den Peter Sterzinger in seinem Zwinger aufgezogen und an seinem Riemen geführt hatte, ließ die beiden auf der Steinbank näher aneinander rücken. Ein Stündlein ging mit all den Geschichten hin, die der Jäger von Söllmanns Wundertaten im Buchberger Forst zu erzählen hatte. Immer häufiger machte der Wildmeister den Specht, und schließlich klatschte er dem Jäger die Hand aufs Knie. „Jetzt sag mir aber, Bub, wie heißt du denn?"

„Adelwart."

„Wie noch?"

„Ich hab sonst keinen Namen."

„Aber du mußt doch auch nach deinem Vater heißen?"

Der Jäger schüttelte den Kopf und begann zu erzählen, während seine Augen immer an dem Beet mit den roten Aurikeln hingen.

Vor sechsundzwanzig Jahren hatten zu Buchenau, in dem kleinen Dorf, das mit seinen hundert Hütten dem Buchberger Schloß zu Füßen lag, die Bauern in einer Herbstnacht wildes Geschrei auf der Landstraße gehört, ein Dutzend Musketenschüsse, Waffengeklirr und den Hufschlag jagender Pferde. Niemand hatte sich aus dem Haus gewagt. Und im Grau des Morgens, als es lang schon wieder still geworden, hatte man auf der Straße einen umgestürzten Blachenkarren gefunden. Erschossen lag der Fuhrmann unter dem Bauch eines toten Pferdes, und zwischen den Rädern ein erschlagener Mann, der wie ein Knecht gekleidet war, aber weiße Hände ohne Schwielen hatte. Unter der Blache des Karrens hörte man leises Wimmern und fand in Magdkleidern eine junge Frau, die gesegneten Leibes war, mit einem Säbelhieb über das schöne Gesicht. Sie hauchte ein paar Worte in einer Sprache, die keiner verstand. Die Bauern trugen die Frau zum Widum. Und auf den Dielen der Pfarrstube gab sie sterbend einem Knaben das Leben, einem Würmlein zum Erbarmen, kein Härchen auf dem Kopf, keinen Nagel an den winzigen Fingerchen.

„Und bist so ein fester Bub worden!"

Adelwart nickte.

Die drei toten Menschen hatte man bei der Friedhofsmauer zur Ruh gelegt. Der Pfarrer hatte nicht den Mut sie christlich zu begraben — dazu hätte er wissen müssen, ob sie auch christlich getauft waren. In dem geplünderten Karren, auf der Straße und in den Kleidern der Toten hatte man nicht das Geringste gefunden, was Aufschluß hätte geben können. Aber diese Härte wider die namenlosen Toten machte der Pfarrherr an dem lebenden Büblein wett. Das behielt er im Widum, und seine alte Magd mußte das Kind mit Geißmilch aufpäppeln. Und als der Bub heranwuchs, sollte ein Priester aus ihm werden.

„Mein guter Pfarrvater hat mir Lesen und Schreiben gelernt und hat schon Lateinisch mit mir angefangen. Aber im Herbst einmal, in einer Lektion, da hat er konjugieret: morior, mortuus sum — hat einen Schlag auf den Boden hingetan und ist tot gewesen. Der junge Kaplan, der hinter ihm gekommen ist, der hat nichts wissen mögen von mir. So bin ich mit vierzehn Jahr im Buchberger Schloß als Troßbub eingestanden. Und weil mir allweil der Wald das Liebste gewesen, bin ich Jäger worden."

„Und ein guter!" Peter Sterzinger legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das hab ich schon herausgehört, wie mir vom Söllmann erzählt hast. Aber daß ich vor meinem Herrn das Gewissen salvier, müssen wir die Prob aufs End bringen." Er ging ins Haus und brachte eine Armbrust und ein Luntengewehr mit Pulverhorn und Kugelbeutel. „Jetzt zeig, was du kannst!"

Adelwart griff zuerst nach der Armbrust.

„Brauchst eine Zwing?"

Der Jäger schüttelte den Kopf und spannte den dicken Stahlbogen frei mit den Händen. „Gebt mir ein Ziel!" Er legte den Bolzen auf und spreizte die Beine.

Peter Sterzinger zupfte von den roten Aurikeln ein Blümchen ab und steckte die Blüte auf fünfzig Gänge an die Rinde eines Baumes. Wie ein winziger Blutstropfen sah das aus. Und Adelwart, dem es heiß über die Wangen brannte, stammelte: „Meister, auf das Liebherzensschlüsselein schieß ich nicht gern."

„Warum nicht?" Der Wildmeister lachte. „Das ist doch närrischer Aberglauben!"

Schweigend hob Adelwart die Wehr ans Gesicht, und man sah es ihm an, wie ein eiserner Wille alle Muskeln seines Körpers straffte.

Die Sehne schnurrte, und ein Zisch ging durch die Luft.

„Brav, Bub!"

Um die Breite eines Messerrückens stak der Bolz neben der roten Blüte. Und Adelwart schmunzelte — jetzt hatte er's allen beiden recht gemacht, seinem pochenden Herzen und dem Wildmeister. In Eifer legte er die Armbrust fort und griff nach dem Luntengewehr. Aufmerksam guckte Peter Sterzinger zu, während der Jäger das Pulver, auf der Hand gemessen, in die Röhre schüttete, die Kugel aufsetzte, bis der Ladstock aus dem Lauf sprang, Feinkorn in die Pfanne gab und die angebrannte Lunte in der Hahnschneppe befestigte.

Auf achtzig Gänge lag ein weißer Kiesel am Wiesenrain. Der Schuß krachte, und der weiße Kiesel war verschwunden. Lachend machte Peter Sterzinger den Specht, und die Kinder schrien in hellem Vergnügen. Adelwart aber blickte verwundert in die Lüfte. Wie der Donner eines Ungewitters rollte das Echo des Schusses über die Berge hin — und als dieses Rollen schon erlöschen wollte, begann es wieder von neuem und verzitterte mit leisem Hall in der blauen Ferne.

Das hatte der Jäger noch nie gehört. „Herrgott, wie schön ist das!" Aufatmend stellte er den Kolben des Feuerrohrs zu Boden. „Da möcht einer pulvern den ganzen Tag! Und allweil lusen!"

Der Wildmeister war guter Laune. Doch er schenkte dem Jäger kein Quentlein der gewichtigen Probe. Als sie wieder auf der Hausbank saßen, wurde Frage um Frage die ganze Jahresarbeit des Weidwerks durchgegangen, die Fallenarbeit im Winter, das Legen der Wolfseisen und die Blendung der Bärengruben; das lustige Frühlingswerk auf den Urhahn und den Birkvogel, der Schnepfenfang mit dem Hochnetz und der Bau der Dohnenstiege, die Sommerpirsche auf den Rehbock und den edlen Hirsch, die Arbeit mit dem Leithund und den Saufindern, die Stelljagd mit Netzen und Tüchern, das Fanggeben mit dem Kurzeisen und der Feder, das Zerwirken des Wildes und das Pfneischen der Hunde, die Kurtoasen vor dem Jagdherren und die Spruchweisheit des fährtengerechten Jägers. Da gingen, halb gesprochen und halb mit singendem Klang, zwischen Meister und Gesell die Wechselreden:

„Ho ho, mein lieber Weidmann unveracht,
Hast du des Hirschen sieben Zeichen betracht?"

„Jo ho, lieb Meister, hör zur Stund,
Der Zwang und Ballen ist mir kund,
Der Burgstall und der Grastritt drein —
Sind welk, sind grün die Gräserlein?
Der Schrank und Schritt,
Die Oberrücken mit,
Da kann ich bei schnellem Fliehen,
Als auch bei sachtem Ziehen
Allzeit den edeln Hirsch erkennen
Und auch nach seiner Güt benennen."

„Ho ho, sag an, mein lieber Weidmann,
Was hat der edel Hirsch unten und oben getan?"

„Er hat unten geblendt und oben gewendt,
Da hat ihn der Jäger gerecht erkennt."

„Ho ho, mein lieber Weidmann, sag mir fein,
Was bringt den Hirsch von Feld gen Holz hinein?"

„Der liebe Tag und der Morgenschein,
Die treiben den Hirsch gen Holz hinein."

„Ho, Jäger jung, so tu mir kund,
Was macht den edeln Hirschen wund
Und den Jäger gesund?"

„Ein guter Schuß und ein guter Hund,
Die machen den edeln Hirschen wund,
Und ein feines, liebschönes Jüngferlein
Mit Augen voll Lieb und Sonnenschein,
Die macht mit ihrem Liebschlüsseleinsmund
Dem kranken Jäger das Herz gesund!"

„Oha, Bub!" Der Wildmeister zog die Brauen auf. „Da hast dich aber schiech versungen! Wie kommst mir denn mit solcher Narretei in den grünen Ernst herein?" Trotz dieses grollenden Widerspruchs machte er den Specht.

„Verzeihnis, Meister!" stotterte Adelwart mit glühendem Gesicht. „So hab ich halt diemal das Wundsprüchlein im Buchberger Wald für mich hingesungen. Und da ist mir's jetzt wider Wissen und Will so von der Zung gelaufen. Ich weiß schon, daß es heißen muß:

„Bei gerechter Jagd und im grünen Wald,
Gesundet der kranke Jäger bald!"

„Wissen tust du's! Jetzt mußt dich halt auch danach führen." Der Wildmeister stand auf. „Jetzt mußt mir noch die Ruf blasen." Er holte ein Jagdhorn, setzte sich mit Adelwart auf die Bank und sagte die Reihe her, in der ihm der Bub die Jägerrufe blasen sollte: den „Tagruf", den „Herrengruß", „Aufbruch zur Jagd", „das Treiben an!", „das Treiben aus!", „Hirschtod" und „Sautod", die „Strecke" und den „Heimruf".

Lustig schmetterten die hellen Klänge in den schönen Abend hinaus, und ein klares Echo hallte von den hohen Wäldern her, als wäre da droben einer, der die Antwort blies. Die beiden Kinder kamen gelaufen und lauschten, auf der Straße blieben die Leute stehen, und drüben im Nachbarhaus bei der Ache führte der junge Mann die blasse junge Frau zur Tür hinaus, damit sie dieses fröhliche Geschmetter besser hören möchte.

Peter Sterzinger machte den Specht. „Bub, fürs Horn hast einen Schnabel wie die Amsel fürs Maienlied!" Er streckte ihm die Hand hin. „Schlag ein! So weit's an meiner Fürsprach liegt, bist Jäger im Stift! Und ich freu mich, daß ich dich hab!"

Adelwart, dem die Augen glänzten, schlug in die Hand ein, die ihm geboten wurde. „Auf Treu und Ehr, Meister, für Leben und Tod!"

„Ein Wort, für das du der Mann bist! Ich glaub dir's! Und gut sollst du's haben bei mir! In allem Weidwerk bist firm. Bloß vom Gemsgejaid, da wirst nichts wissen? Drum hab ich auch keine Frag getan. Aber da kommst bei mir in gute Schul. Mit einem, wie du bist, plag ich mich gern!" Dann sagte ihm der Wildmeister, was ein Jäger im Stift bekäme: eine Stub und die Kost, dreißig Gulden im Jahr, von allem Nutzwild das Jägerrecht, wie es Brauch an jedem Herrenhof, den Fachlohn für das Raubzeug und doppeltes Gewand, eines auf Ostern und eines zur Weihnacht. „Heut mußt halt schauen, wie du unterkommst. Im Leuthaus kriegst wohl eine Kammer. Und morgen red ich schon mit seiner Edlen. Freilich . . ." dem Wildmeister grub sich eine Sorgenfalte in die Stirn, „unser guter Herr wird morgen einen groben Tag haben. Da könnt's wohl Abend werden, bis ich ihn für ein Wörtl erwisch. Kommst halt morgen um die gleiche Stund wieder her!"

Als Adelwart draußen stand auf der Wiese und hinter ihm an der Heckentür der Riegel klapperte, drückte er aufatmend die Fäuste vor die Brust und blickte lachend hinaus in den roten Sonnenglanz des Abends. Das blaue Land seiner Sehnsucht war ihm eine goldene Heimat der Erfüllung worden!

Purpurnes Leuchten lag über das Tal gegossen, in Glutschein brannten die Berge, und die hohen Fenster des Stiftes spiegelten diesen Glanz, als wäre Feuer in allen Sälen da droben. Glocken fingen zu läuten an. Und das war ein Tönen und ein Widerhall, als hätte jede läutende Glocke ein Dutzend klingender Geschwister auf den Bergen.

Adelwart kam zur Straße. Und da stand einer, der ihm mit dankbarem Blick die Hand hinreichte — es war der junge schwarzbärtige Mann aus dem Nachbarhaus, vor der Brust die mit kleinen Holzspänen behangene Lederschürze.

„Der so fein geblasen hat? Jäger? Bist du das gewesen?"

„Zur Prob hab ich blasen müssen, ja!"

„So laß dir ein Vergeltsgott sagen."

„Mir? Warum denn? Und wer bist?"

„Der Josua Weyerzisk. Da drüben haus ich, schau! Und bin ein Bildschnitzer. Vergeltsgott, Jäger!"

Adelwart betrachtete dieses ernste Gesicht, dessen heißglänzende Augen von den Sorgenstunden schlummerloser Nächte erzählten. „Ein Vergeltsgott? Mir?"

„Wie du so fein geblasen hast, da hab ich zu meinem Trudle gesagt: ‚Lus, mein Herzl, wie lieb das hallet!' Und bin mit ihr heraus gegangen ins Gartl."

„Die du vor einem Stündl ins Haus geführt hast? Die ist dein Weib?"

„Hast sie gesehen? Gelt, ein liebes Ding!"

„Ist sie krank gewesen?"

Josua schüttelte den Kopf. „Wir haben auf schieche Weis unser Kindl verlieren müssen. Zwei Jahr ist's her. Und mein Trudle hat derzeit keinen Lacher mehr getan. Und ist so ein liebes, herzigs Ding! Die Seel könnt ich mir ausreißen, daß sie lachen tät! Und alles stell ich an, was einem Menschen Freud macht. Und wie du so fein geblasen hast . . . und ich seh, das Trudle lust ein bißl auf . . . da hab ich sie herausgeführt ins Gartl. Und wie dein lustiger Hall so in der Luft gewesen ist, da hat sie allweil hinaufgeschaut in die rote Sonn, und in ihrem lieben Gesichtl ist's wie Ruh gewesen. Und nachher ist sie ins Haus gegangen und hat ein fleißiges Schaffen angehoben. Vergeltsgott, Jäger!"

Adelwart, mit heißem Erbarmen im Herzen, hielt die Hand des Josua Weyerzisk umschlossen. „Du, ich kann noch feinere Sachen blasen als nur die kurzen Ruf. Und bin von morgen Jäger im Stift. Und hab ich diemal am Feierabend ein Stündl Zeit, da komm ich, gelt, und blas deinem Trudle so recht ein frohmutiges Liedl für."

„Jesus! Mensch! Du guter! Wenn du mir das zulieb . . ." Josua verstummte, hob erschrocken den Kopf und eilte mit langen Sprüngen zu dem kleinen Haus hinüber, aus dem man die halb erstickten Schreie des von einem Weinkrampf befallenen Weibes hörte.

Lange betrachtete Adelwart das einsame Haus, um das der Hollunder blühte und ein grauer Kummer seinen Schatten schlang. Doch als er dann die Straße zum Stift hinaufstieg und weiteren Ausblick über das vom Gold des Abends überglänzte Tal gewann, ließ ihn die eigene Freude des fremden Leides vergessen.

Er konnte sich nicht satt schauen an diesem strahlenden Glanz der Berge, die sich gleich erstarrten Flammen hinaufhoben in das reine, leuchtende Blau. Beim Anblick dieses steinernen Feuers zuckte eine Erinnerung in ihm auf — aber sie hatte nichts Quälendes mehr für ihn. Wie gottesschön war dieses Land! Und ein Land, in dem es keine Hexen gab, keinen Teufelszauber, keinen Feuerstoß — nur einen Freimann, der aus Mangel an Arbeit fett und lustig wurde!

Und wie fröhlich all diese Menschen waren, die mit Lachen und Schwatzen vor den Haustüren standen, beim marmornen Brunnen vor dem Stiftstor und in der langen Gasse, in der sich die schmucken Bürgerhäuser winkelig aneinander schmiegten! Ein friedsames Bild: diese schattenkühle Gasse, und über den Dächern der Glanz des Abends und die fernen Berge in ihrer Glut. Blumen vor allen Fenstern und kleine Läden in den Erdgeschossen. Aber zweierlei Volk schien da zu wohnen: die Bauersleute in ihren armseligen Lodenkitteln stachen recht dürftig ab von den begüterten Bürgern, die mit ihren Frauen viel auf eitle Tracht zu geben schienen und sich in Samt und Seide kleideten wie die Herrenleute der Stadt.

Ein lärmender Schwarm von Kindern tollte durch die Gasse; vor der Tür eines kleinen Hauses saß noch ein Schuster hämmernd auf seinem Dreifuß; und junge Burschen, blau gekleidete Troßbuben des Stiftes und papageienfarbene Musketiere standen schäkernd bei den Mädchen, die feiertäglich geputzt auf den steinernen Hausbänken saßen.

Wo Adelwart einen schwarzen Mädchenschopf und ein rotes Bändelchen sah, da spähte er mit scharfen Augen hin. Und er wußte doch: Die eine, nach der man sich umgucken mußte, die war in Salzburg! Und jedes Haus betrachtete er mit der stillen Frage: Bist du ihr Dach? — jedes Fenster mit dem Gedanken: Da guckt sie morgen vielleicht heraus?

Er war zum Ende der Gasse gekommen und wollte nach dem Leuthaus fragen. Da hörte man, noch ferne, doch immer näher kommend, lautes Trompetengeschmetter. Kinder und Leute fingen mit Geschrei zu rennen an: „Die Kommissari kommen! Die Kommissari!" Das Gedränge, von dem der Jäger mitgezogen wurde, schob sich durch ein enges Gäßlein um die Ecke. Dann kam ein kleiner Platz, in dessen Tiefe das große, hochgegiebelte Leuthaus stand, mit Grün und Fahnen aufgeputzt wie zu festlichem Empfang vornehmer Gäste. Während die Trompeten immer näher schmetterten, füllte sich der ganze Platz mit neugierigen Menschen. Knechte und Musketiere drängten die Leute zurück, um eine Zufahrt freizuhalten. Drei Stiftsherren in ihren weißen Talaren standen plaudernd in dem freien Ring beisammen. Sie nahmen die pelzverbrämten Mützen ab, als die Karosse der erwarteten Gäste von der Reichenhaller Straße heranjagte, geführt von zwei berittenen Trompetern, die drauflos bliesen, als sollten die Mauern von Jericho fallen. Hinter der Karosse trabten acht von jenen Dragonern, die man „Seligmacher" nannte. Dann kam noch eine Kutsche mit Dienstleuten und ein Wagen mit Gepäck.

Adelwart erfuhr aus dem Geschwätz der Leute, was diese Auffahrt zu bedeuten hatte: In der Verwaltung des Stiftes wären grobe Unterschleife entdeckt worden; bei der Regierung ginge alles drüber und drunter; die Schulden des Landes wären größer als seine Berge; die Chorherren stünden in heißem Hader gegeneinander; da hätte nun die eine Partei die andere beim fernen Fürsten zu Köln verklagt und den Dekan beschuldigt, daß er das Land zugrunde richte und heimlich ein Lutherischer wäre — und der Fürst, der sein Land noch nie gesehen, hätte jetzt zur Untersuchung all dieser bösen Dinge zwei Kommissari geschickt: Seine Edlen den Freiherrn Hans Christof von Preysing und Hochwürdige Gnaden den Dominikanerpater Pürckhmayer, Doktor des geistlichen Rechtes.

Nun verstand der Jäger den Sorgenblick, den er in den Augen des greisen Dekans gesehen hatte. Er nahm auch gleich Partei und betrachtete mit wenig freundlichem Blick die beiden Insassen des ungetümen Reisewagens, der unter den Schmetterklängen der Trompeten vor dem Leuthaus anfuhr.

Der Freiherr sprang aus dem Wagen, ein schlanker Vierziger, in reicher spanischer Tracht mit funkelndem Degen, zwei weiße Straußenfedern auf dem schwarzen Spitzhut. Heiter begrüßte er die Chorherren, die mit tiefen Bücklingen auf ihn zutraten. Er schien durch seine Würde als Kommissar die Herren vorerst mit Sorgen nicht beschweren zu wollen, sondern fragte, ob das Wild durch den strengen Winter nicht zu Schaden gekommen wäre, und ob die Rehböcke schon verfegt hätten. Während er die Antwort hörte, musterte er mit flinken Augen die jungen Mädchen, die sich in Neugier näher drängten.

Doktor Pürckhmayer war in der Karosse sitzen geblieben. Er trug die weiße Kutte seines Ordens, eine Goldkette um den Hals und ein schweres Goldkreuz auf der Brust. Hart und hager hob sich dieser greise Mönchskopf aus der Kapuze — ein steinernes Gesicht mit kalten, strengen Augen. Das erste Wort, das er sprach, war ein scharfer Tadel, weil Herr von Zölln, der Dekan des Stiftes, nicht zur Begrüßung erschienen war.



Katharine Mansdotter.
Gemälde von G. von Rosen.

Die Chorherren zuckten stumm die Schultern. Dann stiegen sie zu dem Pater in den Wagen.

Ein rundlicher Mann, festlich gekleidet, mit einer Seidenschärpe um das blaue Samtwams, war unter tiefen Bücklingen auf die Karosse zugekommen und sprach mit Stottern das Bedauern aus, daß er um die hohe Ehre gekommen wäre, Seine hochwürdigste Gnaden beherbergen zu dürfen.

„Wer seid Ihr?“ fragte der geistliche Kommissar mit einem Blick des Mißfallens.

„Wenn Hochwürdigste Gnaden verlauben, wär ich der Leutgeb.“

„Ein Weinzapfer? Und ich dachte schon, du wärst ein Edelmann, weil du den Wanst in seidener Schlinge trägst.“

Der Freiherr von Preysing lachte, während der Leutgeb erschrocken die Seidenschärpe vom Bauch herunterzog.

„Und bist du der Leutgeb, von dem mir berichtet wurde, daß er im letzten Jahr um 12 000 Gulden Wein verzapfte?“

Sich tief verneigend, stotterte der Leutgeb: „Zu dienen, Hochwürdigste Gnaden! Der bin ich! Gott sei's gelobt, das Geschäft ist gut.“

„Dieses Zechen und Böllern will ich abstellen. Wie soll ein Land gedeihen, in dem der Bürger und Bauer jeden Kreuzer durch die Gurgel wirft!“

Die Karosse knatterte auf dem schlechten Gassenpflaster davon; denn der geistliche Kommissar nahm Wohnung im Stift.

Lachend legte Herr von Preysing dem bleichen Leutgeb die Hand auf die Schulter. „Tröste dich, Mann! Es wird so übel nicht kommen, daß du Wasser verzapfen mußt. Und heut zum Abend leg zwei Eimer Freiwein auf. Die guten Berchtesgadener sollen auf das Wohl ihres Fürsten trinken.“

Die das gehört hatten, sagten es den anderen weiter — und ehe noch der Abend dämmerte, war die Leutstube und das Gärtlein hinter dem Leuthaus mit vergnügten Zechern angefüllt. Zwischen Salzknappen, Bauern und Handwerksleuten hatte Adelwart im Garten noch Platz an einem langen Tisch gefunden. Aber vom Freiwein trank er nicht, sondern begnügte sich mit einem Krug Dünnbier. Und gar nicht behaglich war's ihm bei all den bösen Reden, die er über das Regiment im Stift zu hören bekam. Besonders ein vierschrötiger Knappe — Pfnüermichel nannten ihn die anderen — riß grausam das Maul auf. Dem Jäger wurde die Stirne heiß. Und schließlich rief er zu dem Knappen hinüber: „Du! Solche Reden mag ich nicht hören am Tisch!“

Michel Pfnüer guckte verwundert drein und lachte. „Was will denn der?“

„Ich will, daß du über den Herrn Dekan kein ungebührliches Wörtl redest.“

Der Knappe stand auf und trat vor den Jäger hin. „Was sagst?“

Auch Adelwart war aus der Bank gestiegen. „Ich sag: Wer unziemlich von seinem Herrn redet, der ist ein Lump.“

„Ja Herrgott . . .“ Michel Pfnüer wollte zupacken mit beiden Fäusten. Aber da hatte er schon die Füße in der Luft und kugelte über den Rasen hin.

Die anderen lachten und nahmen die Partei des Jägers, der die drei Kreuzer für die Maß Dünnbier auf den Tisch warf und den Garten verließ. Im Leuthaus fragte er nimmer nach Unterkunft. Bis in dunkler Nacht die Sterne blitzten, wanderte er durch die still gewordenen Gassen des Marktes. In einer Fuhrmannsherberge an der Reichenhaller Straße fand er ein Heulager bei den Knechten. Die schnarchten im müden Schlaf. Adelwart aber konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Freude, Sorge, frohes Hoffen, zwei dunkle Mädchenaugen und ein roter Mund — das alles wirbelte ihm ruhelos durch Kopf und Herz.

Vor Tag erhob er sich und trat hinaus in das kühle Grau. Noch funkelten die Sterne, und gleich dunkeln Mauern ragten die Berge in das Dämmerlicht des Himmels.

Um die endlose Zeit bis zum Abend hinzubringen, w er sich ein Stück seiner neuen Heimat besehen. Ziellos er die Hügel hinunter, wanderte durch das stille Tal überließ sich einem Pfad, der aufwärts führte durch Bergwald. Als sich der Morgen lichtete, kam er zu Niederalm und rastete beim Senn, der ihm Milch Schwarzbrot vorsetzte. Dann durch grünen Lärchenwald auf zu den Hochalmen. Wie ein Hammer schlug ihm Jägerherz, als er das erste Rudel Hochwild und im schneiten Gewänd die ersten Gemsen sah. Während er wanderte über die Almfelder, all diese herrliche Welt seinen Füßen, mußte er immer singen und jauchzen. droben auf einem Schneegrat sah er fein in den we Himmel gezeichnet die schwarzen Gemsen stehen, die vor geflüchtet waren. Es zog ihn hinauf. Solche Wege er noch nie gegangen. Doch sein lachender Mut und junge Kraft überwanden alle Gefahr. Und er freute dem Wildmeister zum Einstand sagen zu können: Das ich heut schon gelernt!

Als sie zu Berchtesgaden die Mittagsglocken läuteten, st er droben auf der silbernen Zinne, die Wangen glühend, weht von eisiger Luft. Berg um Berg, so weit er blicken kon wie ein Meer mit weißen und grünen Wogen! Und dort, schen steilen Wänden gebettet, dieses blaugrüne Riesenauge, so schimmernd zu ihm heraufblickte aus der Tiefe? Das der Königssee. Und zwischen dem See und dem Untersberg liebe grüne Tal! Der große Markt mit seinen Kirchen winzig wie ein Krippenbild! Und im Grün diese hun leuchtenden Punkte? Das waren die in der Sonne glänz den Schindeldächer der zerstreut umherliegenden Häuser.

„Du Schwarze, wo steht das deine?“

Mit einem Jauchzer schrie er das hinaus in die Son Und tat von der Zinne einen tollen Sprung hinunter den Schnee.

Den Rückweg zu den Almen fand er leicht. Doch im B wald geriet er an Wände, die er umgehen mußte. Und veri sich in wildes Geklüft. Aus Sorge, er könnte zu spät beim W meister eintreffen, begann er ein waghalsiges Klettern. Gew und Hände wurden ihm übel zugerichtet, und immer wie mußte er einen Sprung machen, bei dem es ums Leben gi

Doch als er drunten stand im Tal, noch ehe die So rotes Feuer hatte, wurde ihm all die überstandene Müh und Gefahr zu einer Freude. Welch ein herrliches Le sollte das werden für ihn, da droben in der schönen, fre blauen Welt!

Heiß und lachend war diese Freude in ihm, als er Wildmeisters Haus erreichte. In der Wiese standen die bei Kinder, mit Aurikelsträußchen in den Händen und guckten Salzburger Straße hinaus. Und Peter Sterzinger stand der Heckentür. Er machte den Specht, als er den Bu kommen sah. Doch er sagte: „Kommst noch allweil zu fr Dreimal bin ich heut droben gewesen im Stift. Aber ich den Herrn nie kriegen können.“

Das war für Adelwart keine Enttäuschung. Er nic „Freilich, heut wird er einen schlechten Tag haben, gute Herr!“

Peter Sterzinger zog die Brauen auf. „Was weißt d du davon!“

„Man hat halt Ohren. Und die Leut reden. Und da gestanden bin ich auch, wie die Kommissari hereingefahren si Und da muß ich Euch was sagen, Meister . . .“

Der Wildmeister ging durch den Garten und setzte auf die Hausbank. „Red!“

Die Mütze in der Hand, blieb Adelwart vor ihm steh „Es könnt Euch zu Ohren kommen, daß ich gestern im Le haus gegen einen Knappen ein bißl grob geworden bin. müßt Ihr nicht denken, daß ich ein Raufaus wär. Mit kann jeder gut auskommen. Aber wüste Reden wider ei guten Herrn . . . so was verdrießt mich. Und da hab dem Maulreißer die Hosen ein bißl gelupft.“

„Weißt du, wer's gewesen ist?"

Adelwart wußte den Namen. Doch er schüttelte den Kopf — sein Gewissen war salviert, und das genügte ihm.

„Wetten tät ich, es war der Michel Pfnüer. Und wenn du dem scheelen Kerl die Ohren aus dem Grind gerissen hättest, so wär's nicht schad gewesen."

„Aber gelt, Meister, was die Leut so reden wider den guten Herrn, das ist doch verlogenes Zeug?"

„Ja, Bub! Einen besseren Herrn kann's nimmer geben. Aber zu gut ist er gewesen und hat sich betrügen lassen. Jetzt soll er büßen drum. Daß im Regiment der Landschaft nicht alles zum besten steht, das ist ja wahr. Und hebt ein Elend an, das die Zeiten verschuldt haben und hundert, die unter dem Wasen liegen . . . da muß allweil ein lebendiger Sündenbock her! Aber mußt dich um den Herrn nicht sorgen! Ist ein altes, mühseliges Männlein! Aber sein Herz und seine Redlichkeit, die haben feste Füß. Der wird's schon durchreißen. Und seine Widersacher machen heut schon böse Köpf zu dem frommen Doktor, den sie als Helfer gerufen haben. Der ist ihnen wie der Wolf in die eigene Hürd gefallen. Wie er heut beim Mahl im Stift das feste Kannenlupfen gesehen hat, da hat er jedem Chorherren zweien Maß vom täglichen Kellerrecht gestrichen."

Draußen vor der Hecke klangen die jubelnden Stimmchen der Kinder und das hurtige Rollen eines Wagens.

Peter Sterzinger hob den Kopf und stand von der Bank auf. „Hock dich her, Bub! Und wart ein Weil! Meine Schwägerin kommt von Salzburg heim. Der muß ich Grüßgott sagen." Er ging zur Hecke.

Doch Adelwart schien trotz der mühsamen Wege, die dieser Tag ihm gebracht hatte, nicht müde zu sein. Statt sich auf die Hausbank zu setzen, streckte er sich. Und wie Feuer schlug es ihm über das Gesicht. Und sein Herz fing so toll zu hämmern an, daß er die Faust erschrocken auf die Rippen preßte.

Die Hecke war so hoch, daß er den Wagen nicht sehen konnte, der über das Wiesensträßlein heranrollte. Und dennoch wußte er, das war die Kutsche mit den beiden Schimmeln — und die in der Kutsche saß, das war die Eine, nach der sich der Passauer hatte umgucken müssen — die Eine, an die Adelwart gedacht hatte bei jedem Herzschlag in dieser schlummerlosen Nacht, bei jedem Atemzug dieses einsamen Tages.

Wie die Kinder jubelten! „Madda! Madda! Grüß dich, Madda! Weil du nur wieder da bist!"

Und da trat sie in die Heckentür, lächelnd, das Hütlein mit dem weißen Federstoß über den rotgebänderten Zöpfen, zärtlich die Zausköpfe der Kinder streichelnd, die an ihrem Kleide hingen, wie sich kleines Leben an den Rock der Mutter klammert.

„Gottslieben Gruß, Schwägerin!" sagte Peter Sterzinger und streckte ihr die Hand hin. Aber da schien ihm etwas aufzufallen. Und er sah sie an. „Mädel, was ist denn mit dir?"

„Was soll denn sein? Ich hab eine gute Fahrt gehabt. Und hab in der Stadt drin alles besorgt. Und hab eine Magd gefunden, aber nicht in der Stadt, erst auf dem Heimweg. Die kann alles, was wir brauchen. Und hat mir versprochen, daß sie gut sein will mit den Kindern!" Das hatte sie flink und wie in Erregung hergesagt. Nun kam ein unsicheres Schwanken in den lieben Klang ihrer Stimme. „Ich hoff, die Magd wird dem Schwager gefallen." Sie wandte sich zur Heckentür. „Geh, komm herein, Marei!"

Ein armselig gekleidetes Mädel, einige Jahre über die Zwanzig, trat in den Garten. Über das wirre Blondhaar war ein blaues Kopftuch gebunden, aus dem ein mageres, vergrämtes Gesicht mit angstvollen Augen herausblickte.

Verschüchtert guckten die beiden Kinder an dem Mädel hinauf — und Peter Sterzinger, als er die neue Magd betrachtete, unterließ es, den Specht zu machen. Doch er sagte freundlich: „Wenn dich die Schwägerin für eine gute Magd nimmt, wird's nicht fehlen. Woher bist? Wer sind deine Leut?"

Marei gab keine Antwort.

Und Madda sagte ein bißchen kleinlaut: „Weißt, Schwager, das arme Ding muß einen kleinen Zungenfehler haben. Sonst ist sie in allem gut. Nur reden kann sie halt nicht."

„Aber Mädel!" Peter Sterzinger schüttelte bedenklich den Kopf. „So ein Weibsbild kann man doch nicht ins Haus nehmen!"

Taub schien Marei nicht zu sein. Sie mußte verstanden haben. Denn sie fing zu zittern an, die Tränen schossen ihr in die verstörten Augen, und mit den Schultern machte sie eine seltsam zuckende Bewegung. Da streichelte ihr Madda die Wange. „Tu dich nicht sorgen, Marei! Der Schwager wird schon mit sich reden lassen und wird Erbarmen haben mit deiner Not!"

Schinagl, der alte Knecht, brachte zwei schwerbepackte Körbe von der Kutsche hergetragen. Und lachend sagte Madda zu den Kindern: „Jetzt passet aber auf! Da ist was drin für euch, was Schönes! Sollen wir gleich auspacken?"

Das gab einen Jubel!

„Komm, Marei!" Madda faßte die Hand der Magd. „Wenn ich dem Schwager alles erzählt hab, wird er schon gut sein mit dir! Setz dich nur derweil auf die Hausbank her! Und was ich dir versprochen hab . . ." Das Gesicht von heißer Röte übergossen, ließ Madda die Hand der Fremden fallen und verstummte.

Sie hatte den Jäger gesehen, der drüben bei der Hausbank stand, die Kappe zwischen den Händen, Glück und Sorge in den Augen.

„Mädel?" Der Wildmeister guckte verwundert drein. „Was hast du denn?"

In Maddas dunkeln Augen blitzte der Zorn. „Schwager? Wer ist der Mensch da?" Wie scharf und heftig diese linde, liebe Stimme klingen konnte! „Wie kommt so ein Wegdieb in unser redliches Haus?"

Der Jäger wurde bleich. Und Peter Sterzinger schien den Rest seiner guten Laune zu verlieren. „Weswegen so harte Red? Das ist ein rechtschaffener Bub. Dir ist er ein Fremder. Ich aber weiß, was ich hab an ihm. Und ich mach ihn zum Jäger bei uns. Gefällt dir sein Kittel nicht, so brauchst du mit ihm nicht freundlicher sein als mit den anderen. Aber auch nicht gröber!"

„Der? Und Jäger bei uns?" Maddas Stimme bebte in wachsendem Zorn. „Und all Tag bei uns im Haus? Und all Tag soll ich ihn sehen müssen . . . und Scham und Zorn wieder haben? Nein, Schwager! Freilich, der Schwager kann tun, was er mag! Aber setzt der Mensch da noch ein einzigsmal den Fuß in unser Gehöft, so bleib ich keine Stund mehr . . . wie gut ich dem Schwager bin, und wie lieb ich die Kinder hab!" Sie wollte ins Haus.

Aber der Wildmeister faßte sie am Arm und machte mit puterrotem Gesicht den Specht; doch war das jetzt kein Zeichen seines Wohlgefallens. „Ich seh deinen Zorn. Und allweil redest! Und ich weiß nicht, was! Jetzt sag mir's grad und deutlich her! Kennst du den Buben? Und was hast du gegen ihn?"

„Zu Schellenberg . . . wie ich gerastet hab, da ist er gählings dagestanden vor mir . . . und wie ein Unmensch hat er mich angefallen, am lichten Tag . . . und hat mich gepackt . . . und hat mich . . . hat mich . . ." Sie konnte nicht weitersprechen und wandte sich ab, um die Tränen zu verbergen, die ihr der Zorn in die Augen trieb.

Es war nicht gut, daß Madda das letzte Wörtlein, auf das es ankam, für sich behielt. Denn Peter Sterzinger schien die Sache gröber zu sehen, als sie war. Mit beiden Fäusten packte er den Jäger am Wams. „Bub? Ist das wahr?"

Adelwart hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht. Und seine Stimme klang, als wäre er plötzlich ein anderer Mensch geworden. „Daß ich mich unziemlich wider die Jungfer

geführt hab . . . ja, Meister, das ist wahr! Aber meiner Seel, ich hab . . ."

Da bekam er einen Stoß, daß er taumelte. Und mit krebsroter Stirne, den Atem halb erstickt, schrie Peter Sterzinger: „Hinaus! Und such dir einen Jagdherrn, wo die Sauen grasen!"

Der Jäger hob mit entstelltem Gesicht die Faust zum Schlag. Aber da sah er die Jungfer an und ließ den Arm wieder sinken. Und sagte zum Wildmeister: „Eure Güt von gestern, die ist wett gemacht! Und wo ich meinen Jagdherrn suchen soll, da brauch ich keinen Rat. Auf der Sauweid, die Ihr meint, da bin ich nie noch pirschen gegangen. Meine Tracht ist grün und hat keinen schiechen Fleck. Und der Jungfer da . . . der Jungfer wird's für allen Zorn wohl Buß genug sein, daß mein Leben in Scherben ist! . . . Gottes Gruß!" Er trat auf die Wiese hinaus.

Und Peter Sterzinger, ohne den Specht zu machen, schlug die Heckentüre zu.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Stadt.

Weit hinter mir verrauscht die große Stadt.
Hier draußen spinnt das Zwielicht traulich matt.

Dort noch der Vorstadt letztes, armes Haus.
Nun dehnt das kahle Feld sich endlos aus.

Das Feld — —: am Horizont ein Kiefernrand,
Schneeschwer darüber eine Wolkenwand.

Ein öder Weg hinaus ins Dämmerlicht — —
Wohin er führen mag? Ich weiß es nicht.

Mir wird so seltsam bang. Ich bleibe steh'n:
Wie lang' ist's her, seit ich kein Feld geseh'n?

Seit es mich stumm und leidvoll übermannt,
Wie einsam draußen doch das weite Land?

Und seit die Seele sich aus buntem Traum
Entsann, wie einsam doch auch sie im Raum.

Gertrud Freiin le Fort.

Alpenblumen.

Von Max Hesdörffer.

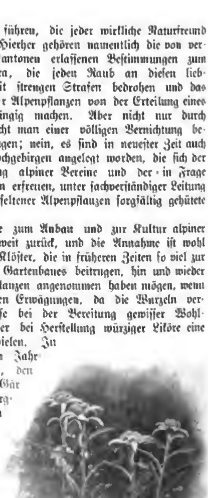


Die Hochgebirge bilden alljährlich das Ziel Tausender, die Erholung suchen in Gottes schöner Natur, den Körper stärken wollen auf großen, leider oft gefahrvollen Bergtouren und dann, auf allerlei modernen Komfort verzichtend, mit dem vorlieb nehmen, was einsame Schutz- oder Sennhütten weltabgeschiedener Alpentäler bieten. Der Alltagssorgen ledig, den Rucksack auf dem Rücken und den derben Bergstock in der Hand, treten wir mit frohem Mut und leichtem Sinn die oft beschwerliche Bergwanderung an, um uns an den wechselnden Bildern zu erfreuen, die uns diese herrliche Alpenwelt bietet. Je höher wir steigen, um so kümmerlicher wird die Baumvegetation, aber bald erfreuen uns die Alpenmatten mit ihren duftigen und stattlich blühenden Kräutern, den Alpenblumen; sie sind die am weitesten vorgeschobenen Pioniere der Pflanzenwelt im Hochgebirge. Wo uns die Bäume nur noch als mit Flechten bewachsenes, armseliges Krummholz entgegentreten, da entfalten zarte Alpenkräuter in dem kurzen späten Frühling, der ihnen in hohen Regionen unterhalb der Grenze des ewigen Schnees alljährlich vergönnt ist, noch ein reiches, üppiges Blumenleben.

Die Alpenblumen sind nicht nur Lieblinge der Gebirgsbewohner, sie sind auch die Lieblinge der Touristen, die nach beschwerlicher Wanderung die erste Alpenrose, das erste Edelweiß mit lautem Jubel begrüßen, sich am Zauber der frisch erblühten Alpenaue erfreuen und dann Hut und Bergstock mit jenen farbenfreudigen Blüten schmücken, die nur dem körperlich geübten und mutigen Bergsteiger erreichbar sind.

Nachdem sich von Jahr zu Jahr größere Touristenscharen in die Schweizer und Tiroler Alpen ergießen, die sich nur zu einem Teile aus Mitgliedern alpiner Vereine und sonstigen vernünftigen Sommerfrischlern zusammensetzen, die den Schöpfer im Geschöpfe ehren, zum anderen aber zu einer Art von Menschen zählen, deren Zerstörungswut und Habgier keine Grenzen kennt, mußte die Sorge um den ferneren Bestand bevorzugter Alpenblumen zu Maßregeln führen, die jeder wirkliche Naturfreund nur gutheißen wird. Hierher gehören namentlich die von verschiedenen Schweizer Kantonen erlassenen Bestimmungen zum Schutze der Alpenflora, die jeden Raub an diesen lieblichen Naturkindern mit strengen Strafen bedrohen und das Sammeln bewurzelter Alpenpflanzen von der Erteilung eines Erlaubnisscheines abhängig machen. Aber nicht nur durch Polizeigewalt allein sucht man einer völligen Vernichtung bedrohter Arten vorzubeugen; nein, es sind in neuester Zeit auch Alpengärten in den Hochgebirgen angelegt worden, die sich der finanziellen Unterstützung alpiner Vereine und der in Frage kommenden Regierungen erfreuen, unter sachverständiger Leitung stehen und Hunderten seltener Alpenpflanzen sorgfältig gehütete Kulturstätten bieten.

Die ersten Anfänge zum Anbau und zur Kultur alpiner Pflanzen liegen schon weit zurück, und die Annahme ist wohl berechtigt, daß sich die Klöster, die in früheren Zeiten so viel zur Verallgemeinerung des Gartenbaues beitrugen, hin und wieder der Kultur der Alpenpflanzen angenommen haben mögen, wenn auch nur aus praktischen Erwägungen, da die Wurzeln verschiedener Alpengewächse bei der Bereitung gewisser Wohlgerüche, noch mehr aber bei Herstellung würziger Liköre eine nicht geringe Rolle spielen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man, den Alpenpflanzen in den Gärten der Ebene auf sorgfältig erbauten, ihren besonderen Lebensbedürfnissen Rechnung tragenden Felspartien, den sogenannten Alpinien, sachgemäße Pflegestätten zu bereiten. Die ersten größeren Alpenkulturen dieser Art entstanden in Österreich,



Edelweiß.

zunächst in Schönbrunn bei Wien, dann im dortigen Belvederegarten, worauf im botanischen Garten zu Innsbruck durch A. Kerner die Kultur einer großen Anzahl ausgewählter Alpenpflanzen aufgenommen wurde. Diesem Beispiele folgten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts andere botanische Gärten, so in München, Breslau, Berlin, Genf, Zürich und Wien. Im Deutschen Reiche wird zurzeit die größte Alpenpflanzenanzucht auf dem einzig in seiner Art dastehenden Alpinum des neuen botanischen Gartens zu Dahlem bei Berlin unterhalten. Auch im botanischen Garten zu Hamburg ist in den letzten Jahren ein groß angelegtes Alpinum zur Ausführung gelangt, bei dessen Anlage aber leider mehr Wert auf die malerische Anordnung gewaltiger und wirkungsvoller Felsengrotten, als auf die Berücksichtigung günstiger Kulturbedingungen gelegt worden ist.

Der Verwendung der Alpenpflanzen zur Ausstattung landschaftlicher Gärten begegnen wir zuerst in England, wo sich viele Geldfürsten unter den Gartenfreunden von befähigten Landschaftsgärtnern großartige Felsengärten bauen ließen, die eine reiche und vielgestaltige Bepflanzung mit alpinen Gewächsen aufweisen, unter denen wunderbare Alpenrosen vorherrschen; gerade diesen Arten bietet das feuchte Klima Großbritanniens günstigste Lebensbedingungen. In neuester Zeit hat man auch in unserer engeren Heimat der Gartenkultur der Alpenpflanzen mehr und mehr Interesse abgewonnen, und es gibt in Deutschland bereits zahlreiche begeisterte Liebhaber dieser lieblichen Gewächse, die große Sammlungen von Gebirgspflanzen unterhalten und deren Kultur mit Erfolg betreiben. Diese Liebhaberei hat durch die verflossene große Gartenbauausstellung in Düsseldorf einen mächtigen Antrieb erfahren. Ein prächtiger, mit Bergbächen und einem anmutigen Bergsee ausgestatteter Felsengarten, von einem rheinischen Gärtner in Verbindung mit einem geübten Felsenbauer angelegt und mit etwa 1500 verschiedenartigen subalpinen und alpinen Gewächsen bepflanzt, bildete vom Frühling bis in den Spätherbst des verflossenen Jahres hinein einen Hauptanziehungspunkt der ausgedehnten Parkanlagen der genannten Ausstellung. Hunderttausende von Besuchern konnten sich hier an Alpenkräutern erfreuen, die an ihren natürlichen Standorten vielfach nur dem zugänglich sind, der Leben und Gesundheit aufs Spiel setzt.



Rotblühender Enzian.

Nachdem die ersten von den Botanikern Nägeli und Kerner in den Tiroler und Bayrischen Alpen unternommenen Versuche zur Errichtung von Alpengärten infolge mangelnder finanzieller Unterstützung der beteiligten Behörden fehlgeschlagen waren, sind in den letzten 15 Jahren auf Bergen und Hügeln der Alpen und Voralpen vielfach musterhafte alpine Gärten geschaffen worden, deren Zahl sich zur Zeit auf über 20 beläuft. Die größte Anlage dieser Art ist die der Rambertia, die einen Flächenraum von 8 Hektaren, das sind 32 preußische Morgen bedeckt; sie führt ihren Namen dem Waadtländischen Botaniker und Dichter Rambert zu Ehren und befindet sich auf den 2000 Meter hohen Rochers de Naye bei Montreux. Dieser Garten, dessen Pflanzenbestand zur Zeit 800 verschiedene Arten umfaßt, ist leicht zugänglich und wird deshalb am meisten von allen derartigen Anlagen besucht. Am 17. August des verflossenen Jahres fand in ihm eine Versammlung der Vertreter alpiner Gärten statt, durch die ein Zusammenschluß sämtlicher alpiner botanischer Gärten dieser Art erreicht worden ist. Auch in Deutschland und Österreich-Ungarn sind in den letzten Jahren wissenschaftlich angelegte alpine Pflanzungen errichtet worden. In Deutschland wurden im Jahre 1900 die ersten Gärten dieser Art von dem zu Straßburg gegründeten „Verein zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen" ins Leben gerufen. Dieser Verein zählte bei seiner Gründung 125 einzelne Mitglieder sowie 28 Gesellschaften und Alpenvereine; zwei Jahre später war bereits die Zahl der Mitglieder auf 332 und die der Vereine auf 72 gestiegen. Auf Beschluß des Zentralausschusses des deutschen und österreichischen



Purpurblühender Steinbrech.

Alpenvereins erhält der Verein eine jährliche Beihilfe von 1000 Mark, wodurch der Weiterbestand der von ihm ins Leben gerufenen Gärten gesichert sein dürfte. Der größte alpine Gebirgsgarten im Reiche wurde in 1800 Metern Höhe auf dem Schachen errichtet; er ist durch herrliche Lage, natürliche und künstliche Felsen ausgezeichnet und steht unter Aufsicht der Direktion des Münchener botanischen Gartens. Mit der Errichtung dieses botanischen Alpenpflanzengartens fällt die gründung gleicher Anlagen im Gschnitztal bei der Bremer Hütte in 2380 Metern und einer Filiale des Gartens im Tale, in 1700 Metern Höhe angelegt, zusammen. Diese beiden Gärten stehen unter der Direktion des Wiener Professors von Wettstein. Ein dritter Garten wurde 1903 auf der Raxalpe 1770 Meter hoch an der steiermärkischen Grenze und ein vierter in Neureuth bei 1200 Meter Höhe errichtet, dieser auf Veranlassung der Sektion Tegernsee des deutsch-österreichischen Alpenvereins. In allerneuester Zeit wurde schließlich auch noch ein Alpengarten in den Karpathen durch die Universität von Lemberg gegründet.



Mannsschildähnlicher Steinbrech.

Unsere Alpenpflanzen sind ja auch denen keine Fremdlinge, die die Gefahren der Hochgebirge scheuen und sich mit den Blüten und Naturschönheiten der Tiefebene begnügen. Manche Alpenblumen sind auch im Tal volkstümlich geworden und werden hier seit längerer Zeit angepflanzt, wieder andere haben nächste Verwandte unter den Blüten unserer Wiesen und Wälder. Da sind die Glockenblumen zu nennen, die in zahlreichen Arten in der Ebene und in den deutschen Mittelgebirgen gedeihen, und die auch in manchen alpinen Arten in unseren Gärten längst Bürgerrecht erlangt haben, wie die Karpathenglockenblume, die Glockenblume vom Garganusgebirge in Apulien und die ziemlich stattliche Pyramidenglockenblume, die neuerdings bei uns sogar als Topfpflanze viel gezogen und gern gekauft wird. Das Gleiche ist der Fall beim echten Edelweiß, das in steinigem, mit Kalk vermischtem Boden auch in den Gärten ein vorzügliches Fortkommen findet. Einen wesentlichen Bestand unserer Frühlingsblumenbeete bildet das Alpenvergißmeinnicht. In alpinen Hochgebieten eine sehr bescheidene, nur wenige Zentimeter hohe Pflanze, beginnt dieses allbekannte, auch in einer weißblühenden Abart vorkommende Pflänzchen bei der Kultur im Tieflande bereits im zweiten Jahre in allen Teilen um das Doppelte an Größe zuzunehmen. Nach ein paar Jahren hat es bereits den alpinen Charakter vollständig verloren, und das schöne Azurblau, das seiner Blume an den natürlichen Standorten in den Alpen eigen ist, verblaßt dann sehr. Von sonstigen Alpengewächsen finden wir in den Gärten noch häufig die von poetischem Zauber umwebten Enziane, namentlich den groß- und schönblühenden einstengeligen Enzian mit blauen oder violetten glockenförmigen Blüten. Er bildet dichte Polster, die sich in der Ebene im zeitigen Frühling mit einem reichen Flor schmücken, und wird in den Gärten gern zur Bepflanzung von Frühlingsbeeten und zur Herstellung zierender Einfassungen verwendet. Von einem höher wachsenden Vertreter dieser Pflanzengattung, dem rotblühenden Enzian, veranschaulicht unsere Abbildung einige Blütenstengel. Andere Pflanzen unserer Gärten sind nur scheinbar Alpenblumen. Zu ihnen gehören die stolzen Alpenrosen, die nichts gemein haben mit der bescheidenen, feurig blühenden Alpenrose, dem Almenrausch der Schweizer Alpen, sondern aus Kreuzungen verschiedener fremdländischer Arten in den Gärten entstandene Kulturformen sind. Auch das Alpenveilchen, die im Winter unermüdlich blühende Lieblingsblume der Freunde schöner Zimmerpflanzen, darf mit den weit bescheidener blühenden Alpenveilchen der Hochgebirge nicht verwechselt werden. Die typische Art der Alpenveilchen ist das europäische, das in den Alpen weit verbreitet ist.



Gemeine Silberwurz.



Weiße Bergprimel (Schlüsselblume).

aber nur selten bis zu einer Höhe von 1500 Metern empor steigt, also mehr eine Pflanze subalpiner Wiesen ist. Mit den Alpenveilchen sind die Schlüsselblumen nahe verwandt. Sie gehören ja auch in den Gärten zu unseren verbreitetsten, in vielen Arten vertretenen Frühlingsblumen, unter denen wir neben anderen auch verschiedene alpine Arten finden. Eine prächtige und seltene alpine Schlüsselblume ist die oben abgebildete weiße Bergprimel.

Den meisten Alpenpflanzen ist ein gedrungener Wuchs eigen, der auf verschiedenen unserer Bilder vorzüglich zur Geltung kommt; viele bilden dichte, auf engsten Raum zusammengedrängte Polster, über die sich die kurzstieligen Blüten nur wenig erheben, und die meisten dieser Polsterpflanzen, die befähigt sind, nacktes Gestein mit ewigem Grün zu bekleiden, sind immergrün. Durch diesen zusammengedrängten Wuchs passen sich diese Pflanzen den Witterungsverhältnissen der hohen Lagen an, und er macht sie widerstandsfähig gegen Schneedruck und andere Gefahren des Hochgebirges. Sie genießen dadurch den Vorteil, jeden Sonnenblick, der sie im Verlaufe ihrer kurzen Blütendauer trifft, völlig ausnutzen zu können, so daß, nachdem der Schnee geschmolzen und das Erdreich einigermaßen erwärmt ist, schon beim ersten Sonnenstrahl die vom Vorjahre erhaltenen Blätter zu transpirieren und organische Stoffe zu bilden beginnen. Bezeichnende Vertreter dieser Polsterpflanzen sind die Steinbrecharten; von ihnen veranschaulichen unsere Abbildungen (S. 657 u. 658) den purpurblühenden und den mannsschildähnlichen Steinbrech. Der letztgenannte steigt bis zu Höhen von 2300 Metern empor, und ist sowohl in den Ost-, Zentral- und Westalpen als auch in den Karpathen häufig zu finden. Er liebt feuchte Standorte und siedelt sich am liebsten auf vereinzelten Felsblöcken, meist in Gemeinschaft mit dem zierlichen Alpenglöckchen, da an, wo der Schnee am längsten liegen bleibt; seine Blüten sind von rein weißer Farbe. Eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen und anderen polsterbildenden Steinbrecharten hat die gemeine Silberwurz (Abbildung auf Seite 658) mit gleichfalls weißen Blüten. Sie ist in allen Alpen verbreitet und kommt bis in 2200 Metern Höhe vor, geht aber auch mit den Wasserläufen bis in die Täler. Wenn man sie an ihren heimischen Standorten sammelt, so muß man solche Pflanzen vorziehen, die zwischen Gräsern in humusreichem Boden wachsen, da die oft in sterilem Boden sehr üppig vorwärtskommenden Pflanzen im Gartenboden der Ebene nicht weiter wachsen. Ich habe diese Art im Jura gesammelt und viele Jahre erfolgreich im Garten weiter gepflegt. Die letzte unserer Arten ist die unten abgebildete Silberdistel, deren schöne und eigenartige Blüten sich getrocknet gleich den Blumen des Edelweißes dauernd in unveränderlicher Schönheit erhalten. Sie kommt in den Alpen, den Pyrenäen, den Karpathen und in den Gebirgen Dalmatiens bis zu einer Höhe von 1900 Metern, auf den höchsten Jöchern ganze Bestände bildend, vor. Neuerdings bilden die Blüten dieser Silberdisteln in getrocknetem Zustande einen wichtigen Handelsartikel.

In den Gärten der Ebene erfordern die Alpenpflanzen eine sorgfältige und gewissenhafte Behandlung. Eine sachgemäß angelegte Alpenpflanzenanlage muß feuchte, trockene, sonnige und schattige Standorte aufweisen, so daß man den Lebensbedingungen der verschiedensten Arten Rechnung tragen kann. So lieben die Steinbrecharten volle Sonne, während die schöne Ramondie der Pyrenäen nur auf nach Norden gelegenem Standort, wo sie kein Sonnenstrahl trifft, ihre wunderbaren Blüten zur vollen Entfaltung bringt. Manche Arten sind kalkliebend, manche fliehen den Kalk, was bei Zusammensetzung der Erdmischungen nicht außer acht gelassen werden darf.

Wenn auch viele alpine Pflanzen in der Ebene durch stolzere und prunkvollere Arten vertreten sind, wie Nelken, Anemonen, Waldreben, Mohn, Glockenblumen usw., so fehlt doch diesen stolzen Gartenpflanzen der Zauber, der der Flora alpiner Regionen eigen ist. Während in den Hochalpen das Wachstum und der Flor der Alpenkräuter auf einen kurzen Zeitraum beschränkt bleibt, der in höheren Regionen in die Monate Juli und August fällt, gedeihen diese Gewächse in der Ebene während des ganzen Sommers. Ihr reichster und wechselvollster Flor fällt aber in die Zeit des beginnenden Frühlings. Wer im Hochsommer die Hochgebirge durchstreift, der genießt hier ein Herz und Auge erfreuendes, erhebendes Schauspiel, einen zweiten Frühling, den Frühling der Pflanzen der Hochgebirgswelt. Wenn sie an ihren natürlichen Standorten in den feurigsten Farben erblühen, hat der Hauptflor in der Ebene längst sein Ende erreicht.



Silberdistel.

Über gesunde Ernährung.

Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth.

Jedermann wünscht, sich gesund zu ernähren. In die weitesten Kreise ist die Erkenntnis gedrungen, daß man nur mit einer zweckmäßigen Ernährung gesunden Körper, gesunde Nerven und gesunden Geist erlangen und behalten kann, daß man mit einer verkehrten Ernährung früher oder später seine Gesundheit verdirbt. Sicher ist außerdem, daß eine verkehrte Ernährung teils direkt teurer ist, weil sie unnötige oder gar schädliche Nahrungsmittel mit gutem Geld bezahlt, teils indirekt, indem sie zum Ausgleich der Fehler Kuren und Ärzte verlangt.

Die ärztliche Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten unablässig gesucht, die Gesetze einer richtigen Ernährung aufzufinden. Vor allen sind dafür die großen Physiologen Liebig, Pettenkofer, Voit und Rubner, von denen die beiden letzten noch leben und wirken, tätig gewesen. Ihre Arbeiten haben gezeigt, daß der Volksinstinkt, das heißt, die mit ungezählten Opfern erkämpfte Erfahrung der Jahrtausende, bis zu einem gewissen Grade das Richtige gefunden hat, daß aber auch vieles Unnötige und Unrichtige dabei mit untergelaufen ist. Selbstverständlich haben auch die Gelehrten nicht von Anfang an gleich das Richtige gefunden, insbesondere sind die Ansichten von Liebig allmählich wesentlich ergänzt und berichtigt worden. Aber was Voit und sein Schüler Rubner, jetzt schon lange ein unübertroffener Meister seines Faches, lehren, darf als feststehend angenommen werden. Ich will zunächst eine kurze praktische Übersicht davon geben.

Der menschliche Körper besteht, chemisch betrachtet, aus Wasser, Mineralstoffen, Eiweiß, Fett und Kohlehydraten. Alle diese Bestandteile sind einer beständigen Abnutzung durch die Lebensvorgänge unterworfen und müssen daher immer wieder ersetzt werden.

Das **Wasser** des Körpers wird durch den Wassergehalt der Speisen und durch die herkömmlichen Suppen und Getränke ersetzt. Die meisten Menschen, wenigstens die Männer, nehmen zu viel Flüssigkeit auf, indem sie unnötigerweise Wein oder Bier trinken, nicht zum Genuß, sondern der Gewohnheit wegen, während doch diese Getränke nur zum Genuß getrunken werden sollten. Denn ihr Nährwert steht in keinem Verhältnis zu ihrem Preise, und außerdem sind sie bekanntlich bei regelmäßigem Genuß größerer Mengen der Gesundheit schädlich.

Die **Mineralstoffe**, vornehmlich Natron, Kali, Chlor, Kalk, Magnesia, Phosphorsäure und Eisen, sind in den Organen und Säften des Körpers als Teile chemischer Verbindungen enthalten und für das gesunde Leben des Körpers unentbehrlich. Sie sind in einer **vernünftigen gemischten Kost** in hinreichender Menge vorhanden, so daß eine besondere Zufuhr von Nährsalzen, wie sie gelegentlich industriell empfohlen wird, unnötig ist. Den einzigen mineralischen Nährstoff, den die Kost nicht von selbst in genügender Menge enthält, das **Kochsalz**, pflegen wir als Würze in der Küche oder am Eßtisch hinzuzufügen. Ein Übermaß davon ist unzweckmäßig, weil dadurch die Ausnutzung der Speisen herabgesetzt wird.

Das **Eiweiß** ist ein Stoff, der sich besonders reichlich im Weißen der Eier findet und danach benannt ist. Er bildet aber auch im ausgewachsenen Körper des Menschen und der Tiere den Hauptbestandteil neben dem Wasser. Besonders reich an Eiweiß sind die Muskeln, im Volksmunde als „das Fleisch" bezeichnet, und das Blut. Unsere Nahrung bringt uns Eiweiß im Fleisch, in Milch und Eiern und in vielen Pflanzen, die wir genießen.

Das **Fett** der Nahrung steckt teils in dem Fett des Fleisches, der Wurst usw., die wir essen, teils in dem Gelben des Eies, das übrigens auch reichliche Mengen Eiweiß enthält, ferner in der Milch, insbesondere im Rahm, der daraus abgeschieden werden kann, in fettem Käse und in der Butter, in Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreich, hauptsächlich in Kakao, Schokolade, Nüssen und Mandeln.

Die **Kohlehydrate** kann man mit einer zusammenfassenden deutschen Bezeichnung **Mehl- und Zuckerstoffe** nennen. In den Nahrungsmitteln aus dem Tierreich finden sie sich als Glykogen in der Leber und in den Muskeln, als Traubenzucker in denselben Organen und als Milchzucker in der Milch. Für die Ernährung des Erwachsenen sind die Kohlehydrate des Tierkörpers von untergeordneter Bedeutung; ihre Hauptmenge genießen wir in den pflanzlichen Nahrungsmitteln: im Mehl der Getreidearten, der Hülsenfrüchte, der Kartoffeln, im Rohrzucker aus dem Zuckerrohr und aus der Zuckerrübe, im Trauben- und Fruchtzucker des Honigs und der Obstarten. Die nahe Verwandtschaft der Mehl- und Zuckerstoffe besteht darin, daß im Körper die Mehlstoffe durch den Mundspeichel und andere Verdauungssäfte in Dextrin und dann in Zucker umgewandelt und als solcher in die Säfte aufgenommen werden.

Außer diesen Stoffen enthält unsere Nahrung zweckmäßiger Weise noch **Genußmittel**. Sie geben der Nahrung den besonderen Geschmack, ohne den das Essen eine Qual sein würde. Dazu gehören zunächst alle die Stoffe, die den Sondergeschmack der einzelnen Nahrungsmittel bedingen und zum Teil darin bei der Zubereitung entwickelt werden, z. B. die Riechstoffe im gebratenen Fleisch, die Röststoffe in den Backwerken, die Riechstoffe der Käsearten, der Zucker, die Säuren und die Riechstoffe der Früchte, ferner aber auch die zugesetzten Gewürze, Salz, Pfeffer, Senf, Kümmel, Nelken, Zimt, Vanille usw. Zu den Genußmitteln gehören weiterhin auch Kaffee, Tee und alkoholische Getränke.

Wieviel von den Genußmitteln nötig ist, ist mehr eine Frage des Geschmacks, dagegen läßt sich die notwendige Menge der Nahrungsmittel für jeden einzelnen Menschen, je nach seinem Körperbestande und nach seinen geistigen und körperlichen Leistungen, feststellen. In der Praxis wird das in ziemlich grober Weise getan, indem man von den wichtigsten Nährstoffen im allgemeinen ein viel zu großes Maß zu sich nimmt und sich dabei beruhigt, daß man auf diese Art von jedem nötigen Stoffe wohl genug bekommen werde. Das trifft auch im allgemeinen für die Ernährung der besser gestellten Kreise zu, aber mit dem Nachteil, daß für die zu viel genommenen Teile der Nahrung unnötig Geld ausgegeben wird, und zwar nicht selten zum Nachteil des Körpers. Namentlich werden durch zu reichlichen Fleischgenuß die Nerven und andere wichtige Teile des Organismus geschädigt. Die **Vegetarier** haben das erkannt und empfehlen die Eisenbartsche Methode, den Fleischgenuß völlig zu verwerfen. Dazu liegt nicht der mindeste Grund vor, denn eine mäßige Menge Fleisch hat durchaus nichts gegen sich, ist vielmehr nur zu empfehlen, weil sie den Eiweißbedarf des Körpers unter Schonung der Verdauungsorgane auf leicht verdauliche Art deckt. Gewiß kann man den Eiweißbedarf auch rein aus Vegetabilien decken, aber das Pflanzeneiweiß ist viel weniger leicht verdaulich, wenigstens für den Menschen, und die reichlich damit verbundenen anderen Stoffe muten den Organen unnötige Arbeit zu. Die wissenschaftliche Ernährungslehre ist auf den kaum anzufechtenden Standpunkt gekommen, den Eiweißbedarf zu einem Drittel aus tierischen Nahrungsmitteln, zu zwei Dritteln aus pflanzlichen zu nehmen, und daran wird man unter normalen Verhältnissen mit Vorteil festhalten.

Als Mittelzahlen der einzelnen Nährstoffe kann man für einen gesunden Mann von mittlerer Arbeitsleistung für den Tag etwa 100 Gramm Eiweiß, 50 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate annehmen. Eine Frau kommt, entsprechend der durchschnittlich geringeren Körpermasse, mit etwas weniger aus, sie braucht im Mittel nur 80 Gramm Eiweiß, 40 Gramm Fett und 400 Gramm Kohlehydrate. Das Kind vom zwölften Lebensjahre ab etwa 80 Gramm Eiweiß, 50 Gramm Fett und 250 Gramm Kohlehydrate.



Idylle.

Gemälde von Chr. Skredsvig.

Fett und Kohlehydrate können sich untereinander bis zu einem gewissen Grade ersetzen, und tatsächlich findet man auch in verschiedenen Ländern und Landesteilen weitgehende Verschiebungen des Verhältnisses beider.

Eine wissenschaftlich streng geregelte Ernährung, wie sie z. B. für Krankenhäuser nötig ist, berechnet nach den vorliegenden Untersuchungstabellen genau den Gehalt der einzelnen Nahrungsmittel an den verschiedenen Nährstoffen und setzt danach den Kostzettel zusammen. Für den Hausgebrauch genügt es, annähernd die Werte zu kennen und dann nach dem Augenmaß das Richtige auszusuchen. Wo Krankheiten ins Spiel kommen, sollte viel mehr als bisher von der Wage Gebrauch gemacht werden, aber auch Gesunde tun gut, einmal oder mehrmals ihre Kost mit den nachfolgenden Angaben zu vergleichen. Ich gebe darin einen Kostzettel wieder, wie er sich in jahrelanger Beobachtung für mittlere Körperverhältnisse als ausreichend erwiesen hat, um den Bestand zu erhalten und Kräfte und Widerstandsfähigkeit zu ergeben.

Erstes Frühstück: Eine oder zwei Tassen Kaffee, Malzkaffee oder Tee mit mindestens einem Eßlöffel Milch oder Rahm und nach Belieben mit Zucker. Dazu eine Semmel von 50 Gramm mit 15 bis 20 Gramm Butter. Für angestrengtere Arbeit, so auch bei Schulkindern, ist es vorzuziehen, einen Viertelliter Milch in beliebiger Zubereitung mit Tee, Kaffee, Malzkaffee, Kakao oder Schokolade zu geben, eine halbe oder ganze Semmel dazu zu reichen und etwa 50 Gramm Wurst, Schinken, kalten Braten oder dergleichen hinzuzufügen. Namentlich ist das nötig, wenn Erwachsene aus irgend einem Grund nicht so viel Milch und nur Tee, Kaffee oder Malzkaffee nehmen, die an sich keinen rechenbaren Nährwert haben.

Zweites Frühstück: Eine Scheibe Brot von etwa 40 Gramm mit 20 Gramm Butter und etwa 30 Gramm Wurst und dergleichen, dazu Bouillon oder nachher Obst, um den Flüssigkeitsbedarf zu decken, oder statt des bisher angegebenen ein drittel Liter Milch.

Mittagsessen: Einen kleinen Teller Suppe, wesentlich als anregende Flüssigkeit zu betrachten, denn der Nährwert der Suppen ist recht gering; 125 Gramm Fleisch (vor der Zubereitung gewogen, am besten an Beefsteak oder Schnitzel zu bestimmen); 100 Gramm Kartoffeln, die nicht nur als kohlehydrathaltiges Nährmittel, sondern ganz besonders wegen ihrer vorteilhaften Einwirkung auf die Darmentleerung schätzbar sind; mindestens 100 Gramm Gemüse, die vor allem als Träger von Wasser und Nährsalzen wertvoll sind. Als Genußmittel und ebenfalls als wasserhaltige, durststillende Mittel sind die verschiedenen Obstarten und die Kompotte wichtig; ihr Einfluß auf die Darmtätigkeit wird oft überschätzt, sie erreichen in dieser Hinsicht jedenfalls bei weitem nicht die völlig reizlose Wirkung der Kartoffeln, einerlei in welcher Form diese genossen werden. Ob Fleisch, Fisch oder Geflügel, ist im wesentlichen gleichgültig, der Nährwert ist ungefähr derselbe, wertvoll ist besonders die Abwechslung. Süße Speisen sind nahrhaft als Kohlehydratträger und werden auch ihres Wohlgeschmacks wegen gern genommen, insbesondere von Kindern, und bekommen ihnen auch sehr gut, aber sie sind bei den vorhin angegebenen Nahrungsmengen nicht notwendig. Kommen sie doch, in reichlich ausgestatteten Haushalten, regelmäßig auf den Tisch, so soll jedenfalls nicht sehr viel davon genommen werden, oder es muß die sonst am Tage gegebene Menge von Kohlehydraten oder von Fett etwas herabgesetzt werden.

Vesper: Eine Tasse Kaffee oder Tee, bei Kindern oder sonstwie kräftiger zu Ernährenden Milchkakao oder Schokolade, dazu einige Zwieback oder ein Stück Kuchen, bei Kindern ein Butterbrot. Bei reichlicherem Mittagsessen kann auf die Zugabe zum Getränk verzichtet werden.

Nachtessen: 50 Gramm kaltes Fleisch oder Aufschnitt, oder ebenso viel warmes Fleisch; wenn beim ersten Frühstück kein Fleisch genommen wurde, bis zu 100 Gramm Fleisch, oder statt dessen eine Eierspeise aus 2 bis 3 Eiern, dazu 50 bis 100 Gramm Kartoffeln oder 40 Gramm Brot mit 15 bis 25 Gramm Butter. Als Getränk Tee oder ein viertel Liter Milch, oder eine Milchsuppe und dergleichen vor dem Fleischgericht. Kindern gibt man zweckmäßig eine Milchsuppe oder Milchkakao und dazu nur ein Butterbrot.

Die Erfahrung wird zeigen, daß bei dieser Ernährung die große Mehrzahl der Erwachsenen bei einem gleichmäßigen, normalen Körpergewicht bleibt und eine gute Leistungsfähigkeit aufweist. Dasselbe wird bei den Heranwachsenden der Fall sein. Ist das nicht so, so muß nachgeforscht werden, wo der Fehler liegt. Entweder liegt irgend eine Krankheit vor, die die Ausnutzung der Nahrung herabsetzt oder den Umsatz im Körper steigert, dann muß der Arzt raten, was geschehen soll. Oder die Anforderungen an die körperliche oder geistige Arbeit sind so groß, daß mehr Nahrung verlangt wird, dann müssen Zulagen gegeben werden. Dasselbe ist nötig, wenn die schädlichen Wirkungen überstandener Krankheiten oder allzu schnellen Wachstums ausgeglichen werden sollen. Die heutzutage noch üblichste Art einer kräftigenden Zulage besteht verkehrter Weise in Eiweißzulagen, man verordnet mehr Fleisch oder eines der bekannten Eiweißpräparate, Somatose, Tropon, Plasmon, Roborat, Sanatogen. Das sind aber alles Mittel, die nur unter ganz bestimmten Verhältnissen ärztlich verordnet werden sollten, wenn nämlich der Körper keine hinreichenden Mengen von natürlichem Eiweiß aufnehmen oder vertragen kann. Das ist aber unter annähernd gesunden Verhältnissen niemals der Fall, sondern nur bei Kranken. Die Zulage, die der Gesunde nötig hat, um die vorhin angegebene Kost noch zu verbessern, wo das not tut, besteht in Fett und in Kohlehydraten, das heißt man verordnet mehr Butter, mehr Milch oder statt der Milch gleiche Mengen Rahm, und außerdem mehr Zucker, mehr Backwerk, mehr Mehl- und süße Speisen. Das ist es, was vorzugsweise auch den Rekonvaleszenten nötig ist. Ein sehr einfaches Mittel, um den Kostzettel in dieser Richtung zu bereichern, ist z. B., daß man abends im Bett noch ein drittel Liter Milch oder ebenso viel Milchkakao oder ein viertel Liter Kakao mit Rahm bereitet trinken läßt. Man kann aber dieselbe Zulage auch zu anderen Zeiten des Tages, am besten bei einer der regelmäßigen Mahlzeiten, geben. Bei einigem Nachdenken findet sich die beste Art leicht. Nur darf man nicht die Pausen zwischen den Mahlzeiten, die dem Magen Ruhe geben sollen, durch planloses Milchtrinken verderben, wie es leider so oft geschieht!

Dieselben Mittel, die hier als Zulagen empfohlen sind, wenn die Ernährung verbessert werden soll, müssen verringert werden, wenn Fettleibigkeit bekämpft werden soll. In der allgemeinen Meinung haben die wissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte über die Entfettung eigentlich nur eine Art Aberglauben abgesetzt: man glaubt wunder wie fest an die entfettende Wirkung beim Verzicht auf Suppe und Tischgetränk und glaubt, dafür ungestraft etwas mehr essen zu können. In Wirklichkeit ist aber das einzige diätetische Mittel gegen die Korpulenz die Beschränkung der Nahrungszufuhr, namentlich der Kohlehydrate und des Fettes. Die Regel ist sehr einfach: Wer bei einer bestimmten Ernährung zu korpulent wird, lasse zunächst einmal von Butter, fettem Käse, Milch, Rahm, Semmel, Brot, Kuchen, Mehlspeisen und dergleichen etwa ein Drittel weg und prüfe, was dabei in einer Woche herauskommt. Ich habe ausdrücklich die Kartoffeln eben nicht genannt; ihre Kohlehydrate werden nämlich so viel weniger ausgenutzt, daß man mit dem gleichen Nachteil für die Korpulenz dreieinhalbmal so viel Kartoffeln wie feines Gebäck genießen kann. Je zarter das Backwerk, um so besser wird es ausgenutzt, um so mehr schadet es dem, der sich entfetten möchte. Das Kommißbrot und ähnliche Gebäcke sind daher auch bei weitem nicht so nachteilig wie feine Bäckereien und Kuchen. Das muß man wissen, weil man mit den gröberen Speisen seinen Hunger um so leichter stillen kann. Auch Gemüse und Obst kann der Fettleibige ohne Bedenken in reichlicher Menge verzehren, ebenso braucht er die Fleischportionen nicht einzuschränken — man sieht, es ist gar

nicht so schlecht um ihn bestellt, wie man nach manchen umständlichen Kostzetteln annehmen sollte. Die gewaltsamen, Entsagung heischenden Verordnungen sind auch darum nicht viel wert, weil sie immer nur kurze Zeit befolgt werden. Wo man mit der eben gegebenen Regel nicht zum gewünschten Ziele kommt, muß man einen Arzt befragen oder in ein für solche Kuren bestimmtes Sanatorium gehen, denn dort ist immer die Durchführung der Diät außerordentlich viel leichter, weil man nur das bekommt, was einem verordnet ist. Wem das die Mittel nicht erlauben, der muß oft selbst etwas genauer studieren, wie die einzelnen Speisen auf die Ernährung wirken.

Die Baumeisters.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Kaum hatte Friede die Tür hinter sich geschlossen, da begann Baumeister: „Friede, Dammann war hier. Er hat mir die Sache mit dem Geld erzählt, das er Erhard geliehen hat."

Sie war stehen geblieben, über ihr Gesicht lief rasche Bewegung, erst Schreck, dann lebhafter Anteil. Sie hatte im Augenblick wohl ganz vergessen, daß ihr Mann erst eben davon erfahren hatte. „Was wollte er denn? Ist irgend etwas passiert? Wollte er etwas von Erhard?"

Der Pastor runzelte die Stirn. „Erhard geht uns hier nichts an. Es handelt sich um ganz anderes. Um dich."

Die junge Frau sah jetzt erst in sein Gesicht. Ihre aufmerksamen Augen wurden plötzlich groß und ängstlich.

„Was ist, Ludwig?"

„Muß ich dir das wirklich erst sagen? Ich habe es nicht glauben wollen, daß du den alten Dammann um Geld für Erhard angebettelt hast! Du! Nach dem, was du mir versprochen hast!"

Sie sah vor sich auf die Erde wie ein gescholtenes Kind. Sie versuchte, sich zu verteidigen. „Ich habe es doch gehalten, Ludwig. Ich habe ihm doch nichts gegeben."

Er lachte scharf auf. „Das wußte ich, daß das kam. Als ob das eine Entschuldigung wäre! Warum hast du mir denn dies wieder verheimlicht? Weil du wußtest, daß es Unrecht war! Ich will nicht, ein für allemal nicht, daß du dich in Erhards — Torheiten steckst! Das weißt du, und doch tust du es. Was geht es dich an, ob er leichtsinnig ist und Schulden macht? Du bist doch nicht verantwortlich. Du hast dich nach mir zu richten!"

„Du hast Erhard nie leiden können," sagte sie langsam, „aber ich bin doch seine Schwester."

Baumeister stieg das Blut zu Kopf. Das Krümchen Wahrheit in ihrer Antwort reizte ihn. Er schlug hart mit der flachen Hand auf die Tischplatte.

„Schwester oder nicht, du bist vor allem meine Frau! Wie Erhard und ich uns stehen, ist dabei ganz Nebensache. Auch für mich in diesem Falle, verstehst du? Aber mir scheint, du weißt absolut nicht, was du deinem Manne schuldig bist."

Die junge Frau hob den Kopf, ein leidenschaftlicher, fast schmerzhafter Ernst, der plötzlich in ihren Augen war, machte ihr Kindergesicht eigentümlich reif, frauenhaft. „Du bist ungerecht, Ludwig. Du weißt, daß ich dich lieb habe."

Der Mann zuckte die Schultern. „Gezeigt hast du es nicht. Mehr Pflichtgefühl vorher statt der schönen Worte nachher wäre mir lieber. In der Ehe sind doch Pflicht und Treue nicht mit den paar Äußerlichkeiten abgetan. Hinter dem Rücken des anderen Dinge tun, von denen man weiß, daß sie seinem innersten Wesen zuwider sind, nenne ich auch eine Art Treubruch."

„Ludwig!" Friede Baumeister schrie fast auf und drückte die Hände fest zusammen, als ob sie so ihre eigene Aufregung festhalten wollte. „Du darfst das nicht sagen! Wenn ich verkehrt gehandelt habe, sag es mir, das ist dein Recht! Aber nicht so! Ich tat es doch nur, weil ich Erhard auch lieb habe. Es ist für mich auch nicht leicht, so zwischen euch beiden zu stehen. Ich dachte nicht, daß es Unrecht wäre, sonst hätte ich es nicht getan. Und ich glaube, Ludwig, es ist besser, man tut Unrecht, weil man jemand zu lieb hat, als weil man ungerecht und hart ist!" Sie hatte hastig gesprochen, sich gegen ihn gewehrt, in kurzen Sätzen. Ihre Schultern stießen förmlich auf und nieder in ihrer heftigen Aufregung.

Über sein Gesicht ging ein Zucken. „Eine bequeme Religion!" sagte er scharf, „meine ist anders."

Da sah Friede in ihres Mannes Gesicht. Es war unbeweglich in seinen strengen Linien. Aber durch die Härte sah sie plötzlich noch etwas anderes. Sie sah, daß er litt.

Sie atmete tief und zitternd auf. Der große brennende Wunsch war plötzlich in ihr, wieder gutzumachen, alle Schuld auf sich zu nehmen, ihm etwas Liebes zu tun. Sie kam ganz zaghaft einen Schritt an ihn heran. „Ludwig, meine Religion ist nicht immer bequem... Zum Beispiel jetzt gar nicht. Aber ich kann es nicht aushalten, wenn du mir böse bist. Verzeih mir, Liebster —"

Er sah sie an, ohne daß sein Ausdruck sich veränderte.

„Diese Versöhnungsszenen gleich nachher liebe ich nicht. Natürlich kann ich sagen: Ich verzeihe dir. Aber das Vertrauen ist doch nicht gleich wieder da. Das kann erst langsam wiederkommen."

Die junge Frau sagte kein Wort mehr. Sie wandte sich um und ging zur Tür.

Als sie den Griff schon in der Hand hatte, rief er sie noch einmal, mit ganz verändertem, sachlich kühlem Ton: „Damit du dich nicht um deinen Bruder beunruhigst, will ich dir sagen, daß ich die Sache jetzt in die Hand nehme. Dammann braucht sein Geld, er kam in seiner Verlegenheit hierher, weil Erhard seine Briefe ohne Antwort läßt. Ich bringe es jetzt in Ordnung."

Friede nickte nur teilnahmlos, ohne zu antworten. Dann ging sie aus der Tür.

Baumeister blieb allein in seiner Stube, die nach dem leidenschaftlichen Wortwechsel eben nun plötzlich von einer sonderbaren Stille erfüllt war. Er setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Sein Gesicht war jetzt auf einmal schlaff und abgespannt, eine schwere Erschöpfung kam über ihn, wie er das nach heftigen Aufregungen kannte.

Friede hatte vorhin richtig gesehen: er litt wirklich. Gerade an seinem Zorn über sie fühlte er, was seine Frau ihm doch war. Der nächste Mensch, den er hatte, den er ganz für sich zu eigen haben wollte, mit Leib und Seele, mit jedem Gedanken. Gerade, daß er das bei ihr nicht erreichte, empörte ihn so leidenschaftlich.

Er fühlte instinktiv, daß er auch heute eher das Gegenteil erreicht hatte. Er litt unter seiner eigenen Härte, aber er fühlte sie über sich wie ein Gesetz, dem er sich beugte. Er mußte so handeln und sprechen. Es war seine Pflicht.

Sie verstand das nicht, sie nannte ihn hart und ungerecht. Sie hatte es ihm eben selbst gesagt, das Wort haftete noch in seinen Gedanken. „Ich glaube, es ist besser, man tut Unrecht, weil man jemand zu lieb hat, als weil man ungerecht und hart ist!"

Er sah ihr Gesicht noch vor sich, wie sie das sagte.

Und auf einmal wußte er, was ihn daran so ergriffen hatte, mitten in seine Aufregung hinein: Die das sagte, war kein Kind mehr, das nur seiner Erziehung Schwierigkeiten

machte. Sie war eine Frau, die bewußt ihre Art, ihre Lebensauffassung der seinigen entgegensetzte.

Pastor Baumeister stand langsam auf. Wenn das so stand, dann war es hoffnungslos, sie in seine Bahn zwingen zu wollen. Und es war zwecklos, über Unabänderliches nachzugrübeln. Er hatte gesagt, was er für recht hielt, weiter konnte er nichts tun. Es war das Beste, wenn er gleich auf den Hof ging und mit seinem Schwiegervater sprach. Dann hatte er die Sache abgemacht, die ihn ja überhaupt nur durch den Anteil, den seine Frau daran hatte, etwas anging.

Als er am Tisch vorbeikam, streiften seine Finger an dem weichen Pelz der kleinen dunkeln Kappe her, die Friede hatte liegen lassen. Er zog hastig die Hand zurück. —

Er sah Lisbeths und Käthes blonde Köpfe am Fenster, als er über die vor Nässe glänzenden Pflastersteine des leeren Herrenhofes zur Haustür ging. Sie kamen auf den Flur, aber er antwortete nur kurz auf ihre lustige Begrüßung. „Wo ist Vater?"

„Oben auf seiner Stube. Wir können ihn ja rufen."

„Nein, bitte laßt. Ich gehe hinauf."

Die Mädchen sahen ihm kopfschüttelnd und etwas geärgert nach. „Wie der schwarze Mann im Märchen, zum Kinderbangemachen," sagte Käthe dann lachend.

Der Freiherr lag bequem in seinem großen schrägen Lederstuhl am Fenster und las. Als er den Schwiegersohn sah, legte er gleich die Zeitung zusammen und nickte ihm freundlich zu. „Das ist ja nett, daß du dich mal sehen läßt. Und sogar bei dem Hundewetter. Leg ab und setz dich!"

Baumeister zog sich einen Stuhl her, aber er behielt seinen Hut auf den Knien. Die unangenehme Mitteilung, die er auf der Zunge hatte, machte ihn unwillkürlich noch förmlicher als sonst. Er räusperte sich.

„Es hat auch einen besonderen Grund, daß ich heute komme. Ich habe etwas Ernstes mit dir zu besprechen."

„Na, was denn, mein Junge?" sagte er gutlaunig, „eine Gemeindesache? Wenn du mich als Unterstützungskasse brandschatzen willst, stehe ich zur Verfügung, das weißt du ja."

Der Pastor schüttelte den Kopf.

„Nein, es ist eine Familienangelegenheit. Es ist mir sehr peinlich, mich einzumischen, aber da Friede das ohne mein Wissen schon vorher getan hat, bleibt mir nichts anderes übrig."

Der Freiherr zog die Brauen in die Höhe. „Was ist denn los? Bitte, keine langen Vorreden. Ich bin gespannt."

Baumeister machte eine Pause und suchte den Anfang.

„Es ist wegen Erhard," sagte er dann, „ich habe etwas über ihn erfahren, das ich für meine Pflicht halte dir zu sagen."

Hersen runzelte die Stirn. Lief das nur auf Verklatschereien hinaus? Er wußte, daß sich die beiden Schwäger nicht besonders gut standen.

„Was wird das groß sein? Irgend ein dummer Streich!" sagte er etwas von oben her, „Erhard ist eben jung, und wer da nicht mal etwas über die Stränge haut, aus dem wird nichts. Habe ich früher auch gemacht. Du als Pastor siehst das natürlich etwas strenger an."

Baumeister zuckte die Schultern. „Es ist nur meine Sache, es dir zu sagen, nicht zu urteilen. Der Vorwerkspächter war eben bei mir, um zu mahnen wegen einer Summe, die er Erhard geliehen hat, durch Vermittlung meiner Frau, wie ich zu meiner unangenehmen Überraschung erfuhr —"

Er zögerte einen Augenblick, dann sprach er weiter: „Es ist auch nicht das erste Mal, daß er Geld geliehen hat. Friede hat ihm — auch ohne mein Wissen — ihr Sparkassenbuch gegeben. Das ist ja nun Nebensache, aber Dammann hat sein Geld nötig, und Erhard selbst scheint nicht auf seine Mahnung reagieren zu wollen."

Der Freiherr war aufgestanden, während Baumeister sprach, und ein paarmal auf und ab gelaufen. Nun stand er am Ofen, mit dem Rücken gegen das Feuer, die Hände in den Taschen seiner weiten Hausjoppe. Sein Gesicht war doch jetzt beunruhigt. „Weißt du, wie viel es ist?"

Baumeister nannte die Summe.

„Und Friedes Geld?"

„Tausend."

„Gute kleine Friede. Hat dem Jungen aushelfen wollen. Na, sie kriegt es ja wieder, aber —"

Hersen schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Fatal ist mir die Sache doch. Ich muß den Jungen doch wohl zu knapp gehalten haben. Ich bin eben von einer anderen Generation, heutzutage werden mehr Anforderungen an die jungen Leute gestellt."

Baumeister sah ungeduldig auf. Wie war es möglich, die Sache so aufzufassen? Dieser ewige Hersensche Optimismus!

„Ich glaube, du irrst dich," sagte er scharf, „Dammann hat mir gesagt, daß Erhard jetzt viel mit Ledingen und Konsorten verkehrt, und wo die wären, würde hoch gespielt. Erhard ist doch noch sehr unreif und hat sich nicht in Zucht."

Hersen sah ihn von oben bis unten an. Es reizte ihn, daß Ludwig so absprechend über Erhard urteilte. Der Schwiegersohn war ihm nie besonders nahe gekommen. Erhards „Unreife" war ihm, weiß Gott, lieber als Ludwigs ganze geistliche Gerechtigkeit, dachte er ärgerlich.

„Warum kommt Dammann mit dem allen nicht zu mir?" fragte er nur, aber in einem Ton, den Baumeister verstand. Er zuckte die Schultern. Er wollte sich zusammennehmen, korrekt bleiben. „Das habe ich ihm auch gesagt," antwortete er nur kühl.

Hersen schwieg einen Augenblick, dann nahm er seine Zigarre, die ihm ausgegangen war, und zündete sie wieder an.

„Ich glaube übrigens, wir brauchen uns keine Gedanken zu machen," sagte er in seinem gewöhnlichen heiteren Ton, „ich kenne Erhard doch, es wird natürlich wieder Gerede sein. Dammann hat nur Angst, daß er nicht sofort zu seinem Gelde kommt. Passen tut mir die Geschichte ja jetzt schlecht — aber na —"

Baumeister stand auf. „Ich halte es für sehr verkehrt, die Sache zu leicht zu nehmen. Ich glaube, daß in dem Punkt an Erhards Erziehung überhaupt viel versehen ist."

Hersen antwortete erst nicht, er kam nur vom Ofen her und stellte sich breit vor den Schwiegersohn, dem er unter den hellen überhängenden Brauen her ins Gesicht sah. „Hör mal, mein Junge, wenn du den Bubi großgezogen hast zu einem tüchtigen Kerl, dann kannst du mir Lehren über Kindererziehung geben. Vorher verbitte ich mir das, verstehst du?"

Baumeister hatte sich straff aufgerichtet. „Ich habe es gut gemeint. Wir werden ja sehen, wer Recht hat!" sagte er nur kurz.

Hersen hielt ihn nicht auf, sie gingen kühl und etwas verstimmt auseinander.

Als sein Schwiegersohn aus der Tür war, sah Hersen nach der Uhr. Gleich Zwei. Wenn er sofort nach Tisch anspannen ließ, konnte er abends zum Tee wieder zurück sein.

Es war am besten, unangenehme Sachen gleich abzumachen, dann hatte man sie nicht mehr auf der Seele. Er mußte Erhard erst selbst sprechen, um zu sehen, was an der Geschichte war. Aus Baumeisters knapper Mitteilung war er noch nicht ganz klug geworden, und doch hatte er sich nicht näher darauf einlassen wollen, weil ihn die überlegene Art des anderen ärgerte. Mit Dammann konnte er sich später auseinandersetzen.

Verfluchter Leichtsinn von dem Jungen! Hersen lächelte trotzdem etwas in sich hinein, eigentlich war er doch heimlich stolz auf seinen Ältesten. Es steckte doch Muck in ihm, Rasse, Temperament. Freilich, eine Strafpredigt würde er ihm doch halten müssen. Sowas durfte durchaus nicht öfter vorkommen, unter den schlechten landwirtschaftlichen Verhältnissen warf Hersdorf nichts Überflüssiges ab.

Er stand noch fünf Minuten in sorgenvollen Gedanken am Ofen, rechnete und überlegte. Dann nahm er die Jagdmütze vom Hirschgeweih neben der Tür und ging über den Hof zum Stall, um selbst das Anspannen zu besorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Friedensschluß zwischen Rußland und Japan! Wie ein Auf-men der Erlösung, wie ein Schrei der Freude ging es durch die Welt: Friede! Man wird nicht mehr fieberhaft auf die Zeitungen und Nachrichten warten, um mit Grauen darin nachzulesen, wieviel Tote und Verwundete die eine oder die andere Partei zu betrauern hat, wieviel stolze Schiffe zu wertlosen Trümmerhaufen zerschossen sind, und was sonst an erschütternden Katastrophen den letzten anderthalb Jahren den schweren, fast hoffnungslosen Ernst verlieh. Die ganzen Friedensverhandlungen in Portsmouth bildeten ein Auf und Nieder von Erwartungen und Befürchtungen, ein Hin und Her von Entschlüssen und Beratungen. Als die erste Nachricht in Portsmouth von dem glücklichen Endergebnis der Verhandlungen verbreitet wurde, da stieß sie auf Unglauben. Aber der historische Augenblick am 29. August war eine Tatsache. Des amerikanischen Präsidenten Roosevelts Stimme, die un-



Copyright 1905 by George Grantham Bain.

1. Plancon. 2. Nabuhoff. 3. Witte. 4. Baron v. Rosen. 5. Korostowetz. 6. Sato. 7. Takahira. 8. Komura. 9. Ochiai. 10. Adachi

Eine Sitzung der russischen und japanischen Friedensdelegierten in Portsmouth.

ermüdlich und eindringlich auf die Segnungen des Friedens hinwies, ist nicht ungehört verhallt; vor sich selbst wird er seine schönste Befriedigung finden. Aber auch den Vertretern der beiden kämpfenden Parteien wird die Welt Dank wissen. Unser Bild stellt sie im Beratungszimmer während der Friedensverhandlungen dar. Die Namen Witte und Komura werden von nun an mit besonderer Achtung und Wärme genannt werden. Das Verstehen war kein leichtes; umsomehr ehrt es beide Nationen, daß es zustande kam. Die Grundlagen des Friedensvertrages stehen fest. Japan bleibt Herr in Korea und der südlichen Mandschurei. Rußland behält die nördliche Hälfte von Sachalin und hat keine Kriegsentschädigung zu zahlen. — Und nun kann ein fröhlicher, friedlicher Kampf beginnen, ein Wettbewerb in der inneren Entwicklung beider großen Völker.

Auch ein Jubiläum! Der „Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger" in Moskau, der in den Weihnachtstagen des vergangenen Jahres das Fest seines 25jährigen Bestehens feiern konnte, hat zur Erinnerung an diese ernste und erhebende Feier für alle, die daran teilnehmen durften, wie für die Freunde in der Fremde, die mit warmer Teilnahme die Bestrebungen des Vereins verfolgen, eine Festschrift herausgegeben, die ein schöner Beweis ist für das rege Interesse, das von allen Seiten diesem wohltätigen Unternehmen entgegengebracht wird. Der Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, den vaterländischen Sinn seiner Mitglieder zu pflegen und hilfsbedürftige Landsleute zu unterstützen, darf mit seinen Erfolgen wohl zufrieden sein. Ganz auf sich gestellt, ohne irgend welche fremde Hilfe anzurufen, ist er ein Segen für viele gewesen.

Deutscher Hilfsverein in Paris. Der Bericht für das Jahr 1904, den der genannte Verein kürzlich erscheinen ließ, gibt einen Begriff von der Wichtigkeit und dem Umfang seiner segensreichen Tätigkeit und zeigt, wie auch dieser Verein, von dessen Bestehen viele unserer Leser bis heute wohl kaum etwas geahnt haben, dazu beiträgt, daß unseren bedürftigen Landsleuten in Frankreich Rat und tatkräftige Unterstützung nicht fehlen. Ob es nun gilt, denen, die in der Fremde nicht „Glück noch Stern" gefunden, das Geld zur Heimkehr ins Vaterland zu geben, oder Kranken unentgeltlich Pflege und Arznei zu verschaffen, in Not Geratene mit Barmitteln zu unterstützen — soweit irgend möglich, wird geholfen. Das letzte Jahr war für den Verein besonders günstig, da der Überschuß eines Wohltätigkeitsfestes, in Höhe von über 32000 Franks, zusammen mit den Zuwendungen hoher und gütiger Gönner eine stattliche Summe ergab. Möchten die begüterten unserer Leser dafür sorgen, daß das Jahr 1905 dem vergangenen nicht nachstehe.

Das erste Denkmal Ludwigs II. von Bayern, das man dem unglücklichen König in München errichtet hat, führen wir unseren Lesern im Bilde vor. Es gibt uns den Königsjüngling wieder, so wie er kurz nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1864 ausschaute. Der Münchener würde sagen, er sieht „lieb" aus — auf dem jungen Gesicht liegt noch kein Hauch von den dunkeln Schatten, die später des Königs Gemüt todesschwer umdüsterten. Und so steht er seinen Bayern auch noch vor Augen, jugendschön und lebendig, immer von dem Glanze eines Märchenprinzen umflossen — darum glauben sie auch nicht an ihres Königs Tod. Das Standbild erhält seinen Platz in der sogenannten „Königslaube" des prächtigen Ausbaues des neuen Münchener



Denkmal für König Ludwig II. in München.

Rathauses; es ist die Schöpfung des Münchener Bildhauers Heinrich Waderé. Der Künstler, der im Jahre 1865 in Colmar i. E. geboren wurde, war ein Schüler des Bildhauers Eberle in München und wirkt jetzt dort als Professor der Königlichen Kunstgewerbeschule. Von seinem großen Können sprechen zahlreiche wirkungsvolle Grabdenkmäler und Figuren, wie z. B. am Justizpalast und am Nationalmuseum in München.

Beschädigte Kriegsschiffe, Zeugen aus dem nun abgeschlossenen schweren Ringen zweier mächtiger Völker führen wir unseren Lesern vor Augen. Noch ist es ein Bild der Zerstörung, wie schon so viele an unseren Blicken vorübergezogen sind, ohne daß uns damals etwas anderes blieb, als die Hoffnung, daß es bald besser, ruhiger, versöhnender würde. Nichts predigt mehr von dem Zerbrechlichen alles Mächtigen und Großartigen, als solch ein zerstörtes Schiff . . . eine kleine Welt von Erfindergeist und Menschenkunst. Eine schwere, trübe Stimmung spiegelt sich in dem Bildchen wieder. Aber nun weht freiere, frischere Luft! Aus dem schwarzen Gewölk bricht eine heitere Sonne und zeigt den Weg zu neuer, hoffentlich ungestörter Friedensarbeit, die nach allen Kämpfen und Opfern ihren Segen doppelt ausstreut.

Vom Alter der Tiere. Das ist ein Gebiet, das unendliche Mannigfaltigkeit aufweist. Professor Metschnikoff, der vielgenannte Forscher des Pasteur-Instituts, meint, daß die Erscheinungen des Alters um so mehr verzögert und um so weniger bemerkbar werden, je weniger Bakterien die Eingeweide eines Tieres enthalten. Bemerkenswert in dieser Beziehung ist der Vergleich zwischen einem alten Säugetier und einem alten Vogel. Ein alter Hund, ein altes Pferd ist leicht an seiner Häßlichkeit und Trägheit, ein Hund von 12 bis 15 Jahren sofort als Greis zu erkennen. Vögel erhalten sich besser und länger. Ein Kanarienvogel kann noch mit 21 Jahren seine jugendliche Beweglichkeit besitzen. Bei Papageien nimmt ebensowenig der Glanz des Gefieders mit den Jahren wie ihre gewisse geistige Regsamkeit, besonders ihre Neugier, ab. Eine Maus lebt kaum über fünf Jahre. Das Geflügel ist im allgemein am leichtesten auf das Alter zu schätzen, die Jahre einer Ente, ein Rebhuhns kann jede erfahrene Hausfrau bestimmen. Die gewöhnlich Erkennungsmittel sind die Festigkeit des Schnabels und die Beschaffenheit des Sporns, während die Farbe der Federn ein wenig zuverlässiges Merkmal bildet. Übrigens verändern manche Vögel ihr Gefieder nach der Jahreszeit. Daß die zur Langlebigkeit veranlagten Vögel einen geringen Bakteriengehalt besitzen, steht wohl m ihrer pflanzlichen Ernährung im Zusammenhang.



Ein riesiger Bienenschwarm.

Ein riesiger Bienenschwarm. In einem Garten in Grafrath b München fand sich der große Bienenschwarm ein, dessen Abbildung w
unseren Lesern wiede
geben. Die Bien
bilden ebenso wie d
Ameisen ihren Staa
lind was für eine
Um die Ordnun
die Verfassung, d
Regierung könn
mancher europäis
Menschenstaat ihn b
neiden. Eigentlich
es nicht richtig, v
einem Bienensta
zu sprechen, denn u
ausgesetzt bilden
sich neue Staaten, j
der Schwarm ist e
Staat, ist ein Biene
volk für sich. Ein
solchen neuen Sta
zeigt das Bild. D
junge neue König
hat mit dem jung
Volk den alten B
verlassen und su
schwärmend ein
neuen Sitz. Sie se
sich an den Zwe
eines jungen Ahor
baumes, und wie
in der Regel u
gruppiert sich nun d
ganze Schwarm
Form einer Trau
um die Königin he
um; die Last w
für den Ast so schwe
daß eine Stange w



From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London and New York.

Beschädigte Kriegsschiffe im Hafen von Port Arthur.

den nötigen Halt geben mußte. Eben ist der Imker, mit Visier und Handschuhen gegen die Stiche des aufgeregten jungen Volks geschützt, im Begriff, mit einem Schlag auf den Zweig die ganze Bienentraube in den bereit gehaltenen Kasten fallen zu lassen. Hier ist das neue Reich des Schwarmes.

In der Rettungsboje. „Was nützt denn dem Seemann sein Geld, wenn er doch ins Wasser fällt!" Das ist ein entschieden tiefsinniger und wahrer Vers, denn im Wasser kann man tatsächlich nicht viel mit Geld anfangen oder vielmehr gar nichts. Also! Damit nun aber der arme Seemann sich nicht unbedingt und für immer von seinem sauer ersparten Gelde zu trennen braucht, wenn er mal über Bord gefallen ist, sucht man ihn zu retten, um ihm Gelegenheit zu freudigem Wiedersehen zu geben, und auch aus noch verschiedenen anderen Gründen. Dabei kommt es zunächst darauf an, dem Verunglückten einen Halt im Wasser zu schaffen, besonders wenn er nur mangelhaft oder gar nicht schwimmen kann, und als einfachstes Mittel dazu verwendet man die Rettungsboje. Diese ist ein flacher Ring aus sackartig genähtem, mit Korkschnitzeln aber mit einem anderen gut schwimmenden und tragfähigen Material gefülltem Segeltuch, der an der Außenseite mit kurzen Leinen zum Festhalten versehen ist. Der besseren Sichtbarkeit halber werden diese Ringe, Bojen genannt, mit grellroter Farbe gestrichen und tragen meistens in weißer Schrift darauf den Namen des betreffenden Schiffes. Sobald der Ruf: Mann über Bord! ertönt, fliegen einer oder mehrere solcher Rettungsbojen dem Gestürzten nach, möglichst in seine Nähe, um ihm das Schwimmen in Kleidern zu ersparen, und gleichzeitig wird das Rettungsboot klar gemacht, während das Schiff selbst so schnell wie möglich zum Stillstand gebracht wird, damit das Boot zu Wasser gelassen werden kann. Ist Wind und See nicht allzu schwer, so gelingt die Rettung fast immer, doch muß auch der über Bord Gefallene selbst mit daran arbeiten, und dazu ist es erforderlich, daß er weiß, wie er die Rettungsboje brauchen muß, damit sie ihn trägt. Sobald er sie erreicht und sich vom ersten Schreck erholt hat, muß er eine Seite der Boje durch Niederdrücken auf der entgegengesetzten Seite hochkippen und dann den Ring sich über den Kopf gleiten lassen, worauf er beide Arme durchzieht, so daß die Boje unter den Achseln sitzt, der Körper also von den Armen getragen wird. Auf diese Weise kann er sich stundenlang über Wasser halten! Falsch ist es dagegen, die Füße hineinzustecken, um von oben hineinzusteigen. Die leichte Boje weicht nämlich aus oder bleibt unter den Kniekehlen sitzen und dann sinkt der Oberkörper unter Wasser, und der Betreffende ertrinkt, in der Boje hängend. Das ist aber nicht ihr Zweck!



In der Rettungsboje.

Die Metallgewinnung der Welt. Wie gewaltig unsere Industrie fortschreitet, zeigt unter anderem auch ein Rückblick auf die Erzeugung der Metalle in den letzten 25 Jahren. Überall auf dem Gebiete der Metallurgie ist ein großer Aufschwung zu verzeichnen, nur bei dem Quecksilber ist ein Rückgang eingetreten. An Blei, Zink, Zinn, Silber und Gold wird jetzt 2½ mal so viel erzeugt wie vor 25 Jahren. Die Produktion von Kupfer erreicht das Fünffache, die von Nickel sogar das Sechzehnfache! Das wichtigste Metall für die Kultur ist seit langem das Eisen. In dem letzten Vierteljahrhundert ist seine Erzeugung um mehr als das Dreifache gestiegen, von 14 Millionen Tonnen auf 47 Millionen Tonnen. Würden wir diese Jahresproduktion an einen Ort zusammenbringen und daraus einen Würfel aus massivem Eisen gießen können, so würde ein Werk entstehen, das in seiner Mächtigkeit mit der Arbeit eines Vulkans rivalisieren könnte; dieser Würfel würde etwa 185 Meter breit, lang und hoch sein, also einen beachtenswerten Eisenberg darstellen.

Eine Denkmalsenthüllung für die 1870/71 Gefallenen des damaligen Schleswig-Holsteinschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9 fand am 18. August bei Champenoise statt. Es war eine Feier auf geweihtem Boden, und mit der Erinnerung an die toten Kameraden, denen zahlreiche herbeigeeilte Waffengefährten diese allerletzte Ehre erwiesen, stieg das Andenken an die große eherne Zeit auf, die unverlöschbare Züge in der Weltgeschichte trägt. Das nahm der Wehmut den bitteren Kern. Einfach und schlicht erhebt sich der Stein, der die Zahl der Gefallenen anzeigt; über dem Eisernen Kreuze breitet der deutsche Adler seine Schwingen aus. — Unser Bild zeigt vor dem Gedenkstein das Denkmalskomitee, und zwar von links nach rechts: Oberstleutnant a. D. Schadschneider (1), Hauptmann Bertram (2) und Wachtmeister Lücke (3). Die übrigen Teilnehmer sind alles frühere Angehörige des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9.



Eugen Jacobi, Metz, phot.

Von der Enthüllung des Denkmals für die 1870/71 gefallenen Krieger des Schleswig-Holsteinschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9 bei Champenoise.

Blätter und Blüten

Katharine Mansdotter. (Zu dem Bilde auf Seite 653.) Unter den unglücklichen Fürsten der Weltgeschichte nimmt König Erich XIV. einen hervorragenden Platz ein. Das tragische Geschick dieses zuletzt dem Irrsinn verfallenen Schwedenkönigs hat die Dramatiker verschiedener Völker angeregt, ihn zum Helden ihrer Dramen zu wählen. Unter den Deutschen haben Prutz, Koberstein und Kruse Trauerspiele verfaßt, in deren Mittelpunkt der Sohn Gustav Wasas steht. Die Geschichtsbücher erzählen uns, daß er von seinem ehrgeizigen Bruder, dem König Johann, besiegt und nach seiner Entthronung in das Gefängnis des Schlosses von Gripsholm eingesperrt wurde. Immer mehr verwilderte er dort, immer mehr wurde der Irrsinn Herr über ihn. Seine Gemahlin, Katharine Mansdotter, hatte längere Zeit vergebliche Versuche gemacht, die Erlaubnis zu einem Besuch im Kerker ihres Gatten zu erhalten. Sie hing mit treuer Liebe an ihm und sein trauriges Schicksal war der große Schmerz ihres Lebens. Endlich gelang es ihr, die Hindernisse zu überwinden, die der hartnäckige Eigensinn der Staatslenker und die Erbarmungslosigkeit der Gefängniswächter der Erfüllung ihres Wunsches entgegenstellten. Wie ein Sonnenstrahl erschien sie in der Nacht des Gefängnisses, der König zog sie ans Fenster, betrachtete ihr liebliches Gesicht, auf dem in rührender Weise das Lächeln mit den Tränen kämpfte. Dem Maler G. von Rosen ist es gelungen, auf sein in Nacht getauchtes Gemälde in dieser Gruppe der Liebenden ein Lichtbild hinzuzaubern, in dem uns die tröstende und versöhnende Macht der Liebe sieghaft entgegentritt.

Japanerin in der Sänfte. (Mit Abbildung.) Man hat viel Schönes, Nützliches und Praktisches in dem wunderbaren Lande der Japaner entdeckt, und auch ihre Verkehrsmittel werden gerühmt. Eisenbahnen, Fahrräder, Automobile haben die kleinen findigen Leute erst von den Europäern erhalten, aber die Rickscha, die von farbigen Kulis gezogene zweiräderige Droschke, ist ihre Erfindung und sie hat sich wenigstens in den englischen Kolonien von Hongkong bis zum Kap der Guten Hoffnung eingebürgert. Man kann aber nicht alles in Japan loben, vor allem nicht die altjapanische Sänfte, den Kago, den unsere Abbildung wiedergibt. Da sehen wir eine stimmungsvolle Landschaft und reizende Frauengestalten, die wie Blumen in sie hineinpassen, aber die Sänfte kann uns nicht entzücken. Es ist überhaupt kein Vergnügen in einem Tragstuhl oder in einer Hängematte befördert zu werden. Selbst wenn die Träger sehr geübt sind, werden die Erschütterungen auf die Dauer doch unangenehm. Das fühlte jeder, der längere Strecken in der spanisch-portugiesischen Tipoja oder Hängematte in den Kolonien befördert oder in dem chinesischen Tragstuhl geschaukelt wurde. Der Kago ist aber viel schlimmer, er ist ein Marterkasten, für einen normal gewachsenen Europäer schon darum unbrauchbar, weil er den kleinen Körperproportionen der Japaner angepaßt ist. Er besteht aus einem Sitzbrett, das nicht größer ist als das Sitzbrett unserer Stühle und vorn und hinten an einer Stange mit Stricken aufgehängt ist. Darüber ist noch an der Stange ein Schutzdach gegen Sonne und Regen angebracht. In diesem Dinge kann man nicht aufgerichtet sitzen, weil man mit dem Kopf gegen das Dach stoßen würde; man kann die Beine nicht ausstrecken, weil das Brett zu kurz ist, sie nicht herabhängen lassen, weil sie auf dem Boden schleifen würden. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Beine einzuschlagen und in dem Kago auf seinen Waden zu hocken. Freilich legt man auf das Brett ein weiches Kissen; trotzdem ist aber die Lagerung des Körpers unnatürlich und höchst unbequem. Was tut aber nicht die liebe Gewohnheit! Man zwängt sich in verschiedene Lebenslagen und die Japanerin zwängt sich auch graziös in den Kago. Seit vielen Jahrhunderten ist er im Gebrauch, und heute noch wird er eifrig benutzt. Das hat auch seinen guten Grund, denn wenn man von den Hauptstraßen des Landes in das innere Japan auf „unbekannten Pfaden" eindringt, so merkt man bald, daß sich dort die Wege in traurigster Verfassung befinden. Da geht es über Stock und Stein, und selbst eine Fahrt mit der leichten Rickscha ist ausgeschlossen. Da müssen die kleinen gelben Damen sich wohl tragen lassen.



From Stereograph copyright 190[illegible] by H. C. White Co., New York.

Japanerin in der Sänfte.

Das Gewicht einer Volksmenge. Wer hat sich als Kind nicht schon die Frage vorgelegt, wie es möglich ist, daß die Erde Menschen, Häuser und alles Drum und Dran trägt, ohne unter dieser Last zusammenzustürzen. Und doch hat diese kindliche Idee auch eine wissenschaftliche Berechtigung. Man hat eine eigenartige Untersuchung angestellt, um zu ermitteln, welche Belastung des Erdbodens durch eine dicht zusammengedrängte Menschenmenge entsteht. Man kann die Frage nur in der Weise aufklären, daß man feststellt, wie viel Menschen auf einer Raumeinheit, also am einfachsten auf einem Quadratmeter, Platz finden. Da kam man zu dem überraschenden Ergebnis, daß auf diesem kleinen Raum nicht weniger als zehn erwachsene, kräftige Menschen nebeneinanderstehen können, und daß diese Flächeneinheit dann bis zu dem gewaltigen Gewicht von 700 Kilogramm belastet sein darf. Bei Errichtung von Tribünen und großen Emporen werden diese Zahlen von Bedeutung sein, zugleich beweisen sie, wie wenig Platz der einzelne Mensch auf der Erde braucht.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

19. Doppelnummer 1905

Preis 12 cents



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (3. u. 4. Fortsetzung.) . . . 669 u. 689
Weinlese bei Tivoli. Bild von A. Battaglia. . . . 669
Die Nordwestpassage. Bild von J. E. Millais. . . . 673
Das Wesen des modernen Kunstgewerbes. Von Professor Dr. Edmund von Sallwürk d. J. . . . 674
Ein weiblicher Minister. (Maria Anna, Prinzessin von Orsini.) Von Ludovica Freifrau von Bodenhausen. (Mit Abbildungen.) . . . 675
Frühmorgen im Harz. Bild von Ch. Kröner. . . . 676 u. 677
Die Baumeisters. Roman von Lulu von Strauß und Torney. (10. u. 11. Fortsetzung.) . . . 681 u. 700
Der alte Torwart. Bild von Aug. Kühles. . . . 680
Mehr rechts! Bild von P. E. Chocarne Moreau. . . . 683
Eine Nacht für Allah. Von Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld. (Mit Abbildungen.) . . . 694
Die Fremdwörter in unserem Heere. Von Professor Dr. Emil Penner . . . 697
Tändelei. Bild von C. v. Bergen. . . . 701
Die Wunder des Selens. Von Franz Bendt. (Mit Abbildungen.) . . . 704
Des Helden letzte Fahrt. Bild von Aug. Dieffenbacher. . . . 705
Bilder aus der Gegenwart. . . . 685, 686 u. 687; 709, 710 u. 711
Blätter und Blüten. . . . 688 u. 712
Allerlei Winke für jung und alt. Für die Küche. — Neue Bücher. — Zur Kurzweil. . . . Beilage 1—4
Kunstbeilage 20: „Ruhernte“. Von R. Püttner.

Leipzig Königsstrasse 33
Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.



Nussernte.
Originalzeichnung von R. Püttner.

Nr. 37 — Die Gartenlaube — 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

…beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(3. Fortsetzung.)

Der Wildmeister brauchte eine Weile, bis er wieder zu Atem kam, und mußte zur Erleichterung der Sache an seinem …ingreichen Hals den Leinenkragen lüften. Er streifte die …wägerin mit scheuem Blick und schien eine Frage, die ihm …i der Junge lag, nicht herauszubringen. Wütend guckte er …e Heckentür hinüber, tat einen grimmigen Fluch und sagte …laut: „So was hätt ich meiner Seel dem netten Buben …t zugetraut! . . . Aber sag doch, Mädel . . .“

„Die Sach ist wett gemacht. Jetzt mag ich nimmer reden …on.“ Madda nahm das Hütchen ab, warf die rotgebänderten …öpfe über die Schultern, faßte das kleine Bürschlein an der …and und trat mit den Kindern ins Haus.

Peter Sterzinger prustete noch immer und schnappte nach …ft. Dabei betrachtete er mißtrauisch die fremde Magd, die …umd auf der Hausbank saß, in den traurigen Augen die Angst, daß sie in der nächsten Minute den gleichen Weg zu gehen hätte, den der Jäger gegangen war.

Als der Wildmeister in die Stube kam, war Madda schon beim Auspacken eines Korbes.

Es war ein kleiner freundlicher Raum, die braune Decke so niedrig, daß der große Mann mit dem Kopf beinah an die Balken stieß. Fast den vierten Teil der Stube nahm ein Ungetüm von grünem Kachelofen ein, eine Bank zog sich ringsherum, und in der Ecke stand ein Spinnrad, die Kunkel rot umbändert. Drei winzige Fenster, von den Rosenstöcken verschleiert und mit roten Vorhängen noch halb verhangen, ließen nur spärliches Licht herein. Die vielen Geweihe, die an der weißen Mauer hingen, warfen trübe Schatten, und heimlich schimmerte in der Schüsselrahme der Anrichte das blanke Zinngeschirr. An einem Zapfenbrett neben der Tür hingen



Weinlese bei Tivoli.

Gemälde von A. Battaglia.

Wettermäntel und Armbrusten, Schneereifen, Luntengewehre, Jagdhörner, Raubzeugeisen und sonst noch allerlei Weidmannskram.

In dem Winkel zwischen den Fenstern stand vor der Eckbank ein großer Tisch. Hier packte Madda den Korb aus, unter dem jubelnden Geschwätz der Kinder, die den Schreck von da draußen schon vergessen hatten. Aber die Jungfer hatte noch ein leises Zittern in der Stimme, und ihr feines, hübsches Gesichtchen, auf dem die ganze Helle des kleinen Fensters lag, war bleich bis in die Lippen. Recht gezwungen klang ihre Lustigkeit, während sie den Kindern einen Hahn zeigte, der krähen konnte, und einen kleinen hölzernen Affen, der an Stelle des Herzens eine stählerne Feder hatte und Purzelbäume machte.

Die Kinder schrien vor Vergnügen. Auch Peter Sterzinger guckte eine Weile mit Neugier zu, bis er brummte: „Freilich, da hat schon wieder das Teuerste her müssen! Aber weiter jetzt, ihr kleine War'! Ich muß mit der Schwägerin reden. Zeigt eure Wunderviecher dem Schinagl!"

Als die Kinder draußen waren, blieb's in der Stube eine Weile still. Man hörte nur das Klipp und Klipp des Kreuzschnabels, der in seinem winzigen Käfig ruhelos zwischen den beiden Sprossen hin- und hersprang — ein Vogel, der die Gesundheit im Haus verbürgte. Kam eine Krankheit unter Dach geflogen, so fiel sie zuerst den Kreuzschnabel an. Und man konnte sich vorsehen.

Madda nahm das kleine Mäntelchen von den Schultern und setzte sich auf die Fensterbank. Jetzt war ihr Gesicht im Schatten; aber warme Lichtlinien zogen sich um das schwarze Köpfchen. „Wie froh bin ich, daß ich erst gestern gefahren bin! Wär ich fürgestern fort, wie ich wollen hab, so wär ich zu bösem Morgen in die Stadt gekommen. Gestern in der Früh ist wieder ein Brand gewesen."

„. . . Hat ein Haus gebronnen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Auf der Nonntaler Wies."

Und Peter Sterzinger fragte nicht weiter.

„Wie ich's gehört hab, bin ich gleich in die Kirch und hab gebetet! . . . Schwager, Schwager, wie kann's denn sein, daß es Leut gibt, die sich dem Teufel ergeben und so grausenvolle Sachen tun?"

„. . . Ich weiß nicht, ich versteh's nicht! Reden wir lieber von was anderem. Hast alles zu kaufen gekriegt, was wir gebraucht haben?"

„Alles."

„Und mit dem Weibsbild da draußen? Hast denn was Besseres in der Stadt nicht finden können? Hat's denn grad eine sein müssen, die maultot ist?"

„In vierzehn Häuser ist die Dingfrau mit mir gegangen. Herr du mein, was hab ich da für Weibsleut gesehen! Gut für alles, bloß zur Arbeit schlecht. Und die einzig, die man hätt brauchen können, die hat gesagt, sie geht nicht fort so weit, und in der Stadt wär's lustiger."

Peter Sterzinger murrte ein Wort, das sich für eine Stunde der Zärtlichkeit nicht geeignet hätte. Und sagte: „Aber wie bist denn nachher auf die da draußen verfallen?"

„Wie ich heimgefahren bin, zwischen Salzburg und Grödig, da ist sie neben der Straß' gesessen."

Jetzt fing der Wildmeister zu schreien an, daß der Kreuzschnabel erschrocken durch seinen engen Käfig flatterte. „Neben der Straß' gesessen? So ein wildfremdes Menschenhäufl! Und das packst du gleich auf den Wagen und bringst mir so was mit ins Haus?"

Madda schüttelte den Kopf. „Nein, Schwager!" Bei dem groben Wetter, das Peter Sterzinger losgelassen, schien sie ihre Ruhe völlig wieder gefunden zu haben. „Ich denk doch, du kennst mich? Fürsichtiger für's Haus, als ich bin, kann nicht leicht wer sein. Für ein Leut, das ich unter Dach nimm, muß ich die Hand ins Feuer legen können. Und das tu ich für die Marei! . . . Aber ich hätt das Mädel gar nicht gesehen, weil ich allweil an was anders hab denken müssen, derweil wir heimgefahren sind. Aber da sagt der Hans: ‚Die hockt im Graben, als tät sie einen Mühlstein auf der Seel haben!' Und wie ich hinschau und seh dem armen Mädel seine todtraurigen Augen, da hat's mich nimmer gelitten im Wagen, und aussteigen hab ich müssen . . ."

„So?"

„Ja! Und hab mich müssen hinsetzen zu dem armseligen Ding."

Peter Sterzinger schwieg. Mit den Fäusten hinter dem Rücken stellte er sich vor die Mauer hin und guckte dem Kreuzschnabel zu, der einen Ausweg aus seinem Käfig zu suchen schien.

Ruhig erzählte Madda. Zuerst hätte sie gar nicht gemerkt, daß die Marei stumm wäre — hätte nur gedacht, daß sie vor Scheu nicht reden möchte, weil ihr so was Schweres auf dem Herzen läge. Als aber Madda dem Mädel freundlich zugesprochen, hätte die Marei jählings einen Schrei getan und die beiden Arme um Maddas Knie geschlagen und mit einem Blick zu ihr hinaufgebettelt, wie ihn nur das tiefste Elend in den Augen hat. Und da brachte nun Madda langsam durch Fragen alles heraus. Den Namen — Marei — den erriet sie gleich. Aber die Heimat? Das Mädel hätte immer gedeutet: von weit her! Ihr Vater, ein Hufschmied, wäre schon vor Jahren gestorben, ihre Mutter erst vor wenigen Tagen. Und das Mädel hätte nicht Haus und Herd, nicht Geschwister und Gefreundschaft — harte Menschen hätten das vereinsamte Ding aus der Heimat fortgetrieben und ihm nur die Kleider auf dem Leib gelassen. Aber daß die Marei allzeit ein fleißiges Leut gewesen, das könnte man an ihren Händen sehen. Und zu jeder Frage, die Madda wegen der Arbeit in Haus und Küche stellte, hätte die Marei genickt, daß sie das alles gut verstünde. Und als sie hörte, daß im Haus zwei liebe, fröhliche Kinder wären, hätte aus den traurigen Augen der Marei was herausgeleuchtet wie frohe Sonne.

Ganz dämmerig war es in der kleinen Stube schon geworden, als Madda sich erhob: „Gelt, Schwager, jetzt hol ich sie herein? Die muß sich ja schier verzehren vor lauter Angst, weil wir sie so lang und ungut da draußen sitzen lassen!"

Peter Sterzinger schien noch einen letzten Widerstand versuchen zu wollen. Aber gegen die Waffe, mit der seine Schwägerin kämpfte, kam er nicht auf. Der Klang dieser Güte stellte ihm den vorsichtigen Verstand auf den Kopf und band ihm die Hände und den Willen. Und er kannte diese siegende Güte nicht erst seit der letzten Stunde. Seit die junge Wildmeisterin vor drei Jahren beim Maitanz an einem kalten Trunk gestorben war, hatte Peter Sterzinger die Kraft dieser Güte an seinen mutterlosen Kindern und an seinem eigenen Leben erfahren.

„In Gottes Namen," sagte er, „hol das Weibsleut halt herein! Wenn du das rechte Zutrauen zu ihr hast, da wird's ja so weit nicht fehlen. Und daß sie maultot ist, das hat ja auch einen Fürzug: da kann sie nicht ratschen und nichts Ungutes aus dem Haus schwätzen. Was bei uns geschieht, darf freilich jedermann wissen. Aber die Zeit ist so, daß man fürsichtig sein muß auf Schritt und Tritt. Jetzt hol sie halt! Die Augen will ich schon fest aufmachen. Und wenn ich was merk an ihr, was mir in unser ehrsam Haus nicht passen tät, nachher kehr ich aus mit dem groben Besen."

„Das wird's nicht brauchen, Schwager! Jeder Mensch hat an der Seel zwei Fenster, durch die man hinunterschauen kann in den tiefsten Herzbrunnen."

„Solche Fenster hab ich noch nie gesehen."

„Die Augen, Schwager! Alles an einem Menschen kann lügen. Nur die Augen nicht."

„Meinst?"

„Ja, das mein' ich. Und wie ich der Marei gesagt hab, daß ich ihr ein Heimatl geben will und Arbeit und Verdienst, und daß ich gut sein will mit ihr, so lang sie brav ist . . . da hat sie gezittert am ganzen Leib und hat meine Händ genommen und hat mich mit ihren nassen Augen angesehen. Schwager, ich kann's nicht sagen, wie das gewesen ist! Als

… ich bei der Nacht in eine Kirch hineinschauen, in der die …erzen brennen! Oder in den Königssee hinunter an einem …schönen Tag! So hab ich der Marei hinuntergeschaut in …n Herzbrunnen. Kummer und Weh ist drunten gewesen, so …el, daß ich erschrocken bin. Aber das hat mich angeschaut …ie etwas Heiliges. Und nichts Ungutes und Falsches ist …bei gewesen, nichts Böses und Schlechtes! Wirst sehen, …chwager, wir fahren gut mit dem armen Mädel!"

Madda ging aus der Stube und trat hinaus in die blaue …ämmerung des Abends. Lauter als am Tage rauschte die …ache, weil alles so still war in der Runde. Auf den höchsten …ergzipfeln glühte noch ein letzter, matter Schein, die ersten …terne blinkten, und aus einzelnen Fenstern des hohen Stiftes …ahlte schon die Kerzenhelle.

Während man von der Scheune her den Schinagl lachen …d die Kinder lärmen hörte, zuckte die fremde Magd er…rocken von der Steinbank auf. Ihrem angstvollen Blick …ar es anzumerken, daß sie alles andere eher erwartete als …as gute Wort der Madda: „Komm, Marei! Der Schwager will …ich behalten und will dir freund sein, wenn du brav bist!" …ie Jungfer streckte die Hand. Marei aber nahm sie nicht …ach. Sie zitterte. Und tat einen tiefen Atemzug. Dann …eß sie sich führen. Vor der Schwelle streifte sie die schweren …antoffel herunter. Und barfuß trat sie in das Haus.

Madda rief noch in den Hof: „Kinder! Zeit in die Stub! …onst fliegen euch die Fledermäus in die Haar!"

Peter Sterzinger unterbrach seine grübelnde Wanderung …urch die Stube, auf deren Tisch eine Kerze flackerte, und …ellte sich mit musterndem Blick vor die Fremde hin, die immer …einiger zitterte.

„Mußt dich nicht fürchten, Marei, der Schwager ist gut!" …agte Madda. „Und jetzt richt ich dir ein bißl was zusammen, …äsch und Gewand, daß du dich ordentlich antun kannst." …ie zündete ein Öllämpchen an und ging aus der Stube.

Die Kinder kamen hereingesurrt, hockten sich auf den Boden …n, zogen unter Lachen und Schwatzen den kleinen, hölzernen …ffen auf und ließen ihn seine Purzelbäume schlagen. Um …ie Fremde kümmerte sich keins von den Kindern. Peter Ster…zinger aber begann eine scharfe Frage um die andere an Marei …zu richten. Sie nickte oder schüttelte den Kopf. Und zitterte. …nd ließ den Blick durch die Stube huschen, als möchte sie …das Bild ihrer neuen Heimat tief in sich hineintrinken. Und …ls der purzelnde Affe, mit dem die Kinder spielten, in die …ähe ihrer Füße kam, fuhr sie erschrocken zusammen und starrte …das Spielzeug an wie etwas Unheimliches.

Der Wildmeister fragte und fragte. Doch er brachte aus …der stummen Marei nicht viel mehr heraus, als Madda ihm …schon gesagt hatte.

Da läuteten die Glocken der Stiftskirche den Abendgruß. …ie Kinder, auf den Dielen hockend, falteten die Händchen, …nd Peter Sterzinger beugte sich vor dem Tisch auf die Knie …nieder. Während er betete, ließ er die Fremde nicht aus den …Augen. Wo sie gestanden, hatte sie sich auf die Knie ge…worfen und die Hände vor dem Kinn ineinander geklammert. …Der Wildmeister dachte sich: „So heiß und demütig und dank…bar hab ich noch nie einen Menschen beten gesehen!" Als die …Glocken schwiegen, stand er auf und sagte: „Guten Abend! …nd in Herrgottsnamen, sollst halt bleiben! Tu deine Schuldig…keit, sei christlich und fleißig, halt mir die Kinder gut und …folg der Schwägerin aufs Wort, so wirst auch über mich nicht …klagen müssen! . . . Aber jetzt komm her da! Jetzt mußt …mir noch eine Prob machen!" Er deutete auf den Käfig des …Kreuzschnabels und gab seiner Stimme einen grobgestrengen …Ton. „Das ist ein geweihter Wehdamsvogel! Verstehst? Tät …ein Mensch, der was Schlechtes auf der Seel hat, den Käfig …anrühren, so tät der Vogel maustot vom Spreißel fallen! …Auf der Stell! Verstehst? . . . Und jetzt geh hin und rühr …den Käfig an!"

Mit raschen Schritten ging Marei auf die Mauer zu. Aber …Peter Sterzinger streckte ihr den Arm vor.

„Besinn dich, Marei! Ist deine Seel nicht sauber, so drück dich aus meinem Haus. Und ich will dir in Fried noch ein paar Groschen Wegzehrung mitgeben! Machst du aber die Prob, und der Wehdamsvogel ist hin, so muß ich dich hinaus führen lassen zum Landrichter."

Da schob Marei den Arm des Wildmeisters aus ihrem Weg und streckte die Hand nach dem Käfig aus.

Der Kreuzschnabel flatterte, wurde aber gleich vertraut und fing nach einem Weilchen an den Fingern der Marei zu knappern an, als hätte man ihm süße Rübchen in den Käfig gesteckt.

Und Peter Sterzinger machte den Specht. Dennoch schien er nicht in gute Laune zu kommen und setzte sich brummig auf die Ofenbank, als Madda in die Stube trat. „Komm, Marei," sagte die Jungfer, „ich zeig dir deine Schlafstatt."

Draußen im dunkeln Flur tastete die Fremde taumelnd nach der Mauer, als wäre sie von einer Übelkeit oder einer jähen Schwäche befallen.

Madda öffnete eine niedere Tür, und die beiden traten in eine kleine Kammer. Viel war nicht drin; aber weil alles so eng beisammen stand, sah der Raum ganz freundlich aus. „Das Bett ist gut," sagte die Jungfer, während sie das Öllämpchen auf den Tisch setzte. „Und schau, da hab ich dir hergelegt, was ich an Wäsch und Zeug in der Schnelligkeit hab finden können. Einen Krug Wasser hab ich dir auch hergestellt. Jetzt tu dich waschen und zopfen, daß du sauber zum Anschaun bist. Und nachher komm hinaus in die Küch, daß ich dich einweis in die Arbeit." Madda wollte schon aus der Kammer gehen. Aber da sah sie, daß das Gesicht der Fremden schmerzhaft verzerrt und so weiß wie die Mauer war. „Marei, was ist denn? Fehlt dir was?"

Die Stumme schüttelte den Kopf; doch in ihren starren Augen war ein Blick voll namenloser Angst.

Madda lächelte und strich ihr mit der Hand über die zuckende Wange. „Jetzt tu dich nimmer fürchten! Jetzt bist du daheim bei uns! Und wirst sehen, bei uns ist gut sein."

Als die Jungfer aus der Kammer gegangen war, sprang Marei mit einer schreckvollen Bewegung auf die Türe zu und schob den Riegel vor. Dann stand sie immer auf dem gleichen Fleck, immer zitternd, immer heftiger geschüttelt an allen Gliedern. Und plötzlich stürzte sie zu Boden, wie von einer Keule niedergeschlagen, und wälzte sich in Zuckungen auf den Dielen.

Es dauerte lange, bis der Krampf sich löste, der ihren Körper befallen hatte. Eine Weile lag sie regungslos, wie tot. Als ihr die Sinne wiederkamen, richtete Marei sich halb von den Dielen auf und blickte angstvoll um sich her, wie eines, das nicht versteht, was mit ihm geschehen ist. Zitternd trocknete sie den Schaum von den Lippen und wischte von den Händen das Blut der kleinen Wunden fort, die ihr die Fingernägel ins Fleisch gegraben hatten. Und auf den Knien, das bleiche, erschöpfte Gesicht von Tränen überronnen, fing sie zu beten an, mit aller Inbrunst einer verzweifelten Menschenseele.

Dieser stumme Schrei zum Himmel schien sie zu trösten, zu beruhigen. Das Gesicht bekreuzend, stand sie auf. Und wusch sich und flocht die Zöpfe. Ein mattes Lächeln der Freude erhellte ihr verstörtes Gesicht, während sie sich mit dem guten, sauberen Zeug bekleidete, das ihr Madda aufs Bett gelegt. Sogar nach einem Spiegel guckte sie aus. Doch sie fand keinen. An der Mauer hing nur ein kleines Bild, mit bescheidener Kunst auf Glas gemalt: die Gottesmutter mit dem Kinde.

Beim Anblick dieses Bildchens kam etwas grauenhaft Wildes und doch unsagbar Zärtliches über die stumme Marei. Sie riß das Täfelchen von der Mauer, und während sie das weiße Gesicht der heiligen Frau mit Küssen bedeckte, lallte ihre schwere Zunge einen dumpfen Laut, immer wieder und wieder: „Mua . . . Mua . . . Mua . . ."

Ruhiger geworden, blieb sie auf dem Bette sitzen und betrachtete immerzu mit nassen Augen diese gemalte Mutter.

Dann schrak sie auf — weil sie die Stimme Maddas hörte, die ihr rief. Hastig hängte sie das Täfelchen an die Wand, verschlang es noch mit einem heißen, zärtlichen Blick —

und eilte aus der Kammer. Erschrocken, mit jenem gleichen dumpfen Laut auf der Zunge, fuhr sie vor der Feuerhelle zurück, die den Flur erfüllte. Das war der Schein der Herdflamme, die in der Küche brannte. Und Madda rief: „So komm doch, Marei! Ich hab schon gefeuert und hab dir alles hergestellt! Jetzt zeig nur gleich, wie du kochen kannst!"

Aus der Stube klang der heitere Lärm der Kinder und manchmal ein mahnendes Wort des Wildmeisters, dem die tollende Freude des kleinen Pärchens nicht in die Laune dieser Stunde zu passen schien.

Peter Sterzinger hatte in der Stube das Kerzenlicht auf die Ofenbank gestellt und säuberte das Luntengewehr, mit dem Adelwart den Probeschuß nach dem Kieselstein getan hatte. Eifrig putzte er schon seit einer Viertelstunde — es konnte kein Flecklein Brand mehr in der Rohrseele haften — doch verdrossen fegte er mit dem Wischer noch immerzu. Und was für Gedanken ihn dabei beschäftigten, das verriet er, als Madda in die Stube trat. „Ein netter Tausch, das!" brummte er. „Solch ein Weibsleut ins Haus kriegen! Und solch einen Buben verlieren müssen! Mit dem hätt ich Staat machen können in meiner Jägerei!" Ein stummer Zornblick der Schwägerin veranlaßte ihn, etwas kleinlaut beizufügen: „Wenn er einwendig ein andrer gewesen wär! Aber freilich . . . wie er sich geführt hat gegen dich . . . da ist mir nichts andres übrig geblieben, als daß ich ihm einen Deuter hab geben müssen."

Ohne einen Laut zu erwidern, machte sich Madda daran, den zweiten der beiden Körbe auszupacken, die sie von Salzburg heimgebracht hatte. Die Kinder guckten neugierig zu; aber als sie hörten, daß da nichts für sie herauskäme, kehrten sie wieder zu ihrem Affen zurück und ließen ihn seine Purzelbäume schlagen.

Plötzlich sagte Madda: „Geh doch hinaus, Schwager, und schau dir an, wie das brave Mädel schafft!"

„Meinetwegen! Mir soll's ja recht sein!" murrte Peter Sterzinger, der mit einem Draht das Bohrloch der Zündpfanne sauber kratzte. „Aber mit deinen zwei Fensterscheiben vor der Seel . . . da kannst mich auslassen! Was für helle, gute, klare Augen hat der Bub gehabt! Und schwören hätt einer mögen, daß in seinem Herzbrunnen nichts anderes drunten ist als Treu und Ehrsamkeit! Aber da siehst, wie Menschenaugen lügen können!" Verdrossen schüttelte er den Kopf und begann mit einem fetten Lappen ingrimmig den hölzernen Schaft des Gewehres zu scheuern. Und nach einer Weile sagte er ein bißchen spöttisch: „Heut in der Früh ist der Sekretarius wieder da gewesen! Der geht freilich nicht so scharf ins Zeug! So viel sanftmütig hat er dahergeredet! Und aufgeputzt ist er gewesen wie der Gockel, dem die neuen Federn wachsen."

Langsam drehte die Jungfer das Gesicht über die Schulter. „Ich möcht nicht haben, daß der Schwager ungut von ihm redet!"

Beim ruhigen Ernst dieser Worte schien dem Wildmeister eine heiße Sorge in den Kopf zu fahren. „Mädel!" Er legte das Gewehr auf die Ofenbank und faßte die Kinder bei den Köpfen. „Geht mit eurem Affen ein bißl in die Küch hinaus und machet Bekanntschaft mit der Marei!" Und als die Kinder aus der Stube waren, trat er auf Madda zu. „Aber Mädel! Den hast du doch nie noch ernst genommen! So ein Manndl, das der Wind von der Gassen blast!"

„Es kann nicht jeder zwei Zentner wiegen! Sucht man ein festes Herz, so wägt man nicht die Knochen. Ledig kann ich auch nicht allweil bleiben. Und gegen den Sekretari kann man kein Wörtl sagen. Er ist ein braver, rechtschaffener Mensch, hat sein Ansehen und sein gutes Auskommen. Und Landrichter kann er auch noch einmal werden. Droben im Stift, da meinen sie's gut mit ihm. Sonst hätten ihm die Herren nicht das Stipend für die hohe Schul zu Ingolstadt gegeben. Und allweil ist er auf der Schul der Erst gewesen. Warum sollt er denn grad bei mir der Letzte sein?"

Peter Sterzingers Kurzatmigkeit schien sich in dieser Minute ganz bedenklich verschlimmert zu haben. „Maddle! Jesus Maria! Bist du denn schon so weit mit ihm?"

„Geredet hat er noch nichts. Aber ich weiß doch, wie ich mit ihm dran bin. Und mit der Zeit, mein' ich, wird's wohl werden. Deswegen muß sich der Schwager nicht sorgen. So viel hab ich ihn schon merken lassen, daß bei mir vom Heiraten keine Red sein kann, so lang mich deine Kinder noch brauchen. Der Sekretarius und ich, wir sind zwei junge Leut. Wir können warten."

Schweigend blieb der Wildmeister inmitten der Stube stehen und machte langsam den Specht. Weil der schwarze Schatten seines Körpers breit über den Tisch fiel, sagte Madda: „Mußt ein bißl aus dem Licht gehen! Ich seh nichts beim Auspacken."

Schwer schnaufend trug Peter Sterzinger den Leuchter zum Tisch, griff nach dem Luntengewehr und setzte sich auf die Ofenbank. Doch er putzte nimmer, sondern legte das Gewehr über die Knie und sah es nachdenklich an. Ganz still war's in der Stube. Nur das Klipp und Klipp des Kreuzschnabels. Und das Geraschel, das Madda beim Auspacken machte.

Dann sagte der Wildmeister, während er seufzend aufstand und das Gewehr an den Zapfen hängte: „Willst du deine Zukunft an den Sekretari hängen, so mußt du fürsichtig sein! Der ist heikel! Da schnauf nur kein Wörtl von der Schellenberger Sach!"

„Warum?" Maddas Stimme klang anders als zuvor. „Da ist nichts zu verschweigen dran."

„Freilich, ist ja gut ausgegangen! Aber Freiersleut haben ihre Mucken. Ich mein', ich fahr gleich morgen nach Schellenberg hinaus und sorg, daß kein Gered unter die Leut kommt. Wer ist denn dazugekommen und hat dir geholfen?"

„Da hab ich keinen Helfer gebraucht!"

„Aber Mädel! Du allein bist doch nicht Herr worden . . . gegen so einen Kerl, der dasteht wie ein Baum und Fäust von Eisen hat?"

Jetzt begriff sie, daß Peter Sterzinger in seiner Sorge die Sache viel übler sah, als sie in Wahrheit gewesen. Mit brennendem Gesicht fuhr sie herum, und der Zorn blitzte in ihren Augen. „Der Schwager muß nicht wissen, mit wem er redet? Und den Weg auf Schellenberg kann sich der Schwager sparen. Da braucht's kein Vertuscheln und Helfen. Und was geschehen ist, kann jeder wissen!" Zwei Tränen kollerten ihr von den Wimpern. „Im Schellenberger Leuthaus ist's gewesen, im Gärtlein . . . da bin ich auf der Bank gesessen, und da ist er gählings dagestanden vor mir, und hat mich wie ein Narr um den Hals genommen und hat mir ein Bussel gestohlen . . ."

„Ein Bussel?" Peter Sterzinger riß die Augen auf. „Und deswegen schlagst im Hof da draußen einen solchen Lärm? Und deswegen muß ich einen Buben aus dem Haus werfen, den ich am liebsten mit sieben Strick an mein Leben gebunden hätt?"

Der Jungfer verschlug's die Rede. Ein Bussel schien bei ihr schwerer zu wiegen als in Peter Sterzingers billiger Schätzung.

Der wetterte in seinem kurzatmigen Ärger weiter: „Ein Bussel! Ein Bussel! Das beißt doch der Ehr noch lang keinen Faden ab! Wirst ihm halt gefallen haben! Und da hat er halt zugegriffen im besten Vermeinen. Bei deiner Schwester, vor sieben Jahr, da hab ich's auch nicht viel anders gemacht. Wer lang redt, der geht lang irr . . . und die richtige Lieb macht flinke Sprüng. Ich hab halt auch mein Weib beim Schöpfl gepackt und hab ihr ein Festes hinaufgepappt aufs liebe Göschel. Aber die Tresa, die hat keinen so narrischen Lärm geschlagen. Die hat gelacht! Und schlecht geraten ist's ihr auch nicht! Hätt sie mir unser Herrgott nur gelassen! Da wären wir in Glück und Seligkeit alte Leut geworden!" Dem Wildmeister ging die Luft aus. „Und das kann ich dir auch noch sagen: ein Bub, wie der ist, wär mir als Schwager hundertmal lieber gewesen, als so ein Zwetschgenmanndl und Federfuchser vom Landgericht!"



By Permission of The Art Reproduction Comp. Ltd. London.

Die Nordwestpassage.

Gemälde von J. E. Millais.

Da faßte Madda eine kleine Schachtel, die sie mit anderem Zeug aus dem Korb gekramt hatte, und ging zur Türe.

„He?" rief Peter Sterzinger verdutzt. „Wohin denn?"

Schon die Klinke in der Hand, drehte Madda das Gesicht und sah dem Schwager fest in die Augen. „Aus der Stub muß ich! Und der Weyerzisl hat mich gebeten, daß ich seinem Trudle was mitbring. Das will ich hinübertragen. Und ich bleib so lang, bis mir der Schwager sagen laßt, daß er seinen Verstand wieder zusammengeklaubt hat."

Als sie in den Flur trat, durch den die Helle des Herdfeuers leuchtete, hörte sie aus der Küche die vergnügten Stimmen der Kinder. Mit Händeklatschen kreischte das Dirnlein: „Jeggus, Jeggus, jetzt frißt er den Fuchs! So schau nur, jetzt frißt er ihn auf mit Haut und Haar!"

Dieser sonderbare Ausruf veranlaßte Madda, in die Küche zu gucken. Vor dem Herdfeuer saß Marei auf den Fliesen, und neben ihr knieten die beiden Kinder und hatten ihre jubelnde Freude an dem Schattenspiel, das die Magd mit ihren flink beweglichen Händen an der weißen Mauer entstehen ließ. Da sperrte ein Wolf den Rachen auf und biß einem Fuchs den Kopf herunter — im Nu waren die Tiergestalten verwandelt in ein altes Weiblein, das einen Packen Scheitholz auf dem Rücken trug, dann war's ein Hanswurst, der neugierig in einen Topf guckte, ein Gockel, der mit den Flügeln schlug und wie zum Krähen den Hals streckte, und so ging zur Freude des kleinen Paares der Wechsel des lustigen Schattenspiels immer weiter.

Auch Madda sah eine Weile zu und fand dabei ihre Ruhe wieder. Freundlich strich sie der Magd übers Haar und sagte: „Schau, jetzt hast du die Kinder auch schon für dich!" Dann verließ sie das Haus.

Zu Tausenden funkelten die Sterne in der klaren, kühlen Nacht. Und durch das Rauschen der Ache tönte vom Berghang herüber die Jodelstimme eines Buben.

Als Madda über die Straße hinüberhuschte, rührte sich was im schwarzen Schatten der Weißdornhecke. Da saß einer im Straßengraben, ganz in sich zusammengekrümmt, das Gesicht zwischen den Händen.

Die Jungfer sah ihn nicht. Als er sich bewegte und die Arme fallen ließ, war Madda schon drüben beim Gärtlein des Weyerzisl und verschwand im Dunkel der Hollunderlaube, die den Eingang überdachte. (Fortsetzung folgt.)

Das Wesen des modernen Kunstgewerbes.

Von Professor Dr. Edmund von Sallwürk d. J.

Fragen der Kunst beschäftigen heutzutage nicht mehr in der Theorie bloß Fachgelehrte und in der Praxis die reichen Leute, die in der Lage sind, Kunstwerke anzuschaffen, sie sind vielmehr ein Interesse des gesamten Publikums geworden. Noch bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren die besten Köpfe in Tätigkeit, um den Irrtum zu bekämpfen, als sei die Kunst als Luxus zu betrachten, und um darzulegen, daß sie dem ganzen Volk als eine der vornehmsten Kulturerrungenschaften zugänglich gemacht werden müsse. Jetzt aber ist tatsächlich unser ganzes öffentliches und bürgerliches Leben unter das Zeichen der Kunst gerückt. Staatliche und städtische Bauten, Gasthöfe, Geschäftshäuser, Anzeigen jeder Art, die Kleidung: all das zeigt, daß ein lebendiger Zug künstlerischer Gestaltungskraft das Volk durchdringt. Allerdings hat sich ja der Wohlstand der Bevölkerung keineswegs so erfreulich gehoben, daß jetzt weitere Kreise imstande wären, originale Kunstwerke anzuschaffen. Aber man hat Mittel und Wege anderer Art gefunden, um das Bedürfnis nach Kunst zu befriedigen. Das Vergnügen, einen Kunstgegenstand zu besitzen, der nur *einmal* so vorhanden ist, hat man den wohlhabenden Leuten gelassen; dafür ist das Glück, künstlerische Werte im täglichen Leben zu genießen, allen zugeteilt worden durch die Technik. Zunächst wird man nach dieser Richtung an die Vervielfältigung von Gemälden denken; aber viel wichtiger ist die Reproduktion kunstvoll gestalteter *Gebrauchsgegenstände*, die wir dem *Kunstgewerbe* verdanken.

So kommt es, daß die Wunderzeiten des Mittelalters wieder heraufzuziehen scheinen, in denen die künstlerische Darstellung für jeden Gegenstand des täglichen Lebens eine selbstverständliche Forderung war. Wie damals arbeiten Kunst und Gewerbe Hand in Hand in so engem Wechselverhältnis, daß der gewöhnliche Ausdruck „Kunstgewerbe" jetzt erst wieder zu voller Geltung gelangt. Dies sieht man aus allen möglichen Erkennungszeichen. Einmal arbeiten wieder Künstler selbst mit eigener Hand Schmuckstücke, Topfwaren usw., dann zeichnen sie Dinge, die früher viel zu prosaisch schienen, als daß die hohe Kunst ihnen Aufmerksamkeit geschenkt hätte: Hausgeräte, Möbel, Spielsachen, und schließlich ist das Ansehen kunstgewerblich tätiger Künstler das gleiche geworden wie das der Maler und Bildhauer. Aber es wäre falsch, nur den Künstlern das Verdienst an dieser Wandlung zuzuschreiben: die fabelhafte Entwicklung des Gewerbes hat erst die Mittel an die Hand gegeben, daß die freie Kunst zur angewandten werden konnte. Ohne die feinen und für jedes Bedürfnis genügenden Maschinen würde es nicht möglich gewesen sein, daß jetzt jeder Kunstwerke besitzen kann, ohne seine Mittel allzusehr zu belasten. Und das ist das Schöne und Gesunde an dieser modernen Umgestaltung des Kunstgewerbes, daß nun die weitesten Kreise daran teilhaben.

Man hat sich aber auch andere *Aufgaben* gestellt: Was das moderne Kunstgewerbe leisten will, muß schön, aber zugleich brauchbar sein. Es kommt hierbei lediglich der Grundsatz zur Geltung, daß das schönste kunstgewerbliche Stück verwerflich ist, wenn seine künstlerischen Vorzüge es unbrauchbar machen. *Der Zweck also steht oben an.* Dies ist keine Knechtschaft der Kunst, denn es ist ein anerkannter Satz der Kunstlehre, daß das vollendet Zweckmäßige in sich schön ist, also daß das Zweckwidrige unschön sein muß. Das lehren Beispiele am deutlichsten: der Zweck eines Federhalters ist erreicht, wenn er das Schreiben möglichst leicht und angenehm macht. Dazu muß er gut in der Hand liegen und darf nicht den Schreiber ermüden. Befindet sich an seinem Ende aber ein geschnitzter Kopf oder ähnliches, so kann dieser künstlerisch vollendet ausgeführt sein, er stört die Brauchbarkeit und ist darum verwerflich. Umgekehrt kann eine Büste, deren Hirnschale abnehmbar ist, in ihrem Innern ein Tintenfaß sehr gut beherbergen. Aber eine Büste ist nur da, um schön zu sein: jede Zwecksetzung ist Barbarei.

Ist also die Vereinigung von Zweckmäßigkeit und Schönheit zu einem natürlich erwachsenen, harmonisch wirkenden Ganzen für das neuere Kunstgewerbe Gesetz, so wird man zugeben, daß es sich zunächst nicht mehr gegen den Vorwurf zu verteidigen braucht, dem Luxus zu dienen. Dabei benutzt diese neue Richtung nur echtes Material und vermeidet alles, was nur dem Schein zuliebe da ist. Eine Zeit lang war z. B. jedes bessere Möbelstück fourniert, d. h. über minderwertiges Holz wurde eine dünne Lage feinen Holzes geleimt und dies dann poliert. Diese Arbeit möchte den Eindruck erwecken, als ob der Gegenstand aus gutem Material gearbeitet wäre. Öffnete man solch einen Schrank, so trat der ganze Schwindel zutage. Heutzutage hat man fast nur echte Möbel, deren Holz unverschalt ist. Es ist ja allerdings billiger, einen Schrank aus Tannenholz herzustellen und ihn zu fournieren, als ganz durch und durch Hartholz zu ver-

wenden. Aber schön sieht diese Arbeit höchstens in den ersten Jahren aus; später verzieht sich mancherlei, und der Zustand eines alten Fournierkastens ist kläglich. Um nun aber doch nicht teures Nuß- und Eichenholz zu verarbeiten, verwendet man billige und doch schöne Hölzer. An Metallen wird das Edelmetall natürlich in gleicher Weise wie früher unersetzlich bleiben. Während man aber früher vielfach bronziertem, versilbertem oder vergoldetem Eisen begegnete, z. B. für Lampenfüße, Aschenschalen usw., kommen jetzt das Zinn und das Kupfer zur Verwendung. Wo es sich um Schmucksachen handelt, ist Talmi und jedes sonstige Ersatzmittel verpönt. Man fertigt sie aus dem nicht mehr teueren Silber oder aus echtem Gold. Für Vasen ist der Ton wieder aufgekommen, und für Wandverkleidungen verwendet man wieder die Fayence. Aber all das offen und ehrlich. Schmiedeeisen für Lampenfüße, für Leuchter, Beleuchtungskörper soll als Schmiedeeisen wirken; es wird also nicht mehr bronziert. Die Tongefäße werden mit mineralischen Farben in breiter Technik verziert, die gleich zeigt, daß man nicht etwa feines Porzellan vor sich habe. Kurz, das Material kommt wieder zu Ehren.

Um dies zu erreichen, war eine genaue Kenntnis der technischen Eigenschaften des Materials nötig, und diese ist von unseren Kunsthandwerkern erworben und den Arbeiten zugrunde gelegt worden. Man spricht heutzutage geradezu vom Geist des Materials, um eben anzudeuten, wie es am besten entsprechend zu verwenden ist. Stein hat z. B. die Eigenschaft der Schwere und Festigkeit. Deshalb verwendet man ihn zum Häuserbau. Marmoriert man eine Zimmerdecke, so erweckt das den Eindruck, daß Zentnersteine über uns lasten, die einzustürzen drohen. Das ist also zu vermeiden. Stein ist aber auch teurer als Holz, weshalb man oft durch angestricheues Holz Stein nachahmt. Trotzdem kommt es vor, daß ein Holzfachwerk durch Stein in der Weise nachgeahmt wird, daß der Stein wie Balken gemeißelt und das Ende pyramidenartig abgeschrägt wird. Das ist wider den Geist des Materials, denn das Billige wird hier durch Teueres vorgetäuscht. Das moderne Kunstgewerbe vermeidet solche Sinnlosigkeiten: es läßt, wo Holz verwendet wird, dies deutlich hervortreten und behaut den Stein in natürlichen Formen. Sinnlos ist es auch, Nachahmungen von Gegenständen zu Zwecken zu verwenden, wofür jene nie gebraucht werden. Asche in einer Jockeimütze verbrennt diese, also ist ein Aschbecher in Form einer Jockeimütze lächerlich. Derartige Spielereien verschmäht die Moderne, weil sie den Geist des Materials achtet. Aus dem gleichen Grund verziert sie einen Gegenstand auch nur da, wo der Zweck der Verzierung nicht aufgehoben wird, wenn der Gebrauchsgegenstand in dieser praktischen Eigenschaft Verwendung findet. Das Tafelgerät z. B., das wir heute benutzen, ist wesentlich verschieden von dem, das man bisher gekannt hat. Unsere modernen Teller sind im Fond nicht mehr bemalt. Der Rand kann dagegen verziert sein, doch ist auch hier die Beschränkung auf eine irgendwie geschwungene Grenzlinie durch Einbuchtung oder die Umrahmung mit einer feinen Goldlinie Regel. Was hier Verzierung ist, bleibt auch dann sichtbar, wenn Speisen auf dem Teller liegen, während der bemalte Grund verdeckt würde, wenn der Teller zum Essen, d. h. dazu verwendet wird, wozu er da ist. Das Zweckwidrige ist also aufgehoben. Die Japaner und Chinesen haben gewiß eine unbegrenzte Freude an der Verzierung von Gebrauchsgegenständen; ihre Dosen usw., die mit Emailguß geschmückt sind, sogenannte Cloisonnéarbeiten, zeigen sogar einen verzierten Boden; aber das Innere von Gefäßen lassen sie weiß, weil der dafür bestimmte Inhalt das Dekor zudecken würde. Sind die Teetassenuntersätze bemalt, so geschieht das, weil beim jedesmaligen Emporheben der Tasse der Grund des Tellers ganz sichtbar wird.

Wie hier das Unzweckmäßige vermieden wird, so zeigt das moderne Kunstgewerbe auch einen gesunden Widerwillen gegen das Unwahrscheinliche. Spitzen zum Beispiel sind um so wertvoller, je feiner das Gewebe ist; sie also mittels Porzellans nachzuahmen, dessen Wesen Starrheit ist, erscheint widersinnig und ist deshalb nicht mehr zeitgemäß.

Ist hier durch die Rückkehr zur Natürlichkeit manches verboten, was früher Mode war, und darum scheinbar der Wirkungskreis des Kunstgewerbes eingeengt worden, so hat sich die bildende Phantasie jetzt der weiblichen Kleidung angenommen und neue Formen geschaffen, und viele Arbeiten weiblicher Kunstfertigkeit erfreuen sich jetzt des Interesses der Künstler. Das Gesunde der modernen Bewegung liegt also in der Rückkehr zur Natur, die allein Werte reiner Schönheit liefern kann. Gerade darum wäre es zu wünschen, daß das moderne Kunstgewerbe allgemeine Verbreitung fände. Leider steht diesem Ideal noch vielfach der Umstand entgegen, daß die künstlerische Arbeit und der Vorzug des echten Materials die kunstgewerblichen Schöpfungen ziemlich teuer macht. Allein da wir ja gesehen haben, daß die neuen Maschinen und sonstigen Hilfsmittel so außerordentlich leistungsfähig sind, käme es nur darauf an, sie so sehr in Anspruch zu nehmen, daß die reichliche Nachfrage die Massenproduktion förderte, wodurch sich dann der Preis des Einzelstücks in mäßigen Grenzen halten würde.

Ein weiblicher Minister.

(Maria Anna, Prinzessin von Orsini.)

Von Ludovica Freifrau von Bodenhausen.

Die Politik ist kein Feld, das für die Tätigkeit der Frauen besonders geeignet wäre. Es fehlt den Frauen die Fähigkeit, mit weiten Gesichtspunkten zu rechnen, aus den Ereignissen der Gegenwart die richtigen Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, und wenn auch oft genug ein zarter Frauenfuß das Rad der Weltgeschichte in Bewegung gesetzt hat, so steht doch der Fall, daß eine Frau mit der Leitung der diplomatischen Geschäfte eines europäischen Großstaates betraut worden wäre, ganz vereinzelt in der Geschichte da.

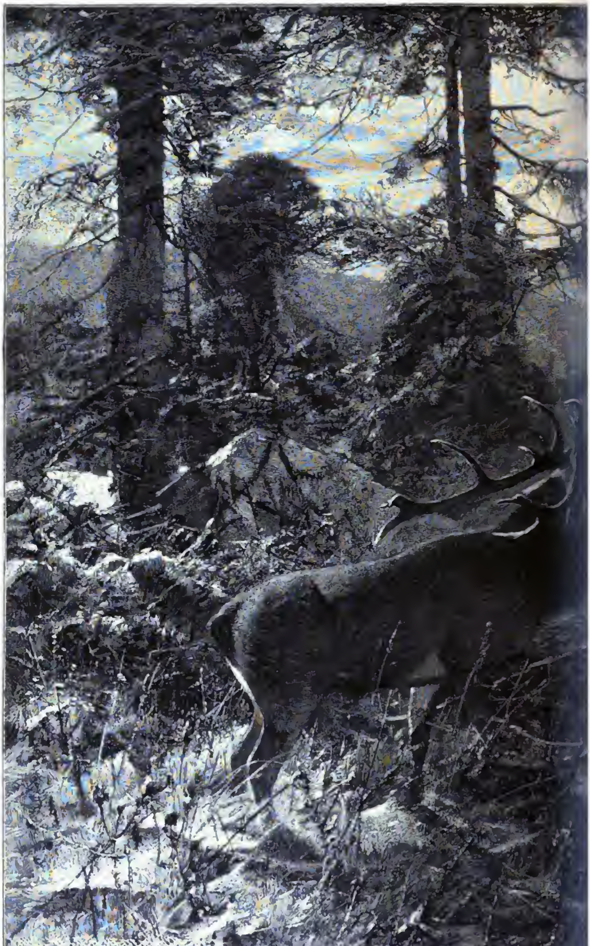
Unsere Abhandlung gilt einer solchen Diplomatin.

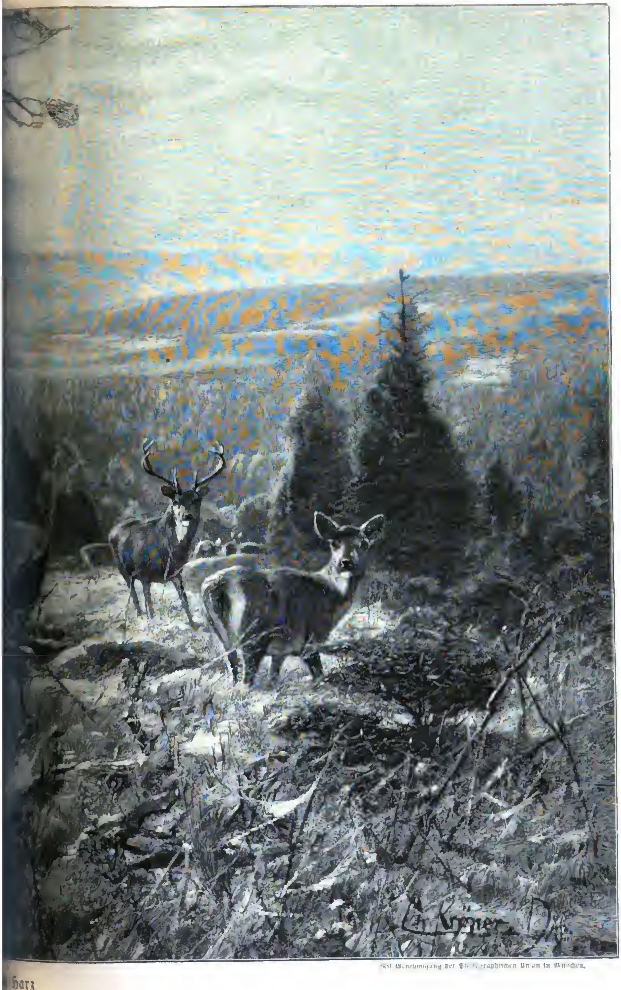
Vierzehn Jahre lang hat die Prinzessin von Orsini die wechselvollen Geschicke Spaniens geleitet; sie hat Ministerien gestürzt und wieder errichtet, sie hat zum Kriege gerüstet und Frieden geschlossen, sie hat das Land, dem sie ihre Dienste geweiht, aus seiner Zerrissenheit und Erniedrigung erhoben, ihrer Politik hat das Haus der Bourbonen die Krone Spaniens zu danken!

„Il n'y a plus de Pyrenées . . ." — es gibt keine Pyrenäen mehr — das war das Geleitwort, das Ludwig XIV. im November 1700 seinem Enkelsohne, Philipp von Anjou, mit auf den Weg gab, als dieser nach dem Tode Karl II., des letzten Habsburgers, die spanische Erbschaft antrat.

Ludwig XIV. stand bei der Wende des siebzehnten Jahrhunderts auf der Höhe seiner Macht, und er glaubte, mit jenem Schritt seinem Ruhmeskranze ein neues Lorbeerblatt anzufügen. Von Versailles aus sollten die Geschicke beider Länder geleitet und das übrige Europa in Schach gehalten werden.

Aber die eifersüchtigen Seemächte England und Holland, vereinigt mit Österreich, das die spanische Krone für den Erzherzog Karl beanspruchte, bildeten jene „Große Alliance", die zu einem der blutigsten Kriege, dem sogenannten „Spanischen Erbfolgekrieg", führte.





Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Harz

Der ungeheuren Entfaltung und dem schnellen Aufblühen des spanischen Reiches unter Kaiser Karl V. war unter den späteren Habsburgern ein ebenso rascher Verfall gefolgt. Der mühelose Reichtum, der Spanien nach Entdeckung der Neuen Welt zugeflossen, war sein Verderb geworden. Unter dem Goldregen Amerikas hatten die Spanier das Arbeiten verlernt; die unheilvolle Tätigkeit der Inquisition, die Vertreibung der gewerbefleißigen Juden, alles wirkte zusammen, die Volkskraft zu untergraben und aus dem früher so gewaltigen Reiche einen Spielball europäischer Interessen zu machen.

Ganze Landstriche waren verödet, in den Straßen Madrids gab es mehr Raufbolde und Nichtstuer als Soldaten; denn das einst so starke spanische Heer war auf 20 000 Mann zusammengeschmolzen und die stolze Armada kaum noch imstande, die Küsten zu schützen. „Mönchtum und Rosenkranz, Faulheit und Bettelei“ waren der Inhalt des kirchlichen und politischen Glaubensbekenntnisses Spaniens, als Philipp V., der Herzog von Anjou, ein schüchterner, zu urteilslosem Gehorsam erzogener Jüngling, zu dessen Regierung berufen wurde.

Und zu dem siebenzehnjährigen König gesellte sich eine vierzehnjährige Königin, Marie Louise von Savoyen, bei der die Prinzessin Orsini den Rang einer Oberhofmeisterin einnahm.

Maria Anna de la Trémouille, im Jahre 1635 als Tochter eines französischen Pairs geboren, war in erster Ehe mit einem Prinzen von Chalais, in zweiter mit einem Herzog von Bracciani aus der altrömischen Familie der Orsini vermählt gewesen. Klug und gewandt, von Ehrgeiz erfüllt, dabei unterstützt durch eine stattliche Erscheinung, war die Prinzessin in der hohen Schule päpstlicher Diplomatie gereift; Ludwig XIV. hatte sich ihrer in Rom als politischer Agentin bedient, und der dabei entwickelten Geschicklichkeit hatte sie es zu danken, daß sein Auge auf sie fiel, als es galt, dem jungen, unerfahrenen Königspaare eine sowohl diesem als auch dem französischen Hofe ergebene Egeria zur Seite zu stellen. Schon bei der ersten Begegnung der Königin mit ihrem Gemahl in dem kleinen spanischen Grenzstädtchen Figuières hatte die Prinzessin Orsini Gelegenheit, ihre diplomatische Kunst zu beweisen. Marie Louise war nämlich in die größte Aufregung darüber geraten, daß man an der Grenze ihr piemontesisches Gefolge zurückgeschickt und sie mit spanischen Damen und Herren umgeben hatte. Sie weigerte sich, Speisen zu sich zu nehmen, weil sie nicht mehr nach heimischer Art zubereitet waren, schloß sich in ihre Gemächer ein und wollte den König, dem sie durch Prokuration angetraut worden war, nicht empfangen. Das ganze Hoflager geriet in die größte Verlegenheit, und erst dem gütlichen Zureden der Prinzessin Orsini gelang es, den kindischen Trotz zu brechen.



Philipp V., König von Spanien.

Es mag hier gleich hinzugefügt werden, daß Philipps zartes Liebeswerben Erhörung fand, und daß das eheliche Glück des königlichen Paares trotz dieses ersten Sturmes fortan ungetrübt blieb.

Die kluge „Camerera Major“ hatte es bald herausgefunden, daß die energische kleine Königin dem König geistig weit überlegen war; deren Vertrauen zu gewinnen, betrachtete sie daher als die erste Staffel künftiger Macht. Und da sie die einzige Dame am Hofe war, mit der jene sich in der Sprache ihrer Heimat unterhalten konnte, so war dies nicht schwer. Mit vertrauender Liebe hing Marie Louise an ihrer Oberhofmeisterin, in das Herz der Prinzessin Orsini dagegen, die Kindesliebe niemals kennen gelernt hatte, schlich sich eine mütterliche Zärtlichkeit. So leitete nicht nur persönlicher Ehrgeiz, sondern auch wahrhaftige Liebe und aufrichtige Sorge für ihre Schutzbefohlene ihr Tun.

Freilich war die Prinzessin Orsini mehr zum Herrschen als zum Dienen geboren, und die kleinlichen Handlangungen, zu denen sie sich trotzdem herbeiließ, mögen sie manche Überwindung gekostet haben. Sie schreibt darüber an eine Vertraute am Versailler Hofe: „Mein Gott, in welche Lage bin ich gekommen! ... Ich habe keinen Augenblick Ruhe! . . . Von einem Mittagsschläfchen ist nicht mehr die Rede . . . kaum daß ich mich zum Essen setzen kann . . . Erzählen Sie, bitte, der Frau von Maintenon, daß ich die Ehre habe, dem König von Spanien das Nachthemd zu reichen, wenn er zu Bette geht, und seine Pantoffeln, wenn er wieder aufsteht . . .“

Der Hof zu Madrid war zu jener Zeit wahrlich kein angenehmer Aufenthalt. Man lebte in dem von Philipp II. gebauten Eskorial, das halb Kloster, halb königliche Residenz war, wirklich wie in einem Kerker; waren auch die innern Räume mit orientalischer Pracht ausgestattet, so verhinderten doch dichte Gitter vor den Fenstern jeden Ausblick, und die steife, spanische Etikette hemmte jede Bewegung.

Das Bewußtsein eines absoluten Königstums „von Gottes Gnaden“ war bei den Spaniern derartig ausgebildet, daß der Hof z. B. das Erscheinen des Königspaares kniend erwartete; gewisse Vorrechte, wie das einzelner Granden, in Gegenwart des Königs die Kopfbedeckung aufzubehalten, wurden eifersüchtig gehütet, ebenso hatten die verschiedenen geistlichen Orden ihre streng geregelten Ansprüche an die Frömmigkeit des Herrschers, und der König hätte es nicht wagen dürfen, die Vesper abends bei den Dominikanern zu besuchen, wenn er nicht die Messe früh bei den Franziskanern gehört hatte.

Die Prinzessin Orsini nahm mutig den Kampf auf gegen solche Vorurteile und Gebräuche — sie wagte es sogar, der geheiligten Einrichtung der Inquisition zu Leibe zu gehen und unterstützte Philipp in seiner Weigerung, einem Autodafe beizuwohnen, einer jener schrecklichen Ketzerhinrichtungen, denen in Spanien über 30 000 Menschen in den Flammen der Scheiterhaufen zum Opfer fielen.

Auch bezüglich der Kleidung trachtete sie danach, Wandel zu schaffen, und es gelang ihr, die „Tontilla“, eine vorn lang über die Füße hängende Schleppe, die wir aus den Bildern des Velasquez kennen, abzuschaffen.

Bald aber galt es, das Augenmerk auf wichtigere Dinge zu lenken. Die Kriegsfackel loderte in ganz Europa. Auf Seiten der Alliierten, denen sich auch Portugal angeschlossen hatte, kämpften die größten Feldherrn der Zeit: Prinz Eugen, „der edle Ritter“, der Fürst Leopold von Dessau, sowie der Herzog von Marlborough.

In Oberitalien nahm der Kampf seinen Anfang und bei der Schlacht von Luzzara (1702) verdiente sich Philipp V.

die Sporen. Während seiner Abwesenheit von Spanien hatte Marie Louise die Regentschaft übernommen und war von der Prinzessin Orsini in die Geheimnisse der Politik eingeführt worden. Sie erwies sich als eine sehr gelehrige Schülerin.

Im Innern des Landes wütete ein Bürgerkrieg zwischen den alten Provinzen Aragonien und Kastilien; und ein besonderes Mißgeschick traf Spanien, als eine soeben aus den amerikanischen Kolonien eingetroffene Silberflotte im Hafen von Vigo in den Grund gebohrt wurde. Not und Entbehrung herrschten überall.

Die Stellung Philipp V. wäre schon jetzt sehr verzweifelt gewesen, wenn die Prinzessin Orsini es nicht verstanden hätte, die kastilianischen Granden für seine Sache zu gewinnen; freilich machte sie sich dadurch die ultrafranzösische Partei, die bisher allein den Hof beherrscht hatte, zum Feinde, und der französische Gesandte d'Estrée, der sich in seinem Einfluß geschädigt sah, berichtete in der böswilligsten Weise über die Prinzessin nach Versailles.

Der Anschlag ihrer Feinde schien zu gelingen, denn die Prinzessin wurde plötzlich ihrer Stellung enthoben.

Was jedoch ihren Sturz herbeiführen sollte, wandelte sich für sie zum Triumph. Nach ihrem Fortgehen brach am Hofe zu Madrid eine vollständige Anarchie aus. Philipp war zu schwach und unentschlossen, um sich zu selbsttätigem Handeln aufzuraffen, Marie Louise zu sehr an die Leitung ihrer Oberhofmeisterin gewöhnt — niemand wollte die Verantwortung für die Staatsgeschäfte übernehmen.

Dazu kam, daß der gegen den feindlichen Nachbarstaat Portugal unternommene Feldzug ein ruhmloses Ende fand, weil die spanische Armee mangels Kleidung, Nahrungsmittel und Sold einfach auseinandergelaufen war; den schwersten Stoß aber erhielt die spanische Weltmacht dadurch, daß es dem englischen Feldmarschall, Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt am 29. Mai 1704 durch einen Handstreich gelang, Gibraltar zu nehmen.



Marie Louise,
Gemahlin Königs Philipp V. von Spanien.

Marie Louise, die die Schwierigkeiten, die sich Philipps Regierung von allen Seiten und nicht zum mindesten in der eigenen Umgebung entgegenstellten, sehr wohl erkannte, schrieb verzweifelte Briefe an den König von Frankreich, und als die Prinzessin Orsini sich selbst an das Hoflager von Versailles begab, gelang ihr die glänzendste Rechtfertigung, indem sie den König durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und den Geist ihrer Unterhaltung vollständig gefangen nahm.

Die scharfsichtige Klarlegung der spanischen Wirren durch die Prinzessin Orsini überzeugten Ludwig XIV. im Gegensatz zu den Berichten seiner Minister, daß das Nachbarreich dringend einer zielbewußten, energischen Leitung bedürfe, und so wurde denn die Prinzessin Orsini der erste Minister Spaniens und kehrte, mit den weitesten Vollmachten versehen, dorthin zurück. Von nun an saß sie dem „Despacho" vor, die übrigen Minister hatten ihr Vortrag zu halten und die Gesandten mit ihr zu unterhandeln.

Gleichwohl unterließ sie es nicht, um das monarchische Gefühl der Spanier zu schonen, den König und die Königin bei allen Maßnahmen in den Vordergrund zu stellen. Sie stachelte Philipps Ehrgeiz an und veranlaßte ihn, sich wieder zur Armee zu begeben; aus Marie Louise aber schuf sie das Idol des Volkes, und diese Liebe zu der „Savoyardin auf dem spanischen Throne" sollte sich in sturmvollen Tagen als seine festeste Stütze bewähren.

In Lissabon war Erzherzog Karl von Österreich, der habsburgische Kronprätendent, eingetroffen, von der Nachricht erwartet, daß seine Braut, die portugiesische Königstochter, soeben an den Blattern verschieden sei; von hier aus war er mit einem englischen Geschwader nach Barcelona aufgebrochen und hatte sich dort als Karl III. zum König von Spanien ausrufen lassen. Spanien hatte also nunmehr zwei Könige.

Indessen wurde auch Madrid gefährdet, als von Westen her ein portugiesisch-englisches Heer heranrückte, und die Prinzessin Orsini mußte mit der Königin nach Burgos flüchten, der alten Hauptstadt des ehemaligen Königreiches Kastilien, nunmehr die einzige Provinz, die Philipp die Treue wahrte, während alle anderen teils in Aufruhr, teils schon dem Habsburger zugefallen waren.

Da die Not am königlichen Hofe wieder einmal aufs höchste gestiegen war, hatte die Königin nicht nur ihre eigenen Juwelen verkauft, sondern auch den Kronschatz verpfänden müssen. In Burgos, der Heimat des spanischen Nationalhelden Cid, bewiesen die beiden Frauen eine Seelengröße, die mit der Gefahr wuchs, und es zeigte sich bald, daß der Samen, den die Prinzessin Orsini zur rechten Zeit ausgestreut hatte, nicht fruchtlos liegen geblieben war. Der mutigen kleinen Königin flogen alle Herzen zu, das nationale Selbstgefühl der Spanier erwachte wieder und lehnte sich gegen den ihnen von den Engländern aufgezwungenen König auf.

Daher kam es, daß dem neuen König Karl III., als er vor Madrid erschien, leere Gassen, geschlossene Türen und einsame Fenster entgegengähnten; die Bewohner hatten sich in den Häusern versteckt oder die Stadt verlassen, so daß er nach sehr kurzer Zeit den ungastlichen Mauern wieder den Rücken kehrte. Die Kastilianer erhoben sich zugunsten der Bourbonen und riefen Philipp V. und Marie Louise mit Begeisterung zurück. Noch inniger gestaltete sich das Band zwischen Herrscher und Volk, als dem Königspaar bald darauf der erste Sohn geboren wurde. Von dem Balkon des Eskorial herab wurde der Prinz dem Volke auf dem Arme der Prinzessin Orsini gezeigt, dieser selbst gehuldigt wie einer neuen Judith.

So war das Jahr 1707 herangekommen, und der bei Almansa über die Gegner erfochtene Sieg schien die Wagschale noch mehr zugunsten Philipps zu neigen. Da traf ihn der schwerste Schlag. Die französische Armee hatte in Flandern und bei Turin schwere Niederlagen erlitten, und Ludwig XIV. sah sich gezwungen, einen schmachvollen Frieden zu schließen und seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen.

Inzwischen hatte auch der Papst Karl III. anerkannt. Von allen Seiten wurde Philipp bedrängt, freiwillig auf die Krone zu verzichten, um endlich den Völkerfrieden wiederherzustellen. Nur dem Einfluß der beiden tapferen Frauen in seiner Umgebung war es zu danken, daß Philipp den utopischen Plan, das alte Mutterland Spanien zu verlassen und in den über-

seeischen Kolonien ein neues Reich zu gründen, nicht zur Ausführung brachte.

„Widerstand bis zum letzten Atemzuge“, war die Devise, die die Prinzessin Orsini auf ihre Fahne schrieb, und damit brach sie alle Brücken nach Versailles hinter sich ab. Ohne Rücksicht auf die französische Politik suchte sie den Thron nur noch auf die Neigung des kastilianischen Volkes zu stützen. Alle Kreaturen Ludwigs XIV. am Hofe wurden entlassen und durch Spanier ersetzt, die ganze Verwaltung einer Umformung unterzogen.

Mit Hilfe des sehr fähigen Finanzministers d'Orry wurden neue Geldquellen eröffnet, so daß man den durch die britische Begehrlichkeit gefährdeten Hafenplatz Cadix rechtzeitig mit Munition und Truppen versehen konnte, um eine geplante ähnliche Überrumpelung wie bei Gibraltar aussichtslos zu machen.

Und der Bürgerkämpfe müde, erhob sich nunmehr einmütig Spaniens Volk!

Die Granden öffneten ihre Rüstkammern, aus den eisigen Höhen der Sierra kamen die Hirten herab, die Guerillos, die Bandeleros (Wegelagerer), eilten aus den entlegensten Schluchten herbei, und die Labradors (Bauern) verließen ihre Gehöfte. Sie alle zogen aus, das Vaterland zu verteidigen. Der glorreiche Sieg bei Villaviciosa (1710) versetzte Karl III. und seinem Anhang den Todesstoß.



Die Feier der Geburt des Prinzen von Asturien.

Philipp V. hatte sich angesichts des drohenden Unterganges endlich zu einer Haltung erhoben, die ihn des Diadems, das er trug, wert machte, und als wolle es das Ausharren auf seinem Posten belohnen, so griff auf einmal das Schicksal ein.

Im Jahre 1711 starb Kaiser Joseph I. ohne männliche Nachkommen, so daß die deutsche Kaiserkrone seinem Bruder, Karl III., zufiel. Es lag jetzt nicht mehr im Interesse des europäischen Gleichgewichts, die Ansprüche des Habsburgers zu unterstützen und ihm durch den Besitz Spaniens die Vorherrschaft sowohl auf dem Festlande wie auf dem Meere zu gewährleisten.

Karl III. zog von Spanien ab, in Barcelona wehte wieder die Flagge der Bourbonen.

Nach dem Friedensschlusse beschäftigten die Prinzessin Orsini weise Reformen im Innern zum Besten des Landes. Die Steuererhebung wurde nach moderneren Grundsätzen geregelt und der Kampf gegen die Inquisition wieder aufgenommen.

Ganz Europa erkannte die Verdienste und die diplomatische Geschicklichkeit der Prinzessin an; bei den Utrechter Verhandlungen, die die Neugestaltung der europäischen Staaten regeln sollten, erwog man bereits, ihr als Tribut der Dankbarkeit ein unabhängiges Territorium in den ehemaligen spanischen Niederlanden zuzusprechen, da traten Ereignisse ein, die die Prinzessin mit jähem Sturz von der Höhe ihres Ruhmes herniederschleuderten.

Die Königin Marie Louise war im jugendlichen Alter von 28 Jahren gestorben. Bald nach ihrem Ableben erhoben sich Stimmen, die behaupteten, das Trachten der zur Gouvernante der königlichen Kinder und ersten Dame des Reiches ernannten Prinzessin Orsini ginge dahin, die Verstorbene an der Seite des Königs zu ersetzen. So unwahrscheinlich es auch ist, daß eine derartige Absicht angesichts eines Altersunterschiedes von mehr als vierzig Jahren die Prinzessin wirklich beschäftigt hat, so wurde dieses Gerücht doch dem Könige zugetragen und von der ihr feindlich gesinnten Geistlichkeit in aufgebauschter Weise weiterverbreitet. Erst wenige Monate ruhten die irdischen Überreste der liebenswürdigen Königin Marie Louise unter der Erde, als eines Tages Philipp V. mit der brutalen Forderung vor die Prinzessin Orsini trat: „Schaffen Sie mir eine andere Frau, unser Zusammensein ruft Ärgernis hervor . . .“

Durch den Italiener Alberoni, der später einen unheilvollen Einfluß gewann, wurde Elisabeth Farnese, eine Tochter des Herzogs von Parma, empfohlen. Aber die Prinzessin Orsini sollte sich bitter enttäuscht sehen, wenn sie geglaubt hatte, in der italienischen „Käseprinzessin“ ein ebenso williges Werkzeug wie in deren Vorgängerin zu finden. In Jadraque, wohin sie Philipps zweiter Gemahlin entgegengereist war, benutzte diese das erste Zusammensein, um einen Streit über eine Etikettenfrage vom Zaune zu brechen. Denn Elisabeth Farnese wollte keine Vormundschaft und führte jenen Auftritt nur herbei, um die Oberhofmeisterin nach einem heftigen Wortwechsel von einem wachthabenden Offizier verhaften, in einen bereitstehenden Wagen schaffen und unter scharfer Bewachung bis an die Grenze geleiten zu lassen.

Dreiundzwanzig Tage dauerte diese Fahrt mitten im Winter über das schneebedeckte Gebirge — dreiundzwanzig Tage saß die ehemalige Oberhofmeisterin in der Staatskarosse, ohne auch nur die Kleider wechseln zu können! Man hatte ihr keine Zeit gelassen, irgend etwas von ihren Sachen einzupacken, ja sie bekam kaum Milch und Eier zu ihrer Nahrung. Trotzdem kam keine Klage über ihre Lippen, keine Träne aus ihren Augen.

Die unerschütterliche Ruhe, die die Prinzessin Orsini in allen Lagen ihres wechselvollen Lebens ausgezeichnet hatte, verließ sie auch in diesen Stunden der tiefsten Erniedrigung nicht.

Als sie sah, daß ihre Rolle ausgespielt war, trat sie, ohne ihre Würde einzubüßen, ab vom Welttheater, um dorthin heimzukehren, von wo der Glanz ihres Namens ausgegangen war: nach Rom. In diesem Buenretiro so vieler gefallenen Größen beschloß sie ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit.

Sie starb am 5. Dezember 1722, ohne Spanien, das Land, in dem sie vierzehn Jahre lang „Regen und Sonnenschein“ gemacht hatte, wiedergesehen zu haben.

Die Baumeisters.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Oben in Erhards Wohnung war noch kein Licht. Es blieb einen Augenblick still, als er an die Tür klopfte, dann wurde drinnen ein unwirsches „Herein!" gerufen.

„Du hier, Vater?"

Erhard Hersens Stimme klang nicht ganz unbefangen oder erfreut, als er hastig von dem breiten Diwan auffuhr und die lose Joppe mit mechanischer Hast zuknöpfte. Er schien geschlafen zu haben. Der schlaffe mißmutige Ausdruck seines Gesichts, soweit es durch Dämmerung und Zigarettenqualm zu erkennen war, berührte den Freiherrn unangenehm.

Sie wechselten ein paar gleichgültige Begrüßungsreden, während Erhard die Lampe anzündete und seinem Vater den dicken braunen Flausmantel abnahm, in dem er immer über Land fuhr, und der jetzt ebenso bereift war wie sein großer blonder Bart, dessen rasch tauende Reifperlchen im Licht glitzerten.

Hersen schob mit der Hand die Zigarettendose zurück, die Erhard ihm anbot. „Nee, mein Junge, dein giftiges, unsolides Zeug brauche ich nicht. Ich bleibe bei meiner alten Sorte, an der kann man sich wenigstens keine Nikotinvergiftung holen."

Erhard zog sich einen Stuhl her. „Die Pferde stehen wohl im ‚Deutschen Hof'? Bist du zu Besorgungen hergekommen?"

Hersen schüttelte den Kopf. Er fiel am liebsten gleich mit der Tür ins Haus, für Umschweife und lange Vorreden war er nicht. „Nein, ich habe dir etwas zu sagen."

„Du mir zu sagen?" Erhard sah an seinem Vater vorbei und zerknickte nervös ein angebranntes Streichholz zwischen den Fingern.

Der Freiherr räusperte sich stark. „Erst mal eine Frage. Seit wann hast du die Mode eingeführt, zu fremden Leuten zu gehen statt zu deinem Vater, wenn du Geld brauchst?"

Erhard sah mit erschrockenem Blick auf, er war plötzlich dunkelrot geworden. „Ich? Wieso? Wer hat dir das gesagt?"

Der Freiherr nickte ihm ruhig zu. „Also mir scheint, du findest es jetzt doch auch ungehörig, daß ich es erst auf indirektem Wege erfahre —" Er stockte einen Augenblick, es schoß ihm durch den Kopf, daß es ebensogut wäre, Baumeisters Vermittlung zu verschweigen; die beiden Schwäger standen sich so schon schlecht genug.

„Dammann braucht sein Geld und weiß sich nicht zu helfen, da du ihm nicht antwortest. Ich möchte aber erst mal Klarheit über die Geschichte haben, deshalb bin ich hier."

Erhard warf seine halbgerauchte Zigarette ärgerlich und aufgeregt in die silberne Aschenschale. „Ich finde es aber doch unerhört, daß der Alte hinläuft und mich bei dir verklatscht. Selbstverständlich hätte ich es dir später auch gesagt, aber —"

„Dammann ist völlig in seinem Recht," schnitt Hersen seine hitzige Rede kurz ab. „Wir wollen uns jetzt lieber an die Sache selbst halten. Wozu hast du das Geld gebraucht?"

Ein Ausdruck trotziger Abwehr war plötzlich in Erhards Gesicht, den der Freiherr sonst an ihm nicht kannte.

„Ich weiß nicht!" sagte er nach einer Pause nur kurz.

Der Hersdorfer runzelte die Stirn. „Wenn ich deine Schulden bezahlen soll, habe ich wohl ein Recht, zu wissen, wofür ich mein Geld hinwerfe!"

Der junge Mann stand erregt auf. „Und ich habe als selbständiger Mensch wohl das Recht, mir solche kleinliche Kontrolle zu verbitten."

„Du bist kein selbständiger Mensch, solange du pekuniär von mir abhängig bist!" Der Freiherr hatte einen roten Kopf bekommen, er wurde jetzt auch hitzig. „Und selbst wenn du das nicht wärest, bin ich doch immer dein Vater, dem du Respekt schuldig bist. Und wenn du mir nicht sagst, was ich wissen will, dann will ich dir meine Meinung sagen: Du bist auf dem besten Wege, zu verbummeln, ich bitte mir aus, daß du eine andere Lebensweise anfängst!"

„Ich lasse mir über meine Lebensweise keine Vorschriften machen!"

„Lasse, lasse!" fuhr der Freiherr auf. „Ich will dich lehren! Ich habe keine Lust, es so weit kommen zu lassen, daß mein Name durch dich zum Skandal für die Gegend wird! Meinst du, ich wüßte nicht, daß da drüben" — er machte eine zornige Handbewegung nach der hellen Fensterreihe des „Deutschen Hofs" hin — „daß da drüben gejeut wird? Meinst du, ich wüßte nicht, wo dein Geld geblieben ist? Wenn die da es sich leisten können, ist das ihre Sache! Du kannst es aber nicht! Von dir ist es einfach unehrenhaft."

„Vater!" schrie Erhard auf. Eine Sekunde sahen der Alte und der Junge sich an, Auge in Auge.

Die leidenschaftliche Empörung in dem Gesicht des jungen Menschen ernüchterte den Freiherrn. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Mit ein paar großen Schritten ging er zum Fenster und kam dann wieder zurück.

Erhard stand noch immer am Tisch. Hersen legte seinem Sohn kameradschaftlich die Hand auf die Schulter.

„Na, wir sind eben beide Hitzköpfe. Aber wir wollen die Sache doch in Ordnung bringen und nicht noch tiefer verheddern, was?"

Erhard machte eine ruckweise Bewegung mit der Schulter, als ob er die Hand darauf abschütteln wollte, wie ein trotziger Junge. Der Freiherr blieb ruhig stehen, er war jetzt wieder ganz gutmütige Geduld. „Sag mal offen, mein Junge, habe ich dich je knapp gehalten? Habe ich je Nein gesagt, wenn du um etwas gebeten hast?"

Als Erhard noch nicht antwortete und nur finster vor sich hinsah, nahm er ihm die Hand von der Schulter und blieb so vor ihm stehen. „Ich bin ja auch jung gewesen und weiß, wie es ist. Ich habe immer darauf gehalten, daß ihr eure Jugend genießen solltet, du sowohl wie deine Schwestern. Das hält fürs Leben vor, was man sich da an Freude einspart. Und ich weiß auch, daß du als Junge die Jugend anders genießen mußtest als die Mädels. Allzu straffe Zügel taugen nicht, und wer selbständig werden soll, muß erst lernen, frei zu sein und sich selbst im Zaum halten, wenn kein anderer es tut."

Er machte eine kleine Pause. Erhard hatte den Kopf gehoben, in seinem sprechenden Gesicht war plötzlich etwas wie Beschämung.

„Ich hatte in meiner Jugend unter pekuniärem Druck zu leiden, Hersdorf stand damals schlecht, so viel Schulden wie Ziegel auf dem Dach. Ich habe es seitdem heraufgewirtschaftet, dich brauchte ich gottlob nicht knapp zu halten. Wenigstens meiner Ansicht nach nicht. Aber irgendwo ist doch die Grenze — auf solche außergewöhnliche Ausgaben hatte ich nicht gerechnet. Lange hält das Gut das nicht aus, ich müßte eine Hypothek aufnehmen. Und ich wollte es dir so gern möglichst schuldenfrei hinterlassen, und die Mädels sind doch auch noch da. Es geht mir manche Nacht im Kopf herum. Mutter darf ich ja nichts davon sagen, die soll sich nicht auch noch sorgen. Die soll nur Freude an euch erleben, weiter nichts."

Erhards Ausdruck hatte sich verändert, während der Freiherr sprach, er war jetzt wieder von dieser hellen, etwas knabenhaft weichen Liebenswürdigkeit, die ihm überall die Herzen erschloß. Er streckte seinem Vater lebhaft beide Hände hin.

„Die dumme Geschichte tut mir selbst schrecklich leid, Vater, ich wollte, ich könnte sie wieder aus der Welt schaffen. Jedenfalls werde ich mich in Zukunft in Acht nehmen!"

Er setzte sich auf einmal bequem rittlings auf einen Stuhl und verschränkte die Arme um die Lehne.

„Natürlich hast du recht in deiner Vermutung, wo das Geld geblieben ist," sagte er leichthin. „Wenn ich mir die

Sache überlegt hätte, wäre es auch wohl nicht geschehen. Ich weiß selbst nicht recht, wie es immer kommt. Wir sitzen eben bis spät zusammen, und — na, man kann sich dann eben nicht ausschließen, wenn die anderen wollen."

Der Freiherr strich sich nachdenklich über den breiten Bart. „Nimm mir's nicht übel, Junge, ich glaube, diese Gesellschaft paßt nicht für dich. Wie bist du eigentlich daran gekommen?"

Erhard zuckte die Schultern und lachte.

„Wie kommt man als Junggeselle an seinen Verkehr? Man trifft sich hier und da, man verabredet sich. Die Herren sind immer sehr liebenswürdig gegen mich gewesen."

„Das scheint so!" warf der Alte etwas grimmig dazwischen.

„Ganz aufgeben kann ich den Verkehr jetzt auch nicht, Vater; aber du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Ich weiß ja jetzt, wovor ich mich in Acht zu nehmen habe. Wenn es dich beruhigt: ich gebe dir hiermit mein Ehrenwort."

Hersen wehte auf einmal abwehrend mit der Hand durch die Luft. „Halt, halt! Sein Ehrenwort soll man nur geben, wo man seiner selbst sicher ist, denn wenn unsereiner es gibt, muß es gehalten werden."

Der junge Mensch warf etwas den Kopf zurück. „Ich weiß, was ich sage. Ich gebe dir hiermit mein Ehrenwort, nicht wieder zu spielen."

Der Freiherr sagte nicht gleich etwas. Er zog sich einen Stuhl her und setzte sich. Dann schlug er sich aufatmend mit der flachen Hand aufs Knie. „Gottseidank, daß wir die verwünschte Geschichte in Ordnung haben. Wenigstens bis auf den Anteil, den mein Portemonnaie daran hat!" fügte er mit humoristischem Zwinkern hinzu.

„Es ist mir wirklich sehr peinlich, Vater —"

„Nein, nein, nun laß nur. Wir sind jetzt damit fertig. Daß es nicht wieder geschieht, dafür habe ich ja dein Wort."

Es fiel ihm noch ein, daß sie ja beide Friedes Geld nicht erwähnt hatten. Aber er besann sich; es war besser so. Er konnte es ihr ja bei Gelegenheit stillschweigend wiedergeben. Sonst wäre es jetzt doch vielleicht herausgekommen, daß er die ganze Sache durch Baumeister erfahren hatte.

Die beiden Hersens, Vater und Sohn, waren ganz erleichtert, daß sie die unangenehme Aussprache hinter sich hatten; derartige Szenen machten sie förmlich nervös, das lag in der Familie. Jetzt kam plötzlich eine ganz behagliche, bei dem Jungen förmlich ausgelassene Stimmung über sie, der Freiherr mußte die verschiedenen Schnäpse versuchen und lachte, daß sein Stuhl schütterte, über die tollen Einfälle, mit denen Erhard um sich warf. Als er nach dem kameradschaftlichen Schwatzstündchen aufstand, war er angenehm durchgewärmt, körperlich und seelisch. Die Geldangelegenheit war ja immer fatal genug, aber sie würde sich ja auch irgendwie regeln lassen. Die Hauptsache war doch, daß er an seinem Jungen wirklich Freude haben konnte.

Er kutschierte selbst auf dem Heimweg. Zu Haus kam er, noch in seinem großen Mantel, gleich zu seiner Frau herein und erzählte ihr, daß er Erhard gesehen hätte und Grüße von ihm brächte. Den eigentlichen Grund seiner Fahrt verschwieg er. Die Sache war ja nun in Ordnung, es war gar nicht nötig, sie damit zu beunruhigen!

Er hatte sich vorgenommen, die Angelegenheit seinem Schwiegersohn gegenüber gar nicht wieder zu berühren, er ärgerte sich doch sonst nur, oder sie kamen womöglich noch aneinander. Er ordnete seine Berechnungen und ging darauf zu dem alten Dammann. Damit war die Geschichte abgemacht. Baumeister sah er erst am Neujahrsmorgen in der Kirche wieder.

Die kleine Hersdorfer Kirche konnte nicht geheizt werden, es war kellerkalt in dem gewölbten, nicht sehr hohen Raum. Der Frost, der inzwischen eingesetzt, hatte die kleinen bleigefaßten Fensterscheiben mit einem dicken weißen Gerank akanthusartiger Eisblätter überkrustet, und während des Gesanges ging der Atem wie kleine Rauchwolken aus dem Munde der Singenden. Trotzdem war es heute gedrängt voll.

Hersen sah immer mit einem gewissen Wohlgefallen auf seinen Schwiegersohn, wenn dieser vor dem Altar stand. Er sah wirklich gut aus in dem langen schwarzen Talar, den Kopf etwas gehoben, daß man ihm ansah: er war sich der Bedeutung seines Amtes und jedes darin gesprochenen Wortes voll bewußt. Er war heute nur besonders blaß; das mochte aber auch von dem weißen Schneelicht des Januartages kommen.

Der Freiherr vergaß meist im Laufe des Gottesdienstes den Menschen und Schwiegersohn völlig über dem Pastor, dem Verkündiger des Wortes. Aber heute zog er doch etwas mißbilligend die Augenbrauen hoch, als Baumeister nachher von der Kanzel seinen Predigttext verlas: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer —"

Das war kein Wort für den Jahresanfang, dachte der Freiherr. Es war ja gut und recht, wenn der Pastor seiner Gemeinde sagte, was von ihr gefordert wurde. Aber alles zu seiner Zeit. An solch einem Tage wollte sich der Mensch doch vor allem neuen Mut und Vertrauen holen, nicht neue Furcht.

Der Pastor sprach immer gerade vor sich hin, ohne einen Menschen anzusehen. Sein volles tiefes Organ füllte die kleine Kirche bis in die hintersten Ecken. Heute war es beinahe zu stark. Die Bauernfrauen auf den ersten Bänken duckten sich förmlich in ihren großen Mänteln.

Ludwig Baumeister stand wie ein Richter auf seiner Kanzel. Was er seiner Gemeinde an diesem Jahresmorgen gab, das war nicht Mut und Vertrauen. Es war ein schonungslos strenges „Du sollst." An dem maß er die Vergangenheit des einzelnen. Das stellte er in diese Zukunft hinein, die sich heute aufschloß. Er sprach erregt, fast heftig, jedes Wort wie ein Hammerschlag.

Ein paar Weiber unter der Kanzel schluchzten. Als Baumeister nach dem Gottesdienst mit seinem raschen Schritt aus der Sakristei kam, machten die Bauern ihm breit Platz und sahen ihm scheu nach.

Freiherr Hersen kam an ein paar Tagelöhnern vorbei, er hörte gerade, wie der eine sagte: „Na, er tut auch, als wenn wir allzusammen gestohlen hätten!" „Ja, der hat es euch mal ordentlich gezeigt!" antwortete ein anderer.

Hersen mußte lächeln, aber er schüttelte doch den Kopf. Er sah sich nach Friede um, die sonst immer nach der Kirche wartete, um Vater und Schwestern Guten Morgen zu sagen. Aber sie war heute nirgends zu sehen.

* * *

Der letzte halbgetaute Schnee zog noch schmutzigweiße Bänder an den Feldrinnen und Straßengraben hin, aber im Garten antworteten sich doch schon hier und da aus den Baumkronen die Drosseln. Es war so laue Luft, daß man sich hätte einbilden können, im Sommer zu sein, wenn nicht die Büsche und Hecken noch nackte braune Zweige ausgestreckt hätten. Friede hatte sich nur ein Tuch um die Schultern geworfen, als sie Pastor Kleines noch ein Stück auf den Weg brachte.

Kleine mußte in der nächsten Woche die Hochzeit seiner Schwester feiern helfen, er kam, den Amtsbruder um seine Vertretung zu bitten. Für die Morgenpredigt hatte er schon einen blutjungen Kandidaten, den diese Möglichkeit, einmal auf der Kanzel zu stehen, seit vierzehn Tagen schon fast in Fieber versetzte.

Baumeister war nicht zu Hause, Friede übernahm die Bestellung, da Kleines keine Zeit zum Warten hatten. Das Ehepaar ging untergehakt neben der jungen Frau her, in behaglichem, ganz gleichmäßigem Schritt, wie zwei gut eingefahrene Pferdchen.

„Meine Frau kann natürlich nicht mit, der Kinder wegen," sagte der Pastor. „Eigentlich ist mir das ‚mulier taceat' immer sehr leid gewesen. Beatchen könnte sicher ebensogut für mich predigen, sie versteht reichlich so viel davon wie so ein junger Kandidat frisch von der Universität."

Die Pastorin lächelte ihr sanft überlegenes Lächeln. Sie nahm immer gern die Gelegenheit wahr, eine kleine weise

Sentenz auszusprechen. „Es ist mir immer eine große Freude, an Hermanns Arbeit wenigstens geistig teilzunehmen, wo ich es praktisch ja nur in geringem Maße kann. Gemeinsame Arbeit, das bindet ebenso wie die Kinder. Es bindet eben da, wo sonst das Gemeinsame in der Ehe aufhört."

Friede antwortete nicht auf die Bemerkung, sie blieb stehen.

„Also: ich will es meinem Mann bestellen, dann haben Sie spätestens morgen Antwort. Jetzt muß ich umkehren."

Beate Kleine nahm ihren Arm aus dem ihres Mannes und zog Friede das Tuch vorsorglich fester um den Hals zusammen. „Sie sehen so blaß aus, Sie frieren gewiß. Es war auch leichtsinnig, so hinauszugehen."

Sie sahen sich noch ein paarmal um und nickten zurück. Friede ging ganz langsam den kurzen Weg nach Hause. Ihr Gesicht hatte einen fast grüblerisch ernsthaften Ausdruck, der ihm früher fremd war. Früher, ja. Da hätte sie auch über Beate Kleines Weisheit in harmlosem Übermut gelacht. Jetzt dachte sie darüber nach. „Gemeinsame Arbeit bindet da, wo sonst das Gemeinsame aufhört."

Es klang ja etwas nach Phrase, aber sie hatte recht. Wenigstens Friede dachte sich, daß sie recht hätte, sie selbst wußte es ja nicht. Zwischen ihr und ihrem Manne gab es keine gemeinsame Arbeit.

Es kam fast etwas wie Neid über die junge Frau. Nicht, daß sie selbst einen Mann hätte haben mögen, wie den dicken gutmütigen Pastor Kleine. Sie mußte mitten aus ihren trübseligen Gedanken heraus lächeln bei dem Einfall. Aber die Kleines hatten in ihrer Art eine ideal glückliche Ehe.

Friede erschrak plötzlich über ihren eigenen Gedankengang. War ihre Ehe denn unglücklich? Sie hatte ihren Mann doch heute noch ebenso lieb, wie an dem Tage, wo sie seine Frau geworden war. Nein, lieber, tausendmal lieber!

Und er? — Da kam sie nicht weiter.

Es war seit der heftigen Aussprache damals kein unfreundliches Wort zwischen ihnen gefallen. Ihr Mann hatte die Sache nie wieder mit einem Wort berührt.

Es sah aus, als wäre alles wie früher. Aber es sah nur so aus! Friede fühlte und wußte, daß es anders war.

Sie hatte früher oft ebensowenig wie jetzt von ihm gehabt, in Zeiten, wo ihn sein Amt stark in Anspruch nahm. Sie sprachen zusammen wie sonst, wenn sie sich bei den Mahlzeiten sahen oder abends zusammensaßen.

Aber Friede empfand, daß das nur äußerlich war, daß ihr Mann innerlich ein ganz anderes Leben lebte, weit weg von ihr — ja, daß er sich absichtlich vor ihr verschloß.

Wenn sie früher manchmal diesen verstimmten Ausdruck an ihm gesehen hatte, hatte sie sich wohl auf seine Knie gesetzt oder später ihm Bubi gebracht und seine Verstimmung nach und nach weggelacht. Jetzt wagte sie das nicht mehr. Es stand etwas zwischen ihnen, das sie unwillkürlich scheu machte.

Friede seufzte etwas, wie sie an das freudlose Nebeneinanderherleben dieses Winters dachte. Von Martina hatte sie auch nicht viel gehabt. Die war ja sonst auch immer ernsthaft und still, aber in diesen Monaten schien die Vorbereitung für ihre neue Stellung, die sie Ostern antreten sollte, sie völlig zu beschäftigen. Sie steckte den ganzen Tag in den Büchern, und abends war sie abgespannt und in sich gekehrt.

Im Frühling, bald, kamen ja die Eltern und Schwestern wieder, da konnte sie mit Bubi viel auf dem Hof sein. Aber sie konnte sich dieses Jahr kaum darauf freuen. Zwischen ihr und ihrem Mann wurde es doch nicht anders; und das war doch die Hauptsache. Was zwischen ihnen stand, war nichts Greifbares, das man praktisch hätte anfassen und wegräumen können. Es war eigentlich nur etwas Negatives: es stand nichts zwischen ihnen, es fehlte nur etwas — das Vertrauen. Das kann nur langsam wiederkommen, hatte er damals gesagt.

Es war gut, daß sie Bubi wenigstens hatte, dachte Friede aufatmend, als sie jetzt ins Haus kam und die Tür der Kinderstube aufmachte. Der Junge krabbelte auf der Erde auf einer Wolldecke; Vogten, die an Stines Statt gemietete Bauerfrau, saß mit ihrem groben Strickzeug daneben.

Friede hob Bubi auf und ließ ihn auf ihrem Arm tanzen.

„Vogten, wir wollen ihn anziehen, ich will heute noch eine Stunde mit ihm hinaus, es ist so warm wie im Sommer."

Die Alte nickte und schob ihr Strickzeug zusammen.

„Ja, das ist warm heute, der Schnee ist nun bald weg. Wenn das man schon gestern so gewesen wäre, dann wäre das mit Watermanns Vadder nicht geschehen."

„Watermann? Stines Vater?" Friede wandte sich lebhaft um. „Was ist denn da geschehen?"

Vogten schwatzte gern, ihr grämliches Gesicht wurde fast heiter, wenn sie so eine wichtige Neuigkeit erzählen konnte.

„Sie haben ja gestern Holz gefahren, und Watermanns Vadder hat mit dem einen Wagen vom Berg herunter wollen. Und da ist noch Schnee gewesen und alles glatt, und er ist hingeschlagen und unter die Räder gekommen."

Friede hatte Bubi wieder hingesetzt, sie vergaß ihn über dem Unglücksfall.

„Ist es schlimm? Ist er tot?"

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Nee, das nicht. Aber der Fuß soll wohl hin sein, sagen sie ja. Und nun liegt er da und verdient nichts, und —"

Sie wollte noch weiterschwatzen, aber Friede schnitt ihr in ihrer raschen Art die Rede ab. „Vogten, Sie müssen Bubi noch etwas in die Sonne fahren, ich kann doch jetzt nicht, ich habe keine Zeit."

Sie packte den Jungen noch selbst eilig mit in den Wagen, dann zog sie sich an und ging aus dem Hause.

Einen Augenblick blieb sie noch zögernd auf den Treppenstufen stehen. Ob es Ludwig auch recht war, daß sie zu Stine ging? Er hatte das Mädchen doch selbst aus dem Haus geschickt! Aber nein, es war doch ganz natürlich, daß sie zusah, ob sie den Leuten helfen konnte. Und sie ging ja auch nicht zu dem Mädchen, sondern zu dem Alten. Watermann war früher auch auf den Gutshof in Tagelohn gegangen, sie kannte den fleißigen ordentlichen Menschen genau.

Sie war ganz atemlos, so rasch war sie die Dorfstraße und dann die schmale „Tweechte" entlang gegangen. Die breite Dielentür des kleinen Hauses stand offen, ein kurzbeiniger, häßlicher, gelber Hund fuhr kläffend auf sie los.

Friede ging leise über den festgestampften Lehmfußboden der Diele und klopfte an eine der beiden Türen am Ende des Flurs. Drinnen rührte es sich, schlürfende Schritte kamen heran. Friede kannte Stines Mutter von früher her, sie streckte ihr gleich die Hand hin. „Frau Watermann, eben habe ich von dem Unglück mit Ihrem Mann gehört, ich wollte doch gleich nachfragen. Ist er ins Krankenhaus gebracht?"

Die Frau zog hastig ihre rauhe Hand aus Friedes Fingern zurück und zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach der Nebenkammer. „Nee, er ist hier. Der Doktor ist schon dagewesen," sagte sie kurz.

Friede tat, als ob sie das abwehrende Mißtrauen in dem mageren knochigen Gesicht der Frau gar nicht sah. Sie war an ihr vorbei in die Stube getreten.

„Ist es denn schlimm? Wie ist es denn gekommen?"

Die Watermannsche zuckte die Schultern.

„Der Fuß ist unter die Räder gekommen."

„Hat er viel Schmerzen?"

„Ja, heute hat er viel Schmerzen."

Friedes Gesicht war ganz lebhaftes Mitleid. Sie sah mit einem raschen Blick über die Stube mit den kahlen geweißten Wänden und den paar Tannenholzgeräten hin. Als praktisches Landkind wußte sie, worauf es ankam.

„Sind Sie denn in einer Unfallversicherung oder Krankenkasse? Ihr Mann kann nun doch nichts verdienen."

Friede hatte an die richtige Tür geklopft, die mißtrauische Zurückhaltung der Bauerfrau, die augenscheinlich Absicht war, verschwand plötzlich. Die Watermannsche fuhr sich mit der Hand über die Augen, ihre Stimme wurde nörgelig klagend.

„Ja, das sagen Sie wohl, Frau Pastor. Nein, wir sind nicht drin, er hat immer gesagt, das wäre weggeworfenes Geld, ihm sollte wohl nichts passieren. Und nun sitzen wir da, und er verdient keinen Groschen, und der Doktor sagt, er könne das auch noch nicht wissen, ob er den Fuß behält."

Die Frau weinte jetzt aufschluchzend in ihre Schürze hinein. Friede versuchte, sie zu trösten. „Die Armenkasse gibt Ihnen doch gewiß etwas, Frau Watermann. So schlimm wird das sicher nicht mit Ihrem Mann. Und dann haben Sie doch noch Ihren Jungen, der auch verdienen kann, und Stine."

Friede hatte sich überlegt, daß es am besten war, das Mädchen harmlos zu erwähnen. Die Frau schüttelte den Kopf.

„Stine? Ja, wenn das mit der Maike nicht mallöhrt wäre. Aber nun hat ihr Kerl sie ja sitzen lassen, und nächsten Sommer habe ich das Lütje auch noch auf dem Hals."

Friede starrte sie erschrocken an.

„Und nachher kann sie dann auch man in Taglohn gehen, einen guten Dienst kriegt sie nicht mehr. Stine! Stine!" rief sie plötzlich in die Nebenkammer herein, „komm mal her, Maike!"

Friede sah mit großen erschrockenen Augen auf das Mädchen, das da in die Tür kam. War das noch Stine, ihre kleine lustige, rotbackige Stine? Die frische Farbe war ganz verschwunden, das Gesicht mager und gelblich zwischen den schwarzen Mützenbändern. Die früher so kindlich schlanke Figur war nicht mehr zu erkennen.

„Stine!" sagte die junge Frau nur. Ihre Augen waren plötzlich voll Tränen. Sie hatte so viel von dem Mädchen gehalten, es tat ihr förmlich weh, daß ihr Mann nun doch recht behielt. „Stine, das hätte ich nie von dir geglaubt. Daß ich dich nun so sehen muß — "

Das Mädchen hatte sich halb weggekehrt, ein mürrischer Ausdruck war in ihrem Gesicht. „Sie hätten ja nicht herkommen brauchen!" sagte sie in frechem Ton.

Friede antwortete nicht. Aber in einem impulsiven Gefühl großen Mitleids stand sie plötzlich auf und nahm Stines Hand, die schlaff herunterhing. „Arme kleine Stine!"

Das Mädchen hatte die Hand heftig weggerissen, mit einem fast feindseligen Blick. Aber auf einmal zuckte und arbeitete es um ihren Mund, sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Frau Pastor, das wäre alles nicht so gekommen, wenn Sie mich man behalten hätten. Wenn der Herr Pastor mich man nicht herausgeworfen hätte. Unser Vadder hat mir den Buckel vollgeschlagen und hat mir nicht glauben wollen, daß ich nichts getan hatte. Und da — da habe ich gedacht, nun wäre es ja doch alles gleichviel, da ist es gekommen. Und nun sitze ich da und weiß nicht wohin — "

Friede sah ihr entsetzt ins Gesicht. Stine hatte früher nie gelogen. Wenn es wirklich so war, wie sie da eben erzählte — hatte ihr Mann dann nicht das junge Ding da auf dem Gewissen? Vielleicht hätte sie doch gehalten werden können. Aber er hatte sie gerade in ihr Unglück hineingestoßen.

„Sieh mal, ich habe es dir ja immer gesagt, Stine, — was sie ist, die Frau Pastor, das gnädige Fräulein vom Hof, die ist gut, die weiß nichts davon. Der Herr Pastor — das Predigen hat er ja gelernt, und das ist ja auch alles recht, was er sagt. Aber unser alter Pastor, der war doch anders. Der war immer so gut. Der hätte sie nicht aus dem Haus geworfen."

Friede war plötzlich dunkelrot geworden. Es war, als ob die Frau herausfühlte, was sie selbst halb unbewußt gedacht hatte. „Das müssen Sie nicht denken, Frau Watermann," sagte sie hastig. „Mein Mann hat das mit Stine doch so geglaubt. Es täte ihm selbst leid, wenn er wüßte — "

Die Watermannsche schüttelte den Kopf. „Sie können das ja wohl nicht anders sagen, Sie sind ja die Frau dazu."

Die Frau sagte das nicht scharf oder bitter, eher entschuldigend. Ihr Ton reizte Friede plötzlich. Einen Augenblick vorher hatten ihre Gedanken ihren Mann auch angeklagt, aber daß andere es taten, das konnte sie nicht ertragen.

„Natürlich, weil ich seine Frau bin, muß ich das auch am besten wissen. Es ist nicht recht, daß Sie so von Ihrem Pastor sprechen, Frau Watermann. Wenn er strenge ist, dann ist das nur, weil er es gut mit den Leuten meint. Und er ist der erste, der selber tut, was er predigt. Er sagt, der Pastor ist das Beispiel für die Gemeinde, und das Pastorenhaus für die anderen Häuser. Und darum will er, daß in seinem Haus alles recht zugehen soll. Er hat Stine weggeschickt, weil sie nicht so war, wie er wollte. Mit Absicht tut er keinem Menschen Unrecht."

Friede hatte sich ganz heiß gesprochen in ihrer raschen lebhaften Parteinahme. Stine sagte kein Wort, sie stand am Tisch und sah gedrückt vor sich hin. In dem Gesicht der Bäuerin war wieder der mißtrauisch abweisende Ausdruck von vorhin.

Friede Baumeister streckte der Frau die Hand hin.

„Ich will meinem Mann sagen, daß er für Sie die Unterstützung aus der Gemeindekasse besorgt. Dann werden Sie ja wohl glauben, daß er es gut mit Ihnen meint, nicht wahr?"

Vor diesem Versprechen hielt das Mißtrauen der Frau nun doch nicht Stand. Sie brachte Friede noch über die Diele bis an die Tür. „Dann sollen Sie auch bedankt sein, Frau Pastor. Ja, Stine, das sage ich man, wo unser gnädiges Fräulein hinkommt, ist alles wieder gut."

Für die Leute war Friede eben immer noch das „gnädige Fräulein" vom Gutshof.

Am Tor wandte sie sich noch einmal nach Stine um, die langsam hinter ihr herkam. Das blasse Gesicht des Mädchens strahlte, als sie ihr versprach, sich in der nächsten Zeit nach ihr umzusehen.

Sie hatte einen Augenblick gezögert, ehe sie das Versprechen gab. Ob es ihrem Mann recht war? Er würde ihr wieder vorwerfen, daß sie hinter seinem Rücken handelte.

Aber sie hob im Weitergehen mit einer entschlossenen Bewegung den Kopf. Sie konnte sich heute daran nicht kehren. Wenn Stine im Pfarrhause geblieben wäre, dann wäre sie nicht so verkommen. Darin lag eine Schuld für ihren Mann, eine Mitschuld für sie selbst. Es war ihr Gewissenssache, sich um das Mädchen zu kümmern.

Sie sah unwillkürlich noch das weiße magere Gesicht vor sich, mit dem häßlich herausfordernden Ausdruck, den es anfangs hatte, und nachher mit den rotverweinten Augen. Ihre kleine lustige Stine, die früher den ganzen Tag gelacht hatte und so gut mit Bubi war!

Eine Flut von Mitleid und Empörung quoll plötzlich in Friede auf. Ja, vor den Leuten hatte sie ihren Mann verteidigen können. Konnte sie es auch vor sich selbst?

Ihr fiel plötzlich der Streit damals über Erhard wieder ein. „Eine bequeme Religion!" hatte er ihr da ins Gesicht gesagt. „Meine ist anders." Sie hörte seinen scharfen Ton noch.

Ob seine „andere" Religion besser war als ihre? Dies waren ja die Folgen. Ein junges Ding, das durch seine Härte blind in ihr Unglück gelaufen war. Er wollte nur das Rechte, gewiß. Aber war dieses das Rechte?

Nein, und wenn er tausendmal ihr Mann war, sie konnte nicht denken wie er. Sie wollte es auch gar nicht. Sie wußte plötzlich, daß sie nicht mehr das Kind war, das sich blind von ihm leiten ließ. Wenn sie sündigen mußte, dann lieber sündigen aus zu viel Liebe als aus Härte. Sie wollte ihm das heute noch einmal sagen, wenn es sein mußte, aber vollbewußt, ihrer selbst sicher. Sie wollte ihm alles erzählen. Sieh her, das hast du an den Menschen erreicht, wollte sie ihm sagen.

Sie hatte Herzklopfen von dem raschen Gehen und den aufgeregten Gedanken, als sie zu Haus hastig die Treppe hinaufeilte. Vor ihres Mannes Tür blieb sie doch einen Augenblick stehen; es fiel ihr ein, daß sie in den letzten Monaten nie mehr so ohne Grund in sein Zimmer gekommen war wie früher. Aber dann drückte sie die Klinke herunter. Sie hatte ja heute einen Grund. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Die Sonnenfinsternis am 30. August hat die Gemüter sehr aufgeregt. Man genoß sie, so gut es ging, denn der oft sehr bewölkte, regendrohende Himmel suchte das seltene Vergnügen zu stören; aber es gelang ihm nur teilweise. In Europa war die Sonnenfinsternis nur in einem Teile Spaniens eine totale, dort hatten sich denn auch Abgesandte der Wissenschaft eingefunden, um das Naturereignis in seinem ganzen Umfange zu studieren. Bei uns in Deutschland dauerte das interessante Schauspiel etwas länger als zwei Stunden. Unser Bild ist kurz nach dem Höhepunkt, 2 Uhr 25 Minuten mittags, aufgenommen, man sieht durch das dichte Gewölk die Sonne, deren linke untere Hälfte durch den Mond verdunkelt ist.



Richard Boßland, Lüneburg, phot.

Von der Sonnenfinsternis.

Die Unruhen in Deutsch-Ostafrika. Ein Unglück kommt selten allein. Während der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika dem Deutschen Reiche eine Unsumme an Menschenkraft und Menschenleben, an Geld und Geduld kostet, und ein Ende der Verwicklungen noch kaum abzusehen ist, erschrecken uns neue Hiobsposten aus Ostafrika. Die Zuversicht, daß diese Kolonie von den westafrikanischen Wirren unberührt bleiben würde, hat getäuscht. Die Ermordung der weißen Missionare, die wachsende Ausbreitung der Unruhen lassen keinen Zweifel mehr über die Gefährlichkeit und den Ernst der Lage. Es läßt sich schwer ein anderer Abschnitt der Weltgeschichte finden, in dem es so an allen Ecken und Enden brannte und glimmte und der Krieg seine Geißel schwang, wie im Anfang unseres Jahrhunderts. Die Unruhen in Deutsch-Ostafrika nahmen ihren Ausgang von den Eingeborenen der Matumbiberge nördlich von Kilwa. Dieser Ort liegt im Süden der Kolonie, der Eingeborenenstamm, der dort wohnt, sind die Suaheli — ein Mischstamm, hervorgegangen aus den alteingesessenen Negern und den seit tausend Jahren im Lande seßhaften Arabern, deren Religion, Sitte und Wirtschaftsleben die Suaheli angenommen haben. Gerade im Hinterlande von Kilwa hat schon einmal im Jahre 1894 eine heftige Empörung stattgefunden. Damals versuchten die Aufständischen sogar, Kilwa zu stürmen. Freilich ohne Erfolg; die Rädelsführer wurden gefangen und hingerichtet! Wir wollen hoffen, daß es dem Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, dem Grafen Götzen, und unseren tapferen Schutztruppen gelingen möge, den Brand zu löschen, ehe er zu einer wilden Flamme anwächst. Unsere Abbildung zeigt einige wenig vertrauenerweckende Eingeborene des Bezirksamts Kilwa als Gefangene in schweren Ketten.

Ludwig Ganghofer als Astronom. Daß Ludwig Ganghofer, der gefeierte Erzähler, dessen jüngsten Roman, „Der Mann im Salz", wir eben jetzt unseren Lesern darbieten, auch ein nimmermüder Naturfreund und Forscher ist, das wissen alle jene, die sich mit Liebe und Hingabe in seine dichterischen Schöpfungen versenken. Denn Tausende von wundervollen Schilderungen lassen da stets aufs neue erkennen, daß hier ein Poet redet, der nicht allein am Schreibtische sich jene farbenreichen Bilder zusammensinnt, die er vor uns aufbaut, nein, daß hier eine tiefe freudige Vollnatur zu Worte kommt, ein Dichter, der all' die Wunder der Schöpfung, die er uns beschreibt, mit eigenen Augen geschaut und genossen hat. Das gilt nicht nur von seinen Schilderungen, die in die Täler des Hochgebirges führen, von seinen mit glühender Pracht gemalten Darstellungen aus der Alpenwelt. Auch die Weiten



Kettengefangene des Bezirksamts Kilwa.

des Himmelsgewölbes hat Ganghofer von jeher mit liebevoller Sorgfalt geschaut und geschildert, und gerade in seinem jüngst in der „Gartenlaube" erschienenen Roman, im „Hohen Schein" hat er an mehr als einer Stelle dichterisch verwertet, was seine Liebe zu den Sternen da oben ihn lehrte. Als Sterngucker sehen wir den Dichter auf dem nebenstehenden Bilde. Am 30. August, dem Tage der Sonnenfinsternis, ist es von einem Jagdfreunde Ganghofers vor dem schönen Jagdhause „St. Hubertus" bei Seefeld in Tirol aufgenommen. Es zeigt den Dichter, wie er eben durch das Sonnenglas schaut, um die Wunder der Sonnenverfinsterung mit eigenen Augen an dem ewigen Gestirn zu sehen. In St. Hubertus verbringt Ludwig Ganghofer alljährlich seinen Sommer und Herbst. Stundenweit von jeder menschlichen Behausung, umragt von den Schneehäuptern riesiger Berge liegt dort sein schmuckes Heim, und nur der Arbeit und dem frohen Weidwerk lebt der von so viel Tausenden verehrte Dichter in dieser Zeit.



Ludwig Ganghofer beobachtet die Sonnenfinsternis.

Auch eine Kinderstube. Einige Känguruharten sind heute wohl in jedem größeren zoologischen Garten vertreten. Es kommt auch gar nicht selten vor, daß sie zur Fortpflanzung schreiten und daß Junge groß gezogen werden. Schwieriger ist es schon, ein gutes Bild des Känguruhbabys auf die photographische Platte zu bannen; denn die kleinen Springbeutler suchen bei der geringsten Beunruhigung das schützende Obdach auf, das ihnen die am Leibe der Mutter sich weitende, große Hauttasche darbietet, und verschwinden darin. Die hier dargestellten Känguruhs sind gut gezogen. Mutter nimmt aus der Hand des Wärters einen Leckerbissen, und das Söhnchen schaut inzwischen aus seinem Versteck neugierig hervor. Die merkwürdige Hauttasche am Unterleib des weiblichen Beuteltieres dient dazu, den in sehr unfertigem Zustande zur Welt kommenden jungen Tieren ein sicheres Heim solange zu bieten, bis sie sich selbst ernähren können. Sie wird durch zwei am Becken befestigte Knochenspangen gestützt. Diese finden sich nur bei Beuteltieren, allerdings nicht bei allen. Es gibt auch Beuteltiere ohne Beutel. Bei ihnen sind die Neugeborenen erheblich weiter entwickelt. In der heutigen Zeit leben Beuteltiere nur noch in Australien, auf Neuguinea und einigen benachbarten Inseln sowie in Amerika. Früher gab es auch in Europa derartige Formen, aber schon in längst entschwundener Vorzeit sind sie ausgestorben. Nordamerika ist die Heimat des Opossums, ihm verwandte Beutelratten bewohnen auch Südamerika und sind in ziemlicher Artenzahl dort vertreten. Neben ihnen kommt auch der merkwürdige Schwimmbeutler vor. In Australien gehört ungefähr die Hälfte aller Haartiere zu den Beuteltieren. Sie finden sich dort in einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit. Einige erinnern an igelartige Tiere, andere an Eichhörnchen und Mäuse, wieder andere an Raubtiere und Halbaffen, eine sogar an den Maulwurf. Daneben leben dort aber Beuteltiere, wie die Känguruhs, die mit keiner andere Gruppe der Säugetiere irgendwelche Ähnlichk haben. Matschie.



Känguruh mit dem Jungen im Beutel.

Aus der Kinderstube des Berliner Zoologischen Gartens.

Die Zigarre spielt unbestreitbar und se langem schon eine sehr wichtige Rolle i unserem täglichen Leben, sie und ihr Konkurrent, die Zigarette. Man gehe in ei Wirtshaus, man gehe nur auf d Straße, und wenn man es mit sehen den Augen tut, wird man einen B griff davon bekommen, daß an eine Tage, in einer Stunde ein ung heures Vermögen verqualmt wir Die Sitte an und für sich Jahrhunderte alt — europäisch Seeleute brachten sie seinerze aus Mittel- und Südamerik herüber. Aber die Bezeich nung, die wir den gerollte Tabaksblättern jetzt geben, i noch nicht alt und hat si nach und nach erst entwickel Sie wurde früh im 19. Jahr hundert angenommen, o aus dem französischen cigar oder dem spanischen cigarr steht dahin. Bei keinem Geringeren als dem Königs berger Philosophen, Kan findet sie sich im Jahre 179 als eingeführtes Wort mi deutschen Lettern, aber mi spanischer Endung als Cigarro. Frühere Belege waren also n Reisebeschreibungen zu finden, aus denen Kant wohl geschöpft haben muß. Die spanische Wortgestalt wechselt im Anfange de 19. Jahrhunderts noch oft mit de französisch-deutschen, und die Einzahl Zigarre scheint aus der schon frühe auftretenden Mehrzahl Zigarren ent standen zu sein. Eine Übergangsform bildete die Bezeichnung Cigarros, die man in Hoffmanns Phantasiestücken (zuerst 181 findet. Darin werden die Cigarros noch gewissermaßen als eine Eigentümlichkeit von Stutzern, Elegants angesehen. — Die weiteren Verbreitung der Zigarren scheint bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts langsam zu erfolgen, denn den Mannschaften der nach der Schlacht bei Großbeeren in Berlin einrückenden preußischen Regimenter sollen die Zigarren, die ihnen von der Berliner Bevölkerung gespendet wurden, noch etwas Neues gewesen sein.

Papierdrachen – das sind die Papierschwalben, die der Herbst bringen. Si gehören zu den beliebtesten und gesündesten Kinderfreuden. Di Lust an diesem Spi steckt wohl in jeder Jungen. Schon da man sich den Drachen selbst machen kann, erhöht das Vergnügen. Die selbstgemachten „steigen immer besse und höher" als di gekauften. Freilich sind die gekauften u viel kunstvoller, bunte vor allem, mit merkwürdigen Gesichtern in den verwegensten Formen; aber das is fürs Auge — ein richtiger Junge, der Sachkenntnis darin besitzt, weiß, daß die Handarbeit über der Fabrikware steht. Und dann solch ein klarer

goldiger Herbsttag, ein kühler leiser Wind, eine weite, weite Wiese und eine recht lange Schnur — das Kinderglück ist vollendet.

Japanischer Bildungsdrang. Der Verkehr über den Stillen Ozean gestaltet sich immer reger, und mit ihm steigt auch die Zahl der Japaner, die sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika wenden. Gegenwärtig halten sich gegen 150000 Japaner in San Franzisko und in Kalifornien auf. Die Mehrzahl von ihnen kommt hierhin, um zu lernen. In der Regel haben aber die Leute keine Mittel, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie vermieten sich darum als Diener verschiedener Art, stellen aber dabei die Bedingung, daß ihnen täglich einige Freistunden gewährt werden, damit sie die öffentlichen Lehranstalten besuchen können. Etwa ein Jahr arbeiten sie in dieser Art und kehren dann mit erweitertem Gesichtskreis in ihre Heimat zurück.

Württembergische Volkstrachten. Das Königliche Landesgewerbemuseum in Stuttgart birgt eine interessante und lehrreiche Sammlung — eine Zusammenstellung der Volkstrachten Württembergs. Mit 40 lebensgroßen Figuren, immer in Gruppen zu zwei Personen vereinigt, werden alle Haupttypen des Landes dem Beschauer vorgeführt und auf diese Weise manche schon in Vergessenheit geratene Trachten der Gegenwart wiedergegeben. Unsere Bilder geben zwei Gruppen wieder — ein Paar aus dem Oberamt Waldsee und eine Bäuerin aus Deißlingen mit einer Braut aus Locherhof, beides Orte des Oberamts Rottweil. Namentlich an den beiden ersten Figuren fällt das viele Silber auf, mit dem sich Männlein und Weiblein putzen — jedenfalls sind es begüterte Bauern. Bei allen drei Damen sind die Kopfbedeckungen beachtenswert. Bei der Deißlinger Bäuerin ist es ein gelber Strohhut, der eine Ähnlichkeit mit unserem Zylinder nicht verleugnen kann. Unter dem Kinn wird er mit schwarzseidener, breiter Bandschleife gehalten, vier ebensolche Bänder fallen über den Rücken herab; von dem Rock ist nicht viel zu sehen, die Schürze umschließt ihn fast ganz. Die Locherhofer Braut trägt eine große Schappel, die aus allerlei Glaskugeln, Perlen und Spiegelchen, künstlichen Blumen und farbigen Bändchen verfertigt und auffallend bunt ist. Die volle weiße Krause mit Bandschleife und Blumenstrauß umschließt den Hals, an der silbernen Gürtelkette flattert ein heller Bänderschmuck. Während man diese Tracht noch im Gebrauch trifft, sind die drei anderen schon der Vergangenheit anheimgefallen.



Copyright Otto Haeckel, Berlin.

Kinder mit Drachen.

Einen Wasserläufer stellen wir unseren Lesern im Bilde vor. Der Herr heißt McEvoy und machte seine eigenartigen Spaziergänge in London in der Themse. Diese Art sich fortzubewegen ist entschieden neu aber etwas naß. Das Verfahren an sich ist ja einfach und einleuchtend, an den Beinen und um den Leib angebrachte tragfähige Apparate sind das ganze Geheimnis des Engländers und seines Erfolges. Das erste Bild zeigt den Seemann fertig zum Abmarsch, das zweite mitten auf dem Wege. Der Wasserläufersport ist übrigens schon manches Jahr alt. In dem Wasserläufer Kapitän Großmann z. B. hat Mister McEvoy einen sehr berühmten Vorgänger, der mit seinen Wasserskis stundenweite Partien auf dem Wasser unternahm. Diese Sache ist außerdem gesünder, weil sie bei weitem nicht so feucht ist. Es ist keine Frage, daß das, was jetzt noch mehr eine amüsante Spielerei ist, auch sehr feine praktischen Seiten hat. Wer weiß, ob die Allgemeinheit sie sich nicht noch einmal zunutze machen wird.



Mr. W. McEvoy und sein neuer Schwimmapparat.

Schaden durch Insekten. Gerade die kleinsten Lebewesen sind nicht selten unsere größten Feinde, sie können unsere Gesundheit, unseren Wohlstand untergraben. Wir suchen uns dagegen zu wahren so gut es geht, und daß die Wissenschaft viel zu unserem Schutze gefunden hat, wird niemand leugnen. Neuerdings hat man versucht, den praktischen Nutzen, den wir auf diesem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit verdanken, zahlenmäßig auszudrücken. So hat man in Amerika eine genaue Statistik darüber aufgestellt, wie hoch sich der Gewinn beziffert, den man als Erfolg des unermüdlichen und erfolgreichen Kampfes gegen schädliche Insekten aufzuweisen hat. Ehe die Baumwollraupe durch allgemeine Anwendung von Arsenik unschädlich gemacht wurde, erhob sie in schlechten Jahren eine Steuer von rund 120 Millionen Mark auf die Baumwollernte. Bei der Hessenfliege ist es noch auffälliger. Dadurch, daß man ihrem Unwesen durch die Kenntnis der richtigen Zeit zum Pflanzen des Weizens und durch andere Anbaumethoden steuern kann, ersparen die Weizenbauer jährlich gut 700 bis 800 Millionen Mark. Der Schaden, den der Apfelwickler dem Apfel zufügte, konnte durch die geeigneten Gegenmittel auf zwei Drittel beschränkt werden, d. h. das kam einem Gewinn von 60 bis 80 Millionen Mark gleich. Der Aufschwung der kalifornischen Orangenbaumindustrie wurde möglich, daß man aus Australien einen natürlichen Feind der weißen Schildlaus einführte, die die Orangengärten verheerte und zerstörte — jetzt spart die Bevölkerung von Kalifornien dadurch viele Millionen im Jahr. Die richtigen Schutzmaßregeln in dem Maisbau vernichteten seinen Feind, eine kleine Raupe, und bringen den Pflanzern sicherlich an 400 Millionen Mark im Jahre ein — ebenso sparen die Farmer in Texas manche Million, seit sie dem Rüsselkäfer energisch zu Leibe gehen; nur allein dadurch wächst die Kultur der Baumwollstaude stetig. — Ganz erhebliche Ziffern, wenn auch nicht annähernd so riesig, werden sich in unserer Landwirtschaft wohl ebenfalls feststellen lassen.



Mann und Frau aus dem Oberamt Waldsee.



Bäuerin und Braut aus dem Oberamt Rottweil.

Württembergische Volkstrachten.

Blätter und Blüten

Die Nordwestpassage. (Zu dem Bilde auf Seite 673). Erinnerungen an einen glorreichen Abschnitt in der Geschichte der Seefahrten, an Jahrhunderte langes Ringen der Menschen mit den Eisschrecken und langen Winternächten der Nordpolländer und -meere müssen in unserem Geiste auftauchen, damit wir das vorliegende Bild verstehen, uns in seine Stimmung versetzen können. Die von Erfolg gekrönten Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen ließen frühzeitig in dem aufstrebenden England den Wunsch erwachen, einen anderen Seeweg nach dem reichen Indien zu finden. Man wandte seine Blicke nach dem Norden und wollte Amerika im Norden umschiffen, die Nordwestpassage oder nordwestliche Durchfahrt finden. Schon zu Columbus Zeiten machten John Cabot und sein Sohn Sebastian die ersten Vorstöße nach dieser Richtung hin. Ihnen folgte später in den Jahren 1576 bis 1616 eine Schar mutiger Seefahrer, wie Frobischer, Davis, Hudson und Baffin. Es gelang ihnen aber nicht, die Eisschranken zu brechen; für die Handelswelt kehrten sie unverrichteter Dinge zurück, ihre Namen sind jedoch auf den Landkarten eingetragen und zeugen davon, was diese kühnen Männer für die Erforschung des Nordens von Amerika geleistet haben. Der Gedanke, auf diesem Wege zu politischer Macht zu gelangen, wurde aufgegeben; England nahm den Kampf um die Seeherrschaft mit den Spaniern und Holländern auf und gegen 200 Jahre kümmerte man sich nicht um die Nordwestpassage. Da erwachte am Anfang des 19. Jahrhunderts das Interesse für die Polarforschung, es galt das unklare Bild des Archipels im polaren Nordamerika zu entwirren; die nordwestliche Durchfahrt wurde wieder zum Ziel der Seefahrer, und man setzte auf ihre Entdeckung sogar einen Preis von nahezu einer halben Million Mark aus. Nun begannen neue Fahrten, in denen die Namen von John Roß, W. E. Parry und des unglücklichen John Franklin ruhmreich glänzen. Zuletzt drang im Jahre 1850 MacClure von der Beringstraße aus nach Osten vor und gelangte bis zu der Melvilleinsel, wo er im Jahre 1852 im Eise stecken blieb. Hier wurde er von Kapitän Kellet, der vom Atlantischen Ozean ihm zur Hilfe entgegen kam, gefunden und gerettet. MacClures Schiff konnte nicht vom Eise befreit werden, es blieb stecken und die Mannschaft kehrte auf Kellets Schiff in die Heimat zurück. Für die Geographie war aber die Nordwestpassage gefunden. Das Gemälde des berühmten englischen Malers J. E. Millais stellt nun einen alten Kapitän dar, der in jüngeren Jahren an diesen gefahrvollen Fahrten im Dienste der Wissenschaft teilgenommen hatte. Er erzählt von dem harten Ringen gegen die rauhen Naturgewalten. Seine Tochter sitzt zu seinen Füßen, und verfolgt die Fahrt auf der Karte im Atlas. Im weißen duftigen Gewand, ein rosa Tüchlein um die Brust geschlungen, rosa Schleifen im braunen Haar und blaue Perlenschnur um den Hals. Zärtlich drückt sie die Hand des Vaters, sichtlich erfreut, daß er bei ihr sitzt und nicht in dem frostigen Norden. Aus dem Fenster der Blick auf die weite See, auf dem Tisch die Seekarte des Nordpolgebietes ausgebreitet, rechts in der Ecke die glorreiche Schiffsflagge um einen Wandschirm drapiert. Von der Wand oben schaut das Bildnis Nelsons auf den alten Seemann herab.

Weinlese bei Tivoli. (Zu dem Bilde auf Seite 669). Ganz anders als in unseren deutschen Rheinlanden sieht die Weinlese in den italienischen Gefilden aus, wo die „Rebe sich mit der Ulme vermählt“, wie schon Virgilius singt. Mag der uralte Brauch dieses Anbaus landwirtschaftlich rationell sein oder nicht, jedenfalls gibt es dem Herbst einen Charakter festlichen Überschwangs, der unseren nüchternen Weinbergszeilen gänzlich abgeht. Wie dort die armdicken Rebenstämme sich um Ulmen und Oliven winden, üppiges Laubwerk zwischen den Zweigen hervordrängen, und die Last der schweren dunkelblauen oder goldgelben Trauben überall in köstlicher Fülle niederhängen lassen, das gibt ein Bild voll Glanz und Heiterkeit, wie es uns der Künstler hier vor Augen führt. Es ist Abend, die Sonne neigt sich zum Untergang und übergießt mit warmem Licht den Weingarten, wo eine hübsche Bäuerin aus Anticoli halb ausruhend sitzt und einen Rebenzweig zu sich herunter zieht, um die Trauben abzunehmen. Im Geäst des Olivenbaums ist die Wage angebracht, die schon schwer beladen ist; weiterhin, jenseits der noch eifrig pflückenden Schweiter, steht die Eselin mit den Tragkörben. Schon liegen die Täler im Schatten und der Abendschein über den Bergen von Sebina und Cervara rückt weiter und weiter hinauf. Rings um die hochgelegenen Dörfer, die nahen Abhänge und fernen Gipfel leuchtet in Farben und Linien eine Schönheit, die nimmermehr vergißt, wer einmal solche Herbstabende in den Sabiner Bergen verleben durfte.



Ein blinder Passagier.

Zeichnung von Fr. W. Doubek.

Schwarze Rehe. Die Abnormitäten in der Färbung, die bei vielen Wildarten auftreten, bestehen meistens darin, daß die ursprüngliche Farbe der Haare oder des Gefieders zu einem hellen Grau verblaßt oder völlig von einem reinen Weiß verdrängt wird. Besonders häufig ist diese Erscheinung bei den Schwarzdrosseln (Amseln) beobachtet. Auch weiße Rehe, Hasen und Kaninchen werden oft erlegt. Seit einigen Jahren finden sich, wie die „D. Jäger-Ztg.“ berichtet, in der Umgegend von Münster in Westfalen verhältnismäßig zahlreich schwarze Rehe, denen sogar der „Spiegel“, der weiße Fleck am Hinterteil, fehlt. In einigen Revieren sieht man keinen Sprung Rehwild, bei dem sich nicht einige schwarze Stücke finden. Normal gefärbte Ricken mit schwarzen Kitzen findet man häufig. Auch die verschiedensten Schattierungen, von der natürlichen Färbung bis zum tiefsten Schwarz treten hin und wieder auf. Bemerkenswert ist daß die schwarzen Kitzchen nicht mit dem normalen, gefleckten Jugendkleid geboren werden, sondern kohlschwarz zur Welt kommen. Als Zeichen der Entartung kann man diese schwarzen Felle nicht auffassen, denn die schwarzen Stücke geben an Gehörn und Gewicht den normalgefärbten nichts nach. Die Jäger vermuten, daß die schwarze Farbe mit der Äsung zusammenhängt, denn es werden dort auch schwarze Wildkaninchen erlegt, von denen einige ausgestopft dem Provinzialmuseum übergeben sind. F. Sl.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Nr. 38 1905



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.
Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 30 Pf.;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(4. Fortsetzung.)

Das kleine Haus des Josua Weyerzisk war ohne Flur — man trat vom Garten gleich in den Raum, der als Wohnstube und Werkstatt diente. Ein Raum von stiller Gemütlichkeit und dennoch unbequem. Denn neben dem heimischen Gerät stand allerlei Arbeit umher, Schnitzwerk für Kirche und Haus; und über der langen Hobelbank, die sich unter zwei niederen Fenstern hinzog, war die Mauer ganz bedeckt von Werkzeugkästen und Schablonen. Aber eine Ecke des Raumes, die war wie ein kleines Reich der Kindlichkeit: das Fensterbrett bestellt mit blühenden Blumen; zwischen üppigen Blumenranken hingen fliegende Engelchen an Fäden von der Decke herunter; ein Spinnrad stand vor einem Lehnstuhl; und die Messingknäufe des Stuhles, all diese Gläschen und Bilderchen an der Wand, dieser winzige Silbertand, das blanke Zinn, die vergoldete Ampel vor dem Kruzifix — das alles schimmerte still und fein in der matten Helle, die von der Werkbank herüber fiel in diesen kindlich traulichen Winkel.

Die Stirne grell beleuchtet vom Schein der Öllampe, die ihr Licht durch eine mit Wasser gefüllte Glaskugel warf, saß Josua Weyerzisk vor der Werkbank, so ernst versunken in die Betrachtung eines halb vollendeten Schnitzwerkes, daß er Madda gar nicht kommen hörte. Ihr Gruß erst weckte ihn. Und da warf er hastig ein Tuch über die aus weißem Holze schlank herauswachsende Figur.

Madda blieb bei der Türe stehen. „Komm ich ungelegen?"

„Ihr? Nein, Jungfer!"

„Weil Ihr da was versteckt vor mir?"

Josua zögerte mit der Antwort. „Das ist nur so eine Arbeit . . . die ich noch nicht fertig hab." Er dämpfte die Stimme. „Hat sich in der Stadt was Liebes für mein Trudle finden lassen?"

Sie nickte ihm lächelnd zu, stellte die kleine Schachtel auf die Werkbank und begann die Schnur zu lösen. „Aber wo ist denn das Trudle?"

„Ich hab sie schon zur Ruh bringen müssen. So viel müd und fertig ist sie gewesen. Und gestern am Abend hab ich mir noch gedacht: jetzt käm ein Wandel zum Guten. Da hat sie was Schönes gehört und hat eine Freud gehabt. Und tief in meiner Seel hab ich aufgeschnauft. Aber sie muß so elend sein, daß sie auch die Freud nimmer verkraften kann." Josua legte die zitternden Fäuste auf seine Knie. „Gestern, gleich auf die Freud nauf, hat sie das wilde Schreien gekriegt . . . und so arg wie gestern ist's noch nie gewesen. Und heut den ganzen Tag ist sie herumgesessen, als müßt sie ein jeder Hauch hinunterblasen



Der alte Torwart.
Gemälde von Aug. Kühles.

über den Stuhl. Und allbot ist sie zusammengefahren und hat einen Schrei getan . . . als tät sie's allweil wieder sehen, wie der Kessel mit dem siedheißen Wasser herfallt auf unser Kindl." Er schwieg. Und sein Rücken krümmte sich wie unter einer Last, der die Kraft seines Körpers nicht mehr gewachsen war.

Madda trat auf ihn zu und strich ihm mit sanfter Hand das Haar aus der Stirne.

Er sah zu ihr auf, einen verzweifelten Blick in den Augen. Und seine Stimme war ein heiseres Geflüster. „Jungfer, ich weiß mir keinen Rat nimmer! Das Herz tät ich mir ausgraben aus den Rippen, wenn's dem Trudle was helfen könnt. So viel lieb hab ich mein Weib! Und die halben Nächt lang schau ich in der Finsternis allweil hin auf das Fleckl, auf dem das Trudle ruhlos ihr Köpfl dreht . . . und da sinn ich allweil und grübel . . . und weiß mir keinen Rat!"

„Nur an der Hoffnung festhalten, Meister! Die betrügt einen nicht. Und schauet, jetzt ist doch Frühling worden! Der hat schon so viel Wunder getan! Vielleicht tut er eines am Trudle."

Schwer atmend schüttelte Josua den Kopf. „Sie spürt den Frühling gar nicht. Und Tag und Nacht, und Kält und Wärm, das alles ist ihr eins! . . . So tief hinein ins Leben ist ihr das Unglück mit dem Kind gefallen!"

Tränen glänzten in Maddas Augen, als sie sich zu dem jungen Meister hinunterbeugte. „Schauet doch, lieber Josef . . . unser Herrgott kann Tote aufwecken . . . da wird er doch auch einem lebendigen Leben wieder ein bißl Frühling geben können. Ich hab das Zutrauen! Der liebe Herrgott wird einen Rat finden und wird Euch helfen!"

„Der Herrgott?" Harte Furchen schnitten sich in Josuas Stirne, und ziellos irrte sein heißer Blick. „Was für einer? Mein neuer, der gut katholisch ist? Oder mein alter, der evangelisch gewesen?"

„Meister!" sagte Madda ernst. „Solche Reden mag ich nicht hören. Gott ist allweil Gott! Der hat keine Fürwörter wie die Weiberröck, von denen man redet: Das ist mein alter, das ist mein neuer!"

Josua schwieg eine Weile. Dann sagte er beklommen: „Aber Farb muß er haben! Farb hat alles, was lebt. Und bei der Farb soll einer bleiben! . . . Allweil muß ich mir denken, daß unser Unglück wie eine Gottesstraf gekommen ist . . . weil ich mich so leicht verwendt hab."

Die Jungfer antwortete nicht. Und doch verstand sie, wie dieses Wort gemeint war. Was hundert andere zu Berchtesgaden getan hatten, unter dem Druck, der von Köln und Salzburg her im Lande herrschte, das hatte auch Josua Weyerzisk getan. Wäre er bei seinem evangelischen Glauben geblieben, so hätte er das Meisterrecht verloren und hätte auswandern müssen. Seine geschickten Hände hätten ihm freilich auch anderwärts ein Auskommen gesichert. Aber die Liebe zur Heimat hielt ihn fest, und das Verlangen nach seinem Glück bekehrte ihn. Sonst hätte er die Gertrud nicht bekommen. Die war als Waise bei den frommen Schwestern erzogen worden und saß hinter einer Türe, die sich für einen Ketzer nicht öffnete. Bei einem Maitanz hatte ihr Josua ins Ohr geflüstert: „Wenn du mich lieb hast, Trudle, so lauf mit mir davon!" Sie hatte ihn lieb, von Herzen! Doch für dieses feine, stille, sanfte Dingelchen ging der Weg zu einem christlichen Glück nur durch die Kirche. Josua konnte ohne das Trudle nicht leben. Und da hatte er das Kreuzmachen gelernt.

Daß er es hatte tun müssen, das hatte Madda immer begriffen. Jetzt stand sie aber doch mit einer seltsam erschrockenen Scheu vor dem Worte, das Josua gesprochen. Dann faßte sie seine Schulter. „Nein, Meister! So ein unsinniges Wörtl laß ich nicht gelten. Gott straft nicht und bringt nicht die schuldlosen Kinder um . . ."

„Freilich, ja, es sollt einer meinen, daß sich der Herrgott mit solcher Freimannsarbeit nicht abgäb!" Der Meister lachte. „Dazu ist der Teufel da mit seinen Unholden."

„Von denen hab ich noch nie was gemerkt!" Ganz sicher klang das nicht. „Ich glaub, daß alles Böse und Schlechte allweil in uns selber ist. Gott aber ist über uns. Und hat die Menschen lieb. Und sein ganzes Herz ist Güt und Erbarmen!"

Da drückte Josua mit einer jähen Bewegung das Gesicht in die Fäuste. Madda hörte keinen Laut; aber sie sah, daß ihm die Tränen über die Handgelenke rannen. Nicht nur das Kreuzmachen hatte Josua Weyerzisk gelernt, auch das lautlose Weinen.

„Meister! Aber lieber, guter Meister!" In Erbarmen suchte ihm Madda die Hände vom Gesicht zu ziehen.

Langsam richtete er sich auf und blickte nach der Kammertür. Die Zähren hingen an seinem Bart. Und mit ganz erloschener Stimme sagte er: „Wo tät die Hilf denn sein, wenn sie bei Gott nicht wär! Hundertmal red ich mir's für an jedem Tag. Aber das Beten wird mir so viel hart. Daß Gott bloß ein einziger ist, das muß wohl sein! Aber wie kann er denn noch ein gutes Meinen haben von mir? Muß er nicht denken, daß die Halbscheid von meinem Leben eine Lug ist? Entweder bin ich früher in der Irr gegangen . . . oder ich geh jetzt den falschen Weg. Zwei Ding, die so himmelweit auseinander laufen, die können doch nicht ein Gleiches sein. Sonst wär nicht Streit und Zwietracht drum in der ganzen Welt! Und da steh ich zwischendrin wie ein Müder am Kreuzweg und weiß nimmer, wohin ich greifen soll! Und trau mich zum Herrgott nimmer schreien in meiner Not! Und muß doch suchen nach Hilf!" Wieder huschte sein Blick zur Kammertüre hinüber. „Und da hab ich jetzt mein ganzes Zutrauen auf die heilige Gottesmutter gestellt. Die weiß doch, was Mutterschmerzen sind! Und da hab ich das Verlöbnis getan, daß ich ein Bildstöckl der Mutter Maria in die Pfarrkirch stiften will . . . und nichts anderes soll mir die Gottesmutter geben drum, als daß sie meinem Trudle ein Lachen schenkt und ein bißl Ruh."

Madda erriet gleich, daß es das Weihgeschenk wäre, was da auf der Werkbank verborgen unter dem Tuche stand. Sie deutete darauf hin.

Und Josua nickte. „In der heiligen Osterwoch hab ich angefangen. Aber es wird wohl später Sommer werden, bis ich fertig bin . . . mein Weib soll nichts merken davon, und so kann ich nur allweil schneiden dran, wenn das Trudle zur Ruh gegangen ist." Er zog das Tuch von dem Schnitzwerk und rückte, damit seine Arbeit in besserem Lichte stünde, die Wasserkugel dicht vor das Flämmlein der Öllampe.

Die von der Kugel gesammelte Helle fiel in zitterndem Kreis um das Schnitzwerk her, gleich einem Glorienschein.

Unter leisem Laut schlang Madda die Hände ineinander. Dann stand sie schweigend, mit großen Augen das geschnitzte Bild betrachtend, das mit allem Zauber rührender Lieblichkeit wirkte, obwohl die Figur erst aus dem Groben herausgeschnitten und nur das Köpfchen vollendet war.

Auf einer Kugel, nicht wie in irdischer Schwere, sondern wie getragen von unsichtbaren Schwingen, steht die Gottesmutter in mädchenhafter Jugend, schlank und fein, und ihr Fuß geht über den Kopf einer Schlange hin. In Demut und Ergebung sind die Hände über dem knospenden Busen gefaltet, der träumende Blick ist zur Höhe gerichtet, ein Lächeln voll der tiefsten Freude umblüht den leicht geöffneten Mund, die gelösten Haare fluten über die Schultern, und um die Glieder fließt das züchtige Kleid in seidenweichen Falten, mit denen ein sanfter Frühlingshauch zu spielen scheint . . .

Das war nicht die Arbeit eines Handwerkers, sondern die Schöpfung eines Künstlers, den nur der Zufall seines Lebensganges zwischen engen Mauern und bei der Lederschürze festgehalten hatte. Aber Josua schien zu wissen, daß er da ein gutes Werk zustande brachte. Er fragte nicht, wie der Jungfer die Arbeit gefiele. Immer betrachtete er das Holz und ging mit spürendem Blick jedem Schnitt und jeder Linie nach. Und wie aus einem Traum erwachte er, als Madda stammelte:

„Meister! Ach, Herr du mein! Wie schön ist das!"

Aufatmend sagte er: „Der Schmerz ist allweil ein gutes Holz! Da kann einer viel herausschneiden! Und hinein! Denn wahr ist's, Jungfer . . . bei jedem Stich mit dem Eisen hab ich einen Schrei getan in meiner Seel. Und all mein Weh und Hoffen hab ich hineingeschnitten in das Holz. Das ist geduldig gewesen!" Er lächelte ein bißchen.

Madda betrachtete wieder das Bildnis. Ihre Augen schimmerten. Und dann fragte sie scheu: „Aber Meister? Warum habt Ihr denn der Gottesmutter das Jesukind nicht auf den Arm gegeben?"

Er schüttelte den Kopf.

Und plötzlich beugte sich Madda näher gegen das Bild, erschrocken: „Joser! Das ist ja dem Trudle sein Gesichtl!"

Der Meister nickte. „Die Himmelskönigin wird's wohl nicht übel aufnehmen, weil ich zu ihrem Bild ein Stückl Leben nachgeschnitten hab, das mir lieb ist. Und das Trudle ist doch auch eine Mutter mit sieben Schmerzen worden."

Da klang aus der Kammer eine matte Stimme, die sich anzustrengen schien, um gehört zu werden: „Mann? Was ist denn? Redest du mit dir selber? Oder ist wer da?"

Hastig warf der junge Meister das hüllende Tuch über die Figur und schob sie hinter einen Truhendeckel, an dem er bei Tage schnitzte. Dann sprang er zur Kammertür und öffnete sie um einen kleinen, schwarzen Spalt. „Bist aufgewacht, Herzlieb? Oder hast nicht schlafen können?"

„Wer ist denn da?"

„Wildmeisters Jungfer ist noch auf ein Sprüngl herüber gekommen."

„Wart', da steh ich auf!"

„Aber geh, so bleib doch liegen, Herz! Die Jungfer nimmt's nicht übel . . . wo du heut den ganzen Tag so elend gewesen bist!"

„Ich komm schon!" Man hörte einen müden Seufzer; dann das Ächzen einer Bettlade.

„Meister!" flüsterte Madda. Und winkte ihm.

Er zog die Türe zu und kam.

„Lasset das Trudle nur aufstehen!" Die Jungfer öffnete die kleine Holzschachtel, die sie gebracht hatte. „Da machen wir dem Trudle eine Freud! Ich weiß doch, wie lieb ihr alles ist, was klingt. Und wie ich in Salzburg so herumgesucht hab, was ich dem Trudle bringen könnt für das Geld, das Ihr mir mitgegeben habt . . . da hat's der liebe Zufall wollen, daß ich in einem Laden ein Singerkästlein gefunden hab . . ."

„Hat denn das Geld gereicht?"

Madda hatte zwei Gulden draufgezahlt. Aber sie sagte: „Freilich, ja! Grad ist's aufgegangen, auf den Kreuzer!" Sie nahm die Spieldose aus der Schachtel. „Schauet, da ist der Schlüssel zum Aufziehen. Und nach rechts herum muß man drehen! So! Und da ist der Anlasser, da muß man drucken . . . nachher hebt das Kästlein zum Singen an! Und zwei Stückl kann's machen: das Röslein auf der Heiden, und das Lied vom Lindenbaum im Tal, das Euer Trudle als Jungfer allweil gern gesungen hat. Und heut, auf dem Heimweg, hab ich mir das so ausgesonnen, daß wir das Kästlein spielen lassen . . . und das Lied vom Lindenbaum, das hab ich mir ein bißl verstellt, daß es besser auf das Trudle paßt! Und das sing ich! Gelt?"

Dem jungen Meister brannte vor Erregung das Gesicht. Und immer nickte er. Und dann hob er lauschend den Kopf. Und sprang zur Kammertüre. „Trudle? Kommst du?"

„Ja, Joser!" klang es kaum vernehmlich aus der Kammer. „Ich komm."

Auch Madda war von einer heißen Erregung befallen. Und während sie bei der Werkbank stand, mit der Hand neben der Spieldose, um gleich auf den Anlasser drücken zu können, ging ihr alles Leid dieses jungen, verstörten Weibes durch Herz und Gedanken. Und mit grauenvoller Deutlichkeit sah sie jenen Morgen wieder, an dem die Weyerzisin ihr Kind verloren hatte. In der Erregung dieser Stunde war alles Erinnern für Madda wie ein zweites Erleben. Sie stand im Garten, um die Liebherzensschlüsselein aus den Töpfen in die Beete zu verpflanzen. Und sie guckt noch so hinüber zum Nachbarhaus und denkt sich: Das ist ein Dach, unter dem das liebe Glück hauset, wie der Frühling im Tal! Und da hört sie plötzlich von da drüben her ein grillendes Geschrei — nicht wie menschliche Stimme — wie Laute, die man im Leben noch nie gehört hat. Und aus der Haustür der Weyerzisin sieht sie eine weiße Dampfwolke qualmen, wie aus einer Wäscherstube oder wie von einer Brandstatt. Und „Fuirio!" schreit die Jungfer. „Fuirio! Fuirio!" Und rennt hinüber, um zu helfen. Und da stürzt der Joser aus dem weißen Dampf heraus, ein Irrsinniger, mit dem Gesicht eines Gespenstes, schreiend wie ein Tier. Und immer brüllt er den Namen des Magisters Krautendey. „Jesus, Jesus," jammert die Jungfer, „was ist denn geschehen, daß Ihr den Physikus brauchet? Tut's denn nicht brennen?" Aber Joser taumelt davon. Und immer schreit er: „Den Krautendey! Den Krautendey!" Die Jungfer will in ihrem Schreck durch das Gärtlein springen — und da torkelt aus der dampfenden Haustür das Trudle heraus, schier nimmer zu kennen, die nackten Füße so weiß wie Schnee, weiß von den Brandblasen — das Röcklein bis zu den Knien rauchend und triefend von dem kochenden Wasser, das aus dem umgestürzten Kessel geflossen war. Aber schreien kann die Weyerzisin nimmer — sie hat keinen Laut mehr in der Kehle, nur die Verzweiflung in den Augen, das Entsetzen und alle Marter eines zerfleischten Herzens im Gesicht. Und auf den Armen trägt sie etwas — etwas Fürchterliches, das sich noch bewegt und doch schon dem Tod gehört — — —

Das Grauen dieser Erinnerung schüttelte die Jungfer am ganzen Leib. — Und da führte Josua das Trudle über die Schwelle der Kammer heraus.

So muß die Tochter des Jairus ausgesehen haben, als sie die Augen öffnete und sich aufrichtete von der Bahre!

Die Weyerzisin trug das graue Kleid, das an der Brust nur halb geneftelt war. Ihre Füße waren nackt. Und die Haare hingen ihr auf die Schulter herunter, in zerwirrten Strähnen. Das feine, schmale Gesicht war bleich und erschöpft. Die Augen weit offen, fast regungslos.

Sie nickte der Jungfer zu und wollte sprechen.

Da drückte Madda auf den Anlasser der Spieldose. Ein zartes, metallenes Zirpen und Klingen zitterte durch die Stube.

„Lus, Herzliebe!" sagte Josua ganz leise. „Das Singerkästlein hat dir die Jungfer aus Salzburg mitgebracht!"

Regungslos, mit ausgestreckten Händen, blieb die Weyerzisin bei der Türe stehen und lauschte wie eine Träumende diesem zärtlichen Gellinge. Sanft zog der junge Meister sein Weib auf den Antritt nieder, auf dem inmitten all des kleinen, kindlichen Krames der Lehnstuhl und das Spinnrad standen. Dann schlang er den Arm um das Trudle und sagte: „'s Röslein auf der Heiden! Weißt noch, wann du's zu letztenmal gesungen hast?"

Sie nickte. Und lauschend hielt sie die blasse Wange an seine Schulter geschmiegt. Kaum merklich bewegten sich ihre Lippen, als spräche sie in ihrer Seele die Worte des Liedes mit. Und als die Spieldose verstummte und ihr Uhrwerk einen leisen Knax machte, hob das Trudle den Kopf ein wenig. Und lispelte müd: „Wie schad!"

„Magst du's noch einmal hören?" fragte Madda. „Man braucht bloß da auf ein Knöpfl drücken, und 's Kästlein macht das gleiche Gesetzl auf."

Wieder klang das Lied. Und Josua preßte in scheuer Zärtlichkeit sein Weib an sich. Er machte eine Bewegung, als möchte er dem Trudle was ins Ohr flüstern. Doch er tat es nicht — sah sie nur mit dürstenden Augen an und suchte aus ihrem starren Gesicht zu lesen, ob nicht auch in ihrem Herzen das Denken an die Worte des Liedes wäre:

„Wie dürstet mich nach deinem Mund!
Röslein auf der Heiden!
Ein Kuß von dir aus Herzensgrund,

So stünd' mein Herz in Freuden!
Beschütz dich Gott zu jeder Zeit!
Und sei's im Glück und sei's im Leid —
Liebst du mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!"

Die Weyerzislin schien die stumme Zärtlichkeit ihres Mannes nicht zu fühlen. Auch nicht mehr zu lauschen schien sie. Die Arme hingen wie leblos herab, die bleichen, mageren Hände lagen unbeweglich in ihrem Schoß, und mit toten Augen sah sie vor sich hin, wie hinunter in eine versunkene, erloschene Zeit. Da begann die Spieldose das Lied von der Linde im Tal — eine schwermütig träumerische Weise. Und Madda sang mit halblauter Stimme, den Blick in Sorge auf das Trudle gerichtet:

„Es steht eine Lind im Tale,
Ach Gott, was tut sie da?"
Sie will mir helfen trauren,
Weil ich kein Kindlein hab . . ."

Erschrocken sah Josua zur Jungfer hinüber. Und die Weyerzislin hob das verzerrte Gesicht. Aber Madda tat einen tiefen Atemzug. Und tapfer sang sie weiter:

„In ihrem kühlen Schatten,
Da war's, daß ich entschlief;
Da traumet mir, daß süße
Mein Kindlein zu mir rief."

Mit erwürgtem Schrei vergrub die Weyerzislin das Gesicht an ihres Mannes Brust. Und Josua winkte der Jungfer zu, daß sie schweigen möchte. Aber Madda sang. Ganz bleich war sie, und ihre Stimme bebte:

„Das hat mich lieb umfangen,
Und gab mir viel der Freud,
Sprach: Mütterlein, im Himmel,
Da hab ich gute Zeit!
Da wachsen tausend Röslein,
Die Englein singen schön,
Und 's Mütterlein auf Erden,
Das kann ich allweil sehn!"

Ein stöhnender Laut erschütterte den Körper des jungen Weibes. Und Madda, mit brennenden Wangen wie eine Fiebernde, sang aus aller Tiefe ihres Erbarmens:

„Und als ich auferwachet,
Da war das alles nicht,
Als nur am blauen Himmel,
Da war ein helles Licht;
Und nur viel rote Röslein,
Die lachten auf mich her,
Ein jeds mit rotem Mündlein,
Als ob's mein Kindlein wär.

Mein Liebster kam gegangen
Und brach, so viel er fand,
Und gab die roten Röslein
In meine weiße Hand,
Und macht mir draus ein Kränzlein
Und setzt mir's auf mein Haar —
Das ist kein Traum gewesen,
Sein Treu und Lieb ist wahr!"

Da brach die Weyerzislin an ihres Mannes Brust in heißes, schütterndes Schluchzen aus. Aber das war kein Schreien in Qual — es war das Weinen eines gepreßten Herzens, das sich in Tränen erleichtert. Josua fühlte das. In Freude umklammerte er sein Weib und stammelte: „Mein Trudle! Herzliebe du! Herzliebe! Mich hast! Und mein Leben und Seel, und alles ist dein!"

Draußen im Garten ein Schritt. Dann wurde ans Fenster gepocht, und der Schinagl rief: „He, Jungfer . . ." Doch weiter kam er nicht. Denn Madda, die seinen Schritt gehört hatte, war schon draußen bei ihm und schob ihn fort: „Sei still und geh! Da drinnen in der Stub ist eine heilige Stund!"

„Ihr sollet heimkommen! Das Essen ist fertig. Und der Herr hat mir aufgetragen, daß ich euch sagen soll . . ."

„Ich weiß schon: daß er seinen Verstand wieder beisammen hat! Geh nur! Ich komm schon!"

Während der Knecht den Garten verließ, trat Madda auf den Fußspitzen zum Fenster. Aber durch die dicken, klein in Blei gefaßten Scheiben sah sie nur eine trübe Helle und einen unbestimmten Umriß der beiden Menschen, die noch immer auf der gleichen Stelle saßen. Doch Maddas Erbarmen und ihr hoffender Glaube sahen schärfer als ihre Augen. Sie fühlte, daß ihr glücklicher Einfall mit dem Singerkästlein und dem geänderten Lied für die Schwermut des jungen Weibes eine Wendung zum Guten gebracht hatte.

„Gott soll's geben! Und die heilige Mutter!"

In ihrem Herzen war ein warmes und frohes Gefühl. Während sie still durch den Garten hinausschlich, blieb sie noch einmal stehen, guckte nach den matt erleuchteten Fenstern und trank mit tiefem Atemzug den Duft des blühenden Hollunders.

Die Nacht war finster worden. Doch mit hellem, reinem Feuer zitterten in der stahlblauen Höhe die tausend Sterne. Und hundert kamen noch im Tal dazu: die erleuchteten Fenster des Stiftes und die kleinen Lichter des Marktes.

Madda huschte über die Straße. Aber da stand in der Dunkelheit ein Mensch und sperrte ihr mit ausgestreckten Armen den Weg. „Ein Wort, Jungfer!"

Sie erkannte ihn. Doch nicht an der Stimme. Die war anders, als sie am Abend geklungen hatte.

„Aus meinem Weg, du!" fuhr es ihr in Zorn heraus. „Oder ich schrei meinem Schwager!"

„Das soll mir recht sein! Da soll der Wildmeister mitanhören, was ich Euch sagen muß!"

Doch Madda schien aus eigener Überlegung von einem Hilfeschrei nach ihrem Schwager nicht viel Gutes zu erwarten. Schweigend stand sie ein paar Augenblicke vor Adelwart. Dann wollte sie sich selber helfen und versuchte mit jähem Sprung in die Wiese zu flüchten. Aber ehe sie den Rand der Straße erreichte, hatte der Jäger sie schon an beiden Handgelenken gefangen — und das war ein Griff wie Eisen greift.

„Unmensch!" stammelte Madda mit einem Wehlaut. „Druckst mir ja meine Händ in Scherben!"

Sein Griff wurde linder. Und doch gelang es ihr nicht, sich frei zu machen.

„Das Reißen und Zerren wird der Jungfer wenig helfen!" sagte Adelwart. „Aber will die Jungfer in Ruh das Wörtl anhören, das ich ihr sagen muß, so braucht's kein Heben und Halten."

Sie besann sich, und blickte scheu an ihm hinauf, als hätte der wehe, zerdrückte Klang seiner Stimme ihren ganzen Zorn beschwichtigt. „Gut! Ich will!" sagte sie. „Weil ich muß!" Da waren auch schon ihre Hände frei. Sie rieb die Gelenke. „Also? Was soll's?"

Er stand so nahe vor ihr, daß sie trotz der Dunkelheit sehen konnte, wie entstellt und bleich sein Gesicht war.

Mit beiden Händen faßte er den Gurt seines Weidgehenkes. Dann begann er zu sprechen, hart und ruhig. „Was mir heut am Abend geschehen ist, das wird die Jungfer nicht kümmern. Drum will ich nicht reden davon. Bloß die Schellenberger Narretei will ich ausgleichen. Und will der Jungfer sagen, wie das gekommen ist." Er tat einen schweren Atemzug. „Vier Tag ist's her, da bin ich nach Salzburg zugewandert. Und mein Fürhaben ist's gewesen, daß ich mir im Berchtesgadner Land einen Dienst such und ein redlichs Leben schaff. Ich hab nicht Vater und Mutter und weiß nicht, was Heimat ist. Und meinen guten Herrn hab ich verlieren müssen, weil er evangelisch war und fort hat müssen aus des Bischofs Mark. Mich hat's dahergezogen, wo die Berge so blau sind. Und ich bin ein guter Jäger, Jungfer, und bin ein Mensch, auf den Verlaß ist. Und ich sag's ohne Hochmut: ich hab mein Leben lang nichts getan, was mich hätt reuen müssen. Nicht für ein Federl hab ich Gewicht auf meiner Seel. Und mich reut auch nicht, was ich in Schellenberg getan hab. Und wenn's mir auch gleich das Leben zerschlagen hat! Mich reut's nicht. Wenn einer tut, was er muß . . . da ist kein Fürwurf dran." Er schob die Kappe zurück und strich mit der Hand über die Augen.

Madda schwieg. Und in diesem Schweigen zitterte sie. In der Art, wie er redete, war etwas, das ihr die Kehle zu-



Mehr rechts!

Gemälde von P. C. Chocarne-Moreau.

schnürte und das Herz umklammerte, wie seine Faust vorhin ihr Handgelenk umklammert hatte — so fest, daß es schmerzte.

„Am selbigen Morgen, wie ich von Salzburg fort hab wollen auf Berchtesgaden, da hat mich ein lärmender Menschenhauf mit hinausgerissen zur Nonntaler Wies . . ."

„Jesus!" stammelte sie.

„Ja, Jungfer! Da muß eins den Himmel anrufen!" sagte er ernst. „Und im Nonntal . . . da hab ich sehen müssen, wie man zwei Weiberleut und ein liebes Kind und einen Chorherrn als Hexen und Zaubermeister verbronnen hat. Zwischen tausend Leut bin ich drin gewesen und hab nimmer auskönnen! Und hab das rote Elend anschauen müssen bis zum letzten Aschenflug. In meiner Seel hat's allweil geschrien: Herr Jesus, das sind doch Menschenleut . . . und die Tausend, die um mich herstehen, das sind doch auch keine Viecher! Wie därf denn so was sein! Wie kann's denn so was geben auf der Welt!"

„Gelt, ja? Gelt, ja?" Sie faßte seinen Arm. „Schon hundertmal hab ich's zum Schwager gesagt!" Ihre Stimme zitterte in Erregung. „Wie kann denn so was geschehen? Wie soll man denn glauben, daß so was sein kann!"

Er nickte. „Das hab ich sehen müssen! Und ein Grausen ist über mich hergefallen, daß ich schier gemeint hab, ich muß den Verstand verlieren. Und keinem Menschen hab ich mehr ins Gesicht schauen können. Und auf und davon bin ich, als wären alle verfluchten Teufel hinter mir her! Und so komm ich auf Schellenberg. Und in der Leutstub schreien und streiten die Besoffenen um Gottes Güt. Und wie mir der Leutgeb den Lammsbraten herstellt, und ich riech das verbronnene Fleisch . . . da hat's mir einwendig alles um und um gedreht . . . und ich hab hinaus müssen aus der Stub . . . und vor Grausen hab ich gemeint, ich müßt hinaus aus der Welt! Und so komm ich in das Gärtl. Und die linde Sonn ist um mich her! Und die Herzensschlüssel blühen! Und alles ist grün und lebt! Und auf dem Bänklein sitzt die Jungfer da, so lieb und sein wie das Allerbest, was unser Herrgott hat leben lassen! Und schauet, Jungfer, da hab ich's tun müssen! Ich mein', es ist mir gewesen wie einem, der in tiefes Wasser gefallen ist und spürt, daß er sinkt und versaufen muß . . . und da wirft ihn das Wasser an ein grünes Fleckl und grad auf ein Rosenstäudl hin . . . und schauet, Jungfer, da greift er halt zu in seiner Lebensfreud und hängt sich dran mit Leib und Seel . . . und weiß wieder, wie schön das Leben ist . . . oder wie schön es sein könnt!" Er atmete schwül und senkte den Kopf. Und trat einen Schritt zurück.

„So stell ich mir halt für, daß es gewesen ist in mir. Meinen Verstand, den hab ich ja gehabt, ich weiß nicht wo! Aber eines weiß ich, Jungfer: daß kein frecher Mutwillen und kein schlechter Blutstropfen dabei gewesen ist! Das hab ich Euch sagen müssen . . . um meinetwegen! Der Wildmeister ist grob mit mir umgesprungen! Soll mein Leben halt hin sein! Aber ich tät's nicht leiden, daß hinter meiner ein schlechtes Denken bleibt! . . . Und nichts für ungut jetzt! Und Guten Abend, Jungfer!"

Adelwart rückte mit einer kurzen Bewegung die Kappe und schritt in die Finsternis hinaus.

Zitternd stand die Jungfer inmitten der Straße. Sie streckte die Hände und ließ sie wieder fallen.

„He!" klang es von der Hecke. „Grad hab ich dich holen wollen. Das Essen steht seit einer Ewigkeit auf dem Tisch! . . . Aber was ist denn, Mädel? Willst du denn Fledermäus fangen?"

Da ging sie langsam zur Heckentür.

„Hast du denn da mit wem geredet?" fragte Peter Sterzinger, der in Sorge an den Sekretarius dachte.

Madda schüttelte den Kopf und trat in den Garten.

Schon wollte der Wildmeister das Türchen schließen. Da hörte er auf fünfzig Gänge von der Straße her eine Stimme: „Gottes Gruß, Bauer! Magst mir nicht sagen, wo der Hällingmeister Köppel sein Haus hat?"

Peter Sterzinger spitzte die Ohren, tat einen leisen, merkwürdig langen Pfiff vor sich hin und machte den Specht. Dann stieß er am Heckentürlein den Riegel vor.

Und draußen auf der Straße sagte der Bauer: „Da mußt über die Bruck hinüber! Und drüben am Berg das Sträßl hinauf! Das vierte Häusl, zu dem du kommst, das ist dem Hällingmeister das seinig!"

„Vergeltsgott, Mensch!"

Adelwart ging die Straße zurück und wollte zur Brücke. Bei den Ulmen blieb er stehen. Obwohl die Ache rauschte in der Nacht, hatte sein Ohr ein feines Zirpen und Klingen vernommen. Das kam aus dem kleinen Haus des Josua Weyerzisl. Und Adelwart kannte das Lied:

„Es steht eine Lind im Tale,
Ach Gott, was tut sie da?
Sie will mir helfen trauren,
Daß ich kein Buhlen hab!
Ich kam wohl in ein Gärtlein,
Da war's, daß ich entschlief . . .
Da träumte mir, daß süße
Mein Feinslieb zu mir rief."

In Zorn und Bitterkeit lachte Adelwart in die Nacht hinaus und wollte gehen. Aber da kam der alte Bauer, der ihm den Weg gewiesen, faßte ihn mit der Linken an der Schulter, deckte schweigend die Rechte über die Augen, ließ die Hand wieder fallen und blickte zu den funkelnden Sternen hinauf.

„Mensch!" Adelwart schüttelte die Hand von sich ab, die auf seiner Schulter lag. „Was treibst denn da? Bist nicht bei Verstand?"

„Mehr wie du!" sagte der Bauer nach einer stummen Weile. „Verguckt hab ich mich halt!" Er ging der Straße nach und rief noch über die Schulter zurück: „Schau halt, daß du einen Weg findest in deiner Nacht!"

Das Rauschen der Ache verschlang in der Finsternis den Schritt des alten Mannes. (Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht für Allah.

Von Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld.

Es war in Kairo in den letzten Tagen des Oktober. Brütend heiß lag die Luft auf den Straßen der wenig reinlichen Stadt. Man sehnte sich hinaus nach der klaren Luft der Wüste oder nach der frischen Brise des Meeres. Ich war eifrig beschäftigt mit der Zurüstung meiner Karawanenreise. Ihr Ziel war diesesmal das peträische Arabien. Zunächst wollte ich über Suez auf dem Landwege nach dem Sinai, über jene Pilgerstraße, die einst das wandernde Volk Israel zog, über Elim und Raphaim. Dann sollte das Innere der ganzen Halbinsel nach Norden hin durchquert werden über Nekle, Gades-Barnea und Bir-Saba, um Hebron zu gewinnen. Sind von Hebron aus über Jerusalem und durch Galiläa bis gen Damaskus die Wege wohl bekannt, so gilt das gleiche nicht von denen, die das peträische Arabien im Innern durchschneiden. Hier fehlt es ebensosehr an genauem Kartenmaterial, wie an neueren Reiseberichten. Und selbst die mündliche Überlieferung betreffs dieser Gegend versagte völlig, sowohl in Kairo wie in Suez.

Dafür trug man sich in der Hauptstadt mit aufregenden Berichten über wilde nomadisierende Araberstämme, die gerade

zur Zeit dieser Reise den Europäern und Christen besonders feindlich gesinnt sein sollten.

Unter meinen vier in Kairo angeworbenen Dienern nahm den ersten Platz Hassan-Aly-Manzur ein. Ein kräftiger, zuverlässiger, gut aussehender brauner Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren, halb Araberblut und halb Fellachenblut. Er hatte mir bereits drei Winter auf ähnlichen Zügen gedient und das letzte Jahr mich auf der Durchquerung Erythräas und des ägyptischen Sudans, Monate lang begleitet.

Er war mir treu ergeben und kannte keine Furcht. — Dennoch hielt er es für ganz notwendig, Allahs Schutz zu dieser bevorstehenden Reise sich und mir zu sichern; und er schlug dafür als bestes und wirksamstes Mittel die Veranstaltung einer Festnacht zu Ehren Allahs vor. In der Nähe der Kalifengräber, da wo bereits die reine Luft des Mokatam die Gassen des entlegenen Straßenviertels durchweht, besitzt Hassan ein kleines, aber behagliches Haus, das er sich von dem Verdienste, den meine Reiseunternehmungen ihm zuwandten, gekauft hatte. Er bewohnt es mit seinem jungen, achtzehnjährigen Weibe Anuba, seiner Mutter Fatima und seinen zwei Brüdern Mohammed und Jussuf. Zwischen den Gliedern dieser Familie herrscht die größte Eintracht.

Hier, in diesem Hause, sollte das Fest stattfinden, und es sollte in der Bewirtung von 300 Personen, 250 Männern und 50 Frauen, bestehen, die aus der Zahl der Nachbarn und Freunde im Viertel ausgewählt wurden.

Von diesen Geladenen mußte mindestens die Hälfte arm sein, Leute, deren Mittel es nicht gestatten, solch ein Gastmahl durch ein gleiches zu vergelten. Erst durch die Armut eines so großen Teiles der Gäste gewinnt das Fest nach dem Glauben des Landes einen Gott wohlgefälligen Charakter; denn die Speisung armer Leute ist ein Gebot des Korans.

Als Festplatz war der Raum vor Hassans Hause ausersehen. Der Orientale lebt ja vornehmlich im Freien. Sein Haus ist ihm kaum mehr als ein Nachtquartier und in der Höhe des Tages ein Schattenplatz gegen die stechenden Strahlen der Mittagssonne. Sonst webt und lebt er in Gottes freier Luft. Besonders aber an den herrlichen, würzigen Abenden sitzt alles draußen, vor den Türen, im Freien; man raucht, schwatzt, trinkt Kaffee und ruht aus von der Last und Hitze des Tages.

An die Ausschmückung des Festplatzes wird viel gewandt, denn der Orientale ist prachtliebend. Bunte Fahnen in Rot und Weiß, auf Schnüre gezogen, werden über die Straße gespannt. Teppiche werden zu Zelten verbunden. Hellbrennende große Laternen werden überall aufgehängt. Ja, Hassan hatte sich sogar einen Lüster aus Kristall zugelegt, der, besteckt mit zwölf Kerzen, inmitten all dieser Herrlichkeit hing.

Unter den wehenden Fahnen und Fähnchen waren Angarebs aufgestellt, jene eigentümlichen Holzsofas, die nur mit einem Teppich bedeckt werden, und die sich bei den Arabern im Haushalte der Reichen wie auch der Armen gleichermaßen finden.

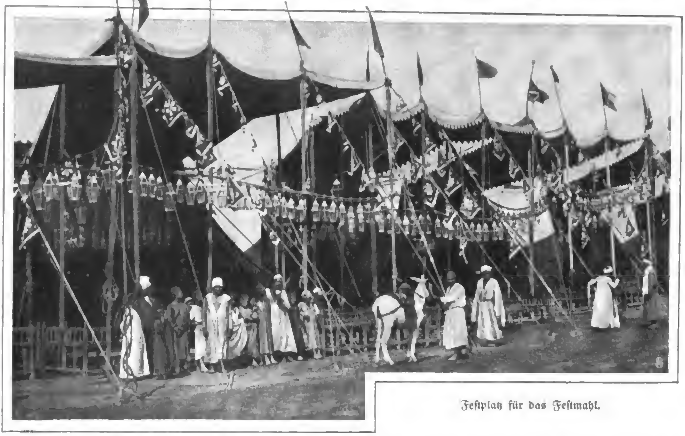
Das erste Bild gibt eine zutreffende Vorstellung von solch einem Festplatze. Selbstverständlich befinden sich alle diese Zurüstungsstücke nicht in dem Besitze eines so kleinen Haushaltes. Sie werden entliehen. Und es gibt dafür zahlreiche Verleihanstalten in der Stadt. Der Mietspreis ist nicht erheblich.

Zur Bewirtung gehört vor allen Dingen Kaffee. Jener arabische Kaffee, dessen zu Staub zerstoßene Bohnen in siedendes Zuckerwasser geschüttet werden, das man dann noch einmal aufwallen läßt. Schwarz, aus kleinen Tassen und ohne jeden anderen Zusatz getrunken, ist er von feinstem Wohlgeschmack.

Für die Zubereitung dieses Getränkes war an jenem Festabende ein besonderer Raum des Hauses hergerichtet. Ein eigener Koch, der für diesen Abend 3 Franken Lohn erhielt, bereitete ihn zu. Denn es waren 600 Tassen herzustellen, da es Sitte ist, jedem erschienenen Gaste zweimal Kaffee anzubieten, unmittelbar nach seiner Ankunft auf dem Festplatze, und dann kurz vor seinem Scheiden.

Der Diener Aly hatte ausschließlich die Aufgabe, die gefüllten Täßchen umherzureichen und dafür zu sorgen, daß kein Gast übergangen werde.

Die weitere Bewirtung erfolgte später und begann etwa um 7 Uhr. Für diese reichlichere Mahlzeit waren drei Fleischspeisen, vier Gemüseschüsseln und drei süße Teller vorbereitet.



Festplatz für das Festmahl.

Zur Herstellung dieser Gerichte war der von mir für meine Wüstenreise gemietete arabische Koch, namens Bajumi, herangezogen. Er sollte hier zugleich sein Probestück ablegen.

Die ganze vorhergehende Nacht und den Tag über hatte er gearbeitet, und nun stand in einem abgesonderten Raum des Hauses auf dem Erdboden Schüssel an Schüssel gereiht.

Die Bewirtung geschah nach orientalischer Sitte hintereinander und gruppenweise. Der Gastgeber forderte stets zehn Männer auf, in den Speiseraum zu treten. Hier finden sie einen runden, niedrigen Tisch, wie ihn das zweite Bild zeigt.

Rings um diesen setzen sich die Männer mit untergeschlagenen Beinen. Für jeden liegt auf seinem Platze ein rundes Flachbrot bereit, und darauf ein Löffel. Es wird eine verdeckte Schüssel in die Mitte des Tisches gestellt und der Deckel von dem aufwartenden Diener gelüftet. Alle langen jetzt in die Schüssel. Ist die Speise flüssig, so bedient man sich des Löffels, ist sie fest, so gilt die nackte Hand als Eßbesteck Von dem Flachbrote wird ein Stück abgerissen, tütenförmig gerollt und damit in sehr geschickter Weise zerschnittene Fleischwürfel oder Gemüsebissen aus der Schüssel gehoben. Messer und Gabel benutzt man an einem arabischen Tische nicht.

Auf appetitliches Essen legt der Orientale großen Wert. Zeitweise wurde mein vierter Diener Abd-el-Aziz von den drei anderen auf meiner Reise aus ihrer Tischgemeinschaft entfernt und mußte allein speisen, weil er, nach Hassans Aussage, nicht geschickt und reinlich genug zu essen verstand.

Die aufgetragenen Schüsseln sind von mäßigem Umfange. Aber siebenmal wurden sie an jenem Abend gewechselt, so daß Gericht auf Gericht in rascher Reihe folgte. In etwa einer Viertelstunde hatte eine Gruppe zu Ende gespeist!

Beim Niedersitzen um den Tisch sprachen die Gäste leise murmelnd ein kurzes Gebet „Eismillahi" und beim Aufstehen „Chamdilla", das heißt „Im Namen Gottes" und „Dank sei Gott!" Als Tafelgetränk wurde der allgemeinen Sitte gemäß nur Wasser gereicht, das — wie auch auf dem zweiten Bilde ersichtlich — ein Diener in einem Tonkruge bereit hält. Sitzt auf diesem Bilde eine arabische Familie in ungetrennten Geschlechtern rings um ihren Speisetisch, so trat an unserem Festabende eine strenge Sonderung der Geschlechter ein. Nur die Männer betraten den beschriebenen Speiseraum zu ebener Erde; die geladenen 50 Frauen aber durchschritten, tief verschleiert, unsere Reihen und erstiegen dann ein Obergemach des Hauses, wo sie abgesondert, für sich verweilten und aßen.

Bei der Zahl von 250 geladenen Männern wechselte die Gruppe der Speisenden also 25mal, und jedesmal wurde vorher der Speisetisch sorgfältig abgewaschen und mit neuen Broten belegt. Auf diese Weise dauerte die Bewirtung sechs Stunden lang bis gegen 2 Uhr morgens.

Dabei wurde keinerlei Unterschied im Stande der Geladenen gemacht, wie ja die Grundanschauung des Islam auch durchaus demokratisch ist. Er kennt keinen Geburtsadel und keine scharf ausgeprägte Abstufung der Stände.

Hier an Hassans Speisetisch saß neben dem wohlhabenden Händler aus dem Viertel, der in einem feinen Tuchburnus erschien, der arme Lastträger, der kein anderes Gewand besitzt, als die billige blaue Leinentobe.

So überträgt der Islam mit großer Entschiedenheit die Idee der Gleichheit aller Menschen auch auf die Gliederung der Gesellschaft.

Dabei hat der einfachste arabische Mann so viel angeborenes Taktgefühl, daß seine Nähe auch dem Gebildeten in keiner Weise beschwerlich wird. Es war erstaunlich, wie still, wohl geordnet und friedlich alles an jenem Abende, trotz der großen Mischung der Stände, vor sich ging.

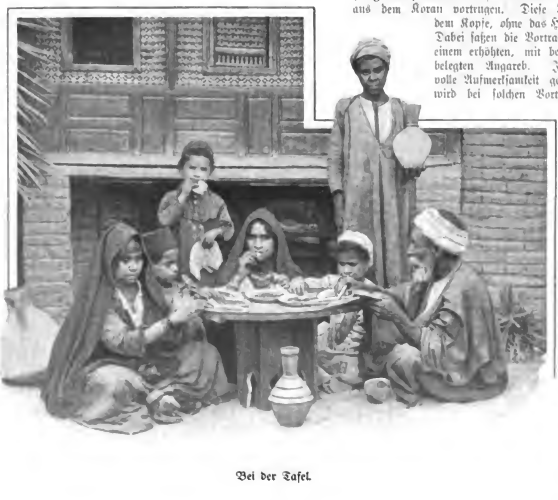
Die Männer, die gespeist hatten, ließen sich dann auf den Angarebs nieder.

Hier saßen sie, teils mit einem Spiele beschäftigt, teils auch plaudernd oder rauchend.

Zur Unterhaltung der Versammelten waren zwei arabische Elementarlehrer bestellt, die für ein Honorar von 60 Piastern (15 Franken) einander ablösend ununterbrochen verschiedene Suren aus dem Koran vortrugen. Diese Rezitation geschah aus dem Kopfe, ohne das Hilfsmittel eines Buches. Dabei saßen die Vortragenden abgesondert auf einem erhöhten, mit besonders schönen Kissen belegten Angareb. Ihrem Vortrage wurde volle Aufmerksamkeit geschenkt. Großer Wert wird bei solchen Vorträgen auf eine schöne Aussprache jenes klassischen Arabisch gelegt, in dem der Koran geschrieben ist, und auf einen deklamatorisch durchbildeten Vortrag.

Je nachdem diese Kunst bei dem Vortragenden vorhanden ist, steigt das Honorar.

Es gibt in Kairo Leute, z. B. Ahmed-Nada, die zwei bis drei Pfund Sterling für den Abend erhalten — ja es lebt dort eine alte, blinde Frau, die Schecha Zimhan, die so wunderschön die Suren des Koran vorzutragen versteht, daß man ihr ein Honorar von fünf Pfund Sterling für den Abend zahlt.



Bei der Tafel.

Jedenfalls darf in keiner arabischen Abendgesellschaft, sei es im vornehmsten oder im einfachsten Hause, der Koranleser fehlen. Es ist auch dieses ein Beweis dafür, wie hoch die Wertschätzung ist, die dem heiligen Buche und der auf ihm beruhenden Religion von den Mohammedanern entgegengebracht wird.

Die zweite Stunde des jungen Tages hatte geschlagen, als die letzten Gäste den Festplatz vor Hassans Hause verließen und die Lampen verlöschten. „Die Nacht für Allah“ hatte ihr Ende erreicht.

Und der Gastgeber hoffte, nun bestimmt Gottes Schutz für unsere bevorstehende Reise erworben zu haben, indem er die dreihundert Geladenen, von denen mindestens die Hälfte zu den Armen des Viertels zählte, mit Speisen gesättigt hatte. Es war ein Werk der Barmherzigkeit, das seinen Eindruck auf das Herz des selbst so Barmherzigen wie Allwissenden in der Höhe nicht verfehlen würde! In den nächsten Tagen verließen meine Diener mit den Zelten, den Maultieren, der Kücheneinrichtung, den Proviantkisten, den Wasserschläuchen usw. Kairo, um sich, uns mit der Bahn vorauseilend, nach Suez zu begeben. Ich selbst folgte in der Begleitung von Hassan-Aly einen Tag später nach. Auf dem asiatischen Ufer des Golfes von Suez erwartete mich der Schech Musa mit seinen sechs Kamelen und seinen sechs Beduinen vom Stamm der Uläd-ald, um mich über die weite, gelbe Sandebene hineinzuführen in das Innere des peträischen Arabiens. Das sind Pfade, auf denen die Erinnerung an eine große Vergangenheit lebt.

Nun sollten Monate des Lebens in einer Karawane folgen, so voller Einschränkung all der gewohnten Luxusbedürfnisse, so ausgesetzt dem Wechsel von Hitze und Kälte, nur unter dem Schutze eines leichten Leinwanddaches, und doch so fesselnd, so erfrischend durch das Mitleben mit allen Erscheinungen der Natur und mit ihren einfachen Söhnen, den Wüstenindern.



Männer nach dem Gastmahle beim Spiel.

Die Fremdwörter in unserem Heere.

Von Prof. Dr. Emil Penner.

Merkwürdigerweise hat die volkstümlichste aller unserer Einrichtungen, unser Heer, noch am wenigsten sich mit der Ausrottung oder wenigstens Einschränkung der Fremdwörter befaßt. Man sieht daraus, wie starr unsere Krieger ihre Überlieferungen festzuhalten wissen und wie ungern sie Bezeichnungen aufgeben, an die sich ihre Zunge seit Jahrhunderten gewöhnt hat. Andererseits werden wir bei einer Durchmusterung der hauptsächlich in Rede stehenden Wörter zugeben müssen, daß sie in der Tat schwer durch Bildungen deutschen Stammes zu ersetzen sind.

Wir beginnen mit der Armee. Wie viel stolzer scheint das fremde Wort zu klingen als unser bescheidenes „Heer“! Wir können nicht anders sagen als „Loirearmee“, „Nordarmee“; die Gewöhnung tut da viel. Und doch ist „Armee“ nur das einfache französische Partizipium „bewaffnet“ (nämlich bewaffnete Truppe), das sich seit dem 16. Jahrhundert bei uns eingebürgert hat. Das voller klingende spanische „Armada“, das dieselbe Bedeutung hat, ist uns nur noch als Bezeichnung der stolzen Flotte Philipps II. geläufig.

Auch die Ableitungen armieren, Armierung (einer Festung) haben sich leider fest eingenistet, während „ausrüsten, Ausrüstung“ dieselben Dienste tun würden. — Jede Armee besteht nun aus Corps (Körpern), Divisionen (Abteilungen), Brigaden (von dem italienischen brigata = Gesellschaft, Rotte, mit Brigant zusammenhängend), Regimentern (eigentlich Herrschaft), Bataillonen (Schlachthaufen), Kompagnien (eigentlich Brotgenossenschaften), Schwadronen (eigentlich großen Vierecken). Das alles sind unausrottbare Wörter, die wir dem Dreißigjährigen Kriege verdanken, bei denen uns vielfach noch die entsetzliche Aussprache des Französischen stört. Alle diese Truppenkörper zusammen bilden das Militär, eins der wenigen Wörter, die Spuren der alten römischen Kriegsbezeichnungen zeigen. Denn darin steckt der miles, der alte „Tausendgänger“, so genannt, weil die drei uralten Tribus Roms je 1000 Mann für das Heer zu stellen hatten.

Das Militär selbst besteht wieder aus Soldaten, d. h. Soldkriegern. Der Sold bestand ursprünglich nur aus einem solidus (einer dicken Münze im Gegensatz zur Blechmünze), italienisch soldo, französisch sou; daraus bildete sich das deutsche Söldner, das italienische soldato und das altfranzösische soldoier. Heute, wo man fast durchweg nicht mehr Söldner anwirbt, sondern ein Volk in Waffen das Militär bildet, hat man gleichwohl das alte, nicht mehr passende Wort beibehalten; der „Soldat“ wird schwer durch den „Krieger“ zu ersetzen sein.

Die französischen Wörter General und Generalfeldmarschall stammen auch aus dem Dreißigjährigen Kriege; das erste ist schon seit dem 16. Jahrhundert für militärische Verhältnisse bezeugt und bedeutet den „allgemeinen Vorgesetzten", der keiner besonderen Waffe mehr angehört. Der „Marschall" und das französische Connétable sind aber von geringer Geburt und sind dann gar vornehme Leute geworden. Der marschalc ist eigentlich nur der „Mähren Schalk", d. h. ein besserer Pferdeknecht, ein Stallmeister, ein Aufseher über das Gesinde bei Reisen und Heerzügen, ein Hofbeamter. Man vergleiche dazu das heutige Reisemarschall, Hofmarschall. Und der Connétable ist der comes stabuli, der Graf, d. h. Aufseher, über den Stall. Immer höher stiegen die Inhaber dieser Titel an Macht und Würde. Der Connétable wurde zwar 1627 von Ludwig XIII. abgeschafft, und auch Napoleon I. gelang es nicht mehr, ihn zum Leben zurückzurufen. In dem alten Wort Konstabler fristet es nur noch ein kümmerliches Dasein. Aber welchen Siegeszug hat das Wort „Marschall" durch die Welt angetreten! Und ehrfurchtsvoll nehmen wir Deutsche das französierte Wort, das so urdeutsch war, und bekleiden damit unsere höchsten Heerführer! Der Feldzeugmeister, der Oberst, der Rittmeister, der Hauptmann, der Fähnrich, der Wachtmeister, der Feldwebel, der Gefreite dagegen sind schöne, echt deutsche Wörter.

Aber der Major, der Kapitän, der Offizier, der Adjutant, der Leutnant, der Gendarm, der Sergeant, der Korporal, der Kadett, der Rekrut können wieder ihren romanischen Ursprung nicht verleugnen. Dem Major sieht man es kaum an, daß er dasselbe Wort ist wie Meier, wie wir es noch in Hausmeier (major domus) brauchen, eine Art Hausbeamter; noch 1617 wurde Major als Modewort verspottet. Dem Kapitän, dem Korporal, richtiger Kaporal, und dem Kadetten (altfranzösisch capdet) liegt eine gemeinsame Wurzel, das lateinische caput, Haupt, zugrunde; „Kapitän" ist also eine genaue Wiedergabe unseres „Hauptmann", caporal und Korporal sozusagen Rottenführer. Verwickelter liegt die Sache beim dritten Wort. Die Verkleinerungsform cadet (eigentlich das Häuptchen, das Kerlchen) bezeichnete die jüngeren Sprossen adeliger Familien, etwa wie unser Junker (= Jungherr). Da die ältesten Söhne den Grundbesitz erbten, waren die jüngeren Söhne auf die geistliche und militärische Laufbahn hingewiesen, und man gewöhnte sich, mit dem Worte Kadett die jungen Offizierschüler zu bezeichnen. Der Offizier hat, auf seine lateinische Quelle officium (Pflicht) zurückgeführt, eigentlich nur die Bedeutung Beamter, die ihm auch noch im Englischen zukommt. Wir haben das Wort seit dem Dreißigjährigen Kriege in Gebrauch, sollten uns aber hüten, das dauernd in unseren Sprachschatz aufgenommene Wort mit ß-Laut, wie Offißier, zu sprechen, wie es im Französischen geschieht. Noch deutscher ist der Leutnant geworden, der seine französische Herkunft lieutenant, der Statthalter, gar nicht mehr erkennen läßt.

Französisch ist auch der „Gendarm", für den es schon deutsche Ersatzwörter gäbe: Landreiter, Wachtmeister oder ähnliche. Das Wort bedeutet Waffenleute, Reisige. Sergeant ist, wie unser Weibel, nur der Diener, der Unterbeamte. Er findet sich in der Form „sarjant" schon bei Wolfram von Eschenbach und Hartmann von der Aue und kommt vom lateinischen servire, dienen. Sergent de ville (wohlgemerkt mit der Endung ent!) ist im Französischen ja der „Schutzmann". Und Rekrut endlich ist der Nachwuchs, la recrue.

Alle diese Soldaten verbindet treue Kameradschaft. Das spanische camarada bedeutet eigentlich nur die „Stubengesellschaft". „Unter Kameraden" ist die Waffengattung gleich und doch, wie sonderbar sind die Bezeichnungen für die einzelnen Waffen! Am leichtesten erklärt sich der Kavallerist. Ist auch das lateinische caballus, auf das er seinen Stamm zurückführt, nur ein Pferd niederen Ranges, wie heute unser „Mähre", so ist doch französisches cheval, chevalier, cavalier (dieses vom italienischen cavaliere), vornehmer geworden. Die alten Ritter finden ihre Vertreter in den Kürassieren, eigentlich den Reitern mit Lederkollern (vom französischen cuir, Leder), jetzt Panzerreiter; die Ulanen sind polnische Lanzenreiter, die Husaren ungarische leichte Reiter, die Dragoner Drachenreiter, nach den Feldzeichen so benannt.

Schwieriger gestaltet sich die Sache schon bei der Infanterie. Daß der Name für unsere wackeren blauen Jungen vom lateinischen infans, unmündiges Kind, herkommen soll, wird vielen schwer einleuchten. Zwar heißt ein „Fant" ein Knabe, Knappe; doch kommt es mir wahrscheinlicher vor, daß „Infanterie" aus dem Spanischen stammt und die Garde der „Infanten", d. h. der königlichen Prinzen, bezeichnet.

Ein schönes Stück Kriegsgeschichte zeigen uns die Benennungen der einzelnen Gruppen des Fußvolks. Je nach der Waffe, deren sich die Leute bedienten, unterschied man Musketiere, Grenadiere, Füsiliere. Das italienische Wort moschetto, französisch mousquet, bezeichnete ursprünglich einen kleinen Sperber mit gesprenkelter Brust, der zur Beize verwandt wurde; der Name dieses Raubvogels wurde dann für eine bestimmte Feuerwaffe gebraucht. Wie Gustav Freytag erzählt, benannte man im 17. Jahrhundert die Geschütze allgemein nach Raubvögeln; je nach der Größe gab es Adler, Falken, Geier, Habichte, Sperber, Eulen, während wir heute diese Namen für Kriegsschiffe vorziehen. Auch die alten Wörter Falkaune und Falkonett bezeugen jene Verwendung von Vogelnamen. Während also der Musketier der Träger einer solchen „Sperberbüchse" ist, ist der Grenadier der Werfer von Handgranaten. Granate ist eigentlich der Körnerapfel, der Granatapfel, dann auch die mit Pulverkörnern gefüllte Eisenkugel, die ursprünglich mit der Hand geworfen wurde. Und die Füsiliere endlich sind die Soldaten, die ein fusil, ein Gewehr mit Feuersteinschloß, tragen.

Die Artillerie macht aber am meisten „Kopfzerbrechen". Neben dem alten Arkeley, Artlerei, Artollerei kommt es seit etwa 1600 in allen Staaten des Abendlandes vor und bildet offenbar eine Mischung aus mancherlei Begriffen und Wörtern. In Arkeley steckt das lateinische arcus, der Bogen, ebenso in arcubalista, einem mittelalterlichen Wort, das wir durch volkstümliche Umbildung zu Armbrust gemacht haben. Dann mischt sich das lateinische Wort ars, die Kunst, damit. Man hat dann mit den sehr gebräuchlichen Ableitungssilben ey und erey ein neues Wort gebildet, das vor der Erfindung des Schießpulvers das gesamte Kriegsmaschinen-, später das Geschützwesen bezeichnete.

Das Rohr, aus dem geschossen wird, ist eine Kanone, d. i. ein italienisches — früher noch im Griechischen (κανών) vorkommendes — Wort mit der Vergrößerungssilbe one, von canna, Rohr. Das prächtige deutsche Wort Geschütz ist glücklicherweise daneben gebräuchlich, amtlich sogar bevorzugt. Mehrere Geschütze bilden eine Batterie, von demselben Wortstamm wie Bataillon, vom französischen battre, schlagen. Außer den Kanonen gibt es noch Mörser, d. i. ein Lehnwort lateinischen Ursprungs, und die Haubitze, ein durch die Hussitenkriege in Deutschland eingeführtes Geschütz, das im Tschechischen eigentlich die „Steinschleuder" bedeutet. Das Pulver, eigentlich Staub, Asche, ist deutsches Lehnwort, nebenbei gesagt, dasselbe wie Puder, das aus dem Französischen stammt.

Die Bombe ist erst nach dem Dreißigjährigen Krieg aus Frankreich eingeführt; eigentlich ein hohler, dumpfer Klang, dann eine Hohlkugel.

Schrapnells, die angenehme Füllung der Kanonenkugeln, haben ihren Namen von einem englischen General Shrapnel († 1842), der aber auf der ersten Silbe betont wird. Ebenso haben die Chassepots, die Mausergewehre, die Maximkanonen ihre Namen von den Erfindern erhalten.

Die Kartaune ist eine alte Donnerbüchse von Viertelkaliber (eigentlich Quartana) und hat nichts zu tun mit Kartätsche und Kartusche. Diese kommen vom italienischen cartaccia, französisch cartouche, her und bedeuten weiter nichts als ein starkes Papier (carta) als Hülsen für Feuerwerkskörper und Pulverladungen.

Und die Patrone! Man sollte es nicht für möglich halten, welchen Weg manche Wörter einschlagen. Die Patrone ist nichts weiter als die Patronin, d. h. ein Schutzstreifen, wie er noch in der Buchdruckerei gebraucht wird, dann Hülse aus Papier und jetzt aus Metall. Man nehme nun noch die scherzhaft-ironische Bedeutung von „ein netter Patron" dazu, und man wird zugeben, daß kaum ein anderes Wort sich so sonderbar in der Bedeutung gewandelt hat. Um nun hier gleich die Schießwaffen und was dazu gehört, zu erledigen, erwähnen wir in aller Kürze die Pistole, d. h. die Waffe, die in Pistoja in Italien hergestellt wurde; merkwürdigerweise aber war das ein kurzer Dolch, dessen Name auf die kleinen Feuerwaffen (Faustbüchsen genannt) überging; den Revolver oder die Drehpistole; die Flinte oder das Feuersteingewehr; den Karabiner, wahrscheinlich ein aus einem griechischen Katabole (d. i. Niederwerfung) verstümmeltes oder nach dem Lande Kalabrien benanntes Schießgewehr. Die Büchse ist jetzt bekanntlich die kurze Feuerwaffe der Jäger; nach der Erfindung des Schießpulvers hieß das Geschütz die Büchse oder Hakenbüchse (woraus Arkebuse entstanden ist). Mit all diesen Geschützen und Gewehren (beide gleichen Sinn in sich bergend) gibt man einen freundschaftlichen Salut, einen Gruß aus ehernem Munde ab oder eine Salve; das Wort Salve heißt auch nichts weiter als „sei gegrüßt!", und doch beschränkt sich der Gebrauch des Wortes nicht bloß auf das Abfeuern der Gewehre über dem Grabe eines Kameraden, sondern ist durchaus kriegsmäßig geworden.

Von den Stoßwaffen ist Degen unklarer Herkunft, seit etwa Luthers Zeit gebräuchlich, hat aber nichts mit dem uralten deutschen Worte Degen = tüchtiger Kriegsmann zu tun. Unser Haudegen zeigt schon die Vermischung der beiden gleichlautenden Wörter. Auch Säbel klingt so deutsch, ist aber aus den slawischen Sprachen wie der Pallasch entlehnt; das deutsche Wort ist Schwert. Speer ist ein deutsches Wort, Pike und Lanze zwei Wörter romanischen Ursprungs. Erwähnen wir noch, daß das Bajonett von der südfranzösischen Stadt Bayonne den Namen hat, dann können wir dies Gebiet verlassen, um noch einige allgemeinere Ausdrücke zu besprechen.

Die genannten Haupttruppengattungen sowie die Pioniere, vom französischen pion, Fußgänger (in Frankreich heißen sie jetzt sapeurs), und der Train, die zu den Wagenzügen gehörigen Truppen, können entweder zur Linie oder zur Garde gehören. Das Wort Linie bezeichnet sowohl die für die offene Feldschlacht in langer Linie aufgestellte Truppe wie das stehende Heer im Gegensatz zur Landwehr und alle Truppen mit Ausnahme der Garde. Die Garde, früher auch Guarde geschrieben, ist die Wache; es ist ein ursprünglich deutsches Wort „warten", französiert und in gallischem Gewande als höchst vornehm zu uns zurückgebracht. Man trägt einen Helm, ein echt deutsches Wort, das Schutz bedeutet, oder die Pickelhaube, die, wie die älteren Formen bezeugen, eigentlich Beckenhaube heißt. Es war ursprünglich eine im Mittelalter unter dem Topfhelm getragene Blechhaube, die erst später zu einer selbständigen Kopfbedeckung wurde. Uniform (lateinisch = „einförmig") und Montur, Montierung (d. h. Ausrüstung) gibt es seit dem 17. Jahrhundert, seit der Einrichtung stehender Heere. Tschako ist ungarisch, Dolman türkisch, Litewka, Tornister slawisch. Trommel und Trompete gehen auf dasselbe althochdeutsche trumba zurück, das erste als deutsche, das zweite als romanische Weiterbildung; Tambour ist gar persisch. Die Soldaten liegen entweder im Quartier (eigentlich Stadtviertel, dann Wohnung im allgemeinen, im besonderen Unterkunft der Soldaten bei Bürgern) oder in Garnison (deutschen Stammes, mit „warnen" zusammenhängend, vom französischen garnir, ausrüsten, ursprünglich nur Ausrüstung, Zubehör), oder sie wohnen in der Kaserne, früher Kaserme genannt, was auf das italienische Wort casa d'arme, Waffenhaus, hindeutet. In den Kasernen ist eine „Kellerecke", nach einem französischen Worte Kantine genannt, wo die Soldaten sich erfrischen können; in der Nähe liegen Arsenale und Magazine (beide arabischen Ursprungs) für Proviant (früher auch Profandt, aus Italien stammend), Munition (lateinisch, eigentlich Befestigungsmittel) und Fourage (auf das deutsche Futter zurückgehend). Unter all diesen Fremdwörtern hebt sich das rein deutsche Zeughaus allein freundlich ab.

In den Festungen haben wir die Kasematten, die wir aus dem Französisch-Italienischen übernommen haben, dessen erster Bestandteil (casa, Haus) allein klar ist, und die in Italien auch als Arrestlokal dienen (arrest ist die ältere französische Form für das heutige arrêt, daher arretieren). Dann die Zitadelle (eigentlich Städtchen), das Glacis (auf „glatt" zurückgehend), die Bastion oder die Bastei (französisch-italienischer Herkunft, ein Bauwerk, Festungswerk bezeichnend und mit Bastille zusammenhängend). Schanze ist ein deutsches Wort und bedeutet eigentlich Reisigbündel, Korb. Wenn man sagt, „man schlägt sein Leben in die Schanze", dann meint man das französische chance, das mit der Befestigung natürlich nichts zu tun hat. Die dabei gebrauchten Palisaden sind französischen Ursprungs, werden aber im Französischen palissades (mit einem Doppel-s) geschrieben. Bresche und Blockade sind zwar aus dem Französischen übernommen, sind aber deutscher Herkunft, mit „brechen" und „Block" verwandt.

Da wird fleißig exerziert und marschiert (beides erst seit dem Dreißigjährigen Kriege im Gebrauch), auf der Parade, die französisch jetzt revue heißt, wird die Parole ausgegeben, das Erkennungswort. Vor den Truppen wehen die „Fahnen", „Banner" und „Standarten". Nur Fahne ist rein deutsch, ein Stück Tuch, erst seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. gebräuchlich, da bis dahin Adler und dergleichen als Feldzeichen vorangetragen wurden. Banner (Pannier) ist wohl mit „Band" verwandt, aber doch aus dem französischen bannière übernommen, und Standarte ist rein romanischen Ursprungs. Im Herbst geht es ins Manöver, dessen ursprüngliche Bedeutung „Handarbeit", „Werk der Hände" sich recht sonderbar verschoben hat, oder ins Biwak, das alte deutsche Wort „Beiwacht", das als französisches bivouac erst wieder bei uns Bürgerrecht erlangte. Auch Spion ist ein deutsches, von „Spähen" herkommendes Wort, das in italienischer Form zurückkehrte; durch Spione wird das Terrain rekognosziert oder, wie man sich zur Freude aller Freunde der Verdeutschung jetzt ausdrückt, das „Gelände ausgekundschaftet" oder „erkundet". Auch Patrouillen werden ausgeschickt. Ach, wenn die armen Soldaten wüßten, was das Wort bedeutet! Es heißt eigentlich Patouille, und „patrouillieren" ist mit „patschen, durch Dick und Dünn waten" am besten zu übersetzen. Wenn ja auch die kräftig derbe Urbedeutung oft zutreffend sein wird, so ist das deutsche Streifwache sicher besser und bezeichnender. Die Truppen geben Pelotonfeuer (französisch peloton d. h. Knäuel, Rotte), die Reiter machen eine schneidige Attacke, einen Angriff. Mit Hurra! geht es auf den Feind los. Glücklicherweise ist dieser beliebte und wirkungsvolle Schlachtruf echt deutschen Stammes; er bedeutet: „Hurtig! Vorwärts!" So zeigen auch im Manöver die Strategen (griechisch = Feldherr) ihre Taktik (durch das Französische aus dem Lateinisch-Griechischen abgeleitet = Kunst der Anordnung und Aufstellung), und das Scharmützel endet zur Zufriedenheit. Auch seine Abstammung befriedigt uns, denn obwohl italienischer Form, ist es deutscher Wurzel, auf schirmen, d. h. fechten, zurückgehend.

Freilich haben wir mit diesem Überblick noch keineswegs alle Fremdwörter besprochen, die bei unserem Heere gebräuchlich sind, aber wir haben doch gesehen, wie vieles echt volkstümliche Sprachgut sich, wenn auch oft in fremdem Gewande und mit buntem Flitter behangen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in den militärischen Ausdrücken vorfindet und wie in Einzelfällen schon das unnötige Fremdwort schwindet und durch deutsche Benennung ersetzt wird. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Gefühl für die Reinheit der Sprache zu stärken und entbehrliche Fremdwörter noch mehr auszumerzen!

Die Baumeisters.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Pastor Baumeister schrieb; er sah auf, als die Tür ging. Ein etwas erstaunter Blick war in seinen Augen.

„Ich muß dir etwas sagen, Ludwig . . .“

Er nickte. „Ach so, du meinst wohl wegen der Vertretung. Ich bin Kleines begegnet, die Sache ist schon in Ordnung.“

Friede wurde rot, sie hatte die Bestellung, die sie ihrem Mann hatte machen sollen, über der letzten halben Stunde vergessen. Sie schüttelte den Kopf. „Das meinte ich eben nicht. Ich habe vorhin gehört, daß der Tagelöhner Watermann verunglückt ist.“

Baumeister besann sich. „Watermann? Wer ist das?“

„Er ist der Vater von Stine, die früher bei Bubi war. Ich bin gleich hingegangen, als ich es hörte —“

Die junge Frau klemmte die Hand fest um die Stuhllehne, an der sie stand, als ob sie sich Halt geben wollte. Jetzt wurde er sicher wieder böse.

Aber er legte nur die Feder hin und schob seinen Stuhl zurück. „Hast du Näheres erfahren? Ich weiß, er ist ein stiller ordentlicher Mensch. Wie steht es mit ihm?“

Friede hatte einen Augenblick vorher kaum alles zurückhalten können, was sie ihm zu sagen hatte. Seine ruhige, unpersönliche Art legte sich plötzlich ernüchternd über ihre Aufregung. Sie erzählte nur, was sie von dem Verunglückten wußte; kein Wort von Stine.

Er nickte, als sie fertig war. „Natürlich muß der Mann Gemeindeunterstützung haben, er hat es verdient. Ich will es gleich besorgen. Augenblickliche Not ist ja wohl kaum, aber für längere Krankenlager reichen die paar ersparten Groschen doch meistens nicht. So einem, wie dem Watermann, soll man helfen, so viel man kann, schon damit die anderen sehen, daß ordentliche, fleißige Leute nicht im Stich gelassen werden.“

Friede stand noch immer neben dem Tisch, ohne zu sprechen, in heftigem innerem Für und Wider. Sie mußte ihm das mit Stine sagen, jetzt gleich, ehe er wegging. Als er nun aufstand, fiel ihr plötzlich auf, daß sein Gesicht in der grellen Fensterbeleuchtung blaß und abgespannt aussah.

Es fuhr ihr ein Schreck durchs Herz, über dem sie das andere vergaß. War das denn nur heute so? Nein, er sah doch nicht anders aus wie immer in den letzten Monaten, sie hatte sich wohl nur daran gewöhnt, daß er immer diesen nervösen Zug um Augen und Mund hatte.

Er war nicht krank. Aber er hatte viel zu tun, und er nahm sein Amt so schwer.

Ein warmer Strom von Liebe zu ihrem Mann, von Sorge um ihn füllte plötzlich das ganze Wesen der jungen Frau.

Pastor Baumeister hatte nicht darauf geachtet, daß sie noch immer dastand. Er sah sich jetzt etwas verwundert nach ihr um. „Wolltest du noch etwas?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Weiter nichts.“

Der Ausdruck ihrer Augen fiel ihm doch auf, er zögerte eine Sekunde. „Es war gut, daß du mir Bescheid sagtest, Friede, und daß du dich gleich um die Leute gekümmert hast.“

Er sprach freundlicher als sonst in den letzten Monaten. Einen Augenblick hatte Friede den brennenden Wunsch, ihm ein einzigesmal nur beide Arme um den Hals zu werfen, wie früher. Aber die Scheu war doch stärker. Sie ging langsam zur Tür.

„Nein. Weiter nichts.“

Eigentlich war das eine Lüge, dachte sie, als sie die Treppe hinunterging. Sie hatte doch noch mehr wollen. War es feige, unwahr gewesen, daß sie es ihm nicht gesagt hatte?

„Nein!“ sagte sie plötzlich ganz laut vor sich hin.

Nein, sie hatte es ihm nicht sagen können. Er machte sich das Leben schon selbst schwer genug. Sie wußte, er war mit sich ebenso hart wie mit den anderen; sogar härter noch. Er hätte sich das, was sie ihm hatte sagen wollen, als Schuld zugerechnet. Sie konnte ihm die Last nicht auflegen.

Wenn das ein Unrecht war, wollte sie es schon tragen. Sie konnte vielleicht auch im Stillen wieder gutmachen, was er versehen hatte, wenn sie sich um das arme Ding, die Stine, kümmerte. Und nicht nur in diesem Falle, überall in der Gemeinde konnte sie ihm so leise nachgehen und helfen, wo er zu hart war. Zu ihr hatten die Leute Vertrauen, das wußte sie.

Ein heller Ausdruck ging über Friedes Gesicht, sie blieb an der Tür der Kinderstube noch einen Augenblick stehen, um ihren Gedanken zu Ende zu denken. Es war ihr wieder eingefallen, was Beate Kleine vorhin gesagt hatte.

„Gemeinsame Arbeit bindet ebenso wie die Kinder.“

Hatte sie auf ihre Art dann nicht auch Teil an seiner Arbeit, wenn er selbst auch nichts davon wußte?

* * *

Pastor Baumeister war nicht zu dem verunglückten Tagelöhner selbst gegangen, er hatte nur die Angelegenheit mit der Unterstützung in Ordnung gebracht. Der Ortsvorsteher hatte erst Schwierigkeiten gemacht — wo es auf Geld ankommt, hält der Bauer die Hand verschlossen. Zuletzt hatte er sich dann doch dazu bequemt.

Baumeister horchte unwillkürlich auf, als er jetzt nach dem Gange wieder in sein Haus kam und in der Stube Friede mit Bubi lachen hörte. Es klang immer so ausgelassen, als ob sie selbst noch ein Kind wäre. Aber der Ton war ihm jetzt ungewohnt, Friede war in letzter Zeit meist still gewesen.

Ihm fiel ein, wie merkwürdig ihm das in den ersten Wochen ihrer Ehe gewesen war. Er hatte ja seine Schwester schon das letzte Jahr im Pfarrhaus bei sich gehabt, aber Martina war sehr ruhig. Nun war es gewesen, als ob das lebhafte fröhliche Wesen der jungen Frau das Haus bis in jede Ecke hinein mit Lachen und Helligkeit füllte. Er hatte mit einem tiefen Wohlgefühl sich von all' dieser Wärme und Freude umgeben lassen. Er war wie einer, der lange gefroren hat und nun mitten in der Sonne steht.

Es war jetzt anders als damals, Friede selbst war anders; die ganze letzte Zeit, seit der Sache mit Erhard.

Baumeisters weiche Stimmung war plötzlich wie ausgelöscht, als er wieder an den Streit dachte. Sie hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß es anders zwischen ihnen war als früher.

Was hatte sie denn für einen Grund, jetzt verstimmt zu sein? Er behandelte sie, wie es ihr als seiner Frau zukam. Daß sie ihm innerlich nicht mehr bedeutete, war ihre eigene Schuld. Er hatte ja versucht, sie geistig näher zu sich heranzuziehen, aber sie hatte sich gegen seinen Einfluß gewehrt, hatte es ihm zuletzt mit klaren offenen Worten gesagt.

Wenn sie jetzt darunter litt, dann konnte sie ihm doch nichts vorwerfen. Er litt ja selbst auch, und schwerer als sie, unter seinem Irrtum. Ihr würde ihr leichtes Temperament bald über die Enttäuschung weghelfen. Und dann hatte sie ja Bubi. Eine Frau, die ein Kind hat, ist immer innerlich völlig ausgefüllt und braucht nichts weiter.

Ihm selbst blieb die Arbeit, sein Amt; das war auch genug, um ein Leben auszufüllen.

Baumeister hatte die letzten Monate besonders mit leidenschaftlichem Eifer darin gelebt. Seine Konfirmanden, einige vierzig Jungen und Mädchen aus Hersdorf und den Filialdörfern, hatte er gut in Zucht, sie duckten sich in den Bänken vor seinen strengen Augen. Vielleicht gelang es ihm dieses Mal besser, die Kinder auch in Zukunft unter seinem Einfluß zu behalten. Er hatte auf dem Punkt nicht viel Erfolg zu erwarten, auf die junge Generation kam es an. Die Mädchen



Tändelei.
Gemälde von C. v. Bergen.

hatten ihm wohl keine besonderen Schwierigkeiten gemacht, aber die jungen Burschen wollten nicht mehr viel vom Pastor wissen, wenn sie erst abends im Krug hinter den Karten saßen oder auf die Tanzböden liefen.

Es war jetzt das vierte Jahr, daß er die Hersdorfer Gemeinde hatte. Es machte ihn bisweilen ungeduldig, daran zu denken; was hatte er denn bis jetzt erreicht?

Er war voller Pläne hergekommen, aber er hatte ohne den zähen Eigensinn der Bauern gerechnet, der sich gegen jede Neuerung sperrte. Schon ein paarmal war er mit seinem Kirchenvorstand scharf aneinander gekommen.

Er hätte es sich ja auch bequem machen können. Wenn er im alten Schlendrian weiter amtierte, wie Kleine, hätte er sich jeden Ärger sparen können. Aber das hätte er als Pflichtverletzung empfunden. Die eigene Bequemlichkeit mußte zurückstehen, wo es höhere Interessen galt.

Die Hersdorfer Konfirmanden wurden am weißen Sonntag eingesegnet, am Sonntag vor Ostern war Abendmahlsfeier für die Erwachsenen; das war so hergebracht. Am Tage vorher war Beichtgottesdienst.

Baumeister war der wunderliche Gebrauch, der dabei herrschte, schon gleich zu Anfang unsympathisch gewesen. Die Kommunikanten kamen zur Vorbereitung in die Sakristei. Zuerst einzeln und breitspurig die großen Bauern, die mit wichtigem Gesicht ihren Beichtgroschen auf dem Tisch klingeln ließen. Dann der Rangordnung nach die kleineren Hofbesitzer, schließlich zu zweien und dreien oder in ganzen Trupps die Tagelöhner und Knechte.

Er hatte schon ein paarmal davon anfangen wollen, aber die Bauern waren taub für seine Andeutungen gewesen. Er wußte, daß es nicht ohne Kampf abgehen würde, wenn er jetzt endgültig die Abschaffung des Gebrauchs durchsetzen wollte. Aber es mußte sein. Es war einfach unwürdig so.

Die Bauern kamen einzeln oder zu zweien die Treppe herauf mit schweren stapfenden Schritten; sie setzten den Stock in die Ecke neben der Tür und putzten umständlich die Stiefel auf der Strohmatte, ehe sie in die Stube kamen und Baumeister mit ernsthaftem „Gu'n Dag ok, Herr Pastor!" die Hand schüttelten. Kirchenvorstandssitzung war eine feierliche Sache, sie trugen alle den langen, bis an den Hals zugeknöpften schwarzen Rock und den flachen großen Kirchenhut.

Pastor Baumeister war nervös unruhig im Vorgefühl des Widerstandes, auf den sein Vorschlag stoßen würde.

Die Stühle mußten eng gerückt werden, die Stube schien fast zu klein für die vielen Menschen. Im Kirchenvorstand saßen fast nur große Bauern, Leute, die gewohnt waren, einen breiten Platz im Leben in Anspruch zu nehmen. Es hatte geregnet, die Stubenluft war jetzt dumpf von dem Geruch der halbgetrockneten dicken Mäntel und der geschmierten schweren Stiefel.

Zuerst waren die Kirchenrechnungen durchzusehen und ein paar Neuausgaben zu beraten. Ein paar von den Alten sperrten sich dagegen, aber sie wurden überstimmt. Die Sitzung schien erledigt, die Männer rückten füßescharrend ihre Stühle, der Voßmeier war schon aufgestanden.

Pastor Baumeister hob den Kopf.

„Noch eine kurze Mitteilung. Ich beabsichtige, bei dem nächsten Abendmahl den Beichtgottesdienst nicht in der früheren Art, sondern als kurze gemeinsame Feier abzuhalten."

Er sprach knapp und bestimmt, das Wort „gemeinsam" stark betont. Es war einen Augenblick ganz still in der Stube.

„Ich weiß nicht, was der Herr Pastor meinen," sagte der Voßmeier dann, während er sich langsam wieder hinsetzte.

Der Pastor stand jetzt und sah über die Köpfe hin.

„Ich denke, ich habe es deutlich genug gesagt."

Der Voßmeier räusperte sich. „Sie müssen uns das nicht für schlecht aufnehmen, Herr Pastor, aber wir wollen doch lieber bei der alten Weise bleiben. Wir sind das nun so gewohnt."

„Was man am Alten hat, weiß man, was das Neue wird, weiß keiner!" warf der Schuster Alldag hastig ein, einer der wenigen kleinen Leute im Kirchenvorstand. Er machte sich eine Ehre daraus, dem großen Meier beizustimmen.

Auf Baumeisters Stirn stand eine scharfe Falte. „Was wir an dem Alten haben, ja, das weiß man! Ein unwürdiges Herunterziehen der Sakramentsfeier, das sich für eine christliche Gemeinde nicht gehört. Menschlicher Hochmut, der sich breit macht, wo nur Ehrfurcht vor Gottes Wort sein sollte —"

„Herr Pastor, unsere Alterväter haben das schon so gehalten. Und was für die gut genug war, das ist es für uns auch noch."

Der alte Bolten, ein Weißkopf mit wie aus Holz geschnitztem, knochigem Gesicht, fuhr plötzlich in seinem breiten Platt dazwischen. Die Bauern sprachen sonst ein schwerfälliges Hochdeutsch in den Sitzungen, wie es für sie zu Schule und Kirche gehörte.

Die Männer waren unruhig geworden, ein paar jüngere standen auf. Der Voßbauer legte die große braune Hand flach auf den Tisch vor sich hin. „Herr Pastor, wir brauchen das Neue nicht, und wir wollen es nicht. Pastor Krämer hat 40 Jahre hier gesessen und hat alles beim Alten belassen."

„Schlimm genug!" sagte Baumeister scharf dazwischen.

Der alte Bauer sprach weiter, als ob er gar nicht unterbrochen wäre. „Und wir sind nun auch darin alt geworden. Und wenn Sie auch Ihre 40 Jahr hier auf der Kanzel gestanden haben, dann können Sie uns was sagen, aber so nicht."

„Ob ich jung oder alt bin, das gehört nicht hierher!" Baumeister war einen Schritt vorgetreten, er sprach laut und aufgebracht. „Ich bin Ihr Pastor, und ich handle nach meinem Gewissen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich zu diesem Mißbrauch nicht wieder hergebe. Soll ich Ihnen sagen, warum Sie nicht wollen? Weil es Ihrem Hochmut gegen den Strich geht. Weil Sie im Dorf und vor den Leuten die ersten sind, wollen Sie es auch in der Kirche sein. Aber ich sage Ihnen, daß es vor Gott ganz gleichgültig ist, ob da ein großer Bauer oder ein Tagelöhner kommt, und daß so ein armer Kerl in seinen Augen mehr ist als die großen Leute, die zuerst an den Abendmahlstisch kommen."

Baumeister sah sich um, er begegnete den Augen des Voßmeiers. Der Alte war ruhig geblieben, aber sein Gesicht war ganz Bauerneigensinn. „Wenn der liebe Gott Reich und Arm und Meier und Tagelöhner gemacht hat, dann soll es ihm auch wohl recht sein, wenn wir in der Ordnung in die Kirche kommen, die er selber eingesetzt hat. Daß wir darum nicht besser sind als die andern, das wissen wir wohl. Aber das Neue taugt nicht für uns."

Der Pastor richtete sich straff auf. „Wenn Sie den Mißbrauch nicht freiwillig abschaffen wollen, muß ich mich an das Konsistorium wenden. Ich kann Ihnen im voraus sagen, daß dann doch kein Widerspruch mehr nützt, wenn die Sache von oben befohlen wird."

Keiner von den Männern antwortete. Baumeister sah über die Gesichter hin, er begegnete feindseligen, mißtrauischen Augen. Der Voßmeier nahm aufstehend seinen breiten schwarzen Kirchenhut. „Dann müssen Sie das wohl tun. Wir haben dann hier wohl nichts mehr zu sagen."

Er ging zur Tür; da blieb er noch einmal stehen.

„Herr Pastor, wenn die Leute so geschwatzt haben, dann habe ich immer gesagt: Laßt ihn man, er hat den guten Willen, er ist man noch jung, das soll sich wohl noch geben. Aber das sage ich Ihnen, Herr Pastor, dies hätten Sie nicht tun müssen." Der alte Mann sah das plötzliche Erschrecken in dem Gesicht des Pastors nicht. Er ging mit kurzem „Adjüs ok!" aus der Tür, ohne sich umzusehen, ihm nach die anderen. Keiner gab dem Pastor die Hand, wie sie sonst immer taten.

Als der letzte aus der Tür war und die schweren Schritte der Männer unten über den Flur stapften, ging Baumeister zum Fenster und machte beide Flügel weit auf. Er blieb ein paar Minuten regungslos stehen und atmete in starken Zügen die herbe feuchte Märzluft. Jenseit des Gartens, auf der von Regen durchweichten Dorfstraße, sah er ein paar von den Bauern gehen, die aufgeregt sprechenden Stimmen klangen bis zu ihm, ohne daß er die einzelnen Worte verstehen konnte.

Natürlich schalten sie über ihn. Aber er hatte seinen Willen durchgesetzt, das wußte er. Er konnte jetzt machen, was er wollte. Er hätte sich eigentlich darüber freuen müssen, aber er konnte es nicht. Das war da eben ein böses Wort gewesen, das ihn getroffen hatte wie ein Schlag. „Wenn die Leute so schwatzen."

Er wußte, was das hieß. Sie sprachen in der Gemeinde über ihren Pastor. Sie mäkelten an ihm herum, sie mißverstanden ihn, machten ihm Opposition. Das war alles nur möglich, wenn die Leute kein Vertrauen zu ihm hatten.

Baumeister schlug plötzlich klirrend die Fensterflügel zu und fing an, in der Stube zwischen den noch unordentlich durcheinandergeschobenen Stühlen auf und ab zu gehen.

Wodurch hatte er das verdient? Es war das Schlimmste, was einen Pastor treffen konnte, daß seine Gemeinde kein Vertrauen zu ihm hatte. Er gab ihnen, was er zu geben hatte: seine ganze Kraft, seine Zeit, seinen rastlosen Eifer. Er wußte vor seinem Gewissen, daß er ihr Bestes wollte. Es war ungerecht, daß es keiner sah und anerkannte.

Eine schwere Mutlosigkeit kam plötzlich über ihn. Er setzte sich in den breiten Fenstersessel und stützte den Kopf in die Hand. Was half denn sein Eifer? Was half es, daß er sich aufrieb in fruchtlosen Versuchen, sie innerlich zu erziehen, wenn ihm der gute Wille, das Vertrauen nicht entgegenkam? Er stand ganz allein in seiner Arbeit. Wo war einer, der ihm half, ja ihn auch nur verstand?

Nicht in seiner Gemeinde. Nicht in seinem eigenen Hause, dachte er bitter. Früher hatte er wenigstens seine Schwester gehabt. Mit Martina hatte er jeden Gedanken, jeden Plan, jede Schwierigkeit besprechen können, wie mit einem Kameraden. Einer hatte sich in den anderen hineingelebt, daß sie sich in jeder Regung verstanden.

Es gab eine Zeit, wo er das auch von Friede gehofft hatte. Es war eben ein Irrtum gewesen; jetzt, nach zweijähriger Ehe, fing er an, das einzusehen. Und so bitter ihm das war, er gab damit doch nur eine Hoffnung auf, nicht eine langeingewurzelte Gewohnheit wie bei Martina.

Seine Schwester war ihm fremd geworden in dieser letzten Zeit. Die Sache mit Erhard Hersen stand zwischen ihnen. Und bald würde er sie ganz verlieren, wenn sie fortging. Wie allein sie ihn ließ, daran dachte sie nicht. Und sie hätte es doch wissen können, da er sie damals, jenes einzige Mal, offen in die heimliche Not seines Lebens hineinsehen ließ.

Sie mochte ja recht haben darin, daß sie fort wollte. So lange Erhard Hersen ihr so nah war und sie ihm jeden Augenblick begegnen konnte, war für sie die innere Ruhe unmöglich.

Erhard, immer Erhard!

Wie ein Haß gegen den jungen Schwager stieg es plötzlich in Ludwig Baumeister auf.

Wer gab diesem Menschen das Recht, ihm immer und überall im Wege zu stehen? Zwischen ihm und Friede, zwischen seiner Schwester und ihm — immer Erhard mit seinem gedankenlosen Leichtsinn, seinem rücksichtslosen Egoismus. Er haßte ihn!

Nein, er haßte nicht ihn selbst, den Menschen; das wäre sündhaft gewesen. Was er in ihm haßte, war nur das Prinzip, eben diese grundsatzlose frivole Lebensauffassung.

Baumeister hatte plötzlich den heftigen Wunsch, den Schwager hier zu haben, ihm ein einziges Mal mit deutlichen Worten alles zu sagen, was er ihm vorzuwerfen hatte. Es war ihm, als ob das ihn erleichtern müßte.

Aber natürlich, Erhard kam seit lange nicht, er hatte ihm ja selbst das Haus verboten. Es war vielleicht auch so am besten, dachte Baumeister, während er aufstand und langsam an seinen Schreibsekretär ging, um seine Stimmung durch irgend eine Arbeit zu zwingen.

* * *

Erhard Hersen war wirklich seit Monaten nicht im Pfarrhaus gewesen, Friede hatte den Bruder zuletzt flüchtig am Neujahrstag bei den Eltern gesehen.

Sie hatte seit ein paar Wochen angefangen, sich Gedanken darüber zu machen. Im vorigen Jahr, als die Eltern fort waren, kam er wenigstens hin und wieder zu ihr heraus, in diesem warmen trocknen Winter waren die Wege auch für sein Rad nicht unfahrbar geworden. Sie hatte einmal an ihn geschrieben und ihn gebeten, zu kommen, aber er antwortete nur auf einer flüchtigen Karte ablehnend mit irgend einer oberflächlichen Entschuldigungsphrase.

Friede zerbrach sich den Kopf über den Grund. Drückte ihn vielleicht noch die Schuldengeschichte? Sie hatte nie erfahren, was eigentlich daraus geworden war.

Es war ja auch möglich, daß Erhard ihr böse war, weil ihr Mann davon wußte. Er glaubte vielleicht, sie hätte es ihm selbst erzählt. Wenn sie ihn nur einmal gesprochen hätte, dann hätte sie ihm ja alles erklären können; aber er kam ja nicht. Sie hörte von ihm nur durch den Umweg über Käte und Lisbeth; die schrieben ihr regelmäßig lange, zärtliche Schwesternbriefe voll lustiger Plaudereien.

Sie saß heute am Frühstückstisch nachdenklich über dem letzten Absatz eines Briefes von Käte; sie studierte die große leichte Handschrift, als ob sie irgend etwas Besonderes aus den paar Zeilen herauslesen könnte.

> „Von Erhard haben wir sehr lange nichts gehört, ich weiß nicht, was ihm eigentlich einfällt und was er vorhat. Vater hat heute bei Tisch auch schon gescholten, daß er so flüchtig und selten schreibt. Hoffentlich fehlt ihm nichts. Siehst du ihn nicht einmal? Du hast es doch so nah. Halte ihm einmal eine mündliche Strafpredigt, meine brieflichen machen keinen Eindruck."

Friede hatte ganz in Gedanken auf das Briefblatt gesehen, jetzt hob sie den Kopf. „Ich möchte heute oder morgen in die Stadt fahren, den Wagen vom Hof werde ich wohl haben können. Fährst du nicht mit, Martina? Du hast doch vielleicht noch Besorgungen vor der Abreise."

Martina, die ihr gegenüber am Tisch saß, sah flüchtig auf. „Nein, keinesfalls. Ich habe zu tun."

Es klang schroff, ihr Gesicht hatte einen abweisenden Ausdruck. Friede strich ihr leise über die Hand.

„Du brauchst nicht, wenn du nicht willst. Ich wollte es dir nur anbieten, für den Fall, daß du Lust hättest."

Es hatte ihr einen Augenblick leid getan, daß Martina nicht wollte, es war so langweilig allein. Aber dann fiel ihr ein, daß es doch besser war, wenn sie Erhard allein sah. In Martinas Gegenwart hätten sie sich ja nicht aussprechen können. Einen Vorwand brauchte sie nicht für die Fahrt, es gab ja immer notwendige Besorgungen. Ihr Mann würde auch gar nicht fragen. Der kümmerte sich ja überhaupt nicht mehr allzuviel um sie, dachte die junge Frau mit einem Anflug von Traurigkeit.

Der Verwalter konnte ihr die Pferde für den nächsten Tag geben. Es war wundervoll weiche Luft, über den hellgrünen Saatfeldern stiegen schon ein paar Lerchen. Friede vergaß ihre Unruhe, während sie im offenen Wagen zwischen den Feldern hinfuhr und sich über die ersten goldgelben Blumen auf den halb unter Wasser stehenden Weidekämpen freute.

Es war noch früh am Nachmittag, als sie ankam. Sie machte rasch ihre wenigen Besorgungsgänge, da sie Eile hatte, zu Erhard zu kommen. Jetzt würde er gewiß auch vom Mittagsessen wieder zu Hause sein.

Sie lief hastig die Treppen zu seiner Wohnung hinauf und klopfte noch ganz atemlos an seine Tür.

Drinnen blieb es ganz still, niemand antwortete. Sie klopfte dann noch einmal, drückte dann die Klinke herunter und rüttelte sie. Die Tür blieb verschlossen.

Enttäuscht blieb Friede einen Augenblick stehen und überlegte, als plötzlich eine der anderen Türen im Gang sich eine schmale Spalte weit öffnete. „Der Herr Baron ist nicht zu Hause!" rief eine Frauenstimme heraus.

Friede wandte sich lebhaft nach der Seite hin. „Wann kommt er denn wieder? Ich wollte ihn gern sprechen."

„Das weiß ich nicht, wann er kommt, das kann lange dauern. Kann ich es nicht bestellen?"

Die Türspalte hatte sich etwas weiter geöffnet, eine ältliche Frau mit gutmütig neugierigen Augen unter der weißen Morgenmütze steckte den Kopf heraus. Gleich darauf kam sie in ganzer Person mit raschen kurzen Schritten auf den Flur.

„I du meine Güte, Sie sind wohl die Frau Schwester? Das habe ich doch gleich nach dem Bilde erkannt, das der Herr Baron auf dem Schreibtisch hat! Nein, daß der Herr Baron nun aber auch gerade weg sein muß! Na aber freilich, es sollte mich jetzt mehr gewundert haben, wenn er zu Hause gewesen wäre!"

Friede hatte der kleinen dicken Frau freundlich zugenickt. „Wissen Sie denn vielleicht, wo mein Bruder ist, Frau . . ."

„Müller!" half die andere eilfertig ein, „ja, wer weiß das, wo er sein mag? Das geht ja jetzt einen Tag wie den anderen, einmal hier, einmal da!"

Sie schüttelte den Kopf und machte ein sorgenvolles Gesicht. „Das ist ganz gut, daß Sie sich mal nach dem Herrn Baron umsehen, gnäd'ge Frau. Ich sollte das vielleicht nicht so sagen, aber ich habe manchesmal jetzt gedacht, wenn sie das zu Hause beim Herrn Baron man alles wüßten. Es ist ein Jammer um so einen guten feinen jungen Herrn. Denn gut ist er wirklich, mit allem zufrieden, und immer einen lustigen Schnack, wo er einen zu sehen kriegt. Bloß in letzter Zeit hat er mich ein paarmal angefahren. Aber das ist ja auch kein Wunder, er ist gar nicht so recht zu Gange jetzt."

Friede sah die Frau, die in lebhaft klagendem Tonfall auf sie einschwatzte, erschrocken an. „Was ist denn aber, Frau Müller? Mein Bruder ist doch nicht krank?"

Die Wirtin schüttelte den Kopf.

„Nein, das ja nicht, wenn er auch recht blaß und schlecht aussieht. Aber das kommt ja von solchem Leben. Den ganzen Tag unterwegs und keine Nacht vor Dreie im Bett! Und wenn er mal glücklich zu Haus ist, kommen die Herren und holen ihn, der Herr Baron von Ledingen und die anderen . . ."

„Ledingen?" wiederholte Friede nur mechanisch. In blitzschneller Gedankenfolge schossen ihr ein paar Erinnerungen durch den Kopf: der Tag, wo sie die Herren mit Erhard zusammen getroffen hatte, und die Warnung des alten Dammann. Eine plötzliche Unruhe kam über sie.

Die Frau hatte eifrig weitergeredet, das Thema saß ihr augenscheinlich sehr hoch.

„Ja, der Ledinger Herr Baron wohnt ja jetzt hier in der Stadt, seit das Gut weg ist; das soll da ja ein lustiges Leben sein, alle Tage Champagner, und wenn nichts mehr im Hause ist, gehen sie noch in die Wirtshäuser. Ja, der Herr von Ledingen, das ist der beste Freund von meinem Herrn Baron. Ich sage man, es geht mich ja nichts an, aber es dauert einen doch. Wenn es ein anderer wäre, hätte ich auch längst gekündigt wegen dem späten Nachhauskommen nachts, aber der Herr Baron ist doch sonst so freundlich, da habe ich es noch nicht gemacht."

Friede war dunkelrot geworden, während die andere sprach. Es war ihr so peinlich, daß sie sich das alles über ihren Bruder erzählen lassen mußte, aber sie wußte doch nicht, wie sie das Gespräch abbrechen sollte.

„Es ist gewiß nur diese Zeit im Winter gewesen, während mein Bruder sonst niemand hatte," sagte sie hastig. „Im Sommer ist er dann ja viel bei den Eltern draußen."

Die kleine Frau Müller sah ihr scharf ins Gesicht, sie schien sie in natürlichem Taktgefühl plötzlich zu verstehen.

„Es ist Ihnen wohl nicht recht, gnäd'ge Frau, daß ich Ihnen das alles gesagt habe. Aber Sie müssen es mir nicht übelnehmen, ich meine es wirklich gut mit dem Herrn Baron, als ob er mein Sohn wäre. Ich habe auch einen gehabt, der wäre jetzt gerade so alt, aber der ist nun zehn Jahre tot. Wenn ich etwas bestellen soll, will ich es gern tun."

Es war etwas so mütterlich Gutes in dem ältlichen Gesicht der kleinen einfachen Bürgersfrau, daß Friede ihr unwillkürlich die Hand hinstreckte. „Ich danke Ihnen. Bestellen Sie ihm, er möchte doch einmal nach Hersdorf herauskommen. Ich ließe ihn sehr bitten, ich müßte ihn sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder des Selens.

Von Franz Bendt.

Im Märchen und der Sage spielen gewisse Stoffe eine eigenartige Rolle, denen der Volksmund seltsame Eigenschaften zuspricht. Man darf nur des Steines der Weisen gedenken, der seinem Besitzer ewige Jugend und Gesundheit verlieh, und die Fähigkeit besaß, unedle Metalle in edle umzuwandeln. Die moderne Wissenschaft hat keinen Stein der Weisen gefunden, wohl aber hat sie Körper ermittelt und Kraftformen erforscht, die eine neue Welt der Wunder geschaffen haben.

Höchst seltsam und fast wie der Stein der Weisen im Sinne der Sage hat sich aber ein Grundstoff — das Element Selen — erwiesen, das schon vor fast einem Jahrhundert, im Jahre 1817, entdeckt worden ist.

Dem Selen kommt die ausgezeichnete Eigenschaft zu, die am meisten bewunderten physikalischen Kräfte, das Licht und die Elektrizität, eng miteinander in Beziehung zu setzen. Das Element Selen gehört zu den Stoffen, die die Natur den Menschenkindern nicht mühelos in den Schoß geschüttet hat. Es bedurfte umfassender wissenschaftlicher Arbeit, um den Schlüssel zu schmieden, der in das geheime Gemach führt, in dem die Natur Produkte von der Art des Selens erzeugt. Gelegentlich einer Untersuchung über eine neue Herstellungsmethode von Schwefelsäure fand der berühmte schwedische Chemiker Berzelius einen rötlichen Stoff, der in der Lötrohrflamme einen knoblauchartigen Geruch verbreitete. Berzelius nannte diesen Körper „Selen", nach dem griechischen Worte „Selene" = der Mond, weil er ihn ursprünglich mit dem Grundstoffe Tellus (Tellus = die Erde) verwechselt hatte.

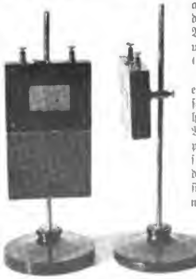
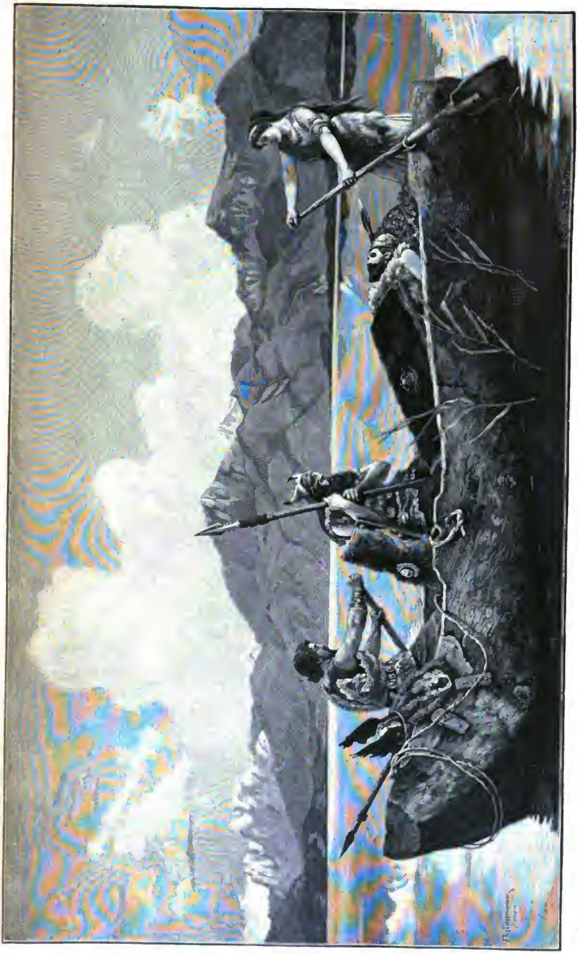


Abb. 1. Ruhmers Selenzelle.

Das genauere Studium des „Mondelementes" ließ erkennen, daß man die Bekanntschaft mit einem chemisch und physikalisch höchst interessanten Körper gemacht hatte. Wurde das rote Pulver einer höheren Temperatur ausgesetzt, dann ging es in eine siegellackartige schwarze Glasmasse über, die bei der Temperatur des siedenden Wassers sich nochmal erweichte und die leicht in die Formen von Blättchen, Stäbchen und dergleichen gezwungen werden konnte. Als endlich im wissenschaftlichen Forschungsdrange die Erhitzung bis zu 200 Grad der Celsiusskala anstieg, verwandelte sich wiederum der Zustand des Selens, und



Des Helden letzte Fahrt.
Gemälde von Aug. Dieffenbacher.

man erhielt einen schiefergrauen kristallinischen Stoff von charakteristischen Eigenschaften. Während nämlich das siegellackartige Selen in dünnen Schichten das Licht rotschimmernd durchließ, sich aber zur Elektrizität wie eine starre Wand verhielt, zeigte es sich in der kristallinischen Form für Licht undurchsichtig, für den elektrischen Strom dagegen immerhin als ein mäßig guter Leiter. So verhalten sich aber zumeist die Körper aus dem gewaltigen Reich der Metalle gegen Licht und Elektrizität. Man hat deshalb das Selen in seiner letzten Form auch wohl als das „metallische Selen“ bezeichnet. Die geringe elektrische Leitungsfähigkeit des metallischen Selens veranlaßte vor etwa dreißig Jahren den berühmten Telegrapheningenieur Smith, es bei seinen Kabelmessungen als Widerstand zu verwenden. Er glaubte, damit einen vortrefflichen Griff getan zu haben, weil der Widerstand sich als unvergleichlich groß erwies. Die Hoffnung, die Smith in seine Widerstandsvorrichtung gesetzt hatte, erwies sich aber als trügerisch. Sie zeigte in fast launenhafter Weise eine so wechselnde Größe, daß sie für genaue Messungen keine Verwendung finden konnte. Dieser experimentelle Fehlgriff führte zu einer sensationellen Entdeckung, die im Selen Eigenschaften nachwies, die sonst kein anderes Element auf unserer Erde besitzt! Es ergab sich, daß der Widerstand, den ein Selenstäbchen dem Durchfließen eines elektrischen Stromes entgegensetzt, um so geringer wird, je stärker man es belichtet. Man hatte also einen unerwarteten und merkwürdigen Zusammenhang zwischen Licht und Elektrizität gefunden. Solche Erkenntnisse sind zumeist vortrefflich geeignet, tiefe Blicke in den gesetzmäßigen Zusammenhang der Naturerscheinungen zu ermöglichen; und sie führen häufig zu Einsichten, die es zulassen, die Naturkräfte zu zwingen, sich im Dienste der Menschheit zu betätigen. Man verdankt Smith ein charakteristisches Experiment, durch das der neue Naturvorgang tiefer erfaßt und lebhaft zum Bewußtsein gebracht werden kann. In einen einfachen elektrischen Strom, wie man ihn jetzt in jedem elektrischen Klingelapparat beobachten kann, wurden ein Selenstäbchen und ein Telephon eingeschaltet. Belichtete Smith das Selen, dann vernahm man jedesmal im Telephon einen heftigen Knall; man hörte also den Lichtstrahl auf den Selenkörper fallen! Wer hätte je geahnt, daß das wie ein magischer Schimmer erscheinende Licht so heftige Schallwirkungen hervorrufen könne?



Abb. 2. Auerbrenner mit Selenzelleeinrichtung

Der große und unregelmäßige Widerstand, den das Selen in Draht- oder Stäbchenform einem elektrischen Strom entgegensetzt, macht es für Experimente sehr ungeeignet. Man hat sich deshalb bemüht, Vorrichtungen zu schaffen, in denen diese Schwierigkeiten gemildert oder ganz gehoben werden. Bereits Werner Siemens baute Apparate, in denen das Selen in sehr dünnen Schichten erschien und über große Oberflächen verbreitet wurde. Es sollte gleichzeitig dem Licht ein breiter Spielraum gelassen und dem elektrischen Strom ein sehr geringer Widerstand entgegengesetzt werden. Die Siemenssche „Selenzelle“ hat allerdings die Hoffnung nicht erfüllt, die ihr Urheber in sie setzte. Erst neuerdings gelang es dem Berliner Physiker Ernst Ruhmer, die Selenzelle zu einer durchaus exakt arbeitenden und kräftig wirkenden physikalischen Vorrichtung zu erheben. Bild 1 zeigt die neue Selenzelle. Die Schrauben pflegen den elektrischen Strom aufzunehmen, und die helle Fläche dient der Belichtung.



Abb. 4. Der „Sender“ für Lichttelephonie



Abb. 5. Der „Empfänger“ für die Lichttelephonie. Vorn im Spiegel die Selenzelle.

Ehe wir zu der Schilderung der großen Generalverwendungen übergehen, die die neue Ruhmersche Selenzelle zuläßt, wollen wir, gleichsam zur Einführung, eine Reihe von Versuchen und praktischen Versuchsverknüpfungen schildern, die die Naturkundigen zuerst mit den Fähigkeiten des Selens vertraut machten.

Schon vor etwa fünfzehn Jahren führte der englische Physiker Bidwell der Physikalischen Gesellschaft zu London einen durch das Selen ermöglichten eigenartigen Naturprozeß vor, der jetzt unter Anwendung der Ruhmerschen Selenzelle nicht unwesentliche Bedeutung für die Praxis erhalten hat.



Abb. 3. Gas- und Lichtboje, oben die Selenzelle.

In einen Draht, in dem ein elektrischer Strom fließt, fügte Bidwell in zweckentsprechender Weise eine Selenzelle und eine elektrische Glocke ein. Wurde dann eine in der Nähe befindliche Gaslampe, die die Selenzelle beleuchtete, gelöscht, dann begann die Glocke zu läuten. Flammte die Lampe wiederum auf, dann schwieg die Glocke! Auf Grund desselben Prinzips, das in dem Vorgange zur Anwendung gelangte, konstruierte Bidwell einen automatisch wirkenden Lampenanzünder, der in seinen wesentlichsten Teilen durch die Abbildung 2 illustriert wird. Er hat nur statt der Glocke eine Glühlampe in den stromleitenden Draht eingefügt. So lange es Tag und hell ist, wirkt, entsprechend den soeben geschilderten Tatsachen, der Strom nicht; neigt sich aber der Tag zu Ende oder verdecken dunkle Wolken den Himmel, dann schließt sich der Lichtstrom, und die Glühlampe flammt auf. Man hat es hier mit der feinsten Art der Lichtregulierung zu tun, die überhaupt denkbar ist. Was seiner Zeit für Bidwell nur ein interessanter Versuch war, ist jetzt durch die Ruhmersche Selenzelle zu einer ausgezeichneten praktischen Methode geworden, die noch ihre Früchte tragen wird. Nach dieser Methode sind automatische Zündapparate gebaut worden, die sich vortrefflich für die Zündung und Löschung der Gasbojen eignen, die fern draußen im Meere im Interesse des Signalwesens oder der Seewarnung verankert liegen. Wie unsere Abbildung 3 erkennen läßt, enthält die untere große Glasglocke die Leuchtflamme, während an der Spitze der Boje sich die Zelle befindet, die die Betätigung der Vorrichtung veranlaßt. Niemand braucht diese Lampen anzuzünden, niemand braucht sie zu löschen; auf Grund des Bidwellschen Prinzips

verrichten sie ihre Arbeit, wenn der letzte Sonnenstrahl erlischt, bis das Tagesgestirn sich wiederum aus dem Meere erhebt.

Es ist zweifellos, daß das elektrische Licht unsere Ansprüche an die Beleuchtung bedeutend gesteigert hat, und daß damit auch unser Jahresbudget in bezug auf die Beleuchtung nicht unwesentlich erhöht wurde. Das machte es wiederum nötig, Meßapparate zu schaffen, durch die man leicht befähigt ist, den Lichtverbrauch in der Häuslichkeit festzustellen. Die Lichtmeßkunst, die Photometrie, stieg damit aus dem Laboratorium des Physikers in den Arbeitssaal des Technikers hinunter. Es zeigte sich, daß auch für die Lichtmeßkunst die Selenzellen vorzügliche Vorrichtungen darstellen. Einen solchen mit einer Selenzelle ausgerüsteten Lichtmeßapparat, das Selenphotometer, konstruierte bereits vor 30 Jahren Werner Siemens. Der praktische Gebrauch scheiterte aber damals an den Mängeln der Selenzelle. Durch Ruhmers Selenzelle ist auch das Selenphotometer neu, glänzend und vielversprechend erstanden. Auf die Betrachtung, auf die einst Siemens bedauernd verzichten mußte, kann jetzt die neuere Physik mit Stolz schauen!

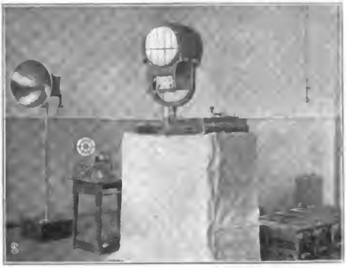


Abb. 6. Eine Doppelstation für Lichttelephonie.

Das neue Selenphotometer ist so fein und empfindlich, daß es sogar zu astronomischen Messungen Verwendung gefunden hat. Vor einiger Zeit konnte in Berlin eine partielle Sonnenfinsternis, also eine solche, bei der der Sonnenkörper nur zum Teil verfinstert wird, infolge starken Nebels nicht beobachtet werden. Das ist immer ein unliebsames Ereignis für die Astronomen. Was nun tun? Mit dem Selenphotometer war man imstande, den sehr geringen Helligkeitsunterschied während der Verfinsterung zu verfolgen, und so die Zeitdauer der partiellen Sonnenfinsternis genau festzustellen.

Die Vorrichtungen und die Methoden, die jetzt unter Verwendung der Ruhmerschen Selenzelle hervorragende Ergebnisse erzielt haben und noch auf wichtige Erfolge rechnen können, sehen fast sämtlich auf viele Jahre des Bestehens zurück. Die Hoffnungen, die man früher in ihre Verwirklichung setzte, scheiterten an den mangelhaften Selenpräparaten. Wir haben es also auf diesem Gebiete zumeist mit neuerstandenen Problemen zu tun!

Bereits vor etwa einem Vierteljahrhundert hat der Physiologe Graham Bell eine Telephonie ohne Draht, oder besser ausgedrückt eine Lichttelephonie geschaffen. Sie blieb aber ein Kuriosum, weil die Strecke zu kurz war, über die man ohne Draht die Worte auf den Strahlen des Lichtes in die Weite senden konnte. Die Bellsche Erfindung ist so geistreich und unterrichtend, daß es interessant erscheint, sich ihrer zunächst wieder zu erinnern.

Die Vorrichtung, mit der Bell die Gespräche in die Ferne schickte, der sogenannte „Sender", bestand im wesentlichen aus einem großen Sprachrohr, das aber an seinem engeren Ende durch eine nach außen versilberte Membrane verschlossen war. Auf sie warf man mittels eines Spiegels das Licht der Sonne oder das einer Bogenlampe. Dann schickte man es durch mächtige Hohlspiegel, in vielgeübter Weise, zu der anderen Station, auf der man die Gespräche erlauschen wollte.

Sprach man während der Wanderung der Lichtstrahlen in das Sprachrohr, dann wurden ihre Bewegungsformen durch die Schwingungen der versilberten Membrane in eigenartiger Weise verändert.

Es mußte im weiteren die Aufgabe gelöst werden, Verfahren zu erfinnen, um dem Lichtstrahl seinen Bericht wiederum ablauschen zu können. Bell verwendete dazu, und das ist eine vielbekannte Methode, einen großen parabolischen Hohlspiegel, den man auch als „Sammelspiegel" zu bezeichnen pflegt. In seiner Brennfläche war eine Selenzelle eingestellt, und zwar in Verbindung mit einer elektrischen Batterie und einem Telephone, ganz in derselben Weise, wie wir es oben bei dem Smithschen Experiment geschildert haben. Der Lichtstrahl, der den Spiegel traf und nach den Gesetzen der Optik sich zu größter Leuchtwirkung in der Brennfläche auf der Selenzelle vereinigte, veranlaßte, daß man im Telephon klar und deutlich die ferne Rede zu hören vermochte. In dieser Weise hat Graham Bell vor einem Vierteljahrhundert immerhin schon über zweihundert Meter gesprochen. Die Schwäche und vor allen Dingen die geringe Zuverlässigkeit seiner Selenzelle hat aber damals und fast bis auf unsere Tage die praktische Weiterentwicklung der Lichttelephonie verhindert.



Abb. 7. Großer Empfangsapparat.

Neuerdings gelang es Ernst Ruhmer in praktisch durchaus einwurfsfreier Weise, mit dem Lichtstrahl über 15 Kilometer zu sprechen. Die Lichttelephonie ist dadurch zu einer vortrefflichen Gehilfin der Telegraphie ohne Draht geworden.

Um eine Vorstellung von der neuen Ruhmerschen Methode geben zu können, müssen

wir für einige Augenblicke uns in das dürre und trockene Gebiet technisch-mechanischer Methoden hineinwagen.

Der moderne Mensch, der Einsicht in die wichtigsten neuerlangten Fähigkeiten der Göttin Technik erlangen will, muß sich solcher Bemühungen schon unterziehen.

Das Sprachrohr, das Graham Bell zur Übertragung der Worte in seinen lichttelephonischen Versuchen verwendete, ersetzt Ernst Ruhmer durch die neuerdings so vielbewunderte und besprochene pfeifende, singende und sprechende Bogenlampe. Sie kommt zu stande, wenn man in den speisenden Strom einer Bogenlampe in zweckentsprechender Weise ein Mikrophon einschaltet. Es beginnt dann, beim Hineinsprechen in das Mikrophon, dessen Mundstück unsere vierte Abbildung deutlich zeigt, der Lichtbogen der elektrischen Lampe sich in kleinen schwachen Zuckungen zu ergehen, die durch die Kunst der Naturkundigen in Töne und Laute umgesetzt werden können. Der Lichtbogen pfeift, singt oder spricht, je nachdem sich der Telephon- und Mikrophongast am Apparate betätigt hat. Das so behandelte Licht eines Flammenbogens schickt nun Ruhmer mittels großer Hohlspiegel zur fernen Station. Die Strahlen fallen hier auf eine gleiche Vorrichtung, die einst auch Bell verwendete; also auf einen Hohlspiegel (Abb. 5), in dessen Brennfläche die Selenzelle angebracht ist. Die beiden Höhrrohre dienen zum Abhören des Gespräches. Nur besteht der Unterschied, daß jetzt auf der Empfangsstation zumeist ein Riesenspiegel, wie man ihn in der Abbildung 7 bewundern kann, Aufstellung gefunden hat, und daß in seinem Brennpunkte sich die neue Ruhmersche Selenzelle befindet. Unsere Abbildung 6 gibt zur Vervollständigung noch das Bild einer Doppelstation zur Übertragung von Gesprächen, die zwei Kilometer nicht überschreiten. Ruhmer hat zuerst am Wannsee bei Berlin Versuche über eine Strecke von sieben Kilometern mit dem geschilderten Apparate ausgeführt. Dann gelang ihm auch die Sprechübertragung klar und deutlich von Berlin nach dem Falkenberge bei Grünau in der Mark über 15 Kilometer. Der große Empfangsspiegel, der einen Durchmesser von einem Meter besaß, war dort seitwärts vom Turm (siehe Abbildung 8) angebracht, um die Luftwellen besser auffangen zu können. Endlich nahmen deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Kiel mit Hilfe ihrer Scheinwerfer die lichttelephonischen Versuche im großen Stile auf. Die Verständigung war auch hier äußerst zufriedenstellend. Die Methode zeichnet sich von allen anderen Fernverständigungsarten dadurch aus, daß sie vollkommen geheim wirkt. Bekanntlich ist das z. B. von der „Telegraphie ohne Draht“ nicht zu sagen.



Abb. 8. Wasserturm auf dem Falkenberge bei Grünau mit „Empfangsspiegel“ von fast einem Meter Durchmesser, seitwärts am Turm.



Abb. 9. Professor Korns Bild nach seiner Methode übertragen.

Nach der Meinung der Fachleute dürfte die Lichttelephonie für die Marine wie für das Landheer von Bedeutung werden. Neben diesem praktisch ausgereiften Verfahren haben die lichtempfindlichen Eigenschaften des Selens höchst eigenartige Projekte veranlaßt, die bereits mehr oder minder ihrer Lösung entgegengebracht wurden, und die teilweise alle Kennzeichen „technischer Sensationen“ an sich tragen. Wir nennen z. B. die Kornsche Methode der Fernphotographie. Es ist dem Professor Arthur Korn in München gelungen, durchscheinende Bilder aller Art mit Hilfe des elektrischen Stromes, der Selenzelle, und Anwendung der Photographie mittels einfacher Telephon- oder Telegraphenleitungen über Strecken bis 1600 Kilometer übertragen und kopieren zu können. Wir wollen versuchen, das Wesentliche der genialen Kornschen Erfindung darzulegen, weil in ihr Vorstellungen zur Durchführung gelangen, die auch in anderen Gebieten, in der Physik, der Psychologie und der Technik befolgt oder wenigstens viel umworben werden und daher wohl auch des Interesses der Nichtfachleute gewiß sind.

Man kann ein nichtfarbiges Bild als zusammengesetzt aus kleinen hellen und dunkeln quadratischen Flächenstückchen betrachten. Hat doch auch die Kunst, z. B. in den Mosaiken, in solcher Weise prächtige Werke aus kleinen quadratischen Steinchen geschaffen. Sind die quadratischen Flächenstückchen sehr winzig, so wird der Gesamteindruck sogar der eines einheitlichen Bildes sein.

Ganz in diesem Sinne betrachtet man auch im Kornschen Verfahren der Fernphotographie das Bild wie ein aus kleinen, verschieden getönten Quadraten zusammengesetztes „Mosaik“ und überträgt und photographiert dann die Quadrate einzeln voneinander.

Auf der aufgebenden Station, wo sich das Originalbild befindet, veranlassen die verschieden hellen Quadrate unter Vermittlung einer Selenzelle verschieden starke Ströme, und diese wiederum erzeugen auf der empfangenden Station den Stromstärken entsprechend verschieden hell belichtete Quadrate. Sie bauen auf einem photographischen Papier in ihrer Gesamtheit die Kopie auf.

Als Korn anfangs zur Ausbildung seiner Methode nur einfache geometrische Figuren wie Kreuze, Sterne und dergleichen zur Übertragung wählte, hatten die beleuchteten Quadrate im Geber eine Länge von fünf Millimetern, und die für die Kopie die halbe Größe. So wurde ein Kreuz durch vierhundert Quadrate übergeführt. Für die Übertragung feinerer Bilder, z. B. von Porträts, die brillant gelangen (siehe Abbildung 9), wählte er ein Millimeter für die Quadratseite.

Man hat auch versucht, Fernseher mit Hilfe der Selenzelle zu konstruieren. In den einfacheren Fällen begnügte man sich, — wie z. B. der Pole Szczepanik und der Franzose Dussaud, — mit der Übertragung von Bildern, wie sie auf der Visierscheibe einer photographischen Kamera entstehen. Der durchschlagende Erfolg scheint aber wegen der zu überwindenden Schwierigkeiten ausgeblieben zu sein. Das gilt erst recht für das „Fernsehen“ im direkten gewöhnlichen Sinne. Wie beim Fernphotographieren denkt man sich das Bild in verschiedene Quadrate zerlegt und diese alle auf einmal in ähnlicher Weise, wie wir es andeuteten, übertragen oder so schnell nacheinander, daß die Eindrücke sich zu einem Gesamteindruck verschmelzen können. Statt auf das photographische Papier zu fallen, treffen sie alle die Netzhaut des Beobachters. Aber das sind alles noch fromme Wünsche, deren Verwirklichung sogar von vielen Fachleuten als unerreichbar bezeichnet wird.

„Hochgemute Erfinder“ wollen ihre Kräfte sogar an noch höhere Probleme wagen. Sie haben allen Ernstes die Möglichkeit in Erwägung gezogen, die erkrankte Netzhaut eines erblindeten Auges durch ein Selenpräparat zu ersetzen. Wenn nun die Verwirklichung solcher Ideen heute auch in weitester Ferne liegt, so erkennt man doch aus dieser Angabe, mit welcher Hochachtung unsere Naturforscher auf das Element Selen schauen; es ist wirklich ein Stoff der Wunder.

Bilder aus der Gegenwart

Marie von Ebner-Eschenbach. Das ist ein Name, den eine Welt in Ehrfurcht nennt, ein Bild, das jedem vertraut ist. Heut aber soll der Name heller klingen als sonst, und das Bild soll in festtäglichem Glanz erstrahlen, denn ein Kranz von fünfundsiebenzig Jahren windet sich heute um die liebe, die bewunderte Gestalt. Fünfundsiebenzig Jahre! Was haben sie ihr, und in ihr — uns gebracht! Wie hat sie die Zeit ausgeschöpft und aus ihrem Grunde, aus Schmerz und Lust die Perlen heraufgeholt, Perlen unvergänglicher, ewig schöner Kunst. Marie von Ebner-Eschenbach — da gibt's kein Sichbesinnen, kein Fragen und Grübeln: wer ist sie? Festgefügt ihr Leben und Wirken, und Leben und Wirken ungeteilt. Das Dichterwort „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen" — wer hat es schöner erfüllt und bestätigt als diese Frau, die gleich groß im Lachen wie im Weinen ist, die über Kraft und Lieblichkeit, über Leidenschaft und Anmut mit derselben souveränen Macht gebietet! Ob der eine ihren sonnigen Humor sucht, wie er in vielen ihrer kleinen Erzählungen, besonders in den „Freiherrn von Gemperlein" so köstlich flutet, der andere ihr lieber lauscht, wenn sie ein Menschenschicksal vor ihm entrollt, wie in dem kraftvollen Lebensbild „Bozena", in dem ergreifenden Roman „Ein Spätgeborener" oder dem wundervollen „Gemeindekind" — was liegt daran? Sie finden doch alle dasselbe: die ganze Ebner-Eschenbach, denn sie selbst steht hinter jedem Wort, aus all den bunten, wechselvollen Bildern leuchtet ihr eigenes Bild hervor. Marie von Ebner-Eschenbach ist keine von denen, die mühelos ernten. Sie hat in ernster, ehrlicher Arbeit um den Preis ringen müssen, ist suchend irr gegangen, ehe sie ihr eigenstes Ich in der Kunst gefunden. Wie hat sie sich um das Theater gemüht, der dramatischen Muse in heißer Inbrunst geopfert! Und doch hat sie mit all ihren dramatischen Werken, mit den Dramen „Maria Stuart in Schottland", „Das Waldfräulein", den Einaktern „Die Veilchen", „Doktor Ritter", „Ohne Liebe" nur Achtungserfolge errungen, hat niemals recht Fuß fassen können auf den „Brettern, die die Welt bedeuten". Das war ein großer Schmerz für sie. Aber es war ein Schmerz, der Blüten trieb, der sie auf den Weg führte, der für sie der rechte war. Unverstanden von vielen, die sie liebte, hatte sie schon die höchste Staffel der Kunst erstiegen, ihre wunderbarsten Bücher schon geschrieben, als der Zufall, eine Laune des Schicksals — oder wie man's sonst nennen will — ihr für eine untergeordnete Arbeit, die vielgelesene Briefnovelle, „Komteß Muschi", plötzlich den Ruhm, die allgemeine Beliebtheit, in den Schoß warf. Sie war klar und gereift genug, sich dadurch nicht irre machen zu lassen! Ihr eigenes Urteil war unbestechlich, ihre Selbstkritik streng. Und so blieb sie, unbekümmert um die Gunst des Publikums, bei dem, was sie für recht erkannt, zog ihre Leser zu sich empor, anstatt niederzusteigen in die Ebenen einer wohlfeilen Popularität. Wer einmal eine Ebner-Eschenbach kennen gelernt, wem ihre Bücher zu Vertrauten einsamer Stunden geworden, der hat den Geschmack an seichter Lektüre verloren — darauf durfte sie bauen. Und was sie angreift, wird zu Gold. Erkenntnisse, die sie selbst gewonnen, indem sie mit ihren klugen, gütigen Augen das Leben überschaut, prägt sie zu Worten, die sich nie vergessen. Ihre Aphorismen sind wohl das Schönste, was ihre große Kunst hervorgebracht. Fünfundsiebzig Jahre! Jedes Jahr mehr eine Gnadenfrist, für sie und alle, die sie lieben. Wer möchte der Zeit nicht gebieten, an dieser Schwelle vorüber zu gehen, mit keinem Schritt die greise Dichterin zu stören, deren Leben kostbar ist für eine Welt!



Dr. Székely, Wien, phot.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Friedrich August-Brücke in Plauen hat die rührige Handelsstadt des sächsischen Vogtlandes um eine hervorragende Sehenswürdigkeit bereichert. Der König von Sachsen, der ihr seinen Namen gab, wohnte der Einweihung am 25. August bei und übergab damit den mächtigen Bau dem Gesamtverkehr. Durch das tiefe Tal der kleinen Syra wurde Plauen in zwei Teile geschnitten, ohne daß man dem lebhaften Verkehr durch eine leichte Verbindung gerecht wurde. Nun ist sie geschaffen, und zwar in großartiger Weise. Mit kühnem Bogen von 90 Metern Spannweite ist der Viadukt die weitestgespannte Massivbrücke der Welt. Sicher macht sie unserer deutschen Ingenieurkunst alle Ehre. Man denke nur an die Arbeitskraft, die das Riesenwerk für sich in Anspruch nahm. Im April 1903 begannen die ersten Ausschachtungsarbeiten für den Bau — die Summe von einer halben Million Mark verschlang er. In einer Länge von 133 Metern von Flügelmauer zu Flügelmauer, einer Höhe von 18 Metern verbindet die Brücke die beiden ihr entgegenlaufenden neuen Straßen in einer Breite von 17 Metern und bietet bequemen Raum für Fuß-, Fahr- und zweigleisigen elektrischen Verkehr. So kann sich die neue Brücke ohne Scheu neben alle anderen



Kober; Grahl in Plauen i. V. phot.

Die Friedrich August-Brücke in Plauen i. V.

berühmten Brückenbauten stellen und ihr reiches Teil zur Weiterentwicklung von Plauen beitragen.

„General Konsul" nennt man den neuesten Wunderaffen. Keiner seiner Namensvettern und Vorgänger hat es so „herrlich weit gebracht". Das Tier ist von einer beinahe beleidigenden Menschenähnlichkeit. Den kleinen Kerl als Akrobaten zu sehen, ist wirklich verblüffend. Mit seiner affenartigen Geschwindigkeit verbindet er eine Sicherheit und Eleganz, die der Sache durchaus würdig ist. Unsere Abbildungen zeigen ihn in zwei seiner Glanznummern, man sieht sein Salto mortale und den einarmigen Handstand auf einer Flasche. Übrigens hat „General Konsul" ganz die Lebensgewohnheiten eines Menschen, er kleidet sich morgens an, verlangt zum Frühschoppen sein Bier und versucht mit ernster Miene die Tagesneuigkeiten aus der Zeitung herauszulesen.



Dannenberg & Co., Berlin, phot.

Der dressierte Affe „General Konsul".



Das größte Schwimmdock der Welt geht in den Vereinigten Staaten von Amerika seiner Vollendung entgegen, um dann nach den Philippinen gebracht zu werden, wo es im Hafen von Cavite Aufstellung finden soll. Das Ganze wird ein vollständiges Gebäude darstellen, denn mit dem Dock wird auch eine Reparaturwerkstätte und ein mächtiger Raum für Maschinen und Apparate verbunden sein, die zur Hebung und Trockenlegung der größten Schiffe erforderlich sind. Gebildet wird dieses Riesenbauwerk durch Vereinigung eines Hauptpontons in der Mitte und zweier kleinerer an den Enden. Es ist darauf berechnet, ein Gewicht von 16—20000 Tonnen zu heben, während sein Eigengewicht 10600 und seine Wasserverdrängung 35120 Tonnen beträgt. Sechs elektrisch betriebene Maschinen können die Entleerung der Pontons in vier Stunden bewirken.

Ein Diezel-Denkmal wurde am 20. August auf dem Friedhofe zu Schwebheim bei Schweinfurt enthüllt und in feierlicher Weise der Öffentlichkeit übergeben. Das Denkmal trägt das Relief des Toten, den man mit großem Rechte den „Klassiker der Jagdliteratur" genannt hat. Als solcher lebt er noch heute frisch und fröhlich unter den Jüngern Dianas, und seine „Niederjagd" wird noch eine lange Spanne Zeit überdauern. Zwischen den Jahren 1779 und 1860 liegt Karl Emil Diezels Leben — er gab es der edlen Weidmannskunst zu eigen, die uns Deutschen so sehr im Blute liegt. Für den Zauber des Waldes, die reiche Poesie des Jägerlebens stand sein Herz weit offen. Diese tiefe Liebe zu der Natur, zu Wild und Wald legte er am schönsten eben in seine „Niederjagd" hinein. Jeder Jäger kennt sie und liebt sie. Darum fand ein Aufruf, das Andenken dieses kerndeutschen Mannes auch im Steine festzuhalten, lebhaften Anklang. So entstand das Denkmal, dessen Pflege der bayerische Jagdschutzverein übernommen hat.



Denkmal für Karl Emil Diezel
zu Schwebheim bei Schweinfurt.

Deutsche Briefmarken aus den Kolonien. Sie sind noch ganz neuen Datums, die beiden Marken, deren wohlgelungene Kopien wir heute bringen. Am 1. September wurden sie zum erstenmal am Berliner Postamt ausgegeben, und zum 1. Oktober sollen sie an ihrem Bestimmungsort in Kiautschou, in China, eingeführt werden. Sie tragen dasselbe Bild, das auch die anderen deutschen Marken unserer außereuropäischen Schutzgebiete schmückt: das in voller Fahrt befindliche Schiff, ein schönes Symbol der zwischen Heimat und Kolonien bestehenden regen Verbindung. Auch die Farben sind die gleichen geblieben, nur sind bei der Umrahmung, die durch die Einführung der Dollarwährung auch für unsere Marken bedingt war, die Marken zu 25, 30 und 50 Pfennig in Wegfall gekommen, so daß nun noch zehn verschiedene Werte in entsprechenden Farben bestehen. 1 Cent braun, 2 Cents grün, 4 Cents rot, 10 Cents blau, 20 Cents karminrot mit schwarz, 40 Cents schwarz und rot auf karminrotem Papier. Die höheren Marken von einem halben Dollar sind rot, 1 Dollar blau, $1^{1}/_{2}$ Dollar violett und $2^{1}/_{2}$ Dollar karminrot mit grauem Rahmen.



Deutsche Briefmarke für Kiautschou.

Von besonderer Zartheit sind d[ie] Farben dieser neu ausgegeben[en] Kiautschoumarken. Nur die violett hergestellten Marken v[on] $1^{1}/_{2}$ Dollars Wert haben r[ote] Schrift, der größeren Deutlichk[eit] wegen. Gewiß werden d[ie] neuen Postwertzeichen viel Inte[r]esse bei allen Markensamml[ern] erregen.

Papierflaschen. Dem Papi[er] fällt in unserem modernen täglich[en] Leben eine immer wachsende B[e]deutung zu. Mit wieviel reizend[en] Gegenständen für Tisch und Ha[us] versorgt uns dies zarte Material, d[as] aber unter Umständen von einer erstaun[lichen] Dauerhaftigkeit ist. Nach und na[ch] hat sich die Papierindustrie aller Länd[er] nicht nur mit der Herstellung der verschieden[sten] Luxus- und Ziergegenstände begnügt, sonde[rn] auch versucht, dem praktischen Leben manch[en] Dienst zu erweisen. Und mit Erfolg. Wir hab[en] längst Papierservietten und Papiertaschentüch[er], Hüte und sogar Kleider aus Papier sind kaum eine Seltenheit mehr; Papierbecher für die Reise sind für billiges Geld überall zu haben, und nun verdanken wir einer wissenschaftlichen Anregung auch die Herstellung von Papierflaschen. Mehrere hervorragende amerikanische Ärzte sind auf Grund ihrer Studien zu der Ansicht gekommen, daß Milchflaschen aus Papier oder Pappe den gläsernen unbedingt vorzuziehen si[nd]. Die Untersuchungen ergaben nämlich, daß die g[e]fährlichen Bakterien sich in den Papierflaschen v[iel] weniger einfanden als in den allgemein gebräu[ch]lichen Glasflaschen. Die Flaschen aus Glas [er]wiesen sich beim Verschluß als nicht genüge[nd] dicht — im Gegensatz zu den Papierflaschen: [auf] diese Weise kamen auf eine Bakterie in [der] Papierflasche durchschnittlich vier Bakterien [in] der Glasflasche. Außerdem hielt sich die Mi[lch] in den Papierflaschen um zwei Tage länger [als] in der Glasflasche. Die natürlichen Schwier[ig]keiten, die das Papier der Aufnahme [von] Flüssigkeiten entgegensetzte, hat die Tech[nik] überwunden. Eine solche Papierflasche ben[utzt] man und wirft sie weg. Damit fällt [die] Gefahr einer schlechten Reinigung und ih[rer] bösen Folgen ein für allemal [fort]; Wegfall des Waschens und Spülens, Vermeidung des Zerbrechens erhö[hen] den Wert dieser neuen Erfindu[ng], die sich in allen Familien wohl sch[nell] das Bürgerrecht erwerben wird.



Deutsche Briefmarke für Kiautschou

Chinesische Schautänzer. [Der] Tanz ist neben der Musik die ält[este] Belustigung der Menschheit. Es g[ibt] kein Volk, das dem Tanz nicht [er]geben wäre, und so ist auch [in] China das pantomimische Bal[lett] uralt. Man führte es bei Opf[er]festen und Geisterbeschwörungen, [bei] Sonnenfinsternissen und bei sta[at]lichen Festlichkeiten auf. Außerd[em] aber stellte man in ihm allerlei B[e]gebenheiten des täglichen Lebens [und] auch geschichtliche Ereignisse d[ar]

Frühzeitig muß das Ballett auch in China zügellos und frivol geworden sein: denn schon im Jahre 1766 v. Chr. sah sich Kaiser Tsching-Siang veranlaßt, die Ballettaufführungen als gemeingefährlich zu verbieten. Sein Edikt blieb aber nicht lange in Kraft, denn spätere Kaiser wurden mit Gesuchen bestürmt, diesem „Unwesen“ Einhalt zu gebieten. Aus dem Ballett ging dann im achten Jahrhundert n. Chr. das chinesische Theater hervor, nachdem Kaiser Hieun-tiang selbst mehrere hundert Tänzer und Tänzerinnen in seinem „Birnbaumgarten“ versammelt und sie persönlich in den neuesten Melodien und Tänzen unterrichtet hatte. Doch galten die Schauspieler in China als „unehrlich“, und namentlich die Schauspielerinnen erfreuten sich keines guten Rufes; man nannte sie Nao-nao, d. h. Affenweibchen, und für den Beamten, der sich so weit vergessen sollte, eine Balletttänzerin oder Schauspielerin zu besuchen, war die Strafe von sechzig Bambushieben verhängt. Doch da geschah es, daß im achtzehnten Jahrhundert n. Chr. Kaiser Khien-lung selbst eine Nao nao unter seine Nebenfrauen aufnahm, und dieser Kaiser erließ auch das Verbot, wonach weibliche Personen als Akteure bei öffentlichen Vorführungen nicht auftreten durften. Seitdem spielen und tanzen nur Männer auf den Brettern, die auch in China die Welt bedeuten. Trotz dieser Einschränkungen erfreuen sich Schauspiel und Ballett einer großen Beliebtheit im Lande, und es gibt wandernde Truppen, die von Ort zu Ort ziehen und in provisorischen, aus leichten Bambusstäben gebauten Theatern spielen. Oft verzichten sie auf eigenen Bau. Es gibt in chinesischen Städten Versammlungshallen, geräumige, offene, in einem Hof gruppierte Buden, in denen das Volk sich zu versammeln pflegt, um über allerlei Dinge von öffentlichem Interesse zu beraten. In diese Buden ziehen von Zeit zu Zeit wandernde Truppen ein. Die einen unterhalten das Volk mit Wachtel- und Hahnenkämpfen, die anderen mit Akrobatenkünsten, andere wieder führen auf dem Hofe, oft in phantastischer oder altchinesischer Tracht, Schautänze auf. Unser Bild gibt einen solchen Tanz wieder. Es handelt sich um eine Spezialvorführung, die für Angehörige der europäischen Kolonie in einer chinesischen Hafenstadt veranstaltet wurde.



Chinesische Schautänzer.

Die siebzigjährigen Drillingsschwestern. Etwas Rührenderes gibt es kaum als das Bildchen der drei alten Schwestern — Drillingsschwestern, die des Lebens Last und Mühe siebzig Jahre lang getragen haben. Am 7. Januar 1835 wurden sie in Herschdorf bei Pößneck in Sachsen-Meiningen geboren — sie haben alle drei geheiratet, haben Kinder und Enkel und sind Witwen geworden — das Leben hat keine von den dreien bevorzugt, es hat ihnen gegeben und von ihnen genommen. Sie verleben ihren Lebensabend nicht zusammen, sondern getrennt bei ihren Enkeln und Kindern. Wohl und rüstig sind sie alle drei, und so wird unser Wunsch, daß die drei Drillingsschwestern sich noch manches Jahr gemeinsam ihres stillgewordenen Lebens freuen mögen, hoffentlich in Erfüllung gehen!



G. Schröder, Ebbach b. Ziegenrück a. S., phot.

Drillingsschwestern im Alter von 70 Jahren.

Ein ägyptischer Grabstein in England. In der englischen Grafschaft Southport in einem Garten Birkdales fand man kürzlich eine mit seltsamen Schriftzügen bedeckte und unregelmäßig geformte Steinplatte, die sich tief in die Erde eingegraben hatte. Die Ägyptologen des Britischen Museums in London stellten aus der Inschrift fest, daß der Findling ein Alter von etwa 2500 Jahren hat und ursprünglich die Deckplatte eines alten ägyptischen Grabes gewesen ist. Die Platte zeigt fünf Schriftlinien in Hieroglyphen, die besagen, daß unter der Platte einst ein Schriftgelehrter namens Horsiesi geruht hat. Wie mag der Stein nach England gekommen sein?

Ein Riesenbarsch. Die Gegend von Los Angelos in Kalifornien ist durch ihre Fruchtbarkeit berühmt. Nicht minder wird an dieser Küste auch der Reichtum an Fischen gerühmt, und so blühen dort auch die Fischerei und der Angelsport. Unweit von Los Angelos liegt im Stillen Ozean das Eiland Santa Catalina, das die Natur reichlich mit landschaftlichen Schönheiten ausgestattet hat. Seit einiger Zeit hat er sich zu einem bevorzugten und viel besuchten Kurort aufgeschwungen und gilt auch als ein Paradies der Angler. Besonders interessant gestaltet sich der Fang des Seebarsches. Wegen seiner Gefräßigkeit nimmt er leicht jeden Köder an, zappelt er aber an der Angel, so wendet er alle Kraft und Geschicklichkeit an, um zu entkommen, saust blitzschnell hin und her, so daß der Angler sehr geschickt sein muß, um des Fisches wirklich habhaft zu werden. Handelt es sich vollends um Riesenbarsche, die eine Länge bis zu zwei Metern erreichen, so bedarf es in der Tat einer großen Übung, um den Fisch vom leichten Boot aus zu bewältigen. Wie neuerdings berichtet wurde, soll in Santa Catalina ein Mr. Stocking einen solchen Seebarsch von 1[illegible] Pfund in einer Stunde und 39 Minuten geangelt haben. Von dieser Art ist der stattliche Fisch, den unser Bild zeigt.



Riesenbarsch,
gefangen auf Santa Catalina.

Blätter und Blüten

„Die Teufelsbibel“, „Gigas Librorum“, wie sie auch genannt wird, gehört zu den kostbarsten Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Stockholm, der das Buch 1649 aus der Beute des Dreißigjährigen Krieges zuerteilt wurde. Die Schweden nahmen sie mit aus Prag, wo sie seit dem 16. Jahrhundert in einem der reicheren Klöster als Pfand aufbewahrt wurde. Das Buch ist, in Riesenformat, auf Eselshautpergament geschrieben, und zwar, wie die Gelehrten versichern, in der Zeit zwischen 1190—1240. Im Kloster Podlazic in Böhmen hatte man sich damals zu dem kühnen Entschluß aufgerafft, eine ganze Bibliothek in einen Band hineinzuschreiben, und soweit die Eselshaut reichte, führte man auch die Absicht aus. Auf 300 großen Seiten enthält das Buch das alte und das neue Testament, eine Unzahl philosophischer Abhandlungen und wissenschaftlicher Untersuchungen über Tierheilkunde und andere nützliche und vergnügliche Dinge sowie die hochinteressante böhmische Chronik von Cosmus. Zuletzt eine bildliche Darstellung der Hölle, deren sieben Mauern in unentwirrbarem Chaos durcheinander geraten sind. Seine höllische Majestät in höchst eigener Person starrt von der folgenden Seite entsetzt das angerichtete Unheil an. Worauf ein nüchternes Kalendarium das Ganze beschließt. Selbstverständlich hat ein zum Tode verurteilter Mönch das ganze Buch in einer einzigen Nacht geschrieben. Was nur mit Hilfe des Teufels geschehen konnte, dessen Schattenriß dann die aufgehende Sonne schnell auf dem letzten Blatte fixierte, als sie den Fürsten der Finsternis beim Werke der Erleuchtung des menschlichen Geistes in flagranti ertappte. So verlautet's nach der Legende. Und die Legende lügt bekanntlich nie.

Mehr rechts! (Zu dem Bilde auf Seite 693.) Jahrmarktsfreuden, wie zauberhaft locken sie alt und jung zu den oft genossenen, aber stets neu begehrten Herrlichkeiten! Wer die menschliche Natur kennen lernen will, mit ihrer unvertilgbaren Lust am Glücksspiel, der muß sich eine zeitlang in der „artistischen Abteilung“ des Platzes umhertreiben, wo die Schau- und Schießbuden stehen. Unsere beiden Buben auf dem Bilde, zwei richtige, lebenslustige Normalschlingel, die sich in der ganzen Welt gleich sehen, würden die Zumutung, heimzugehen, ehe ihre Taschen vollständig ausgekehrt sind, für eine schwere Beleidigung halten, sie haben bereits das Unmögliche gesehen und genossen für das Fünfzigpfennigstück, das die liebe Mama ihren Söhnlein nach dem Mittagessen spendierte. Aber ein „Sechser“ ist noch vorhanden, wo könnte der besser „angelegt“ werden, als in dem aufgesperrten Riesenrachen des komischen Policinells, den zu treffen doch wahrlich keine Kunst ist? Fünf Würfe für fünf Pfennig, und für jeden Treffer ein mit Makronen beklebtes Papier, welch' unerhört günstigen Bedingungen! Augenblicklich fliegen die Schultaschen zu Boden, und Paul, der Geldhabende, tritt an. Aber sonderbar, drei hastige Würfe gehen daneben, und die Makronenhoffnung beginnt zu sinken. „Mehr rechts!“ rät Louis besorgt mit Kennerblick, während das zuschauende jugendliche Publikum die spannende Situation genießt und der uneigennützige Menschenfreund und Besitzer still dazu lächelt. Er weiß am besten, wie viel Würfe auf einen Treffer gehen!

Des Helden letzte Fahrt. (Zu dem Bilde auf Seite 705.) Über dem weiten Chiemseespiegel und seinen Ufergeländen liegt es auch heute noch wie ein Hauch aus ferner Vergangenheit und weht jeden an, der dort zur Abendzeit seinen Kahn in den stillen Wassern treiben läßt. So mag dem Maler unseres Bildes ein Gesicht aus germanischer Urzeit aufgegangen sein, wo schwarzer Wald die Ufer rings umsäumte, wo weder Kirche noch Kloster dort standen, sondern nur ein paar roh gezimmerte Hütten zum Schutz gegen Winterkälte, und wo die Ansiedler fortwährend ihr Leben gegen wilde Tiere und feindlichen Überfall zu verteidigen hatten. Manchmal erschienen auch friedliche Fremdlinge, Händler am Seestrand, sie brachten geschmiedete Schwerter und Lanzenspitzen an Stelle der alten Steinbeile. Für die Frauen gab es allerhand Metallschmuck: Armspangen in Schlangenform und Fibeln zum Heften des einfachen Gewandes. Aber das Luchsfell um Brust und Hüften stammte noch aus der alten Höhlenzeit, ebenso die Stierhaut über dem mächtigen Weidenschild, der zahllose Hiebe und Speerwürfe aufzufangen hatte, bis endlich ein letzter Stoß ins Herz traf, und die Glieder des Tapferen sich im Tode lösten. So mag der namenlose Held unseres Bildes gefallen sein, ein furchtloser Urbajuvare, in der Verteidigung seines Hofes und Herdes gegen feindliche Übermacht. Nun haben sie ihn in den Einbaum gebettet, die treuen Waffengenossen und die Lieblingstochter, das Schwert zur Seite, den festen Schild als Decke und fahren ihn zur Insel hinüber, wo an uralter Malstätte ein Holzstoß gerichtet steht, aus dessen Flammen die Seele der Helden hinauffliegen soll zu Odhin und den Genossen in der Burg Walhall!



From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London, Newyork.

Die Teufelsbibel im Stockholmer Museum.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

…nummer 1905

Preis 12 …



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (5. u. 6. Fortsetzung.) . . . . 713 u. 737
Andacht. Bild von G. Papperitz 713
Ein kritischer Augenblick. Bild von O. Vollrath 717
Herbstbild. Gedicht von Marg. Münsterberg 719
Passau. Von Max Haushofer. Mit Zeichnungen von R. Püttner 719
Volksmittel in der Medizin. Von Professor Dr. C. Posner 724
In Erdbebennot. Von C. Falkenhorst 726
Fleischersatz. Von H. Frommann 727
Die Baumeisters. Roman von Lulu von Strauß und Torney. (12. u. 13. Fortsetzung.) . . . . 728 u. 748
Friedensstifter. Bild von Allan Dearon 729
Manon. Bild von G. Nicolet 737
Glückliche Tage. Bild von E. Artigue 741
Umsiedlung eines Indianerstammes. Von Rudolf Hartmann. (Mit Abbildungen.) 741
Das Recht am eigenen Bilde. Von Dr. jur. Grütteken 745
Leuchtende Pilze. Von C. Falkenhorst. (Mit Abbildungen.) 747
Abschiedsgruß. Bild von W. Langley 749
Bilder aus der Gegenwart . . . . 733, 734 u. 735; 753, 754 u. 755
Blätter und Blüten . . . . 736 u. 756
Für die Küche. Allerlei Winke für jung und alt. — Für Hausfrauenfleiß. — Neu eingelaufene Bücher. — Zur Kurzweil . . . . Beilage 1—8
Farbige Kunstbeilage 21: „Herbstmorgen“. Von G. Koch.

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.



Herbstmorgen.

Gemälde von G. Koch.

Nr. 39 — Die Gartenlaube — 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(5. Fortsetzung.)

Über Nacht war Föhnwetter eingefallen. Das brauste schwül; und dieses Brausen mischte sich mit dem gesteigerten Rauschen der Bäche, die das Schneewasser der Berge davontrugen. Am Himmel jagten dichte, stahlblaue Wolken hin, das gleiche tiefe Blau hing über allen Wäldern; und nur manchmal glitt ein Strahlenblitz der irgendwo versteckten Sonne über die Schneegrate der Berge, die in der Föhnluft um die Hälfte ihrer Ferne nähergerückt erschienen. Nichts Mildes, Zärtliches war im Bilde der Landschaft; alle Linien waren hart und herb, alle Farben kalt und ernst, bei aller Schwüle in den Lüften.

Die Wipfel des Bergwaldes sangen ein dumpfes Lied. Das rauschte so tief und laut, daß die beiden Männer, die auf einem Waldweg niederstiegen zur Ache, das Reden hatten einstellen müssen, weil sie einander nicht verstanden in diesem Tosen des Sturmes — Jonathan Köppel, der Hällingmeister, und Adelwart, der das grüne Jägerkleid vertauscht hatte gegen das schwarze Leinengewand der Hällinger. Ein abgetragener, bei der Arbeit schon übel zugerichteter Anzug war's, und dem stattlichen Buben zu eng um die Brust und zu kurz an den Ärmeln. Der diesen Anzug früher getragen hatte, mußte kleiner gewesen sein als Adelwart.



Andacht.
Gemälde von G. Papperitz.

Schweigend gingen die beiden nebeneinander her, Meister Köppel mit einer Sorgenfalte auf der Stirn, und Adelwart mit heißen Augen, denen es anzusehen war, daß sie in der vergangenen Nacht keinen Schlummer gefunden hatten.

Als der Wald schon lichter wurde und dieses Rauschen an Kraft verlor, legte Adelwart dem Alten die Hand auf den Arm. „Das mußt du mir noch sagen, Meister . . . wie's gekommen ist, daß dein David so jung hat sterben müssen."

„Mein David? Der ist zu Grödig auf einen Baum gestiegen."

„Und heruntergefallen?"

Schwer atmend schüttelte der Hallingmeister den Kopf. „Der Schmied von Grödig hat ihn — heruntergeschnitten."

„Jesus!" stammelte Adelwart.

„Ich hab dir's daheim vor meinem Weib nicht sagen mögen. Aber wissen mußt du's!"

„Jesus! Wie hat denn so was geschehen können? Ein Bub, der gewachsen ist unter deines guten Weibes Herzen!"

„Das ist geschehen, wie der Tag zur Nacht wird. Ist ein Bub gewesen, gut und brav. Und wie er in die Jahr gekommen ist, da hat er sein junges Herzl an ein Mädel zu Grödig gehangen. Die ist dem Grödiger Schmied sein einziges Kind gewesen. Und gegen das Mädel hat man nichts sagen können. Eine saubere, fleißige Dirn! Jeden anderen Sonntag ist sie zu uns in Heimgart 'kommen. Und da hat mein Weib keinen Finger rühren dürfen. Hat allweil auf der Bank sitzen müssen! Und lachen! Und unser Bub ist selig gewesen. Bloß warten hätt er noch sollen, bis er Häuer wird und ein Hausrecht kriegt. Und am Palmsonntag, vor acht Jahr, da hat ihm das Hällingeramt sein Recht gegeben. Und am Ostermontag ist der Bub von Grödig heimgekommen wie ein Narr. Und über den halben Berg schier hat er's mir und der Mutter zugeschrien, man hätt sein Lenle in Salzburg eingezogen zum roten Malefiz, weil sie Buhlschaft halten tät mit dem Teufel."

Adelwart fragte mit zerdrückter Stimme: „Und da ist kein Helfen nimmer gewesen?"

„Nimmer! Sie sagen beim Gericht: was des Teufels ist, das bleibt des Teufels."

„Bei Christi Mutter im Himmel! Meister! Wie kann denn so ein Gered unter Menschen kommen? Das Mädel hat doch deinen David lieb gehabt! Was hätt denn die mit dem Teufel sollen?"

„Wird's wohl ein Weibsbild angegeben haben, aus Eifersucht. Wissen tut man freilich nichts . . . dem Kläger beim roten Malefiz ist allweil das Schweigen zugeschworen. Mein Bub ist freilich hinein auf Salzburg und hat's zugestanden beim Gericht, daß er sich heimlich mit dem Lenle gefunden hätt. Aber man hat den Buben in Salzburg nicht zum Schwur gelassen . . . ich denk halt, weil er mein Bub gewesen ist."

„Dein Bub? Meister, ich versteh nicht. Dein Bub! Das hätt doch ein Grund sein müssen für Treu und Glauben!"

„Warum das anders ist, das muß ich dir auch noch sagen. Sonst tätst nicht hausen können unter meinem Dach." Jonathan bückte sich, hob vom Weg einen dürren Ast, den der Sturm gebrochen hatte, und warf ihn über den Waldsaum. „Da könnt eins drüber stolpern in der Nacht!" Dann ging er weiter. „Nach dem weißen Sonntag hat's geheißen, daß dem Lenle sein Prozeß zum Guten stünd. Das Mädel ist dreimal fest geblieben bei der scharfen Frag und hat nur allweil einbekannt, sie tät keine Sünd nicht haben, als daß sie meinem Buben gut gewesen wär. Aber da hat ein Freimannsgesell drei Kroten vor dem Richter hergewiesen . . . die hätt das Lenle im Hexenturm zur Welt gebracht."

„Barmherziger Herrgott! Das ist doch Narretei! Das ist doch . . . ich weiß nicht, was . . ."

„Die studierten Herren glauben's, Bub! So ist das Lenle verbronnen worden. Und mein David hat nimmer leben mögen. In Grödig, vor dem Lenle seinem Fenster, ist er auf den Birnbaum gestiegen! . . . Und da sagen die Leut: von einem Birnbaum, der nicht weit von Grödig steht, müßt über Nacht einmal der Frieden und das lautere Gottesreich herunterfallen auf die armen Menschenseelen. Das glauben die Leut schon tausend Jahr! . . . Der Weg zum lauteren Gottesreich ist weiter, als bis zum Walser Feld! . . . Aber könnt auch sein, daß er näher ist! Bloß sieben Schuh hinunter! Mein David kennt das Sträßlein. Der ist, wo ewig der Frieden hauset!"

Die Ruhe, mit der diese Worte gesprochen waren, wirkte erschütternd auf Adelwart. Er sah umher, als wäre ihm jäh der Glaube an das schöne, farbige Bild der Welt zerbrochen. Doch was seine Blicke fanden, das war auch in Sturm und Kampf noch schön, unter den stahlblauen Schleiern dieses trüben Tages! Und da wehrte sich die hoffende Jugend in seiner Brust gegen das Kalte, das sein Herz zu umklammern drohte. Das wollte er sagen. Aber da sah er die Tränen, die dem Hällingmeister über den grauen Bart herunterrollten. Und Adelwart schlang ihm den Arm um die Schultern. „Jetzt versteh ich, Meister, was dir und deinem guten Weib in den Augen trauert!"

„Ja, Bub, das ist hart gewesen!"

„Ich will dich lieb haben — dich und dein Weib! Und will euch sein wie ein rechter Sohn! Das darf ich, gelt?"

„Vergelt's Gott, ja! Mein Weib hat eh schon ihr hungriges Mutterherz für dich aufgetan wie einen Brunnen."

Adelwart lächelte. „Ich hab's in Freuden gemerkt."

„Und heut in der Früh, da hat sie noch gesagt zu mir, du tätst so einen langen Namen haben. Wenn dir's recht ist, tät sie dich Adel heißen."

„Die Mutter soll mich heißen, wie's ihr paßt!"

„Nachher sag ich halt auch so, gelt?"

Sie reichten einander die Hände.

Der Waldweg führte zu einer Wiese, die ein hochgezäuntes Gehöft umschloß. Und weil der Bauer, der da hauste, dem Hällingeramt als Kärrner diente und jede Woche nach Salzburg karrte, trug ihm Meister Köppel auf, den Koffer des Buben aus dem „Goldenen Stern" zu holen. Dann stiegen die beiden durch hellen Buchenwald zur Ache hinunter. Der Hällingmeister guckte den Weg voraus und zurück, ob niemand in der Nähe wäre. Dann sagte er leis: „Jetzt sollst du das ander auch noch wissen. Wenn die Leut hören, daß du bei mir im Haus bist, wird dich manchmal einer anreden. Der wird die Hand auf seine Augen legen, wird die Hand wieder fallen lassen und hinaufschauen zum Himmel."

„So hat der Bauer getan, den ich gestern in der Nacht gefragt hab nach deinem Haus."

„Der hätt gern wissen mögen, ob du evangelisch bist. Mein Weib und ich, wir sind's."

„Ich hab's gemerkt, wie ich euch zwei in der Morgenstund hab beten hören!" sagte Adelwart. „Und das soll keine Mauer sein zwischen dir und mir. Laß mir meinen Herrgott, ich laß dir den deinigen. Sollen's die zwei miteinander ausmachen, wer der rechte ist. Wir Menschenleut wollen fest zueinander halten, jeder nach seiner Weis."

Der Hällingmeister legte die Hand auf den Arm des Buben. „Tät jeder denken wie du, so wär das Leben gut. Und Fried im Land. Aber das mag man nicht. Und Streit muß man haben. Und jeden Seelenbalg wollen sie über das gleiche Brettl ziehen. Die luthrischen Pastoren grad so wie die römischen Pfarrherren. Ist einer wie der ander! Derzeit ich ohne Prediger auskomm, freut mich mein Glauben erst. Da kann ich mir den Herrgott so gut und schön denken, wie ich mag. Und keiner macht mich irr!"

Adelwart schien nur mit halbem Ohr zu hören. Durch eine Lücke der Buchenkronen war sein Blick hinausgeglitten ins offene Tal und gerade zu den Birnbäumen hin, unter deren Laubdach sich das Haus des Wildmeisters an den Stiftsberg schmiegte. Ganz deutlich konnte er im Garten einen feinen roten Strich gewahren: das Beet der Liebherzensschlüssel. Und da tat er einen Atemzug, daß der enge schwarze Janker in allen Nähten krachte. Was war dem Buben evangelisch oder römisch in diesem Augenblick? Glück oder Elend — das war die einzige Frage seines Herzens.

Inzwischen redete der Hällingmeister mit leiser Stimme weiter: „Mein Vater selig hat mir's oft erzählt . . . vor die achtzig Jahr, da ist die evangelische Gemeind im Berchtesgadener Land an die vierzehnhundert Seelen stark gewesen. Was neu ist, hat allweil einen Haken, mit dem es die Herzen zieht. Und ein luthrischer Prediger ist dagewesen, wie man's den Evangelischen nach dem Bauernkrieg im Salzburger Land frieden zugestanden hat. Der ist allweil stolzer worden, wie mehr die evangelische Gemeind gewachsen ist. Und ewigen Streit hat's abgegeben zwischen dem Prediger und den Franziskanern, zwischen dem Prediger und dem römischen Pfarrherrn. Halbe Täg lang haben sie lateinisch gefochten und Disputates gehalten. Und derweil sind die alten Leut gestorben, und

Kinder sind zur Welt gekommen, und die Menschen sind froh oder elend worden." Der Alte lachte müd vor sich hin. „Am End haben die Stiftsherren den ewigen Haber satt gekriegt. Und man hat den Prediger zum Land hinausgeschmissen. Und hat den Janker wieder umgedreht. Über die hundert Leut, denen ihr Glauben lieber als ihr Brot gewesen ist, sind fort aus dem Land . . . tüchtige Handwerksleut, gute Knappen und fleißige Bauern. Das hat der Landschaft das beste Blut vom Herzen gezapft. Und die evangelischen Länder im Reich, so hört man, die täten stark werden von all dem guten Volk, das man bei uns und im Salzkammerland und im Steirischen und überall hinausgejagt über die Grenzpfähl. Viel hundert freilich, in denen die Heimat stärker gewesen ist als alles andere, die sind geblieben und wieder römisch worden, mancher mit Haut und Seel, die mehrsten bloß mit dem Daumen. Mein Vater ist geblieben. Der ist am Salzberg gehangen. Jeden Tag hat er einfahren müssen. Sonst hätt er nicht leben können. Und mir ist's gleich, wo ich bin und schaff. Aber ich hab das Kreuz noch nie gemacht. Lieber soll mir der Arm verdorren. Mich lassen sie auch in Ruh. Weil sie mich brauchen. Ich kenn den Salzberg wie meine Stub. Und sie täten sich schwer im Hällingeramt, wenn ich nimmer da wär. Drum drucken sie zwei Augen zu. Im Kirchbuch, sagt der Pfarrherr, steh ich als römisch drin. Meintwegen! Was hat ein Federspritzer mit meiner Seel zu schaffen? Stehen doch die anderen auch alle drin! Jeder im Land! Aber ich mein', das wird dir oft geschehen, daß dich einer anredet und die Augen zudeckt. Wenn man das Wasser druckt, steigt's allweil wieder auf. Tät man die Heimlichen zählen, so müßt man viel hundert Strich durch das römische Kirchbuch machen."

Der Wald war zu Ende, und die beiden traten auf die Straße hinaus, die von der Achenbrücke zum Hällingeramt und zum Salzberg führte. Sausend pfiff der Föhn über die Wiesen hin und wirbelte den Staub der Straße zu hohen Wolken auf. Das Haus des Wildmeisters lag da drüben wie von grauen Schleiern umhangen.

Einen schweren Holzblock auf der Schulter, ging einer mit jagendem Schritt an den beiden vorüber, der Brücke zu. Wie lachendes Träumen sprach es aus seinem heißen Gesicht, aus seinem leuchtenden Blick.

„Gottes Gruß, Meister Weyerzisk!" rief ihm der Alte nach. „Heut schaust aber hell ins Leben!"

„Gelt?" Josua drehte sich um. „Mein Trudle, weißt, die hat heut einen Tag, so gut, wie schon lang nimmer!" Jetzt erkannte er den Buben in den schwarzen Knappenkleidern und sah ihn verwundert an. Er schien was sagen zu wollen. Doch er grüßte nur — und ging mit treibenden Schritten davon, als könnte er's nicht erwarten, da hinüber zu kommen, wo das kleine Haus unter den rauschenden Ulmen stand.

Adelwart blieb schweigsam. Denn das war die Stelle, an der ihm der edle Herr von Sölln begegnet war. Hier an dieser Stelle hatte seine Freude begonnen, sein lachendes Hoffen. Über die gleiche Stelle ging der Weg, der ihn aus dem Licht hinunterführte in die Nacht. Und dennoch war für ihn eine Hoffnung auch an diesen Weg geklammert. Um bleiben zu können, hatte er nach dem Dienst gegriffen, den ihm der Hällingmeister geboten. Aber das Scheiden von der Freiheit, vom grünen, frohen Wald und vom hellen Himmel wurde ihm schwer. Mit feuchten Augen blickte er über die Straße hinaus, über das Gehänge des Salzberges hin, an dessen Fuß, dem Hällingeramte gegenüber, ein schwarzes Schachttor gähnte, in der Ferne klein wie ein Maulwurfsloch.

Der Alte schien zu erraten, was in dem Buben vorging. Denn er sagte: „Vor dem Berg mußt keine Scheu nicht haben! Allweil so in der Nacht leben, das ist freilich ein hartes Stück. Aber man gewöhnt sich drau, wie an alles im Leben. Und der Berg ist verläßlich. Es dauert nicht lang, und du hast ihn lieb. Da drunten ist allweil ein tiefes Wunder um dich her. Und jedes glitzrige Steinl hat eine Zung, die still von Gottes Allmacht redet. Und die Nacht da drunten, die macht dir den Tag um so viel lieber! So oft du ausfahrst nach der Schicht und das Taglicht glänzen siehst, das ist dir allweil, als tätst du neu geboren werden. Und jedesmal tut deine Seel den Schrei: Herr Gott im Himmel, wie schön ist all dein Werk!"

Da kam den beiden auf der Straße ein Weibsbild entgegen, den Kopf mit einer Kapuze bedeckt und trotz des schwülen Tages in einen weiten Lodenmantel gehüllt, der bis an die Füße reichte. Die Falten des Mantels rauschten im Wind. Mit vorgebeugtem Kopfe kam sie gegangen und kämpfte gegen den Sturm. Nun blieb sie stehen, wie erschrocken.

Und Jonathan Köppel faßte den Buben am Arm und zog ihn von der Straße weg in die Wiese hinaus.

„Meister?"

„Komm! Es soll unser Schuh den Staub nicht treten müssen, durch den das Weib da geht!"

Adelwart sah hinüber und erkannte die Freimannstochter. Der Wind hatte ihr die Kapuze vom Kopf gestreift und blähte den Mantel auf, daß das scharlachfarbene Röcklein und das gelbgeblumte Mieder aus den grauen Falten herausleuchteten. Ihr Gesicht war bleich geworden, die Augen funkelten vor Zorn, und mit der Hand machte sie eine jähe Bewegung, als möchte sie einen Stein von der Straße raffen, um ihn nach den beiden Männern zu schleudern. Doch ein heftiges Zittern befiel ihren Körper, und der Ausdruck eines tiefen, hilflosen Kummers sprach aus ihren verstörten Zügen. So stand sie eine Weile mit schlaffen Armen. Dann sprang sie wie eine Irrsinnige in die Wiese hinaus und faßte Adelwart mit zuckenden Händen an der Brust. Ganz von Sinnen, als hätte die Kränkung dieses Augenblicks alle verschlossene Bitterkeit ihres Lebens aufgewühlt, so schrie sie an ihm hinauf: „Was gehst du mir aus dem Weg? Bin ich ein wütiger Hund? Oder bin ich der Tod? Oder bin ich die Pest? Was tust du mir weh? Was hab ich an dir verschuldet? Was kann ich dafür, wenn mein Vater tun muß, was ihm die Herren befehlen? Unchristen, ihr! Unchristen! Zwinget die Leut nicht, daß sie rauben und morden! So brauchet ihr keinen, der sie schindet und henkt! Wenn einer hungert, so gebet ihm Brot! Da muß er nicht stehlen! Wenn einer leidet, den machet gesund! Da muß er nicht hassen! Was kann denn ich dafür? Was gehst du denn mir aus dem Weg? Hat mich der Herrgott nicht grad so erschaffen wie dich? Bin ich nicht Fleisch und Blut wie du? Hab ich nicht auch ein Herz, das dürstet und brennt? Hab ich nicht auch eine Seel wie du? Hab ich nicht grad so ein Recht auf Güt und Freuden? Was gehst du mir aus dem Weg? Was tust du mir weh in die Seel hinein? Was hab ich verschuldet an dir?"

Das sprang mit einem Sturz von Worten aus ihr heraus, wie gestaute Flut, die jäh einen Weg gefunden. Der Alte schüttelte sie immer am Arm und schrie: „Den Buben laß mir in Fried! Geh deiner Weg, du! Laß den Buben aus!" Doch er kam nicht auf gegen diese Raserei.

„Was gehst du mir aus dem Weg? Was hab ich an dir verschuldet? Was tust du mir weh!" Immer wieder kreischte sie das.

Adelwart, der zuerst erschrocken und ratlos gestanden hatte, faßte sie bei den Händen und schob sie von seiner Brust. „Ich hab dir nicht wehtun wollen", sagte er ruhig. „Ich seh, daß du leidest, und hab Erbarmen mit dir! Und will dir auch nimmer aus dem Weg gehen. Und will dich grüßen wie jeden, der mir auf der Straße vorkommt."

Die Freimannstochter war still geworden und starrte den Buben an wie ein Ding, an das man nicht glauben will. Und als die beiden davongingen, ließ sie die Arme fallen. Und wo sie stand, fiel sie nieder ins Gras, drückte das Gesicht in die Hände und brach in Schluchzen aus. Von der Straße wehte der Föhn eine Staubwolke über sie hin.

Adelwart, bevor er aus der Wiese auf den Weg hinaustrat, sah sich um. „Schau, Meister! Da drüben hockt sie . . .

und weint! Was kann am End das armselige Ding dafür, daß sie Blut ihres Vaters ist!" Aber da tauchte die Erinnerung an die Fische in ihm auf — und an das Fett, mit dem sie gefangen waren. Und ein Grauen rüttelte seine Schultern.

Der Hällingmeister blickte finster vor sich hin. „Daß sie Blut ihres Vaters sein muß, ist wohl nicht ihr ganzes Elend. Oder recht ihr ganzes! Eine Jungfer! Und hat ein Weibsgesicht. Aber ich mag nicht sagen, was ich mir denken muß . . . mich geht halt ein Schauder an, so oft mir das Weib über den Weg lauft." Ein paar Schritte ging er schweigend die Straße hin. Dann sagte er hart: „Sonst bin ich gut gegen jedermann. Aber der Zwanzigeisen ist Freimannsknecht in Salzburg gewesen, wie sie meinem David sein Glück verbronnen haben. Und wie er, sechs Jahr ist's her, bei uns im Land der Freimann worden ist, hätt er gern hinter jedem Kuchelfenster eine Hex gesehen. Freilich, die Hexensportel ist hoch. Und da hat er die Weiberleut zum Klagen angestiftet. Aber wie das erste Weibsbild gekommen ist und hat im Stift geklagt, sie hätt eine gesehen, die hätt mit dem Kütel im Wasser gerührt und ein Wetter gemacht, da hat der edel Herr von Sölln die Klägerin peitschen lassen auf dem Markt. Und derzeit ist's keinem mehr eingefallen, daß er bei uns im Land eine Hex gesehen hätt."

Ein tiefes Rollen klang im Brausen des Föhns die Straße einher — das dumpfe Lärmen der Mühle, in der die Salzsteine gebrochen wurden. „Da ist das Hällingeramt", sagte der Alte. „Wirst dich nicht verschnappen, Bub?"

Adelwart schwieg.

„Das Lügen ist dir ein hartes Stückl, gelt?"

Der Bub nickte.

„Mir selber auch. Und bloß deinetwegen tu ich's. Aber wenn du bleiben willst, so geht's nicht anders."

Sie sprachen kein Wort mehr, bis sie zur Türe des Hällingeramtes kamen.

„Jetzt tu warten, bis ich mit dem Bergschreiber geredt hab." Der Meister trat in das stattliche Haus, das noch in der Neuheit seines Baues nach Mörtel roch. Zu ebener Erde lag die Stube des Bergschreibers, ein heller Raum, in dem die Wände mit großen Karten des Salzberges und seiner Schächte behangen waren. Dieser Berg schien seine Geheimnisse zu haben. Denn auf der Karte liefen die festen Striche häufig in punktierte Linien aus, und Kreise waren eingestrichelt wie die Ufer mutmaßlicher Seen; und große Flächen waren weiß, wie auf Karten unerforschter Länder.

Beim Fenster, vor einem Pulte, stand der Bergschreiber, ein noch junger, doch schon beleibter Herr. Sein blondes Haar war mit dem Brenneisen gelockt, der blonde Knebelbart war straff gebürstet, und ein feiner Spitzenkragen lag säuberlich über das schwarze Wams gebogen. Das Gesicht war gutmütig und heiter. Er steckte die Kielfeder hinters Ohr und grüßte freundlich: „Glück auf, Meister! Ist was in Fürlauf, weil Ihr kommet vor der Schicht?"

Der Alte trat vor das Pult hin und fing ruhig zu sprechen an. Wie die Herren wüßten, wär bei seinem Haus ein Häuerrecht; und wie die Herren wüßten, wären von seinem Vater selig drei Geschwister außer Lands gezogen — warum, das wüßten ja die Herren auch. Zwei Schwestern wären mit ihren Ehmännern hinunter ins schlesische Land; aber der jüngste Bruder wäre zu Passau geblieben und einer schmucken Dirn zulieb wieder römisch worden.

„Meister, das ist falsch. Da hättet Ihr sagen sollen: Dem wahren Gott und dem rechten Glauben zulieb."

„Freilich, so hätt ich sagen müssen. Aber ein Studierter setzt halt die Wörtlein fürsichtiger als unsereins."

Und da wären nun die Zwei, die sich um des wahren Gottes Willen liebgewonnen, bald hintereinander gestorben. Und ein Bub wär da. Der hätte als Jäger gedient. Aber in seiner Einschicht hätte er sich auf den Vetter zu Berchtesgaden besonnen. Und wäre nun gestern gekommen, um Heimat und Verdienst zu suchen. „Ich hab den Buben lieb. Weil er meinem David so viel gleichschaut. Und so geb ich anmit aufs Protokoll, daß ich dem Buben meines Davids Häuerrecht vererben will. Das kann ich, und das ist mein Recht. Und ich hab den Buben gleich mitgebracht, daß er einfahren soll zur Schicht."

Das könnte nach dem Hällingerrecht sehr wohl geschehen, meinte der Bergschreiber. „Da redet kein Impedimentum dagegen."

„Aber eine Bedingung muß ich machen: daß mein Vettersbub nur vierzehn Täg als Schlepper dient und vierzehn Täg als Hundstößer, und daß ihm die Herren nach einem Monat gleich das Häuerrecht zusprechen."

Der Bergschreiber zog die blonden Brauen steil in die Höhe. „Kann nicht sein, Meister! Wär gegen alles Herkommen und würde unter den Hällingern scharfe adversarios inzitieren."

„Wird aber doch wohl geschehen müssen. Ich bin kein junger Has nimmer. Und die Herren wissen, daß ich den Salzberg kenn wie keiner. Das hat sich von Urvaters Zeiten her bei uns vererbt: wo die alten Stollen und Sunken liegen, und wo der Berg noch Jungfer ist. Mir hat's mein Vater gewiesen, und ich hätt's meinem David gesagt, wenn er leben hätt dürfen. Jetzt will ich's dem Buben vererben. Und daß er versteht, was ich weiß, dazu muß er Häuer sein. Und wie bälder das ist, so bälder haben die Herren einen künftigen Meister, der den Salzberg kennt, und auf den sich das Stift verlassen kann."

Der Bergschreiber zog die Kielfeder unter dem Lodendächlein hervor und kraute sich mit der Fahne die Nasenspitze. Es handelte sich da um eine schwerwiegende Sache. Freilich, so recht mit Überzeugung glaubten die studierten Lenker des Hällingeramtes nicht an die geheimen Weisheiten des Jonathan Köppel. Tatsache war es aber doch, daß es zumeist schief ausgegangen war, wenn man wider den Rat des Hällingmeisters ein neues Sinkwerk angelegt hatte. Also mußte man den Alten immerhin vorsichtig behandeln, um seine Wissenschaft dem Stifte nutzbar zu erhalten.

„Was Ihr da vorbringt, lieber Meister, das ist ein Kasus, über den ich für mich allein nicht dezidieren kann. Aber ich will den Herren die Sach aufs beste fürtragen. Von meiner Seit aus soll der Bub kein Impediment erfahren. Bringet also Euren Patruelen ruhig her!"

Der Bub wurde in die Stube geholt. Vor Erregung war ihm die Stimme ein bißchen heiser, als er seinen Namen zu Protokoll gab: „Adelwart Köppel!"

Seine Ähnlichkeit mit dem David war so überzeugend, daß der Bergschreiber das viele Fragen sparen konnte und über einige Dunkelheiten des Jägerpasses leicht hinüberkam. Adelwart mußte vor dem Kruzifix seinen römischen Glauben bekennen und den Knappeneid schwören. Dann wurde er als Schlepper aufgenommen.

Der Alte führte ihn hinüber in die Knappenstube, schnallte ihm das Fahrleder um die Hüften und halfte ihm das brennende Grubenlicht an den Gürtel. „Tu das Licht wahren, Bub! Das Licht ist unser Segen in der Tief."

Sie schritten über den Hof, dem mit rotem Marmor ausgemauerten Tor eines Schachtes zu. Aus dem Dunkel kam mit dumpfem Rollen ein Hund herausgefahren; der Hundsmann zwinkerte mit den Augen in die Tageshelle und tat einen tiefen Atemzug. Von der Straße klang das Schwatzen und Lachen der näherkommenden Knappen, die zur Schicht in den Salzberg einzufahren hatten.

Adelwart, mit blassem Gesicht und ernstem Blick, blieb vor dem Schachttor stehen und sah die Straße hinaus, gegen den Stiftsberg hin, an dessen Fuß der Wildmeister sein Haus hatte. Aber da draußen war nichts zu sehen. Das ganze Tal war verschleiert vom Staub, den der brausende Föhn von allen Wegen aufgewirbelt hatte.

So trüb und verschleiert, wie die Ferne da draußen, lag die Zukunft vor Adelwarts Augen. Und dennoch lächelte er.



Ein kritischer Augenblick.
Gemälde von O. Vollrath.

das Herz durchwärmt von einer unbestimmten Hoffnung. Er durfte bleiben, wo ihn sein Herz und seine Sehnsucht festhielt. Das war schon ein Gewinn! Und das Leben wird weiter helfen.

„Glück auf!" sagte Meister Köppel, als er, in der Hand das Grubenlicht, den dunkel gähnenden Schacht betrat. „Das ist unser Gruß im Berg. Und das Glück ist das mindere Wörtl dabei, das bessere Wörtl ist das Auf! So mußt du's sagen: Glück auf!"

Dem Buben, für dessen Gedanken dieser Bergmannsgruß wie eine Verheißung geklungen hatte, war das Blut mit einer brennenden Welle ins Gesicht gestiegen. „Glück auf, lieber Meister!" sagte er, die Stimme vor Erregung bebend.

Voraus der Alte mit dem Grubenlicht in der Hand und Adelwart hinter ihm, so schritten sie schweigend in die Finsternis hinein, immer entlang der hölzernen Hundsbahn. Die beiden Grubenlichter warfen nur eine matte, engumgrenzte Helle auf den feuchten Boden und gegen die ausgemauerte Schachtwölbung. Manchmal ein feines Geglitzer an den Wänden, das Fallen schwerer Tropfen, ein Gefunkel der weißen Sickergebilde, die aus den Fugen der Deckenwölbung herausgewachsen waren. Und immer das leise Rauschen und Glucksen der zum Pfannhaus führenden Sohlenleitung und der in Röhren gefaßten Schadwässer.

Wohl hundertmal drehte Adelwart das Gesicht zurück nach dem Schachttor. Immer kleiner wurde die Helle, die der Tag hereinwarf in die Finsternis, doch immer weißer wurde sie, immer strahlender; jetzt war's wie ein Blinkschein der Sonne auf einem Fenster, jetzt wie ein silberweißer Stern, jetzt wie das Glanzlicht in einem Menschenauge — und jetzt erlosch der winzige Schimmer, als hätte das freundliche Auge, das den beiden von da draußen nachschaute, sein Lid geschlossen.

Und Adelwart flüsterte vor sich hin: „Glück auf!"

Der Weg, den die beiden gingen, wollte kein Ende nehmen. Bei diesem stummen Hinschreiten durch die Finsternis erwachte in Adelwart das Denken an alles Erlebnis dieser verwichenen Nacht. Wie ihm das Herz gehämmert hatte, als er zu Madda das letzte Wort gesprochen! Das letzte? Wenn es das letzte wäre, warum dann blieb er? Und wozu hätte er in der Nacht das Haus gesucht, in dem er Hilfe zu finden hoffte? Mitten im Walde stand es, ganz klein und still im Dunkel. Nur die winzigen Fenster leuchteten. Er pocht. Und der Hällingmeister kommt heraus. Und hält den Buben lange bei den Händen. Und sagt: „Ich hab schon meinem Weib erzählt von dir! Aber ich muß dem Kätterle erst sagen, daß du da bist! Die tät ins Herz erschrecken!" Der Alte geht ins Haus, und Adelwart hört seine Stimme: „Kätterle, denk, jetzt steht da draußen der Bub, der unserem David so viel gleichschaut! Und nächten möcht er bei uns! Gelt, Kätterle, den nehmen wir auf?" Dann ein leises Gestammel: „Jesus! . . . Wo ist er denn?"

Eine kleine weiße Stube. Und neben dem Tisch ein gebeugtes Weiblein, mit groß erschrockenen, nassen Augen, die an dem Buben hängen und sich nicht sattschauen können an seinem Gesicht. In dem vereinsamten Mutterherzen erwacht ein Funke der unerloschenen Liebe und wird auch gleich zu einem warmen Feuerlein, zu schenkender Muttersorge. Das Kätterle läuft und bringt, was es zu geben hat. Und während der Meister den Buben an den Tisch nötigt, rennt das Kätterle davon und richtet die kleine Kammer, die seit acht Jahren unbewohnt gestanden hat. Ganz verweinte Augen hat das Weiblein, als es wieder in die Stube kommt. Zitternd steht das Kätterle neben dem Tisch, guckt den Buben immer an, rückt ihm alles hin, streift ihm zaghaft über's Haar, wird immer zutraulicher und redet sich gern hinein in die Täuschung, als wäre nach allem Tod, der auf ihr Leben gefallen, ein warmer Herzschlag ihres Glückes wieder lebendig worden. Und wie der Meister keinen Rat weiß, wo für Adelwart ein Dienst zu suchen wär, da findet das Kätterle gleich den Ausweg: daß man dem Buben des Davids Häuerrecht vererben könnte! „Und geht's im Graden nicht, so muß man halt die Sach ein bisserl biegen!" Der Hällingmeister schüttelt den Kopf. Aber das Kätterle sagt: „Da tät ich dem Teufel ein Ohr weglügen . . . bloß daß wir den Buben haben dürfen im Haus."

Jetzt lächelt der Hällingmeister. „Schon hundertmal hab ich's gesagt: Was eine Mutter ist, kann lügen und stehlen und morden . . . und meint noch allweil, es wär eine Guttat, für die ein Lohn ist droben im Himmel."

„Es gibt viel Lügen", meint das Kätterle, „die besser sind, als Wahrheit ist!" Und wer kann denn schwören drauf, daß der Bub da nicht Blut wäre von ihrem Blut? Warum soll das nicht sein können? Es muß doch eine Ursach haben, daß er dem David gleichschaut wie ein Bruder? Jetzt wird auch der Hällingmeister nachdenklich. „Freilich, die Lebensweg, die laufen überzwerch wie die Schächt im Berg." Seines Vaters jüngster Bruder, das weiß er, ist vor die zwanzig Jahr in Passau gestorben. Aber von des Vaters Schwestern, die mit ihren Männern davongezogen, hat er im Leben keinen Laut mehr gehört. Da kann mancherlei geschehen sein.

So reden sie die halbe Nacht um diese Frage herum. Der Meister rechnet an den Fingern die Jahre ab. Aber das will nicht stimmen. Und keine Vermutung will mit Adelwarts Geschichte klappen. Seine sterbende Mutter hat doch in einer fremden Sprache geredet.

Ob der Bub nicht am Ende gar das Kind vornehmer Leute wäre, die, gleich hundert anderen, ein Opfer der bösen Zeit geworden? Das wollten schon im Buchberger Schloß die schwatzlustigen Mägde dem Buben immer einreden. Doch er hat auf solch ein müßiges Spintisieren nie hören wollen. „Was hinter mir liegt, ist tot und begraben. Ich will mein Leben fürwärts suchen." Und diese Ähnlichkeit mit dem David? Die braucht keine andere Ursach zu haben, als daß sie da ist und an dem Buben ein Gutes wirkt. Vor Jahren hat ihm der Schloßkaplan einmal gesagt, daß in der Welt an jedem Tage hunderttausend Menschen sterben und hunderttausend und zehn geboren werden. Und wenn der liebe Herrgott an jedem Tag so viele Menschengesichter machen muß, da kann ihm das gleiche Gesicht mitunter wohl zwei und dreimal einfallen.

Und warum des Buben Vater und Mutter in der Nacht auf der Straße erschlagen wurden? Als ein fester, unerschütterlicher Glaube saß es im Herzen des Buben, daß sein Vater kein schlechtes Stück getan haben könnte. Die Zeiten sind hart, und große Herren sind leicht geärgert — und im Deutschen Reich sind die Straßen ein Totenacker worden, auf dem nur die Grabsteine und Kreuze fehlen. Kann es nicht sein, daß des Buben Vater einem hohen Herrn eins von jenen wahren Worten gesagt hat, die ein Fürstenohr nicht gerne hört? Und da hat man den Vorlauten stumm gemacht. Kann auch sein, daß des Buben Vater und Mutter um ihres Glaubens willen hatten flüchten müssen — und daß ein Ketzergericht hinter ihnen her war!

Wie der Bub diese Meinung ausspricht, sehen sich der Hällingmeister und das Kätterle plötzlich an — und bleiben stumm.

Und Adelwart streift mit dem Arm über die Stirn. Solche Fragen kommen ihm oft. Doch er mag ihnen nicht nachgehen. Wo der Hirsch in einen See gestiegen, ist die Fährte verloren, und da muß man das Suchen aufgeben. Jetzt hat der Bub einmal den Herrgott, den ihm eine barmherzige Kindheit im Buchberger Pfarrhaus ins Herz gelegt! An dem will er festhalten! Und deutsche Luft hat er geatmet, ist großgewachsen im deutschen Wald, redet mit deutscher Zunge, spürt in seinem Herzen die deutsche Not und will seiner deutschen Heimat zugehören in Weh und Freuden.

Und das Kätterle sagt beklommen: „Freilich, die Zeit ist so, daß sie alltag aus tausend Menschen was anderes macht. Was für Volk ist alles, derzeit ich leb', durchs Berchtesgadener Land gelaufen, böhmisch und spanisch, italisch, französisch und ungrisch. Deutsche Leut, die haben gefremdelt, und Fremde sind Deutsche worden. Wie's gehen kann, hat man an Wildmeisters Weib und Schwägerin gesehen."

Dem Buben fliegt es heiß über die Stirn. Und mit Herz und Ohren horcht er auf.

Da hat in der Nacht einmal zu Berchtesgaden vor dem Leuthaus ein Karren gehalten. Und ein mageres Männlein mit langem Schwarzhaar ist ausgestiegen und hat zwei Kinder bei sich gehabt, ein fünfjähriges Mädchen und ein winziges Dingelchen, das noch nicht laufen konnte. Der Vater hat ein schlechtes Deutsch geredet und hat italisch geflucht. Und weil er keinen Kreuzer Geld hatte, wollte ihn der Leutgeb nicht ins Haus lassen. Und ein Spießknecht, der dazugekommen war, führte den scheltenden Mann mit seinen Kindern in die Vagantenstube des Klosters. Aber am anderen Tag, da war es den Stiftsherren ganz recht, daß sie den Fremden hatten. Tommaso Barbiere hieß er, von irgendwo aus dem Mailändischen her, ein Musikus und Instrumentenmacher. Seit zehn Jahren war er im Sächsischen Organist in einer Kirche gewesen. Aber da hatten sie die Geigen, die Flöten und Pauken, die ganze schöne Musik aus der Kirche hinausgeworfen. Tommaso Barbiere hatte keine Stelle mehr gefunden und wollte sich in seine Heimat durchschlagen. In Berchtesgaden hielten sie den Fremden fest. Er sollte in der Stiftskirche die Orgel reparieren, deren Pfeifen und Bälge noch an den Schäden litten, die sie im Bauernkriege abbekommen hatten. Und des Wildmeisters Mutter hatte Erbarmen mit den beiden mutterlosen Kinderchen — Teresa und Maddalena hießen sie — und räumte ihnen und ihrem Vater eine Dachstube ein. Drei Jahre hatte Tommaso Barbiere zu arbeiten, bis er die verdorbene Orgel wieder zu schönem Klang brachte. Dabei hatte er so viel erspart, um den weiten Weg in seine Heimat machen zu können. Aber da tat er — am letzten Tag, nach vollendeter Arbeit — auf der Chortreppe einen Fehltritt, an dem er sterben mußte. Teresa und Maddalenchen blieben im Hause der Wildmeisterin. Zehn Jahre später nahm Peter Sterzinger die Teresa zu seinem Weib. Ein kurzes Glück! Bei einem Maitanz starb die junge, blühende Frau an einem kalten Trunk. Und Madda — —

Adelwart schrak aus seinen Gedanken auf. Ein dumpfes Dröhnen hallte von irgendwo durch den finsteren Schacht.

„Schichtwechsel!" sagte der Hällingmeister. Und gleich darauf rollten vier Hunde an den beiden vorüber, auf jedem Wagen sechs Knappen mit ihren Grubenlichtern. Sie grüßten alle: „Glück auf!" Und die beiden dankten: „Glück auf!" Eine Weile noch wanderten sie. Dann gähnte vor Adelwarts Füßen etwas wie eine schwarze Brunnentiefe.

„Da fahren wir ein!" Der Hällingmeister setzte sich rittlings auf einen schrägen Balken. „Setz dich her hinter meiner! Du den linken Arm um mich und pack das Seil mit der Rechten. Mußt aber die Hand mit dem Faustleder wahren, das am Gürtel hängt! Sonst brennt dir das Seil die Finger weg!" Der Bub gehorchte. „Glück auf!" sagte der Meister. Dann ging es mit sausender Fahrt hinunter in die Tiefe. Im ersten Augenblick fuhr dem Buben ein Gefühl der Beklemmung kalt ins Blut. Aber das war gleich überwunden. Und er hatte seine Freude an dieser jagenden Fahrt und kümmerte sich nicht um die finstere Tiefe, der sie zuging. (Fortsetzung folgt.)

Herbstbild.

Herbststurm hat den Wald gelichtet,
Jetzt hält der Zerstörer Rast,
Und der Nebel perlt verdichtet
An der Buche braunem Ast,

Die mit den entlaubten Zweigen
Ihrer Schwestern, schmerzvereint,
Auf den Schmuck, der einst ihr eigen,
Schwere Tropfen niederweint.

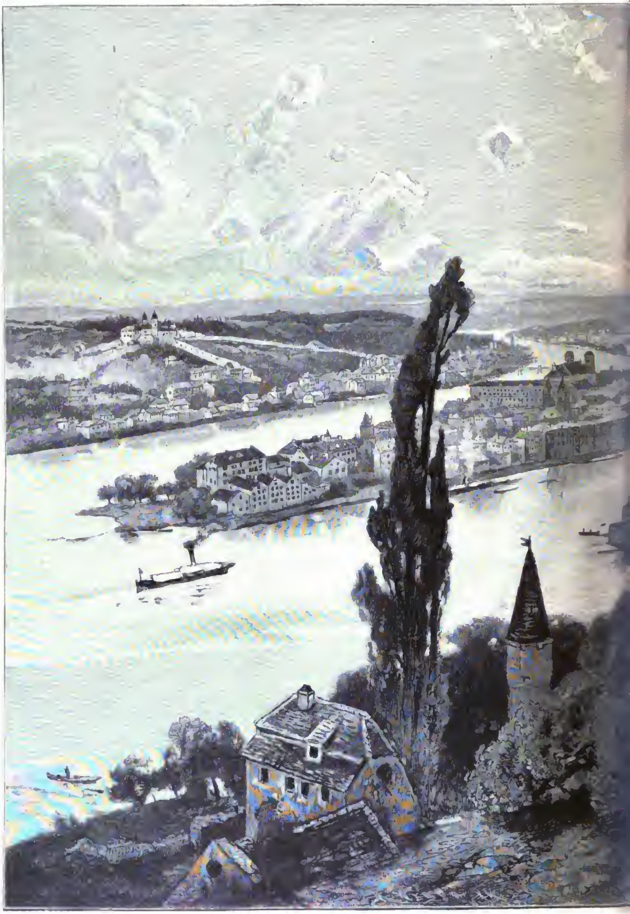
Marg. Münsterberg.

Passau.

Von Max Haushofer. Mit Zeichnungen von R. Püttner.

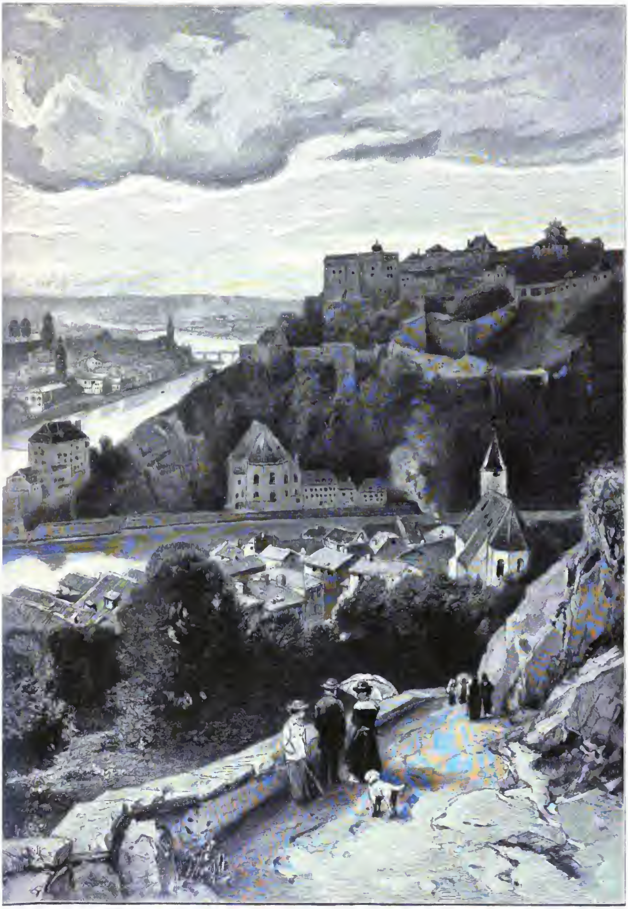
An der Ostgrenze Bayerns und des Deutschen Reiches gegen das Erzherzogtum Oberösterreich ist eine Stelle, wo drei Ströme zusammenfließen. Blaugrün strömt hier die Donau aus reichen Getreidefluren talwärts von Nordwesten her, schwarzbraun, aber klar fließt die Ilz von Norden, aus den Tälern des böhmisch-bayerischen Waldgebirgs herab; und weißgrau wälzt der Inn seine von geschmolzenem Alpenschnee genährten unruhigen Wellen der Donau zu. An dieser Stelle liegt die uralte bayerische Grenzstadt Passau. Kaum eine andere unter den deutschen Städten erfreut sich so anmutiger und abwechslungsreicher Lage. Denn sechs verschiedene Stromufer sind's, an denen die Häuser der Stadt hingebaut sind, und alle diese Ufer sind bewegt, teils in sanftem Wellengelände, teils zu steileren Hügeln ansteigend, an einzelnen Stellen in kraftvoller Felsbildung auftretend. Vom alten herkynischen Waldgebirge dehnt sich dunkler Forst hernieder; über der sonnigen baumreichen Hügellandschaft südlich der Donau aber schwimmt traumhaft die langgestreckte Alpenkette, erkennbar, wenn man eine der beherrschenden Höhen nördlich der Stadt ersteigt. So vereint das Landschaftsbild Großes und Liebliches in sich: Fluß und Berg, Wald und Kulturlandschaft in buntem Wechsel.

Wie durch ein fernes leuchtendes Gewölk, so schimmern aus den Anfängen der Geschichte auch die ersten Zeiten der Stadt Passau. Denn schon vor dem waffenstarken Eindringen germanischer Stämme in das Donauland war dort, wo Donau und Inn zusammenfließen, eine Stadt des keltischen Volksstammes der Bojer gelegen, die von den Römern Bojodurum genannt ward. In der letzten Zeit der Römerherrschaft glich das heutige Niederbayern, damals der nordöstlichste Teil der römischen Provinz Rhätien, einem großen Feldlager, von Heerstraßen durchzogen, mit Kastellen besetzt. Bei Bojodurum aber ward als äußerste Grenzstadt der Provinz ein befestigtes Lager errichtet, das den Namen Castra Batava erhielt, weil die neunte batavische Kohorte dort stationiert war. Hoch und fest mochten die Mauern der Römerburg in die Landschaft geragt haben. Bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts hielt sich die Römerherrschaft in den Provinzen südlich der Donau. Dann aber brachen mit unwiderstehlicher Gewalt von Norden her die germanischen Wandervölker in das Land, die Thüringer, Rugier, Heruler und die dem Stamme der Markomannen angehörigen Bajuvarier. Kämpfend mußten sich die römischen Besatzungen zurückziehen; ihre Burgen wurden gebrochen, die Pflanzstädte



Blick

Originalzeichn



ſau.

Püttner.

verheert. Die Bevölkerung von Castra Batava verzog sich flüchtend donauabwärts nach dem festeren Lauriacum.

Frühzeitig war das Christentum in den Donaustädten heimisch geworden. Und so hatte auch zu Passau schon um das Jahr 460 der heilige Severinus, den sein Geschichtsschreiber „den letzten Sonnenblick vor einer Zeit der äußersten Finsternis" nennt, eine Mönchszelle gegründet. Auch diese klösterliche Ansiedlung ist wohl durch die nordischen Eroberer verwüstet worden; denn über hundertfünfzig Jahre lang liegt seit jener Zeit vollständige Nacht auf der Geschichte jener Gegend. Niemals hat man mehr erfahren, ob die flüchtigen keltischen Einwohner der Innstädte jemals zurückkehrten und wohin die eisernen Schritte der Eroberer zunächst sich wandten. Nur das eine ist sicher, daß eine ungeheure Verwüstung über das Donauland hereinbrach. Entvölkert wurden die Fluren; reiche und blühende Städte wurden in Trümmerhaufen verwandelt, aus denen Waldbäume wuchsen. Unter ihnen war auch Passau. Und erst zwischen dem Jahre 600 und 624 erscheint wieder der Name Batavia oder Bazauna in den Blättern der Geschichte. Damals waren schon die Bajuvarier in jenen Gegenden ansässiges Volk geworden, und Plectrude, Pipin von Heristals Gattin, gründete in der wiedererstandenen Stadt die Basilika St. Stephan.

Im Jahre 739 ward das Bistum Passau errichtet, mit Vivilo als erstem Bischof. Reiche Gaben der karolingischen Herrscher flossen nach St. Stephan. Einer der berühmtesten Nachfolger auf dem Passauer Bischofsitze ward zweihundert Jahre später (971—991) Piligrim, an dem die Geschichte weniger seine schlaue aber ränkevolle Politik zu loben hat, als seinen literarischen Sinn. Denn er war's, der die schriftliche Aufzeichnung der Nibelungensage durch seinen Schreiber Konrad veranlaßte und sich dadurch unvergängliches Verdienst um die Dichtung des deutschen Mittelalters erwarb. Wertvolle Privilegien erhielt Passau durch die Kaiser Arnulf und Otto III; als reichsunmittelbares Bischofsland erscheint Passau und sein Gebiet schon seit 999.

Den bischöflichen Herren gelang es, das Stadtgebiet insbesondere nach Norden hin zu erweitern. Und sie scheinen streitbare Männer gewesen zu sein. Etliche von ihnen nahmen persönlich an Kreuzzügen teil; nicht selten aber hatten sie auch mit dem ausgesprochenen Drang der Passauer Stadtbürger nach politischer Selbständigkeit zu kämpfen. Wie ein roter Faden geht ein revolutionärer Zug durch die mittelalterliche Geschichte von Passau; und nur von der Zwingburg aus, die Bischof Ulrich, Graf von Andechs, auf dem Georgenberg errichtet hatte, konnte das revolutionäre Wesen einigermaßen in Banden gehalten werden. Seit Kaiser Rudolf von Habsburg macht sich ein dauernder Einfluß der habsburgischen Dynasten auf die politische Geschichte von Passau geltend, ohne den Freiheitsgelüsten der Bürger Eintrag tun zu können, die endlich in offener Feldschlacht bei Erla im Jahre 1367 zu einer Niederwerfung der trotzigen Stadtbürger führten. Habsburgische Vermittlung erleichterte das Los der Besiegten. Aber schon unter Fürstbischof Georg v. Hohenlohe, der 1389—1423 regierte, gab es wieder einen Aufstand, wobei es den Bürgern gelang, ihren Bischof zu verjagen. Dieser Vorgang wiederholte sich später nochmals. Im Jahre 1517 ward ein Sprosse des Hauses Wittelsbach, Herzog Ernst, Oberhaupt des Bistums. Da er aber nicht zum Priester geweiht war, nannte er sich bloß Administrator und erwies sich als schroffer Gegner der Reformation. Vom Jahre 1598—1626 waren drei Prinzen aus habsburgischem Hause Fürstbischöfe zu Passau. Unter deren erstem, Leopold, ward das in Österreich und Böhmen übel berüchtigte Passauer Kriegsvolk angeworben. Aus jenen wilden Tagen rührt auch die sogenannte „Passauer Kunst" her: Beschriebene Zauberzettel, die, auf der Brust getragen, den Krieger schußfest machen sollten. Auch der Nachfolger Leopolds, Leopold Wilhelm, war weniger Bischof als Feldherr. Zu seiner und des nächsten Bischofs Zeit verheerten schwere Brände die Stadt, die mittlerweile durch ihre geistlichen Oberhäupter mit schönen Bauten aller Art geschmückt worden war.



Das Rathaus und der Dom zu Passau.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zeigten mehrere der Passauer Fürstbischöfe weises Verständnis für Hebung von Handel und Gewerbe, für Straßen- und Wasserbau, Errichtung von Armen- und Krankenhäusern und Gartenanlagen. Unter Bischof Graf Joseph Franz Anton Auersperg blühten zu Passau sogar Oper und Schauspiel. Der letzte Fürstbischof von Passau war Graf Leopold Thun. Schwer lastete in seiner Zeit der Krieg über dem östlichen Bayern. Passau ward von seinem Bischof in unrühmlicher Weise verlassen, mußte nach der Schlacht von Hohenlinden eine schwere Kriegskontribution bezahlen, und das Fürstentum ward infolge des Friedens von Luneville säkularisiert und den bayerischen Landen zugeteilt. Seitdem ist Passau bayerische Provinzialstadt.



Hals mit der Ruine.

Daß Passau trotz der Anmut seiner Lage und trotz der Fruchtbarkeit seiner Umgebung noch nicht zu einer weit größeren Stadt herangewachsen ist, hat seinen Grund nicht bloß in seiner geschichtlichen Entwicklung, sondern auch in der Enge des Donau- und Inntals an jener Stelle, die keine unbeschränkte Freiheit der Ausdehnung gestattet. Die Brauchbarkeit der Donau und des Inn für die Schiffahrt steht in keinem Verhältnis zu den Wassermassen, die diese Ströme talwärts wälzen.

So kam es, daß die Versuche, beide Ströme der Dampfschiffahrt dienstbar zu machen, im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht lebhafter, sondern geringer geworden sind. Und der schöne Spiegel der Donau sieht bei weitem nicht jenes lebendige Schiffahrtstreiben, das er verdient.

Der bei weitem wichtigste und belebteste Teil der Stadt liegt auf jener spitzigen Halbinsel, die durch den Zusammenfluß von Inn und Donau gebildet wird, und deren Gelände sich von Westen nach Osten zu allmählich senkt. Auf diesem Gelände breitet sich im Westen das moderne Bahnhofsviertel aus; dann folgt mit ansehnlichen und belebten Straßen der Stadtteil „Neumarkt", von dem die Brücke über die Donau an deren nördliches Ufer führt. Weiter gegen Osten zu liegt die eigentliche Altstadt mit dem Dom und dem Rathause. Den Bauwerken der Stadt hat der künstlerische Geist vieler Jahrhunderte seinen Stempel aufgeprägt; und ihr Antlitz wäre noch weit ehrwürdiger, wenn nicht verheerende Brände die frühmittelalterlichen Züge dieses Antlitzes verwischt hätten. Unter den ältesten Bauwerken der Stadt imponiert vor allem das dritthalb Meter dicke und stellenweise zehn Meter hohe Gemäuer des alten Römerkastells, heute „Römerwehr" genannt. Aus romanischer Zeit stammt die Kreuzkirche des uralten Klosters Niedernburg. Aus der Zeit der Gothik wuchs der große und prachtvolle Passauer Dom in die Zeit der italienischen Renaissance hinüber und ward in jüngsten Jahren durch den Münchener Architekten Frhrn. v. Schmidt seiner Vollendung entgegengeführt. Mit seinen beiden Türmen, seiner Kuppel und dem hochragenden Mittelschiffe bildet dieser ehrwürdige Bau einen der bedeutendsten Züge des Stadtbildes. In reicher italienischer Renaissance zeigt sich auch die benachbarte bischöfliche Residenz, mit reichen Portalen. Ein Zeuge bürgerlicher Kraft und Kunstverständigkeit ist das schöne Rathaus mit edlen Steinmetzarbeiten und einem stattlichen und eigenartigen Turmbau, gleichfalls vom Dombaumeister v. Schmidt errichtet. Die Säle des Rathauses hat der Maler Ferdinand Wagner, ein geborener Passauer, durch bildnerischen Schmuck zu einer künstlerischen Sehenswürdigkeit gestaltet. Näher an der Südseite der Halbinsel liegt noch das vormalige Jesuitenkollegium, das jetzt noch das Lyzeum und das Gymnasium enthält, mit der zweigetürmten Jesuitenkirche.

Vom südlichen Ufer der Altstadt führt eine Brücke hinüber zu der mit einer starken Mauer und mittelalterlichen Türmen umgebenen „Innstadt". Westlich in ihr liegt die uralte Severinuskirche, in den wilden Zeiten der Völkerwanderung gegründet, aber seitdem vielfach umgestaltet. Ganz eigenartig aber ist der im Süden der Innstadt über mehr als dreihundert Granitstaffeln zur Wallfahrtskirche Mariahilf hinanführende gedeckte Hallenweg.

Nördlich der Donau dehnt sich an der Brücke die Vorstadt Anger entlang, von den felsigen Ausläufern des Böhmerwaldgebirges überragt. Wo sich das Donauufer am jähesten erhebt, hängt über der Stadt die Festung Oberhaus, einst fürstbischöfliche Zwingburg, jetzt Strafanstalt für Festungsgefangene. Festungsmauern ziehen sich auch über den Felshügel hinab nach der kleinen Feste Niederhaus, die hart zwischen den Uferfelsen, den Donauwellen und der Ilzmündung hingedrückt ist. So steil fällt der westliche Uferhang des Ilztales ab, daß hier keine Straßen sich gestalten konnten; nur die hohe gothische Salvatorkirche ist wie ein großes Schwalbennest an den Felsen hingebaut.

Erst östlich von der Ilz bietet das Gelände wieder einen bescheidenen Raum für die Ausdehnung des städtischen Lebens.



Ober- und Niederhaus.

Hier liegt die „Ilzstadt". Über ihr steigt der „Fuchsberg" an, auf dessen Höhe das Nonnengütchen einen entzückenden Ausblick bietet. Man muß die Straße, die hier vom Zusammenfluß der Donau und der Ilz emporführt, aufwärts wandern und dann den Blick nach Westen wenden, um den vollen Anblick der Stadt zu genießen. Gerade ihre Stirnseite wendet sie hier dem Beschauer entgegen: die ostwärts gekehrte Spitze der Halbinsel. Wie ein Märchengebild schwimmt sie zwischen den Strömen. Und die Phantasie des Beschauers, gleichzeitig alles zusammenfassend, was ihm die Geschichte und die Landeskunde von diesem Städtebild erzählen, belebt es noch mit Erinnerungen und Fernblicken. Sie sieht wiederum in der Donau, die sich so breit und ruhig durch das Flachland herabwälzt, die alte Völkerscheide. Da waren nördlich germanische Wildnis und germanische Waldläufer; südlich keltisches Volkstum und römische Kultur. Und aus den gewundenen Tälchen der Ilz unten raunt's wie die Lieder der Markomannen, die durch diese Schlucht heruntergezogen aus den böhmischen Wäldern, um sich über die Donauebene zu ergießen. Das glitzernde Band des Innstromes aber leitet den berauschten Gedanken aufwärts, weit und immer weiter, bis zu der blauduftigen Kette der Alpen, deren Schnee durch die Frühlingslandschaft schimmert, und durch die langen Alpentäler bis zum Malojapaß an Welschlands Grenze, wo seine Wasser entspringen. Und diese Wasser aus weitentlegenen Gebieten fließen hier zusammen, wie die Ströme der Geschichte in der Gegenwart zusammenfließen.

Mit dem Rauschen der Donau, das aus der Tiefe herauf sich vernehmbar macht, klingt eine Strophe des Nibelungenliedes empor. Die erzählt von Kriemhildens Fahrt ins Hunnenland mit den Worten:

So zogen sie in Eile hinab durch Bayerland.
Da brachte man die Märe, viel Gäste unbekannt
Kämen angeritten. Wo noch ein Kloster steht,
Und der Inn mit Brausen in die Donau niedergeht —
(Nach Simrocks Übertragung.)

So wirft eine große Vergangenheit noch ihr Goldgewebe über die große und schöne Landschaft, auf deren blinkenden Wasseradern die kleinen schwarzen Schiffe hingleiten, beladen mit dem Fleiße der Gegenwart. Und einst fuhren hier die Schiffe der Nibelungen und der Kreuzfahrer stromabwärts in des Ostens Morgenrot und Schlachtentod!

Volksmittel in der Medizin.

Von Professor Dr. C. Posner.

Wenn in der guten alten Zeit der herbeigerufene Doktor seinem Kranken den Puls gefühlt, die Zunge beschaut hatte und sich durch allerhand Fragen über dessen Befinden unterrichtet zu haben glaubte, so schloß die Szene mit möglichster Feierlichkeit unweigerlich damit ab, daß er auf einem Blättchen ganz bestimmten Formats einige Zeilen niederschrieb und als deren Ergebnis die Verordnung „zweistündlich einen Eßlöffel" oder „abends eine Pille" der gespannt aufhorchenden Umgebung nachdrücklichst empfahl. Das Rezeptblättlein wurde dann wohl respektvoll betrachtet, und die lateinkundigen Familienglieder bemühten sich, den Sinn zu enträtseln — aber vergebens! Nicht bloß die traditionelle schlechte Handschrift, an der man nach altem Spruch als einem Zeichen der Gelehrsamkeit festhielt, erwies sich hinderlich — auch die formelhaften Abkürzungen und die geheimnisvollen Maß- und Gewichtsbezeichnungen wehrten dem Laienauge jedes Verständnis; und nur dem geschulten Blick des Apothekers blieb die Entzifferung der mystischen Andeutungen vorbehalten.

Vielleicht war es nicht zum wenigsten diese Geheimniskrämerei, die mit der fortschreitenden Aufklärung einen großen Teil des Publikums mit Mißtrauen gegen das „Rezept" und seine Wunderwirkungen erfüllte. Der im Lauf der Geschichte immer wiederkehrende, leider aber selten richtig verstandene Ruf: „Zurück zur Natur!" ward auch hier zum Feldgeschrei. „Zurück zur Natur! Laßt uns an die Stelle der ‚unendlichen Rezepte', der ‚höllischen Latwergen', der Extrakte und Mixturen, Dekokte und Infuse die Mittel anwenden, die, aus Gottes Hand selbst hervorgegangen, Genesung verheißen! Lasset uns von Tieren und unverdorbenen Naturvölkern lernen, deren sicherer Instinkt Schädliches und Nützliches zu unterscheiden und richtig zu verwerten vermag!"

Sehr schön. Aber war der Gegensatz wirklich so groß? Was hatte denn eigentlich der alte Doktor auf seinem so geheimnisvoll anmutenden Blatt verschrieben, und war dies wirklich so himmelweit verschieden von dem, was uns als natürliche Arznei angepriesen wurde?

In der Form, in der Art der Darreichung gewiß. Und wer in der Apotheke selbst die zahllosen Büchsen und Schubfächer sah, aus denen der gewandte Provisor die Einzelbestandteile hervorsuchte, abwog, kochte und mischte, mochte wohl denken, daß es sich hier um ganz absonderliche Dinge handelte, an deren Erschaffung der liebe Herrgott nur wenig Anteil hatte. Wäre man imstande gewesen, ein wenig näher nachzuforschen, man hätte sich leicht überzeugen können, daß schließlich alle die Säfte und Pulver auch nichts anderes waren, als die Naturprodukte selbst, nur in eine andere, leichter genießbare oder wirksamere Form übergeführt.

Damit kommen wir der eigentlichen Frage näher; und wir können gleich an einem der schlagendsten Beispiele aufzeigen, wie sich die sogenannte Schulmedizin der natürlichen Mittel bemächtigt und sie durch chemische Einwirkungen in einfachere Substanzen verwandelt hat, die jetzt zu den wesentlichsten und unentbehrlichsten Bestandteilen unseres Arzneischatzes gehören.

Seit Jahrhunderten war bekannt, daß die Fieberkrankheiten der heißen Zonen, die wir jetzt unter den Begriff der Malaria einreihen, durch Abkochungen der Chinarinde wirksam bekämpft werden können. Das war ein echtes Volks- oder Naturheilmittel, dessen sich die Eingeborenen mit Erfolg bedienten; von ihnen erst lernten es Reisende und Missionare kennen, brachten den kostbaren Stoff nach Europa und erprobten auch hier seine Wirkung. Da zeigte sich denn, daß zur Erzielung einer wirklichen Heilung Mengen gebraucht wurden, die durch Schädigung des Magens immerhin nicht unerhebliche Übelstände im Gefolge hatten. Nun begann die Arbeit des Chemikers; es gelang, aus der rohen Droge, die man bis dahin im ganzen benutzt hatte, den wirksamen Stoff herauszufinden, und heute ist bei Fieberkrankheiten ganz allgemein dieser wirksame Bestandteil, das Chinin, allein in Gebrauch, und es würde niemandem einfallen, auch ihm gegenüber den Ruf „Zurück zur Natur" auszustoßen! Und diese Entdeckung hat dann unendlich viele weitere Folgen gezeitigt. Wo die Chinarinde nicht vorkommt, ist als Ersatzmittel, wenn auch von viel schwächerer Wirkung, vielfach die Rinde unseres gewöhnlichen Weidenbaumes (Salix) gebraucht worden — und ähnlich wie aus jener das Chinin, läßt sich aus dieser die Salizylsäure herstellen und als Mittel gegen Fieber, namentlich gegen Wundkrankheiten, anwenden. Als es nun dem Leipziger Chemiker Kolbe glückte, diese Salizylsäure künstlich darzustellen, eröffnete sich der chemischen Technik ein ungeheures, noch heute im Anbau begriffenes Arbeitsfeld. Man erkannte, welche Bedingungen die Zusammensetzung eines Stoffes erfüllen müßte, um ähnliche Wirkungen zu entfalten, und all die neuen Heilmittel, wie Antipyrin, Phenacetin, Aspirin usw., die nichts anderes als

veränderte Körper derselben Gruppe bilden, sind schließlich darauf zurückzuführen, daß es gelungen war, die wirksamen Bestandteile volkstümlich gebrauchter Drogen zu erkennen und in reinem Zustande darzustellen.

Nicht anders verhält es sich in einer großen Zahl anderer Fälle, auch wo man vorläufig von einer künstlichen Fabrikation noch entfernt und immer wieder auf die von der Natur gelieferten Urstoffe zurückzugreifen gezwungen ist. Der eingedickte Saft des unreifen Mohnsamens liefert das Opium, dessen schlafbringende und schmerzlindernde Eigenschaft eine der ältesten und segensreichsten Kenntnisse der Heilkunde bildet. Aber das Opium ist ein unreiner und vielfach zusammengesetzter Körper; aus ihm hat die Chemie eine ganze Reihe verschiedener Substanzen auszusondern gelehrt, die alle auch in ihren Wirkungen etwas verschieden sind, wie Morphium, Codein, Heroin und andere. Der Arzt macht von ihnen, je nach der im Einzelfall beabsichtigten Einwirkung auf den kranken Körper, einen ganz verschiedenen Gebrauch, bleibt aber immer dessen eingedenk, daß er im Grunde nur ein altbekanntes Volksmittel, freilich in kaum mehr erkennbarer Form, seinen Patienten verabfolgt.

Bei manchen Mitteln ist diese Entwicklung noch nicht abgeschlossen. So pflegt man heute noch vielfach mit Vorliebe die Blätter des Fingerhuts selber zum Aufguß zu verwenden und ist sich noch nicht schlüssig in der Wahl eines der auch aus ihnen gewonnenen kristallinischen Stoffe für die Praxis; aber auch hier hat einmal das Auffinden solcher Substanzen (Digitalin usw.) die Forschung instand gesetzt, neue Aufschlüsse über die Wirkung der reinen Präparate zu gewinnen und immer schärfer festzustellen, für welche besonderen Erkrankungen der Fingerhut überhaupt Anwendung verdient; dann aber ist gerade für diese Droge die Überlegenheit der strengen chemischen Untersuchung über die einfache Erfahrung in anderer Weise hervorgetreten. Es hat sich gezeigt, daß bei dieser Pflanze der Gehalt an wirksamen Stoffen außerordentlich verschieden sein kann und wesentlich schwankt, je nachdem sie in der Ebene oder auf gebirgigem Terrain vorkommt, ob sie wild wächst oder angebaut ist; demgemäß wechseln in den verschiedenen Ländern die angewandten oder erlaubten Gaben ganz außerordentlich und betragen zum Beispiel in der Schweiz das Doppelte wie in Dänemark. Darum hat hier fabrikationsmäßige Darstellung mit einem Material genau bestimmter Herkunft eingesetzt; man hat sich weiter bemüht, durch bessere Methoden als das einfache Aufgießen möglichst gleichmäßige Mengen der wirksamen Substanz aus den Blättern herauszuziehen, und der Arzt verfügt jetzt über Präparate, deren Gehalt feststeht und die ihm daher eine weit sicherere Verordnung gestatten, als dies bei der ursprünglichen, volkstümlichen Herstellung möglich war.

Bei wieder anderen Heilpflanzen hat die Chemie Stoffe kennen gelehrt, die sich in ihrer Wirkung ganz auffallend von jener der einfachen Abkochung unterscheiden. Die Eingeborenen Südamerikas wissen als anregendes, angenehm berauschendes Mittel die Blätter des Kokastrauches zu schätzen. Von der leicht anregenden Wirkung der Koka machte die Medizin schon früher hier und da Gebrauch; aber seine gewaltige Bedeutung gewann das Mittel erst, als die Chemie aus ihm den wirksamen Bestandteil, das Kokain, gewinnen lehrte, dessen merkwürdige Eigenschaft, eine vollständige örtliche Empfindungslosigkeit zu erzeugen, in der Chirurgie und Augenheilkunde, bei Untersuchung und Behandlung von Kehlkopfleiden usw. einen unermeßlichen Segen gestiftet hat; nicht nur ist ungezählten Tausenden hierdurch Schmerz und Leid erspart, man darf auch sagen, daß in vielen Fällen die sonst notwendige allgemeine Betäubung überflüssig gemacht und dadurch gewiß manches Menschenleben gerettet wurde. Und wiederum gelang es hier der chemischen Forschung, einen erheblichen Schritt weiter zu tun: das Kokain sowohl wie ein ebenso brauchbares und noch minder gefährliches Ersatzmittel, das Eukain, werden jetzt künstlich hergestellt und damit die Gaben der Natur in vollwertigem Ersatz durch Menschenhand nachgeahmt.

Wenn man ähnlich, wie es bei diesem Beispiele geschehen ist, die neuere Entwicklung der Heilmittellehre verfolgt, so wird man vielfach in gleicher Weise feststellen können, wie Pflanzen, Sträucher, Wurzeln, denen die Eingeborenen fremder Zonen bestimmte Wirkungen zuschreiben, von der Wissenschaft geprüft, auf ihre Bestandteile untersucht und dann, wenn irgend angängig, verwertet werden. Die Zahl solcher neueren Mittel ist außerordentlich groß, und so manches besonders wertvolle befand sich unter ihnen. Es verlohnt sich auch vielleicht, daran zu erinnern, daß ja schließlich auch Kaffee, Tee und Kakao in gleicher Art verarbeitet sind und daß auch sie nicht bloß Genußzwecken dienen, sondern ebenfalls bestimmte, wohlverwertbare Arzneistoffe (Koffein, Theobromin) hergegeben haben. Gewiß geht die eigentliche chemische Laboratoriumsarbeit nebenher noch ihre eigenen Wege — und z. B. die zahlreichen neueren Schlafmittel, wie Chloral, Veronal usw. sind durch solche Forschertätigkeit entdeckt und durch den Tierversuch erprobt worden — aber man darf ruhig behaupten, daß gerade von dieser Verwertung fremder Volksmittel noch vielfache Bereicherung unseres Arzneischatzes zu hoffen ist, und daß die wissenschaftliche Medizin sich keineswegs scheut, gerade von den sogenannten wilden Stämmen zu lernen und ihre oft durch merkwürdig scharfe Beobachtung gewonnenen Erfahrungen sich zunutze zu machen. Seit Deutschland ein Kolonialstaat geworden ist, hat es an dieser Forschung ein noch erhöhtes Interesse; haben wir doch auch leider mit den schrecklichen afrikanischen Pfeilgiften nur zu nahe Bekanntschaft machen müssen, und bietet die Herstellung wirksamer Gegengifte eine außerordentlich wichtige, wie es scheint, jetzt glücklicher Lösung nahe Aufgabe der deutschen Wissenschaft.

Was so für Gegenwart und Zukunft gilt, trifft auch für die überkommene Heilkunde in vollstem Umfange zu. Wie alles Recht ursprünglich Volksrecht, war alle Medizin ursprünglich Volksmedizin. Die erste Verwertung heilsamer Stoffe aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich ist nur so zu denken, daß die Hirten auf dem Felde, die Jäger im Walde versuchten, was etwa von den ihnen zu Gebote stehenden Naturprodukten gegen diese oder jene Krankheit, gegen Wunden und Fieber von Nutzen war. Priester und kluge Frauen eigneten sich die mühsam gewonnenen Schätze aus dieser Erfahrung an, bildeten sie tiefer aus, umgaben sie aber auch mit immer undurchdringlicher sich webendem Schleier geheimnisvollen Zaubers — denn bald genug erkannten sie, welche Macht ihnen aus dieser Weisheit zufloß. In ihren ersten Anfängen bekundete sich dann die wissenschaftlich vertiefte Heilkunde dadurch, daß sie diesen uralten Besitz ordnete und sichtete. Je mehr man vom Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers erkannte, um so sicherer lernte man aus der Unzahl der Mittel die passenden zu wählen; wirksamere traten an Stelle der althergebrachten, kritische Krankenbeobachtung verdrängte unklare Vorstellungen und überlieferten Aberglauben — aber der größte Teil der alten Grundlagen blieb unerschüttert, und was ursprünglich Volksmittel gewesen war, wurde langsam zur „Materia medica“, zum Rüstzeug des Arztes. Freilich, nicht zum Vorteil der Sache nahm dann auch die Medizin vielfach das Gebaren einer mit allerlei mystischem Beiwerk verbrämten besonderen Kunstfertigkeit an — erst fortschreitende Aufklärung und Bildung hat heut Arzt und Publikum zu größerer, gegenseitiger Offenheit gebracht, die über Art und Sinn der getroffenen Verordnungen keinen Zweifel mehr bestehen und an Stelle der früher beliebten imponierenden Dunkelheit Aussprache und Vertrauen treten ließ, — ja, es nun ermöglicht hat, in vielen Fällen von dem sonst unvermeidlichen Finale des Rezeptverschreibens überhaupt Abstand zu nehmen.

Doch ich höre diesen naheliegenden Einwand: die moderne „Naturheilkunde“ will ja von Arzneimitteln überhaupt nichts mehr wissen, sondern glaubt mit naturgemäßer Lebensweise, mit Luft, Licht und Wasser allein allen Krankheiten erfolgreich die Spitze bieten zu können. Es sei vorerst anerkannt, daß auch in der Wertschätzung dieser schönen Dinge nicht selten die

Volksmedizin der wissenschaftlichen Heilkunde vorausgegangen ist. Wasserkuren und Sonnenbäder sind von Laien angewandt worden, ehe sich die gelehrten Ärzte recht um deren Wirkung zu kümmern begannen. Aber auch hier dürfen wir das Bekenntnis nicht scheuen, daß die Wissenschaft längst begonnen hat, die Erfahrungen der Volksmedizin zu benutzen und auszubauen. Aller Orten hat man Einrichtungen getroffen, die Einflüsse namentlich des Wassers und des Lichts auf den gesunden und kranken Körper zu studieren und mit genauester Einzelforschung klarzulegen, wie sie wirken und wie sie am besten zu verwenden sind; kein denkender Arzt möchte ihrer heute entraten wollen. Und eben diese wissenschaftliche Prüfung hat, gerade wie bei den Arzneien, erst den rechten Gebrauch von diesen Naturkräften machen gelehrt. Ihre unterschiedslose Anwendung kann neben guten, auch recht üble Folgen haben; wer nur ein bestimmtes System unter allen Umständen anwendet, wie dies bei mancher modernen „Kur" der Fall war, versündigt sich gegen das Gesetz, daß eines sich nicht für alle schickt, daß jede Krankheit nicht nur, sondern jeder Mensch besondere Bedingungen bietet, die eben auch einer besonderen Behandlung bedürfen. Sicher gibt, unter verständiger ärztlicher Leitung, die Anwendung des kalten Wassers ein schätzbares Hilfsmittel, ebenso sicher aber gestaltet sie sich in den Händen des unkundigen Pfuschers zu einer gar nicht gering anzuschlagenden Gefahr!

Insbesondere aber wolle man doch nicht vergessen, daß diese „Naturheilmethoden" im engsten Sinne doch nur gegen gewisse Leiden wirksam sind, aber nie und nimmer einen vollwertigen Ersatz für alle Heilmittel bieten können. Ist z. B. jemand an Malaria erkrankt, so kann man ihm Rückengüsse und Halbbäder, Bestrahlungen und Schwitzkuren angedeihen lassen, soviel man will und soviel der Kranke aushält — gibt man ihm nicht eine volle Dosis Chinin, so geht er an seinem Leiden einfach zu Grunde. Ebensowenig kann man einem Herzkranken zu gewissen Zeiten ersparen, Digitalis zu nehmen, ohne daß man sein Leben aufs äußerste gefährdet. Und wer an Schlaflosigkeit leidet und die gewiß oft recht wirksamen Arten von Bädern und Wickeln alle durchprobiert hat, ohne daß er die ersehnte Ruhe fand, wird doch schließlich ebenso den Arzt als seinen Helfer preisen, der ihm mit einer Gabe Chloral oder Veronal endlich zu einer ruhigen Nacht verhilft, wie der von den grausamen Qualen einer Neuralgie Gepeinigte, wenn ihn eine Gabe Morphium wenigstens auf einige Zeit von seinen Schmerzen befreit!

Dem denkenden Arzt der Neuzeit liegen Einseitigkeit und vorgefaßte Schulmeinung fern. Sein Studiengang wie seine Erfahrung am Krankenbette haben ihn mit dem Bau des Körpers, wie dem Wesen und Ablauf der Krankheit vertraut gemacht; er kennt alle die Methoden, die gegen diese mit Aussicht auf Erfolg versucht werden dürfen, und sein höchstes Streben ist nach wie vor darauf gerichtet, mit seinem Wissen und Können Leiden zu lindern, Leben zu retten. In diesem Streben verschmäht er kein Mittel, von welcher Seite immer es ihm geboten werde, nutzt er alle uns zu Gebote stehenden Naturkräfte gewissenhaft aus. Dessen möge auch der Kranke allezeit eingedenk sein und namentlich nicht glauben, daß Schäfer und Geistliche mit ihren Kräuter- oder Wasserkuren über Kräfte verfügen, von denen der Mediziner keine Ahnung habe. Der Unterschied zwischen Schulmedizin und Volksmedizin ist heutzutage nur künstlich aufrecht erhalten — es gibt nur eine einzige echte, in dauernder Entwicklung und in stetem Fortschritte begriffene Heilkunde, als deren treue Diener sich alle fühlen, die sich dem herrlichen, leider nur zu oft dornenvollen Berufe des Arztes gewidmet haben!

In Erdbebennot.

Von C. Falkenhorst.

Zu stolzer Höhe ragen noch die wild zerklüfteten Berge Kalabriens empor: im Süden steigt im Montalto die höchste Zinne des Aspromonte zu 1958 Metern über dem Meeresspiegel an, und fast ebenso mächtig türmt sich die Botte Donato in dem waldreichen nördlichen Gebirgsstocke La Sila. Und doch sind diese stolzen Berge nur gesunkene Größen. Die Geologen wissen es; sie können von großen Wandlungen dieses Landstriches erzählen. Einst war das kalabrische Gebirge größer und höher, es ragte weiter ins Meer hinein und bildete eine Masse mit dem peloritanischen Gebirgszuge Siziliens. In grauer Vorzeit begann sich aber der Boden des Tyrrhenischen Meeres zu senken, die Berge wankten in ihren Grundfesten, Bresche auf Bresche wurde in sie geschlagen, und durch den weiten Riß bei Messina bildete sich das Meer eine neue Straße. Zugleich öffneten Vulkane ihre Feuerschlünde, der Ätna erhob sein grollendes Haupt, und im Feuerschein des Stromboli und Volcano leuchteten die Liparischen Inseln. In voller Tätigkeit waren noch die unterirdischen Gewalten, als das Kulturvolk der Griechen die Gestade Siziliens und Kalabriens aufsuchte und in schimmerndes Sagengewand die Geschichte der Unruhen der Erde kleidete.

Jahrtausende vergingen, und ungeschwächt wirken noch immer die unterirdischen Mächte. Noch sind die Störungen der Tyrrhenischen Senkung nicht ausgeglichen, noch zuckt bei neuen unterirdischen Einstürzen die Erde in gewaltigem Beben, noch immer sind die Feuerberge tätig und entsenden von den Liparischen Inseln gewaltige Stöße gegen das Kalabrische Gebirge. Nun stehen wir unter dem ersten entsetzlichen Eindruck des jüngsten Erdbebens, das blühende Ortschaften in Trümmer legte und über 2000 Menschen den Tod brachte, und niemand vermag zu sagen, ob die schreckliche Katastrophe damit ihr Ende erreicht hat. — Kalabrien wird oft von Erdbeben heimgesucht, das furchtbarste ereignete sich im Jahre 1783, von ihm wurden gegen 300 Ortschaften vernichtet und damals schätzte man die Zahl der Toten auf 20000 bis 30000! In jenem Jahre erfolgte der erste Stoß am 5. Februar, wochenlang verspürte man danach noch leisere Erschütterungen, bis am 28. März ein zwei Minuten dauernder Stoß die Verwüstung vollendete.

Blättern wir weiter in der düsteren Erdbebenchronik, so treten uns grausenerregende Verlustziffern entgegen. Da lag am 1. November 1755 in wenigen Augenblicken die blühende Großstadt Lissabon in Trümmern, und das durch Beben aufgeregte Meer machte durch eine gewaltige Flut das Maß des Unglücks voll. 60000 Menschen büßten damals ihr Leben ein. Noch höher, auf 70000 Tote, beläuft sich der Verlust an Menschenleben in dem großen Erdbeben, das im August 1868 die Westküste Südamerikas erschütterte. Im April 1880 wurde die Insel Chios von einem Erdbeben betroffen, das von 17000 Häusern 14000 in Trümmer legte und 3541 Menschen tötete. In der Nacht vom 28. Juli 1883 stürzten auf der Insel Ischia von 6616 Häusern 2278 ein, 3616 wurden beschädigt, und 2313 Tote und 762 Verwundete wurden unter den Trümmern hervorgezogen. Das große mitteljapanische Beben vom 20. Oktober 1891 zerstörte 270000 Häuser und Hütten, und trotz der leichten Bauart der japanischen Wohnstätten wurden 7279 Menschen getötet und 17393 verwundet.

Kein Wunder, daß diese furchtbaren Katastrophen den Menschen, der ihnen glücklich entgeht, auf das tiefste seelisch erschüttern. Über diese Folgen des Erdbebens von Chios berichtete ein Arzt: „Die heftigen Gemütsbewegungen haben viele nervöse Erkrankungen hervorgerufen. Der größte Teil

des jungen weiblichen Geschlechtes erkrankte nach dem Beginn der Erdbeben und zwar teils an Epilepsie, teils an spasmatischen Anfällen. Nach der ersten schrecklichen Katastrophe verließ die Mehrzahl der Bewohner die Stadt Chios, es blieb aber immer noch eine ziemliche Anzahl zurück. Wenn ein Menschenkenner jetzt diese elenden, mehr bläulich als rötlich gefärbten Antlitze erblickt, so muß ihn wundernehmen, daß Furcht und Schrecken solche Verwandlung bewirken können."

Und doch zeugen gerade die Erdbebenkatastrophen von der wunderbaren Elastizität des menschlichen Geistes, von der unverwüstlichen Kraft, die ihm innewohnt. Wenn ein Land durch Erdbeben auch noch so verrufen ist, der Mensch räumt es nicht, er kehrt zu der Scholle zurück, die seine Väter bebaut haben. In erdbebenreichen Gebieten gewöhnt er sich schließlich an das Unvermeidliche und folgt selbst in den Augenblicken schlimmster Katastrophen seinen guten und bösen Trieben. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die unschönen Vorgänge, die sich bei der Zerstörung der südamerikanischen Stadt Concepcion im Jahre 1835 ereigneten. Darwin berichtet darüber: „Die, die irgend welche Besitztümer gerettet hatten, waren genötigt, beständig Wache zu halten, denn überall schlichen Diebe herum, bei jedem kleinen Erzittern des Bodens schlugen sie mit der einen Hand an ihre Brust und schrien „Misericordia" und stahlen mit der anderen von den Ruinen weg, was sie nur bekommen konnten." Ähnliches erzählte Humboldt von der Stadt Guanaruato in Mexiko.

Verschiedene Forscher sind der Ansicht, daß häufige Erdbeben einen ungünstigen Einfluß auf den Volkscharakter ausüben, was aber durchaus nicht erwiesen ist, denn die Kultur weicht nicht immer vor Erdbeben zurück. Griechenland ist heute das erdbebenreichste Land der Welt und war es gewiß auch in alter Zeit. Und dennoch erblühte auf dem schwankenden Boden von Hellas eine der schönsten Kulturen, die die Menschheit je gezeitigt; und Erdbeben haben ihren Niedergang durchaus nicht bewirkt. Im fernen Osten Asiens ist Japan ein von Erdbeben ungemein häufig heimgesuchtes Inselreich. Wer wollte aber behaupten, daß dadurch der Volkscharakter der Japaner erniedrigt worden wäre? Auch auf diesem unruhigen Boden konnte die Kultur sich entwickeln und Erfolge aufweisen, die die Welt in Erstaunen setzten. Die Menschheit versteht sich bis zu einem hohen Grade sogar den Erdbeben anzupassen. In Ländern, wo Erdbeben häufig sind, bemerkt Ratzel, hat man Erfahrungen über ihre Haus und Leben gefährdenden Wirkungen gesammelt und daraus Lehren zu ziehen versucht. Man weiß, daß auf felsigem Baugrunde die Häuser sicherer stehen als auf lockerem, auf Flächen sicherer als an Abhängen, daß sie leichter zertrümmert werden, wenn sie einfach auf den Boden, statt auf tiefe, feste Grundmauern gebaut sind. Großen Gefahren sind Bauten auf hohen Flußufern und in tiefen Lagen an Küsten ausgesetzt. Die Art der Beschädigung der Gebäude lehrt, daß die oberen Stockwerke und das Dach so leicht wie möglich und die Verbindungen zwischen Haus und Dach widerstandsfähig gegen den Stoß sein sollten. Reihen von Türen und Fenstern übereinander begünstigen, wie die Lochreihen der Briefmarken, den Riß in einer Richtung. Der Anblick der Städte in Süditalien, der Westküste Südamerikas, auf den Philippinen, in Japan zeigt, wie man vereinzelte hohe Steinbauten, schlanke Türme, hohe Schornsteine, schwere Dächer vermeidet. Man kommt auf fest fundierte Baracken, wie in Italien, oder auf locker gefügte Holzbauten, wie in Japan, zurück.

Was schließlich die Erdbeben schrecklich gestaltet, ist ihr plötzliches Eintreten. Sie treffen den Menschen unvermutet und lassen ihm keine Zeit, Vorbereitung zur Rettung zu veranstalten. Hätte man sichere Anzeichen eines bevorstehenden Bebens, so würde die Zahl der Opfer an Menschenleben ungemein verringert werden können; denn die meisten werden bei diesen Katastrophen durch die Trümmer der einstürzenden Häuser getötet, im freien Felde sind die Beben nur ausnahmsweise mit Lebensgefahren verbunden. An der Küste muß natürlich die Gefahr der Erdbebenflut stets berücksichtigt werden.

Schon in ältester Zeit glaubte man, daß es solche Vorzeichen der Erdbeben gebe. Viele Tiere sollten mit der Gabe bedacht sein, Erdbeben voraus zu spüren. Möglich ist es immerhin, daß Tiere oft die leisen Erschütterungen vor dem Hauptstoß eher als der Mensch wahrnehmen und sich dann unruhig zeigen. Es steht aber auch fest, daß sie in erdbebenreichen Ländern gegen leise Erschütterungen ebenso gleichgültig werden wie der Mensch selbst.

Viel wichtiger ist die Frage, ob es der Wissenschaft möglich sein würde, Erdbeben vorauszusagen. Bis heute ist die Wissenschaft leider noch nicht so weit fortgeschritten, aber die moderne Erdbebenforschung ist noch jung, und die Hoffnung braucht man nicht aufzugeben, daß die Erdbebenwarten dereinst auch Warnungen werden erlassen können.

Fleischersatz.

Von H. Frommann.

Durch seinen hohen Eiweißgehalt ist das Fleisch für die menschliche Ernährung besonders wertvoll. Sieht man sich nun zu Zeiten der Fleischteuerung genötigt, die Fleischportionen zu verkleinern, so muß man darauf achten, daß in den anderen Nahrungsmitteln genügende Mengen Eiweiß geboten werden. Darin wird aber bei der Zusammenstellung des Küchenzettels vielfach gefehlt. Einige Winke für die Hausfrau dürften darum am Platze sein.

Mageres Fleisch unserer Schlachttiere enthält etwa 20 v. H. Eiweiß, beim fetten sinkt der Gehalt auf 17 bis 14 v. H. Vergleichen wir damit andere Nahrungsmittel! Da sind zunächst die Molkereiprodukte zu erwähnen. Im Quark erhalten wir 23 v. H. und in verschiedenen billigen Käsesorten 25 bis 35 v. H. Eiweiß, das aus der Milch stammt und ebensogut wie das Eiweiß des Fleisches verdaut und ausgenutzt wird. Das sind vorzügliche Ersatzmittel für das Fleisch.

Unter den Produkten der Geflügelzucht kommen die Eier in Betracht, man kann wohl sagen, daß etwa 15 Eier im Durchschnittsgewicht von je 50 Gramm ein Pfund fettes Fleisch ersetzen. In der Regel kaufen wir aber in ihnen das Eiweiß nicht billiger als im Fleisch.

Das Fleisch der Fische ist fast ebenso nahrhaft wie das unserer Schlachttiere. Unsere Süßwasserfische sind aber in besseren Arten für unseren Zweck zu teuer. Wohl aber eignen sich die billigeren Seefische, namentlich der Schellfisch mit 17 v. H. Eiweiß, und ebenso der Hering sehr gut als Ersatz für das teuere Fleisch. In allen diesen Nahrungsmitteln wird uns tierisches Eiweiß geboten. Früher glaubte man, daß es zur Erhaltung des Menschen unentbehrlich sei, die neueren Forschungen haben aber erwiesen, daß man es ganz zweckmäßig durch das wesentlich billigere pflanzliche Eiweiß ersetzen kann. Leider aber lehrt die Erfahrung, daß eine derartige Kost im allgemeinen nicht ausreicht. Die pflanzlichen Nahrungsmittel sind weniger leicht verdaulich, und ein nicht unbeträchtlicher Teil des Eiweißes, das sie enthalten, kann vom menschlichen Körper nicht ausgenutzt werden; wir müssen dann so große Mengen Nahrung zu uns nehmen, daß der Darm die Arbeit nicht gut bewältigen kann. Zu beachten ist ferner, daß die einen pflanzlichen Nahrungsmittel mehr, die anderen dagegen weniger Eiweiß enthalten. Zu Zeiten also, wo die Not den Menschen zwingt, die Fleischzugaben einzuschränken, muß man die Kost so zusammensetzen, daß man Speisen bevorzugt, die aus eiweißreicheren pflanzlichen Nahrungsmitteln bereitet sind.

Obenan stehen in letzterer Hinsicht die Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen und Linsen, die sogar noch etwas mehr Eiweiß als mageres Fleisch enthalten. Leider aber sind sie so schwer verdaulich, daß wohl die Hälfte ihres Eiweißes vom Körper nicht ausgenutzt wird.

Die Zerealien oder Getreidearten sind ärmer an Eiweiß. Roggen- und Weizenmehl bieten nur 10 bis 12 v. H. Eiweiß. Bei der Zu-

bereitung muß ihnen aber Wasser zugesetzt werden, dadurch vermindert sich der Eiweißgehalt; so beträgt er bei verschiedenen Brotarten z. B. nur 6 bis 8 v. H. Ähnlich verhalten sich Hafer und Hirse, während Reis etwa 8 v. H. Eiweiß enthält. In dieser Hinsicht sind die Zerealien weit der Kartoffel überlegen, deren Eiweißgehalt zwischen 2 bis 3 v. H. schwankt. Sehr wenig Eiweiß bieten auch die anderen Gemüse und Obst.

Aus diesen Tatsachen ergeben sich wertvolle Winke dafür, wie man bei verringerter Fleischzufuhr die Kost gestalten soll. In den weitesten Kreisen unseres Volkes bildet die Kartoffel ein sehr wichtiges Sättigungsmittel. Ißt man weniger Fleisch und dafür mehr Kartoffeln, so muß zweifellos eine Unterernährung in bezug auf den Eiweißbedarf eintreten. Es empfiehlt sich darum in unserem Falle, die Kartoffelgerichte einzuschränken und dafür mehr Mehlspeisen zu bieten. Nudeln, Spätzle, Maultaschen, Hirse- und Reisspeisen sollten in Abwechslung mit Bohnen-, Erbsen- oder Linsengerichten bevorzugt werden. Bei einer solchen Kost kann der Mensch auch bei geringerer Fleischzugabe gesund und leistungsfähig bleiben. Der berühmte Physiologe Prof. J. Ranke berichtete, daß die herkulischen Bauern des Bayerischen Gebirges wie die Bewohner der angrenzenden Gebirge und Hochebenen nur an den vier höchsten Festtagen im Jahre Fleisch genießen. Sie nähren sich sonst von Mehlspeisen, die durch ihren ungemeinen Fettreichtum auffallen. Diese sogenannte „Schmalzkost“ ziehen sie der Fleischkost als besonders kräftigend vor.

Es ist fraglich, ob eine solche immerhin massige Kost einem Teil der städtischen Bevölkerung bekommen würde. Man muß da auf Mittel sinnen, die pflanzlichen Nahrungsmittel eiweißreicher zu gestalten. Die Not macht erfinderisch. Nach einem Bericht des Hygienikers Professor Hofmann wurde in den armen Weberbezirken des sächsischen Vogtlandes die Kartoffel als Nährmittel dadurch verbessert, daß durch Reiben und Abschlemmen der Überschuß der Stärke entfernt und aus dem eiweißreichen Rückstande ein Gericht bereitet wurde, das einen viel höheren Nährwert erhielt, als der Kartoffel eigen ist.

In ähnlicher Weise kommt uns die Nahrungsmittelindustrie zu Hilfe. Sie stellt aus Getreidearten Präparate her, die sich durch sehr hohen Eiweißgehalt auszeichnen. Es sind dies die Klebermehle, und beispielsweise sei hier nur das Aleuronat näher erwähnt. Es kommt in den Handel als ein feines gelbliches Pulver, das nahezu geschmacklos ist und mehr als 90 Prozent verdauliches Eiweiß enthält. Man bereitet aus ihm Gebäck für Zuckerkranke; es eignet sich aber auch sehr gut als Ersatzmittel für das Fleisch, denn das Eiweiß ist in ihm bedeutend billiger als im Rindfleisch. Schon unter normalen Marktverhältnissen kann also ein entsprechender Zusatz von Aleuronat zur pflanzlichen Nahrung eine Ersparnis bedeuten.

Es unterliegt für den objektiven Beobachter keinem Zweifel, daß wir in dieser Hinsicht am Ausgangspunkt wichtiger Reformen in der Ernährung des Menschen stehen. Urgeschichte und Geschichte lehren, daß die Menschheit sich verschiedenen Arten der Ernährung anzupassen vermag. Wir sind noch lange nicht an der Grenze dieser Fortschritte angelangt, und mit der Zeit werden Eiweißpräparate, die aus pflanzlichen Nahrungsmitteln gewonnen werden, eine erhöhte Bedeutung erlangen. Dann wird auch bei wiederkehrender Fleischteuerung die Eiweißnot nicht so empfindlich weiteste Kreise des Volkes treffen, und dann wird auch in normalen Jahren die Ernährung der minder Bemittelten sich besser gestalten.

Die Baumeisters.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Friede fuhr in schweren Gedanken ihren Weg nach Hause. Was sie von Erhard gehört hatte, machte ihr ernstlich Sorge. Es war ihr, als ob sie da machtlos einer Gefahr gegenüberstünde, die sich doch nicht klar erfassen und sehen ließ.

Sie versuchte, sich zu beruhigen. Erhard hatte sie doch damals mit ihrer Ängstlichkeit ausgelacht, als sie ihm Dammanns Warnung sagte. Man lebte eben draußen in der Welt anders, als sie sich in ihrem Pfarrhaus das vorstellen konnte! Es war töricht, sich gleich Gedanken zu machen; und es war auch sonst gar nicht ihre Art. Vielleicht kam es nur durch den Druck dieses traurigen Winters, daß sie nicht die Elastizität von früher im Abschütteln überflüssiger Sorgen hatte.

Es lag an einem selbst, wenn man nur die dunkle Seite der Dinge sah. Es war unrecht, solange es noch eine helle gab; und die war da, immer und überall. Das war den Hersenschen Kindern in Fleisch und Blut übergegangen.

Aber es half nichts, daß sie sich zur Ruhe sprach, die heimliche Sorge blieb doch, und um so drückender, als sie mit niemandem darüber sprach.

Sie wartete anfangs, daß Erhard kommen sollte, seine Hauswirtin mußte ihm doch die dringende Bestellung gemacht haben. Sie wußte selbst nicht recht, was sie ihm dann eigentlich sagen wollte. Es war auch gewiß gar keine besondere Aussprache nötig; wenn sie nur sein Gesicht sah, seine jungenhaft ausgelassenen Neckereien hörte, würde sie sicher über ihre jetzigen Sorgen lachen. Aber Erhard kam nicht, er ließ auch nichts von sich hören. Friede war froh, daß Martinas bevorstehende Abreise sie etwas von dem unruhigen Warten abzog.

Das ernste ruhige Mädchen war der lebhaften jungen Frau nie eigentlich nahe gekommen; aber Friede war zu warmherzig, um zwei Jahre neben einem Menschen zu leben, ohne ihn ganz unbewußt in ihre Atmosphäre von Liebe mit hereinzuziehen. Und dann war Martina ja ihres Mannes Schwester.

Sie hatte kein Wort davon gesagt, aber es tat ihr doch innerlich leid, daß Martina fort wollte. Sie begriff es einfach nicht. Unter Fremden würde sie es sicher nicht so gut haben wie hier. Und ihr selbst, Friede, würde sie doch auch fehlen; sie würde sich noch einsamer fühlen, so wie es jetzt zwischen ihr und ihrem Mann stand.

Sie konnte sich in diesen letzten Tagen gar nicht genug tun an kleinen Freundlichkeiten gegen die Schwägerin. Martina hielt einmal ihre Hand fest, als sie ihr ein neues Bild von Bubi in breitem Lederrahmen brachte.

„Liebe kleine Friede! Du verziehst mich ja förmlich!“

Friede sah sie lächelnd an. „Ich will dir eben noch zeigen, wie unvernünftig du bist, und was du alles im Stich läßt. Warum willst du denn eigentlich durchaus weg?“

Martina stand plötzlich auf, ihr Gesicht war verändert.

„Ich kann nicht anders. Ich halte es so nicht länger aus, ich muß Arbeit haben!“

Ja, sie konnte nicht anders. Sie mußte aus dieser inneren Unruhe heraus, mit der sie sich diese langen Monate herumgeschlagen hatte. Sie hatte damals geglaubt, schnell mit ihrer Enttäuschung fertig zu werden. Das Leben war ja nie weichlich mit ihr umgegangen, und sie selbst mit sich auch nicht. Sie mußte sich zwingen können.

Aber es war da etwas in ihr geweckt, was nicht wieder zur Ruhe wollte. Es ging wie ein dunkler Unterstrom durch ihre Gedanken, Tage und Nächte. Sie versuchte, dagegen anzuarbeiten, aber sie rieb sich darin nur auf. Diese ganzen Monate durch war es nur ein hilfloses Sichwehren gewesen gegen die Erinnerung an die eine Stunde damals, die sie doch vergessen wollte, gegen Wünsche, Phantasien, vor denen sie selbst erschrak. Es ging so nicht länger! Wenn sie erst in irgend einer Arbeit stand, die jeden Gedanken, jede Stunde beanspruchte, wenn sie Erhard Hersen nicht mehr so nah wußte wie jetzt, würde es anders werden. Es war kleinlich, diese eine bittere Erfahrung nicht unter die Füße treten zu können. Sie stellte höhere Anforderungen an sich selbst.

Es drückte sie auch, daß Ludwig von der Sache wußte. Zwischen ganz Fremden würde sie leichter darüber wegkommen.

Sie kam sich fast schlecht vor, daß ihr der Abschied von dem Bruder, in dessen Hause sie nun drei Jahre gelebt hatte, nicht schwerer wurde. Mit einem Gefühl heimlicher Erleichte-



Friedensstifter.
Gemälde von Allan Deacon.

rung nickte sie bei der Abfahrt Friede noch einmal zu, die an der Tür stehen blieb, die Augen voll Tränen.

Es ging Martina einen Augenblick durch den Kopf, daß Friede blaß aussah. Eigentlich war sie die letzte Zeit auch ernsthafter gewesen als früher. Über der Beschäftigung mit ihrer eigenen inneren Unruhe war ihr das nur unklar zum Bewußtsein gekommen.

Aber schließlich konnte Friede auch nicht ewig das ausgelassene Kind bleiben. Es war vielleicht ganz gut, wenn sie ernster wurde, dann konnte sie Ludwig etwas mehr sein.

Martina hatte bisweilen an das gedacht, was ihr Bruder ihr über seine Ehe gesagt hatte. Aber sie hatte daran gedacht mit einer eigentümlichen Scheu, wie man sie dem zufällig entdeckten Geheimnis eines lieben Menschen gegenüber hat, das man auch in den eigenen stummen Gedanken nur diskret und zart berührt. Unwillkürlich blieb sie jetzt noch ein paar Minuten daran haften, während ihr Wagen in scharfem Trab zwischen den noch kahlen Apfelbäumen der Chaussee entlang fuhr.

Vielleicht war es ganz gut, daß sie jetzt ging, daß die beiden allein aufeinander angewiesen waren, dachte sie.

Sie hatte sich jede Begleitung zur Bahn verbeten; diese beklommene Stimmung der letzten halben Stunde, die den Abschied immer so erschwerte, haßte sie. Friede hatte sie zuerst nicht allein fahren lassen wollen, aber Martinas Bestimmtheit gegenüber hatte sie schließlich nachgeben müssen.

Es war noch früh, als der Hersdorfer Wagen am Bahnhof ankam. Das weiße Zifferblatt der Uhr an dem langgestreckten roten Gebäude zeigte noch fast eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges. Der Bahnsteig war fast leer, nur ein paar Gepäckträger schlenderten darauf herum.

Martina Baumeister hatte ihr Gepäck schnell besorgt, sie ging jetzt langsam den Bahnsteig hinunter. Die Sonne lag voll auf den Steinplatten, die Kasten mit den hohen Epheuwänden, die die einzelnen Sitzplätze abgrenzten, waren heute wieder aus den Winterkellern herausgetragen, und ein fortwährendes Zittern lief mit dem frischen Wind über ihre dunkelgrünen Blätter. Es war einer dieser Vorfrühlingstage, die noch nicht die Weichheit des vollen Frühlings haben, eher etwas Herbes, freudig Kräftiges.

Über Martina kam es jetzt schon wie ein Gefühl von Freiheit und Erlöstsein, nun die Dumpfheit dieser Wintermonate endgültig hinter ihr lag. Sie dachte an ihre neue Tätigkeit, an alles, was vor ihr war.

Sie hatte nicht darauf geachtet, daß sie nicht mehr allein auf dem Bahnsteig war. Ein Herr kam von dem Sperrgitter her in dem raffiniert abgeschabten Jagdanzug, der den vornehmen Jäger kennzeichnet. Er trug das Gewehr am Riemen über der Schulter und führte einen schlanken braunen englischen Hund an der Leine. Das Tier strebte und zerrte ungeduldig vorwärts, der Jäger riß es zurück „Ruhig, Roland!"

Er war gerade dicht vor Martina. Sie sah erschrocken auf, sie erkannte die Stimme.

Es war Erhard Hersen. Ihre Augen begegneten den seinigen eine Sekunde, dann hob er hastig im Vorbeigehen die Jagdkappe.

Es war Martina im ersten Augenblick, als ob sie nicht weiter könnte, ihre Knie waren wie lahm vor Schreck. Ihre Gedanken schossen aufgeregt durcheinander, die klare ruhige Stimmung, die sie noch eben erfüllte, ging darin unter. Was sollte sie tun? Weg, in den Wartesaal, in die Bahnhofsanlagen — irgend wohin, nur nicht mit ihm zusammenbleiben.

Sie war hastig weitergegangen, jetzt stand sie plötzlich vor dem Drahtgitter, am Ende des Bahnsteigs. Einerlei, wohin sie wollte, sie mußte jetzt erst umkehren. Vielleicht war er auch nicht mehr in der Nähe, ihm mußte die Begegnung doch auch peinlich sein. Aber nein, er war noch da. Er kam wieder zurück, sie mußte noch einmal an ihm vorbei.

Sie wollte vorüber, ohne ihn anzusehen, als er plötzlich bei ihr stehen blieb. „Ich glaube, wir müssen noch lange auf unseren Zug warten, gnädiges Fräulein. Wenigstens setze ich voraus, daß Sie auch mit dem nächsten fahren wollen."

Einen Augenblick vorher war es Martina gewesen, als ob die paar heftigen Herzschläge sie ersticken sollten. Aber der Zwang, sich zusammenzunehmen, gab ihr plötzlich die äußere Ruhe wieder. Sie sah ihn kühl an, ohne ihm die Hand zu geben.

Es kam ihr vor, als ob er anders aussah als früher, blaß, und mit einem schlaffen blasierten Zug im Gesicht.

„Ich komme immer lieber zu früh als zu spät", sagte sie nur kurz auf seine Frage.

Er ging jetzt wie selbstverständlich neben ihr her.

„Nein, ich komme sonst lieber in der letzten Minute, dieses Warten macht mich nervös. Übrigens sehen Sie, Roland kennt Sie noch."

Sie wußte, woran er dachte; ihr war auch sofort der Tag eingefallen, als sie mit Friede bei ihm war. Sie schob unfreundlich den Hund zurück, der seinen schmalen weichen Kopf an ihre Hand gedrängt hatte. Hersen nahm ohne ein Wort das Tier an seine andere Seite. „Darf ich fragen, ob Sie eine längere Reise vorhaben, gnädiges Fräulein?"

Ein beinahe feindliches Gefühl war plötzlich in dem Mädchen, die leise Weichheit, die eben mit der flüchtigen Erinnerung kam, war verschwunden. Er sagte das so leichthin im Konversationston, als ob es ihn gar nichts anging. Wer hatte denn schuld, daß sie gehen mußte? War ihm das alles gar nichts gewesen, was sie ganz aus der Bahn warf?

Sie hob kampfbereit den Kopf. „Ja, ich gehe auf länger fort. Ich gehe in Stellung!" sagte sie schroff, stark betont.

Er antwortete nicht, eine plötzliche Verlegenheit war auf seinem Gesicht. Er wechselte ohne Übergang das Thema.

„Ein paar Stationen fahren wir zusammen, ich gehe zu einer Jagd und folgendem Jagddiner. Das letzte entschieden das Beste an der Geschichte, überhaupt wohl eigentlich der Zweck," er lachte und sah sich unruhig um, den Bahnsteig herunter, „es fahren noch ein paar gute Freunde mit."

„Wollen Sie nicht lieber Ihre Freunde suchen? Vielleicht sind sie schon im Wartesaal. Sie verfehlen sich sonst noch."

Er blieb plötzlich stehen und sah sie herausfordernd an. „Wollen Sie mich los sein? Bitte, dann sagen Sie es offen. Ich weiß überhaupt nicht, warum Sie mich heute behandeln wie — wie einen lästigen Landstreicher. Ich habe Ihnen meines Wissens nichts getan. Wenn einer von uns dem anderen etwas vorzuwerfen hat, bin ich es doch eher!"

„Sie?" Martina war sehr blaß, sie ging hastig neben ihm weiter, ohne ihn anzusehen.

„Ja, ich. Oder haben Sie irgend einen stichhaltigen Grund für diese Art, mir damals den Laufpaß zu geben, ohne erst ein Wort von mir abzuwarten? Meinen Sie, daß das für mich sehr angenehm war? Bitte, haben Sie keine Angst, ich habe nicht die Absicht, Sie wieder zu belästigen. Ich kenne Ihre Ansicht und damit gut. Aber wenn die Sache nun vorbei ist, brauchten Sie sie mich nachträglich nicht mehr entgelten zu lassen!"

Er hatte rasch und aufgeregt gesprochen, in einer fahrigen, rücksichtslosen Art, die ihr an ihm ganz fremd war. Eine unbestimmte Angst stieg plötzlich in ihr auf; sie schluckte ein paarmal, ehe sie antwortete. „Ich wollte nicht unfreundlich sein, Herr von Hersen. Ich glaube, es war damals wirklich besser so. Es war doch nur ein Irrtum von — von uns beiden."

Das letzte kam nur halblaut heraus. Aber Erhard Hersen mußte die Aufregung doch aus ihrer Stimme herausgehört haben, er blieb plötzlich wieder stehen und sah ihr voll ins Gesicht. „Verzeihen Sie, ich bin eben unausstehlich gewesen!" sagte er weich und dann nach einer Pause: „Ob es damals ein Irrtum war, weiß ich nicht. Vielleicht für Sie. Ich glaube, aus mir hätte dann noch etwas werden können, wenn —" Ohne auf ihre Antwort zu warten, drehte er sich mit rascher Bewegung um und hob den Kopf.

„Wie geht es übrigens Friede? Und meinem Herrn Neffen? Friede war neulich bei mir, ich war leider nicht zu Hause. Hätte sie es mich vorher wissen lassen, dann hätte ich vorher ihr zu Ehren die Konditorei auskaufen können. Aber

wahrscheinlich wollte sie mich überraschen und ein bißchen kontrollieren, was der liebe Bruder treibt!"

Er sprach in seiner lebhaften Art auf sie ein, erzählte Witze und lachte. Aber es kam Martina vor, als ob etwas Fremdes, Gezwungenes darin wäre. Sie selbst war nicht in der Stimmung, zu lachen und Konversation zu machen. Sie atmete auf, als die weiße Rauchwolke fern über den Feldern sichtbar wurde und näher rückte.

Einen Augenblick zögerte sie, dann gab sie ihm hastig die Hand; er hielt sie flüchtig in der seinigen fest.

„Behandeln Sie mich in der Erinnerung etwas besser, als heute in Wirklichkeit." Er sagte es lachend, aber seine Augen waren eine Sekunde lang eigentümlich ernst.

Am Ende des Bahnsteigs kamen fast laufend und rufend ein paar andere Jäger. Erhard Hersen wandte sich um und ging ihnen rasch entgegen. —

Wie ein schwerer Druck lag es auf Martina, als sie unter dem eintönig stoßenden Dröhnen des Zuges auf die glänzend grünen jungen Saatfelder und braunen Ackerstreifen hinaussah, die sich in schrägen Linien am Wagenfenster vorbeischoben, hin und wieder von den Rauchwolken der Lokomotive verdeckt.

Eine unruhige Verwirrung von Zweifeln und Fragen war plötzlich in ihr. Sie hörte ihn noch sprechen. Sie wiederholte sich jeden Satz, jedes Wort; auch was sie selbst gesagt hatte. Sie hatte ihn nicht schlecht behandeln wollen. Es war ja nur Notwehr gewesen gegen sich selbst, gegen ihre eigene Aufregung. Aber das hatte er ja nicht wissen können.

Es war ungerecht von ihm, ihr Vorwürfe zu machen. Wenn sie die Sache damals auf Ludwigs Vorstellungen hin kurz abbrach, hatte sie es doch nur um seinetwillen getan.

Bis heute war sie sich ganz klar darüber gewesen, daß es das Rechte war. War das nun doch ein Irrtum gewesen?

„Vielleicht hätte aus mir noch etwas werden können, wenn —" Was hatte er damit gemeint? Der Gedanke quälte sie förmlich. Und Erhard selbst war so anders gewesen als früher. Es war irgend etwas in seinem Wesen, das sie nicht verstand, das sie beunruhigte.

Warum hatte sie ihn überhaupt heute noch treffen müssen? Sie hatte fortgehen wollen, um frei zu werden, und nahm nun statt dessen eine doppelte Last mit. Sie machte müde die Augen zu und lehnte den Kopf zurück. Die gehobene Freudigkeit, mit der sie an die neue Tätigkeit, das neue Leben gedacht hatte, war plötzlich vorbei. Man nahm sich selbst ja doch überall mit hin.

Auf der zweiten kleinen Station hörte sie Erhard Hersens Stimme draußen, er mußte da ausgestiegen sein. Von ihrem Platz aus sah sie, daß er vorbeiging und mit den Augen an den Fenstern der einzelnen Wagen entlang suchte. Aber sie drückte den Kopf hinter die Fenstergardine zurück.

* * *

Die ausgefahrene Dorfstraße war unergründlich nach dem vierzehntägigen Regen, die kleinen Rinnsale, die sie im Sommer nur schmal und bescheiden überzogen, machten sich jetzt breit wie Bäche mit starkem Gefälle. Baumeisters langer schwarzer Mantel war bis hoch herauf mit Schlamm bespritzt.

Er hatte ein paar Krankenbesuche gemacht und wollte jetzt nach Haus, mit müden langsamen Schritten.

Wo der Seitenweg zwischen zwei großen Gehöften abzweigte, konnte man das Gutshaus hinter den kahlen Bäumen sehen. Die grünen Fensterladen, die den ganzen Winter verschlossen waren, standen heute weit offen, aus dem Giebelfenster wehte wie ein winkendes Tuch die weiße Gardine heraus.

Hersens wurden in der nächsten Woche zurück erwartet. Nun würde es wieder werden wie sonst: sein Schwiegervater wie ein kleiner König im Dorf, und er selbst, der Pastor, beiseite geschoben, sein Einfluß beständig gekreuzt.

Im vorigen Jahr hatte ihn das irritiert; er wunderte sich selbst, daß es ihn diesmal so kühl ließ. Er lebte für seine Amtspflichten ebenso wie damals, aber er erfüllte sie mit einer Art müder Mutlosigkeit, wie eine Arbeit, von der man weiß, daß sie doch vergeblich ist. Seine Gemeinde hatte ja kein Vertrauen zu ihm. Auf Schritt und Tritt konnte er den Gedanken nicht loswerden.

Ein kleiner hochräderiger Einspänner kam ihm entgegen, er gehörte dem Doktor. Baumeister traf den kleinen dicken behaglichen Mann öfter an Krankenbetten, seine heiter fatalistische Lebensphilosophie war ihm nicht gerade sympathisch, aber er kam doch immer ganz gut mit ihm aus.

Der Doktor gab den Zügeln einen Ruck, daß sein kleines rauhhaariges Pferdchen stand.

„Na, auch unterwegs, Herr Pastor? Ist ja ein Hundewetter, aber wir beide können uns nicht dran kehren, was? Sind ja eigentlich auch Kollegen, Sie doktern die Seelen und ich das irdische Fleisch."

Er lachte gemütlich über seinen eigenen Witz. Baumeister blieb ernst.

„Haben Sie irgendwelche schwere Fälle?"

„Auf dem Meierhof ist was Kleines angekommen, ein Junge. Und dann noch ein paar andere Wege. Der Typhus spukt wieder. Kein Wunder bei dem Wetter."

Baumeister zuckte die Schultern. „Es sind ja in jedem Frühling ein paar Fälle. Wo ist es denn jetzt?"

Der Doktor zeigte mit der Peitsche nach rückwärts über die Schulter. „Unten im Dorf, in der feuchten Ecke am Wasser. Wenn man die Leute wenigstens an Reinlichkeit gewöhnen könnte, daß die Geschichte nicht weiter geht. Es schadet nichts, wenn Sie Ihren Einfluß auch etwas dazu gebrauchen, Seelendoktor. Empfehlen Sie mich —"

Sein „der Frau Gemahlin" fegte ihm der nasse Wind mit weg; das kleine braune Pferd warf sich ungeduldig in die Stränge.

Baumeister ging den letzten Rest des Weges schneller, er fröstelte und freute sich, unter Dach zu kommen. Er stieg gleich die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

An der Tür blieb er erstaunt stehen. Am Fenster stand ein Mann, mit dem Rücken nach ihm gewandt. Bei dem Geräusch seines Hereinkommens kehrte er sich hastig um.

„Erhard, du?" sagte Baumeister gedehnt. Die unangenehme Überraschung lag schon im Ton. Als der andere nicht gleich sprach, sah er ihn ungeduldig an. „Wartest du schon lange hier? Ist Friede nicht zu Hause?"

Erhard Hersen kam ein paar Schritte ins Zimmer.

„Ich weiß nicht, ich habe gar nicht zugesehen. Zu Friede wollte ich nicht. Ich muß dich sprechen, Ludwig!"

Seine Stimme klang aufgeregt. Als Baumeister jetzt sein Gesicht in deutlicher Beleuchtung sah, machte ihn der verstörte Ausdruck in den unsteten Augen stutzig. Er zog die Stirn in Falten. Was sollte das heißen? „Mich sprechen?" fragte er nur kurz, „bitte, nimm Platz. Ist irgend etwas passiert?"

Er hatte ihm einen Stuhl hingeschoben, aber Erhard Hersen blieb stehen. Mit impulsiver Bewegung streckte er Baumeister plötzlich beide Hände hin.

„Ludwig, ich weiß, daß du mich nie gern gemocht hast. Aber ich muß mich aussprechen, ich muß irgend einen Menschen haben! Du bist doch schließlich der Mann meiner Schwester — du mußt mir helfen —"

Baumeister hatte seine Hand einen Augenblick kühl in die des Schwagers gelegt. Solche Demonstrationen widerstanden ihm.

„Selbstverständlich, wenn ich kann. Sag nur bitte endlich, um was es sich handelt."

Erhard lehnte am Tisch und bog in nervöser Aufregung seine kleine Radfahrergerte mit dem Silberknopf, ohne den anderen anzusehen.

„Es ist — ich weiß nicht, ob dir Friede davon erzählt hat, daß ich Schulden gemacht hatte. Das heißt eigentlich keine Schulden, es handelte sich nur um ganz minimale Summen, die ich mir wegen einer Ehrenschuld verschaffen mußte."

Baumeister sah ihn feindlich ins Gesicht. Ob Friede ihn davon erzählt hatte!

„Ich weiß davon," sagte er schroff, „gewissenlos genug von dir."

Erhard tat mit der Gerte einen kurzen pfeifenden Hieb durch die Luft. „Bitte, ich kann mir dein Urteil denken. Es war mir selbst peinlich genug, besonders Vater gegenüber, der die Geschichte damals in Ordnung brachte. Er hat sich wirklich sehr anständig benommen, alles glatt bezahlt, kaum ein böses Wort. Ich gab ihm damals mein Ehrenwort, nicht wieder zu spielen —"

Er stockte. Baumeister sah vor sich hin, sein Gesicht war unbeweglich.

In plötzlichem Ungestüm warf Erhard Hersen die Arme auf den Tisch und drückte den Kopf darauf.

„Ludwig, ich bin ein Lump geworden — ich habe mein Ehrenwort nicht gehalten."

Es klang fast wie ein Aufschluchzen. Einen Augenblick war es ganz still zwischen den beiden.

Baumeister war aufgestanden. „Wie denkst du dir denn eigentlich, daß ich dir helfen soll?" fragte er hart. „Wenn du Geld brauchst, das habe ich nicht."

„Geld!" Erhard Hersen fuhr auf. „Als ob es sich um Geld handelte! Ich kann meinem Vater nicht wieder vor die Augen kommen, Ludwig. Einer, der sein Ehrenwort bricht — ist schlimmer als ein Dieb! Ich habe Tag und Nacht daran gedacht, seit ich weiß, daß er wieder herkommt!"

„Bitte nimm dich zusammen!"

Baumeister sah streng auf den jungen Menschen herunter. Diese haltlose Schwäche widerte ihn an. Sein eigenes Gesicht war hart, wie aus Holz geschnitten. „Du stehst übrigens noch auf ganz verkehrtem Standpunkt. Ob du dein Ehrenwort gebrochen hast oder sonst eine einfache Lüge sagst, ist dasselbe."

Erhard hob den Kopf mit einer fast hochmütigen Bewegung. „Es ist nicht dasselbe. Wer seine Ehre wegwirft, für den hat das Leben keinen Wert mehr. Es ist alles aus!"

„Wenn du nur bereust, weil du den Ehrenkodex deines Standes verletzt hast, ist das reiner Hochmut!" fuhr der Pastor auf. „Was du bereuen solltest, ist dein bodenloser Leichtsinn!"

Erhard Hersen stand jetzt auch wieder, eine eigentümliche Mischung von Trotz und Niedergeschlagenheit war in seinem Gesicht. „Ich weiß, daß es leichtsinnig war, aber ich habe es nicht gewollt. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Zu Anfang ging alles ganz gut. Wenn mich Ledingen und die anderen nur in Ruhe gelassen hätten —"

Baumeister lachte kurz und scharf auf. „Natürlich, die anderen! Du selbst bist nicht schuld, das kann ich mir ja denken!"

Eine plötzliche Empörung quoll siedeheiß in ihm auf, er machte einen Schritt, daß er dicht vor Erhard stand.

„Und ich kann dir sagen, daß es jeden trifft, wie er es verdient! Wenn du gewesen wärest, wie es deine Pflicht und Schuldigkeit ist, dann ständest du hier jetzt nicht so. Das Leben ist, weiß Gott, nicht zum Spielen da. Wer das nicht wissen will, der muß es eben auf eigene Kosten lernen. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, das Leben leicht zu nehmen. Aber ihr seid ja alle so, einer wie der andere. Die ganze Welt gehört euch, und wenn einem etwas unbequem ist, dann lacht man darüber weg. Man kommt nur nicht immer durch mit solchem frivolen Leichtsinn!"

Erhard Hersens Gesicht war sehr weiß, ein eigentümlich intensiver Blick in seinen Augen.

„Ich weiß, daß es unrecht war. Das brauchst du mir nicht mehr zu sagen. Ich kam, weil ich dachte, du solltest mir helfen. Ich weiß nicht mehr aus und ein!" sagte er heiser.

Baumeister zuckte die Schultern.

„Helfen? Wenn du mich vorher gefragt hättest, wäre das möglich gewesen. Du bist ja kein Kind mehr, sieh jetzt zu, daß du dir selbst hilfst. Was ist denn da für andere zu helfen?" Der junge Mensch zerrte nervös den blonden Schnurrbart, etwas Schlaffes, Erloschenes war plötzlich in seinem Gesicht.

„Ich weiß auch nicht, ich wollte nur versuchen. Du hast natürlich recht. Ich muß selbst damit fertig werden."

Er nahm seinen regennassen Hut vom Tisch und ging langsam zur Tür. „Verzeih, daß ich dich störte."

Baumeister sah ihn einen Augenblick unruhig an. Dieser plötzliche Umschlag von Aufregung zu gleichgültiger Ruhe hatte etwas fast Unheimliches.

„Willst du nicht zu Friede? Ich glaube, sie ist unten bei dem Jungen", sagte er hastig.

Der andere schüttelte den Kopf.

„Nein. Grüß Friede. Ich muß weg."

Sie gaben sich nicht die Hand. Baumeister hörte Erhard die Treppe hinuntergehen, dann schrillte unten die Radglocke.

Er ging hastig ans Fenster und beugte sich hinaus, daß ihm der feine Regen ins Gesicht schlug. Es war ihm plötzlich, als ob er Erhard zurückrufen müßte.

Es war zu spät, er mußte schon um die Hausecke gebogen sein. Der Pastor schloß langsam und sorgfältig das Fenster.

Wozu hätte er ihn auch eigentlich rufen sollen? Er hatte ihm ja weiter nichts zu sagen.

Warum beunruhigte er sich denn überhaupt? Die Hersens waren alle lebhafte, impulsive Naturen, Augenblicksmenschen, denen man jeden Stimmungswechsel anmerkte. Erhard hatte sich eingebildet, der Schwager würde ihm ohne weiteres aus den Folgen seiner Tollheiten heraushelfen, und nun kam eben die Enttäuschung. Schaden würde ihm die nichts. Es war ihm ganz gut, wenn er einsah, daß er sich mit seinem egoistischen Leichtsinn einmal gründlich verrannt hatte.

Die Aufregung der peinlichen Auseinandersetzung aber steckte Baumeister noch in allen Gliedern. Er konnte nicht gleich arbeiten, er ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab.

Übrigens, wie bildete sich's denn Erhard ein, daß er ihm hätte helfen können, selbst wenn er gewollt hätte?

Wenn er sein Wort gebrochen hatte, so mußte er das mit sich und mit dem, dem er es gegeben hatte, abmachen, mit seinem Vater. Was konnte ein Dritter dabei tun?

Wenn Erhard ihn früher nicht gebraucht hatte, hinter seinem Rücken seine Frau verleitet hatte, gegen seinen Willen zu handeln, so mochte er jetzt auch sehen, wie er allein fertig wurde. Es war ihm peinlich genug gewesen, daß er damals durch Friede mit hineingezogen wurde. Wenn Hersens in den nächsten Tagen kamen, konnte Erhard sich ja persönlich mit seinem Vater auseinandersetzen.

Er könnte ihm nicht wieder vor die Auge kommen, hatte er gesagt. Torheit, nichts als große Worte; es würde ihm wohl nichts anderes übrig bleiben. Vielleicht sah Hersen dann ein, daß er, Baumeister, recht hatte. Er hatte ihn damals gewarnt, die Sache mit Erhard leicht zu nehmen.

Baumeister strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, wie um die unruhigen Gedanken wegzuwischen. Als er sich umwandte, hörte er Schritte vor seiner Tür, gleich darauf kam Friede herein.

„Ludwig, war Erhard hier? Es ist doch nicht möglich, ich habe mich sicher geirrt."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, er war hier. Er ist eben weggegangen. Er läßt dich grüßen."

Sie machte ein erschrockenes Gesicht.

„Aber warum ist er denn nicht zu mir gekommen? Ich sah ihn eben wegfahren, aber ich wußte nicht, ob er es war. Als ich ihm aus dem Fenster nachrief und er sich nicht umsah, dachte ich, es wäre ein Irrtum. Warum hast du mich nicht gerufen?"

Er zögerte einen Augenblick.

„Wir dachten, du wärest nicht zu Hause."

Friede fühlte instinktiv, daß das eine Unwahrheit war. Sie kam plötzlich dicht zu ihrem Mann heran.

„Ludwig, ist irgend etwas passiert? Was wollte Erhard?"

Er sah sie kalt abwehrend an. „Denkst du vielleicht, er hätte dir wieder irgend eine — Vertrauensangelegenheit mitzuteilen?"

Die junge Frau antwortete nicht, sie ging langsam aus der Tür. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Zwergantilopen. Unser Bildchen zeigt die neueste „Sensation" des Berliner Zoologischen Gartens, das reizende Kleine der Kameruner Maxwells Zwergantilope, das in einem Glaskäfig des Antilopenhauses, von Vater und Mutter treu behütet und von den Besuchern des Gartens entzückt beobachtet, aufwächst. Diese zierlichen Zwergantilopen nehmen sich wie Liliput aus den anderen Bewohnern des Antilopenhauses gegenüber, die oft von wahrhaft riesigen Dimensionen sind und wenig Familienähnlichkeit mit ihren winzigen Verwandten haben.



Zwergantilope und Junges im Berliner Zoologischen Garten.

Der Untergang der „Mikasa". In der Nacht vom 10. zum 11. September hat eine furchtbare Explosionskatastrophe Japans schönstes und kriegstüchtigstes Linienschiff zerstört; die Zahl derer, die dabei ums Leben kamen oder doch verwundet wurden, geht weit in die Hunderte. Die „Mikasa", die erst im Jahre 1900 vom Stapel gelaufen war und ihren Größenverhältnissen nach zu den ansehnlichsten Kriegsschiffen der Welt rechnete, war das Flaggschiff des Admirals Togo, der sich aber an Land befand. Die Explosion ereignete sich im Hafen von Sasebo, wo die „Mikasa" vor Anker lag. Mit unheimlicher Schnelligkeit griff das Feuer, das vom Fuß des Hauptmastes ausging, um sich und in die Pulverkammer des Schiffes hinüber. Wie es entstanden ist, darüber herrscht Schweigen; die Möglichkeit einer Selbstentzündung ist nicht ausgeschlossen. Im ganzen Laufe des Krieges war die „Mikasa" immer in der ersten Reihe im Kampf zu finden, ein Held, der viele Helden trug. Sie hat den Krieg zwar siegreich überstanden, aber nicht lange überlebt. In das Friedenswerk, das von der ganzen Welt mit Aufatmen begrüßt wurde, mischt sich für Japan ein greller Mißton, hoffen wir, daß dieser Verlust der letzte war und eine Zeit reicher Entwicklung in dem Land der kleinen gelben Leute ihren Einzug hält.

Die Lebensgeschichte des Handschuhs. Er spielt in unseren Tagen wieder eine sehr wichtige Rolle, Seelenkundige behaupten sogar von dem Handschuh auf den Menschen schließen zu können. Das steht fest, daß der Handschuh eine längere Entwicklung durchgemacht hat. Manchen Gebräuchen und Bedeutungen hat er gedient, bei der Belehnung, der Herausforderung, der Schenkung war er ein bedeutungsreiches Zeichen. Lange Zeit trug man ihn auch mehr zum Schutze als zur Zierde; hierzu wurde er erst nach und nach. Der selige Odysseus trägt schon, als er im Garten arbeitet, stierlederne Handschuhe, und unsere germanischen Vorfahren benutzten sie gegen die Kälte auf der Jagd. Daneben verwendeten die Perser freilich schon kostbare Handschuhe zum Schmuck. Aber im Mittelalter noch galt es als eine Ungezogenheit, behandschuht bei Festlichkeiten oder vor hohen Persönlichkeiten zu erscheinen. In den Tagen der Renaissance fing man an, sich mit herrlichen, aus seidenen Geweben bestehenden, mit Pelz und Gold-



Das Flaggschiff „Mikasa" des Admirals Togo.

stickereien verzierten Handschuhen zu schmücken. Die Venetianerinnen trugen an Festtagen Gebilde aus feinsten Spitzen mit Perlen bestickt, mit Edelsteinen besetzt an den Händen, und noch später kamen Lederhandschuhe auf, die mit reizenden Malereien bekannter Maler geschmückt waren. Unter Ludwig XIV. wurde der Lederhandschuh auch von den Damen angenommen. Drei Länder vereinigten sich, um wahre Kunstwerke herzustellen; Spanien gab das Leder, Frankreich schnitt sie zu, und in England nähte man sie. Die Farbentöne wechselten mit den Modelaunen, zu bestimmten Tageszeiten, zu bestimmten Anlässen, zu bestimmten Kleidern schrieb die Mode bestimmte Handbekleidungen vor. So ist es auch so ziemlich bis auf den heutigen Tag geblieben.



Einer, der sich selbst bemogelt.
Scherzphotographie des k. k. Hofburgschauspielers Hugo Thimig.

Einer, der sich selbst bemogelt. Auf was für lustige Einfälle ein Schauspielerkopf in den Ferien kommt, beweist das kleine Bild, das den bekannten Regisseur und Charakterkomiker des Wiener Burgtheaters, den Hofburgschauspieler Hugo Thimig, in drei verschiedenen Gestalten zeigt, und noch dazu von ihm selbst aufgenommen ist! Der fröhliche Schelmensinn, der ihn auf der Bühne unwiderstehlich macht, bleibt Thimig auch im Alltagsleben treu — ein Vorzug, dessen sich wenige Komiker rühmen können — und wenn er mit Frau und Kindern in sein ländliches Heim in Wildalpen zieht, um Landwirt, Jäger, Familienvater in einer Person zu sein, dann tüftelt er, der geschickte Amateurphotograph, sich wohl solche Kunststückchen wie das vorliegende aus, an denen nicht nur er, sondern auch all seine Freunde und Verehrer ihren Spaß haben.

Denkmal für Archimedes. Nachdem unsere denkmalfreudige Zeit im Königreich Italien jedem Lebenden von irgend welcher Bedeutung „ein bleibend Monument" gesetzt hatte und der Hunger nach Marmorgestalten immer noch nicht gestillt war, kam ein findiger Kopf auf die Idee, ins Altertum zurückzugreifen. Da es sich um die Stadt Syrakus handelte, lag der Gedanke nahe, dem alten Archimedes ein Standbild zu setzen: ist sein Name doch ewig mit der Stadt verknüpft und jedem Geschichte lernenden Kinde schon in der Schule geläufig. Archimedes, der ein geborener Syrakuser war, wurde im Jahre 212 n. Chr. durch die erobernden Römer niedergestochen, als er gerade mit seinen Zirkeln Figuren in den Sand zeichnete. Das Denkmal stellt ihn dar, wie er nach den Schiffen der Römer ausschaut, begierig, sie mit seinem selbsterfundenen Brennspiegel zu zerstören. Zu seinen Füßen sieht man Symbole seiner wichtigsten Erfindungen auf dem Gebiet der Physik und Mathematik.



Denkmal des Archimedes in Syrakus.

Ein kostbarer Pokal ist dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verwahrung überwiesen worden. Für die hübsche Summe von 60 000 Mark erwarb ihn der „Verein für Erhaltung von Nürnberger Kunstwerken" und brachte ihn damit in seine Heimat zurück. Denn der wertvolle Becher stammt aus dem Besitze der alten Nürnberger Patrizierfamilie der Holzschuher, die ihn seinerzeit mit nach Augsburg brachte. Hier fand er sich in einem Nachlaß vor. Man zählt ihn zu den edelsten Kunstwerken der Renaissance. Der überaus kunstvoll aus einer Kokosnuß geschnitzte Kelch ist reich und prächtig mit Edelsteinen besetzt. Als Zeit seiner Entstehung gibt man die erste Hälfte oder die Mitte des 16. Jahrhunderts an, manche schreiben sie dem Nürnberger Bildhauer und Formschneider Peter Flötner zu, der 1546 in Nürnberg starb; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie aus späteren und anderen Händen hervorgegangen ist.



Der Holzschuher-Pokal.

Kriegskosten. Man weiß daß Kriege erstens Geld kosten, zweitens wiederum Geld und drittens noch einmal Geld — es ist, wie ein französischer Staatsmann Ludwigs XIV. sagte, der Krieg die kostspieligste Laune, die sich ein Volk leisten könne. Eine Laune braucht der Krieg ja nun nicht notwendig zu sein, kostspielig bleibt er auf alle Fälle. Davon wissen die Summen zu erzählen, die Japan und Rußland in diesen letzten zwei Jahren ausgegeben haben. Die Erhaltung des Heeres im Felde hat Japan täglich etwa 4 Millionen Mark gekostet, das macht für den Zeitraum von 600 Tagen 2400 Millionen Mark. Die Unterhaltung und die Verluste der Kriegs- und der Handelsmarine kam den Japanern auf 1000 Millionen zu stehen. Hierzu kommen noch die an Familien, Witwen und Waisen gezahlten Summen, die für die untere Soldatenklasse 800 Mark beträgt und für höhere Offiziere bis zu 8000 Mark steigen. So wird sich der ganze Betrag auf ungefähr 4000 Millionen beziffern. Die Kosten für das Heer werden für die Russen annähernd die gleichen sein wie bei den Japanern; wenn sie auch weniger Mannschaften im Felde stehen hatten, so mußten diese dennoch weiter befördert werden. Die Verluste der Marine können auf 500 Millionen Mark geschätzt werden. Die russischen Gesamtverluste dürften etwa 5000 Millionen betragen. An Menschen gingen beiden Mächten zusammen etwa 432 000 Mann verloren, davon fallen auf die Japaner 167 000 und 265 000 auf die Russen. In Gefangenschaft gerieten während des Krieges 7000 Japaner und 78 000 Russen.

In alten Gleisen. Die Anlage von Schienenwegen zur Erleichterung des Wagenverkehrs hat bei uns sehr spät und eigentlich nur für Eisenbahnen und Straßenbahnen Bedeutung gewonnen. Im Altertum dagegen hatte man schon vielfach auf oftbefahrenen, öffentlichen Straßen Gleise durch Einschnitte in den Boden geschaffen. Deutlichen Spuren solcher Gleise kann man sehr häufig begegnen, in den Alpen, in Sizilien, in Griechenland. Hier namentlich findet man Beispiele dafür, wie an den Toren von Athen, auf dem Wege, der direkt vom Piräus nach der Agora führt, auf der großen Straße von Sparta nach Helos und ebenso in der Umgebung von Syrakus. Auf diese Weise konnten all die wundervollen Statuen und anderen Kulturgegenstände bequem von hier nach dort gebracht werden. Diese Gleise liefen genau in der Spurenweite der Wagen voneinander entfernt, mit dem natürlichen Zweck, die Räder in einer bestimmten Richtung zu halten und die Bewegung auf einem felsigen unebenen Boden zu erleichtern. Sie entsprechen sehr gut unseren Eisen-

bahnschienen, denen sie sogar darin ähneln, daß man Ausweichkurven hatte, die das Kreuzen zweier Wagen auf dem einzigen Gleise erlaubten. Die griechischen Straßen waren immer eingleisig, so stark war der Wagenverkehr ja nicht, daß es zweigleisiger Strecken bedurft hätte; gewöhnlich reiste man in Griechenland zu Fuß. Wahrscheinlich war der Abstand der Räder für alle Länder, die unter griechischem Einfluß standen, gleich. Auf einer in Frankreich entdeckten römischen Straße betrug die Entfernung der beiden Einschnitte genau 1,44 Meter.

Ernst Scherenberg. Einen prächtigen Menschen haben wir durch den Tod verloren, und die Leser der „Gartenlaube" einen guten Freund, einen von den nicht vielen, die man mit Recht Dichter nennt, und einen von den wenigen, die die Zeitwelle sobald nicht aus der Erinnerung spült. In seinen Liedern spiegelte sich seine Zeit, und dem Reichtum ihrer Ereignisse entsprach der Reichtum der Töne, die Scherenberg sie zu besingen fand. Er riß uns immer mit sich fort, und gern ließen wir es geschehen. Aber nicht nur der große Zug, der weite Blick über den Alltag hinaus waren ihm gegeben, auch für jene feinen, zarten Gedanken wußte er Worte zu finden, die wie ein Nachklang unseres eigenen Erlebens in uns nachzittern. Er ist nicht allzu alt geworden, am 21. Juli vollendete er sein 66. Lebensjahr. Als Sohn eines Kaufmanns und Reeders und als Neffe des berühmten „Waterloo"-Dichters Christian Friedrich Scherenberg wurde der Verstorbene in Swinemünde geboren. Anfangs besuchte er das Gymnasium, dann auf seines Vaters Wunsch die Gewerbeschule. 1856 trat er in eine Maschinenfabrik als Lehrling ein, aber sehr bald warf er sich der Malerei in die Arme und trat nach manchen Schwierigkeiten als Schüler in die Akademie der Künste ein. Durch Rudolf v. Bennigsens Vermittlung fanden einige seiner politischen Gedichte Eingang in die Öffentlichkeit und erregten Aufsehen. Sehr bald (1862) folgte seine erste Gedichtsammlung „Aus tiefstem Herzen"; 1865 erschienen die neuen Gedichte „Stürme des Frühlings", denen eine schwungvolle poetische Epistel aus dem Jahre 1862 ihren Namen gab. Das Jahr 1874 brachte eine Gesamtausgabe seiner Gedichte, das Jahr 1882 eine „Neuen Gedichte". Die Stellung eines Chefredakteurs der „Elberfelder Zeitung" vertauschte Scherenberg 1883 mit der eines Sekretärs der Elberfelder Handelskammer. Nun ist er gegangen. Und seine Worte kommen uns in Erinnerung, in denen etwas wie von des Dichters innerstem Leben liegt und die vielleicht auch manchem unserer Leser noch in den Ohren klingt:



Ernst Scherenberg †.

Nie rastend wirk' für die Deinen, die Welt!
Denn plötzlich siehst du sich neigen
Die Sonne, welche dein Dasein erhellt,
Und Nebel weben und steigen.
Ob nah' deinem Ziel, ob fern du ihm bist —
Es kommt ein Tag, der der letzte ist!



Eingeborene von Neumecklenburg.

Teppichverkauf im Orient. Orientalische Teppiche! Wem geht das Herz nicht auf bei dem Namen, wer möchte da nicht zugreifen, wenn er die Berge kostbarer, farbenprächtiger Gewebe sieht, die dort auf dem Erdboden aufgestapelt liegen! Aber die Zeiten sind vorüber, wo man „echte" Perser oder kleinasiatische — fälschlich „türkische" genannte — Teppiche für ein Butterbrot kaufen konnte. Heute kennt der Orientale schon den Wert dieser „Handarbeiten", darin sehr oft die Mühe und Geduld eines ganzen Menschenlebens steckt, und es gibt daher für den Quadratmeter auch ganz feststehende Preise. Die jährliche Ausfuhr von türkischen und persischen Teppichen aus Konstantinopel allein beträgt etwa 7 Millionen Frank, und wie viel Einkäufe werden von Privatleuten oder Händlern an Ort und Stelle gemacht. Freilich sollte nur der selbst „echte" kaufen, der sich von Grund aus darauf versteht, denn sonst bezahlt er ein Sündengeld für einen Teppich „made in Germany", den er daheim um die Hälfte billiger hätte haben können.



Teppichhandel im Orient.

Einwohner von Neumecklenburg. Die können sich sehen lassen, unsere Landsleute vom Bismarckarchipel, die sich da auf dem Bilde zu einer malerischen Gruppe vereinigt haben! Man möchte meinen, irgend eine bekannte Athletengruppe eines europäischen Zirkus vor sich zu sehen, so muskulös und doch geschmeidig sind diese dunkelhäutigen Gestalten gebaut. Die Freude am Schmuck, die wohl allen Melanesiern — unter diesem Sammelnamen werden die Einwohner von Neuguinea und seinem Inselgebiet begriffen — eigen ist, verleugnet sich auch bei diesen vier braunen Gesellen nicht: drei von ihnen haben sich auch ein Halskettchen umgehängt, und der vierte möchte wohl ebenfalls eins haben, um beim Tanz — dieser allen melanesischen Männern gemeinsamen Leidenschaft — damit zu prunken.

Blätter und Blüten

Ein unbekanntes Bild von Moritz von Schwind. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) In Frankfurter Privatbesitz befindet sich ein Ölgemälde von Moritz von Schwind, das in der gesamten Literatur über den Meister bisher nicht erwähnt worden ist. Das Bild ist auf Holz gemalt in der Größe von 31 zu 22 Zentimeter und stellt einen Cellospieler dar. Es ist nicht signiert, trägt aber in der Farbe und im Pinselstrich deutlich den Charakter Moritz von Schwinds. Eine Handzeichnung zu diesem Bilde, die im figürlichen Teile vollständig mit dem Bilde sich deckt, finden wir in dem Zyklus „Die Hochzeit des Figaro", deren Originalzeichnungen sich im Besitze von Schwinds Tochter, Frau Marie Bauernfeind in München, befinden und die im vorigen Jahre durch die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst von Dr. Alois Trost in einem Prachtalbum herausgegeben worden sind. Die „Gartenlaube" hat damals auf diese wertvolle Publikation Bezug genommen. Vergleichen wir auf Blatt 4 den Cellospieler, der hinter den beiden Violinspielern hermarschiert, so finden wir die völlige Übereinstimmung der Zeichnung, die Schwind in den ersten Monaten des Jahres 1825 als einundzwanzigjähriger Jüngling in Wien geschaffen hat, mit dem kleinen Ölbilde, dessen Entstehung wir wohl in seine Frankfurter Zeit, also zwischen die Jahre 1842 und 1847 zu setzen haben. Gegen Ende des Jahres 1842, kurz nach seiner Vermählung siedelte Schwind von Karlsruhe nach Frankfurt über, wohin ihn damals mannigfaltige Aufträge lockten. Im Jahre 1847 wurde Schwind an die Königlich Bayerische Akademie in München berufen. Es ist nun die Wahrscheinlichkeit groß, daß Schwind innerhalb dieser Zeit im Auftrage eines Frankfurter Kunstfreundes das kleine Bildchen geschaffen hat; jedenfalls ist es um diese Zeit in Frankfurter Privatbesitz übergegangen. Schwind wurde während seines Aufenthalts in Frankfurt dort sehr hoch geschätzt. Das reizende Bild sagt uns zwar nichts Neues von dem Meister, fügt sich aber durchaus in die Art seiner Persönlichkeit ein, und alle Freunde der Kunst dieses liebenswerten Meisters werden auch an diesem Bilde sich erfreuen, und dem Historiker wird es eine willkommene Ergänzung zur Persönlichkeit des Meisters bedeuten.



Hochzeitsgeiger.

Ein wiederentdecktes Bild von Moritz von Schwind.

Ein kritischer Augenblick. (Zu dem Bilde auf Seite 717.) Es ist nicht leicht, vier bis sechs Kinder zu ernähren, wenn man außer einem Unterschlupf, den die Dichter und Jäger „Burg Malepartus" nennen, obwohl er nur aus einer Erdhöhle besteht, nichts weiter besitzt, als ein zerzaustes Fell und eine Portion Verschlagenheit. In dieser Lage befindet sich Herr Reineke in jedem Frühjahr, wenn seine bessere Hälfte ihn mit der üblichen Anzahl von Sprößlingen erfreut. Und man muß es dem Rotrock zum Ruhme nachsagen, daß er ein treuer, sorgsamer Vater ist. Wenn er seine Jungen aus seiner Fürsorge entläßt, sind sie rundlich und wohlgenährt, während er selbst im wahren Sinn des Wortes nur aus Haut und Knochen besteht. Darüber braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn man weiß, daß Fuchs und Fähe sich in dieser Zeit weder Tag noch Nacht Ruhe gönnen. Ein größeres Stück Wild, etwa ein Hase oder ein Rehkitzchen, ist schwer zu erbeuten, und dann reicht es auch nur gerade zu einer Mahlzeit für die ganze Familie aus. Deshalb macht der Fuchs nicht allein auf solche Leckerbissen Jagd, sondern nimmt mit jeglichem Getier vorlieb, das ihm vor den Fang kommt. Sogar den Maikäfer und die große grüne Heuschrecke verschmäht er nicht. Seine Hauptnahrung besteht jedoch zu jeder Zeit des Jahres aus Mäusen. Und würde er nicht jeden Junghasen nehmen, den er antrifft, jedes Nest der auf der Erde brütenden Vögel ausrauben, dann würde der Weidmann ihm im Interesse der Landwirtschaft mildernde Umstände zubilligen können, zumal Herr Reineke auch dem Hamster mit großem Eifer nachstellt. Dieser Nager, der im Getreidefeld vielen Schaden anrichtet und in seinem Bau zum Winter mehr als einen Zentner Getreide aufspeichert, ist im Sommer und Herbst speckfett und demnach ein leckerer Bissen. Aber wie manche Stunde muß der Rotrock lauern, bis der wohlgenährte Hamster, der die Größe einer Ratte erreicht, seine unterirdische Wohnung verläßt. Wie das prächtige Bild von O. Vollrath es naturwahr zeigt, hat Reineke einen flüchtenden Hamster unter einem dicken Buchenstubben entdeckt. Regungslos wie eine Bildsäule steht er auf der Schnittfläche, die Lichter funkeln vor Erwartung, denn sein Gehör verrät es ihm, daß der fette Nager langsam aus seinem Versteck hervorkriecht. Wie alle Tiere „sichert" er noch minutenlang, ehe er ausfährt. Das ist wirklich ein kritischer Augenblick, für den Hamster sowohl wie für den Rotrock, den der knurrende Magen zu schnellem Sprung treibt.

F. Sk.

Der Friedensstifter. (Zu dem Bilde auf S. 729.) Sie schweigen alle, die Hauptpersonen der Familientragödie im einfachen Fischerhaus. Der finsterblickende junge Ehemann, die schuldige Tochter, die am Knie der Mutter ihr Gesicht verbirgt, und diese selbst, die alles mit angesehen hat und nichts hindern konnte, nicht den Putz und Müßiggang der jungen Frau, noch das Herumziehen mit dem leichtfertigen Sommergast, dem Maler, der sie auf alle seine Bilder brachte und ihr mit Schmeicheleien den Kopf verdrehte. Erst wurde leise darüber geflüstert, dann laut davon geredet, das Gerücht lief über die ganze Insel und schallte dem arglosen Jan entgegen, der mit seiner unvermuteten Heimkehr wunder welch große Freude zu erregen dachte. Nun ist er da und hat sie gesund und schön gefunden, wie er's tausendmal gewünscht, und ihm ist's, als wäre er besser viele Meilen davon auf der wilden See draußen, oder zu unterst auf dem Grunde! Ein paar Worte wie Donnerschläge hat er ihr ins Gesicht geworfen, ihr und der kecken jungen Schwester mit der modischen Frisur, die sich unterstehen wollte, mit dreinzureden, dann wandte er sich auf dem Absatz und wollte hinausstürmen. Aber da faßte ihn eine Hand und zog ihn nieder, der alte Oheim, dessen Stimme selten zu hören ist, weil er meistens still hinter der großen Bibel sitzt. Jetzt aber erhebt sie sich, und in Jans Ohren schallen altbekannte, früher nie bedachte Worte, wie: „Richtet nicht!" „Seid barmherzig!" und zum Schluß das ernste Trostwort „Es ist nicht so, wie die Leute sagen; leichtsinnig war sie, aber nicht schlecht, du darfst ihr noch verzeihen!" Und die ruhige, milde Stimme pocht mächtig an das zornerfüllte Herz, in dem sich die alte Liebe regt, um gegen Unglauben und Verbitterung einen schweren Kampf zu beginnen. Stürmisch wogt es in der Brust des hartköpfigen Seemannes, zagend, voll stummer Bitte hebt die Mutter das stille Sorgengesicht zu ihm hinüber. Ob der alte Friedensstifter schließlich den Sieg davontragen wird? . . . .

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Nr. 40 **Die Gartenlaube** 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(6. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

Tiefer und tiefer ging die sausende Fahrt Adelwarts und des Hällingmeisters in den Berg hinein. Nun plötzlich im Dunkel wieder der feste Boden. Und der trübe Schein der Grubenlichter verlor sich in einer weiten Halle. Wundersame Gebilde hingen von der flachen, ins Finstere gesprengten Wölbung nieder, und den beiden Bergleuten zu Füßen blitzten Hunderte von beweglichen Punkten — zitternde Lichtreflexe auf einem schwarzen, leichtbewegten Wasser.

„Jesus!“ stammelte Adelwart. „Ein See!“

„Da ist vor Jahren ein Sinkwerk niedergebrochen, und vierzehn Knappen sind geblieben. Ich hab's ihnen fürgesagt. Aber sie haben mich ausgelacht im Amt. Unter dem Sinkwerk ist alter Bau gewesen. Und rechts hin ist alles muhrig im Berg. Und die Muhren gehen durch den ganzen Berg hinauf. Droben im Licht, da steht ein Wald. Aber vor die fünfhundert Jahr, hat mein Vater gesagt, ist droben noch alles ein Sumpf und Moor gewesen. Und selbigsmal, hat mein Ähnl verzählt, ist der edel Graf von Sulzbach beim Gejaid in die Muhren eingebrochen. Sein Roß ist hin gewesen, aber der Graf ist wieder in die Höh gekommen. Und hat ein Verlöbnis getan. Aber gehalten hat er's nicht. Erst seine Kinder haben zum Vergeltsgott das Berchtesgadener Land an den heiligen Martin geschenkt und das Kloster bauen lassen.“



Copyright 1905 by G. Nicolet.

Manon.
Gemälde von G. Nicolet.

Aus der weiten Halle lief ein Stollen in den Berg hinein. Dann ging es, neben einem Gleitschacht für das Gestein, über hölzerne Leitern hinauf. Und der Stollen erweiterte sich zu einem Bruchraum, in dem man die Spuren frischer Arbeit sah. Drei Grubenlichter hingen an der flimmernden Steinmauer, und die frisch gebrochenen Salzsteine waren mit dem tauben Gestein zu großen Haufen übereinander geworfen. „So, Bub! Glück auf zum Werk!“ Und der Hällingmeister begann die Unterweisung für die erste Arbeit, die Adelwart zu leisten hatte: das salzhaltige Gestein von dem tauben Bruch zu sondern und auf einer Holzschleppe hinüberzuziehen zum Gleitschacht, durch den es zur Förderstelle hinunterfuhr. Das war bald gelernt. Und schweigend schaffte der Bub. Nur manchmal hielt er für ein paar Augenblicke inne: wenn er unter den rotgelben Salzsteinen einen klar kristallenen Brocken fand.

Das schimmerte beim Grubenlicht so fein und so glasig bunt, daß sich Adelwart nicht sattschauen konnte.

Man hörte Stimmen vom Leiterschacht. Und der Hällingmeister sagte leis: „Vergiß nicht, was ich dir gesagt hab! Laß dich mit den Hällingerleuten in kein Reden und Streiten ein! Heut bist der Mindest unter ihnen. Über vier Wochen bist Häuer!" Man hörte das Getrappel auf der Leiter. „Tu deine Arbeit und kümmer dich um nichts. Und Sorg brauchst keine haben. Der Platz ist sicher."

Schwarze Gestalten, jede mit dem Grubenlicht am Gürtel, kamen von der Leiter her. „Glück auf!" Den Meister erkannten sie. Und den neuen Schlepper, der so stumm und fleißig schaffte, sahen sie verwundert an. Die einen machten sich an die Arbeit, die anderen steckten tuschelnd die Köpfe zusammen. Und plötzlich fragte eine grobe Stimme: „Das ist doch ein Fremder? Und daß man einen Fremden hertut in unseren Berg, ist wider das Heimrecht von uns Hällingern! Das ist verbrieft."

Alle die dunklen Gesichter drehten sich nach dem Buben hin, während der Meister sagte: „Das ist der Adelwart Köppel, ein Bub von meinem Vatersbruder. Der ist eingefahren auf meines Davids Recht."

Ohne zu antworten, machten sich die Knappen an die Arbeit. Doch einer hob das Grubenlicht und ließ den Schein auf das Gesicht des Buben fallen. Ein rauhes Lachen. „Guck, du! Willst fuchsgraben im Salzberg?"

Adelwart richtete sich auf. Aber da ging der andere schon davon. In diesem Gezitter zwischen Finsternis und Zwielicht, in diesem Durcheinander der schwarzen Gestalten fand der Bub den Rechten nimmer heraus. Doch die Stimme hatte er deutlich erkannt. Es war der Michel Pfnüer, dem Adelwart im Garten des Leuthauses die Hosen gelupft hatte.

Des Buben Hände zitterten, als er sich niederbeugte, um einen klobigen Salzstein auf die Schleppe zu heben. Jetzt wußte er, daß er Seite an Seite einen Feind hatte, vor dem er sich hüten mußte. Doch dieses Zittern seiner Hände war kein Zeichen von Schwäche. Er lupfte so schwere Steine, daß die anderen Schlepper verdutzt nach seinen eisernen Armen lugten. „So! Schaff nur, Adel!" sagte der Hällingmeister. „Bis zum Schichtwechsel komm ich wieder." Dann henkte er das Grubenlicht an seinen Gürtel und ging davon.

Eine Weile taten die Knappen schweigend ihre Arbeit. Dann fingen sie mit kurzen Worten zu schwatzen an. Und immer, wenn der Michel Pfnüer was sagte, lachten die anderen. Dem Buben stieg das Blut in den Kopf. Dieses sonderbar klingende Kauderzeug verstand er nicht — doch er fühlte, daß jedes Wort eine versteckte Bosheit gegen ihn sei! Und da sprang er plötzlich auf den Michel zu. „Laß mich in Fried!" Der Pfnüer drehte nur das dunkle Gesicht. Aber die anderen Knappen fuhren verdrossen auf den Buben los. Was ihm denn einfiele? Das ginge nicht an, daß ein Schlepper wider einen Häuer aufmucke.

Wortlos kehrte Adel zu seiner Arbeit zurück. Und schaffte. Eine Stunde um die andere. Als er sich wieder einmal nach einem Stein bückte, spürte er am Hinterkopf einen Schlag, daß er taumelte. Ein paar von den Knappen lachten spöttisch. Und einer sagte: „Da ist ein Brocken von der Deck gefallen." Und der Michel Pfnüer, während er die Spitzhaue schwang, plauderte gemütlich vor sich hin: „Im Berg muß einer Ohren haben! Und muß die Brocken kreisten hören, eh sie fallen. Und muß den wehleidigen Grind auf die Seit tun!" Er lachte. „Wildbretschießen wär freilich leichter."

Adel biß sich auf die Lippen und schwieg. Er spürte einen brennenden Schmerz und griff an den Nacken. Da lief es ihm warm über die Finger. Beim Grubenlicht besah er seine Hand. Ganz rot war sie.

Ein alter, graubärtiger Knappe, der sich am Schwatzen und Lachen der anderen nicht beteiligt hatte, kam auf ihn zu. „Blutest, Bub?"

Schweigend wies ihm Adel die Hand.

„Komm, ich führ dich zum Wasser."

Sie stiegen durch den Leiterschacht hinunter zum See. Das salzige Wasser brannte in der Wunde. Aber das Blut war bald gestillt, und der Knappe half noch mit einer Talgsalbe, die er in einer kleinen Holzkapsel bei sich trug.

„Vergeltsgott!" sagte Adelwart. „Aber daß der Stein nicht gefallen ist, das weiß ich auch. Den Brocken hat einer geworfen."

„Ich mein' doch, daß er gefallen ist." Der Alte lauschte in die Finsternis der weiten Halle hinaus. Dann hob er mit der Linken die Grubenlampe, beleuchtete das eigene Gesicht, deckte die rechte Hand über die Augen, ließ sie wieder fallen und hob den Blick zur Höhe.

„Nein, da tust dich irren!" flüsterte Adelwart. „Aber mußt nicht Sorg haben, weil dich verraten hast. Ich bin mit dem Meister Freund. Und dir bin ich gut."

Eine Weile standen sie schweigend, und Adelwart, die Hand in den Nacken pressend, blickte über das schwarze, von mattem Lichtgeflimmer überzitterte Wasser hinaus.

„Häuer, sag mir deinen Namen!"

„Ich bin der Ferchner! . . . Aber laß dir raten, Bub! Der Meister soll dich einer anderen Rottschaft zuweisen. Mit dem Pfnüer wirst du Unfried haben."

Adel schüttelte den Kopf. „Ich bleib, wo d u bist, Ferchner! Komm!"

Sie gingen zum Leiterschacht hinüber.

* * *

Jonathan Köppel blinzelte mit den Augen gegen das Licht, als er auf dem Hund hinausfuhr in den Tag. Er stieg vom Karren, nickte dem Hundstößer einen Gruß zu und ging hinüber zum Amt. Vor der Türe blieb er nachdenklich stehen. Dann trat er in die Stube. „Glück auf, Herr Bergschreiber! Ich hab mir das Ding überlegt. Der Bub als Neuer wird im Berg einen harten Stand haben. Und da tät ich die Sach am liebsten selber gleich dem gnädigen Herrn fürtragen."

Dagegen hatte der Bergschreiber, der sich gern einen schriftlichen Bericht ersparte, nichts einzuwenden. Er meinte nur, daß der Herr nicht leicht zu haben wäre — jetzt, wo diese causa gravis mit den Kommissaren schwebe.

„Versuch ich's halt einmal!"

Mit dieser Absicht wanderte der Meister durch den rauschenden Föhn zum Stift hinauf, um auf gutem Weg, ohne dem Buben zu schaden, die Lüge wieder loszuwerden, zu der ihn das Kätterle beredet hatte.

Über die Straße, die aus dem Tal emporführte zum Markte, wirbelte der Staub in solchen Massen einher, daß all die alten und neuen Häuser, die sich enggedrängt am Berghang erhoben, wie unter einem Schleier standen. Aus dem von drei Seiten geschlossenen Stiftshofe wollte der graue Qualm keinen Ausweg finden. Immer wieder peitschte der sausende Drehwind die trüben Wolken an der Front der Stiftskirche und an den weißen, hochgefensterten Mauern des Stiftes hinauf. Die kleinen Scheiben der Trinkstube, die ebenerdig bei der Kellertüre lag, waren mit Staub ganz weiß behangen. Man sah nicht mehr hinein in die Stube. Aber man hörte die Stimmen der Chorherren und Stiftsbeamten, die zum Vespertrunk bei der Kanne saßen und eine aufgeregte Debatte führten. Aus dem Gewirr der Stimmen hörte man eine hohe, gereizte Kehle besonders deutlich heraus: „Er predigt, sag ich! Am Sonntag geht er auf die Kanzel! Und predigt wider das Zauberwesen! Drei Maß verwett ich, daß er's tut!" . . .

Meister Köppel hatte am Stiftstor die Glocke gezogen. Doch eben, als ihm der Pförtner öffnete, surrte nebenan aus der Kellertür eine lange Gestalt heraus, in schwarzem Talar — Sebastian Süßlind, der alte Leutpfarrer von Berchtesgaden. Der sah, zum Widerspruch mit seinem Namen, in dieser Magerkeit gar sauer drein. Und das hagere Gesicht brannte mit roter Zornflamme. Gegen den tobenden Wind vermochte der Greis kaum aufzukommen. Wie das rauschte, als der Föhn

in diese schwarzen Falten blies und den Talar zu einer Glocke blähte! Und das Käpplein flog davon, als wär's eine Schwalbe.

Der Hällingmeister rannte, um den schwarzen Vogel einzufangen. Doch Herr Süßkind dankte kaum, als ihm der Meister das Käpplein reichte. Verwundert sah der Alte dem Pfarrherrn nach, um dessen hageren Kopf die weißen Haare flatterten. „Was er heut nur haben muß? Ein Mensch so voller Güt! Und macht zwei Augen wie der Richter am jüngsten Tag!"

Vom Stiftstor rief der Pförtner in das Gewirbel des Staubes hinaus, wer da geläutet hätte. Jonathan eilte zum Tor. Er wurde eingelassen. Doch der Pförtner meinte: „Wirst wohl nicht fürkommen. Der geistlich Herr Kommissar ist droben."

Über eine breite Treppe ging's hinauf. Just wie der Hällingmeister den langen Korridor des ersten Stockes erreichte, dröhnte ein dumpfer Knall, als hätte man in der Nähe eine Wallbüchse losgeschossen. Eine Türe wurde aufgerissen, und da dampfte ein brauner, übelriechender Qualm in den Korridor hinaus. Aus der nächsten Tür kam ein Chorherr im weißen Habit gelaufen. Der hielt die Hand vor die Nase, lachte und schrie: „He! Perfall? Lebst du noch?"

Hustend erschien in dem Qualm ein greiser Chorherr, mit einer triefenden Lederschürze über dem weißen Talar. „Ich hab den weißen Schwan in die Glut gesetzt. Und wie er sich rot gefärbt hat, ist er aufgeflogen."

„Ist wieder ein Finger mitgeflogen?"

„Nein, ich hab noch alle sieben."

Die beiden traten mit Husten in die qualmende Stube; es klirrten die Fenster, die sie aufrissen; und mit Sausen blies der einfahrende Wind den übelduftenden Rauch durch den ganzen Korridor.

Noch ein paar andere Türen wurden geöffnet, die Chorherren schalten und lachten — und zogen die Nasen wieder zurück, um diesem bösen Dampf zu entrinnen. Etwas Neues war das nicht für sie — in der Alchimistenzelle, in die Herr Theobald von Perfall sein Kapitularenzimmer verwandelt hatte, krachte es fast jede Woche einmal.

Auch der Hällingmeister hatte, während er die Treppe zum anderen Stock hinaufstieg, seine Nase mit der Mütze gepanzert. Und droben fand er einen Diener damit beschäftigt, im langen Korridor ein Fenster um das andere zu öffnen.

Wie jeder Mensch im Lande Berchtesgaden, wußte auch Jonathan Köppel, daß Herr Theobald von Perfall seit vielen Jahren die Kunst des Goldmachens zu ergründen suchte. „Gott soll's geben," dachte der Meister unter Husten, „daß er den gleißenden Löwen noch erweckt! Sie könnten's brauchen im Stift und in der Landschaft!" Doch er meinte, was so übel röche, hätte noch einen weiten Weg durch alle sieben Feuer zu machen, bis es verwandelt wäre zu geruchlosem Gold.

Er wollte auf die Dekanatsstube zugehen, die am Ende des Ganges lag. Doch der Diener hieß ihn stehen bleiben. „Seine Gnaden der geistlich Kommissarius, der mag's nicht leiden, wenn man nah bei der Tür ist."

Der hochwürdigste Doktor Pürckhmayer schien es aber doch bei seiner Unterredung mit Herrn von Sölln auf Heimlichkeiten nicht abgesehen zu haben. Denn als die erregten Stimmen plötzlich verstummten, wurde die Türe der Dekanatsstube aufgerissen und der Dominikaner trat auf die Schwelle. In der Hand die Klinke, drehte er das weiße Greisengesicht in die Stube zurück. „Ihr sollt Bedenkzeit haben bis zu dem feierlichen Bußamt, das ich am Sonntag lesen will."

Kurzes Schweigen. Dann eine Stimme in Zorn und Kummer: „Nein! Und nein! Und tausendmal Nein! Und sollte das geschehen wider meinen Willen, so weiß ich mein Recht als Dekan zu wahren. Und jeden Kläger, der sich meldet, laß ich auspeitschen auf offenem Markt!"

Doktor Pürckhmayer erwiderte kein Wort. Er lächelte nur, zog die Türe zu und ging zur Treppe, die Hände unter der Kutte, in deren Falten das Goldkreuz funkelte.

Mit scheuem Blick zog Meister Köppel die Mütze. Dann guckte er den Diener an und stotterte: „Meinst, ich darf mich hineintrauen?"

„Versuch's!"

Jonathan pochte. Er meinte einen Laut zu hören und trat in die Stube. Aber da saß der alte Dekan gebeugt in einem Lehnstuhl, das Gesicht in die Hände vergraben.

„Jesus! Mein guter Herr!"

Der Greis erhob sich und machte mit der Hand eine müde Bewegung. Er trat zum Fenster, lehnte den Arm an das Scheibenkreuz und legte die Stirne drauf. So oft ein Föhnstoß gegen das Fenster rauschte, zitterten und klirrten die kleinen Scheiben im Blei. Sonst war kein Laut in der Stube. Und Meister Köppel wagte kaum zu atmen. Bald sah er den schweigsamen Herrn an, bald wieder den plumpen Holztisch, der ganz bedeckt war mit Pergamentrollen und aufgeschlagenen Büchern. Dann wieder guckte er zu den weißen, kahlen Wänden auf, als sollten sie ihm sagen, was für böse Dinge man in dieser Stube geredet hatte.

Das war ein kühler, wenig freundlicher Raum, nur bestellt mit billigem Holzgerät. Herr von Sölln, der unter der Klage stand, als Dekan zum Schaden der Landschaft gehaust, die Einnahmen des Stiftes verschleudert und die Schuldenlast des Kapitels vermehrt zu haben, wohnte nicht viel besser als der bescheidenste Bürger des Landes, das er für den in der Ferne residierenden Propst zu verwalten hatte. Von allem Gold und Silber und Kunstgerät, das einst diesen Raum geschmückt hatte, war nicht ein Stücklein übrig geblieben. Was im Bauernkrieg der Zerstörungswut des revoltierenden Haufens entgangen war, hatte nach Salzburg wandern müssen, um Geld zu werden.

Dachte Herr von Sölln an versunkene Zeiten? Denn während er hinausblickte in die föhnblaue Weite, nickte er vor sich hin — „Du schönes, liebes Land! Was ist schon hingegangen über dich! Was soll dir kommen!" Seufzend wandte er sich in die Stube zurück, ließ sich nieder und wies nach einem Sessel. „Also, lieber Meister, was bringst du?"

Jonathan strich das graue Haar in die Stirne. „Schauet, Herr . . . da hab ich einem braven Buben zulieb ein Stück getan, das wider mein Amt ist. Und ich merk, der Bub wird Unfried haben. Und da hab ich mir gedacht: du gehst ins Stift hinauf und bringst die Sach mit dem Herrn auf gleich."

„Laß hören, Meister!"

Jonathan erzählte von jener Begegnung auf der Schellenberger Brücke, von des Buben Ähnlichkeit mit dem David und von der tränenreichen Freude des Kätterle, für dessen hungriges Mutterherz ein „Bröselein Tod" wieder auferstanden wäre zum Leben.

„Den Buben hab ich gesehen", unterbrach ihn der Dekan. „Soll der nicht Jäger werden bei uns?"

„Heut ist er auf meines Davids Recht als Schlepper eingefahren in den Berg."

Kurz und offen berichtete der Meister alles, was er vor Stunden von Adelwart gehört hatte, als sie durch den rauschenden Bergwald herabgestiegen waren. Was im Gärtlein des Schellenberger Leuthauses geschehen war, das schien der greise Dekan viel weniger grimmig zu nehmen, als es Peter Sterzinger genommen hatte. Herr von Sölln, der seine verstörte Zerstreutheit völlig verloren hatte und aufmerksam zuhörte, schmunzelte sogar ein bißchen, als er von dem Donnerwetter hörte, das vor der Haustür des Wildmeisters auf den Buben niedergefahren war. „Freilich," sagte er, „eine rechtschaffene Jungfer will das Blütenstöcklein ihrer jungen Ehr und Tugend gut gezäunt wissen."

Und da glaubte der Hällingmeister, daß es nötig wäre, die Tat des Buben nach Kräften weiß zu malen. „Schauet, Herr, dem Adel ist der jähe Hunger nach einer lieben Freud herausgebronnen aus dem tiefsten Grausen. Denn am selbigen Morgen hat er in Salzburg sehen müssen, wie man auf der Nonntaler Wies . . ."

Der greise Chorherr schien zu wissen, was in Salzburg geschehen war. Denn er ließ den Meister nicht zu Ende reden, sondern sprang vom Sessel auf, als wäre ihm der Zorn eines Jünglings heiß in die alten Glieder gefahren. Und wortlos, die unruhigen Fäuste hinter dem Rücken, schritt er ein paarmal rings um den mit Büchern und Pergamenten bedeckten Tisch.

Erschrocken hatte sich auch Jonathan erhoben. Und weil er meinte, daß dieser Zorn dem Buben gälte, stammelte er: „Um Christi Lieb, Euer Edlen! Es wird doch der Bub nicht büßen sollen, was ich im besten Vermeinen geredet hab!"

Doch Herr von Sölln schien nicht zu hören. In Erregung schritt er immerzu durch die Stube. Und plötzlich blieb er am Tisch stehen und stieß dem Meister ein großes Buch hin, das offen zwischen all den Schriften lag.

„Schau her, du! Das Bild da schau dir an!"

Dem Hällingmeister, als er auf das Buch hinsah, ging ein Erblassen über das Gesicht — in dem Buche zeigte ein Holzschnitt den nackten Körper eines Weibes, das gefesselt und mit verrenkten, nach rückwärts gebogenen Gliedern, wie eine lebendige Wagschale, an vier Stricken hing.

„Herr . . ." Die Stimme versagte dem Meister. „Herr, das ist ungut zum Anschauen."

„Kannst du lesen?"

Jonathan nickte.

„So lies, was drunter steht!"

Widerwillig beugte sich der alte Köppel über das Bild und buchstabierte: „Zeiget, wie die Hexe, nachdem sie in Christi und der Evangelisten Namen beredet ist, zum anderenmal aufgezogen wird, um ihren teuflischen Trutz zu beugen."

„Lies noch das gottselige Verslein, das dabeisteht!"

Jonathan las:

„Wo du geduldt hast in der Pein,
So wird sie dir gar nutzlich sein,
Drum gib dich gut und willig drein,
Bekenn, und Gott wird gnädig sein!"

Mit einem Lachen, das gar übel klang, warf Herr von Sölln den Deckel des Buches zu und schlug mit der Faust darauf. „Und der das gottverlassene Buch da geschrieben hat, der geht noch wütiger ins Zeug als der Hexenhammer, noch blinder als Bodinus und Binsfeld, noch grausamer als Martinus Delrio, noch unerbittlicher als Nikolaus Remigius, der sich berühmen konnte, in einem Dutzend Jährlein an die tausend Menschen wegen Zauberei zum Tod verdammt zu haben!" Die Stimme des Greises begann vor Zorn zu schrillen. „Und weißt du, wer das Buch da geschrieben hat?"

Der Hällingmeister schüttelte stumm den Kopf.

„Ein evangelischer Pastor!" schrie der Dekan. „Ein Evangelischer! Ein Evangelischer!"

Dem alten Köppel fuhr eine Röte über die Stirn, als hätte er einen Faustschlag ins Gesicht bekommen. Dann tat er einen tiefen Atemzug und sagte ruhig: „Herr! Ob römisch oder evangelisch . . . es bleibt doch allweil jeder noch ein Mensch mit aller Torheit und Narretei!"

„So? So?" Mit beiden Fäusten packte Herr von Sölln den Hällingmeister am Lodenkittel und rüttelte ihn. „Dann sag mir eines, du! Wozu die Verheißung, wo kein Erfüllen ist? Wozu der Umsturz in der ganzen Welt, wenn hinter ihm kein Aufrichten kommt? Wozu das Neue, wenn die Menschen allweil die alten bleiben? Das sag mir, du! Das sag mir!"

Jonathan wußte keine Antwort, sah nur mit erschrockenen Augen den greisen Priester an, dessen Gesicht der Zorn völlig entstellt hatte.

Bei diesem Schweigen wurde der Chorherr ruhiger. Er trat zum Fenster. Aber kaum hatte er hinuntergeblickt auf die Dächer, die der Föhn umbrauste — da flackerte wieder der Zorn in ihm auf. „Und solch ein Buch! Das legen sie mir für! Ad demonstrandum, wie lau und schwach mein Eifer! Ad demonstrandum, daß ein Feind der Kirche fleißiger in Gottes Weinberg jätet als ein treuer Jünger des Guten und Barmherzigen, der für die Menschheit geblutet hat am Kreuz! Er hat geblutet! Das steht geschrieben, Meister! Das Wort ist da! Wo ist der Sinn? Wo ist die Güte? Wo die Barmherzigkeit!"

Den weißen Kopf zwischen die zitternden Hände fassend, rannte Herr von Sölln durch die Stube. Dann blieb er vor dem Hällingmeister stehen und ließ die Arme fallen.

„Herr du mein! Köppel! Was ist denn da mit uns geschehen? Wie sind wir denn auf solche Reden gekommen?... Richtig, ja! . . . Richtig, jetzt weiß ich es wieder! . . . Mit deinem Buben, gelt?" Er legte dem Meister die Hände auf die Schultern. „Und das hat der Bub mit ansehen müssen? Wie sie das fremde Weib verbronnen haben? Und die schöne Schreiberstochter? Und das Kind! Das Kind! Das Kind! Und den Eschenthal, den Chorherrn! Der mir durch vierzig Jahr ein lieber Freund gewesen!" Die Tränen rollten ihm über die Lippen. „Und der im Feuer noch des Heilands Wort gebetet hat: O Herr, vergib ihnen . . .! Das hat er sehen und hören müssen? Dein Bub? Und ist ein Fremder für dich! Und du tust dein Haus für ihn auf! Und gibst ihm die Hälft von deinem Leben! . . . Ach, lieber Christenmensch, wie gut versteh ich's, daß dein Bub in seinem Grausen ein holdseligs Stückl Leben in die Arm hat reißen müssen!"

„Gelt, Herr?" Der Hällingmeister atmete auf.

„Dem Buben will ich gut sein! Da sei nur ohne Sorg, lieber Köppel! . . . Aber was wir zwei geredet haben, gelt, das lassen wir unter uns! 's ist besser, weißt! Da kann ich dem Buben leichter helfen . . . so lang' ich noch Dekan bin! . . . Aber eines muß ich dir raten! Dem Wildmeister mußt du ein wohlbeschaffenes Wörtlein sagen! Daß er nichts ausredet über den Buben! Sag ihm nur: ich will's! Und der Peter tut es!" Da wurden dem Greis die Knie schwach, und er fiel auf den Sessel hin. „Jetzt geh nur, Meister! Geh! Und Gottes Segen auf dich und deine warme Lieb!"

„Vergeltsgott, Herr!" Auf den Fußspitzen, lautlos ging der Meister zur Türe. Er griff schon nach der Klinke, als er hinter sich die müde Stimme hörte:

„Hast du mir nicht gesagt, der Bub wär römisch?"

„Ja, Herr! Und gut!"

„Da tu mir den Buben nur nicht irr machen, gelt!"

Jonathan schüttelte den Kopf.

Draußen, trotz der offenen Fenster, war noch immer der üble Duft zu spüren, den die Goldküche ausgespien hatte. Aber der Hällingmeister dachte nimmer an den Alchimisten mit den sieben Fingern. Er wischte sich mit dem Ärmel den kalten Schweiß von der Stirne. Und als er hinaustrat in den pfeifenden Föhn und in das Gewirbel des Staubes, murmelte er vor sich hin: „Herr Jesu mein! Was geht im Land denn für? Was muß denn unterwegs sein?"

Er kam durch den alten Gesindhof des Klosters. In der Wachtstube saßen die Musketiere mit Streit und Gelächter beim Würfelbecher.

Die alte Wärtelkammer neben dem Tor, das auf den Marktplatz führte, war ein leeres Mauerloch mit unverglasten Fensterhöhlen. Da saß kein Pförtner mehr. Das Tor des freiregulierten Herrenstiftes blieb offen bei Tag und Nacht.

Auf dem Platze, beim Marmorbrunnen, dessen dünne Wasserstrahlen im Winde zersprühten, standen Frauen und Mägde mit Lachen und Schwatzen beisammen. Und der Hällingmeister, als er vorüberging, streifte die lustigen Weibsleute mit einem Blick der Sorge. Dann ging er die Straße hinunter, die im Bogen den halb ausgefüllten Wallgraben der alten Festungswerke umzog. Und plötzlich blieb er stehen — Jungfer Madda kam die Straße herauf, begleitet von Marei, die einen Henkelkorb am Arme trug. Madda plauderte und deutete immer; sie schien der Magd die Wege zu weisen und die Baulichkeiten des Stiftes zu erklären. Das tat sie in einer ruhigen, fast müden Art. Ihr feines, hübsches Gesicht war nicht so frisch und farbig wie sonst. Aber schmuck sah sie aus in dem grünen Röcklein und in dem Miederchen aus braunem Hirschleder. Und der zausende Föhnwind ringelte ihr



Glückliche Tage.
Gemälde von E. Artigue.

die rotgebänderten Zöpfe wie schwarze, feuergetupfte Schlänglein um Wangen und Schultern.

„Freilich," dachte Meister Köppel, „die kann einem Buben das Blut zum Sieden bringen!" Und als er vor Madda stand, grüßte er und fragte: „Tät ich den Wildmeister treffen, wenn ich ihn aufsuch, jetzt?"

„Grad ist der Schwager heimgekommen vom Berg."

„Vergeltsgott!" Jonathan folgte der Straße.

„Komm!" sagte Madda zur Marei. „Jetzt zeig ich dir den Bäck und den Metzger und unseren Schuster. Zu denen hast du die meisten Weg."

Marei, in dem guten Kleiderzeug, das ihr Madda geschenkt hatte, sah gar nicht übel aus. Und die Sorgfalt, mit der sie das rote Kopftuch um das säuberlich gezopfte Haar geschlungen hatte, verriet ein bißchen Eitelkeit. Auch hatte ihr die Nachtruh unter sicherem Dach das verhärmte Gesicht mit leiser Röte angehaucht. Doch in ihren Augen war noch immer jener scheue Blick. Und als sie unter dem Tor des Stiftes einen Musketier erscheinen sah, machte sie im Schreck mit der Hand eine zuckende Bewegung nach den Rockfalten der Jungfer.

„Aber geh doch!" Madda lachte. „Wir sind doch da in keiner Wildenei! Und du bist doch auch kein Kindl nimmer, das sich verirren könnt!"

Beim Brunnen wich die Jungfer einem Plausch mit den Mädchen und Weibern aus — um sich neugierige Fragen über die Marei zu sparen. Sie ging auf das Haus des Bäcken zu, das gleich zu Anfang der Gasse lag. Als sie nach einer Weile wieder auf die Straße trat, da kam gerade der weltliche Kommissar, Herr Preysing, von zwei Jägern begleitet, heimgeritten von der Jagd, reich und zierlich in Grün gekleidet. Der Wind spielte mit der Straußenfeder seines Hutes, mit den Seidenbändeln des gepufften Wamses und mit den Spitzenbehängen der gelben Stulpenstiefel. Drei Birkhahnen baumelten am Sattel seines Pferdes. Ritt und Bergstieg schienen den Freiherrn ermüdet zu haben. Doch plötzlich richtete er sich im Sattel auf, als müßte er zeigen, daß er trotz der Vierzig noch Jugend in den Adern hätte. Und mit wohlgefälligem Staunen ruhte sein Blick auf Madda. Noch etwas mehr als Staunen war in diesem Blick.

Der Jungfer stieg das Blut ins Gesicht, und sie machte flinke Schritte. Doch bei aller Eile konnte sie noch hören, wie Herr Preysing einen Jäger fragte: „Wer ist das hübsche Ding?"

Auf die stumme Marei hatte der reichgekleidete Reiter großen Eindruck gemacht. Erst guckte sie sich immer um. Dann fragte sie mit ihren flinken Händen, wer das wäre.

„Ich weiß nicht", sagte Madda. „Wird wohl einer von den kecken Adelsherren sein, wie man sie alljahr im Stift zu den Jagden ladet! . . . Schau, Marei, da wohnt der Metzger! Jetzt paß auf, wenn wir die Zeichen ausreden, wie du alles verlangen mußt." Sie trat mit der Magd ins Haus.

Es ging schon auf den Abend zu, als Madda und Marei von ihrem Dorfgang heimkehrten.

Das Brausen des Föhnwindes hatte nachgelassen; über den Bergen, die den Königsee umgaben, fiel grau der Regen; doch von Westen, über das Lattengebirge, glänzte die sinkende Sonne her und säumte das stahlblaue Gewölk mit feuerroten Bändern. Von diesem brennenden Glanze bekam das ganze Tal einen flimmernden Widerschein.

„Schau nur, schau, Marei! Wie alles flammet da droben!" Madda blieb stehen und konnte sich nicht sattschauen an dieser wundersamen Glut der Höhe.

Marei aber warf keinen Blick zum Himmel. Mit halb geschlossenen Augen hielt sie das bleiche Gesicht auf die Brust gesenkt — und ein Schauer ging ihr über die Schultern.

Über die Hecken klang das laute Lachen des Wildmeisters.

„Der Schwager muß Heimgart haben!" meinte die Jungfer. An den Hällingmeister dachte sie nimmer. Der war ja auch kein Mensch, der die Leute lachen machte. Doch als sie in den Garten trat, saßen Jonathan Köppel und Peter Sterzinger schwatzend auf der Hausbank. Der Wildmeister, als er die Schwägerin kommen sah, kniff den anderen mit flinkem Griff in den Schenkel. Und da schwieg der Hällinger.

Die Kinder kamen gesprungen, hängten sich an den Rock der Magd, guckten in den Korb und zogen die Marei ins Haus, die ihnen versprechen mußte, das Schattenspiel zu machen, sobald auf dem Herd das Feuer aufginge.

Die Jungfer stand im Glanz des Abends neben dem rotblühenden Beete der Liebherzensschlüssel und sah verwundert die beiden Männer an. Da mußte irgend etwas sein! Jonathan Köppel, freilich, der hatte so ernste Augen wie immer. Peter Sterzinger aber schmunzelte und hatte was Absonderliches in Blick und Stimme, als er sagte: „So, Maddle? Bist wieder da? Komm, hock dich ein bißl her zu uns!"

Madda blieb stehen. „Was will denn der Hällingmeister?"

„Wer? . . . Ach so, der Meister? . . . Der ist kommen, weil er mit mir was reden hat müssen, von wegen der Holztrift! . . . Gelt, Meister, von wegen der Holztrift?"

Doch ehe der alte Köppel antworten konnte, kam einer flink und aufgeregt durch das Heckentürlein hereingesprungen, der Josua Weyerzisk. Sein Gesicht lachte und glühte. „Jungfer! Kommet, Jungfer! Das müsset Ihr sehen! Nur flink! Nur flink!" Er hatte Madda bei der Hand gefaßt und zog sie auf die Straße.

„Was ist denn, Joser? Um Gottes Willen, was ist denn?"

„Das müsset Ihr sehen, Jungfer! Wie fleißig und froh mein Trudle im Garten schafft." Er zog das Mädchen mit sich fort, zu dem kleinen Haus hinüber, über dessen Dach die Ulmen rauschten. Im Vorgarten war das ganze Weglein weiß wie Schnee, von all den Hollunderblüten, die der Föhn von den Stauden geschüttelt hatte.

„Wo ist denn das Trudle?"

„Die ist bei den Rosenstöcken, hinter dem Haus! Kommet, Jungfer, wir gucken durchs Kammerfenster."

Sie traten ins Haus und durch die Werkstube in eine Kammer, die so eng war, daß zwischen der Wand und dem Doppelbett nur ein schmaler Durchgang blieb. Ganz weiß war die kleine Kammer — weiß die Mauer, weiß das Holz der Bettstelle, weiß die Kissen. Und all dieses Weiß überhaucht von einem rosigen Dämmerschein! Denn die Scheiben der beiden Fenster glühten im roten Feuer des Abends wie durchscheinendes Blut.

Zu einem dieser Fenster traten die zwei. Und da sahen sie draußen eine Hecke von Weiden, die am Ufer der Ache wuchsen, und neben einem weiß mit Blütenflocken bestreuten Weg ein schmales, langes Beet, bepflanzt mit einer Reihe kleiner Rosenstöcke, die, im Wachstum gegen alles andere Grün zurückgeblieben, ganz fein und klein die jungen Blätter schoben. Auf dem Wege kniete die Weyerziskin. Sie trug das graue Kleid wie sonst; doch die Jacke war sorgsam genestelt, das frische Linnen puffte zwischen den Schnüren heraus, ein weißes Krausenkräglein lag um die Schultern, und unter dem nonnenhaften Frauenhäubchen quollen die blonden Zitterlocken hervor. Der rote Schimmer des Abends war um die junge Frau, die flink und fleißig schaffte, all die geknickten und verdorrten Ästchen von den Rosenstöcken löste und die schwachen Zweige aufband an einen weißen Stab. Nun hielt sie inne in der Arbeit und beugte hastig das Gesicht zu einem Stock. An einem der Äste mußte sie eine Knospe gefunden haben — denn zärtlich umschloß sie mit beiden Händen die Zweigspitze und küßte die werdende Blume.

Madda hörte hinter sich einen schluchzenden Laut. Als sie sich umblickte, sah sie, daß dem Weyerzisk die Tränen über den Bart rollten. „Aber Meister! Warum denn weinen? Freuet Euch doch!"

Da stürzte Josua auf die Knie und umklammerte mit zitternden Armen die Jungfer. „Vergeltsgott! Tausendmal Vergeltsgott!" stammelte er. „Wie ein liebes Wunder ist's gewesen, was Ihr geholfen habt an meinem Weib! Das muß Euch einkommen an Eurem eigenen Leben, an Eurem eigenen Glück!"

Lächelnd strich ihm Madda mit der Hand über das wirre Haar. „Komm, Joser! Komm, wir gehen hinaus zu deinem Trudle!"

Sie gingen hinaus durch die Werkstube. Und da fragte die Jungfer leise: „Meister, was macht denn das Muttergottesstöckl?"

Dem Josua schoß das Blut ins Gesicht. „Seit gestern bin ich nimmer dazu gekommen, daß ich dran geschnitten hätt. Und heut am Tag, da hab ich mein Handwerk schaffen müssen. Aber morgen will ich fleißig schneiden dran."

Als sie hinaustraten in den roten Abendglanz, kam der Schinagl gelaufen: „Jungfer, Ihr sollet heimkommen! Gleich! Fürnehmer Besuch ist da! Der edel Herr Kommissar!"

Madda erschrak und schien was fragen zu wollen. Doch sie schwieg.

Auf der Straße sah sie noch den Hällingmeister, der zur Achenbrücke ging.

Er stieg durch den Bergwald hinauf. Nur noch ein sachtes Rauschen war in den Wipfeln, um die der Rotglanz des Abends flimmerte. Doch ehe der Hällingmeister sein Haus erreichte, war dieses Leuchten völlig erloschen und ein schwergeschlossenes Gewölk bedeckte den Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Umsiedlung eines Indianerstammes.

Von Rudolf Hartmann.



Eine Berichterstatterin.

Amerikanische Dichter, Cooper und Longfellow, haben den Indianer idealisiert. Ihre Romane und Lieder sind über den Ozean gedrungen, und fest haben sich uns die Gestalten der roten Helden Chingachgook und Unkas, der edlen Hiawatha und der lieblichen Heimahaha eingeprägt. Diesen Eindruck konnten Berichte nüchterner Beobachter nicht völlig verwischen. Mochten die Rothäute in der Tat wild und grausam sein, mochten sie der vordringenden Kultur einen sinnlosen Widerstand entgegensetzen, man brachte ihnen aus der Ferne doch Sympathien entgegen. Sie waren ja ein aussterbendes Volk, und da vergaß man gern ihre Untaten und suchte die besseren Seiten ihres Charakters hervorzukehren, und man fand sie in der Tat bei den atlantischen Indianern.

Wer aber in früheren Zeiten, wo die rote Rasse noch nicht völlig niedergeworfen war, das weite Gebiet der Vereinigten Staaten bereiste und mehr und mehr nach dem fernen Westen vordrang, mußte wohl erfahren, daß jenes Vorbild des Indianers, das sich ihm eingeprägt hatte, auf die neuen Stämme, denen er begegnete, nicht mehr paßte. Wenn vollends das Felsengebirge im Rücken lag und der Reisende sich dem Gestade des Stillen Ozeans näherte, dann mußte selbst der eifrigste Indianerfreund sich beim Anblick der Rothäute enttäuscht und ernüchtert fühlen.

Kalifornien ist ein herrliches Land und sein Einfluß auf die weißen Menschen segensreich. Bayard Taylor hat ihn überschwänglich gerühmt: „Die Kinder Kaliforniens haben sicherlich sehr viel vor denen der östlichen Staaten voraus. Nirgends kann man rosigere Gesichter, noch ein gesunderes und schöneres Aussehen finden; kräftig, graziös und voll eines glücklichen Temperaments, verspricht die kalifornische Jugend zu den bewunderungswürdigsten Typen des männlichen und weiblichen Geschlechts heranzuwachsen. Die Liebe zu dieser ihrer Heimat ist nicht erst erworben, sondern angeboren mit dem blauen Himmel und den gelben Hügeln, die die Bewohner kräftigen und zugleich eine ernste und freigebige Rasse schaffen, der alles Rohe und Gemeine fern liegen sollte. Was mich selbst betrifft, als ich eine Luft atmete, süßer als jene, die Platos Honigworte auffing, und lieblichere Täler erblickte als Tempe und das des Eurotas, als ich den Berg Shasta anstaunte, der den olympischen Thron Jupiters weit überragte, da drängte sich mir die Überzeugung auf, daß die Natur sich verleugnen und der Mensch entartet sein müßte, wenn ein solcher bevorzugter Himmelsstrich nicht wieder eine Rasse schaffen könnte, die in Künsten und Wissenschaft mit dem alten Griechenland zu wetteifern berufen ist."

Auf den roten Menschen hat das schöne Land einen fördernden Einfluß nicht geübt, er ist unter dem milden Himmelsstrich Kaliforniens träger geworden als sein Bruder, der die rauhere Luft des Nordostens atmete. Powell, der beste Kenner der nordamerikanischen Völker, hebt den Unterschied zwischen den beiden Indianergruppen hervor. Wer an das Studium der Kalifornier herantritt, der muß sich zunächst verschiedener Begriffe entschlagen, womit ihn das Leben der atlantischen Indianer vertraut gemacht hat. Da ist zunächst die Vorstellung des „Großen Geistes", denn die kalifornischen Menschen sind Realisten und suchen alles zu personifizieren, dann jene der „glücklichen Jagdgründe", denn der indolente Kalifornier, aufgewachsen in einem balsamischen Klima, weiß nichts von den wilden Freuden des Dakotajägers. Entsagen muß man ferner der sonst vom Indianer unzertrennlichen Vorstellung der kupferfarbenen Haut, der kühn geschwungenen Adlernase und des prächtigen barbarischen Körperaufputzes; entsagen der blutbedeckten Skalplocke, der Tortur der Gefangenen am Marterpfahle, der roten Kriegsmalerei, dem Tomahawk, dem Totem und dem „Kalumet" oder der Friedenspfeife. Kein kühnes kriegerisches Volk, sondern eine niedrige demütige Rasse fanden die ersten spanischen Entdecker in Kalifornien vor. Zersplittert in eine Unzahl kleiner Stämme, die oft nur aus einigen wenigen



Mouat Brown Cartiga

Juan Maria Mouat, Häuptling, John Brown, indianischer Anwalt, und Cartiga, indianischer Priester.

Familien bestanden, vegetierten diese Indianer stumpfsinnig dahin. Dem Ackerbau abhold, nährten sie sich von Eicheln und anderen Früchten, die ihnen der Wald bot, dabei trieben sie Jagd, verfolgten aber nicht großes wehrhaftes Wild mit Pfeil und Lanze, sondern waren Meister im Legen von Schlingen und Stellen von Fallen, verstanden namentlich in den Flußniederungen in Massen wilde Enten und Gänse zu fangen; geschickt auch waren sie als Fischer und erbeuteten leicht die Lachse, die in großen Mengen in den kalifornischen Flüssen aufstiegen. Armselige Hütten boten den Wilden Obdach, klein waren ihre Dörfer, und ihren Bewohnern fehlte der Wunsch zum Anschluß an die Nachbarn. Es ist ja ein Zeichen der niedrigen Kulturstufe, daß der Mensch im Menschen einen geborenen Feind erblickt und sich in kleineren Horden abzuschließen sucht. Gegenseitige Überfälle standen auch bei den Kaliforniern an der Tagesordnung, aber die Fehden arteten nicht in größere Kriege aus. Dementsprechend waren auch die Waffen dieser Wilden minderwertig, schwach ihre Bogen und klein ihre Speere. Nur in den Bergen hausten hier und dort Stämme, die aus dem Osten gekommen waren, sich durch mehr kriegerischen Sinn auszeichneten und sich gegen die fremden weißen Einwanderer auflehnten.

So lange von Mexiko aus die Kolonisation betrieben wurde und die neuen Ansiedler dem Ackerbau und der Viehzucht sich zuwandten, schonte man die Indianer, denn man brauchte sie als Feldarbeiter und Viehhirten. Freilich führten die Diebereien, die sich die schlauen hinterlistigen Rothäute zuschulden kommen ließen, zu Verwicklungen, die manchmal durch Waffen geschlichtet wurden. Im allgemeinen war aber das Verhältnis ziemlich leidlich. Eine schwere Katastrophe brach über die kalifornischen Indianer herein, als im Jahre 1848 die ersten Goldfunde in der Gegend von Fort Sutter gemacht wurden. Goldsucher kamen in Scharen in das Land, und die meisten waren verwegene ruchlose Abenteurer. In jener Zeit arbeitete ein Schweizer Heinrich Lienhard als Gärtner und Viehzüchter in jener Gegend. Er war Zeuge der Goldentdeckung und auch der Wandlung, die sie mit sich brachte. Vor einigen Jahren hat er seine Erinnerungen veröffentlicht und auch das Elend geschildert, dem nun die Indianer ausgesetzt wurden. Unter den Goldsuchern gab es Abenteurer, die sich zu rechten Räuberbanden zusammentaten, den weißen Ansiedlern Vieh, Pferde und Ernte raubten und die Indianer ohne allen Grund wie Wild niederknallten. Lienhard erzählt von Vorfällen, in denen diese Banditen friedlich des Weges dahinziehende Rothäute überfielen, mordeten, und wo die Weißen den gefallenen Feinden den Skalp abzogen. Die Erträge der Goldminen wuchsen inzwischen, aber Kalifornien war der Schauplatz des wüstesten Treibens, eine Höhle des Lasters geworden. Erst allmählich klärten sich die Verhältnisse, und mit dem Aufschwung des Ackerbaues hielt die wahre Kultur ihren Einzug in das gesegnete Land. Die Indianer waren aber dezimiert, und was von ihnen übrig geblieben war, fristete ein elendes Dasein. Die Tugenden des weißen Mannes waren ihnen fremd geblieben, seine Laster hatten sie angenommen. Das Land brauchte der Weiße für seine Pflanzungen, die Rothäute mußten es hergeben und wurden von der Regierung auf besondere Territorien, Reservationen, gesetzt. Wohl stehen hier noch die Nachkommen der alten Häuptlinge an der Spitze der Gemeinden, aber die alten Indianer findet man nicht mehr vor. Sie tragen die Kleidung der Weißen, bedienen sich ihrer Geräte, treiben Ackerbau. Sie sind zum Christentum bekehrt, wenigstens dem Namen nach. Trotz des Schutzes und der Unterstützungen, die ihnen die Regierung vielfach gewährt, wollen sie nicht gedeihen. Krankheiten raffen sie dahin, und heute gibt es in Kalifornien kaum mehr als 10 000 Indianer.

Aber auch in den neuen Wohnsitzen läßt man ihnen keine Ruhe. Die Ländereien, die man ihnen angewiesen, erscheinen plötzlich für Kulturaufgaben der Weißen nötig. Die Rothaut muß weichen. Dem Volksstamm wird in der Öde ein neuer Wohnsitz angewiesen, und er muß dem Befehl gehorchen.

Also ist es neuerdings dem kleinen Stamm der Copahindianer in Kalifornien ergangen. In ihrem Lande wurden warme Quellen entdeckt, und man fand heraus, daß sich der Platz ganz gut zur Gründung eines Kurortes eigne. Die Indianer standen dem Unternehmen im Wege. Man wandte sich an die Regierung, und sie löste die Frage kurzerhand. Die Rothäute haben kein Recht auf Landbesitz, es wurde also angeordnet, daß sie ihr altes Heim verlassen und sich auf einem drei Tagemärsche entfernten Gebiet in Pala ansiedeln sollten.



Lagerszene.

Die Copahs hatten immer in Frieden gelebt, sie hatten auch keine Unterstützung von der Regierung bezogen, sondern sich selbst erhalten. Das hatte bei ihnen einen gewissen Unabhängigkeitssinn gezeitigt, und sie waren weniger als andere Indianer geneigt, so ohne weiteres den Anordnungen des Indian Office Folge zu leisten. Kein Wunder, daß sich die helle Entrüstung des kleinen Haufens bemächtigte, als ihnen plötzlich von Washington aus erklärt wurde, sie müßten nun



Bei der Mittagsrast.

fortziehen und sich ein neues Heim gründen. Sie weigerten sich also und erklärten dem Regierungsanwalt ihrer Reservation, daß sie nur der Gewalt weichen würden und entschlossen seien, gegen die Armee der Vereinigten Staaten zu kämpfen. Das Indian Office suchte jedoch keine Händel mit den Indianern, es ließ die erste Aufwallung verrauchen und requirierte dann nicht militärische Hilfe, sondern sandte einen Spezialagenten zu den Copahs, der sie in aller Güte überzeugen sollte, daß ein bewaffneter Widerstand ein völlig hoffnungsloses Unternehmen wäre. Der erfahrene Mann nahm die Hilfe einiger Weißen, die mit den Indianern befreundet waren, in Anspruch, und es begannen nun die gütlichen Verhandlungen, die spät in der Nacht erfolgreich abgeschlossen wurden. Der Spezialagent gab sofort Befehl zum Aufbruch, und zwei Stunden darauf begann man die Habe des Häuptlings auf bereitstehende Wagen zu verladen.

Die Regierung stellte für die Umsiedlung 75 Wagen, die einen langen Zug bildeten. Er wurde von zwei Schutzleuten begleitet, und auch die 41 weißen Kutscher hatten sich für alle Fälle mit Flinten und Revolvern bewaffnet. Zu dem eigenartigen Vorgang hatte sich eine Schaar von Zeitungskorrespondenten eingefunden, darunter eine junge Dame hoch zu Roß. Den Auswanderern schlossen sich auch der Indianeranwalt John Brown und der Indianerpriester Ambrosio Cartiga an. In einem besonderen Wagen fuhren die ältesten, nahezu hundertjährigen Mitglieder des exmittierten Indianerstammes, ein Mann mit seiner Frau und Schwägerin. Der Auszug verlief durchaus friedlich. Zweimal wurde Nachtlager aufgeschlagen, und sogleich nach der Ankunft in Pala begann man mit dem Aufbau der neuen Niederlassung. Die Regierung sandte noch Sachverständige, die die Indianer in der Anlage von Bewässerungskanälen unterrichten sollten.

Hoffentlich wird das den Copahs gelingen, und hoffentlich wird man in ihrer neuen Heimat nicht so bald wieder eine für die Kultur wichtige Entdeckung machen, damit sie in dem neuen Heim bleiben dürfen, bis — ihr Stamm erloschen ist.

Das Recht am eigenen Bilde.

Von Dr. jur. Grüttefien.

„Alles fließt", so lautet ein berühmter Spruch der alten Griechen. Auch unser Recht ist in ständigem Fluß begriffen. Es muß sich den Lebensverhältnissen anpassen, und jede neue Erscheinungsform des Außenlebens, sei sie nun sozialer Natur oder die Folge neuer Erfindungen und Entdeckungen, stellt auch das Recht vor neue Probleme. Auch der große Aufschwung, den die Photographie heutzutage genommen hat, hat den Gesetzgeber vor ein neues schwieriges Problem gestellt. Soll die Photographie, namentlich die Porträtphotographie, sich schrankenloser Freiheit erfreuen, oder soll man umgekehrt dem Porträtierten ein schrankenloses Recht am eigenen Bilde gewähren, das jede photographische Aufnahme gegen seinen Willen unmöglich macht, oder muß ein Mittelweg gefunden werden? Wenn man die gewaltige Entwicklung ins Auge faßt, die die illustrierten Zeitschriften mit Hilfe der Photographie in neuerer Zeit genommen haben, so kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß bei dem Problem des Rechts am eigenen Bilde die größten Interessen auf dem Spiele stehen, und daß durch eine unvorsichtige Lösung dieser Frage nicht nur eine aufblühende Industrie, sondern auch berechtigte Interessen der Allgemeinheit in empfindlichster Weise geschädigt werden können. Seit mehreren Jahren ist daher sowohl in der juristischen Literatur, wie in den Kreisen der Interessenten ein lebhafter Streit über den Begriff und die Abgrenzung des Rechts am eigenen Bilde entstanden. Der Vater dieses Begriffes war der Berliner Kammergerichtsrat Keyßner, der in einer im Jahre 1896 erschienenen Schrift zum erstenmal das Recht am eigenen Bilde beanspruchte. Hierbei handelt es sich um die aus dem

Recht der Persönlichkeit abgeleitete Befugnis, Anderen die unbefugte Nachgestaltung der eigenen Person zu untersagen. Das noch heute geltende deutsche Photographiegesetz vom 10. Januar 1876 hat in der Frage des Schutzes der Porträtierten völlig versagt. Das Reich hat daher im Juli 1902 den Entwurf eines neuen Photographiegesetzes vorgelegt, in dem das Recht am eigenen Bilde einen weitgehenden Schutz erfahren sollte. Aber dieser Entwurf vergaß darüber allzusehr die ebenso berechtigten Interessen der illustrierten Zeitschriften und der Allgemeinheit und führte zu lebhaften Protesten deutscher Zeitungskreise. Es ist daher im Jahre 1904 ein neuer Entwurf eines Gesetzes über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie dem Bundesrate vom Reichskanzler vorgelegt worden, in dem das Recht am eigenen Bilde enger begrenzt ist. Auch der vorjährige 27. deutsche Juristentag in Innsbruck hatte die Frage, inwieweit ein Recht am eigenen Bilde anzuerkennen und zu schützen sei, auf seine Tagesordnung gesetzt.

Ehe wir auf die Beschlüsse des Juristentages näher eingehen, wollen wir zunächst den bisherigen, noch heute geltenden Rechtszustand beleuchten. Das deutsche Photographiegesetz von 1876 erklärt nur, daß das Urheberrecht an einem photographischen Porträt dem Besteller zustehe. Das Gesetz hatte dabei gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Besteller und Porträtierter verschiedene Personen sein könnten, oder daß eine Photographie auch ohne Bestellung hergestellt werden könnte.

Eine Reihe von interessanten Prozessen hat die Bedenklichkeit dieses Zustandes klar erwiesen. Eine Dame hatte zugestimmt, daß ein Photograph ein Bild von ihr für einen Herrn, der das Bild bestellt hatte, anfertigte. Der Photograph stellte ohne Zustimmung der Dame weitere Abzüge her; die Dame erhob dagegen Einspruch, aber das Reichsgericht wies sie ab, da nicht sie, sondern der Herr das Bild bestellt habe.

Ein zweiter Fall spielte sich in dem Ostseebad Cranz ab. Ein Photograph hatte eine gerade in das Bad steigende Dame widerrechtlich im Badeanzug photographiert und die betreffenden Bilder öffentlich ausgestellt und verkauft. Das Reichsgericht erblickte darin eine strafbare Beleidigung und bestätigte die Verurteilung des Photographen zu 6 Monaten Gefängnis, weil durch die Photographie bei anderen der Eindruck hervorgerufen worden sei, die Dame habe sich freiwillig in jenem Kostüm photographieren und die Bilder mit ihrem Einverständnis verbreiten lassen, was sie in der öffentlichen Meinung schwer schädigen würde. Der berühmteste Fall war die widerrechtliche photographische Aufnahme der Leiche Bismarcks auf der Totenbahre. Zwei Hamburger Photographen waren ohne Erlaubnis der Familie Bismarck nachts in das Sterbezimmer eingestiegen und hatten mit Blitzlicht ein paar photographische Aufnahmen gemacht. Hiergegen suchten die Kinder und Erben des Fürsten Bismarck Schutz und fanden ihn beim Landgericht in Hamburg, das im Jahre 1898 dem Photographen durch einstweilige Verfügung die Benutzung der hergestellten Platten zur Verbreitung der Bilder untersagte.

Bezeichnend ist, daß die sämtlichen angeführten gerichtlichen Entscheidungen nicht ein Recht am eigenen Bilde anerkennen, sondern aus relativ unerheblichen Begleitumständen der photographischen Aufnahme, wie Hausfriedensbruch und Beleidigung, die Rechtswidrigkeit der Photographie herleiten und den Schutz des Porträtierten da versagen, wo solche Begleitumstände fehlen.

Heute ist man nun in der juristischen Literatur darüber einig, daß die Persönlichkeit in gewissem Umfange dagegen geschützt werden müsse, wider ihren Willen ein Objekt der photographischen Darstellung zu werden. Der Streit dreht sich aber immer noch um zwei wichtige Punkte, die Abgrenzung dieses Schutzrechtes und dessen rechtliche Grundlage. Weiß ich von jemand, daß er gesagt hat: „Ich will nicht photographiert werden, ich liebe die Momentaufnahmen nicht, und ich lasse mein Äußeres nicht abbildlich fixieren", und ich photographiere ihn doch, indem ich ihm sage: „Dein Wille ist mir ganz gleichgültig, s i c h t b a r b i s t d u , a l s o w i r s t d u p h o t o g r a p h i e r t !" so fragt es sich, wem der Gesetzgeber recht geben soll. Schon der berühmte Jurist Rudolf v. Ihering hatte erklärt, daß es eine B e l e i d i g u n g sei, wenn man einen Menschen gegen seinen Willen photographiere.

Der neue Entwurf des Photographiegesetzes schlägt nun gegenüber dem bisherigen Rechtszustande zwei wichtige Änderungen vor. Zunächst soll das Urheberrecht an Photographien auch bei Porträten n i c h t d e m B e s t e l l e r , s o n d e r n d e m P h o t o g r a p h e n zustehen. Dafür ist aber dem Besteller gestattet worden, die Photographie zu vervielfältigen oder auch durch einen anderen vervielfältigen zu lassen. Auch der Besitzer eines Bildes eines Verstorbenen würde, wenn er Rechtsnachfolger des Verstorbenen ist, befugt sein, für Angehörige durch einen anderen auch gegen Entgelt Kopien herstellen zu lassen. Der aus den Kreisen der Berufsphotographen laut gewordene Wunsch, dem Besteller eines photographischen Bildes ein selbständiges Vervielfältigungsrecht zu versagen, ist nicht berücksichtigt worden. Der Gesetzentwurf überläßt es dem Photographen, sich gegen eine Benachteiligung aus diesem Vervielfältigungsrecht des Bestellers durch eine entsprechende Bemessung des Preises für die erste Aufnahme zu schützen.

Die zweite wichtige Änderung des Entwurfes gegenüber dem geltenden Recht liegt in dem Rechtsschutz, den der Entwurf der a b g e b i l d e t e n P e r s o n gegen die unbefugte Verwertung ihres Bildnisses gewährt. Der Entwurf will also bestimmen, daß Bildnisse nur mit Einwilligung des Abgebildeten v e r b r e i t e t o d e r ö f f e n t l i c h z u r S c h a u g e s t e l l t werden dürfen. Der Entwurf stellt sich damit g e w i s s e r m a ß e n a u f d e n B o d e n d e s R e c h t s a m e i g e n e n B i l d e. Dieses Recht soll nicht nur ein lebenslängliches sein, sondern noch 10 Jahre nach dem Tode des Abgebildeten fortdauern. So lange bedarf die Verbreitung oder öffentliche Schaustellung der Einwilligung der Angehörigen des Abgebildeten. Als Angehörige bezeichnet der Entwurf den überlebenden Ehegatten und die Kinder, und wenn solche nicht vorhanden sind, die Eltern des Abgebildeten.

Dieses Recht am eigenen Bilde — der Entwurf vermeidet zwar diesen Ausdruck, erkennt ihn aber indirekt an — ist nun aber durch v i e r w i c h t i g e A u s n a h m e n durchbrochen. Eine Einwilligung des Abgebildeten soll nämlich nicht erforderlich sein bei B i l d n i s s e n a u s d e m B e r e i c h d e r Z e i t g e s c h i c h t e, sofern nicht durch die Verbreitung oder Schaustellung ein berechtigtes Interesse des Abgebildeten verletzt wird, zweitens bei Landschaftsbildern, bei denen die Person nur als Staffage dient, drittens bei einer photographischen Aufnahme von Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen und viertens bei der Vervielfältigung, Verbreitung oder Schaustellung von Bildnissen durch Behörden. Der letzte Fall hat hauptsächlich die Photographie im Dienste der Kriminalpolizei im Auge. Von großer Tragweite ist die erste Ausnahme, aus dem Bereich der Zeitgeschichte. Es ist ein hervorragendes Verdienst Professor Kohlers, auf die Notwendigkeit dieser Ausnahme in eindringlichster Weise hingewiesen zu haben. Er hat hervorgehoben, daß die Menschheit mit Recht verlangen könne, daß das Volk nicht mit bloßen X und Y zu rechnen hat, sondern daß es sich eine deutliche Vorstellung von den Persönlichkeiten machen könne, die den Staat beherrschen oder die Geschichte beeinflussen, oder die Wissenschaft oder Technik gestalten oder durch irgend ein Ereignis plötzlich an die Oberfläche getrieben worden sind. Es sei dabei ganz gleichgültig, ob ein derartiges „Öffentlichwerden" der Person ihrem Wunsche entspricht oder nicht. Fast mit denselben Worten hat der Entwurf das Anrecht der Öffentlichkeit anerkannt, und diese Bestimmung des Entwurfes ist namentlich für unsere illustrierten Zeitschriften von größter Bedeutung.

In der Tat war der Gebrauch, Persönlichkeiten von hervorragendem öffentlichen Interesse ohne weiteres abzubilden, in der deutschen wie in der ausländischen Presse schon längst zu einem G e w o h n h e i t s r e c h t geworden. Die Presse hat vor allem die Aufgabe, die Kultur erhalten und verbreiten zu helfen; sie hat also die Pflicht, das Volk mit den Kulturträgern, seinen Fürsten und Staatsmännern, seinen Führern

in Wissenschaft und Kunst und im Wirtschaftsleben bekannt zu machen; die wahrheitsgetreue Abbildung ermöglicht es dem Publikum erst, eine Persönlichkeit und deren Tun geistig zu erfassen.

Der Entwurf schränkt jedoch die Freiheit der Abbildung von Personen der Zeitgeschichte für den Fall wieder ein, daß durch die Verbreitung oder Schaustellung ein berechtigtes Interesse des Abgebildeten verletzt wird. Es soll dadurch namentlich verhütet werden, daß die Vorgänge des persönlichen, häuslichen und Familienlebens an die Öffentlichkeit gezogen werden, und daß das Bildnis für Zwecke verwendet wird, mit denen eine Kränkung des Abgebildeten oder die Gefahr irgend einer Benachteiligung verbunden ist. Diese Ausnahme hat schon Kohler gefordert. Die Darstellung öffentlicher Personen, sagt er, dürfe nur insoweit erfolgen, als sie tatsächlich den vernünftigen, sozialen Zweck verfolgt, dem Volke eine Vorstellung von der menschheitsbedeutsamen Wirksamkeit der Person zu geben. Niemand ist berechtigt, jemand im Bad oder im Ankleidezimmer für die Öffentlichkeit zu photographieren, und auch wer sonst sich in einer genierlichen Situation befindet, muß gegen den Kodak geschützt sein. Dagegen verlangte Kohler ein Privileg der Karikatur. Es sei nichts dagegen zu sagen, wenn ein humoristisches Bild den Reichskanzler im Bade oder den Finanzminister mit einem Klingelbeutel darstellt. Der Entwurf hält es jedoch nicht für nötig, die Freiheit der Karikatur gegenüber den Ansprüchen aus dem Recht am eigenen Bilde besonders zu billigen. Der Entwurf schützt aber die abgebildete Person nur gegen eine Verbreitung oder öffentliche Schaustellung ihres Bildnisses. Unbeschützt bleibt sie gegen die photographische Aufnahme als solche, selbst wenn diese gegen den Willen der betreffenden Person erfolgt, und gegen eine Schaustellung des Bildnisses im privaten Kreise.

Die Verletzung des Rechts am eigenen Bilde bedroht der Entwurf mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark, auch kann auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an ihn zu erlegende Buße bis zum Betrage von 6000 Mark erkannt werden, in welchem Falle jedoch die Geltendmachung eines anderweitigen Schadenersatzanspruches ausgeschlossen sein soll. Platten und Photographien unterliegen der Vernichtung. Der Verletzte kann jedoch statt der Vernichtung die Photographien und Platten gegen eine angemessene Vergütung übernehmen.

Damit hatte der Entwurf einen wirksamen Schutz der Persönlichkeit gegen mißbräuchliche Benutzung der Photographie geschaffen, ohne das Gewohnheitsrecht der illustrierten Presse auf Darstellung von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Frage zu stellen, wenn auch die Presse durch den Übergang des Urheberrechts an der Photographie vom Besteller auf den Photographen insofern benachteiligt ist, als sie vermutlich in Zukunft Porträte von den Photographen käuflich erwerben muß, die ihr bisher von den Porträtierten meist bereitwillig unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden. Der 27. deutsche Juristentag hat nun nach lebhaften Auseinandersetzungen und nach Ablehnung der mannigfachsten Anträge einstimmig einen Vermittlungsantrag des Marburger Professors Enneccerus angenommen, in dem es heißt:

> „Gegen die mißbräuchliche Verbreitung und öffentliche Schaustellung photographischer Bildnisse ist gesetzlich Schutz zu gewähren, wenn sie schutzwürdige Interessen verletzt, insbesondere, wenn sie die schuldige Achtung verletzt oder Tatsachen der Öffentlichkeit preisgibt, deren Veröffentlichung nach den herrschenden Auffassungen nur den Beteiligten freisteht."

Ferner wurde mit großer Mehrheit ein Antrag angenommen, diesen Schutz nicht nur gegen photographische Abbildungen, sondern gegen Abbildungen überhaupt zu gewähren.

Wir halten diesen Beschluß des deutschen Juristentages, der einen wahren Kautschukparagraphen mit lauter verschwommenen und dehnbaren Begriffen schaffen will, für eine entschiedene Verschlechterung gegenüber dem Entwurf der Regierung. Die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß man sich auf dem Juristentage über die wichtigste Vorfrage, nämlich die rechtliche Grundlage des zu gewährenden Schutzes, nicht einigen konnte.

Immerhin ist durch diese Stellungnahme des Juristentages gegen den Regierungsentwurf anscheinend das ganze Gesetzgebungswerk ins Stocken geraten. Offenbar läßt die Regierung gegenwärtig den Entwurf einer neuen Umarbeitung unterziehen. Was wird dabei herauskommen?

Leuchtende Pilze.

Von C. Falkenhorst.

Im australischen Busch wächst um Baumstämme in Gruppen ein großer Pilz, der am Tage nichts Auffallendes zeigt, vielmehr den größeren deutschen Blätterschwammarten völlig gleicht. Des Nachts aber bemerkt man, daß diese Pilze ein smaragdgrünes Licht erstrahlen lassen, das so stark ist, daß man bei ihm in unmittelbarer Nähe gut lesen kann. Wandert man im nächtlichen Dunkel durch den Busch, so wird das Auge häufig von dieser lieblichen, feenartigen Erscheinung entzückt. Auch in anderen fernen Ländern gibt es Pilze, deren Hüte oder Fruchtträger leuchten. So schimmern auf Amboina Pilze einer Art (Agaricus igneus) gleich Sternen mit bläulichem Lichte, und die Eingeborenen tragen den Pilz wie eine Laterne in der Hand, um in der Nacht vom Wege nicht abzuirren. Auch in unserer Heimat gibt es Schwämme, die mit Leuchtvermögen ausgestattet sind; aber ihre Hüte bleiben dunkel, nur der Pilzkörper, der in Gestalt von feinen Fäden morsches Holz und Laub durchzieht, läßt ein mildes Licht erstrahlen. Diese Erscheinung war seit alter Zeit bekannt, und allerlei Aberglauben knüpfte sich an sie. Erst in neuerer Zeit gelang der Nachweis, daß das Leuchten des verwesenden Holzes von Pilzen herrühre, und daß in den meisten Fällen ein uns wohlbekannter und wohlschmeckender Pilz, der Hallimasch (Agaricus melleus) es verursache.



Ein verwesendes Blatt der Buche.

Heute können wir den ganzen Vorgang im Laboratorium darstellen. Schon vor etwa dreißig Jahren säte der Botaniker Brefeld Sporen des Hallimasch aus; sie erzeugten zunächst das Mycel, dünne spinnwebeartige Fäden; verpflanzte man diese auf eine Abkochung von Pflaumen oder auf Brot, so wuchsen die Fäden weiter und bildeten ein Geflecht wurzelartiger Stränge, das von den Botanikern Rhizomorpha genannt wird. Nun begann die Pilzkultur zu leuchten. „Die ganze Oberfläche der Kulturmasse", berichtete Brefeld, „erglänzte in wunderbarem Lichte. Als ich, einmal ganz zufällig den Abend über in meinem Laboratorium bleibend, die Wirkung dieser imposanten Erscheinung an mehr als 20 großen Kulturen beim Öffnen des Schrankes, worin die Kulturen standen, unerwartet empfand, wich ich unwillkürlich vor Erstaunen zurück." Während nun leuchtendes Holz, das wir aus dem Walde uns verschaffen und zu Hause feucht aufbewahren, nur vier bis fünf Tage lang zu leuchten pflegt, strahlen die Reinkulturen des Hallimasch auf Brot ihr Licht durch mehrere Monate aus! Neuerdings gelang es Prof. Hans Molisch in Prag, noch weitere Erfolge zu erzielen, er konnte den genannten Pilz bis zum vollkommen entwickelten Fruchtkörper auf Brot ziehen. In seinem trefflichen Werke „Leuchtende Pflanzen" erzählt er darüber: „Am 11. Januar wurde auf nassem Brote

im Erlenmayerkolben eine Hallimaschkultur angelegt, sie bildete alsbald ein dichtes Gewirr von Rhizomorphasträngen, von denen zahlreiche in Büschel- oder fächerartiger Form emporwuchsen. Nach und nach wurde nahezu das ganze Brot aufgebraucht und ging sozusagen in Pilzsubstanz über, so daß man das Brot gar nicht mehr erkennen konnte. Nach etwa zwei Monaten — am 20. März — kamen zu meiner großen Überraschung drei Fruchtkörper hervor." Sie sind in der nebenstehenden Figur zu sehen. Wie weitere Versuche zeigten, liefert fast jede dritte Kultur Fruchtkörper, wofern man nur dafür sorgt, daß die Unterlage nach üppiger Entwicklung der Rhizomorphen allmählich ihren Feuchtigkeitsgehalt verliert, ohne aber vollständig einzutrocknen. Damit ist der Beweis geliefert, daß einer unserer stattlichsten Pilze in Reinkultur bis zur Fruchtbildung im Laboratorium gezogen werden kann.

Dies führt auf den Gedanken und erweckt die Aussicht, daß vielleicht der Hallimasch auch im großen gezogen werden könnte, sobald man die richtigen Bedingungen hierfür geschaffen haben wird. In demselben Buch berichtet Professor Molisch noch über eine andere interessante Entdeckung. Während eines Winteraufenthaltes auf Java fand er bei seinen ersten nächtlichen Spaziergängen einen höchst auffallenden Gegenstand: leuchtende verwesende Bambusablätter.

Die vollständig abgestorbenen, gelb und strohig gewordenen Blätter verschiedener Bambusaarten leuchten im feuchten Zustande in weißlichem Lichte. Bei weiterem Nachforschen zeigte es sich, daß dieses Phänomen nicht auf Bambusa allein beschränkt ist, sondern daß es bei den abgefallenen Blättern auch anderer Pflanzen vorkommt. Nach Europa zurückgekehrt, stellte Molisch weitere Nachforschungen an und ermittelte, daß schon im Jahre 1848 der französische Botaniker Tulasne leuchtende vermodernde Eichenblätter gesehen hatte. Die Beobachtung ist aber vereinzelt geblieben.



Hallimaschkultur (Agaricus melleus)
in einem Glaskolben.

Molisch begann, im deutschen Walde nach solchen Blättern zu suchen, und der Erfolg blieb nicht aus. Nach und nach erhielt er einen Blick für leuchtendes Laub und konnte dann fast mit Gewißheit bei jedem Spaziergang durch den Laubwald, zumal während der Vegetationsperiode, leuchtende Blätter mit nach Hause bringen. Die Lichterzeugung ist nicht nur auf die Blätter der Eiche und Buche beschränkt, sondern kommt auch an den Blättern der Hainbuche und des Ahorns vor. Will man sich leuchtende Blätter verschaffen, so soll man besonders auf folgende Umstände achten: Man suche vornehmlich da, wo die vom vorigen und von früheren Jahren herrührenden abgefallenen Blätter in dickerer Schicht etwa 10 bis 30 Zentimeter übereinander liegen. Die obersten Blätter sind zumeist trocken, braun und von fester Konsistenz. Sie leuchten nicht, darunter liegt dann häufig eine Schicht von Blättern, die wie die Blätter eines Buches, nur wirr durcheinander, glatt aneinander liegen, bereits in einem weiteren Grade der Zersetzung sich befinden und sich durch eine mehr gelbliche oder weißlich-gelbe Farbe auszeichnen, die entweder schon am ganzen Blatte oder nur auf einzelnen Flecken wahrzunehmen ist. Die Abbildung auf Seite 747 stellt die Photographie eines Buchenblattes mit solchen hellgelben Flecken dar. Sammelt man ein paar Handvoll solcher Blätter, so kann man sicher sein, an ihnen während der Nacht eine mehr oder minder deutliche, nicht selten prachtvolle Lichtentwicklung beobachten zu können. In feuchten Schalen verdeckt gehalten, zeigen die Blätter mitunter zwei Monate lang ihr ruhiges weißliches Licht. Der eigentliche Erzeuger dieser Erscheinung ist auch in diesem Falle ein Pilz, dessen Fäden die Blätter durchziehen; es ist aber bisher nicht gelungen, zu ermitteln, welcher Art er angehört. So steht die Tatsache fest, daß in unserem Eichen- und Buchenwald der Waldboden allenthalben von dem Lichte verwesenden Laubes bestrahlt wird. „Man sollte meinen," bemerkt Molisch, „daß eine so weit verbreitete Erscheinung den Förstern, Landleuten und zahlreichen Botanikern, mit denen ich sprach, bekannt sei, allein ich habe mich überzeugt, daß dies nicht der Fall ist, wahrscheinlich weil die meisten Menschen bei aller Vorliebe für den Wald ihn im Dunkeln meiden!"

Von dem magischen Glanz des Pilzlichtes gefesselt, forscht der Mensch weiter und stellt sich die Frage: Warum leuchten die Pilze? Bringt ihnen diese Eigenschaft Nutzen? Lockt ihr Licht Insekten an? Oder ist dieser Glanzeffekt nur eine Nebenerscheinung des Lebens, die keine Bedeutung hat, ebenso wie der Glanz der Kristalle für diese keinen „Zweck" hat? Die Wissenschaft muß sich bei der Deutung solcher Erscheinungen vorläufig noch eine Zurückhaltung auferlegen, eingedenk der Worte Ehrenbergs, die der berühmte Erforscher der Kleinwelt in seinem Werke über „Das Leuchten des Meeres" niedergeschrieben hat: „Es ist schwer, genau und fein zu beobachten, aber noch schwerer, aus dem Beobachteten nicht mehr zu folgern, als es enthält."

Die Baumeisters.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Erhard Hersen hatte Friede wohl rufen hören, als er sein Rad gegen den Wind die Dorfstraße hinaufarbeitete, aber er hatte sich absichtlich nicht umgekehrt. Er konnte sie jetzt nicht sehen. Er trat in die Pedale, als ob er verfolgt würde.

Er hätte es sich ja denken können, daß Ludwig Baumeister ihn von der Tür wies. Er war sich auch gar nicht klar gewesen, wie der ihm hätte helfen können. Ganz instinktiv war er zu ihm gekommen, hatte sich an ihm halten wollen. Es war doch ein Mensch, der zu ihm in naher Beziehung stand. Und die energische Tüchtigkeit seines Wesens hatte ihm trotz aller Antipathie immer Respekt abgenötigt. Ein dumpf feindseliges Gefühl gegen Baumeister war jetzt in ihm. Es war das einzige, was er in seiner Aufregung deutlich empfand.

Die körperliche Anstrengung, das Ankämpfen gegen den Wind, der ihm die schweren Regentropfen ins Gesicht schlug, war ihm eine Wohltat. Man konnte nicht denken, während man jeden Fußbreit förmlich erobern mußte. Er fühlte gar nicht, daß sein Anzug bis auf die Haut durchnäßt war.

Die Fahrt dauerte länger als sonst; es war dämmerig, als er in seiner Wohnung ankam. Eine plötzliche Erschöpfung legte sich schwer über ihn, er warf sich, ohne Licht zu machen, naß und schlammbespritzt, wie er war, in einen der großen Stühle.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als er auffuhr, da ihn etwas Naßkaltes an der Hand streifte. Er tastete danach, es war Roland, der ihm die Hand leckte.

Es war jetzt ganz dunkel geworden, die Schatten der Fensterkreuze zeichneten sich durch den Schein der Straßenlaternen in breiten schwarzen Strichen auf der Zimmerdecke ab. Unten auf dem Markt fuhr ein Wagen, Tisch und Schrank dröhnten leise bei dem schweren Rasseln, sonst war es still.

Erhard stand auf, er fühlte plötzlich, daß ihn fröstelte. Er machte hastig Licht an und ging an den Tisch, wo der Marsala stand, den er immer für etwaige Gäste bereit hatte. Er füllte sich ein Glas und goß es hinunter, gleich darauf ein zweites. Tisch lagen und Ledingen ihn neckte. Es war spät, und sie hatten scharf getrunken.

Er hatte damals nicht weiter darüber nachgedacht, sein Gewissen mit billigen Beruhigungen abgefunden. Das Versprechen war doch nicht so wörtlich zu nehmen, es handelte sich ja nur darum, daß er seinen Vater nicht wieder in Verlegenheiten brachte. Er hatte so darüber weggelebt.

Bis vor ein paar Tagen. Da war ein Brief gekommen in der großen steifen Schrift, die der alte Hersen schrieb. Er



Abschiedsgruß.
Gemälde von W. Langley.

Es lief ihm heiß durch die Glieder, die Erschöpfung war verschwunden.

Wie mit einem plötzlichen Anlauf sprangen die Gedanken, die minutenlang, viertelstundenlang darin untergegangen waren, wieder über ihn.

Wortbrüchig! Ehrlos!

Es gab nichts davon abzudeuteln.

„Sein Ehrenwort gibt man nur, wenn man seiner selbst sicher ist. Wenn unsereiner es gibt, muß es gehalten werden" — er hörte es seinen Vater noch sprechen. Hier hatten sie sich gegenüber gesessen. Er war seiner selbst sicher gewesen, hatte er damals geglaubt. Es war ja eine Kleinigkeit gewesen, was er da versprach!

Wie es dann gekommen war, wußte er selbst nicht mehr recht. Es war mit dem Abbrechen des Verkehrs doch nicht so leicht gewesen. Wenn er an die letzten Monate zurückdachte, waren da Diners, Jagden, Kneipereien — eine Woche wie die andere. Irgend ein Abend war's, an dem die Karten auf dem schickte Erhard seinen monatlichen Wechsel und fügte nur ein paar Worte hinzu:

„Mehr kann ich Dir diesmal nicht schicken, ich laboriere noch etwas an dem Aderlaß dieses Winters. Pardon, lieber Junge, daß ich es erwähne. Nur als Begründung. Wir freuen uns, Dich zu sehen, brieflich hast Du uns knapp gehalten in letzter Zeit. Hoffentlich ein gutes Zeichen."

Was ihn an den paar einfachen Worten so packte, war ihm selbst nicht klar. Er starrte auf den Brief mit einem Gefühl, als ob er vor den Kopf geschlagen wäre. Er sah plötzlich, was er getan hatte.

Wortbrüchig! Ehrlos!

Der Leichtsinn, mit dem er sonst unbequeme Stimmungen abschütteln konnte, war wie ausgelöscht. Er konnte dies nicht wegschieben. Er mußte klar sehen, ob er wollte oder nicht.

Er wußte, wie sein Vater darüber denken würde. Er wußte, wie jeder denken mußte, der einen Begriff von Ehre

hatte. Ein gebrochenes Ehrenwort war ein Fleck, den nichts wieder wegwischte. Auch wenn keiner davon erfuhr, blieb es ebenso. Er fühlte jetzt erst, daß er selbst mit dem Begriff der Standesehre verwachsen war, daß er sich nicht davon losmachen konnte. Er würde vor sich selbst immer wie ein Ausgestoßener dastehen. Er würde keinem in die Augen sehen können.

Es waren furchtbare Tage gewesen. Tage, die den gedankenlosen Knaben, der er mit seinen fünfundzwanzig Jahren immer noch geblieben war, von ihm abstreiften und ihn zum Manne machten. Aber zu einem mutlosen Mann, der in dem Augenblick, wo er zum ersten Male sein Leben ernsthaft übersieht, erkennen muß, daß es durch eigene Schuld wertlos ist.

Die „Freunde“ der letzten Monate bekamen nichts von ihm zu sehen, seine Tür war ihnen verschlossen. Er wollte von keinem Menschen wissen.

Seine Hauswirtin brachte ihm das Essen auf die Stube, das er kaum anrührte. Sie sah kopfschüttelnd in sein blasses Gesicht und machte ihn ungeduldig mit gutgemeinten Fragen nach seiner Gesundheit. Ihm fehlte nichts, sie sollte ihn in Ruhe lassen, fuhr er sie an.

Zwischendurch kam dann der Rückschlag. Ein erdrückendes Gefühl der Verlassenheit, ein verzweifeltes Tasten und Suchen nach irgend einem Halt, nach einem Menschen, der ihm half, ihm ein klares gutes Wort in diesem Wirrwarr sagte. Erhard Hersen war es bis heute nicht gewohnt gewesen, dem ernsthaften Leben Auge in Auge zu sehen.

In solch einer Stimmung war er zu seinem Schwager gefahren. Er hatte es nicht mehr aushalten können, allein mit seinen Gedanken. Es war ihm wie ein letzter Ausweg gewesen. — Natürlich war es umsonst. Bei klarem Verstand hätte er das ja auch von vornherein gewußt. Ludwig Baumeister konnte nicht helfen, der konnte nur richten, er war ja immer der Unfehlbare.

Erhard Hersen stand langsam auf, ein kurzes Lächeln ging über sein Gesicht.

Es war doch gut, daß er bei Baumeister gewesen war. Er war sich jetzt wenigstens klar. Er wußte, was er wollte.

Es war ihm in diesen Tagen immer wieder aufgestiegen, was er dem Schwager heute auch gesagt hatte: Ich kann meinem Vater nicht wieder vor die Augen kommen. Anfangs war es nur eine instinktive Angst, ein dumpfes Vorgefühl gewesen. Jetzt war es plötzlich Gewißheit.

Er ging quer durch die Stube zu seinem Gewehrschrank. Als er am Fenster vorbeikam, blieb er stehen und sah auf den Marktplatz hinunter. Er lag halb erleuchtet mit den fünf, sechs Laternen, unter denen hin und wieder ein Schatten, ein spiegelnder aufgespannter Schirm vorüberglitt. Die Konturen der Giebel reckten sich undeutlich gegen den schwarzen Himmel. Ein eigentümlich traumhaftes Gefühl kam plötzlich über Erhard, diesem altbekannten Bild gegenüber, in dem Bewußtsein, daß er es heute zum letzten Male sah.

Gegenüber war die Fensterreihe des „Deutschen Hofes“ erleuchtet. Eben gingen ein paar Herren unter der großen Eingangslaterne in das Portal. Erhard erkannte sie nicht. Mit einer schroffen Bewegung wandte er sich vom Fenster weg. Er wollte jetzt mit diesen häßlichen Erinnerungen fertig sein.

Er öffnete den Gewehrschrank. Als eifriger Jäger war er eigen mit seinen Waffen, die Pistole, die er herausnahm, blitzte und blinkte. Er lud sie langsam und sorgfältig.

Es war doch wunderbar, mit diesem kleinen blanken Ding sein eigenes Leben und Sterben in der Hand zu halten. Er hatte früher nie daran gedacht, soviel er auch mit Waffen umging.

Jetzt fühlte er noch seine warme Hand um das kalte Metall, fühlte den Pulsschlag in den Fingerspitzen, fühlte das Vibrieren jedes Nervs in der stummen Erregung dieser Stunde. In einer Minute, einer Sekunde, wenn er wollte, hörte dieses Pochen und Vibrieren auf. Die Hand würde ebenso kalt sein wie das Eisen.

Unwillkürlich streckte er sich aufatmend, daß die Muskeln sich strafften. Es war doch schön gewesen, das Leben. Er hatte es genossen, jeden Tag, jede Stunde, mit einem tiefen Erfassen des Augenblicks, um das ihn die anderen oft beneidet hatten. Wenn es jetzt zu Ende war, hatte er ebensoviel davon gehabt wie mancher nicht in achtzig Jahren.

Er legte die Waffe auf den Schreibtisch neben sich. Dann suchte er sich einen Bogen Papier. Während er in der Mappe blätterte und sie dann zurückschob, stieß er zufällig an eins der Bilder, die auf der breiten Platte standen. Es war Friedes Bild mit Bubi. Die beiden hellen lachenden Gesichter hielten seinen Blick einen Augenblick fest. Es war ihm plötzlich, als ob er Friede wieder rufen hörte, wie heute nachmittag durch den Regen: „Erhard! Erhard!“

Daneben stand eine größere Photographie, das Hersdorfer Haus von der Gartenseite. Seine Mutter im Rollstuhl, der Vater zwischen den hellhaarigen Mädchen und neben Friede Martina Baumeister.

Er starrte ein paar Sekunden darauf hin. Martina — ja, das war ein Kapitel in seinem Leben, über das er noch hätte nachdenken mögen . . . Aber das war ja Torheit. Wenn die von ihm hörte — von diesem Ende — würde sie kaum einen Gedanken daran verschwenden. Es war ja für sie ein Irrtum gewesen.

Nein, an sie brauchte er jetzt nicht zu denken; lieber an die anderen da auf dem Bilde. An seine Mutter, an die jungen Schwestern. Und an seinen Vater.

Er nahm plötzlich die Bilder und legte sie umgekehrt hin, mit dem Gesicht auf die Schreibtischplatte.

Nicht weich werden, sagte er sich. Es war besser, sie behielten ihn in der Erinnerung, wie sie ihn bis jetzt kannten, als daß sie sich später seiner schämen mußten. Sein Vater würde doch sehen, daß er lieber hatte sterben wollen, als ohne Ehre weiterleben. Wenn er zu schwach gewesen war, um zu leben, so wollte er wenigstens nicht zu schwach sein, um ein Ende zu machen, wenn es an der Zeit war.

Sein Hund hatte sich neben ihn gestellt und sah schweifwedelnd zu ihm auf. Erhard Hersen stand auf, lockte Roland in die Kammer und schloß die Tür zu. Die sprechenden sanften Augen des Tieres machten ihn unruhig.

Dann ging er wieder an den Schreibtisch, tauchte die Feder ein und fing an, die paar Zeilen an seinen Vater zu schreiben, die sein Abschied sein sollten. —

Pastor Baumeister hatte seinen Vormittag benutzt, um ins Dorf zu gehen und nach den Häusern zu sehen, von denen ihm Doktor Kurzmüller gestern gesprochen hatte. Dieser Teil von Hersdorf lag feucht und dumpfig; kleine baufällige Tagelöhnerhäuser mit abbröckelndem Kalkbewurf, dicht an dem sumpfigen kleinen Wasserlauf, in den die Abflüsse der Häuser mündeten. Diese Ecke war der alljährliche Krankheitsherd.

Eine Freude war der Gang nicht gewesen. Die kleinen Leute, die in diesen alten Häusern mit Haufen von Kindern, Hühnern oder einem Schwein zusammen hausten, standen nicht gerade in bestem Ruf; sie bettelten, arbeiteten schlecht und verkamen im Schmutz. Die Weiber in zerrissenem roten Unterrock, das Haar ohne Mütze über der Stirn in einen struppigen Knoten geknebelt, hörten dem Pastor mit einer Art stumpfer Gleichgültigkeit zu, rissen ihre Kinder auch wohl schimpfend am Arm aus dem Straßenschmutz in die Höhe, und wenn er den Rücken kehrte, ließen sie doch alles wie es war. Da war nicht viel zu machen, nur mit Geldmitteln konnte geholfen werden. Baumeister nahm sich vor, seinen Schwiegervater darauf aufmerksam zu machen. Wer eine Stellung vor seinen Leuten beanspruchte wie der Freiherr, der mußte auch etwas für sie tun können.

Baumeister stand noch im Mantel in der großen Stube unten und überflog die Zeitung, als ein Wagen vor dem Haus hielt. Ein kleiner dicker Herr, den er nicht kannte, stieg aus, gab dem Kutscher eine kurze Weisung und kam fast laufend in die Haustür. Der Pastor hörte ihn draußen atem-

los hastig fragen: „Der Herr Pastor zu Hause? Ich muß ihn sofort sprechen. Eine wichtige Sache."

Ehe das etwas langsame Bauermädchen die Frage recht begriffen hatte, machte Baumeister selbst die Tür auf. „Hier bin ich. Bitte, kommen Sie herein. Was ist geschehen?"

Der Fremde zog eilig den Hut von einem sehr blanken Schädel; der Kontrast zwischen seinem fleischigen Gesicht und dem verstörten Ausdruck der Augen wirkte sonderbar.

„Pardon, wenn ich Ihnen so ins Haus falle, ich wußte mir sonst keinen Rat. Mein Name ist Hellstetten, Baron Hellstetten. Ich komme wegen Ihres Herrn Schwagers."

Baumeister legte jetzt erst langsam sein Zeitungsblatt auf den Tisch, das Papier zitterte in seiner Hand.

„Hersen? Was ist mit ihm?"

Der kleine Herr fuhr sich mit dem Tuch über die blanke Stirn. „Ein Unfall, Herr Pastor — ich wollte Sie bitten, gleich mitzukommen, mein Wagen wartet draußen."

Der Pastor stützte sich schwer auf den Tisch. „Ein Unfall? Heute? Wie ist es denn gekommen? Was denn?"

Der dicke Baron zögerte einen Augenblick und schob unruhig den Siegelring auf seinem kurzen Mittelfinger auf und ab.

„Ich glaube, Herr Pastor, es ist das beste, ich sage Ihnen gleich alles; Sie können dann ja bestimmen, was Sie der Familie mitteilen wollen. Herrn von Hersens Wirtin kam in ihrer Angst heute morgen in den Gasthof herüber, ich war gerade da. Die Sache muß in den ersten Morgenstunden passiert sein. Allem Anschein nach hat er selbst —"

Er war auf einmal still und sah mit runden entsetzten Augen nach der Tür hinter Baumeister. Als der sich umwandte, machte er hastig einen Schritt darauf zu.

„Geh weg, Friede, dies ist nichts für dich!"

Es war schon zu spät, er sah es an ihrem weißen Gesicht. Sie schüttelte nur den Kopf und kam zu den Herren heran.

Der Baron verbeugte sich. „Pardon, gnädige Frau! Wenn ich geahnt hätte, daß Sie in der Nähe waren —"

Sie hatte schon einmal versucht, zu sprechen, aber es war, als ob sie etwas an der Kehle würgte.

„Ist er tot?" brachte sie jetzt heraus.

„Tot? Nein, nein. Allerdings ein Wunder, daß er sich nicht verblutet hat. Wir haben selbstverständlich sofort den Arzt geholt."

Friede faßte plötzlich fest ihres Mannes Arm, als ob sie sich halten müßte. „Ludwig, wir wollen gleich fahren," sagte sie mit sonderbar klangloser Stimme.

Baumeister schüttelte den Kopf. „Ich fahre sofort, Friede, aber du auf keinen Fall. Das ist nicht Frauensache."

Sie sah ihn an mit einem eigentümlich festen Ausdruck in den Augen.

„Ich muß mit, Ludwig. Du darfst gar nicht Nein sagen."

Er stand einen Augenblick unschlüssig.

„Friede, sei doch vernünftig."

Sie antwortete gar nicht, sie ging hastig aus der Tür. Nach einer halben Minute schon war sie wieder da, in Hut und Mantel. „Ich bin fertig, wir können fahren."

Baumeister fühlte, daß jedes Wort hier vergeblich wäre. Diese wortlose Energie in Friedes weißem Gesicht, die er sonst an ihr nicht kannte, nötigte ihm Achtung ab. Er sah den Baron an. „Ist für uns alle Platz im Wagen?"

Der kleine Mann verbeugte sich eilig, er war sichtlich erleichtert, die peinliche Angelegenheit so schnell in andere Hände legen zu können.

„Selbstverständlich, Herr Pastor. Im Notfall würde ich auch gern auf dem Bock sitzen, es ist aber noch eine Klappbank da —"

Sie hörten seiner weiteren, etwas umständlichen Erklärung nicht zu, Friede lief voran zum Wagen.

Es war eine stumme Fahrt. Hellstetten versuchte ein paarmal, ein Gespräch anzufangen, aber er bekam kaum Antwort. Er lehnte sich schließlich in seine Wagenecke und schwieg mit unbehaglichem Gesicht.

Von den anderen sprach keiner. Baumeister hatte den Hut abgenommen, daß der Wind ihm um die Stirne fuhr. Eine dumpfe Erregung war in ihm.

Er war der einzige hier, der den Zusammenhang der Sache wußte. Wie mit einem Schlage war ihm alles klar gewesen, als der Baron vorhin die ersten paar Worte seiner Unglücksnachricht sagte.

Er sah Erhards Gesicht vor sich, wie er gestern aus seiner Tür gegangen war. Es war ein Vorgefühl gewesen, das ihn drängte, ihn zurückzurufen, ohne daß er selbst einen Grund dafür wußte. Vielleicht, wenn er ihn da bei sich gehalten hätte —

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende, er schob ihn gewaltsam zurück; unwillkürlich machte er eine heftige Bewegung mit dem Kopf und zog die Brauen zusammen.

Was hätte er denn noch an der Sache ändern können? Es war eine Torheit, wenn er sich Vorwürfe machte, eine Marotte des Pflichtbewußtseins. Wenn Erhards Tat heute nicht geschehen wäre, so geschah sie morgen oder übers Jahr. Sie war nur das naturgemäße Ende eines abschüssigen Weges, das er selbst hundertmal vorausgesehen und vorausgesagt hatte. Selbstgericht und Gottesstrafe der Sünde zugleich. Ein vermessener Gedanke, daß er, ein Mensch, sich dem in den Weg stellen wollte!

Er wandte den Kopf aus dem Wagen heraus, es störte ihn, daß Hellstetten vielleicht seinen Gesichtsausdruck beobachten konnte. Und er scheute sich davor, daß Friede irgend etwas fragen könnte.

Er war erleichtert, als der Wagen am Markt vor dem Haus hielt. Der Baron half Friede eilfertig heraus und blieb dann zögernd stehen.

„Ich weiß nicht, ob ich noch irgendwie helfen kann. Dann stehe ich selbstverständlich zur Verfügung."

Baumeister streckte ihm hastig die Hand hin.

„Ich glaube nicht, daß wir Sie noch zu bemühen brauchen. Meine Frau und ich sind Ihnen sehr dankbar, Herr von Hellstetten."

„O bitte, bitte, war ja selbstverständlich, hat mich sehr gefreut —"

Er stockte mitten in der unpassenden Phrase und verwirrte sich, wie er weitersprechen wollte. Pastor Baumeister schnitt seine überflüssige Rede durch einen raschen Gruß ab und ging ins Haus, seiner Frau nach.

Er fand sie oben vor Erhards Tür, wo die Hauswirtin aufgeregt auf sie einredete. Die Frau hatte die Augen hell voll Tränen, sie hielt Friedes Hand zwischen ihren beiden.

„Nein, nein, daß das nun so kommen muß! Wenn ich nur was davon geahnt hätte, er war ja all' diese Tage nicht so recht, hat immer zu Haus gesessen und kein Wort gesagt. Aber ich denke doch, mich soll der Schlag rühren, als ich heute morgen hineinkomme und sehe den jungen Herrn da so, mit dem Gesicht auf dem Schreibtisch. Die Pistole habe ich erst hinterher gefunden. Wenn ich man nicht solchen festen Schlaf hätte, und die Nacht war auch solcher Sturm, daß ich gar nichts gehört habe."

Die Stubentür ging auf, Doktor Kurzmüller kam heraus. Friede faßte ihn mit beiden Händen am Arm, ehe er ein Wort hatte sagen oder auch nur grüßen können.

„Wie steht es, Herr Doktor? Bitte, sagen Sie mir alles!"

Der gutmütige kleine Mann sah mitleidig in Friedes blasses Gesicht.

„Na, nur Mut, Frau Pastorin; ich habe eben den Verband angelegt. Wenn die Kugel einen Finger breit mehr nach links gegangen wäre, dann wäre meine Kunst zu Ende. Aber so kriegen wir ihn schon durch!"

Friede hielt ihn noch immer fest. „Darf ich zu ihm?"

Kurzmüller nickte. „Wenn Sie ihn nicht aufregen wollen, können Sie hineingehen. Heute abend wird wohl das Wundfieber kommen, aber jetzt ist er ganz klar, wenn auch noch schwach. Das ist ja auch natürlich bei dem Blutverlust."

Baumeister legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Doktor, ich darf Sie wohl im Namen der Familie um völlige Diskretion bitten?"

Der andere sah ihn ernsthaft an.

„Selbstverständlich. Es ist ja kein Todesfall, gottlob, bei dem ich ein Attest geben müßte. Sowas ist bei mir so sicher aufgehoben wie beim Seelendoktor das Beichtgeheimnis."

Er nickte Friede noch einmal zu und klopfte ihr gutmütig auf die Hand.

„Na, nur Kopf hoch, liebe Frau Pastorin! Diesmal hat unser junger Herr seinen Willen noch nicht gekriegt."

Es kam ein kleines mühsames Lächeln auf Friedes Gesicht, als sie dem Doktor die Hand gab. Seine frische zuversichtliche Art hatte ihr Mut gemacht. Einen Augenblick vorher war es ihr gewesen, als ob ihre ganze gewaltsam aufrechtgehaltene Kraft jetzt plötzlich zusammenknicken wollte.

In Ehrhards Stube war wirre Unordnung, die Möbel durcheinander geschoben, Wäschestücke auf der Erde zerstreut. Friede sah mit großen ängstlichen Augen über alles hin, dann wandte sie plötzlich mit einem kurzen erschrockenen Laut den Kopf weg. Vor dem Schreibtisch auf dem Fußboden, zum Teil auch auf der Schreibtischplatte, waren schwarzdunkle, geronnene Flecken. Es hatte noch niemand Zeit gehabt, sie wegzuwischen.

Friede stand eine Sekunde tief atmend vor der Tür, dann drückte sie leise die Klinke.

Das Bett stand so, daß das Licht gerade auf das Kopfende fiel. Friede stand und sah starr darauf hin. War das wirklich Erhard?

Er lag mit geschlossenen Augen; sein Gesicht, dessen blasse Linienklarheit scharf hervortrat, hatte einen bitteren Zug, der es fremd und alt aussehen machte.

Friede tat ein paar tiefe Atemzüge, es war ihr, als ob sie aufschluchzen müßte. Aber sie nahm sich zusammen. Mit ein paar fast lautlosen Schritten kam sie an den Bettrand.

Der Kranke mußte sie doch gehört haben, er öffnete plötzlich die Lider. In seinen Augen war erst etwas Leeres, Suchendes. Dann auf einmal ging es wie ein Erkennen darin auf.

Sie beugte sich leise über ihn.

„Lieber Erhard!" sagte sie nur halblaut.

Es war, als ob er versuchte, etwas zu sagen, aber plötzlich veränderte sich sein Gesicht, ein Ausdruck feindlicher Bitterkeit lag darin. Er bewegte unruhig den Kopf in den Kissen.

„Nicht — nicht Ludwig —" quälte er mühsam heraus.

Friede wandte sich zurück und ging seinen Augen nach. Hinter ihr stand ihr Mann. Und in seinem Gesicht war etwas Hartes, Abwehrendes, das den Augen des Kranken antwortete.

Die junge Frau strich leise über die Stirn des Bruders, dann ging sie zu ihrem Mann an die Tür.

„Komm. Wir dürfen ihn nicht aufregen."

Als Ludwig Baumeister dem Blick seiner Frau begegnete, wußte er, was nun kam. Die Härte in seinem Gesicht beherrschte es jetzt vollständig.

In Erhards Stube standen sie sich dann gegenüber. Friede hatte die Hände fest ineinandergeklemmt, sie sprach die ersten Sekunden nicht. Dann hob sie den Kopf und sah ihn fest an.

„Ludwig — was wollte Erhard gestern bei dir?"

In ihrer Stimme war ein Zittern. Sie wartete auf seine Antwort, aber er sagte nichts.

Sie trat ganz dicht an ihn heran.

„Ludwig, du weißt, warum Erhard es getan hat!"

Er zog die Stirn in Falten.

„Wenn du es durchaus wissen mußt — ja. Er hat sein Ehrenwort gegen seinen Vater gebrochen und hat wieder gespielt."

Sie sah ihn noch immer an, mit einem Blick, dem er nicht ausweichen konnte.

„Ludwig, was wollte er von dir?"

Ein plötzlicher Zorn kam über den Mann, ein Wunsch, ihr mit rücksichtsloser Offenheit ins Gesicht zu sagen, was sie durchaus hören wollte.

Er wußte ja, wie es kommen würde. Was verstand ein Weib, ein junges Ding wie Friede, von Pflicht, von Gerechtigkeit? Sie würde natürlich ihres Bruders Partei nehmen. Das hatte sie ja immer getan. Sie würde alle Schuld auf ihn werfen, bloß um den leichtsinnigen Menschen da weißbrennen zu können!

„Was er wollte? Helfen sollte ich ihm! Weiß Gott, wie er sich das dachte. Und wenn ich gekonnt hätte, ich hätte es nicht gewollt! Ich habe ihn lange genug gewarnt. Jeder soll seiner eigenen Sünde Strafe tragen!"

Er hatte gar nicht daran gedacht, seine Stimme zu mäßigen. Jetzt kehrte er sich schroff von ihr weg und ging ans Fenster. Nach den lauten zornigen Worten eben war die Stube so still, als ob man den Herzschlag der beiden Menschen hören müßte.

Eine Minute lang.

Da fuhr Baumeister plötzlich herum, er fühlte eine Hand auf seinem Arm.

Friede stand neben ihm und sah ihn an. Sie war bis in die Lippen blaß, aber in ihrem Gesicht war ein Ausdruck, den er nicht mißverstehen konnte. Nicht das, was er erwartet hatte.

„Armer! Lieber!" sagte sie nur weich.

Nichts weiter, aber genug. Kein Vorwurf, keine Bitterkeit. Nur Mitleid, Verzeihen.

Der Mann starrte sie an, als ob er es nicht fassen könnte. Es traf ihn wie ein Schlag.

Der Augenblick ging wie ein Sturm über ihn hin. Irgend etwas in ihm zerbrach. Es wurde etwas wach, was er betäubt und verleugnet hatte. Eine Stimme, die schrie: Schuldig! Schuldig!

Sein Gesicht verriet die innere Aufregung nicht, er preßte den Mund zusammen, daß die tiefen Linien an den Seiten sich scharf abzeichneten. Er schob Friede mit dem Arm von sich.

„Nicht so, nein —"

Sie mißverstand seinen Ausdruck, nur einmal strich sie ihm noch leise über die Hand, ohne zu sprechen.

Draußen vor der Tür rührte es sich, die Hauswirtin kam herein, sie brachte Besen und Scheuertücher mit.

„Ich will das Mädchen gar nicht herlassen," erklärte die kleine Frau eifrig, „die spektakelt doch nur, und der Herr Baron soll doch Ruhe haben. Nein, nein, machen Sie sich keine Sorge, Frau Pastorin, ich halte schon alles in Ordnung. Und weitersagen tue ich es auch nicht, darauf können Sie sich verlassen, dazu habe ich viel zu viel für den Herrn Baron übrig. Du lieber Gott, er ist ja das einzige, für das ich zu sorgen habe."

Der Redestrom der Frau war den beiden im Augenblick eine Erleichterung; Friede fing an, halblaut mit ihr zu sprechen. Baumeister blieb am Fenster stehen.

Friede wollte bei Erhard bleiben, bis die Pflegerin kam, dann mußte sie Bubis wegen nach Hause fahren. Vielleicht konnte Frau Müller ihr am Abend noch einmal Nachricht über Erhards Zustand schicken?

Baumeister wandte sich vom Fenster um.

„Ich bleibe den Tag über hier, Friede, es ist besser, wenn jemand von uns zur Hand ist. Ich muß auch deinem Vater telegraphieren und die Antwort abwarten, möglicherweise kommt er gleich her. Dann kann ich dir selbst Nachricht bringen, wenn ich heute abend komme."

Sie sah ihn zögernd an. Er verstand den Blick.

„Ich gehe nicht wieder zu ihm hinein!" sagte er kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Adolf Oberländer. Wer hat sich nicht schon an seinen köstlichen, oft überwältigend komischen Bildern erfreut, wem ward er nicht, von den Spalten der „Fliegenden“ her zum Freunde, zum heiteren, nie versagenden Gesellschafter! Adolf Oberländer, der Name weckt so viel lustige Erinnerungen, läßt so viel prächtige Szenen in unserm Gedächtnis aufleben. Ewig jung erscheint der Maler und ist doch schon bei Jahren: er feiert am 1. Oktober seinen 60. Geburtstag! In Regensburg geboren, studierte Oberländer an der Münchener Akademie, ward dort Professor und Ehrenmitglied der Akademie und ist auch in seinem urwüchsigen, derben Humor das echte „Münchener Kindl“. Nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis wird seine Ölgemälde kennen, obschon sie ihren Platz in Galerien und Museen gefunden haben, jedoch den Humoristen Oberländer, den kennt, man möchte fast sagen, jedes Kind, und vielen ist das Oberländer-Album zu einem Hausschatz geworden.



R. Bachner, Meiningen, phot.

Rudolf Baumbach †.



Adolf Oberländer.

Rudolf Baumbach. Am 21. September dieses Jahres ist Rudolf Baumbach in Meiningen, 64 Jahre alt, gestorben. Denen, die heute jung sind, wird der Tod Rudolf Baumbachs keinen Schmerz bereiten, sie werden wohl kaum davon berührt werden, denn den einst so sangesfreudigen Poeten hatte körperliches Leiden seit lange stumm gemacht, und was er in guten Tagen geschrieben, ist heute „unmodern“. Aber vielen unserer Leser ist Rudolf Baumbach lieb und wert, denn sie erinnern sich noch wohl des Jubels, mit dem vor fast einem Menschenalter sein „Zlatorog“, seine „Spielmannslieder“ und „Lieder eines fahrenden Gesellen“ begrüßt wurden, wie fast in jedem Hause diese zierlichen Goldschnittbändchen mit den leicht und melodisch fließenden Versen Eingang fanden, und sie haben dem einst vergötterten, dann gestürzten Dichter im Herzen die Treue bewahrt. Rudolf Baumbach war keine Größe, kein überragendes Genie und kein Bahnbrecher, aber umsonst erwirbt man eine Volkstümlichkeit, wie er sie erlangt hat, nicht; er muß doch wohl mit glücklichem Gefühl den Ton getroffen haben, auf den seine Zeit, sein Volk gestimmt waren. Wer einmal aus voller Kehle seine „Lindenwirtin“ mitgesungen hat, der begreift die Baumbachschwärmerei auch heute noch, und das Liedchen wird leben, wenn der Dichter längst vergessen ist.



Willi Schröder, Berlin, phot.

Hermann Gallee,
Ehrenvorstand des Berliner Lehrervereins.

Der **Berliner Lehrerverein** feierte am 23. September das Fest seines 25jährigen Bestehens. Mit ungefähr 500 Mitgliedern wurde er am 24. September 1880 gegründet, und heute zählt er rund 3100 Mit-



Mädchen überreichen dem Kaiser Franz Joseph einen Strauß am Bahnhof Schwarzach-St. Veit.

Von der Eröffnung der Tauernbahn.

glieder. In der Reihe der großen Vereine, die sich mit dem Ausbau der Volksschule, der Hebung des Lehrerstandes, sowie mit Förderung der Volksbildung beschäftigen, nimmt der Berliner Lehrerverein eine Achtung gebietende Stellung ein. Mustergültig ist seine Organisation. Neben den großen **Vereinsversammlungen**, in denen vorwiegend die eigentlichen Schul- und Lehrerfragen, sowie Volksbildungsfragen aller Art besprochen werden, bestehen die sogenannten **Vertrauensmännerversammlungen**, in denen alle auf die Organisation und den Ausbau des Vereins bezüglichen Geschäfte erledigt werden. Dann gibt es in dem Verein eine große Anzahl von **Ausschüssen** und **freien Vereinigungen**. Einem Ausschuß liegt die Pflege des „Schulmuseums“ ob, einem anderen die Herausgabe der „Pädagogischen Zeitung“, einem dritten die Verwaltung der Witwenkasse usw. Die freien Vereinigungen betätigen sich mehr nach der wissenschaftlichen Seite hin, es gibt da eine „freie pädagogische Vereinigung“, eine „Vereinigung für Schulgesundheitspflege“, eine „naturwissenschaftliche Vereinigung“, eine „fremdsprachliche Vereinigung“ usw. Einen weltbekannten Namen hat sich der Berliner „**Lehrergesangverein**“ erworben. Unter den Männern, die sich um die Gründung und den Ausbau des Berliner Lehrervereins große Verdienste erworben haben, nimmt **Hermann Gallee** die erste Stelle ein. Er ist am 18. April 1843 zu Guben geboren, wo er Volksschule, Gymnasium und Präparandenanstalt besuchte. Gerade in der Regulativzeit, 1860 bis 1863, erhielt er seine Ausbildung auf dem Seminar in Neuzelle. Auch bei ihm haben die Regulative wie bei so vielen anderen das Gegenteil von dem erreicht, was sie erreichen sollten: Gallee ist einer der entschiedensten Vorkämpfer für eine freie Volksschule und einen freien Lehrerstand geworden. Dabei stand es für ihn aber fest, daß nur ein einheitlich wirkender und geschlossener Lehrerstand dieses hohe Ziel erreichen könne. Aus diesem Gedanken heraus entsprang seine nie ermüdende Arbeitskraft für den Berliner Lehrerverein. Nach längeren Verhandlungen gelang es im Jahre 1880, die beiden getrennt marschierenden Lehrervereine, den „Bezirksverband des deutschen Lehrervereins“ und den „Kommunallehrerverein“, zu einem Ganzen zu verschmelzen. Gallee wurde der erste Vorsitzende des Vereins, den er dreizehn Jahre lang mit Geschick und Umsicht, mit nie versiegender Tatkraft geleitet hat. Die Berliner Lehrer wissen, was sie an ihrem Gallee haben, aber auch weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus ist sein Name als der eines klugen, unerschrockenen und zielbewußten Organisators und Führers eines großen Vereins bekannt geworden. Das Jubelfest des Berliner Lehrervereins ist auch ein Ehrentag für Hermann Gallee. H. R.



Das neue Rathaus in Leipzig.

H. Walter, Leipzig, phot.

Eröffnung der Tauernbahn. Die am 20. September in Schwarzach erfolgte Eröffnung der Tauernbahn, die einen neuen Triumph der Technik bedeutet, erhielt durch die Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph und einer glänzenden Hofgesellschaft ein besonders festliches Gepräge. Unser Bildchen hält die Erinnerung jenes bedeutsamen Tages fest, der mit der kirchlichen Einweihung der Lokomotive durch den Salzburger Kardinal begann und trotz des regnerisch kühlen Wetters eine große Schar Schaulustiger und patriotisch Gesinnter herbeigelockt hatte. Durch diese Teilstrecke Schwarzach-Gastein ist wiederum ein Teil der großartigen Alpenwelt dem Verkehr erschlossen worden, und die vor vier Jahren begonnene Tauernbahn wird dereinst eine der wichtigsten Verkehrsstraßen werden, da sie die kürzeste Verbindung zwischen Triest und dem nördlichen Österreich mit Deutschland bedeutet. In technischer wie touristischer Beziehung ist die Tauernbahn eine der interessantesten Gebirgsbahnen; sie wird im Jahre 1908 voraussichtlich fertiggestellt sein und gewiß eine bedeutende Erhöhung des Fremdenverkehrs mit sich bringen.

Das neue Leipziger Rathaus. Baurat Hugo Licht ist der Schöpfer des im reichen Renaissancestil gehaltenen neuen Leipziger Rathauses, dessen prächtige Fassade unser Bildchen wiedergibt. Von der alten Pleißenburg, die so lange Zeit hindurch militärischen Zwecken diente, ist nichts übrig geblieben als das Fundament, auf dem der etwa 110 Meter hohe Turm sich erhebt. Aber „neues Leben blüht aus den Ruinen“, machtvoll und reich gegliedert steigt der Neubau empor mit seinen sechs Geschossen, die Hunderte von gut belichteten Arbeitszimmern, große Festsäle und Repräsentationsräume umfassen. Daß diese Masse trotzdem nicht plump, nicht erdrückend wirkt, ist der geschickten Gliederung zu danken, die den Bau in fünf Fassaden teilt und den Mittelbau durch flankierende Seitenflügel erweitert. Burgähnlich wirkt der Bau in seiner Gesamtheit von Giebeln und Türmen, und doch ist auch der allerneueste Stil vertreten in der Vereinigung

von Eisen- und Steinkonstruktion, in Form und Stellung der Fenster. Die Lichtfreude unserer Zeit kommt überall zum Ausdruck, sie hat die Beleuchtung der Innenräume zu einem Hauptproblem der Architekten gemacht. Die Art, wie der Erbauer seine schwierige Aufgabe gelöst hat, die Verschiedenheit der Proportionen außen und innen, der Wechsel der sich nie wiederholenden Formen ist bewundernswert. Das Haus wird am 7. Oktober unter großen Feierlichkeiten eingeweiht.

Volks-Milchküche in Hamburg. Das Gespenst der Cholera ist wieder aufgetaucht in deutschen Landen, überall werden Vorbereitungen zur Abwehr des bösen Gastes getroffen, in Wort und Schrift wird das Volk über die wesentlichsten Bedingungen belehrt, die Einschleppung der Seuche zu verhüten. In Hamburg, wo die letzte furchtbare Cholera-Epidemie noch in aller Gedächtnis ist, hat man sich nicht mit solcher Belehrung begnügt, sondern die Sterilisierung der Milch, dieses unentbehrlichsten und doch gefährlichsten aller Volksnahrungsmittel, von Stadt wegen in die Hand genommen. Unser Bild zeigt die erste, von der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg gegründete Milchküche, in der keimfreie Säuglingsmilch in Portionen zu je sechs Flaschen zum Selbstkostenpreis ausgegeben wird. Jeder, der die erschreckend hohen Ziffern der Säuglingssterblichkeit in den ärmeren Volksklassen kennt, wird sich dieser Einrichtung freuen, die es den in Fabriken arbeitenden oder auf Tagelohn ausgehenden Müttern ermöglicht, ihren Kindern den Tagesbedarf an guter, sachgemäß gemischter und zubereiteter Milch daheim lassen zu können. Die Milchküche der St. Gertrudengemeinde in der Bachstraße in Hamburg ist übrigens schon seit mehr als fünfzehn, die gleiche Anstalt des ... Elisenheims seit drei Jahren in ähnlicher Weise tätig. Jedenfalls verdient die Idee auch in anderen Großstädten durchgeführt zu werden, solche Milchküchen sind nicht nur zu Zeiten der Cholera-..., sondern auch sonst eine segensreiche Einrichtung.



H. Breuer, Hamburg, phot.

Ausgabestelle für keimfreie Milch zum Selbstkostenpreis in Hamburg.

Erdbeben in Italien. Große Naturkatastrophen, Schicksalsschläge, die über ein ganzes Volk hereinbrechen, lassen die politischen Grenzen, die Rassengegensätze verschwinden, die Menschen sich menschlich nahekommen in Mitgefühl und barmherziger Liebe. So hat auch das furchtbare Unglück, das Kalabrien in den letzten Septembertagen heimgesucht hat, nicht nur in den Nachbarprovinzen des eigenen Landes, sondern in der ganzen gebildeten Welt Teilnahme erweckt und schmerzliches Bedauern hervorgerufen. Ein blühendes, lachendes Land, das in wenigen Minuten in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt worden ist — wen erschüttert, erschreckt das nicht! Und das Unglück ist noch weit größer, in den Folgen weit nachhaltiger, als man zuerst angenommen hatte. Immer wieder laufen neue Schreckensberichte ein, immer höher steigen die Zahlen der Toten und Verwundeten, der Obdachlosen, die ihr Hab und Gut eingebüßt, ihre Heimat verloren haben! Unsere beiden Bilder sprechen noch viel deutlicher, als Worte es vermöchten! Dies Kirchlein von Parghelia, dessen Glocke vielleicht nie wieder zum Gottesdienst laden wird, diese Wohnhäuser von Monteleone, einst Heimstätten fröhlicher, genügsamer Menschen und nun Orte der Zerstörung, Gräber, darunter so viel Hoffnung und Erinnerung begraben liegt — wie reden sie so eindringlich zum Herzen! Es ist unsicherer, gefahrvoller Boden, das schöne Kalabrien, dieses stetig von Erdstößen erschütterte Süditalien, und doch kehren die Menschen, die dort geboren und aufgewachsen sind, immer wieder in die geliebte Heimat zurück. Sie lieben den Grund, der schon den Schweiß ihrer Väter getrunken und ihre Arbeit so oft tausendfach gelohnt hat.



Ch. Abeniacar, Neapel, phot.

Die zerstörte Kirche in Parghelia.



Zerstörte Häuser in Monteleone.

Alfieri & Lacroix, Mailand, phot.

Erdbeben in Italien.

Blätter und Blüten.

Herbstnebel. Trüb ist die Landschaft. Über Flüssen und Seen, auf Wiesen und in Tälern brauen dichte Nebel, und sie verschwinden nicht vor den Strahlen der höher steigenden Sonne wie in den schönen Sommertagen, sie wallen fort und fort und hüllen am anderen Morgen die ganze Landschaft in den feuchten Dunst ein. Warum ist wohl der Herbst eine so ausgesprochen nebelige Zeit? Wir erhalten Antwort darauf, wenn wir den Ursachen der Nebelbildungen ein wenig nachforschen. Die Luft hat das Vermögen, den Wasserdampf aufzunehmen: auch in der klarsten Luft ist er vorhanden; sehen können wir ihn nicht, denn der echte Wasserdampf, Wasser in gasigem Zustand, ist durchsichtig wie die Luft selbst, wohl aber fühlen wir, daß auch die klare Luft bald feucht, bald trocken ist. Die Menge des Wasserdampfes, die die Luft aufnehmen und in sich auflösen kann, ist an gewisse Grenzen gebunden. Je kälter die Luft, desto geringer ist die Aufnahmefähigkeit, und sie wächst mit der zunehmenden Temperatur. Ein Kubikmeter Luft von 0 Grad Celsius vermag z. B. nur nahe an 5 Gramm Wasserdampf aufzunehmen, steigt seine Temperatur auf + 10 Grad Celsius, so ist er mit $9^1/_2$ Gramm Wasserdampf gesättigt, während bei + 15 Grad Celsius die betreffende Menge des Wasserdampfes 13 Gramm beträgt. Was geschieht nun, wenn eine Luft von 15 Grad Celsius, die mit Wasserdampf gesättigt ist, auf 10 Grad Celsius abgekühlt wird? Sie wird für jedes Kubikmeter etwa $3^1/_2$ Gramm Wasser ausscheiden müssen. Dieses Wasser schlägt sich nieder als Tau oder bleibt in Gestalt kleinster Tröpfchen in der Luft schweben, und der Schwarm dieser winzigen Kügelchen bildet den Nebel. Im Herbst sind in unserem Klima die Bedingungen für die Nebelbildung besonders günstig. Der Boden, das Wasser der Seen und Flüsse sind noch verhältnismäßig warm und dunsten große Mengen Wasserdampf aus. Bricht nun über ein solches Gelände ein kälterer Luftstrom ein oder kühlt sich in wolkenlosen Nächten die Luftschicht über der Erde ab, so müssen sich reichliche Nebel bilden. Die neuere Forschung hat ermittelt, daß die kleinen Wasserkügelchen mit Vorliebe an winzigen Staubkörnchen, die in der Luft schweben, sich niederschlagen; der Staub begünstigt also die Bildung von Nebel. In der Tat gibt es in der Natur Gebiete, welche die Richtigkeit dieser Anschauung beweisen. Die Sahara ist eine reichliche Quelle des Staubes. Der Wind trägt ihn oft meilenweit in den Atlantischen Ozean hinein, und an diesen Stellen lagern alsdann über dem Meere so dichte Nebel, daß sie die Schiffahrt behindern. Mit Schrecken haben sie einst die portugiesischen Entdecker erfüllt, die da glaubten, das „Dunkelmeer" des Mittelalters erreicht zu haben. Ähnliches hat an kleinen begrenzten Stellen die Kultur der Neuzeit geschaffen. Unsere Großstädte erfüllen die Luft mit Staub, mit einer Unmasse winziger fester Teilchen. Außer dem gewöhnlichen Staube kommt hier vor allem der Rauch aus Tausenden und Hunderttausenden von Essen in Betracht, der ja aus kleinsten Rußteilchen besteht. Diese Rauchmäntel, die unsere Großstädte einhüllen, befördern gleichfalls die Entstehung des Nebels, und es ist wohl bekannt, daß Großstädte mehr unter Nebel zu leiden haben als das Land. Geradezu berüchtigt sind die Londoner Nebel geworden, die nicht nur im Herbst auftreten, sondern auch im Winter und Frühjahr anhalten. Der Nebel ist nicht gesund, er entzieht uns das Sonnenlicht, und verschiedene Messungen haben gezeigt, daß die Großstädter weniger Sonnenschein genießen als die Landbewohner in der näheren Umgebung. Auch psychisch wirkt er auf die Dauer ungünstig, niederdrückend. Mit Recht wünscht man die schwarzen und gelben Stadtnebel fort. Hoffentlich wird dieser Wunsch im Laufe der Zeit Erfüllung finden. Schwindet einmal die Rauchplage, so wird auch die Nebelplage geringer werden. Die Bekämpfung der ersteren ist schon eingeleitet und wird auch mit der Zeit eine Besserung des lästigen Übelstandes herbeiführen.



Belauschter Sonntagsjäger.
Photogr. Aufnahme von R. Hecht in Grellenberg.

Der Gespensterfuchs. Wer hat wohl den Chinesinnen die Goldenen Lilien geschenkt? Wer hat sie zu der Modetorheit verführt, ihre gesunden Füße zu verkrüppeln, und die Männer auf den elenden Geschmack gebracht, daß sie diese winzigen mißhandelten Gehwerkzeuge bewundern und als Kin-lien, Goldene Lilien, in Gedichten preisen? Der Name dieses traurigen Erfinders oder der ersten Modenärrin ist in den sonst so peinlich minutiösen Geschichtsbüchern der Chinesen nicht verzeichnet, aber wo die Gelehrten schweigen, da redet das Volk, und unter ihm geht die Sage, daß der Fuchs die Goldenen Lilien in China eingeführt hat. Dem Wegelagerer voller Tücke und Bosheit, Reineke Vos, ist schon solche Schlechtigkeit zuzutrauen, und der chinesische Fuchs ist noch weit schlimmer als sein europäischer Vetter. Wie in so vielem anderen ist China auch in dem Aberglauben tief stecken geblieben, und wie es die Mandarinen mit ihrer Ausbeutung duldet, so läßt sich das Volk nach wie vor von den alten Wahngebilden schrecken. Der Fuchs errichtet seinen Bau unter der Erde; er wohnt in der unheimlichen Region der Gräber und kommt darum mit den Toten in Berührung. Da kann es geschehen, daß die Seelen der Abgeschiedenen in den Fuchs fahren, in ihm wieder auf der Erdoberfläche erscheinen und sich rächen für die Unbill, die man ihnen zu Lebzeiten zugefügt hat. Wem ein solcher Gespensterfuchs erscheint, dem ergeht es schlecht. Er wird von irgend einer zehrenden Krankheit befallen, gegen die keine Arznei, kein Besprechen, kein Opfer hilft. Der böse Fuchs kann aber auch menschliche Gestalt annehmen und in dieser Unheil stiften. Er benimmt sich dabei just so, wie es unser Teufel gemacht hat. Und wie dieser bei seiner Verwandlung in Menschengestalt die Bocksfüße beibehielt, so verbleiben auch dem chinesischen Gespensterfuchs, wenn er als Mensch erscheint, seine Hinterpfoten. In alter Zeit, also erzählt sich das Volk, als der letzte Kaiser der Shang-Dynastie regierte, hat ein Fuchs sich in eine Frau verwandelt. Das Weib war so schön, daß der Kaiser es zu seiner Nebenfrau machte und allen anderen vorzog. Die Füchsin mußte natürlich ihre Pfoten zu verbergen suchen, und sie umwand sie mit schönen Tüchern. Nun meinten die anderen Frauen, daß der Kaiser Tschau die schöne Tat-kin, so hieß die Füchsin, wegen ihrer kleinen Füße liebe. In blinder Eifersucht begannen sie ihre Füße zusammenzuschnüren und legten auch den Mädchen die Marter auf. Epidemisch griff die Narrheit um sich, und sie hat sich eingewurzelt, als der Kaiser starb und Tat-kin sich wieder in eine wahre Füchsin verwandelte. Es steckt eine gute Wahrheit in dieser Volkssage. Nur ein boshaftes Geschöpf wie Reineke konnte zur Qual von Millionen und Abermillionen Frauen die Goldenen Lilien aushecken.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

28. Okt. 1905

Doppelnummer 1905

Preis 12 cents



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (7 u. 8. Fortsetzung.) . . . . 757 u. 777
Junge Blaumeisen. Bild. 757
Lucia. Bild von F. Wobring. 761
Unser Moltke-Lied. 763
Das Moltke-Lied. Von Dr. A. De Nora. Mit Umrahmung von C. Becker. 764
Moltke. Gedicht von Robert Münchgesang. 765
Erinnerungen an Moltke. Von Eugen von Jagow. 765
Aus den Thüringer Bergen. Von A. Trinius. 766
Die Baumeisters. Roman von Lulu von Strauß und Torney. (14. u. 15. Fortsetzung.) . . . . [illegible] u. 788
Tischgebet. Bild von W. Hasemann. 769
Das Ende eines Sommerstaates. Von M. Hegenbach. 772
Eine lustige Frage. Bild von A. Moradei. 781
Sonntagsstille. Gedicht von Gottfried Doehler. Mit Umrahmung von A. Mahn. 783
Entwicklung der neueren physikalischen Tiefseeforschung. Die Tiefseelotung. Von Dr. Gerhard Schott. (Mit Abbildungen.) 784
Krankhaftes Lügen. Von M. Hagenau. 790
Die ersten Sonnenstrahlen. Bild von D. Pouget. 789
Adolf und Karl Müller. (Mit Bildnissen.) 792
Bilder aus der Gegenwart. . . . . 774 u. 775; 794 u. 795
Blätter und Blüten. . . . . 776 u. 796
Illustrierte Weile für jung und alt. — Neue Bücher. — Für Hausfrauenfleiß. — Für die Küche. Zur Kurzweil . . . . Beilage 1—3
Kunstbeilage 22: „Celloprobe“. Von S. Lucas.

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.



Die Celloprobe.

Gemälde von S. Lucas.

Nr. 41 Die Gartenlaube 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(7. Fortsetzung.)

In der Nacht ging ein rauschender Regen über Tal und Berge nieder. Dann brachte der Morgen klares Wetter.

Vor der Frühschicht, gegen 6 Uhr, fuhr Jonathan in den Salzberg ein, um Adelwart abzuholen. Die Erstlingsschicht des Buben hatte 18 Stunden gedauert — um zu proben, was die Kräfte des neuen Schleppers aushielten.

Als der Meister bei der Förderstelle das angeschleppte Gestein untersuchte, nickte er zufrieden vor sich hin. Kein tauber Brocken war drunter. „Auf den ist Verlaß!" Er stieg über den Leitergang hinauf in den Schacht. „Glück auf!" Der Gruß unterbrach die Arbeit nicht. Die Schläge der Spitzhauen klangen, in dem rötlichen Zwielicht schoben sich die dunkeln Gestalten durcheinander, und die nackten Oberkörper der Häuer schimmerten von Schweiß.

Adelwart schleppte die Steine.

„Wie ist es gegangen, Bub?"

„Nicht schlecht!" Jedoch hörte man die Erschöpfung aus Adels Stimme.

„Hast dich besser gehalten als sonst die Neuen. Die sind noch allweil bergfertig gewesen nach der zwölften Stund." Jonathan ging auf die Häuer zu. „Ist wider den neuen Schlepper eine Klag?" Die Häuer schwiegen. Nur der Ferchner sagte:

„Meister, an dem Buben hat das Hällingeramt einen Guten gefischt. Der schafft, als tät er nicht wissen, was Müdigkeit ist." Da lachte der Michel Pfnüer.

Das Geläut einer Glocke scholl von irgendwo durch das Bergwerk. „Schichtwechsel! Komm, Bub!"

Adelwart hob den Stein, nach dem er sich gebückt hatte, noch auf die Schleppe.

Dann fuhren sie aus. Die Höhe, von der sie bei der Einfahrt so flink heruntergeglitten waren, mußten sie auf Leitern ersteigen. Adelwart atmete auf, als sie den Fahrschacht erreichten und den Hund bestiegen. Mit sachtem Rollen ging es auf der Holzbahn durch die Finsternis hinaus. Die einfahrenden Rotten mit ihren schwankenden Grubenlichtern begegneten dem Hund. „Glück auf!"

„Glückauf!"

Schweigend spähte Adelwart durch die Finsternis. Da blinkte etwas in der Ferne wie das Glanzlicht in einem Menschenauge. Es wuchs und wurde wie ein silberweißer Stern — und wurde wie das Gleißen eines Fensters, in dem sich die



Junge Blaumeisen.

Sonne spiegelt — immer größer, immer weißer, immer strahlender!

„Allgütiger!" stammelte der Bub. „Das Licht! Das Licht! Das Licht!"

Jonathan legte ihm den Arm um die Schultern. „Spürst du die Bergmannsfreud? Gelt, schön ist das? Die allweil droben leben, die kennen das nicht. Aus der Tief muß einer aufsteigen. Da weiß er erst, was er hat am Licht."

Sie fuhren hinaus in den schönen, lachenden Tag. Hinter den beiden, in langer Reihe, fuhren die Knappen aus. Die einen traten den Heimweg an, die anderen gingen zur Knappenstube, um sechs Stunden zu ruhen — ihre Frauen oder Kinder, die vor dem Schachttor warteten, hatten ihnen in Körben und Töpfen das Frühmahl gebracht.

Draußen, vor dem Gehöfte, regungslos an einen Baum gelehnt, stand die Freimannstochter, als wäre auch sie gekommen, um auf die Ausfahrt eines Knappen zu harren. Ihre Nähe reizte die Weiber zu lauten Schmähungen, und ein halbwüchsiger Bub nahm einen Stein von der Erde und warf nach ihr. Dicht vor ihren Füßen fiel der Stein ins Gras. Sie rührte sich nicht. Die Augen weit offen, spähte sie nach der Stelle, wo der Hällingmeister bei dem Buben stand.

Der sah mit dürstendem Blick in den leuchtenden Morgen hinaus. Alle Farben waren rein und frisch, um alle Bäume zitterte das Licht der Morgensonne, und an den Blättern hingen vom nächtlichen Regen noch die glitzernden Tropfen. Kleine weiße Wolken schwammen am Himmel, und Glanz und Bläue war um die Berge gewoben. Doch Adelwarts Augen suchten nicht die schöne Ferne. Er sah von all dieser lachenden Welt nur eines: hinter den grünen Hecken da draußen das Dach des Hauses, um das die blühenden Birnbäume ihren Morgenschatten schlangen.

Jonathan lächelte. Dann sagte er: „Glück auf, Bub! Jetzt geh zur Mutter heim! Laß dir's wohl sein und ruh dich tüchtig aus. Zwölf Stunden hast Zeit. Zur Abendschicht mußt wieder einfahren."

Eine Rotte Knappen ging an den beiden vorüber. Der Michel Pfnüer war unter ihnen, drehte das Gesicht und lachte.

Da sah der Meister das eingetrocknete Blut am Nacken des Buben.

„Jesus, was ist dir denn geschehen?"

„Ein Brocken ist von der Deck gefallen."

„Und ich hab dich in einen Stollen getan, wo ich geschworen hätt, daß du sicher bist! Aber laß dir von der Mutter am Abend des Davids ausgenähte Kapp geben. Dann fahr ich zur Nachtschicht mit dir ein, und wir schaffen in einem bösen Schacht . . . daß du hören lernst, wie das Gestein kreistet und warnt."

„Ja, Meister!"

„Jetzt geh nur! Glück auf, Bub!"

„Glück auf!"

Sie drückten sich die Hände und schieden voneinander.

Drüben, auf der anderen Seite des Gehöftes, sprang die Freimannstochter über die Straße und den buschigen Hang hinauf. Oberhalb des Schachttores leuchtete noch einmal das scharlachfarbene Röcklein zwischen den Erlen.

Mit raschen Schritten folgte Adelwart seinem Weg. Hastig stieg er durch den Wald hinauf. Und als er zu einer Blöße kam, die ihm freien Ausblick gewährte, ließ er sich im Schatten einer Buche nieder.

Deutlich konnte er das Haus des Wildmeisters und einen Teil des Gartens überschauen. Er sah auch wieder das Beet mit dem roten Streif. Doch das Gehöft war leer. Nur manchmal ließ sich beim Scheunentor der Schinagl blicken.

Da kam ein Reiter die Straße her, von einem Knecht begleitet. Vor dem Heckentürlein des Wildmeisters sprang er aus dem Sattel, und der Knecht führte das Pferd davon. Peter Sterzinger kam aus dem Haus gelaufen, machte tiefe Bücklinge und geleitete den vornehmen Gast zur Türe. Im gleichen Augenblick sah Adelwart auf dem Wiesengehänge hinter dem Haus was Weißes blinken. Und das Blut schoß ihm heiß in die Wangen. Sein scharfes Jägerauge hatte die Jungfer erkannt — gegen den Stiftsberg klomm sie hinauf, verschwand in dem Holundergestrüpp, das auf dem Gehänge wucherte, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Er wartete und spähte immer hinüber, fast eine Stunde. Die Erschöpfung zitterte ihm in allen Gliedern, und das warme Schmeicheln der Sonne machte ihm die Lider schwer. Doch er dachte: Das Kätterle wird warten! Mit Gewalt überwand er den Dusel und erhob sich. Da flog ihm etwas Lindes gegen die Brust — und ein Veilchensträußlein kollerte an ihm hinunter. Er guckte umher und hörte noch ein Geraschel in den Stauden. Jetzt war es still im Wald. Irgend eine lustige Dirn wird ihren Spaß mit ihm getrieben haben — so dachte er. Und nahm's für einen freundlichen Gruß. Lächelnd hob er die Blumen aus dem Gras und steckte sie auf die Kappe. Dann stieg er durch den Wald hinauf.

Natürlich, das alte Kätterle wartete schon vor der Hecke. „Aber Bub! Wo bleibst mir denn so lang! Seit einem Ständl feuer ich allweil, daß dir die Supp nicht kalt wird!" Sie zog ihn am Arm in das kleine Haus. Dann betrachtete sie den Tisch, setzte sich zu dem Buben, schob ihm alles zehnmal hin, guckte ihn immer an und erzählte vom David, bis sie sah, daß dem Adel die Augen zufielen vor Müdigkeit. Da schob sie ihn in die Kammer ihres Buben, in der das Bett schon gerichtet war.

Ein dumpfer, bleierner Schlaf, zehn Stunden lang, bis zum Abend.

Eine Stunde vor der Schichtzeit weckte das Kätterle den Buben. Und hatte schon wieder gekocht, hatte ihm des Davids gepolsterte Stollenkappe zurechtgelegt.

Während der Bub den Imbiß nahm, fragte das Kätterle plötzlich, mit sonderbar scheuen Augen:

„Adel? Was hast denn auf deiner Kapp für ein Sträußl getragen?"

Er sagte ihr, wie er zu den Blumen gekommen war.

Das Kätterle bekam eine rote Stirn und platzte heraus:

„Die Veiglein hat dir eine geworfen, die dich binden hätt' mögen!"

„Binden? Mich?"

„Ein dürres Zaunrüblein hat sie hineingesteckt in das Sträußl. Aber ich hab mit einer silbrigen Nadel siebenmal durchgestochen und hab's ins Feuer geworfen."

Ein wehes Lächeln zuckte um den Mund des Buben. „Da tu dich nicht sorgen, Mutter! Mich bindet keine!" Dazu sagte sein Herz: Die mich nicht schon gebunden hat! — Und die, das wußte er, die hatte ihm das Sträußlein nicht geworfen.

Im goldenen Glanz des versinkenden Tages stieg er ins Tal hinunter, um zur Abendschicht in das Salzwerk einzufahren.

Nicht weit vom Hällingeramte stand die Freimannstochter an einem Baum. Als sie den Buben kommen sah, trat sie auf die Straße und ging ihm entgegen.

Adel wich ihr nicht aus, sondern grüßte. Da sah er das Aufbrennen dieser hungrigen Augen, diesen huschenden Blick nach seiner Kappe. Mit Grauen zuckte es ihm durch die Sinne: Die ist's gewesen! Und der Zorn fuhr ihm ins Blut. Er sprang auf sie zu und vertrat ihr den Weg. „Hast du mir den Buschen geworfen?"

Sie sah ihn an. Und zitterte. Und schwieg.

„Wenn du ehrlich bist, so sag's! Hast du mir den Buschen geworfen?"

Sie nickte. Und sprang in die Wiese hinaus und rannte, daß der scharlachfarbene Rock um ihre Glieder flackerte wie eine Flamme. Und als sie die deckenden Stauden erreichte, völlig atemlos, drückte sie mit den Fäusten die Zweige auseinander, spähte zur Straße hinüber und keuchte zitternd vor sich hin: „Und

kommen mußt du! Kommen mußt du! Kommen! Zu mir! Zu mir! Und über den Weg! Und über den Steg! Du bist gefunden, du bist gebunden! Dir ist's im Blut! Und mir ist's gut!" Mit schluchzendem Laut erlosch ihre Stimme, und aus den heißen Augen rannen ihr die Tränen über die zuckenden Wangen.

* * *

Wie der erste Tag gewesen, so ging dem neuen Schlepper die ganze Woche hin: Finsternis und grüßendes Licht — Arbeit und müder Schlaf. Nach der tiefsten Erschöpfung, am dritten Tage, wuchs ihm wieder die Kraft, und er fühlte, daß ihm die Arbeit leichter wurde mit jeder Schicht. Doch er hatte das „Berggesicht" bekommen: ernste, tiefliegende Augen unter einer bleichen Stirne.

Bei der Rottschaft hatte er einen harten Stand, so gut es auch der Ferchner mit ihm meinte. Adel merkte bald, daß der Pfnüer alle Häuer gegen ihn hetzte — und immer sah er sich bedrängt von einer versteckten Quälerei, die er in Bitterkeit ertragen mußte. Niemals sprach er davon zum Hällingmeister. Doch eines Morgens, nach der Ausfahrt, stellte er den Pfnüer auf der Straße. „Du! Laß mich in Fried!"

Der Häuer wich vor diesem brennenden Zornblick und vor diesen hart geschlossenen Fäusten vorsichtig zurück. „Narr, du! Was willst denn? Ich tu dir doch nichts?" Doch als sich Adelwart von ihm abwandte, zischte der Pfnüer durch die Zähne: „Wart nur, das zahlende Stündl kommt schon!"

Von nun an hatte Adelwart seine Ruhe bei der Arbeit — es fiel kein Brocken mehr von der Decke, das Gestäng der Schleppe brach nimmer entzwei, er trat in kein Loch mehr, wo bei der letzten Schicht noch fester Boden gewesen. Auch dieses Kauderzeug und Gespöttel nahm ein Ende. Eine von den Ursachen zu diesem ewigen Gehänsel — die Freimannstochter — hatte er sich vom Hals geschafft. An jedem Morgen und Abend, bei jedem Schichtwechsel, stand sie nicht weit vom Hällingeramte, immer bei dem gleichen Baum. Die Knappen merkten bald, daß ihr Sehnsuchtsblick dem jungen Schlepper galt — und Adelwart hatte um des Mädels willen böse Stunden.

Bei einem Schichtwechsel, als sie wieder hinter dem Baum stand, ging der Bub auf sie zu. „Dirn! Was soll denn das! Um deinetwillen muß ich Reden hören, die mir Kot ins Gesicht und Feuer ins Blut werfen! Wenn du das Passen nicht aufgibst, muß ich mir Ruh durchs Amt schaffen."

Die Freimannstochter blickte mit ihren verstörten Augen zu ihm auf und wollte gehen. Da sah er, daß sie blaue Male am Hals und Blutstriemen an der Schläfe hatte. Ein Gefühl des Erbarmens überkam ihn.

„Mädel? Hat dich einer geschlagen?"

Aus dem Klang seiner Stimme hörte sie, daß sein Zorn in Güte verwandelt war. Und während sie lächelte, schoß ihr das Wasser in die Augen.

„Du sollst mir sagen, ob dich einer geschlagen hat?"

Sie nickte.

„Von den Knappen einer?"

„Da tät sich's keiner trauen, von denen!" Während sie mit der zitternden Hand das rostfarbene Haar in die Wange strich, um die Male zu bedecken, verzerrte sich ihr Gesicht. „So viel traut sich bloß mein Vater!"

In diesen Worten lag ein Ton, daß Adelwart erschrocken zurücktrat. „Dein Vater? . . . Warum schlägt dich der?"

„Weil ich nimmer bin, wie er mich haben möcht!" Ganz leise sagte sie das — mit einem Blick, der aus aller Tiefe eines gemarterten Lebens heraufbrannte. „Und weil ich's nimmer verschweigen hab können, daß ich . . ."

Sie sprach das nicht zu Ende, sondern wandte sich ab und ging davon.

Da kam der Ferchner und faßte den Schlepper am Arm. „Aber Bub! Du wirst doch nicht am End was haben mit dem verunehrten Weibsbild?"

Adel schüttelte den Kopf. Doch er sagte kein Wort, strich sich nur mit dem Arm über die Stirn und atmete schwer, als wäre von dem Elendsblick, mit dem ihn die Freimannstochter angesehen hatte, ein quälender Funke an seinem Leben haften geblieben.

Von diesem Tag an kam das Mädel nimmer zum Hällingeramte. Und die Knappen stellten das spöttische Gerede ein.

Adelwart hatte seine Ruhe — um die Füße und um den Rücken her. Doch sein Herz war alles andere, nur nicht ruhig. Ohne daß ihn die Arbeit ermüdete, war immer ein Zittern in seinen Händen. Immer wortkarger wurde er im Schacht, gegen den Meister und daheim gegen das Kätterle. Was ihm zu Schellenberg im Garten des Leuthauses als ein süßer Durst ins Leben gefallen, das wurde in all diesen finsteren Stunden der Tiefe für sein Herz ein Brennen ohne Rast und Ruh. Bei aller Arbeit, im Dämmerdunkel des Schachtes, beim Aufglänzen des weißen Lichtes, auf dem müden Heimweg und beim Niederstieg, im Traum und Wachen sah er immer nur dieses Eine — dieses liebe, feine Gesicht zwischen den rotgebänderten Zöpfen, und diese dunkelglänzenden Augen, die ihn fester gebunden hatten, als der mächtigste Zauber hätte binden können.

In der Schule der schweren Arbeit wölbte sich seine Brust, die Schultern wurden breiter, und seine Gestalt schien sich mit jedem Tage noch zu strecken. Doch sein Gesicht wurde immer bleicher, und immer tiefer sanken ihm die ernsten, in Sehnsucht träumenden Augen unter die Stirne. Und einen Glanz bekamen sie, wie die Augen eines Fieberkranken. Das Kätterle verzappelte sich schier vor Sorge und brachte mit ratlosem Schwatzen den Jonathan durch halbe Nächte um seinen Schlaf. „So sag doch, Mann! Was muß denn nur sein mit unserem Buben?"

„Allweil fürcht ich, er hat das Stollenfieber. Ein Jäger, weißt! Der kann nur schnaufen in der Höh und kann in der Tief das Stollenwetter nicht vertragen."

Aber das Kätterle schüttelte den grauen Kopf. Und in der Nacht vom Freitag auf den Samstag, als der Mond mit seinem neugierigen Gesicht in die kleine Schlafkammer guckte, kam sie mit der Sorge, die sie ihrem Mann bisher verschwiegen hatte. Ob der Bub nicht gebunden wäre? Ob ihm nicht Eine die Zehrung ins Herz gewunschen hätte?

„Ach geh doch! So eine Narretei!"

„Aber wenn ich doch selber den Holderich in dem Veigelbuschen gefunden hab."

Jetzt wurde der Jonathan bös. Wie nur eins an solche Dummheiten glauben könnte! Gebunden wäre der Adel freilich, aber nicht durch Zauber und Sprüchlein, sondern durch tiefe, reine Herzenskraft. Und die Jungfer, an die er sein Herz und Leben gehangen hätte, wäre wohl aller Lieb in Ehren wert! Des Wildmeisters Madda!

„Herr Jesus, Mann! Nach der Jungfer tut sich ja doch der Sekretarius Besenrieder um! Das muß ich ja gleich dem Buben sagen! Daß er sich fürsieht!"

„Kätterle, tu das nicht! Bei so was ist jedes Wörtl wie ein Feuerbrand im Stadel."

Das Weiblein konnte die ganze, lange Mondnacht nimmer schlafen, aus lauter Sorg um ihren Buben. Und so ein windiges Männlein wie der Sekretarius Besenrieder, meinte sie, der wäre doch wohl bei der Jungfer noch auszustechen. Gab's denn in der ganzen Welt noch einen Buben, so brav und schmuck und stattlich wie ihr Adel? Nur der David war noch bräver und schmucker und stattlicher gewesen. In diesem Glauben wurde das Kätterle nicht beirrt durch die Tatsache, daß des Davids Knappenwams und Stollenhosen dem Adel zu kurz und zu eng waren an allen Nähten.

Am anderen Tage saß das Weiblein vom Morgen bis zum Abend hinter dem Nähstock, hakte immer wieder ein Stücklein Gewand an die Zeugangel, ließ Nähte aus und setzte Tuchstreifen an, und als der Bub, der nach Mitternacht von der letzten Wochenschicht heimkehrte, beim weißen Mondschein in seine Kammer trat, lag auf der Kleidertruhe, Stücklein neben

Stücklein, des Davids ganzer Feiertagsstaat: der schwarze Knappenhut mit der weißen Feder, das schwarze Samtkoller mit dem Ledergurt und der Silberschnalle dran, die weißen Glockenhosen mit der schwarzen Stickerei und das Leinenhemd mit schöner Krause.

Es kam ein Sonntagsmorgen, so rein und klar, so ganz in blauen Duft und zitternden Glanz getaucht, wie ihn nur der Frühling in den Bergen erwecken kann.

Als Adel in seiner Sonntagstracht die kleine Stube betrat, begannen dem Kätterle vor Rührung und Freude die Augen zu tröpfeln . . . „Jesus, Jesus! Mein ganzer David!" Sie hängte sich an den Hals des Buben, als wäre er leibhaftig ihr eigenes Blut geworden. Jonathan, bei dem die Freude still nach innen ging, mahnte endlich:

„So laß ihn doch aus einmal! Es steht ja die Supp schon da. Und gesungen muß auch noch werden."

Auf dem Tische lag das evangelische Liederbuch schon aufgeschlagen. Sie knieten auf die Dielen nieder, alle drei, und während Adel das Kreuz schlug und das Vaterunser und den Mariengruß betete, legte das Kätterle dem Jonathan den Arm um den Hals, und so guckten die beiden Wange an Wange in das Liederbuch und fingen mit halblauten Stimmen zu singen an:

„Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad und lauter Güte . . ."

Wie gut und friedlich das Lied der Alten und das Gebet des Buben, jedes ein deutscher Herzklang, sich miteinander vertrugen!

Dieser Gedanke mußte dem Hällingmeister durch den Kopf gegangen sein. Denn als er aufstand und das Buch schloß, sagte er:

„Könnt's denn im ganzen Reich nicht sein als wie bei uns, wo eins dem anderen gut ist, und keins dem anderen sein Seelenrecht bedrängt?"

Während sie um den Tisch saßen, klang das Geläut der Glocken, und draußen vor den Fenstern gingen schon die feiertäglich gekleideten Kirchgänger vorüber.

Adelwart wurde immer unruhiger. Endlich fragte er mit zerdrückter Stimme: „Kommen wir nicht zu spät zur Kirch?"

Das Kätterle wurde rot. Doch der Meister sagte ruhig: „'s ist noch Zeit! Aber geh halt voraus! Sollst um unsertwegen deinen Herrgott nicht verzürnen."

Adel wollte die Alten nicht allein lassen — so heiß und ungeduldig es ihn auch hinuntertrieb ins Tal.

Als sie endlich das kleine Haus verließen, sah man nirgends mehr auf den Bergwegen einen Kirchgänger. Erst als sie weiter hinunterkamen ins Tal, gesellten sich zu den dreien noch einige Leute — unter ihnen der alte Bauer, der dem Buben in jener Nacht den Weg zum Haus des Meisters gewiesen hatte. Der sagte zum Hällinger leise:

„Gottes Gruß, mein Bruder in Christ! Unser Herrgott soll's geben, daß die Kirch schon voll ist!" Das hörte Adelwart. Und nun verstand er, warum der Meister mit dem Weg so gezögert hatte.

Sie kamen zur Ache und gingen die Straße zum Markt hinauf. Immer wieder gesellten sich verspätete Kirchgänger zu ihnen. Der Bub aber hatte nur Augen für die grüne Hecke da drüben am Fuß des Stiftsberges. Seine Hände zitterten, Glut und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Und er wußte doch: da drüben das Haus stand leer! Nur die Hunde im Zwinger machten einen Lärm, als wäre der schöne Feiermorgen die Geburt eines Werkeltages.

Als sie hinaufkamen zum Kirchplatz, standen in der Sonnenstille des reinen Morgens an die hundert Menschen vor der Kirche, die Gesichter gegen das offene Portal gewendet.

„So", stammelte Adelwart, „jetzt kommen wir richtig nimmer hinein."

Da schmiegte sich das Kätterle an ihn und flüsterte: „Nach dem Hochamt stellen wir uns auf ein Platzl hin, wo du alle sehen kannst, die aus der Kirch kommen."

Während die Verspäteten zu den anderen traten, erschien der alte Meßner im weißen Chorhemd unter dem Portal: „Natürlich! Steht schon wieder das ganze Trutzhäusl vor der Kirch heraußen! Nur herein da! Es ist noch allweil Platz in der Kirch. Und was der hochwürdige Herr heut predigt, das tut euch not!"

Ein kleines, nicht allzu merkliches Gedränge entstand — jeder schien dem anderen die Freude gönnen zu wollen, daß er die Predigt des Pfarrers besser hören möchte. Ein paar Dutzend Leute schoben sich zögernd in die Kirche, und Adelwart wollte dies Geschiebe benutzen, um Einlaß zu finden. Doch er kam nur bis zum Portal. Aber weil er auf der Schwelle stand und um einen halben Kopf die anderen überragte, konnte er die Altäre mit den brennenden Kerzen sehen, das ganze, in buntem Zwielicht dämmernde Kirchenschiff und die mit Andächtigen besetzten Betstühle. Eine heiße Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Denn gleich mit dem ersten Blick hatte er in einem der vordersten Stühle die Eine gefunden, nach der die ruhelose Sehnsucht seines Herzens gedürstet hatte durch Tage und Nächte. Er sah den Pfarrer nicht auf die Kanzel steigen und verstand kein Wort der Predigt. Nichts anderes sah er, als dieses grüne Hütlein mit der weißen Federzier und diesen feinen roten Bänderschimmer im schwarzen Haar der Jungfer Barbière.

All die anderen Leute aber begannen die Köpfe zu recken und auf die Predigt zu lauschen. Herr Süßkind predigte von der Gütigkeit der holden Gottesmutter, die der Schlange alles Unheils den Kopf zertreten hätte und jeden redlichen Christen mit gnädigem Schutz bewahre vor allen Listen und Ränken des Teufels. Und so recht als Segensmutter des Berchtesgadener Landes hätte sich die heilige Himmelskönigin allzeit und sichtlich erwiesen. Denn während das fluchwürdige Greuel der Teufelsbundschaft durch alle Lande hinschritte, die Kerker bevölkere, den Henkern Arbeit gäbe und das Brennholz teuer mache, wäre das Berchtesgadener Land durch den Schutz der Himmelskönigin seit je verschont geblieben von solchen Unholden und Gotteshassern. Er, als ein treuer Hirte seiner tausendköpfigen Gemeinde, kenne all seine Schäflein und kenne ihren Sinn und ihre Herzen. Und er würde, mit Zuversicht ein Wunder der Gottesmutter erwartend, seine alten Hände ruhig auf glühendes Eisen legen, zum Beweis dafür, daß seine Herde kein räudiges Schaf enthielte, keine Hexe, keinen Zauberlehrling der Hölle. Und wenn da einer, beraten von aller Schlechtigkeit des Lebens, zu ihm in den Pfarrhof käme und klagen wollte: Die ist eine Hexe — oder: Meinen Nachbar Hänsel hab ich zaubern sehen und Wetter machen — zu solchem Kläger würde er, der alte Pfarrer Süßkind, in Zorn und Grausen sagen: Du Lügner vor Gottes Angesicht! Aus Bosheit oder Eifersucht, aus Dummheit oder Habgier redest du! Hinaus mit dir! Oder ich ruf die Schergen her und laß dich zum Richter führen. Der soll dich fragen mit Schrauben und spanischen Stiefeln, bis aus deiner vergifteten Seel die stinkende Lüg herausfliegt, wie zur Nacht die Fledermäuse aus ihren schwarzen Löchern!

Herr Süßkind, als er so predigte, schlug mit der Faust auf die Kanzel. Und in Zorn begann seine Greisenstimme so absonderlich zu schrillen, daß ein paar Kinderchen, die nicht verstanden, um was da auf der Kanzel geredet wurde, zu kichern anfingen.

Der Pfarrherr machte eine Pause und trocknete mit blauem Tuch den Schweiß von seinem erschöpften Gesicht. Dann begann er wieder zu reden. Der Zorn hätte ihn überwältigt; doch er wisse seine Schäflein in Gottes Hut; wisse sie alle sicher vor jeder Anfechtung des Teufels. Aber es wäre eines jeden Christen Pflicht, dem Satan kein Häklein hinzuhalten, auf dem der Höllische seine Versuchungsbissen aufspießen könnte, wie der Fischer die Heuschrecken zu gutem Fang auf die Angel spießt. Drum sollten die Berchtesgadener all dem unverständigen und gotteswidrigen Aberglauben entsagen, den sie zu



Lucia.

Gemälde von F. Wobring.

treiben pflegten, wenn einer Kuh die Milch versänke, wenn die Schermaus im Garten oder der Kleefraß auf dem Acker wäre, wenn ein Wetter aufzöge, wenn einer den zehrenden Wurm im Finger hätte oder Warzen im Gesicht oder eine närrische Lieb im Herzen. Wer solches Torenwerk betreibe, wecke das Mißtrauen der Nachbarsleute, gebe Anlaß zu dummen und bösen Reden und füge sich bitteren Schaden zu, statt Hilfe zu finden. Besser als alles Beschreien und Besprechen, als alles Binden und Wurzelschneiden, besser und hilfreicher als all dieses heidnische Narrenzeug, das noch keinem Notigen auch nur ein Schrittlein über den Weg geholfen hätte, wäre das rechte, feste Gottvertrauen und ein mutiger Herzenssprung, mit dem sich eine hoffende Christenseele aus allem Weh des Lebens hinausschwänge zum Weltenthron des barmherzigen Heilands und der gnädigen Gottesmutter.

Es war wie der Klang eines betenden Kindes, als Herr Süßkind, die Hände faltend, seine Predigt mit der Bitte schloß: „O du liebreiche Himmelskönigin, die du auf Erden aller Schmerzen Glut empfunden! Nimm unser Ländlein und seine guten Kinder in deinen festen Schutz! Und behüt uns vor Narretei und Grausen!“ Die Orgel fing zu rauschen an, und der alte Pfarrherr stieg über die steile Kanzeltreppe herunter.

Eine seltsame Unruh war in der Kirche. Und die vor dem Kirchtor draußen fingen miteinander zu tuscheln an. Und der Hällingmeister flüsterte dem Kätterle zu: „Ich bitt dich um Herrgotts willen, tu mir solches Zeug nimmer reden, von Binden und Holdermännlein! Ich weiß nicht, warum . . . aber in mir ist eine Angst . . . ich kann's nicht sagen!“

Inmitten all dieser Unruh stand Adelwart an den Marmorpfeiler des Portals gelehnt wie ein mit offenen Augen Träumender, der nicht zu hören und nur ein Einziges zu sehen schien. Doch als das Hochamt zu Ende ging, befiel ihn eine fieberhafte Erregung. Und sobald er zwischen den Menschen eine Lücke fand, drängte er sich auf das Kätterle zu: „Mutter? Wo müssen wir hinstehen?“

Meister Köppel wollte zum Marktplatz. Doch das Kätterle sagte: „Geh, bleib ein Weil! Der Bub möcht so gern die Leut alle sehen!“ So standen sie unter blauem Himmel, in der reinen, strahlenden Morgensonne, und in schier endlosem Zuge wanderten die aus der Kirche strömenden Leute an ihnen vorüber, die lärmenden Kinder, die vermöglichen Bürger in ihren reichen Trachten, die ärmlich gekleideten Bauern, die Weiber und Frauen in bunten Farben. Wenn Knappen vorübergingen, grüßten sie den Meister — nur der Michel Pfnüer drehte das Gesicht auf die Seite und rief einen Kameraden an. Von den eitel geputzten Mädchen guckte manch eines mit Neugier und Wohlgefallen nach dem stattlichen Buben — und wenn das Kätterle solch einen Blick gewahrte, versetzte es dem Adel immer einen Puff mit dem Ellbogen. Doch die Augen des Buben waren in dürstender Erwartung auf das Portal der Kirche gerichtet. Und jählings fuhr ihm das Blut in die Stirne.

Da drüben, mitten im Strom der Leute, kam die Jungfer Madda gegangen. Ganz so war sie gekleidet wie damals im Gärtlein zu Schellenberg. An jeder Hand führte sie eins von den Kindern ihres Schwagers. Und Peter Sterzinger, mit dem blinkenden Hirschfänger am Ledergehenk und mit wehendem Gemsbart auf dem weitrandigen Hut, ging nebenher, eine verdrossen grübelnde Miene im Gesicht und ein grelles Glanzlicht der Sonne auf dem ausgebuchteten Hals.

Ein Blick in Sehnsucht und Liebe muß etwas sein, wie ein in Schweigen klingender Ruf, den das Herz vernimmt, an das er gerichtet ist. Denn Madda, wie von unsichtbarer Hand berührt, sah plötzlich auf — und sah den Adel stehen. Erst war's wie Schreck und namenloses Staunen in ihrem Blick. Dann blitzte der Unmut in den schwarzen Augen, und während sie fester die Hände der Kinder faßte, neigte sie das Gesicht und sah nichts anderes mehr als nur noch den Weg vor ihren Füßen. Dieses schöne, feine Gesicht schien schmäler geworden in den letzten Tagen — auch ohne die Erregung des gegenwärtigen Augenblickes stand es in Maddas Zügen zu lesen, als wäre eine drückende Sorge auf ihr junges blühendes Leben gefallen. Die Kinder schwatzten. Und das kleine Bürschlein wollte immer wissen, was die Marei für den Sonntagstisch gekocht hätte. Aber Madda war taub für die Fragen des Kindes. Da sagte das Dirnlein:

„Guck doch, Maddle, da steht der Jäger, mit dem du so bös gescholten hast! So guck doch, guck, der ist ja ein schwarzer Bergmann worden!“

Madda senkte das Kinn noch tiefer auf die Brust. Peter Sterzinger aber suchte mit flinkem Blick, und als er den Buben sah, war alle Verdrossenheit aus seinen Mienen verschwunden. Spähend blitzte sein Auge nach dem Gesicht der Schwägerin. Er schmunzelte ein bißchen und machte den Specht. Dann sagte er merkwürdig laut: „Da steht der Hällingmeister. Dem muß ich von Amts wegen ein Wörtl sagen.“

Die Kinder wollten hinter dem Vater her. Doch Madda hielt die kleinen Händchen fest. „Bleibet bei mir! Der Vater muß amten.“ Sie hob das Gesicht nicht. Doch sie hörte, wie der Schwager den Hällinger anredete: „Meister! Für die Zeit, wenn die Hirsch verschlagen, ist im Stift ein fürnehmer Jagdgast angemeldet. Dem muß ich im Wimbacher Seeboden ein Treiben richten. Und da muß mir das Hällingeramt eine Rott von zwanzig Knappen zur Jagdfron stellen!“

Adelwart, dem es, als der Wildmeister so jäh dahergekommen, wie ein glühender Stoß durchs innerste Leben gegangen, mußte nach Atem ringen. Er machte einen Versuch, den Knappenhut zu lüften. Doch für Peter Sterzinger schien der junge Schlepper etwas Nichtvorhandenes zu sein — und als hätte er Eile mit seinem Weg, so zog er den Hällingmeister, während er mit ihm redete, Schritt um Schritt am Janker mit sich fort. Und flüsterte plötzlich: „Stell mir den Buben da zur Fron! Aber tu deinen Schnabel halten!“ Eine Antwort wartete der Wildmeister nicht ab, sondern eilte zu seiner Schwägerin und zu den Kindern hinüber. Es zuckte was Vergnügliches in seinem Gesicht. Doch als sie im Strom der Leute den Klosterhof durchschritten, setzte Peter Sterzinger eine grimmige Miene auf. In der Stiftskirche war das Hochamt noch nicht zu Ende, und man hörte den brausenden Klang der Orgel. „Ein Glück,“ murrte der Wildmeister, „das reine Glück, daß der Bub nicht so keck gewesen ist und hat mich angeredet! Sonst hätt er was zu hören gekriegt! Vor allen Leuten!“

Die Jungfer schwieg.

Und der Schwager guckte sie an, als wäre an ihrem Gesicht was Besonderes zu sehen. Im gleichen Augenblick fragte das kleine Dirnlein: „Maddle, sag, was tust du denn so traurig schauen?“

„Wenn ich meines Vaters Orgel hör, das geht mir allweil so viel ins Herz.“

Peter Sterzinger machte mit ernster Miene den Specht. Und plötzlich sagte er heftig: „Gelt, es ist dir unlieb, daß der unverschämte Kerl da noch allweil um deinen Weg sein muß? Und da wird's am besten sein, ich sag dem Hällingmeister ein kräftiges Wörtl, daß er den Buben mit Laufpaß über die Grenz weist!“

Ohne das Gesicht zu heben, schüttelte Madda den Kopf. „Der ist gestraft genug! Hast ihn doch aus der Jägerei gestoßen. Da mußt du ihn nicht auch ums Brot noch bringen! . . . Mir geht er nimmer über den Weg! Ich seh nicht, daß er da ist . . . meinetwegen soll er stehen, wo er mag!“

Der Wildmeister hob die Schultern. „Wenn du so barmherzig bist! . . . Ich hätt gesorgt dafür, daß er gestampert wird!“

Da ließ die Jungfer die Händchen der Kinder fahren und huschte flink durch das Gedräng der Leute. Sie hatte den Josua Weyerzisk und das Trudle gewahrt. Mit seltsam erregter Zärtlichkeit legte Madda den Arm um die junge Meisterin. „Gott grüß dich, Trudle! Bist auch in der Kirch gewesen?“ Das sprudelte sie hastig und heiß heraus. „Ja guck nur, wie schmuck und lieb du zum Ansehen bist! Aber

heut . . . gelt, ja . . . heut ist aber auch ein Tag, so schön, wie lang schon keiner gewesen!"

Die junge Meisterin nickte. Mit glänzenden Augen, doch ein wenig scheu und verlegen, sah sie zu der Freundin auf und lispelte ein paar Wörtlein, so leise, daß die Jungfer sie nicht verstand. Aber Madda hatte recht: das Trudle bot einen lieben und schmucken Anblick. Wie angewachsen kleidete das lichtblaue Gewand den schlanken Körper, die Krause um das feine Hälschen war wie Schnee, und unter der weißen Frauenhaube zitterten die blonden Löcklein heraus und warfen zarte Goldschatten auf die Wangen, die, so schmal sie noch waren, doch schon angehaucht erschienen von einer rosig wiederkehrenden Freude am Leben. Und Josua stand dabei, die Augen strahlend vor Glück und Stolz.

Auch den Leuten, die vorübergingen, fiel die freundliche Veränderung auf, die sie am Trudle sahen. „Schau nur," sagte ein Bauer zu seinem Weib, „wie sich die Weyerzisfin lieb herausmacht!" Aber dann fing er wieder über die Predigt zu tuscheln an, die ihm allerlei zu denken gab. Sein Weib nannte ihn einen Sinnierer. Was Herr Süßkind auf der Kanzel gedonnert und gestammelt hatte, das war für die Bäuerin eine Predigt wie tausend andere, die sie schon gehört hatte. Doch der Bauer schüttelte nachdenklich den Kopf. „'s ist mir allweil gewesen, als hätt er was anderes sagen mögen und hätt sich mit dem richtigen Wörtl nicht herausgetraut!" Wie dieser Bauer, so redeten hundert andere, die da draußen auf dem Marktplatz in der Sonne beisammenstanden.

Das war ein Brauch seit langer Zeit, daß sich die Bürgersleute mit den Bauern, die in weit entlegenen Gehöften wohnten, an Feiertagen nach dem Hochamt so auf dem Marktplatz zusammenfanden, um allerlei Geschäfte zu besprechen, Einkäufe zu machen, vom Viehhandel und von der Holzarbeit zu reden.

Ein buntes, prächtiges Bild, diese Hunderte von Menschen im zitternden Sonnenglanz, in ihren bunten Trachten und mit den gesunden und braunen Gesichtern. Und in der Weite, ringsumher, der Riesenkranz der schönen Berge, die grünenden Almen und die von Sonnenduft umwobenen Wälder, über denen, im Süden, der von Schnee noch weiß umgossene Watzmann mit seinen steinernen Kindern thronte.

Aber heute wurde nicht viel von Flößerei, von Salzfracht, Holzgeschäft und Viehhandel geredet. In allen Gruppen, die da beisammen standen, schwatzte man von der merkwürdigen Predigt, die Herr Süßkind gehalten hatte. Und ein Aufsehen gab es, als vom Obermarkt die Leute kamen, die dem Hochamt und der Predigt in der Franziskanerkirche beigewohnt hatten. Die erzählten, daß heute der Franziskanerprior Josephus, der sonst das behagliche Sitzen im Chorstuhl dem anstrengenden Predigerwerke vorzuziehen pflegte, ganz auffällig streitbar auf die Kanzel gestiegen wäre und gegen den Aberglauben und das Zaubersprechen, gegen die falschen Zeugen und die Hexenkläger gepredigt hätte.

Zu allem Gerede setzte es noch einen schreienden Aufruhr. Die Burschen, die sich vor dem Heimweg gerne einen Krug Klosterbier oder einen Schoppen Tiroler vergönnt hätten oder ihren Mädchen ein Gläslein süßen Weines vorsetzen wollten, fanden im Leuthaus und in allen Herbergen eine verriegelte Schank. Der geistliche Kommissar, Herr Doktor Pürckhmayer, so hieß es, hätte unter Androhung schwerer Strafen verboten, daß in den Wirtshäusern auch nur ein Tropfen Bier oder Wein verzapft würde; der Sonntag gehöre der Ruhe nach aller Mühsal der Woche, dem Himmel und frommer Erbauung, nicht aber dem Zithergedudel, dem unzüchtigen Tanz, dem wüsten Geschrei und den verschwenderischen Saufgelagen; die Bürger und Bauern sollten ihre sauer verdienten Kreuzer zusammenhalten, statt jeden Silberknopf durch die Gurgel zu jagen; dann könnten sie auch die Steuern bezahlen, die den Säumigen eine übelangebrachte Güte seit Jahren nachgesehen und gestundet hätte; und dem leidigen Geldmangel der Regierung und des Gemeinwesens wäre bald abgeholfen.

Der Dominikaner machte sich zu Berchtesgaden durch diese Verfügung nicht populär. Hätte er alle Urteile hören können, die auf dem Marktplatz über ihn gesprochen wurden, so hätte ihm das linke Ohr an diesem Sonntag dröhnen müssen wie eine Wetterglocke. Die Leute meinten, es wäre, um die Not der Landschaft zu beheben, genug gewesen an einem Kommissar, an dem lustigen Freiherrn von Preysing, der so munter mit allen verkehre, gerne mit den Bürgern und ihren hübschen Töchtern schwatze, was draufgehen lasse und, soweit ihm die Jagd dazu die Zeit vergönne, jede Sorge des Ländleins von der heiteren Seite packe. Und je heller an diesem Sonntag das Bild des edlen Freiherrn gemalt wurde, um so schwärzer strichen die Berchtesgadener dem Dominikaner die weiße Kutte an.

Doch als das Hochamt in der Stiftskirche zu Ende war und die Musketiere und Spießknechte auf den Marktplatz kamen, dämpfte sich die Erregung merklich, und die Urteile über den geistlichen Kommissar wurden leiser und vorsichtiger.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Moltke-Lied!

Ein Jahr ist dahingegangen, seit wir an dieser Stelle an Deutschlands Dichter unseren Aufruf zur Schaffung eines Moltke-Liedes gerichtet haben. Zur gleichen Zeit, da in Berlin auf dem Platze vor dem Generalstabsgebäude und gegenüber dem Standbilde Bismarcks das Nationaldenkmal für Moltke in Stein und Erz erstand, sollte dem deutschen Volke auch ein Lied geschenkt werden, das Moltkes Wesen und Werk in volkstümlicher Form besingt. Um unserem Preisausschreiben, das wir zur Erlangung eines Moltke-Liedes erließen, erhöhten Nachdruck zu geben, haben wir damals für das beste einlaufende Gedicht einen Ehrenpreis von tausend Mark gestiftet. Heute stehen wir vor der Enthüllung des Nationaldenkmals für Moltke und damit vor der Veröffentlichung des Ergebnisses, das unser Preisausschreiben gezeitigt hat. Nicht weniger als 2261 Einsendungen sind uns zum Wettbewerb zugegangen, und sie alle haben einer sorgfältigen Prüfung unterlegen.

Als preisgekröntes bestes Lied ist aus dieser gewaltigen Menge von den Preisrichtern: Felix Dahn, Detlev von Liliencron und Emil Prinz von Schönaich-Carolath das Gedicht mit dem Merkworte: „Erntetag" gewählt worden. Die Öffnung des Briefumschlages mit dem Merkwort ergab als Dichter dieses Liedes

Dr. A. De Nora in München.

Ihm ist also unser Ehrenpreis von tausend Mark zugefallen. Wir bringen sein Lied gleichzeitig zur Veröffentlichung und knüpfen hieran die freudige Zuversicht, daß es als ein lebendiges Denkmal zu Ehren des unvergeßlichen Schlachtenlenkers im deutschen Volke Wurzel fassen werde. Aus der Reihe der weiteren Gedichte haben wir jenes mit dem Merkwort „Omnia pro patria" — eine Schöpfung des Rektors Robert Münchgesang in Roßla a. Harz — zum Abdruck erworben. Auch dieses frische Lied finden unsere Leser in der vorliegenden Nummer.

Zum Schluß möchten wir noch all jenen, die uns bei unserem Werke durch Einsendungen erfreuten, herzlichsten Dank sagen.

Die Redaktion.

Das Moltke=Lied.

Spielt, Bläser! Trommler! Geiger!
Das Moltke-Lied erschall'!
Das Lied vom großen Schweiger,
Dem Generalfeldmarschall,
Der uns den Feind geschlagen
In ruhmgekröntem Krieg,
Der uns in stolzen Tagen
Geführt von Sieg zu Sieg!

Noch lag der deutsche Michel
Verschlafen auf dem Ohr,
Da wetzt' ihm schon die Sichel
Der Moltke lang zuvor;
Und als die Spatzen pfiffen:
Wach auf! Nun ist es Zeit! —
War alles schon geschliffen,
War alles schnittbereit.

Das gab ein scharfes Schaffen!
Ein heißes Erntefest!
Er lehrte das Gewaffen
Uns führen, scharf und fest;
Er hat kein Wort gesprochen,
Er lenkte still die Schlacht,
Bis vor ihm lag gebrochen
Des Gegners ganze Macht.

Stumm, wie ein Uhrenzeiger
Durchschreitet seinen Tag,
Ging uns der große Schweiger
Voran von Schlag zu Schlag;
Erst als ringsum erschallte
Der letzte Siegesruf,
Da lächelte der Alte,
Da freut' ihn, was er schuf.

Und was er schuf im Streite,
Wir wollen unversehrt
Es tragen stets zur Seite,
Das gute, deutsche Schwert!
Doch wenn zu neuem Ringen
Es deutsche Ehre zieht,
So mag es wieder singen
Dem Feind ein Moltke-Lied.

A. De Nora.





Zeichnung von C. Becker

Moltke.

Von Robert Münchgesang.

Der Morgen graut, der Feind ist nah,
Die Adjutanten jagen.
Erhebt euch, Brüder, heute wird
Die große Schlacht geschlagen.
Befehl kam aus dem Hauptquartier,
Und frohen Muts marschieren wir.
Ein jeder wackre Streiter,
Hier Infanterie,
Da Artillerie,
Dort die geschwinden Reiter.
Wer ist es, der die Truppen lenkt,
Der stille Mann, der für uns denkt?
Generalfeldmarschall Moltke.

Die Sonne steigt, der Kampf ist heiß,
Der Feind schießt mit Granaten.
Wir müssen fechtend Schritt für Schritt
Im Heldenblute waten.
Doch ob auch mancher Brave fand
Den Tod fürs deutsche Vaterland,
Wir kämpfen mutig weiter,
Hier Infanterie,
Da Artillerie,
Dort die geschwinden Reiter,
Bis daß der Feind am Boden liegt
Und bis der große Schweiger siegt,
Generalfeldmarschall Moltke.

Der Abend naht. Es floh der Feind,
Der Feldzug ist entschieden.
Mit deutscher Kraft erkämpften wir
Den Kaiserthron, den Frieden.
Ob heim auch manche Mutter klagt,
Manch Kind nach seinem Vater fragt,
Wir rufen froh und heiter,
Hier Infanterie,
Da Artillerie,
Dort die geschwinden Reiter:
Den Ehrenkranz, dem er gebührt!
Uns hat zu Sieg und Ruhm geführt
Generalfeldmarschall Moltke.

Erinnerungen an Moltke.

Von Eugen von Jagow.*)

Leute, die den alten Feldmarschall nicht näher kennen gelernt haben, ihm nur in irgend einer Gesellschaft oder bei Hofe begegneten, wo er allerdings sehr zurückhaltend und schweigsam war, haben ihn oft als kalt und herzlos geschildert. Aber wer das Glück hatte, ihm, wie ich, näherzutreten, der hat sich schnell überzeugt, daß seine sprichwörtliche große Schweigsamkeit nicht die Folge mangelnder Herzenseigenschaften, sondern einer großen Lebensweisheit war, die zuvor sorgsam prüfte, ob der auf ein längeres Gespräch Wartende die Anrede auch lohnte. Wenn der Feldmarschall erst auftaute, was im Familienkreise oft geschah, so konnte er sogar recht gesprächig und äußerst guter Dinge sein. Manchmal um einer Kleinigkeit willen.

Rührend war die Gewissenhaftigkeit, mit der der alte Marschall sich allen Verpflichtungen bei Hofe unterzog, obwohl sie ihm durchaus als eine Last erschienen. Er sah darin eine Art militärischer Pflicht, und man weiß, wie er diese bis ins kleinste mit einer fast pedantischen Genauigkeit erfüllte. Ich entsinne mich noch einer Manöverkritik, die der alte Kaiser in Gegenwart seines getreuen Paladins abhielt. Er hatte dazu, obwohl es ziemlich kühl war, seinen Paletot ausgezogen. Alsbald folgte Moltke seinem Beispiel, so sehr ihm auch sein Neffe davon abredete: „Onkel, du bist so erkältet." Was kümmerte diese Rücksicht den greisen Schlachtendenker! Der Herr hatte den Paletot abgelegt, konnte der Diener den seinen anbehalten?

Ganz ähnlich hielt es der „große Schweiger" auch mit der höfischen Etikette, von deren Qual sich Kollege Bismarck kühn befreit hatte, die er — als resignierter Philosoph und gehorsamer Soldat — dagegen klaglos über sich ergehen ließ. Es ist richtig, daß er sich von seinem Neffen auch in manche Privatgesellschaft führen ließ, die ihm im Grunde genommen kaum weniger unsympathisch war. Er ertrug eben auch das als notwendiges Übel, und vielleicht sah er darin überdies ein Mittel, um sich ein eigenes Urteil über ein Stück der öffentlichen Meinung zu bilden, zu der er ja sonst in keine unmittelbare Berührung trat — nicht einmal als Reichstagskandidat, da ihm die Wahlreden erspart blieben! Je schweigsamer er in den Gesellschaften war, desto schärfer beobachtete er.

Aber am liebsten weilte er doch daheim. Der ganze Tag war strenger Facharbeit gewidmet. Beim bescheidenen Abendbrot begann seine Erholung. Bescheiden war es recht eigentlich, recht bezeichnend für den Sparsamkeitssinn eines Mannes, der in seinen Jünglingsjahren fast gedarbt hatte: er trank drei oder vier Tage an einer Flasche Moselwein, und wir anderen erhielten eine Flasche Bier und damit basta. Das war nicht Knickrigkeit, daraus sprach die große Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit eines Mannes, der bei anderen kein genußsüchtiges Bedürfnis voraussetzt, das er selbst nicht besaß. Beim Abendbrot wurde harmlos geplaudert, aus der Zeitung vorgelesen, dann wurde Whist gespielt, und häufig lauschte dann der Feldmarschall noch dem stilvollen Gesange seines Neffen Herrn von Burt, den ich auf dem Klavier begleitete, ab und zu auch meinen Klaviervorträgen. Beethoven und Mozart liebte er über alles, auch polnische Volkslieder, die der nachmalige Kapellmeister Dreßler mit eigenartiger Kraft zum Vortrag brachte. Wie sich der Feldmarschall zu den bildenden Künsten stellte, weiß ich nicht, wenigstens hat er niemals zu mir darüber gesprochen, aber daß er ein meisterhafter Stilist war, das haben auch mich seine mit wunderbarer Klarheit und Plastik gearbeiteten Werke gelehrt, und daß er ein nicht minder entwickeltes Feingefühl für alle großen und kleinen Künste der Verssprache besaß, das habe ich selbst erfahren. Wie eine Reliquie verwahre ich ein Exemplar meines Nibelungendramas „Oithona", das zahlreiche, von seiner Hand vorgenommene Verbesserungen enthält. Das ist Ziselierkunst im besten Sinne des Wortes. Man fühlt ordentlich, welches ästhetische Unbehagen ihm ein unvollkommener Vers bereitet und welchen Genuß er bei dem Bemühen findet, ihn bis zur künstlerischen Vollendung zu feilen. Nur einige Beispiele dafür.

Ich lasse Askold, der Zeuge der Ermordung Toscar-Siegfrieds gewesen ist, sagen:

„Wohl, wohl! Denn ein erhabenes Haupt sank hin,
Des Stamm so voller Mark, daß nimmermehr
Der Elemente Kraft ihn fällen konnte."

Und Moltke:

„Wohl, wohl! Dies stolz erhaben Haupt sank hin,
Des Stamm so voller Mark, daß es der Kraft
Der Elemente Trotz zu bieten schien."

Manchmal stört eine Kleinigkeit seine Feinfühligkeit. Für

„. . . . . . . Willst du auch schweigen?
Sonst kann's dir gehen über Nacht wie ihm."

schreibt er:

„. . . . . . . Versteh zu schweigen,
Sonst kann dir's über Nacht ergehn wie ihm."

Ich hatte geschrieben:

„Der König läßt im Volke rings verbreiten,
Daß ich aus Notwehr nur den hier getötet."

Das erscheint Moltke offenbar schwerfällig, und er macht daraus:

„Daß ich aus Notwehr tat, was hier geschah."

Eine der Strophen des Bardengesanges lautet:

„Odin!
Lächle empor aus den Träumen der Nacht,
Jauchzend dann schwingt sich der Barden Gesang
Nach — deinem goldenen Strahl."

Das Bild des sich dem Sonnenstrahl nachschwingenden Bardengesanges war dem Marschall offenbar nicht plastisch genug, denn er macht daraus:

„Jauchzend ertönt dann des Barden Gesang
In deinem goldenen Strahl."

Während des Gesanges bemerkt Oithona-Kriemhild:

„Die Barden! — Stehe auf, mein Toscar, hörst du?
Ach höre, wie ihr Lied den Morgen lockt,
Wie es dein Ohr umschmeichelt, süß wie Leben.
(Nach einer Pause.)
O, es klingt dumpf wie Totenklage! — schweigt!"

Moltke verbessert:

„O dumpf wie Totenklage klingt es!"

Thorolf-Hagen erscheint und richtet heuchlerische Fragen nach dem Täter an die Witwe. Sie erwidert:

„Das Mitleid hält
Mit Eurer Eile Schritt. Wer ist der Täter?
Das fraget Ihr? Ihr wißt es nicht, o Thorolf?"

Sehr schön ist die Verbesserung Moltkes:

„Mit Eurer Eile Schritt! — und wer der Täter,
Fragt Ihr, o Thorolf, fragt und wißt es nicht?"

*) Wir bieten den Lesern eine der letzten Arbeiten unseres langjährigen, getreuen Mitarbeiters Eugen von Jagow, den der Tod vor kurzem leider hinweggerafft hat.
Die Red.

Aus den Thüringer Bergen.

Von A. Trinius.

Das schöne, freie Wort, das einst Karl August von Sachsen-Weimar gegenüber einer Versammlung von deutschen Fürsten stolz sprach, daß das deutsche Vaterland kein sangeslustigeres und poetischeres Völkchen denn seine Thüringer aufweise — es besteht noch heute zu Rechten. Wie viel Tausende ungezählter Rauchfahnen auch heute über das einst ackerbauende Germanien wehen, im und auf dem Thüringer Walde lebt noch im Volke ein Stück dessen, was über das Dasein auch des Ärmsten zuweilen etwas wie Goldglanz webt.

Wohl ist man sich leider nicht mehr recht des überreichen Schatzes an tiefdeutigen, fröhlichnaiven, wehmütigen Volksliedern bewußt, die früher bei der Arbeit erklangen, auf dem Marsche, im Walde und in der Spinnstube, abends zwischen den Gärten, in Freud und Leid. Nur noch Vereine und das gute Bürgerhaus pflegen diese Lieder, die ein Stolz und ein viel beneideter Schatz unseres Volkes waren. Die Hoffnung aber aufzugeben, daß hier nicht wieder eine Rückkehr erfolgen wird, wäre töricht.

Trotzdem lebt im tiefsten Grunde der Thüringer Volksseele noch die Poesie und das Behagen an romantischer Ausgestaltung der kurzen Spanne Erdenzeit. Das ist mir jüngst erst wieder recht klar geworden. Als zwei Burschen droben am Rennstiege zwischen Porphyrgeklüft eines Tages Steine mit seltsam schillernden Stellen fanden, da währte es nicht lange, daß der uralte Hang zur Schatzgräberei wieder erwachte. Der Zauber halbverklungener Sagen, aus denen es von überreichen Schätzen an Gold und Edelstein weht, war aufs neue erwacht. Wer da auf dem Inselberge in diesen Nächten zufällig hätte am Fenster gestanden, der würde wohl schweigende Gestalten, mit Sack, Hacke und Blendlaterne lautlos über den Berg ziehend, gesehen haben, die sich den holprigen Rennstieg abwärts wandten, dann ins Gebüsch hinein! An den zerrissenen Wänden hin! Und dann in verborgene Höhlen eingetaucht, mit zitternden Händen den Reichtum nächtlich einzuheimsen. Erst im ersten Morgenscheine ging es dann hinab in das Heimatsdorf.

Und als das Trinitatisfest herangekommen war, der Goldene Sonntag des Thüringers, da alle Wurzeln und Kräuter im Walde doppelt gesegnet sind, daß man sie einsammele, Krankheit und Tod aus dem Hause zu scheuchen, da ging es abermals heimlich hinan zu den Wartbergen oberhalb Thal, deren breite Buckel sich so eigenartig über dem grünwallenden Meer von Buchenbergen abheben. Dort oben haben in früheren Jahrhunderten Walen oder Venezianer, wie das Volk sie damals nannte, Gold geschürft und so manchmal dem Hirten zugerufen, daß der Stein, mit dem er nach einer Kuh warf, mehr wert denn diese selbst sei. Das ist unvergessen geblieben. Da oben in der heiligen Waldwirrnis sind unsere Schatzgräber in halbverfallene Stollen und Schächte eingedrungen, um mit gefüllten Rucksäcken sich dann heimlich nach Hause zu schleichen. Denn an diesem Tage blüht auf den Wartbergen nicht nur die blaue Wunderblume, sondern es öffnen sich auch bisher versteckte Höhlen, sofern man ein rechtes Sonntagskind ist. Und nun liegen die Steinschätze daheim in einem stillen Winkel aufgetürmt, der Stunde harrend, wo man es wagen darf, mit seinem „Reichtum" hervorzutreten.

Besonders in den Wochen, da Frühling und Sommer ineinanderfließen, kann man heute noch so recht erkennen, wie fest doch der Thüringer mit der Mutter Natur verknüpft ist, wie viele feine, unsichtbare Fäden zu ihr hinüberleiten. Der Wald, sein weiter, immergrüner Wald, er ernährt ihn nicht nur, er ist ihm immer wieder eine Quelle der Freude, der Beobachtung, er ist ihm so ans Herz gewachsen, daß er, trotz der Sehnsucht in die blaue Ferne, die dem Thüringer eigen, nie mehr von ihm ganz loskommt. Anschauungen, Sitten und Gebräuche wurzeln in dieser innigen Gemeinschaft seines Wesens mit dem heimatlichen Walde. Aus dem nahen Bergwalde holt er sich die zwei Fichten, die er dort vor die Haustür setzt, wo ein junges Menschenpaar sich ein eigenes Nest fürs Leben gründet. Von dort oben bringen unter Sang und Jubel am Pfingstheiligabend Jungen die schlanken, zartgrünen Lärchen, die sie noch diesen Abend an die öffentlichen Laufbrunnen des Ortes führen, um diese festlich zu schmücken, uralter Brauch, noch von heidnischen Vorfahren überkommen. Aus dem Walde kommt um die Weihnachtstage der arme Mann im Schneegestöber, heimlich das Tannenbäumchen mit sich führend, das er seinen Kindern zur Christnacht mit ein paar elenden Lichtern in die niedrige Stube stellen wird, während ein Engel von der Decke darüber schwebt. Es ist ja ein Unrecht, das er getan, und wenn er ertappt wird, so setzt es Waldbuße. Doch der Wald ist ja so groß und der Fürst — ein reicher Herr!

Vom Mai bis in den Juni hinein sind die Tage mit einem gewissen Waldeszauber umgeben. Wenn der Sturm in der Nacht zum ersten Mai die Wolkenschatten im wirren Haufen über das Gebirge treibt, dann ziehen die Hexen zur Feier der Walpurgisnacht hinüber zum Brocken. Bei den alten Leuten ist es heute noch wahr und gewißlich wahr. Es naht die singende, blühende Maienpracht. Der Wald ist erwacht. Schmetternd künden seinen Ruhm die Vögel von allen Zweigen. Welch ein Thüringer, der da nicht seinen „Maiengang" machen wollte? Allein, mit seinen Freunden, der eigenen Kinderschaar. Denn ein Maiengang, wenn die Buchen die Augen aufgeschlagen haben, das ist gleich einem Kirchgang, einem Gottesdienst.

Im Maien tauchen eines Tages in den Gassen der Bergstädtchen die „Laubmännchen" auf. Das sind halbwüchsige Jungen, dicht eingehüllt in frisches Birkenreis. Selbst das Gesicht ist vermummelt, damit man den dahinter Steckenden nicht erkenne. Nur die Rechte ragt aus der Umhüllung und trägt eine starke Haselgerte. Die Jugend ist unter Lachen und Spottworten hinterdrein. Denn das Laubmännchen stellt den Mai dar, der nach uralter Bauernregel naß sein muß, soll die Ernte gesegnet sein. Und so gilt's denn, den grünen Maien in ein laufendes Wässerlein zu schubsen oder doch ihn tüchtig mit Wasser zu bespritzen. Der aber wehrt sich der Angriffe und teilt rechts und links tapfer Schläge aus.

Der Brunnenschmückung dachten wir schon. Sie ist die sinnigste und lieblichste Sitte „auf" dem Walde. Um diese Zeit ziehen auch in einigen Walddörfern Schulmädchen von Hütte zu Hütte. Sie tragen Birkenreiskränze in den Haaren und führen in ihrer Mitte die sogenannte Pfingstbraut mit sich, die durch reicheren Kopfschmuck gekennzeichnet ist. Vor jedem Hause bleiben sie stehen, drehen sich im Reigen um die Braut, dabei uralte Lieder singend, ein verworrenes Gemisch halb unverstandener Liebeslieder. Die freundlichen Gaben, die dabei abfallen, werden dann geteilt.

Dem Monate zu Ehren, in dem König Waldmeister seinen feierlichen Umzug durch die Buchenwälder hält, in dem man drunten im Lande die ersten duftigen Bowlen ansetzt, des Waldes Frühlingsgrüße aus ihnen zu schlürfen, ihm zu Ehren begeht auch die Waldbevölkerung in vielen Ortschaften noch die köstlichen Maienfestspiele, deren Aufführungen sich freilich nicht an den Mai selbst binden, sondern sich bis in den Juli hineinziehen. Auch hier mag uralter heidnischer Brauch zugrunde liegen.

Die „Dichter" dieser Maienspiele sind meist Handwerker, dann und wann auch ein Ortslehrer. Die Bühne ist unter Gottes freiem Himmel aufgeschlagen und wird gewöhnlich von der Straßenkreuzung vor dem Dorfwirtshause gebildet. Die Straße stellt also das Parkett dar, die der

schiedenen Ränge werden von den Stockwerken der angrenzenden Häuser bis zum Dache hinauf gebildet. Die Darsteller setzen sich aus den Burschen und Mädchen zusammen. Bedingung ist, daß recht viel Pulver bei der Vorstellung verpufft wird und die Burschen möglichst alle hoch auf Ackergäulen erscheinen, dem Feste größere Weihe zu verleihen. Ein anderes Wirtshaus bildet den Versammlungsort und das Ankleidezimmer der „Künstler".

Ein warmer, stiller Sommertag. Die Luft ist wie durchsetzt von dem Duft frisch gemähten Heus und dem Würzehauch der wilden Heckenrosen. Im Städtchen herrscht auf Markt und Gassen eine Ruhe, als wäre just erst der Dreißigjährige Krieg aus dem alten Stadttor hinausgezogen. Eintönig plätschert der Marktbrunnen. Waldein schlagen wir uns. Über einen der Vorberge hin, die sich vor einem weiten Tal aufbauen, hinter dem das Gebirge als grünblaue Linie, gezackt und gebuckelt, steht. Durch das breite Wiesental flutet es von allen Seiten heran. Alle Wege und Raine sind mit fröhlich geputzten Menschen besetzt, die alle nach einer Richtung streben. Hinter jenem Buchenberg verbirgt sich das Waldnest, in dem heute ein Maienfestspiel vor sich gehen soll. Die Dörfler lassen nicht auf sich warten. Schon bald nach Tisch wird die Komödie beginnen, damit für die gesellige Lust dann noch recht viel Zeit übrig bleibt.

Jetzt biegen wir in die Dorfstraße ein. Ein Stück weiter, dort wo der glattgeschälte Stamm der „Maie" in die blaue Luft ragt, werden sich heute die Geschicke des Maienspiels entscheiden. Die Preise, die hoch in der Nadelkrone der „Maie" hingen, sind bereits durch kühne Kletterer herabgeholt worden. Das war vor Wochen. Doch die „Maie" blieb noch stehen, gleichsam als Leuchtturm für all jene, die zu dem sonntäglichen Spiele heranpilgern würden.

Nun sind wir am Festplatz angelangt. Ein dichter Kreis von erregten Menschengruppen füllt ihn bereits. Die Türstufen, alle Fenster und Dächer sind besetzt. Selbst in dem alten, rissigen Lindenbaume, unter dem die Estrade für die Musikanten aufgebaut ist, hocken einige verwegene Jungen und traktieren die Menge mit Späßen und Fratzen. Ab und zu zwängt sich langsam ein heubeladener Wagen über den Festplatz. Dann bildet die Menge eine Gasse, um darauf sofort wieder den Kreis zu schließen. Innerhalb des letzteren bilden zwei lustige Personen den Hauptanziehungspunkt. Ein Hanswurst und ein Polichinell. Sie sind, ehrlich bekannt, die eigentlichen Künstler des Festes. Sie stellen nicht nur gleich dem antiken Chor die Erläuterer und Begleiter des Festspieles dar, sie wissen auch in der Zeit vor und nach dem Spiele durch ihre Späße die vergnügten Zuschauer in Atem zu halten.

Sie schäkern mit den dunkeläugigen Dorfschönen, reißen einem Burschen unversehens das Bierglas aus der Hand, leeren es, um es dann mit einem tiefen Knix wieder zurückzugeben. Hier teilen sie Knüffe aus, dort Küsse. Ein Landauer mit städtischen Kurgästen rollt langsam heran. Im Nu sind sie auf die Trittbretter gesprungen, ziehen ihre Filzkappen und begrüßen die Fremden oder machen sie mit großen Worten auf den baldigen Beginn des berühmten Maienspiels aufmerksam. Gleich darauf hat der eine der Spaßvögel sich eine Dorfschöne aufs Korn genommen, deren städtische Nachäffung zum Spotte herausfordert. Unter dem schallenden Gelächter der Menge muß nun die Ärmste den feierlichen und vernichtenden Sermon mit anhören, mit dem er ihre weibliche Schwäche unbarmherzig geißelt. Sie ist froh, als der Unhold endlich von ihr abläßt. Eine ernsthaftere Aufgabe winkt ihm. Der Gendarm ist auf dem Festplatze erschienen. Mit tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen schreiten Hanswurst und Polichinell ihm entgegen, ziehen mit schlecht verhaltenem Spotte tief die Mützen und fragen in ersterbender Bewunderung, unterstützt von grotesken Bewegungen, ob Se. Erhabenheit den Ehrenplatz lieber im Gipfel der Linde oder vielleicht auf dem Schornstein des Wirtshauses einnehmen möchte. Doch der Hüter der Ordnung kennt seine Leute. Er achtet den Humor des Tages und weist sie lachend von dannen.

In diesem Augenblick ertönen in der Ferne Fanfarenstöße. Da geht es wie ein Ruck durch die Versammlung. Alle Köpfe fliegen herum. Man stößt sich, man hebt sich auf den Fußspitzen und dreht den Hals. Kein Zweifel, das Maienfestspiel soll beginnen. Was es diesmal bringen wird?

Ehemals bildete den Stoff für diese Maienfestspiele die Fülle der heimischen Sagen, besonders aus den Tagen der ersten Landgrafen Thüringens, deren Gestalten noch heute im Erinnern des Volkes leben. Allmählich aber wandte man sich auch anderen Stoffen zu. Dramen, worin es von Rittern und geraubten Jungfräulein wimmelte, Jägerstücke und andere Stoffe fanden Gnade vor dem dörflichen Schiller. Als dann die große Zeit für Deutschland herbeigekommen war, da deutsche Heeressäulen jenseit des Rheins von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg schritten, Deutschland sich seinen Kaiser aus Frankreich heimbrachte, da trat abermals ein Umschwung im Geschmack ein. Deutschlands Einigungskrieg war Parole und Feldgeschrei geworden.

Auch der Mode blieben die Thüringer Maienfestspiele unterworfen. Da der Krieg zwischen Buren und Engländern drunten in Afrika tobte, da jeder deutsche Schuljunge sein Leben für Ohm Krüger gelassen hätte, da ging denn auch über die Straßenbühnen der Waldnester für ein paar Jahre das Drama, das die Welt damals in Atem gehalten hatte. Ohm Krüger ist tot, geknebelt liegen die Republiken am Boden. Und nun war fern im Osten ein neuer Kampf entbrannt, dem die Welt heißen Herzens folgte.

Hussa! Da sprengen schon die ersten Russen heran. Was verschlägt's, daß ihr großer Anführer, zum Unterschiede von den übrigen Russen, im Frack und weißer Binde rollenden Auges herantrabt, während seinen vormärzlichen Zylinder eine hohe Kokarde schmückt? Mit furchtbaren Worten feuert er die ängstlich sich umblickenden Russen an, für die Ehre Rußlands in den Streit zu ziehen. „Väterchen" daheim wartet auf eine endliche Siegesbotschaft. Schon sind die Japaner heran. Das Gewoge hebt an. Rückwärts zieht sich der Kampf unter den Jubelrufen der Zuschauer. Ein Russe nach dem anderen muß sich ergeben. Was nicht vom Pferde gestochen wird, fällt in die Gefangenschaft der gelben Teufel, denen man allerdings nur wenig die mongolische Abkunft ansieht.

So folgt Bild auf Bild. Szene reiht sich an Szene. Die Zwischenpausen, während die Spieler sich zu dem anderen Wirtshause begeben haben, füllen unsere lustigen zwei Freunde mit immer neuen Schnurren aus. Greuelszenen werden mitgeteilt, um die Vorführung zu ersparen. Atemlos folgt die Zuhörerschaft den anregenden Vorgängen. Und endlich neigt sich die Sonne Rußlands. Gedemütigt zieht es heim. Japan aber begeht unter dem jauchzenden Beifall der Dörfler sein hohes Siegesfest.

Die Musikanten unter der Dorflinde blasen und quieken, Schüsse erschüttern die Lüfte, die Dorfstraße hallt wider von dem Pferdegetrappel der heimziehenden Krieger.

Doch das Festspiel hat noch nicht seinen Abschluß gefunden. Zu dem heutigen Festgerichte gehören noch Pfeffer und Salz. Und da nahen schon die beiden lustigen Personen wieder, die sich inzwischen umgekleidet haben. Der eine, karikiert verkleidet, stellt die Gute alte Zeit dar. Der andere kommt als Bäuerlein, die Wahrheit über die Gebrechen der Neuzeit anzuhören.

Und nun hagelt es geradezu von moralischen Ohrfeigen auf die erlauchte Festgesellschaft. Der Modeteufel, die Putzsucht, der Alkoholteufel und die Abkehr von ländlicher Tätigkeit, der Drang zu den Großstädten und deren böser Einfluß auf Sitte und Gesundheit, dies alles wird in schärfster Weise im heimischen Dialekt gegeißelt. Es ist eine wahre Lust, die teils belustigten, teils unwillig sich abkehrenden Gesichter zu studieren.

Und dann hat auch diese Herzenspredigt ihr Ende gefunden. Unter lautem Händeklatschen verlassen die letzten Akteure den Platz, auf dem nun das liebe Publikum zusammenströmt: Dörfler und Städter, alt und jung. Die Musikanten lassen noch einen flotten Ländler hören, gleichsam als Aufforderung zu dem lustigen Treiben, das sich nun in dem Wirtshause entfalten wird. Dann klettern sie von der Estrade herab und schließen sich dem großen Zuge an. So leert sich nach und nach der Platz. Eine Viertelstunde später liegt alles totenstill da. An anderer Stätte setzt sich die dörfliche Freude fort. Denn das Fest muß bis zur Neige ausgekostet werden.

Die Sonne ist inzwischen ein gut Stück weiter über die Berggipfel dahingerollt. Sie läßt die Höhen wie im überirdischen Feuer aufleuchten und taucht den leis summenden Bergwald in Fluten rötlichen Lichtes. Unter seinen Wipfeln schreiten wir langsam dahin. Mehr und mehr versinkt hinter uns der Schall dörflicher Freude. Nur das heimliche Plätschern der Wasser währt fort wie das Raunen der Kronen über uns.

Die Baumeisters.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Eine halbe Stunde darauf kam die Pflegerin Erhards. Es war Friede, als ob dieses stille Gesicht mit dem glatten Scheitel unter der schwarzweißen Schwesternhaube eine ganze Atmosphäre von Ruhe und Geborgenheit mitbrächte.

Schwester Anna gab ihr mit gelassener Freundlichkeit die Hand.

„Ich glaube, Sie können unbesorgt sein, Frau Pastorin. Nach Doktor Kurzmüllers Erklärung scheint keine augenblickliche Gefahr vorzuliegen. Und die Zukunft liegt ja in Gottes Hand."

Baumeister ging zum Gasthof hinüber, um für Friede einen Wagen zu besorgen. Sie sprachen sich kaum mehr, ehe sie abfuhr; aus dem Wagen beugte sie sich noch einmal vor.

„Wann kommst du zurück?"

Er zuckte die Schultern.

„Das kann ich nicht vorher bestimmen. Du sollst keinesfalls ausbleiben und auf mich warten."

Sie sah ihn mit dankbaren Augen an.

„Es ist so gut von dir, Ludwig!"

„Gut? Es ist einfach selbstverständlich."

Er wandte sich schroff weg. Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, der Wagen holperte rasselnd über das Pflaster. Friede lehnte sich mit müdem Aufatmen unter das halbaufgeschlagene Verdeck zurück.

„Es ist so gut von dir." — Es war Ludwig Baumeister, als ob das Wort ihn förmlich brannte.

In schriller Dissonanz schrie diese andere Stimme dagegen an, die da vorhin in ihm aufgewacht war. Diese Stimme, gegen die sich noch alles in ihm aufbäumte, und die sich doch nicht mehr totschweigen ließ.

Mit gebeugtem Kopf stieg er die Treppe hinauf.

Oben in Erhards Zimmer fand er die Hauswirtin. Die Frau lag auf den Knien vor dem Schreibtisch und scheuerte die Dielen mit Bürsten und Tüchern. Sie sah auf, als er hereinkam, und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Wenn ich man erst diese Flecken weg hätte! Ich habe ordentlich das Grauen davor, daß mir das Scheuern nicht von der Hand will. Du lieber Gott, der arme junge Herr!"

Baumeister stand und sah auf die paar Flecken herunter, die nur noch blaß auf der gescheuerten Diele sichtbar waren.

„Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde", fiel ihm plötzlich ein.

Er schämte sich im selben Augenblick über den Einfall. Er fühlte, daß in dieser Lage die Anwendung des Bibelwortes ans Lächerliche streifte. Aber er konnte nicht davon los.

„Die Stimme deines Bruders Bluts —"

Da nebenan auf dem Bett lag er, schwach, weiß, aber atmend. Daß er an dem letzten Tor vorbeigegangen war, daß dieses junge eigenwillige Leben sich nicht mit diesen dunkeln Tropfen weggeblutet hatte, daran war vielleicht nur ein Handzittern schuld, eine verkehrte Bewegung, ein Zufall. Oder ein Wunder, wie man es nennen wollte.

„Die Stimme deines Bruders Bluts —"

Was sollte ihm das? Er war kein Kain. Er mochte zu hart gegen ihn gewesen sein, aber dieses Ende hatte er nicht gewollt. Er hatte keine Verantwortung für Erhards Tollheiten!

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Er erschrak förmlich vor seinen eigenen Gedanken. Es war, als ob sie ohne seinen Willen, ja wider ihn arbeiteten.

Er versuchte noch einmal sich zu wehren.

Was hätte er denn tun sollen? Er konnte ja doch nicht helfen!

Blitzartig ging ihm der Augenblick durch das Gedächtnis, wo er Erhard hatte zurückrufen wollen. Er hatte es nicht getan —

„Wer da weiß, Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde."

Diese strengen Texte waren ihm so geläufig gewesen, wenn andere mit ihrer Not oder Schuld zu ihm kamen. Sie standen heute gegen ihn auf. Mit einem schweren Atemholen wendete er sich weg. Schwester Anna, die lautlos in die Tür kam, sah mitleidig erstaunt den Ausdruck seines Gesichtes. Es war doch gar nicht so viel Grund zur Sorge vorhanden. Aber freilich, traurig genug war so ein Selbstmordversuch ja immer für die Familie. —

* * *

Ludwig Baumeister hatte einen unrastigen gehetzten Tag gehabt. Das Telegramm an Freiherrn Hersen, zwei Besuche des Doktors, ein hastiger Gang in den „Deutschen Hof", wo er den Baron Hellstetten suchte, um seine Diskretion zu erbitten — dann das Antworttelegramm des Freiherrn, der für den anderen Morgen seine Ankunft meldete.

Und zwischen allem hindurch die Gedanken, diese anklagenden, richtenden, streitenden Gedanken, bisweilen nur wie ein dunkler Unterstrom, dann wieder aufspringend mit erschreckender Gewalt.

Er atmete unwillkürlich auf, als er jetzt aus der dumpfen, von scharfen antiseptischen Gerüchen gefüllten Zimmerluft in die kalte Frische der Nacht hinauskam. Er hatte sich vorgenommen, den Weg zu Fuß zu gehen, das würde ihm gut tun. Erhard lag jetzt in leichtem Wundfieber, aber es war kein Grund zur Unruhe; die Nachricht sollte er Friede in Doktor Kurzmüllers Auftrag bringen.

Er ging rasch durch die Straßen, die fast ausgestorben lagen; nur hin und wieder ein Schritt, der wie seiner auf den Steinplatten des Pflasters schallte, näherkam, verklang.

Die Dunkelheit und Ruhe des Aprilabends legte sich beruhigend auf seine erregten Nerven, seine Gedanken kamen



Tischgebet.

Gemälde von W. Hasemann.

ganz von selbst in stilleres Fahrwasser, allerlei kleine Zufälligkeiten hielten sie fest. In der äußersten Villenstraße war in einem Haus die ganze Fensterreihe erleuchtet, Schatten bewegten sich an den Vorhängen. In einem Torwege standen halblaut schwatzende Dienstboten, ein kleiner Hund fuhr ihm mit wütendem Gekläff in die Beine. Dann wurde es ganz still.

Von der Stadtkirche kamen schwere, tiefe Uhrschläge, Baumeister zählte. Neun Uhr. Es konnte Elf werden, bis er zu Haus war. Friede war dann sicher nicht mehr auf.

Draußen auf freiem Feld wurde es plötzlich kälter, der Wind fuhr in Stößen über die junge Saat und die frisch umbrochenen Ackerfelder, deren strengen Geruch er mitbrachte.

Unwillkürlich zog Baumeister seinen Mantel fester um sich. Ein Papier knisterte dabei in der Tasche, er faßte danach. Es war Erhards Brief an seinen Vater, den er auf dem Schreibtisch gefunden und eingesteckt hatte, um ihn dem Freiherrn morgen selbst zu geben. Die Hauswirtin hatte ihm erzählt, daß Erhard mit dem Kopf auf dem Brief gelegen hatte, als sie ihn fand.

Der eine kleine äußere Anlaß störte plötzlich alles wieder auf. Wie ein Wassersturz ging es über ihn — alles, was den Tag über in ihm gearbeitet und gekämpft hatte, was in der unruhigen Eile und Sorge nicht hatte zu Wort kommen können, was er selbst gewaltsam zurückschob. Es war da, er sah es: Erhard in seinen Kissen, der feindliche Blick in seinen Augen — Friedes Gesicht, wie sie ihn da vorhin angesehen hatte —

Und immer wieder, alles überschreiend, diese schweren furchtbaren Worte, die ihm den ganzen Tag nachgegangen waren, in denen sich alles konzentrierte: Die Stimme deines Bruders Bluts . . .

„Ja, ja!" sagte Ludwig Baumeister plötzlich laut, fast heftig in die menschenleere Dunkelheit hinaus.

Ja, er war zu Ende, er konnte sich nicht länger wehren. Er wußte, daß er schuldig war. Er wußte es, seit er Friede vorhin nicht hatte in die Augen sehen können. Was er keinem Vorwurf und keiner Anklage zugegeben hätte, das hatte das Mitleid in ihrem Gesicht ihm mit greller Deutlichkeit gezeigt.

Ja, er war schuldig. Er war kein Kain, er hatte seine Hand nicht aufgehoben, seinen Bruder zu schlagen; aber er hatte sie auch nicht aufgehoben, zu helfen, zu halten, als der andere vor ihm stand und ihm die Hände hinstreckte.

„Ludwig, ich weiß, daß du mich nie gemocht hast. Aber ich muß einen Menschen haben . . ."

Daß du mich nie gemocht hast. — das war seine Schuld und sein Urteil!

Erhard war in seiner Not zu ihm gekommen, und er hatte kein gutes Wort für ihn gehabt, hatte nur gerichtet. „Trag' deine Schuld, du hast es verdient." Damit hatte er ihn gehen lassen. Und was hinter seinen Worten stand, war nicht ruhige Gerechtigkeit, sondern persönliche Antipathie, heimlich nachgetragener Groll über eigene Kränkungen.

Ludwig Baumeister hatte andere nie geschont, er schonte auch sich selber nicht. Seine eigene Seele sollte vor ihm stehen wie eine fremde, und er wollte sie richten.

Er nahm unwillkürlich den Hut ab, daß ihm der kalte Wind um die Stirn und in das Haar blies. Es war ihm, als müßte er barhaupt sein vor diesem unsichtbaren Gericht, unter diesem großen schwarzen Himmel voll Sterne, der jetzt ganz ohne Wolken über ihm war.

Er hatte sich selbst vorgeredet, daß es seine Pflicht war, Erhard die Augen zu öffnen. Eine gewisse Genugtuung hatte ihm darin gelegen.

Pflicht! Das Wort, das in seinem Leben das erste und letzte, das seine Religion war, hatte er zu einer Lüge gemacht. Was für ein Recht hatte er denn, anderen zu predigen und sie zu richten, wenn er sich selber schwerer verschuldete als sie alle? Über den einsamen Mann kam plötzlich eine furchtbare Entmutigung; es war ihm, als ob er den Boden unter den Füßen verlöre, als ob er den Zusammenbruch alles dessen vor Augen sähe, was der Inhalt seines Lebens und Arbeitens gewesen war.

Sie hatten ja recht, wenn sie einem Menschen wie ihm kein Vertrauen gaben. Wie konnte er sich beklagen, wenn er umsonst und ohne Frucht arbeitete? Es war nur gerecht.

Wenn er sich des wahren Grundes seiner Härte gegen Erhard nicht bewußt gewesen war, so hatte er sich eben selbst belogen. Und wer in seinem Amte stand, der belog die anderen, die er leiten sollte, mit, wenn er gegen sich selbst nicht wahr war. Der taugte eben nicht zu diesem Amt! —

Er hatte nicht auf Weg und Zeit geachtet, während er mechanisch mit großen Schritten die dunkle Chaussee entlang ging.

Jetzt schreckte er plötzlich aus seinen schweren Gedanken auf, rauhes, wütendes Hundegebell fuhr auf ihn ein. Er war schon an den ersten Höfen des Dorfes, die bissigen großen Hunde, die nachts von der Kette gelassen wurden und innerhalb der Hofmauern herumstrichen, ließen den späten Fußgänger nicht unbemerkt vorbei.

Baumeister war körperlich erschöpft, als er endlich tastend den Türgriff des Pfarrhauses suchte; aber die leidenschaftliche Erregung wehrte sich gegen Schlaf und Ruhe. Er ging leise in seine Stube hinauf. Da zündete er Licht an und warf sich auf einen Stuhl.

Der weiße Lampenschein lag über den Bildern auf dem Sekretär, ein paar Büchertitel glänzten in den hohen Bücherregalen. Auf dem Tisch lag noch aufgeschlagen irgend eine Broschüre, die er heute früh gelesen hatte.

Ein sonderbares Gefühl von Fremdheit kam über ihn, wie man es nach schweren Erlebnissen beim Wiedersehen altbekannter Umgebung so leicht empfindet. Es kam ihm vor, als wäre es ein Jahr her, seit er hier zuletzt war, als wäre er seitdem ein ganz anderer geworden.

Ja, er war auch ein anderer. Der heute morgen hier wegging, hatte den Kopf hochgetragen und Glauben an sich selbst gehabt. Den Glauben hatte dieser eine Tag ihm genommen. Er hatte vor seinem eigenen Gericht gestanden und hatte sich schuldig gesprochen.

Pastor Baumeister saß und starrte vor sich hin. Es war ganz still, nur die Uhr tickte mit diesem kurzen, überhasteten Ticktack, das die Sekunden förmlich vorwärts zu peitschen scheint.

Baumeister fuhr zusammen, die Tür knarrte plötzlich leise. Als er sich hastig umwandte, machte er unwillkürlich eine erschrockene Armbewegung. „Friede, du noch?"

Friede stand in der Tür, nur im langen, weißen Nachtkleid, ein Tuch um die Schultern; sie sah mädchenhaft jung aus mit den beiden breiten Flechten, in die ihr blondes Haar geflochten war.

Sie schloß leise die Tür hinter sich.

„Du kamst so lange nicht, Ludwig, ich ängstigte mich. Es geht doch nicht schlimmer?"

Er schüttelte den Kopf und machte seinen kurzen Bericht Dann sah er plötzlich auf ihre nackten Füße.

„Aber Friede, diese Unvernunft!"

Sie sah ihn ängstlich an.

„Bist du mir böse, Ludwig?"

Er lachte kurz auf. Die Frage kam ihm in seiner Stimmung wie Spott vor.

„Kind! Ich dir böse?"

Sein Ton machte sie aufmerksam, sie kam über den Teppich zu ihm.

„Ludwig, du bist müde, du solltest schlafen. Für dich war es auch ein schwerer Tag, du hast so viel getan."

Er stieß auf einmal mit heftiger Bewegung seinen Stuhl zurück, von ihr weg.

„Laß mich! Du sollst nicht so gegen mich sein. Ich ertrage das nicht," sagte er leidenschaftlich, „du weißt doch jetzt alles. Das mit Erhard wäre nicht geschehen, wenn ich

ihn nicht hätte weggehen lassen. Aber ich habe ihm die Geschichte damals nicht verzeihen können — ihm nicht und dir nicht. Und nun stehe ich vor meinen eigenen Augen wie einer, der sein Amt und seinen Platz in der Welt nicht verdient, der sich selbst verächtlich sein muß."

Er sprach scharf und heftig, die rücksichtslosen Selbstanklagen waren ihm förmlich eine erleichternde Wohltat.

Friede unterbrach ihn mit keinem Wort. Es war das erste Mal, daß er sich so ernsthaft gegen sie aussprach. Sie strich nur mit ihren weichen Händen leise über sein dunkles kurzes Haar.

„Ich wußte ja, daß du darunter littest, und daß du es zu schwer nehmen würdest. Ich habe das so für dich gefürchtet", sagte sie dann. „Ludwig, wenn du früher gegen andere ungerecht warst, bist du es jetzt gegen dich selbst."

Sie sah ihn an wie heute morgen, mit dem ernsthaften Mitleid in den Augen, das ihn geradezu quälte.

Er schüttelte erregt den Kopf.

„Ich bin nur gerecht. Du mußt das doch verstehen, Friede, du vor allen! Erhard ist doch dein Bruder! Du kannst das doch nicht so vergessen und verzeihen!"

„Du littest ja ebenso wie ich darunter," sagte sie einfach, „ich hatte dir nichts zu verzeihen. Und selbst wenn ich es hätte, Ludwig — es ist nicht schwer, wenn man lieb hat."

Ludwig Baumeister sah in ihr Gesicht auf, wie sie da so schmächtig und weiß neben ihm stand. Dieses weiche Kindergesicht, doch mit den Augen des Weibes, das in seiner Liebe gelitten hat und reif geworden ist. Und er wußte plötzlich, daß der ganze strenge Theorienbau und Pflichtstolz seines Lebens nicht an dieses eine Wort heranreichten, das sie da eben aussprach, als ob es etwas Selbstverständliches wäre.

Verzeihen ist nicht schwer — wenn man lieb hat.

„Lehr mich das, Friede!" sagte Ludwig Baumeister nur. Er hatte nie viele Worte für starke Gefühle. Aber es war eine Stimmung in ihm, als ob er vor etwas Heiligem stand, das man nicht mit groben Händen anrühren durfte. Er legte nur ganz lose den Arm um sie, aber er fühlte doch ein Zittern, das in ihrem Körper war.

Und plötzlich warf das junge Weib in leidenschaftlicher Bewegung ihm beide Arme um den Hals und küßte ihn auf den Mund, wieder und wieder. Und es war, als ob sich der Druck der langen letzten Monate in diesem einen Aufschluchzen löste, mit dem sie sich an ihn drückte, als er sie aufhob und in seinen Armen wie ein müdes Kind zur Tür trug.

* *

Freiherr Hersen ging mit seinem Schwiegersohn hinter dem Hause auf und ab, wo die Tannenzweige und Strohumhüllungen von den Rosenstöcken abgenommen wurden und ein Tagelöhner die kleine Steinwalze über den Tennisplatz zog.

Der Freiherr sah älter und ernster aus, diese letzten vierzehn Tage hatten den großen kräftigen Mann doch mitgenommen. Er hatte im „Deutschen Hof" gewohnt, um den Tag über möglichst viel bei Erhard zu sein. Jetzt wollte er nach Hersdorf übersiedeln, da morgen seine Frau und die Töchter kamen. Er konnte dann ja immer täglich hinüberreiten, so lange Erhard noch lag.

„Also, Ludwig, wie gesagt, die Geschichte beruht auf einem Unfall. Du brauchst dich ja auf nichts Näheres einzulassen, ich will es schon alles machen. Wenn wir meiner Frau die Wahrheit sagten, es könnte ihr Tod sein. Und für Erhard selbst ist es so auch besser, er hat dann doch nicht immer das Gefühl, er läuft als Gebrandmarkter herum, den jeder darauf ansieht."

Baumeister nickte ernst.

„Wie geht es heute?"

„Der Doktor ist ja zufrieden. Ich denke, in acht Tagen können wir ihn hier haben. Das wird ihm sicher auch gut tun, daß er nicht immer still für sich grübeln kann. Die Mädels sind ja ganz fidele Gesellschaft, mehr als ich. Bei mir kommt ihm das doch nicht aus dem Sinn, daß ich von der Geschichte weiß. Der arme Kerl!"

Hersen fuhr sich mit den gespreizten Fingern durch den großen Bart.

„Ich hätte sein Ehrenwort damals einfach zurückweisen sollen, man weiß ja, daß ein junger lebhafter Mensch sich leicht vergißt. Das war mir doch diese Dummheit, weiß Gott, nicht wert, daß der Junge deswegen — ich mache mir schon immer Gedanken darum, ich weiß gar nicht, wie ich ihn wieder hochkriege. Du hast ja immer gesagt, es steckt nichts als Leichtsinn in ihm, aber dies ist ihm doch an die Nieren gegangen."

Als er Baumeisters Gesicht sah, klopfte er ihn auf die Schulter. „Nimm's nicht übel, lieber Junge! Was du mir diese Zeit gewesen bist, das vergesse ich dir nicht."

Baumeister antwortete nicht, er hatte einen gequälten Ausdruck in den Augen. Hersen sah ihn scharf an.

„Na, du siehst aber auch schlecht aus, du überanstrengst dich natürlich wieder. Wie steht's denn im Dorf? Noch immer nicht besser?"

Baumeister zuckte die Schultern.

„Diese feuchte Luft scheint ungünstig zu sein, im unteren Dorf liegen sie Haus bei Haus. Ein paar Fälle sind jetzt auch schon im oberen Teil."

Hersen schüttelte den Kopf.

„Und du läufst natürlich in jedes Haus, ohne an deine eigene Gesundheit zu denken!"

„Wenn die Leute ihren Pastor brauchen, kann ich nicht anders. Ich fürchte mich auch nicht. Aber vielleicht schicke ich dir Friede und den Jungen nächstens, bei euch ist die Ansteckungsgefahr doch nicht so groß."

Er blieb stehen und gab dem Freiherrn die Hand.

„Ich muß jetzt noch ins Dorf hinunter zu Watermanns. Der Mann ist im Winter überfahren, morgen soll er ins Krankenhaus, der Fuß muß ihm schließlich nun doch abgenommen werden."

„Watermann? Der war ja früher Knecht auf dem Hofe. Braver Kerl, tut mir leid!" Der Freiherr war gleich voll lebhafter Teilnahme. „Kannst ihn von mir grüßen, Ludwig. Er soll sich keine Sorgen um die Zukunft machen, ich vergesse meine alten Leute nicht." —

Friede Baumeister war es in diesen Wochen gewöhnt, daß sie wenig von ihrem Mann sah, und daß er ernst und gedrückt war. Aber es quälte sie nicht mehr, es war jetzt doch anders als in den letzten Monaten; und auch anders als früher.

Es war seit dem Abend, wo er von Erhard nach Haus kam, etwas Neues zwischen ihnen. Er sprach ihr bisweilen von dem, was ihn den Tag über beschäftigte, erzählte und überlegte mit ihr. Was sie damals an dem Abend sprachen, hatte er nicht wieder berührt, aber sie empfand, daß er noch darunter litt und es nicht vergessen konnte.

Sie saß am Fenster, Bubi kroch vor ihr in seinem Gitterställchen herum, als ihr Mann in das Tor des Vorgartens einbog. Gleich darauf kam er zu ihr herein.

Sie sah auf. „Wo warst du heute?"

Er setzte sich auf den Stuhl ihr gegenüber und sah zerstreut vor sich hin.

„Bei Watermann. Er kommt morgen ins Krankenhaus."

„Also doch? Ich hoffte immer, er behielte den Fuß."

Baumeister war einen Augenblick still.

„Warum hast du mir das mit dem Mädchen, der Stine, nie gesagt, Friede?" sagte er dann.

Die junge Frau antwortete nicht gleich, das Rot war ihr in die Stirn gestiegen.

„Ich habe es erst eben erfahren," sprach Baumeister weiter, „die Frau war so außer sich über das Unglück mit dem Mann, und dabei kam diese Geschichte mit heraus, ohne daß sie es eigentlich wollte. Aber du hast es doch schon lange gewußt, Friede."

Sie beugte sich über den Tisch und legte ihre Hand auf seine.

„Ich wollte dir das ersparen, Ludwig. Du hast es doch nicht gewollt, daß das Mädchen auf schlechte Wege kommen sollte."

„Nicht gewollt!" Er schlug ungeduldig abwehrend mit der Hand durch die Luft. „Aber mittelbar verschuldet doch. Und wenn ich auch jetzt für das Mädchen sorge, das macht nichts wieder gut. Es kommt eben eins zum anderen. Überall Verkehrtheit und Irrtum, wo ich das Rechte wollte. Ich weiß nicht, wozu ich überhaupt noch eine Hand aufhebe, es ist ja doch alles unnütz."

Er war aufgestanden und ging aufgeregt im Zimmer hin und her, ohne auf Bubi zu achten, der aufjauchzend nach ihm griff.

„Hier ist doch jetzt alles vorbei. Vielleicht wenn ich irgendwo anders neu anfangen könnte, das möchte mir wieder Mut geben. Aber das kann ich dir ja nicht antun, dich von Hersdorf wegzunehmen."

Einen Augenblick schoß es Friede wie ein plötzlicher Schreck durch den Kopf. Ihr ganzes Leben war so mit Hersdorf verwachsen; da war das Haus, die Eltern, die Schwestern, alles. Konnte man denn überhaupt anderswo leben?

Sie besann sich gleich darauf. Sie wollte ihrem Mann kein Hindernis sein. Es war genug, wenn sie ihn hatte; bei ihm war sie zu Hause, nirgends sonst.

„An mich brauchst du dich nicht zu kehren, Ludwig, ich würde ganz gern auch etwas anderes kennenlernen. Melde dich nur in eine schöne Gegend, dann fangen wir jetzt schon an, Luftschlösser zu bauen!"

Er war vor ihr stehen geblieben und sah zweifelnd auf sie herunter, während sie sprach; aber er merkte nicht, daß ihr heller Gesichtsausdruck etwas gezwungen war.

„Ist das wirklich dein Ernst? Ich würde mich möglichst schnell für eine andere Stelle melden. Der Gedanke allein ist mir schon eine Erleichterung. Die Bauern hier sind ja nur froh, wenn sie mich los sind."

Sie schüttelte leise den Kopf, aber sie sagte nichts.

Er blieb noch bei ihr stehen, schon der unbestimmte Plan schien ihn aufzufrischen.

„Im Sommer fährst du dann einmal nach Hersdorf, Friede, oder die Schwestern sind bei uns. Übrigens, da fällt mir ein, was ich dir noch sagen wollte. Ich glaube, es ist besser, wenn du mit dem Jungen jetzt auch zu deinen Eltern ziehst, ich habe es mit deinem Vater schon verabredet."

„Ich? Warum?"

„Es ist mir lieber, weil die Typhusfälle im Dorf häufiger werden. Du bist da doch abgeschlossen."

„Und du willst hier bleiben?"

„Für mich ist das selbstverständlich."

Sie lächelte etwas, aber in ihren Augen war dieser eigentümlich bestimmte Blick, den er in letzter Zeit an ihr kennengelernt hatte.

„Und für mich ist es selbstverständlich, daß ich bei dir bleibe", sagte sie nur einfach. —

Der kleine Doktorwagen mit dem struppigen braunen Pferdchen fuhr jetzt jeden Tag durch das Dorf. Kurzmüller machte ein ernstes Gesicht, wenn er Baumeister begegnete.

„Kein gutes Zeichen, wenn sich Doktor und Pastor zu oft treffen", meinte er kopfschüttelnd.

Die Bauern hatten sonst nie viel Wesens von „der Krankheit" gemacht, da alle Jahr einige Fälle vorkamen; aber dieses Mal trat sie bösartiger auf als sonst. Auf dem Brinkhof war die Bäuerin gestorben, die große kräftige Frau hatte bis in die dritte Woche im Fieber gelegen.

Bei der Leichenfeier blieb es ziemlich leer auf der großen halbdunkeln, mit Lebensbaumzweigen bestreuten Diele, in deren Mitte der Sarg zwischen den sechs hohen Lichtern stand. Es war doch eine Furcht über die Leute gekommen, nur die nächste Freundschaft wagte sich in das Haus hinein. Alles große Bauern im schwarzen Kirchenrock, die Frauen in dem ernsten Schwarzweiß der Trauer, durch das nur das Scharlach der Röcke unter den schwarzen Schürzen vorleuchtete. Der Brinkmeier selbst stand mit dem Sohn und der Sohnesfrau zunächst dem Sarge. Die junge Frau hatte einen ruhigen, fast harten Ausdruck im Gesicht. Es hieß, daß sie sich mit der Schwiegermutter, die seit einem Jahr auf der Leibzucht saß, nie hatte vertragen können.

Baumeister hielt nur eine kurze Ansprache nach dem Lied; draußen vor dem Hoftor wartete noch das halbe Dorf, die Brinkmeiersche hatte schließlich doch noch die richtige große Folge.

Der Brinkmeier dankte steif, als Baumeister ihm nachher mit ein paar teilnehmenden Worten die Hand schüttelte, während neben ihm das Grab zugeschaufelt wurde. Die großen Bauern hatten ihm den Streit um den Beichtgottesdienst nicht vergessen, dachte der Pastor.

Als er vom Kirchhof ging, hörte er sich anrufen, er blieb etwas erstaunt stehen, als er sah, daß der Voßmeier hinter ihm herkam.

„Wir haben wohl ein Ende einen Weg, Herr Pastor. Nur gut, daß die Witterung glatt war für so eine große Leiche."

Der Pastor sah nach dem Himmel, von dem ein unwirrscher Wind heute zum ersten Male seit Wochen die grauweißen Wolkenfetzen wegfegte.

„Ja, gut Wetter könnten wir jetzt brauchen."

„Ja, das sagen Sie nur. So wie dieses Frühjahr ist es auch noch nicht gewesen. Sie sagen ja, daß es mit Menschings Jungen nun auch schlecht steht. Was Menschings Vadder ist, den habe ich heute auch nicht auf dem Kirchhof gesehen!"

Pastor Baumeister nickte ernsthaft.

„Es steht schlecht. Als ich gestern hinkam, dachten sie schon, daß es zu Ende ginge."

Der alte Bauer sah ihn plötzlich scharf an.

„Wenn Sie nun immer in all die Häuser gehen, dann können Sie es doch auch mal kriegen, Herr Pastor. Menschings Willem ist doch auch ein junger starker Kerl gewesen."

Baumeister zog die Stirn in Falten.

„Daran kann ich mich nicht kehren. Das können die Leute von ihrem Pastor verlangen, daß er sich um sie kümmert, wenn es ihnen schlecht geht, nicht nur bei Hochzeiten und Kindtaufen."

Der alte Bauer sagte nichts, er ging ein paar Schritt stumm neben ihm weiter. An der schmalen Twechte, die zu seinem Hofe führte, blieb er stehen.

„Na adjüs auch, Herr Pastor. Sie haben ja nun auch nicht mehr weit." — (Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines Sommerstaates.

Von M. Hegenbach.

Ein alter Birnbaum steht dort im Felde. Wir haben oft in seinem Schatten geruht. Im Herbste haben wir seine herben Früchte geschüttelt, denn sie gaben guten „Wein". Diesen Sommer haben wir ihn aber gemieden; denn es war nicht geheuer unter seinem Laubdache. Nahe bei ihm hatten Wespen in der Erde ihr Nest gebaut, gemeine Wespen, wie sie jeder kennt, ein stachelbewehrtes, kriegerisches Völklein, das keine Furcht kennt und, wie die Naturgeschichte lehrt, schon oft Roß und Reiter in die Flucht geschlagen hat.

Monate sind inzwischen ins Land gegangen. Auf schimmernden Marienfäden ist auch der kurze Nachsommer fortgeflogen; frostige Schauer bringen die Nächte, und im silbernen Reif

glänzen am Morgen die Fluren. Ein rauher Wind pfeift, während wir auf Hühnersuche an unseren alten Birnbaum kommen.

Kein Vogelgezwitscher mehr, kein Summen der Insekten. Unangefochten können wir hin und her gehen und dicht vor das gefürchtete Loch im Erdboden treten, aus dem vor kurzem die angriffslustigen gelben Raubritter hervorbrachen. Es ist auch hier still geworden .... Friedhofsruhe — und siehe da, um den Eingang zu dem Neste liegen verstreut einige tote Wespen.

Und wie schaut es dort drinnen unter der Erde aus? Vergessen ist der Zorn, mit dem uns der Anblick der summenden Feindinnen im Sommer erfüllte; er weicht dem Gefühl des Mitleids; denn es ist eine traurige Geschichte, an die wir nun denken müssen: dort geht ein Volk zugrunde, dort waltet unerbittlich das eherne Schicksal.

Im ersten Lenze war es gewesen. Wärmend brachen die Strahlen der Aprilsonne zwischen den fliehenden Wolken hervor, und in dem alten Birnbaum regte sich kräftiger das erwachende Leben. Und auch unten am Fuße seines morschen Stammes, wo Moder, Moos und Flechten eine Höhlung verdeckten, wurde es lebendig.

Ein Wespenweibchen, das dort den Winter verschlafen hatte, kroch hervor, setzte sich auf ein sonniges Fleckchen und putzte sich fleißig, damit es schmuck und sauber aussah. Eine Frau Wespe war es, die im vorigen Herbst Hochzeit gehalten hatte, jetzt aber als Witwe und Waise völlig allein in der Welt dastand. Ein Heim zu gründen, war ihre erste Aufgabe. Sie flog hin und her und entdeckte in der Nähe des Baumes ein verlassenes Mäuseloch. Das genügte für den Anfang.

Aus morschen Holzfasern machte sie durch fleißiges Kauen eine echte Holzpapiermasse und baute daraus ein kleines Nest, eine Papiertüte, die an Wurzeln im Erdreich hing und im Innern eine Wabe mit sechseckigen Zellen barg. In jede der Zellen legte sie ein Ei; es gab bald Puppen, die sie fütterte, und nach einem Monat flog das erste Dutzend junger Wespen aus dem Neste. Es waren Arbeiterinnen, die der Mutter den größten Teil der Sorgen abnahmen, so daß sie nun daheim bleiben und in die neu entstehenden Waben fleißig Eier legen konnte. Größer und stattlicher wurde der Bau unter der Erde, die Zahl seiner Bewohner stieg auf Hunderte und Tausende; im Hochsommer gesellte sich zu den Arbeiterinnen ein Schwarm von Weibchen und Männchen, die sich wohl pflegen und füttern ließen und im Spätsommer einen Hochzeitsflug unternahmen, worauf sie wieder ins Nest zurückkehrten und sich weiter versorgen ließen.

Der kleine Staat befand sich damals auf der Höhe seiner Entwicklung, er zählte vielleicht zehntausend, vielleicht aber auch dreißigtausend Einwohner.

In dem Papierballon unter der Erde herrschte in allen übereinander errichteten Stockwerken oder Waben die peinlichste Sauberkeit. Auch für die Hygiene sorgte man. Kein Schwacher und Kranker wurde darin geduldet — erbarmungslos wurde er getötet und in die breite Erdhöhle unter dem Neste geworfen.

Dort befand sich der Friedhof, und verschiedene Fliegen besuchten ihn, legten dort ihre Eier, und die Larven sorgten dann dafür, daß die Leichen sich nicht anhäuften. Das ließen sich die Wespen gefallen, wehe aber der Fliege oder einem anderen kleinen lebenden Wesen, das sich erdreistete, in das Nest selbst einzudringen und die Waben zu berühren. Augenblicklich wurde der Eindringling gepackt, mit dem Giftstachel durchbohrt, zerrissen und in die Katakombe unter dem Papierneste geschleudert. Nur einen Gast duldeten die kriegerischen Geschöpfe auch in ihren intimsten Gemächern: die kleine Larve einer Flatterfliege (Volucella), die auf den Waben herumkroch, von Zelle zu Zelle, sozusagen von Wiege zu Wiege sich drängte und dort die Kleinen, die Larven, rein hielt, indem sie ihren Unrat verschmauste.

Draußen schien warm die Sonne. Die Arbeiterinnen flogen aus und kehrten reichbeladen mit Süßigkeiten oder auch Jagdbeute, Fliegen und anderen Geschöpfen, die sie erhaschen konnten, zurück. Und die fleißige Mutter legte in die Zellen, aus denen die gereifte Brut gekrochen war, immer neue Eier. Die Wespenstadt wuchs um neue Tausende. Aber eine Tugend fehlt in diesem rührigen Staate: die Vorsorge. Man lebt vom Überfluß, sammelt aber nicht für schlimme Zeiten, und diese brechen bald herein. Der Herbst geht zu Ende, der Winter steht vor der Tür. Da werden die Wespen hart von Kälte und Nahrungsmangel betroffen. Bevor aber die höchste Not hineinbricht, erlahmt ihre Tatkraft. Da schwanken die ältesten Arbeiterinnen, die im ersten Frühling das Licht der Welt erblickt hatten, sie sind von Altersschwäche ergriffen, und als ob sie ihren Tod herannahen fühlten, verlassen sie die Papierhülle des Nestes, setzen sich nieder in dem Abgrund des Friedhofes oder auch vor dem Flugloch und sterben hier nach einigen krampfhaften Zuckungen. Von Tag zu Tag wächst die Zahl der Altersschwachen, mit Hunderten von Leichen bedeckt sich der Friedhof, und all die Larven, die dort unten als Totengräber walten, haben reichliche Arbeit. Das scheußliche Gewürm sitzt an reich gedeckter Tafel.

Furchtbar sind schon die Reihen der Arbeiterinnen gelichtet, und nun beginnen auch die jüngsten Generationen, die Männchen und Weibchen, abzusterben. Noch immer aber herrscht die gewohnte Tätigkeit im Neste: die Larven werden gefüttert, man bessert die Waben aus und legt neue an. Eines Tages aber bemächtigt sich eine große Unruhe des Schwarmes. Es ist, als ob die Schwergeprüften alle Hoffnung verloren und in einen Wahnsinn verfallen wären. Die treuen Pflegerinnen stürzen sich auf die heranwachsende Brut. Die Larven werden aus den Zellen gerissen, grausam zerfleischt, getötet und in die Katakomben geworfen. Nach diesem Gemetzel räumt der Tod schnell den Rest der Überlebenden auf.

Kälte und Nahrungsmangel beschleunigen zwar den Untergang des Sommerstaates der Wespen, aber das große Sterben beruht auf ihrer Anlage, die Natur hat ihnen nur einen kurzen Lebenslauf von wenigen Monaten beschieden. Der vortreffliche Beobachter des Insektenlebens J. H. Fabre hat im Herbst mit Wespen besetzte Nester in geheiztem Zimmer aufgestellt, ihnen Sonnenschein und Nahrung geboten, und trotzdem trat das Sterben ein, trotzdem erfolgte der Massenmord der Brut. Gegen Weihnachten waren in seinem Behälter nur noch einige Weibchen am Leben, am 6. Januar endete das letzte.

In der freien Natur vollzieht sich der Übergang früher; schon Ende November ist das Nest nur eine Totenhalle, in der allerlei Gewürm aufräumt. Entdeckt eine Spitzmaus das Nest, so sind die Leichen bald verzehrt. Es hängt nur noch der kunstvolle Bau mit seinen Waben und nach Tausenden zählenden Zellen. Aber auch dieser Sitz des Sommerstaates ist dem Verderben geweiht. Motten, Larven von Speckkäfern finden sich ein und zernagen die Stockwerke und die Hülle des Baues.

Ein Häufchen Staub, winzige Fetzchen grauen Papiers bilden schließlich, ehe der Frühling wiederkommt, die Überreste der einst so belebten Wespenburg.

Nur wenige befruchtete Weibchen, die zum Teil das Nest verlassen und in Moos, Erde, Schutt usw. sich vergraben, überstehen den Winter. Sie werden zu Gründerinnen neuer Staaten, zu Müttern von Tausenden von Wespen. Wer also im zeitigen Frühjahr eine Wespe tötet, der erstickt im Keime einen ganzen Schwarm. Man kann es ihm nicht verargen, wenn wir auch den Wespen zu Dank verpflichtet sind, da sie ja den Sachsen Friedrich Gottlob Keller gelehrt haben, aus Holz Papier zu bereiten.

Bilder aus der Gegenwart

Zum hundertjährigen Jubiläum der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig. Als eine der größten Verlagsbuchhandlungen und buchgewerblichen Anstalten ist die Firma F. A. Brockhaus, die am 15. Oktober d. J. auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblickt, in der ganzen gebildeten Welt bekannt. Aus kleinen Anfängen heraus, aber von einem hochbedeutenden, außerordentlich geschäftstüchtigen, energievollen Manne, Friedrich Arnold Brockhaus, im Jahre 1805 in Amsterdam gegründet, hat sich das Geschäft, das im Jahre 1818 nach Leipzig verlegt wurde, sehr rasch zu einem hervorragenden Unternehmen entwickelt. Schon gleich nach der Übersiedlung nach Leipzig, im selben Jahre noch, wurde dem Verlag eine Druckerei angefügt. So ging es rastlos weiter, ohne Stillstand, andere technische Anstalten wurden errichtet, die Reihe der Verlagsartikel ging bald in die Tausende, und wer Gelegenheit hat, das großartige Geschäftshaus der Firma Brockhaus in Leipzig, das mit seinen mächtigen acht Gebäuden drei gewaltige Höfe umschließt, zu sehen, muß vor der Summe von Arbeit, die sich in diesem von vier Generationen geschaffenen Unternehmen darstellt, Respekt haben. War der Gründer der Firma seinen Nachkommen ein leuchtendes Vorbild an Tatkraft und Unternehmungsgeist, so haben diese sich nicht weniger als hervorragende und tüchtige Männer bewährt. Sowohl die beiden Söhne Friedrich und Heinrich Brockhaus, wie die Söhne des letzteren, Dr. Hch. Eduard und Rudolf Brockhaus haben die Firma zu weiterer glanzvoller Entwicklung gebracht. Heinrich Eduard, der noch lebende Senior des Hauses, hat auch als Mitglied des Reichstags und als Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und des Deutschen Buchdruckervereins sich einen Namen und große Verdienste erworben. Er wie sein Bruder Rudolf haben sich in hervorragendem Maße auch literarisch betätigt. Der Sohn von Heinrich Eduard, Albert Brockhaus, steht heute an der Spitze der Firma; auch Albert Brockhaus ist in weiten Kreisen, besonders im Buchhandel als derzeitiger erster Vorsteher des Börsenvereins zu wohlverdientem Ansehen gelangt. — Der Hauptverlagsartikel, der den Namen Brockhaus so volkstümlich gemacht hat, ist das Konversationslexikon, und der Gründer der Firma kann zugleich als der eigentliche Schöpfer des Konversationslexikons bezeichnet werden, denn er war es, der dieses Werk, das bereits 1796 begonnen worden, dann aber während des viermaligen Wechsels des Besitzers ins Stocken geraten war, zu einem lebensfähigen Unternehmen umgestaltet und damit den Grund gelegt hat zu allen weiteren Auflagen und zu allen ähnlichen Unternehmungen. Noch vier Auflagen erschienen bis zu seinem im Jahre 1823 erfolgten Ableben. Jetzt liegt die vierzehnte, die Jubiläumsauflage fertig vor, ein Denkmal deutschen Wissens und deutscher Kultur, ein großartiges Zeugnis für die Höhe unseres deutschen Buchgewerbes und für die Leistungsfähigkeit der Brockhausschen Anstalten. Aus der Fülle der anderen Verlagsartikel, die der Firma Brockhaus zu danken sind, einzelnes herauszugreifen, würde zu weit führen; es sei hier nur noch auf den zweibändigen, den „Kleinen Brockhaus“ hingewiesen, sowie darauf, daß die Firma in den letzten Jahren eine Reihe ausgezeichneter geographischer und Reisewerke veröffentlicht hat, von denen nur die berühmten Reiseschilderungen von Stanley, Nansen und Sven Hedin erwähnt seien. Das Geschäft umfaßt außer dem Verlag und der Druckerei ein bedeutendes Kommissionsgeschäft, ferner eine lithographische Anstalt, Steindruckerei, eine geographisch-artistische Anstalt, Schriftgießerei, Buchbinderei und verschiedene verwandte Betriebe. 30 Buchdruck-Schnellpressen, 20 Schnellpressen und 7 Umdruckpressen für Lithographie und Steindruck, 15 Pressen für Stahl- und Kupferdruck, über 80 Maschinen in der Buchbinderei, 10 Gießmaschinen usw. bewältigen die Herstellung der von der Firma gelieferten Erzeugnisse und werden von zwei großen Dampfmaschinen von je 150 Pferdestärken betrieben. Nahezu 800 Personen werden in den verschiedenen Abteilungen beschäftigt. Ein sehr bedeutender Zweig ist die im Jahre 1837 gegründete Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur, die unter der Firma F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium sich zu einer der größten Import- und Exportbuchhandlungen entwickelt hat. Zwei Filialen, in Paris und London, hat das Stammhaus angelegt, außerdem in neuerer Zeit in Petersburg ein großes Verlags- und Druckgeschäft errichtet, das als bedeutendstes Erzeugnis ein 40-bändiges Konversationslexikon in russischer Sprache herausgebracht hat. So kann die Firma Brockhaus, von weitausblickenden Männern durch hundert Jahre aufwärts geführt, festgefügt, blühend, ein Welthaus ersten Ranges, in das zweite Jahrhundert ihres Bestehens eintreten, und wir wünschen ihr in dieser Epoche neuen Glanz und Ruhm.



Albert Brockhaus.



Friedrich Arnold Brockhaus.

Der Moltkeschacht der Saline in Schönebeck a. E. Eine ganz eigenartige, nicht durch die Natur, sondern durch Menschenhand hervorgebrachte Höhlenbildung zeigt unser Bild, das im „Moltkeschacht“ in Schönebeck aufgenommen wurde. Dieser Schacht liegt 450 Meter tief und enthält über 100 solcher „Glocken“, die je 20 bis 30 Meter im Durchschnitt haben und eine Höhe bis zu 9 Metern erreichen. Sie wurden erzeugt durch das vom verstorbenen Geh. Bergrat Menzel erfundene Spritzverfahren, eine dem Rasensprengen ähnliche Einrichtung. Das Salz wird allmählich gelöst, die hierdurch gewonnene Sole durch reines Steinsalz geleitet, um ihren Salzgehalt zu erhöhen, und dann in großen Becken gesammelt. Schließlich wird sie wieder heraufgepumpt und nach dem Königlichen Solbad Elmen geleitet, wo sie unter dem 1857 Meter langen Gradierwerk in großen Sammelbecken geklärt, nach Schönebeck zurückgepumpt und in den Siedepfannen eingedämpft wird, so daß nun reines Salz zurückbleibt. Aus der Zeit, da das Verfahren noch nicht genügend ausprobiert, die Lösung des Salzes noch nicht vollständig war, stammen die wunderbaren, stalaktitenartigen Gebilde der ersten „Glocken“, die zum Teil auf unserem Bilde wiedergegeben sind. Auch der pyramidenförmige Aufbau in der Mitte ist aus Salzblöcken gebildet. Diese „Glocken“ wirken bei bengalischer Beleuchtung geradezu feenhaft.



H. Wöhlke, Bad Elmen, phot.

Moltkeschacht in der Saline zu Schönebeck a. E.

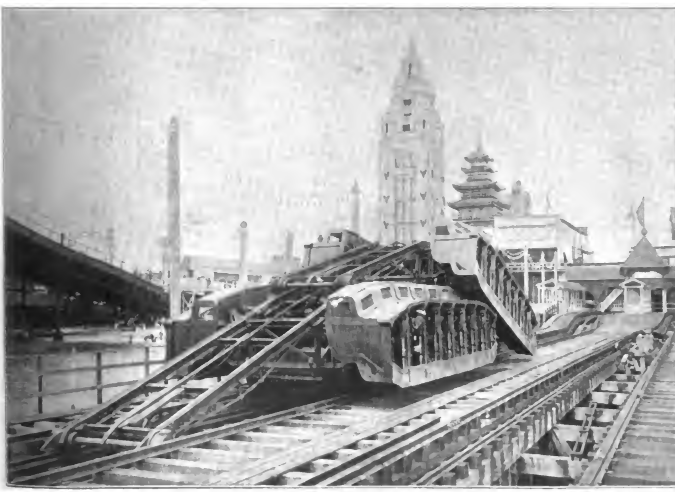
Altmünchener Volksfest. Es ist ein prächtiges Stückchen der „Guten alten Zeit“, das alljährlich anläßlich des Altmünchener Volks-

seites neu ersteht und hier im Bilde festgehalten wurde. Auf der unter hundertjährigen Kastanien und Buchen hoch oben an den Hängen der Isar gelegenen Menterschwaige, die ehedem den bayerischen Herzögen gehörte und jetzt im Besitz des Bürgerlichen Bräuhauses ist, entwickelt sich um die Zeit, wo in den bayerischen Alpen der Winterschnee fällt, Jahr für Jahr dieses Volksfest, das dank der eifrigen, freigebigen Unterstützung der jetzigen Menterschwaigen-Besitzer seines Namens würdig ist und farbenfreudige, historisch treue Bilder und Szenen des Volkslebens darbietet. Besonderen Jubel erregt es immer, wenn die köstlichen, bierehrlichen Gestalten der alten Bürgergarde zur Ablösung der Wache an den alten Stadttoren einhermarschieren. Altmünchnerisch ist auch der Durst, der sich bei diesen Volksfesten entwickelt! Es werden an den Festtagen etwa 500 Hektoliter des Bieres verzapft!



Ein Altmünchener Volksfest.

Die „Bock-Sprung-Bahn". Ein Wunderwerk der Technik setzt in Coney Island, dem bekannten Badeort bei New York, die Besucher in Erstaunen. Diese seltsame Erfindung ist eine elektrische Bahn, die der Amerikaner „Leap-frog" Railway nennt, zu deutsch etwa „Bock-Sprung-Bahn". Der Ausdruck gibt gut das wieder, was er bezeichnet, denn es handelt sich um zwei Bahnwagen, von denen der eine über den anderen springt, wenn sie sich begegnen; jedem unserer Jungen ist das Bockspringen ja bekannt. Die Bahn, die zur Belustigung des Publikums von dem New Yorker Ingenieur Stern in Szene gesetzt ist, hat in dem Dreamland Park in Coney Island ihren Platz gefunden und läuft von hier auf einer Dammanlage nach der See, eine Strecke, die ungefähr 500 Fuß mißt. Zwei elektrische Wagen, deren jeder 32 bis 40 Passagiere bequem aufnimmt, benutzen nur ein Gleis. Ein Ausweichen ist also bei einer Begegnung unmöglich. Dafür gleitet der eine Wagen über ein Schienensystem, das die untere Spur überwölbt, und damit über den anderen Wagen hinweg und setzt seinen Weg auf der unteren Schiene fort. Auf zwei Schienen bewegen sich vier Wagen. An einem Ende ist der Schienendamm 50 Fuß breit, hier befinden sich die Billettschalter und alles übrige, das wohl sonst noch zu einer Station gehört. Innerhalb der Fahrlinie beträgt die Breite des Dammes jedoch nur etwa 30 Fuß. Die Treffpunktsanlage ähnelt naturgemäß einem vollendet hergestellten Brückenbau, der ungeheuer stark gefügt ist, denn jeder Wagen hat, ohne Motore, ein Gewicht von 28 000 Pfund — in einer Stunde legen die Wagen zusammen einen Weg von ungefähr acht englischen Meilen zurück.



Die „Bock-Sprung-Bahn". G. B. Kornpfert, New York, phot.

BLÄTTER UND BLÜTEN

Das Moltke-Denkmal in Berlin. (Mit Abbildung.) Am 26. Oktober, der hundertfünften Wiederkehr von Moltkes Geburtstag, wird auf dem Königsplatz in Berlin das hier im Bilde wiedergegebene Denkmal enthüllt, das die Armee ihrem großen Feldherrn errichtet hat. Es konnte kein schönerer Ort zur Aufstellung gewählt werden als dieser Platz, der schon die Statuen Bismarcks und Roons, Moltkes großer Zeit- und Kampfgenossen, trägt, auf den die Bismarck-, Roon- und Moltkestraße münden, wo die goldene Viktoria hoch in den Lüften schwebt und jauchzend den Lorbeerkranz zu schwingen scheint, zu dem die großen Toten einst Blatt an Blatt gefügt. Vor der Ostfront des Generalstabsgebäudes, in dem Moltkes Kriegskunst Jahr für Jahr neuen Scharen auflauschender Offiziere verkündet wird, erhebt sich der Unterbau des Denkmals, eine 55 Meter breite Plattform von Laaser Marmorblöcken, zu der eine abgerundete neunstufige Haupttreppe und zwei kleinere Seitenaufgänge führen. Dieses Plateau, das durch gärtnerische Anlagen geziert werden soll, hat eine Höhe von 1,40 Metern und trägt den 6 Meter hohen Sockel, der ebenso wie die über 5 Meter hohe Moltke-Statue aus pentelischem Marmor gefertigt ist. Über 2000 Jahre hatten die berühmten Marmorbrüche von Penteli bei Athen, aus denen die großen Künstler der klassischen Periode einst ihre Blöcke holten, verschüttet gelegen und sind erst vor einigen Jahren wieder erschlossen worden. Ein gewaltigerer Block aber als dieser Koloß von $26^1/_2$ Kubikmetern Umfang und 1800 Zentnern Gewicht, aus dem die Moltke-Statue herausgehauen wurde, ist wohl auch im Altertum kaum gebrochen worden. Er wog nach der an Ort und Stelle vorgenommenen Punktierung noch seine 800 Zentner, und der Transport an sich war ein Meisterstück. Zuerst wurde der Block zu Schiff nach Hamburg gebracht, weil dort der größte Krahn ist, dann erfolgte die Weiterreise nach Berlin in einem eigens für diesen Transport konstruierten Kruppwagen. Mancherlei Zwischenfälle, Mißgeschick aller Art haben die Fertigstellung des Moltke-Denkmals verzögert. Die Arbeit, für die ursprünglich zwei Jahre vorgesehen waren, hat fünf Jahre beansprucht. Aber das alte Sprichwort „Was lange währt, wird gut" hat sich auch hier bewahrheitet, es ist ein schönes, würdiges Werk, das durch Zusammenwirkung vieler Kräfte geschaffen wurde. Professor Uphues, der vom Kaiser mit der Ausführung betraute Künstler, der schon so manches treffliche Werk geschaffen hat, ist der Eigenart Moltkes, dieser wundervollen Geradlinigkeit, voll gerecht geworden. Kein allegorisches Beiwerk, keine Genien, Fabeltiere usw. zerstreuen die Aufmerksamkeit und lenken den Sinn des Beschauers ab von der Gestalt, die hoch und schlicht und lebensvoll an der Marmorbalustrade lehnt. Genau so, wie er hier steht: das rechte Bein leicht übergeschlagen, die Hände ruhevoll übereinander gelegt, hat Moltke im Reichstag oder am Schreibtisch des eigenen Zimmers so oft den Vorträgen gelauscht, und so wie hier ist sein Blick dann in die Ferne gegangen, nicht planlos und verloren, sondern auf ein Ziel gerichtet, das nur er sah. In Interimsrock und Mütze, nur mit dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes und dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückt, frei von jeder Pose, ein edler, durchgeistigter Mensch, so hat der Künstler unseren Moltke dargestellt, und auch das Postament trägt statt aller ruhmredigen Hymnen nur ein einziges Wort: „Moltke!" Es bedarf keines Zusatzes! —



Das Moltke-Denkmal für Berlin.
Ausgeführt von J. Uphues.

Lassowerfende Spinnen. Im „Scientific American" teilt Hutchinson interessante Beobachtungen über eine in Nordamerika lebende krabbenartige Spinne (**Ordgarius cornigerus**) mit, die sich zum Fange ihrer Opfer einer ganz eigenartigen Jagdmethode bedient. Die Spinne verfertigt nämlich eine ganz regelrechte „Bola", einen Lasso mit einer Kugel. Sie geht dabei derart zu Werke, daß sie den etwa 5 Zentimeter langen, gewöhnlichen Spinnfaden mit einer besonderen aus dem Hinterleibe ausgeschwitzten klebrigen Masse umhüllt und zu einem kleinen Kügelchen aufrollt. Dieses Kügelchen wird dann mit einem besonderen Faden versehen, und die Bola ist fertig. Die Herstellung eines solchen Lassos beansprucht etwa eine halbe Minute. Nun begibt sich die Spinne auf die Jagd. Mit den Beinen der einen Seite hält sie sich an dem Faden fest, an dessen Ende das Kügelchen pendelt, die Beine der anderen Seite schweben frei in der Luft bis auf eines der langen Vorderbeine, das den Faden des Lassos wurfbereit, gleichsam „wie in der Hand" hält. Naht sich jetzt das Opfer, nächtlich schwärmende Motten, so wird der Wurffuß kurz zurückgezogen und mit einem Ruck gegen das Opfer vorgeschleudert. Fast mit unfehlbarer Sicherheit, sagt Hutchinson, trifft das Kügelchen irgend einen Körperteil der Motte, die so rettungslos gefangen ist. Je mehr sie flattert, um so mehr verstrickt sie sich in der klebrigen Masse. Jetzt tötet die Spinne mit ihrem Giftbisse das Opfer, webt es ein und saugt es dann aus. Die Spinne pflegt sich, um die Motten anzulocken, meist in der Nähe größerer Blüten auf die Jagd zu begeben. Muß das Tier längere Zeit vergebens auf ein Opfer lauern, so wird das Kügelchen, das, wie Hutchinson meint, an der Luft nach gewissem Zeitraum seine Klebrigkeit verlieren dürfte, in die Höhe gezogen und von der Spinne verzehrt. So geht die Spinne mit dem Material sehr sparsam um. Um das Verfahren der Spinne, die sich sehr gut zu verbergen weiß, besser beobachten zu können, brachte unser Gewährsmann in die Nähe des Tieres ein schwach leuchtendes Lämpchen und hielt der Spinne die zappelnde Motte in den Fingern vor.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Nr. 42 Die Gartenlaube 1905



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.;** mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(8. Fortsetzung.) Von Ludwig Ganghofer.

Peter Sterzinger, der seinem kleinen Pärchen an jedem Sonntag eine Leckerei zu kaufen pflegte, hatte im Kramladen und auf dem Markt so viel zu hören bekommen, daß ihm der Kopf rot wurde. Und als er den Doktor Besenrieder gewahrte, der von der Kirche kam, vergaß er völlig der Sorge, die ihm Maddas Eröffnung über den Sekretarius eingeflößt hatte, trat auf ihn zu und knurrte mit seinem kurzen Atem: „Herr Sekretari! Zum Teufel, was ist denn los im Land! Was sind denn das für Predigten, die man hören muß? Und was soll denn das Schankverbot? Daß man einen Riegel schiebt vors Übermaß, das laß ich ja gelten. Aber man muß den Leuten doch nicht gleich die Gurgel zunähen!“

Herr Besenrieder hob beschwichtigend die schlanke, weiße Hand. Dann warf er einen ehrfürchtigen Blick auf Madda und zog in höfischer Weise den schwarzen Hut, über dessen breiten Rand eine aus weißem Zwirn gedröselte Feder herunternickte. „Wenn es dem Herrn Wildmeister genehm ist, möchte ich ihn und seine liebwerte familiam gerne ein Stücklein Weges komitieren.“

Genehm war das dem Peter Sterzinger durchaus nicht. Denn nun schien er sich der Gefahr zu erinnern, die seinem Hausstand durch den Sekretarius drohte. Schnaufend warf er einen Blick auf die Jungfer und zog die Brauen in die Höhe. Doch er nickte. Madda hatte stumm gegrüßt, erregt und beklommen. Dann zog sie die Kinder an sich und ging den beiden Männern voran, während das kleine Bürschlein an einem Marzipanherz und das Dirnlein an einem Honigkuchen knusperte.

Doktor Besenrieder, ein Mann um die Dreißig, machte trotz der „Windigkeit“, die Peter Sterzinger an ihm auszusetzen hatte, keinen ungünstigen Eindruck. Er war ganz in Schwarz gekleidet, mit einem kurzen, dünnen Seidenmäntelchen um die Schultern. Das einzig Farbige an ihm waren die roten Schuhe und das Hellblau seiner großen Augen, die unter dem glatt in die Stirne geschnittenen, fast weißen Blondhaar ernst und vorsichtig herausblickten. Das Gesicht, wenn es nur nicht so hager gewesen wäre, hätte sogar gefallen können. Als der Sohn eines schlecht besoldeten Stiftsbeamten hatte er einst im Alter von 17 Jahren, mit einem jährlichen Stipendium von 57 Gulden, die hohe Schule zu Ingolstadt bezogen, um die Rechte zu absolvieren. Da hatte er vier Jahre so fleißig studiert und so rechtschaffen gehungert, daß ihm zwischen Haut und Knochen alles Fleisch herausgeschwunden war. Und obwohl er sich jetzt in auskömmlicher Stellung befand, hatte er die hingeschwundene Fülle seiner fleißigen Jugend nicht wieder eingeholt.

Während seine Augen an Madda hingen, so andächtig, wie man ein heiliges Bild betrachtet, begann er halblaut zu sprechen, damit nur ja die vorübergehenden Bauern keines seiner hochwichtigen Worte erhaschen könnten.

Im Stifte — so vertraute er dem Wildmeister — wäre die zwischen dem Dekanate und dem Kapitel entstandene causa invidiosa so ziemlich wieder beigelegt. Die Kapitularen hätten die Wahrnehmung machen müssen, daß sich mit dem angefeindeten Herrn von Sölln viel besser fahren ließe als mit dem geistlichen Kommissar, bei dem sie vom Regen in die Traufe geraten wären. So hätte sich die Majorität des Kapitels wieder auf die Seite des Herrn von Sölln geschlagen, und Doktor Pürckhmayer dürfte mit der Absicht, den Dekan seines Amtes entsetzen zu lassen, kaum eine Aussicht auf Erfolg haben, trotz der hochfürstlichen Vollmacht, die er vom Kölner Hofe in seiner Tasche mitgebracht hätte. Denn wenn sich die Kapitularen in ihren nötigsten Lebensbedürfnissen beschnitten sähen, wären sie wohl imstande, auch gegen Seine hochfürstliche Gnaden in renitentiam zu verfallen. Das sagte Doktor Besenrieder mit einem vorsichtigen Ton des Bedauerns. Peter Sterzinger aber machte den Specht. „Die Kapitelherren können auch einmal das Herz auf dem rechten Fleck haben.“ Der Dekan zu Berchtesgaden stand dem Wildmeister näher als der Fürstpropst in der Kölner Bischofsburg, den er seit einem Vierteljahrhundert nimmer im Land gesehen hatte.

In Nachsicht lächelnd, überhörte der Sekretarius diese Bemerkung. Und meinte, es wäre ja schließlich dem edeln Herrn von Sölln kein anderer Vorwurf zu machen, als daß er sich in blindem Vertrauen durch einen ungetreuen Pfistereibeamten seit Jahren hätte betrügen lassen, und daß er seit Führung seines Amtes gegen die säumigen Steuerzahler von allzu großer Langmut gewesen wäre.

„So?“ knurrte Peter Sterzinger. „Was kann denn ein Guter dafür, wenn ein Schlechter schlecht ist? Und daß der Herr so viel Geduld übt . . . das ist das Beste, was ihm einer nachreden kann! Unsere Bauern haben ein hartes Leben. Wer soll denn christlich und barmherzig mit ihnen sein, wenn

nicht ihr Herr, von dem sie Dach und Acker zu Lehen haben?"

Doktor Besenrieder nickte. Aber solche Barmherzigkeit, eben weil sie christlich wäre, sollte sich doch im Wachstum des klösterlichen Gutes als von Gott belohnt erweisen. Doch das Erträgnis des Salzwerkes ginge mit jedem Jahr zurück, die Steuerfähigkeit des Landes würde immer magerer, und während Bedarf und Verwaltungskosten ins Ungemessene wüchsen, liefe der ganze Vermögensstand des Landes immer mehr bergab.

Der Wildmeister schwieg. Durch eine Äußerung seiner Ansicht hätte er sich den amtlichen Schnabel bös verbrennen können — denn über die wachsenden Übelstände des Landes hatte er ungefähr die Meinung des Jonathan Köppel.

Aber jede Wirkung müsse doch eine Ursache haben. Diesen Glauben teilte der Sekretarius mit dem Doktor Pürckhmayer. Und der geistliche Kommissarius hätte diese Ursache nicht nur herausgefunden — er hätte sie auch heute von der Kanzel der Stiftskirche ohne Umschweife ausgesprochen.

Jetzt spitzte Peter Sterzinger die Ohren.

„Vor der Predigt", sagte Besenrieder, „muß in der Sakristei zwischen dem geistlichen Kommissar und dem Herrn von Sölln eine sententiarum varietas bestanden haben."

„Was hat's gegeben?"

„Die Herren müssen über irgend etwas verschiedener Meinung gewesen sein. Man hat ihre heftig irritierten Stimmen aus der Sakristei herausgehört bis in das Kirchenschiff. Dann ist der hochwürdigste Doktor auf die Kanzel gestiegen. Was das ein Aufsehen gegeben hat! Aber man merkte gleich, daß man einen Meister der bene docendi scientiae vor sich hatte. Jeder Satz wie aus Erz gegossen! Blumenreich wie der Frühling und meisterhaft in der forma. These und Antithese mit solcher Schärfe . . ."

„Davon versteh ich nichts!" unterbrach der Wildmeister mit grober Ungeduld. „Sagt mir lieber, was er gepredigt hat!"

Mit einer dialektischen Schärfe ohnegleichen hätte Doktor Pürckhmayer in seiner Predigt deduziert, es müsse dem Himmel in seinem wohlwollenden Walten für die Landschaft ein Widersacher erstanden sein, der durch Beistand gottesfeindlicher Menschen so an Kraft gewonnen hätte, daß er der gütigen Fürsorge Gottes entgegenhandeln und die Kümmernis der Landschaft steigern könne, wie ein einziger Pestkranker die Seuche errege, der Tausende zum Opfer fallen.

„Der Teufel?" platzte Peter Sterzinger kurzatmig heraus. Doktor Besenrieder, der den denkenden Jünger der Wissenschaft nicht verleugnen wollte, wehrte mit Feinheit ab: „Der Widersacher des Guten hat viele Namen. Und die Meinung des geistlichen Kommissarii, daß es bei dieser gleichsam einer Vergiftung ähnlichen Erkrankung unserer Landverhältnisse nicht mit rechten Dingen zugehen könne, ist jedenfalls schwer zu revinzieren. Ich möchte mich dessen nicht unterfangen . . . um so weniger, da ich ihm ex animi mei judicio beistimmen muß, wenn er eine Ursache für das Anwachsen dieser widersetzlichen Mächte in der Zunahme der verhüllten Ketzerei erblickt und in der laxen Anwendung der antireformatorischen Maßregeln. Im Anschluß an diese Behauptung zitierte der Hochwürdigste den Satz: „Eines Ketzers Fußpfad ist die Fahrstraße aller dunkeln Mächte. Und die Nähe der Hölle wirkt auf verlorene Seelen wie die Flamme auf die Motten. Ein Schritt noch, und wir haben die Höllenbrüderschaft, das Hexenwerk. Warum soll das bei uns im Lande anders sein als anderwärts, wo das ausschweifende Laster der Zauberei jede irdische Wohnstatt verunglimpft? Und wäre es da nicht heilige Pflicht der Obrigkeit, die Augen offen zu halten? Und nach strengen Rechten zuzugreifen, wo sich ein Schuldiger entdecken läßt?" Der Sekretarius hatte sich, durch die „schlagende Dialektik" des Dominikaners angeregt, in rhetorischen Schwung hineingeredet. Aber die erschrockenen Augen, die der Wildmeister machte, schienen den Sekretarius von dem Höhenflug dieser ars orandi zurückzurufen. Denn er fügte etwas kleinlaut bei: „So deduzierte der hochwürdige Herr Doktor Pürckhmayer."

Peter Sterzinger, der durch die Nase schnaufte, sagte kein Wort. In diesem Schweigen hörte man den Miggele mit piepsendem Stimmchen sagen: „Maddle, schau doch, was da der liebe Gott für ein schönes Blümlein hat wachsen lassen!"

„Ja, Kindl!" klang die leise, weiche Stimme der Jungfer. „Das ist schön! Das tu nicht abreißen! Das muß auch noch für ander Leut eine liebe Freud sein, weißt!"

„Gelt," fragte die kleine Bimba, deren Kosename noch ein Erbstück von aller süßen Zärtlichkeit der Mutter war, „gelt, alles, was da ist auf der Welt, das alles hat der liebe Gott den Menschen zur Freud erschaffen?"

Noch ehe Madda antworten konnte, mußte sich das Dirnlein verwundert nach dem Vater umgucken, der so merkwürdig lachte.

Mit grober Hand hatte der Wildmeister den Sekretar am Ärmel gefaßt. Doch er sprach nicht, sondern wartete, bis die Schwägerin mit den Kindern ein Stücklein vorausgegangen war.

Dann fragte er: „Und Ihr, Herr Sekretari? Ihr könntet als Gerichtsperson dazuhelfen, daß man solch ein unglückliches Weiberleut auf den Holzstoß bindet?"

Dem Doktor Besenrieder stieg eine leichte Röte in die Stirn. „Ihr redet von einer causa, die nicht vorliegt. Aber möge kommen, was da wolle, ich werde immer auf die Stimme des Rechtes hören und judizieren nach beschworener Pflicht. Ich bin, wie Ihr wißt, ein Mensch von Redlichkeit . . ."

Peter Sterzinger machte den Specht, obwohl der Ausdruck seines Gesichtes nicht auf gute Laune deutete. Aber der Sekretarius hatte da ein Wort gesprochen, gegen das sich nichts einwenden ließ — er war seiner alten Mutter ein guter Sohn, dazu ein Mann, der immer tat, was er für recht erkannte.

„Aber eine überführte Hexe ist kein unglückliches Weib, sondern eine Verbrecherin vor Gott und Menschen. Auch fühl ich mich obligieret, Euch in aller Freundschaft aufmerksam zu machen, daß der Malleus maleficarum in auffälliger Parteinahme eines der bedenklichsten Indizien der Verdächtigkeit erblickt. Ein Mann, wie Ihr einer seid, steht weit von allem Verdacht. Aber die Zeit hat Wolken, die auf Wetter deuten. Und da möchte ich Euch in aller Wohlmeinung und Herzlichkeit raten, einige Fürsicht in Euern Äußerungen walten zu lassen!"

Der Wildmeister wollte was sagen. Aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. So gingen die beiden in der schönen Sonne eine Weile schweigend nebeneinander her. Sie hatten schon das Tal erreicht, als Peter Sterzinger mit krebsrotem Gesichte vor sich hinschnaufte: „Eine schöne Predigt, das! Ich möcht nur hören, was der edel Herr von Sölln zu einem solchen Evangeli sagt!"

„Seine Gestreng der Herr Landrichter erzählte mir soeben, daß dem gnädigen Herrn in seinem Chorstuhl vor Rührung ein Zährlein ums andere über das Gesicht geflossen wäre."

„Vor Rührung? So? Vor Rührung?"

„Sagte Seine Gestreng. Und uns beiden steht es nicht zu, die observationes Seiner Gestreng zu interpretieren." Während der Sekretarius das erklärte, ging es wie ein leichtes Erbleichen über sein hageres Gesicht. Denn er sah, daß Madda raschere Schritte machte, als möchte sie das Heckentor des Wildmeisterhauses so flink wie möglich erreichen. Auch Doktor Besenrieder beschleunigte den Schritt. Und sagte nach kurzem Schweigen mit leiser, doch erregter Stimme: „Weil ich schon Ursach fand, Euch eine wohlgemeinte Verwarnung zukommen zu lassen, möcht ich gleich zu unser beider Wohl auch noch ein ander Ding besprechen."

Der Wildmeister guckte. „Was wär das?"

Doktor Besenrieder wollte sich zur Ruhe zwingen. Dennoch zitterte ihm die Stimme. „Im Markte redet man allenthalben

davon, daß der edle Herr von Preysing Euer Haus in auffälliger Häufigkeit mit seinem gnädigen Besuch ornieret."

„Ja um Gotteswillen, was soll ich denn machen?" platzte Peter Sterzinger heraus, dem der kurze Atem noch kürzer wurde. „Der Kommissar ist halb wie der Herr im Land. Und über die Jagd gibt's allweil ein Wörtl zu reden. Ich kann ihm doch nicht das Haus versperren! Und das Mädel hat sich doch ihr Lebtag so geführt, daß sie kein Gered zu furchten braucht."

„Die Jungfer steht so hoch in meiner Achtung, wie ein Berg erhaben ist über das Tal. Aber einer Jungfrau Ehr und Ruf sind wie ein Spiegel, den jeder Hauch betrüben kann. Auch will es mich unter Kümmernis bedünken, als wär das sonst so freie, heitere Wesen Eurer Schwägerin merklich vexieret von Scheu und Unruh."

„Da hab ich noch nichts gemerkt davon."

„Wer mit dem Herzen sieht, hat scharfe Augen." Die Stimme des Doktor Besenrieder bekam trotz aller Erregung einen wärmeren Klang. „Ihr habt wohl schon des längeren observieret, daß es eine stete Hoffnung meines Herzens ist, die liebe Jungfer als Hausfrau zu gewinnen."

Der Wildmeister griff nach seinem Hals.

„Aber es soll nicht meinem eigenen Herzen zulieb geschehen . . . vielmehr soll es der Sicherheit Eurer Schwägerin dienen, wenn ich mir fürgesetzt habe, heute nach der Vesperandacht mit meiner Mutter in Euerm Haus zu erscheinen, um das Jawort der Jungfer Maddalena zu erbitten."

„Viel Ehr!" keuchte Peter Sterzinger. „Viel Ehr, Herr Sekretari! Viel Ehr! Aber meine Schwägerin ist Herrin ihres Glücks. Da hab ich nichts mitzureden."

„Daß es Euch schwer fallen wird, die liebe Jungfer aus dem Haus zu geben, das weiß ich wohl. Aber wenn durch das offene Verlöbnis die Gefahr removiert ist, mit der eine fürnehme Gnädigkeit Euer Haus bedroht, so soll es Eurer Schwägerin unbenommen sein, in aller Sorg und Liebe für Eure mutterlosen Kinder nach Gutdünken den Tag der Hochzeit hinauszuschieben. Und sollt ich auch, wie ein anderer Jakob, noch manch ein hartes Jährlein warten müssen auf mein Glück!"

Peter Sterzinger atmete auf. Und er wollte was sagen. Aber da machte der Sekretarius flinke Schritte, um Madda noch einzuholen, die hinter den Kindern schon durch die Heckentür verschwinden wollte. „Jungfer! Liebe Jungfer!" Madda blieb stehen. Unruh und Sorge in ihrem Blick. Als Doktor Besenrieder sie erreichte, leuchtete in seinen Augen ein Glanz, der verriet, daß sein Herz nicht so kühl und ruhig war wie seine Art zu reden. Die Jungfer erschrak, und ein seltsam schwaches Lächeln huschte um ihren Mund.

„Soll es mir nicht vergönnt sein, liebe Madda, Euch die Hand zu drücken? Und uns ein Wiedersehen zu wünschen? Recht ein frohes und glückliches?"

Madda reichte ihm die Hand, noch immer mit diesem irrenden Lächeln. „Das soll Euch gern vergönnt sein, Herr Sekretari! Und grüßet mir Eure Mutter, gelt! Ich muß nur schauen, daß ich flink ins Haus komm." Ihre Hand befreiend, versuchte sie sich mit einem Scherz zu helfen: „Den Schwager macht das Beten allweil so viel hungrig! Und steht nach dem Kirchgang nicht gleich die Supp auf dem Tisch, so haben wir grob Wetter den ganzen Tag." Sogar ein Lachen gelang ihr, während sie flink durch das Heckentürlein huschte. Doch als sie den dämmerigen Hausflur erreichte, blieb sie zitternd stehen und preßte die Hände auf die Brust, als müßte sie in ihrem Inneren etwas Quälendes zur Ruhe bringen.

Aus der Stube klang das laute, vergnügte Schwatzen der Kinder. Und es war ein freundliches Bild, das Madda beim Eintritt in die Stube fand. Mit leuchtenden Strahlenbändern fiel die Sonne durch die kleinen Fenster herein und warf drei schimmernde, von den feinen Schatten der Rosenstöcke durchsponnene Goldquadrate auf die weißen Dielen und über den blaugedeckten Tisch, auf dem ein großer Strauß von roten Aurikeln und gelben Schlüsselblumen prangte. Marei, die schmuck gezopft und säuberlich gekleidet war, stellte die Zinnteller zurecht und suchte dabei mit drolligen Gesten den Kindern begreiflich zu machen, daß sie ein Sonntagsmahl von ganz erlesener Güte zu erwarten hätten. Zeitig am Morgen hatte die stumme Magd die Frühmesse besucht und dann fleißig in der Küche geschafft. Das heiße Rot, das auf ihren Wangen brannte, war wohl der Hitze des Herdfeuers zuzuschreiben. Aber es war doch auch zu merken, daß Marei sich im Hause heimisch zu fühlen begann, und daß ein stillerwachendes Gefühl der Wohligkeit die Spuren des Grauns auf ihrem Gesicht milderte. Jenen ängstlich scheuen Blick, den hatte sie völlig verloren. Ganz munter guckte sie drein und schien gespannt, wie der schöne Blumenstrauß, der den gedeckten Tisch zierte, auf die Jungfer wirken würde.

Freundlich nickte Madda und streichelte der Magd das Haar. „Guck, wie schön du das gemacht hast! Da wird sich der Schwager freuen! Bist ein gutes und braves Ding!"

Ein Glanz von Freude leuchtete in den Augen der Magd; und wieder machte sie den vor Vergnügen zappelnden Kindern ihre drolligen Grimassen vor.

Peter Sterzinger, mit zinnoberrotem Gesicht, betrat die Stube und warf einen sorgenvollen Blick auf Madda, die das Hütlein abnahm. Schweigend schnallte er den Hirschfänger herunter und hängte ihn mit dem Hut an das Zapfenbrett. Die Blumen, die auf dem Tische standen, sah er nicht. Schnaufend setzte er sich auf die Ofenbank und schien das Gepappel der Kinder nicht zu hören, die dem Vater erzählen wollten, wie viel gute Sachen die Marei gekocht hätte. Und plötzlich schlug er mit der Faust auf die Bank, daß es krachte. Und schrie: „Jetzt möcht ich wissen, was da der Mensch noch glauben soll! In der Pfarrkirch predigt der Süßkind wider den Aberglauben und gegen die Hexenkläger! Und in der Stiftskirch predigt der geistliche Kommissar den schiechsten Widerspruch . . . und predigt, die Landschaft wär verzaubert, und Hexen wären im Land, und da müßt man die Schuldigen suchen und vors Malefiz bringen!"

Madda schien nichts gehört zu haben. Sie hielt das Hütchen in den zitternden Händen und sah zu dem Kreuzschnabel hinauf, der in seinem kleinen Käfig gemütlich zwitscherte. Die stumme Marei aber hatte eine seltsame Bewegung gemacht — als hätte sie einen Faustſtoß in den Rücken bekommen und könnte sich vor Schmerz nicht wieder gerade aufrichten. Und der Zinnteller, den sie in der Hand gehalten, fiel zu Boden und rollte auf den Dielen mit Geblink durch eines der sonnigen Quadrate. Die Kinder rannten ihm gleich mit lustigem Kreischen nach. Und Peter Sterzinger schrie: „Du Patsch und Unschick! Glaubst du, der ist aus Holz?" Als er sah, wie bleich das Gesicht der Marei war und wie heftig sie zitterte, meinte er etwas sänftlicher: „Wenn er eine Dull hat, muß sie halt der Schinagl wieder ausklopfen." Aber bevor er das noch gesagt hatte, war die Marei schon zur Stube draußen. Brummend musterte Peter Sterzinger den Zinnteller, den ihm das Bürschlein reichte. Da trat die Jungfer auf ihn zu und fragte mit zerdrückter Stimme: „Hat der Sekretari was geredt?"

Der Schwager gab keine Antwort.

„Hat er was geredt?"

„Gotts Teufel und Tod!" platzte Peter Sterzinger los. „Mehr, als mir lieb ist, hat er geredt!"

„. . . Von mir?"

„Nach der Vesperandacht will er Anfrag halten."

Ein jähes Erblassen ging über Maddas Gesicht. Dann hob ein tiefer Atemzug ihre Brust. „Meintwegen!" sagte sie mit wehem Lächeln. „Vielleicht ist's besser so! Da hab ich endlich einmal Ruh! Vor dem einen wie vor dem anderen!"

Peter Sterzinger lachte zornig. „Guck doch, wie viel dir um die Ruh ist! Aber tu dich nur ja nicht schneiden, gelt! Vor dem gnädigen Herren wirst freilich deine Ruh kriegen!

Aber der ander? Wie kühl er tut, und wie windig als er ausschaut . . . aber bei dem ist Feuer unterm Kittel! Gar so ruhig wirst du's nicht haben bei dem!"

Die Jungfer sah ihn an, als verstünde sie nicht, von wem er spräche. Dann zog sie wie in Schmerz die Brauen zusammen und ging aus der Stube. Müd angelehnt an den Pfosten der Haustür, blieb sie eine Weile stehen und blickte mit nassen Augen hinaus in den zitternden Sonnenglanz. Einmal drehte sie das Gesicht und sah in den Flur zurück — es war ihr, als hätte sie einen erstickten Wehlaut gehört. Der Flur war leer, in der Küche knisterte das Feuer und brodelten die Töpfe — und in der Kammer der stummen Marei war ein kurzes Gepolter, als wäre ein Stuhl auf die Dielen gefallen.

Seufzend stieg Madda über die schmale Holztreppe hinauf und trat in ein kleines Giebelzimmer. Das war ihr Stübchen. Wie eine Laube sah es aus. Die Ranken der vier Efeustöcke, die neben dem Doppelfenster in roten Gitterkästchen standen, hatten die Decke und die halben Wände mit Blättern besponnen. Ganz grün war das weiße Bett überhangen. An der Wand hingen alte Lauten und Geigen — Erbstücke vom Vater. Ein hoher, bunt bemalter Kasten für die Kleider; daneben ein Ladenschrein und drauf ein wächsernes Jesuskind unter Glastäfelchen, die mit Papier zu einem Gehäuse zusammengeklebt waren. Neben dem winzigen Tischlein ein Spinnrad. Bei dem zinnernen Waschbecken eine rot und blau gestickte Handzwehle. Wie ein Bild hing an der Wand ein Rahmen aus vergoldeter Pappe, und da war unter Glas ein altes Büchelchen zu sehen, auf dessen vergriffenem Pergamentdeckel in verblaßter Rotschrift geschrieben stand: „Fioretti di San Francesco". Dieses Buch war das Einzige, was Madda von der Mutter noch besaß. Aber das konnte sie nimmer lesen, die Sprache der Mutter verstand sie nicht mehr. Doch dieses Buch war ihr so heilig wie das wächserne Figürchen unter dem anderen Glas. Dann überall in der Stube dieser kleine, bunte oder glitzernde Kram — als hätte Madda der Weyerzisklin die Freude an diesen winzigen Sächelchen abgelernt. Dazu noch ein paar kleine Schnitzereien des jungen Meisters. Und ein zitterndes Spiel von Sonnenlichtern um die Fenster, denn voll konnte die Sonne nicht herein in diese Stube, weil draußen ein großer Birnbaum seine Äste bis dicht an die Fenster streckte. Ein seltsames Gewirr von knorrigem Gezweig! Alljährlich mußte man da die neuen Triebe absägen, damit der Baum nicht ganz heranwüchse an die Mauer.

Eine Weile stand Madda inmitten der Stube. Dann nahm sie das Hausgewand aus dem Kasten und begann sich zu entkleiden. Eine Haftel ihres Spenzers verfing sich in dem rotgebänderten Zopf. Mit zitternden Händen quälte sie sich und brachte die Haftel nimmer los.

„Marei!" rief sie. „Marei!"

Doch niemand kam. Und Madda begann das Nesteln und Zerren wieder. So ungeduldig wurde sie, daß ihr die Tränen kamen.

„Marei!" rief sie. „Marei!"

Da kam die stumme Magd über die Stiege heraufgepoltert und trat mit taumelndem Gang in die Stube. Ihr bleiches Gesicht war so erschöpft wie nach schwerer Mühsal und von Schweiß überronnen. Und das Haar war zerrauft, das Gewand bestaubt.

„Komm her, Marei!" sagte die Jungfer, die der Magd den Rücken kehrte. „Da ist mir das Spenzerhaftel hängen geblieben in meinem Zopf. Und gar nimmer los kann ich's bringen! Geh, sei so lieb und hilf mir!"

Das ging auch bei der Marei nicht flink. Denn sie mühte sich, die Haftel zu lösen, ohne eins von diesen blauschimmernden Haaren zu zerreißen. Endlich war's getan. Aber da stieß die Magd einen dumpfen Laut aus und rührte mit zitterndem Finger an Maddas Hals, an dem ein winziges Mal zu sehen war, so rot fast wie ein Johanniskäferchen.

„Hast du das noch nie gesehen an mir?" fragte Madda. „Das rote Knöspl, das mag ich gern. Das ist mir ein liebes Denken an den Vater. Einmal, derweil ich noch ein Kindl gewesen bin, da hat der Vater Orgelpfeifen gegossen. Und da ist mir ein Tröpfl von dem glutigen Zinn an den Hals gespritzt. Und seit dem selbigen Tag ist mir . . ." Die Jungfer verstummte. Und halb verwundert, halb erschrocken, sah sie der stummen Magd ins Gesicht. „Marei? Was hast du?"

Aus den weit geöffneten Augen der Stummen redete etwas wie scheue, namenlose Sorge.

„Marei! So tu doch deuten! Was ist denn mit dir?"

Da schüttelte die Magd den Kopf und verließ die Stube.

Es war um die gleiche Zeit, daß der Sekretarius Besenrieder auf der Straße dem Freiherrn von Preysing begegnete, der vom Markte herunterkam, in kostbarem Gewand, seidengebändert und mit Spitzen behangen. Der Sekretarius, dem eine jähe Röte in die Stirn gefahren, machte höflich seine Reverenz, begann ein feingeschliffenes Gespräch über das schöne, beinah schon sommerliche Wetter und erzählte, daß er soeben von einem Sonntagsbesuch bei seiner liebwerten Braut und zukünftigen Hausfrau käme.

„Eure Braut?" fragte Herr Preysing ohne sonderliche Neugier. „Wer ist das?"

„Die ehrsame . . ." dieses Wort betonte Doktor Besenrieder, „die ehrsame Jungfer Madda Barbière."

Unbehaglich berührt, trat der Freiherr einen Schritt zurück und sah dem Sekretarius mit funkelndem Blick in die Augen. Dann lächelte er und sagte ruhig: „Sieh doch, wie man sich täuschen kann in den Menschen! Ich hätte der schmucken, feinen Jungfer einen besseren Geschmack zugetraut!" Und lachend machte Herr Preysing eine so rasche Schwenkung, daß sein Degen klatschend dem Doktor Besenrieder gegen die Wade schlug.

Der Sekretarius war kreidebleich geworden. Dennoch atmete er auf. Denn der Freiherr, statt den Weg zum Hause des Wildmeisters fortzusetzen, hatte Kehrt gemacht und ging dem Markte zu.

Am Nachmittage, nach der Vesperandacht, gab Madda Barbière dem Doktor Besenrieder das Jawort.

Und wenn der weltliche Herr Kommissarius von nun an etwas über die Jagd zu reden hatte, schickte er einen Lakaien zu Peter Sterzinger und ließ den Wildmeister ins Leuthaus befehlen.

* * *

Am folgenden Sonntag gab es in der Pfarrkirche einen ratlosen Schreck, zuerst für Adelwart und dann für alle anderen, die zur Kirche kamen, gleichviel, ob sie die Betstühle der Kirche füllten oder sich verspätet zu dem Trutzhäuslein vor dem Tor gesammelt hatten.

Adelwart, den man tags zuvor zum Hundstößer befördert hatte, war so frühzeitig zur Kirche gekommen, daß er sich das Plätzlein seiner Andacht nach Belieben wählen konnte. Er stellte sich an eine Säule, nicht weit von dem Betstuhl, in dem er am vergangenen Sonntag die Jungfer Barbière hatte knien sehen.

Die Glocken läuteten, die Menschen kamen, hundert und Hunderte. Auch der Betstuhl des Wildmeisters füllte sich, doch mit anderen Leuten. Adelwart hatte das Gesicht eines Fieberkranken, während er mit verstörtem Sehnsuchtsblick immer hinspähte zum Portal, durch das der klare Sonnenschein hereinleuchtete in die kühle Dämmerung des Kirchenschiffes. So oft sich noch jemand durch das Trutzhäuslein hereindrängte, hoffte er mit einem heißen Schrei seines Herzens: Da kommt sie! Doch immer wieder war es ein fremdes Gesicht. Ein Zittern befiel ihn, daß er den Ledergurt umklammern mußte, um seine Hände ruhig zu machen. Die Leute, die um ihn her standen, sahen ihn verwundert an. Und ein altes Weiblein fragte barmherzig: „Hällinger? Ist dir ungut?" Er schüttelte stumm den Kopf.



Eine lustige Frage.
Gemälde von A. Moradei.

Und überhörte das Geklingel der Ministranten, und achtete nicht auf das Getuschel, das in der ganzen Kirche entstand, als der Prediger auf die Kanzel stieg.

Es entstand eine Stille in der Kirche, daß man eine Nadel hätte fallen hören. In dieses Schweigen klang eine klare, kalte Stimme: „In Gottes Namen, des Dreieinigen über uns allen!"

Es war nicht der Leutpfarrer Süßkind, der da predigte; es war der geistliche Kommissarius Doktor Pürckhmayer. Und was er vor acht Tagen in der Stiftskirche den Chorherren und Beamten gepredigt hatte, das übersetzte er jetzt in derbe Noten, die für das Verständnis des „gemeinen Ohrs" berechnet waren. Gleich ging er in medias res. Ob sich die Bürger und Landleute von Berchtesgaden noch nie gefragt hätten, wodurch dieser bösartige Krebsgang der Landschaft verschuldet würde? Das schlechte Erträgnis des Salzbaues? Der Mißwachs der Felder? Die Nöten des Handels? Und aller Unfrieden und Hader im Land? Und die erschröckliche Mehrung aller heimlichen Ketzerei? Ob diese letztere Frage nicht schon eine Antwort wäre? Ex radice infidelitatis, aus der Wurzel des Unglaubens, die sich unter allzu nachsichtiger Regierung eingebohrt hätte in so viele verlorene Seelen, wäre ein Giftbaum aufgewachsen, in dessen Zweigen sich der Teufel ein bequemes Nest gebaut hätte, aus dem er den Samen des höllischen Unheils auswürfe über die Landschaft und zu mitternächtiger Stunde die Rotte seiner Zauberschwestern und Bundesbrüder zum Schadenstiften kommandiere, wie ein Hauptmann in Kriegszeiten seinen eidgeschworenen Soldaten das Morden befiehlt.

Aber die Langmut des Himmels wäre erschöpft, und durch Gottes und eines gnädigen Fürsten Sendung wäre er als geistlicher Kommissar ins Land gekommen, als Warner und Retter in der Not.

Zu „geziemender Vorbereitung" für dieses Rettungswerk begann der Hochwürdige „auf wissenschaftlichen Fundamenten" das Laster der Teufelsbundschaft und Hexerei „denen christlichen Gemütern" vor Augen zu stellen. Und da warf er vor allem die quaestio capitalis auf, warum die Hexerei häufiger beim weiblichen Geschlechte als beim männlichen gefunden würde. Seine Antwort war nicht höflich gegen die Frauen, deren Urmutter bekanntlich alles Unheil in die Welt gebracht hätte. Ein Weib wäre schwach an Verstand, darum leicht gläubig und vom Bösen mühelos zu betören; es wäre voller Eitelkeit und keinem Mittel abgeneigt, um seiner Hoffart zu frönen; und vor allem wären die Weiber neugierig, doch minder auf alles Gute, denn auf jedes Laster. Was Wunder, daß der Teufel so leichtes Spiel mit ihnen hätte!

Wie die Weiber dem Höllischen anheimfallen, wie sie das Wettermachen und Zaubern lernen, das Milchverschütten und Fruchtverderben, das Wurzelschneiden und Nestelknüpfen — wie sie dem Satan alles zu willen tun, die neugeborenen Kinder für ihn zu einem greulichen Süpplein kochen und die eigenen Töchter schon im zartesten Alter zur Hexerei verführen, wie sie auf ihren Besen, auf ihren Säuen und Kuchelbänken ausfahren zum Hexentanz, und welch eine delectatio sie da erwarte — das alles schilderte der blumenreiche Kanzelredner mit einer Anschaulichkeit, daß den Frauen und Mädchen, die in der Kirche waren, nach dem bleichen Schreck die Glut der Scham in die Gesichter fuhr — und daß sich die derberen Burschen schmunzelnd mit den Ellbogen anstießen.

Es gäbe wohl viele Menschen, predigte der hochwürdige Doktor Pürckhmayer, die da leugnen, daß solche Dinge wahr wären. Aber nur wenige sprächen so, weil sie nie an den Brüsten der Wissenschaft gesogen hätten und voll wären der gutherzigen Torheit. Die meisten aber leugnen die Hexerei, weil sie selber Dreck am Stecken haben und vor dem Richter zittern. Wenn einer spräche, es gäbe keine Hexen, das wäre von allen Indizien das schärfste. Auch sonst gäbe es noch viele Zeichen, aus denen man die Zauberleute, die Wettermacherinnen und fahrenden Hexen leicht zu erkennen vermöchte. Verdächtig sind die Unfrommen — das liegt auf der Hand; aber verdächtig sind auch die allzu Frommen, weil sie heucheln, um unschuldig zu erscheinen; verdächtig sind die Schönen, denn ihrer begehrt der Teufel — und verdächtig sind die Häßlichen, weil sie nach Freuden dürsten. Verdächtig sind die Armen, die nach Reichtum geizen, und verdächtig sind die Reichen, weil sie aus Gewohnheit zum Laster neigen; verdächtig sind die Bresthaften und Hinfallenden, denn viele sind unter ihnen, die auf der Hexenfahrt einen Sturz getan — und verdächtig sind die ganz Gesunden, denn der Mensch ist zum Leiden geboren, und ewige Gesundheit kann nur ein Ergebnis zauberischer Mittel sein. Doch ebenso zahlreich wie die Hexen selbst und die Zeichen, durch die sie sich verraten, wären für einen guten Christen die schützenden Remedien und Medikamenta. Unter allen das sicherste wäre die Freiheit von jeder evangelischen Ketzerei, dann das feste Vertrauen zu einem rechtgläubigen Seelenhirten, der Gebrauch des Weihbrunnens, ein geweihtes Amulett — und ganz besonders der Wille, keinen Verdacht vor der Obrigkeit zu verschweigen, sondern kräftige Beihilfe zu leisten, daß das Laster der Hexerei im Lande ausgerottet würde. Da brauche sich keiner aus Angst vor den Hexen das Maul verbinden. Gott hätte das in seiner Weisheit so eingerichtet, daß kein Satan und keine Hexe dem Kläger schaden könnten. Und nicht einmal nach dem Namen des Klägers dürfe ein Richter forschen! Drum würde, um die Landschaft vor dem völligen Untergang zu retten, mit dem heutigen Tag ein Klagekasten am Kirchtor aufgehangen. Und wer einen begründeten Verdacht hätte, dürfe nur die Beschuldigung und den Namen der Verdächtigen auf ein Zettelein schreiben oder schreiben lassen, und das Zettelein, mit drei Zeichen des heiligen Kreuzes versehen, in den Klagekasten werfen. Dann würde die Obrigkeit schon ihres Amtes walten. So, mit Beihilfe aller guten Christen, würde es wohl gelingen, das große Rettungswerk zu vollbringen und die Landschaft vor aller schädlichen Zauberei und vor dem völligen Untergang zu bewahren. „Das wollen wir mit gläubigem Vertrauen hoffen, im Namen Gott des Vaters, Gott des Sohnes und Gott des Heiligen Geistes, Amen!"

Dumpfe Stille war in der Kirche — nur schwere, tiefe Atemzüge hörte man und die auf den Steinfliesen klingenden Schritte des hochwürdigen Doktor Pürckhmayer, der auf die Sakristeitüre zuging.

Pfarrer Süßkind, der wie gelähmt in seinem Chorstuhl gesessen hatte, sprang plötzlich auf, mit mauerbleichem Gesicht, und stürzte in die Sakristei. Und als der Prediger eingetreten war, schlug Süßkind die schwere Türe zu, daß es hallte in der Kirche. Und faßte den Doktor mit beiden Fäusten am Chorhemd. Und keuchte: „Herr! Könnet Ihr das verantworten vor Gott?"

„Vor Gott? Ja!" sagte der Kommissar mit Ruhe. „Doch meinem Untergebenen steht es nicht zu, in solcher Art zu fragen. Und was ich als Priester . . ."

„Du! Ein Priester?" brach es in Zorn aus dem zitternden Greise heraus. „Wie ein anderer Udo von Magdeburg bist du, von dem Fulgosus im zwölften Kapitel des neunten Buches geschrieben, daß ihm der Satan den Hals hat umdrehen müssen, um die Christenheit von einem solchen Bischof zu erlösen."

„Pfarrer Süßkind! Solch ungemessener Zorn macht Euch verdächtig."

Der greise Pfarrherr taumelte an die Mauer.

„Das Meßgewand!" gebot der Kommissar den erschrockenen Ministranten, ließ sich zum Hochamt kleiden und schritt, derweil die Orgel zu rauschen begann, mit dem Kelche zum Altar.

Wortlos, zitternd an allen Gliedern, ließ sich auch Herr Süßkind zur Messe kleiden. Und als er durch ein schmales Gäßlein zwischen den knienden Leuten einem Seitenaltar zuschritt, sah er all diese erschrockenen Weiberaugen mit der gleichen angstvollen Frage auf sich gerichtet. Und neben einer Säule sah er einen jungen Hällinger stehen, mit einem Gesicht so bleich wie der Tod. Der stand mit geschlossenen Augen.

ohne sich zu regen. Doch plötzlich, als der Ministrant des Pfarrers zum Offertorium klingelte, griff Adelwart mit beiden Händen vor sich hin und begann sich durch die Leute zu drängen. Die machten ihm Platz, weil sie meinten, dem Buben wäre übel worden. Er kam zum Tor und erzwang sich einen Weg. Draußen — inmitten des Trutzhäusleins, das aber nichts weniger als trutzig dreinguckte — stand das Kätterle mit erschrockenen Augen. Und stammelte: „Jesus! Bub?" Doch Adelwart hörte nicht und drängte sich hinaus in die Sonne. Meister Köppel sprang ihm nach und faßte ihn am Arm. „So red doch, Adel! Was ist denn?" Nun stand auch schon das Kätterle bei den zweien.

„Nimmer bleiben . . . ich hab nimmer bleiben können!" stieß der Bub heraus. „So ist das Grausen in mir gewesen! Allweil hab ich das Salzburger Feuer gesehen . . . und hab den Rauch geschmeckt . . . und das verbronnene Fleisch . . ."

„Komm, Bub!" flüsterte der Hällingmeister mit gepreßter Stimme. „Tu dich zwingen! Und bleib! Heut wär das Fortlaufen eine schieche Sach!"

Und als sie wieder zu den Leuten traten, die das Kirchtor umstanden, sagte er zu einem Bauern, so laut, daß es auch noch andere hören konnten: „Der Bub hat schwere Schichten gefahren. Er ist ein Neuer im Berg und kann das Stollenwetter nicht vertragen. Jetzt hat's ihm gählings einen Treff gegeben."

Das Kätterle hielt den Arm um den Buben gelegt. Als man zur Wandlung läutete, fiel Adel auf die Knie und verschlang die Hände vor dem Kinn. In seinen Augen brannte das Gebet, das heiß in seiner Seele war. So blieb er auf den Knien liegen, bis das Hochamt zu Ende ging.

Wie sich heut die Leute aus der Kirche drängten, das war anders als sonst. Ohne viel zu reden, gingen sie ihrer Wege. Die Frauen und Mädchen hatten etwas Scheues und Hastiges. Und die alten Weiblein zappelten, um so flink wie möglich nach Hause zu kommen. Zwei Menschen nur, die waren anders als die anderen — Meister Josua Weyerzisk und das Trudle. Die beiden hielten sich gleich einem jungen Liebespaar bei den Händen gefaßt und gingen wie zwei still und glücklich Träumende durch alle Sorgenschwüle dieses Morgens.

Auf dem Marktplatz blieben heut nur wenige stehen; die einen schweigend, die anderen mit scheuem Geflüster. Nur in einer Gruppe, in der Michel Pfnüer stand, wurde laut gesprochen und gelacht. Und von den jungen Hällingern einer rief einem schmucken Mädel zu, das gerade vorbeiging: „Was ist denn, Margretle, hast auch den Besen schon einmal geschmirbt?" Aber der Bub hatte kaum ausgesprochen, da bekam er einen klatschenden Schlag auf das lose Maul. Ein alter Bauer hatte diese flinke Justiz geübt. Der Bub begann zu schimpfen, der Michel Pfnüer mischte sich drein, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu einer Rauferei gekommen. Aber die Mehrzahl der Leute, die auf dem Marktplatz standen, nahm gegen den Buben und für das weinende Mädel Partei. Und da schrie jener alte Bauer, dem die Hand noch so flink war, mit hoher und schrillender Stimme in den Lärm: „Ich sag's! Und so laut, daß es jeder hören mag! Ich sag: Wenn einer klagt und einen Zettel wirft, der ist ein Lump!"

Während dieser Auftritt spielte, war Meister Köppel mit seinem Kätterle und dem Adel schon weit auf der Straße drunten. Dem Weiblein ging heute der Heimweg nicht schnell genug. Immer drängte das Kätterle zu flinkeren Schritten. Und Adelwart wurde immer langsamer, je näher sie dem Wildmeisterhause kamen. Hinter der grünen Hecke war alles still — nur tief im Wiesgarten lärmten die Hunde in ihrem Zwinger.

Schon kamen die drei zur Achenbrücke. Da klammerte Adelwart die Hand um den Arm des Meisters.

„Bub?"

„So sag doch, Vater! Hast du's denn nicht selber gemerkt?"

„Was denn, Bub?"

„In des Wildmeisters Haus muß eines krank sein! Heut ist der Wildmeister nicht in der Kirch gewesen! Und von den Kindern keines! Und niemand! Und ich hab eine Angst in mir . . . und weiß nicht, wie . . . und weiß nicht, warum . . ."

Als Meister Köppel dem Buben ins Gesicht sah, mußte er aus Erbarmen sagen: „Geh derweil voraus mit der Mutter! Ich mach mir einen Dienstweg zum Wildmeister . . . und frag, was los ist." (Fortsetzung folgt.)

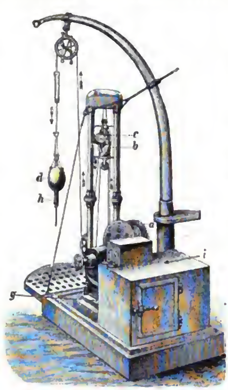


Entwicklung der neueren physikalischen Tiefseeforschung.

Die Tiefseelotung.

Von Dr. Gerhard Schott.

Es ist kein Zufall, daß von Jahr zu Jahr sich die Zahl derjenigen mehrt, die in wissenschaftlicher oder praktischer Betätigung mit der Tiefseeforschung Fühlung gewinnen; auch ohne den mächtigen Aufschwung besonders der deutschen Seeschiffahrt und auch ohne das hierdurch vergrößerte Interesse für das blaue Meer führt schon der Umstand, daß die geographische Erforschung der Festländer immer mehr einem absehbaren Ende sich zuneigt, soweit die Entdeckertätigkeit als solche in Betracht kommt, ganz unwillkürlich mehr und mehr Geographen zum Studium der Ozeane. Die Fortschritte in der Kenntnis der physischen Ausgestaltung der Meeresräume, die wir den Arbeiten zumal der letzten drei Jahrzehnte verdanken, sind so erheblich, daß es sich wohl lohnt, die wichtigsten davon mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Anwendungen, die sie gefunden haben, kurz zu beleuchten. Vorweg muß aber betont werden, daß das Bereich der biologischen Tiefseeforschung, also des Studiums der ozeanischen Pflanzen- und Tierwelt, hier nicht berücksichtigt werden kann, obschon gerade die physikalische Tiefseeforschung den von zoologischer Seite gekommenen Anregungen außerordentliche Förderungen verdankt.



Sigsbees Tiefsee-Lotmaschine.

Die Tiefsee zu ergründen, d. h. zuverlässige zahlenmäßige Angaben über die großen Tiefen der Weltmeere zu erlangen, dies ist erst etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts möglich geworden. Zwar sind schon im 18. Jahrhundert mannigfache Versuche in dieser Richtung von verschiedenen zum Teil sehr berühmten Seefahrern angestellt worden, so zum Beispiel von Cook (1772), von Krusenstern (1803—1806), von Kotzebue (1815—1818), von James Clark Roß (1843), aber viele der gewonnenen Zahlen sind, wie wir mit Sicherheit sagen können, zu groß: die zum Hinabziehen der Hanfleinen benutzten Gewichte waren zu leicht im Vergleich zum Gewicht der Leinen, so daß die Leinen von der Strömung wie ein Wimpel vom Winde, im Bogen weggetragen wurden. Tiefen von 14 000, ja 15 000 Metern, die man stellenweise damals gefunden zu haben glaubte, gibt es in den Weltmeeren nicht. Auf eine zuverlässige Grundlage wurden die Tiefseemessungen erst nach Erkennung dieser Fehlerquelle gebracht. Zugleich wurde eine ungemein wichtige Erleichterung der Tiefseelotungen durch die Erfindung des Brookeschen Lotes gewonnen.

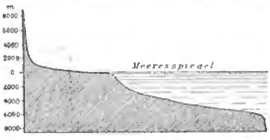
Im Jahre 1854, gerade um die Zeit, als man die Legung eines transatlantischen Telegraphenkabels vorbereitete und für diesen Zweck das Bedürfnis genauer Sondierung des Meeresbodens immer dringender wurde, konstruierte der amerikanische Marineoffizier Brooke dies Lot, das selbsttätig die Eisengewichte bei der Grundberührung fallen läßt und damit das Wiedereinwinden der Lotleine wesentlich erleichtert. Die ovalen Eisengewichte d sind durchbohrt und werden mittels zweier kurzer Drahtschlingen an einer Röhre h aufgehängt; die zwei um den Bolzen drehbaren kurzen Arme fallen, sobald das Lot den Meeresboden berührt, abwärts, wodurch die Drahtschlingen und das Gewicht abgestreift werden. Die lange, schmale Röhre h bringt eine Probe des Meeresgrundes herauf. Mannigfach ist dies Lot noch verbessert worden, unter anderen hat sich besonders die Sigsbeesche Form sehr eingebürgert; aber das Prinzip der Selbstauslösung und des Abfalls des Sinkgewichtes ist dauernd beibehalten.

Ein zweiter, ebenfalls sehr bedeutender Fortschritt in der Technik des Lotens wurde mit der Einführung des Stahldrahtes an Stelle der Hanfleinen erreicht; sie datiert aus der Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Man stelle sich vor, daß man bei der Mehrzahl der großen Tiefen, die im Mittel zwischen 4- und 6000 Meter liegen, in einzelnen Fällen noch erheblich größer sind, mit Leinenlängen von vielen Kilometern Länge arbeiten mußte. Diese nahezu fingerstarken Hanfleinen stellten ungeheure Gewichte dar, waren sehr teuer und boten infolge ihrer großen Oberfläche und Reibung im Wasser immer Anlaß zu Fehlern; selbst auf Kriegsschiffen mit ihren vielen Mannschaften war die Handhabung höchst mißlich. Nunmehr benutzt man allgemein ganz dünnen, polierten Stahldraht, sogenannten Klaviersaitendraht, der bei einem Durchmesser von 0,9 bis 0,6 Millimeter (!) ungemein widerstandsfähig und tragfähig ist; ein weiterer mit seiner Benutzung verbundener Vorteil war die Möglichkeit, die Gewichte der eisernen Sinker ganz erheblich zu verringern. Man kommt jetzt mit Eisengewichten von 15 bis 30 Kilogramm aus, wo man früher mehrere Zentner Eisen opfern mußte.

Die Verwendung von Stahldraht hat endlich zur Konstruktion verschiedener kompendiöser Lotmaschinen, wie der von Sigsbee und von Lukas, geführt; die nebenstehende Abbildung zeigt diejenige Sigsbees, die die deutsche Tiefsee-Expedition auf der „Valdivia" 1898/99 mit großem Erfolge benutzt hat. Es muß hier genügen, zu sagen, daß auf der Trommel a etwa 10 000 Meter Klaviersaitendraht aufgewickelt sind, und daß in c die Umdrehungen eines Meßrades b von 1 Meter Umfang gezählt werden; die Länge des über b laufenden Lotdrahtes kann also jederzeit angegeben werden. Links auf diesem Bilde sieht der Leser auch das schon beschriebene Brookesche Tiefseelot d/h. In dem Kasten i befindet sich ein das Einhieven der Röhre und des Drahtes übernehmender Elektromotor. g ist das Ende einer an der Trommel a wirkenden Bremsleine, die dazu dient, die Geschwindigkeit der Drahtausgabe zu regulieren.

Die mit diesen instrumentellen Hilfsmitteln gewonnenen Tiefseelotungen gestatten, wenn man sie in Karten einträgt und die Orte gleicher Tiefe durch Linien, sogenannte Isobathen, verbindet, schon heute — auf Grund von knapp fünfzigjähriger Arbeit zur See — einen ungefähren Einblick in die geographische Gestaltung des Meeresbodens zu gewinnen, in ähnlicher Weise, wie man die Höhenverhältnisse der Festländer durch Isohypsenkarten veranschaulicht; man muß dabei bedenken, daß die Meere nahezu dreimal mehr von der Oberfläche der Erde beanspruchen als die Kontinente. Trotz eifrigster Tätigkeit wäre es gegenüber den ungeheuren Räumen, um die es sich handelt, unmöglich gewesen, schon bis heute die Grundzüge der vertikalen Meeresgliederung einigermaßen zu enthüllen, wenn nicht im großen und ganzen, von den küstennahen Gegenden zunächst abgesehen, vergleichsweise äußerst gleich-

förmige Tiefenverhältnisse vorherrschen würden. Es fehlen dem Meeresboden in erster Linie all' diejenigen Kleinformen des Festlandes, die der einschneidenden, abtragenden Tätigkeit der Atmosphärilien, also der Verwitterung, und der wegschwemmenden Wirksamkeit der Bäche, Flüsse und Ströme ihre Entstehung verdanken, es fehlen diejenigen Formen, die in Berg und Tal scharfkantig und oft schroff herausmodelliert sind. Von den Tiefseeböden, deren Wasser, praktisch genommen, in ewiger Ruhe verharrt, wird nicht nur nichts weggenommen, sie sind vielmehr die Ausbereitungsstätten für alle im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende allmählich, aber ununterbrochen sich ablagernden Sinkstoffe organischen und anorganischen Ursprungs. Etwaige ursprünglich vorhandene Unebenheiten werden daher am Meeresgrund eher eingehüllt als enthüllt. Insofern schon besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Oberflächenformen des festen Landes und den Gestaltungsformen der Tiefseebecken, und eine einzelne Tiefseelotung hat deshalb im allgemeinen ungleich größere Bedeutung, gestattet viel weitergehende Schlüsse als eine einzelne Höhenmessung.



Normalkurve durch die Erdkruste.

Innerhalb außerordentlich weitgedehnter Vertiefungen von Muldenform oder Beckenform schwanken die Tiefenzahlen oft nur um mehrere hundert Meter, indem die Tiefen 4000 bis 5000 Meter betragen. Riesige Flächen zumal im östlichen Stillen Ozean und im Indischen Ozean würden, wenn trockengelegt, dem menschlichen Auge völlig eben, horizontal, und damit erschreckend eintönig erscheinen; auch sonst überwiegen flachwellige Formen in sanftem An- oder Abstieg. Somit besteht, ganz abgesehen von dem Unterschied in den Kleinformen, in dem gesamten Krustenbau eine grundsätzliche Verschiedenheit zwischen den großen Charakterzügen des Meeresgrundes und jenen der Kontinente. Wenn natürlich auch nicht überall ausgebildet, so sind doch zweifellos die Hochgebirge, die Kettengebirge, die Faltengebirge bestimmende Gesichtszüge im Antlitz der Festländer; dem gegenüber hat die Tiefseeforschung nirgends Tiefseegebirge oder ähnliches ergeben.

Die mittlere Höhe des festen Landes wird auf rund 700 Meter veranschlagt; die mittlere Tiefe der Meere auf 3500 Meter! Fast noch deutlicher als hieraus ist die durchschnittliche gewaltige Tiefe des Weltozeans aus der nachfolgenden Angabe ersichtlich, daß von der gesamten Erdoberfläche nur 0,5 v. H. den Festlandshöhen von über 4000 Meter Erhebung zukommen, aber 37 v. H. durch die Meerestiefen von über 4000 Meter Einsenkung in Beschlag genommen sind. Die obere Abbildung auf dieser Seite, eine hypsobathygraphische Profilkurve der gesamten Erdkruste, vermittelt eine sinnfällige Anschauung von dieser Verteilung der Massen innerhalb der verschiedenen Höhen und Tiefen, weniger von den Böschungen oder Neigungswinkeln.

Der Übergang vom Festland zur Tiefsee erfolgt meist so, daß zunächst, von der Küste ab gerechnet, die Tiefen auf eine sehr verschieden große Strecke hin äußerst langsam zunehmen bis rund 200 Meter, auch 3—400 Meter; dann erst folgt ein schnelles, oft fast unvermitteltes Absinken der Erdkruste in manchmal sehr steilen Böschungen, bis die großen Flachböden der Tiefsee erreicht sind. Man darf die Flachseegebiete bis zu rund 200 Metern Tiefe in geologischem Sinne noch zu den Festländern rechnen, sie gehören zu den Sockeln der Kontinente; erst seewärts von der erwähnten Steilböschung beginnt das Bereich der eigentlichen Tiefsee. In diesem Sinne gehört z. B. fast die ganze Nordsee zum Kontinent Europa, nicht zum Atlantischen Ozean.

Neben diesem kurz geschilderten Wesenszug im Antlitz des Meeresbodens sind einige seiner morphologischen Besonderheiten beachtenswert, zumal sie in praktischer Beziehung sehr erhebliche Bedeutung gewinnen. Es ist auf der einen Seite eine noch stetig sich vermehrende Zahl von örtlichen Untiefen und Bänken gefunden worden, auf der anderen Seite eine allerdings nur beschränkte Zahl sehr tiefer, loch- oder kesselförmiger Stellen. Was zunächst die letzteren betrifft, so ist für ihre geographische Lage fast ohne Ausnahme der Umstand bezeichnend, daß sie in großer Nähe des festen Landes oder doch in der Nähe von früheren Landgebieten sich befinden. Die größten Tiefen der Meere liegen im allgemeinen nicht in deren Mitte; so hat man die größte Tiefe des Nordatlantischen Ozeans mit 8341 Metern im Norden von der Nordküste Puerto Ricos ermittelt, nur etwa 150 Kilometer von ihr entfernt. Auffallend große Tiefen ziehen sich in grabenartiger Einsenkung längs der Küste von Chile und Peru entlang, desgleichen befinden sich solche im Südosten von Japan, ebenfalls mit über 8000 Metern; und unsern der zwischen den Marianen und Karolinen liegenden Insel Guam hat 1899 das amerikanische Kriegsschiff „Nero" mit **9636** Metern die größte aller bisher bekannten Tiefen gefunden. Das von San Francisco nach den Philippinen gelegte amerikanische Unterseekabel muß diese Tiefe meiden.

Es ist überhaupt leicht ersichtlich, daß genaueste vorherige Ablotungen die erste Vorbedingung für Verlegung unterseeischer Telegraphenkabel sind; der Kabeldampfer muß ganz genau während der Fahrt über den Ozean wissen, wie viel Kabel an jeder einzelnen Stelle notwendig ist, um Spannungen, Hohllagen, Schleifen und dergleichen zu vermeiden. Man hat in dieser Hinsicht auch erst Lehrgeld zahlen müssen, zumal durch unliebsame Erfahrungen an nicht bekannten örtlichen „Verseichtungen", d. h. Bänken



Tiefenverhältnisse zwischen Madeira, Canaren und Gibraltar

Weg der „Dacia", —— des „International" Okt. 83. Tiefenlinien 200 —— 1000-4000 m

und Untiefen. Diese zweite Art morphologischer Besonderheiten des Meeresbodens ist, ganz abgesehen von den Tausenden von Fällen, in denen die Bänke meist in der Nähe der Küste so nahe bis an die Oberfläche reichen, daß sie die Schiffahrt gefährden, in einigen Meeresgegenden auch auf hoher See zu finden: aus einem vielleicht 4—5000 Meter tiefen Ozean ragen in wagerechter Ausdehnung beschränkte Bänke sehr steil gleich Felsnadeln empor bis etwa 100 oder 200 Meter unter die Oberfläche. Ein reich mit solchen Bildungen besetztes Gebiet ist das zwischen der Iberischen Halbinsel und der marokkanischen Küste einerseits und Madeira und den Kanarischen Inseln andererseits gelegene des Atlantischen Ozeans (siehe die Karte auf S. 785). 1882 wurde daselbst die „Seine"-Bank zufällig entdeckt, als das in der Ausgabe befindliche Kabel Lissabon-Madeira plötzlich riß, weil es auf die steilen Hänge dieser Untiefe zu liegen kam. Unsere Karte läßt noch eine ganze Reihe solcher unterseeischen Bänke erkennen und zeigt auch an den Zickzackkurven zweier Lotungsdampfer, wie sorgfältig gegebenenfalls der Boden abgesucht werden muß.

Die Bestrebungen der neueren Tiefseeforschung, von der hier zunächst nur einige die Form des Meeresgrundes betreffende Ergebnisse angedeutet werden konnten, sind nun, wie übrigens auch in den früheren Jahrzehnten, hauptsächlich nach zwei Richtungen hin ausgeprägt, nämlich nach der rein wissenschaftlichen und nach der praktischen Seite. Was die erstere anbetrifft, so spielt dabei neben der Erforschung der physikalisch-chemischen Verhältnisse der Meere das Studium der Tier- und Pflanzenwelt des Meeres eine erste Rolle, was schon im Eingang dieser Ausführungen angedeutet wurde. Wissenschaftliche Tiefseeexpeditionen in modernem Sinne wurden zuerst von Engländern ausgeführt, so vor allem an Bord des Kriegsschiffes „Challenger" in nahezu vierjähriger Erdumseglung. Auch die deutsche Marine hat durch die Entsendung der Korvette „Gazelle", 1874—1876, und das Deutsche Reich durch die Aussendung der „Valdivia", 1898—1899, gezeigt, daß die wissenschaftliche Erkundung der Meere als eine Ehrenpflicht der zur See Achtung beanspruchenden Nationen gelten soll. Hervorragend tätig auf diesem Gebiete sind von jeher auch die Amerikaner, und selbst kleinen Staaten wie Dänemark, Norwegen, Holland u. a. verdanken wir die wertvollsten Beiträge zur physischen Meereskunde. Augenblicklich haben sich, Frankreich ausgenommen, sämtliche an der Ostsee, der Nordsee und dem Englischen Kanal gelegenen Uferstaaten zu einer großen internationalen Unternehmung, deren Geschäftssitz in Kopenhagen ist, vereinigt, um die Erforschung dieser Gewässer aufs eingehendste nach gemeinsamem Plane mehrere Jahre hintereinander zu betreiben, hauptsächlich mit dem praktischen Endzweck, die eigenartigen Verhältnisse der großen Fischereien, ihre Abhängigkeit von den physischen Zuständen des Meeres zu klären und daraus Anhaltspunkte für Maßregeln zur Verhütung der schon beginnenden Überfischung zu gewinnen. Deutschland hat für diese Zwecke einen eigenen Forschungsdampfer, „Poseidon", erbaut, der regelmäßige Terminreisen — in jedem Vierteljahr eine — nach der Nord- und Ostsee ausführt.

In dem eben angeführten Beispiele neuerer Tiefseeforschung sind die wissenschaftlichen Zwecke schon eng mit praktischen Aufgaben verbunden. Es wird aber auch eine sehr bedeutende Arbeit auf dem Gebiete der rein praktischen Ozeanographie geleistet, d. h. derjenigen Untersuchungen, die lediglich auf Förderung des Seeverkehrs abzielen. Für die Schiffahrt kommt die Tiefenvermessung aller derjenigen Meeresgebiete in Betracht, die regelmäßig oder auch nur zeitweilig befahren werden; wenn schon im allgemeinen hierfür nur eine Vermessung der Flachseegebiete im gewöhnlichen Sinne des Wortes nötig ist, da der größte Tiefgang von seegehenden Fahrzeugen nur etwa zehn Meter beträgt, so ist die horizontale Ausdehnung dieser aufs genaueste abzulotenden Meeresteile um so größer. Man muß anerkennen, daß in dieser Hinsicht wieder die englische Marine durch die Bearbeitung von vielen Tausenden von Seekarten die Grundlage für eine sichere Navigierung in allen Meeren gelegt hat: sind wir zwar auf allen sonstigen nautischen Gebieten von England heutzutage unabhängig, so können wir doch ohne die englischen Admiralitätskarten noch nicht auskommen. Es ist erstaunlich, welche Fülle von neuen Kenntnissen über die Gestaltung des Meeresbodens alljährlich das Londoner „Hydrographic Office" durch Aussendung von Vermessungsfahrzeugen und durch Veröffentlichung von Seekarten, Plänen usw. beibringt. Die deutsche Marine beteiligt sich, ihren Kräften entsprechend, an dieser friedlichen Eroberung der Meere, sie unterhält seit Jahren je ein Vermessungsfahrzeug in der Südsee, in den afrikanischen und in den heimischen Gewässern.

Vergessen sei auch nicht, daß gar mancher Kapitän der Handelsmarine, dem durch die Unmöglichkeit, auf See während der Reise zu stoppen, viel engere Arbeitsgrenzen auf diesem Gebiete gezogen sind, dennoch durch Anstellung von Tiefenmessungen während der Fahrt mittels der Thomsonschen Maschine wertvolle Beiträge geliefert und somit die Sicherheit für die Schiffahrt in verdienstvoller Weise vermehrt hat.

Endlich sind für die Zwecke des telegraphischen Verkehrs mittels Tiefseekabels die Vermessungen der Tiefsee Vorbedingung, wie schon erwähnt wurde. Auch in dieser Hinsicht steht England allen Völkern weit voran. Die großen englischen Kabelkompagnien haben noch weitaus die Vorherrschaft; ihre Kabeldampfer bringen alljährlich sehr wichtige neue Lotungsreihen nach Hause, so z. B. in den letzten Jahren die Tiefseemessungen für das neue britische Weltkabel, das über St. Helena-Kapland-Rodriguez-Kokosinseln-Australien-Fidschiinseln-Fanning Island-Vancouver verläuft. Immerhin kann von einem Monopol Englands auf diesem Gebiete nicht mehr gesprochen werden. Deutschland hat sehr verheißungsvolle Anfänge durch die Tätigkeit der Norddeutschen Seekabelwerke in Nordenham an der Weser zu verzeichnen. Diesem großen Unternehmen gehören die zwei ersten deutschen Kabeldampfer „von Stephan" und „von Podbielski", die z. B. das zweite deutsche Kabel Emden-Azoren-New York gelegt und viele Tiefseelotungen ausgeführt haben. Möge Deutschland auch im Bereiche dieser praktischen Tiefseeforschung mehr und mehr vorankommen und sich damit die notwendige Selbständigkeit und Sicherheit seines Seeverkehrs festigen.

Krankhaftes Lügen.

Von M. Hagenau.

Vielen ist die „Lust zum Fabulieren" angeboren, und manchen reißt sie gewaltsam fort. Als junger Knabe erzählte Goethe seinen Spielkameraden selbsterfundene Märchen und gab sie als eigene Erlebnisse aus; es gelang ihm, die Spielgenossen zu zwingen, daß sie Fabel für Wahrheit hielten; das machte ihm Vergnügen, und er fuhr eine Zeit lang in dieser Art fort; aber er hörte damit bald auf, denn im Grunde war er „den Lügen und der Verstellung abgeneigt". Er erzählt das selbst im zweiten Buch von „Wahrheit und Dichtung" und bemerkt dazu: „Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben."

Eigenartiger erging es einem anderen Knaben. In dem Roman „Der grüne Heinrich" gibt Gottfried Keller zum größten Teile seine eigene Jugendgeschichte wieder. Im Alter von etwa sieben Jahren hatte nun der grüne Heinrich große Neigung zum Lügen. Schauer- und Ritterromane regten seine Phantasie mächtig an, und eine alte phantastische Frau, die Besitzerin eines Trödlerladens, trug das Weitere zur Verwirrung seines Gemütes bei. „Mit allen diesen Eindrücken beladen," sagte er, „zog ich dann über die Gasse wieder nach Hause und spann in der Stille unserer Stube den Stoff zu großen träumerischen Geweben aus, wozu die erregte Phantasie den Einschlag gab. Sie verflochten sich mir mit dem wirklichen Leben, daß ich sie kaum davon unterscheiden konnte." So stand der Knabe im völligen Bann seiner eigenen Fabulierlust, und die spielte ihm einen häßlichen Streich.

Einmal spricht der grüne Heinrich beim Spielen einige unanständige Worte hin, deren Sinn ihm selbst unbekannt ist. Die Mutter und einige ihrer Freundinnen sind dabei und fragen ihn eindringlich, von wem er diese Worte gehört habe. Nach einigem Nachsinnen nennt er einige ältere Schulkameraden. Mehrere Tage darauf erfolgt in der Schule ein peinliches Verhör. Die angeschuldigten Knaben werden vernommen, sie sind erstaunt, da die Anschuldigung völlig aus der Luft gegriffen ist. Heinrich wird weiter befragt, er ist entrüstet, daß man ihm widerspricht, und gibt genau Zeit und Ort des Vorfalls an, schmückt die erfundene Geschichte mit allerlei Nebenumständen aus, berichtet, wie die älteren Knaben ihn gezwungen hätten, Schimpfworte auf den Lehrer herzusagen, und anderes mehr.

Die Rede wird so fließend vorgetragen, daß die Lehrer an der Wahrhaftigkeit Heinrichs nicht zu zweifeln vermögen, und die Unschuldigen werden streng bestraft. Heinrich bleibt dabei ruhig; als erwachsener Mann kann er sich noch dunkel erinnern, daß er nicht die geringste Reue empfand, ja, „er fühlte eher noch eine Befriedigung in sich, daß die poetische Gerechtigkeit seine Erzählung so schön und sichtbarlich abrundete, daß etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das infolge seines schöpferischen Wortes. Er begriff gar nicht, wie die mißhandelten Jungen so jammern und erbost sein konnten gegen ihn, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand und er hieran so wenig etwas ändern konnte wie die alten Götter am Fatum!" Später lernte Heinrich doch die Gebilde seiner Phantasie zu bemeistern, und auch er wurde ein Künstler.

Es gibt aber Leute, bei denen der Hang zum Übertreiben mit reifendem Alter an Stärke zunimmt. Er bildet einen hervorstechenden Zug ihres Charakters, und sie stehen dann im Rufe der Aufschneider und Renommisten. Das Lügen und Fabulieren um jeden Preis wird ihnen zur Gewohnheit und zum Lebensbedürfnis. Als ein Original dieser Art wurde im achtzehnten Jahrhundert Freiherr von Münchhausen berühmt, der anfangs russischer Kavallerieoffizier war, später auf seinem Gute Bodenwerder im Hannoverschen lebte und hier die Leute durch Erzählung seiner unglaublichen selbst erlebten Jagd- und Kriegsabenteuer unterhielt. Seine Lügengeschichten werden noch immer nachgedruckt und behaupten ihren Platz in der humoristischen Literatur. Diese Art aufzuschneiden hat seit alter Zeit in Jägerkreisen sich eingebürgert und ist unter dem Namen „Jägerlatein" wohlbekannt. Die Leidenschaft schürt hier das Feuer; die Sucht, geschickter und glücklicher als andere zu erscheinen, verleitet viele, absichtlich zu lügen in der Erwartung, daß die Zuhörer wirklich Fabel für Wahrheit halten werden.

Das geht so weit, daß die Aufschneider schließlich an ihre erdachten Geschichtchen selbst glauben. Diesen Typus hat Daudet trefflich in seinem „Tartarin de Tarascon" dargestellt. Der Mann, der niemals seine Vaterstadt Tarascon verlassen hat, erzählt die wunderbarsten Jagd-, Reise- und Kriegsabenteuer, die er selbst erlebt haben will. Wenn er nun z. B. von seinen Heldentaten in Schanghai erzählte, so mußte er doch eigentlich wissen, daß er dort niemals gewesen war. War er also nicht ein abscheulicher Lügner? „Nein!" erwidert Daudet, „tausendmal Nein! Tartarin war kein Lügner: Er wußte wohl, daß er niemals in Schanghai gewesen war, aber . . . ja, es ist ein Aber dabei. Dieser Südfranzose lügt nicht, er täuscht sich nur. Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt sie zu sagen!"

Ja, es gibt solche Käuze, und nicht allein unter den Jägern. Der gewöhnliche Renommist übertreibt und gibt klein bei; wenn er ertappt wird, sucht er sich billigerweise herauszuschwindeln. Da haben wir aber einen Mann vor uns, dessen schlichte Verhältnisse wir genau kennen, und er selbst muß das wissen. Trotzdem tischt er uns die seltsamsten Dinge auf, redet von seinen Beziehungen zu hochstehenden Personen, prahlt mit seinem angeblichen Vermögen, erzählt von hochfliegenden Plänen, Einkäufen, Spekulationen, die ihn engagieren. Wir lächeln, der Mann fährt aber unbeirrt in seiner Rede fort, und wenn er sich ins rechte Licht gestellt und durch den Redefluß erleichtert hat, geht er ruhig und fleißig an seine ehrliche Arbeit. Ein Schwindler ist er nicht, es liegt ihm fern, irgend jemand zu schädigen, er ist ein durchaus harmloser Mensch, nur seine Person will er herausstreichen. Prüfen wir ihn genauer, beobachten wir ihn länger, so können wir wohl merken, daß er sich zeitweilig in seine Phantasien derart hineinrennt, daß es ihm selbst nicht klar ist, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung beginnt. Er ist ein Original, ein sonderbarer Kauz; wir lassen ihn ziehen. Anders aber, wenn der krankhafte Hang zum Renommieren bei einem Menschen sich ausbildet, der mehr oder weniger an moralischer Schwäche leidet und seine schlimmeren Triebe nicht zu bemeistern versteht.

Dann kann er großes Unheil stiften, ohne daß der krankhafte Lügner es wirklich beabsichtigt. Dieser Hang zeigt sich nicht nur bei Leuten, die ausgesprochen geisteskrank sind, sondern auch bei solchen, deren Nervensystem irgend wie zerrüttet ist und die an den Grenzen des Irreseins stehen. Während die Dichter, wie die angeführten Beispiele lehren, jenen Geisteszustand längst erkannt haben, wurde er von den Psychologen und Irrenärzten erst in neuerer Zeit richtig gewürdigt. Und da erscheint Verschiedenes, was früher als Ausfluß eines abgefeimten Schwindels oder als ein Werk der Bosheit gedeutet wurde, lediglich als traurige Folge einer krankhaften Veranlagung, die Schlimmes stiften konnte, weil sie nicht rechtzeitig erkannt wurde.

In seinem lesenswerten Buche „Die pathologische Lüge" gibt Dr. Anton Delbrück Beispiele dieser Art. In deren einem wurden die Lügen in Briefen niedergeschrieben, gaben zu vielem Ärgernis Anlaß und führten zu einer Prozeßverhandlung. Es handelte sich um eine 26jährige Dame, die den besseren Ständen angehörte, nervös belastet war und an Epilepsie litt. Die Neigung zum Fabulieren, der Sinn für das Märchenhafte traten bei ihr schon im Kindesalter deutlich hervor, und mitunter war sie auch der Lüge ergeben. Im Backfischalter steigerten sich diese Eigenschaften. Sie schrieb nun ihren auswärtigen Bekannten seitenlange Briefe, deren Inhalt völlig erdichtet war. Anfangs handelte es sich um harmlose Dinge, um erfundene Erlebnisse, deren Mittelpunkt ihre eigene Person bildete. So gab sie eine Geschichte von einem Bazar zum besten, an dem sie sich selbst als „Tannenfee" beteiligt habe, rühmte sich, daß man bei ihr eine Altardecke habe anfertigen lassen, und beschrieb die Aufführung eines Dialogs, den sie selbst gedichtet habe. Mehr und mehr arbeitete sie sich in die Lügen hinein und fingierte nun einen ganzen Liebesroman, dessen Heldin sie war. Schließlich begann sie anonyme Briefe zu schreiben. Sie fingierte Bestellungen für Lieferung von Blumen, Sträußen, Konditorwaren, Büchern, Verlobungskarten u. dgl., erließ falsche Einladungen und zitierte Ärzte zu Personen, die gar nicht krank waren. Schließlich verstieg sie sich zu Verleumdungen unsittlichen Inhalts. Merkwürdigerweise richtete sie derartige anonyme Briefe auch an

sich selbst. Die eingeleitete gerichtliche und ärztliche Untersuchung gewährte einen tieferen Einblick in das Seelenleben dieser Kranken. Die Lügen, das Täuschen anderer und das Hervorheben der eigenen Person bereiteten dem Mädchen Vergnügen; sie kam sich bedeutsamer und wichtiger vor. Als aber ihre Schwindeleien immer größeren Umfang annahmen, verlor sie schließlich jede Übersicht, der Wahn wurde mächtiger, erhielt mehr Gewalt über sie, und es gab Zeiten, in denen sie nicht imstande war, Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Wie der grüne Heinrich der Erzählung hatte sie keine Gewissensbisse empfunden und an die Strafbarkeit ihrer Handlungsweise nicht gedacht.

Der Hang zur Lüge und Simulation zeigt sich besonders häufig bei Hysterischen; oft äußert er sich in so verschmitzter und abgefeimter Weise, daß dadurch selbst erfahrene Richter getäuscht werden können. Früher, wo man diese Seelenzustände nicht so genau kannte, forderten die Verleumdungen und Lügen Hysterischer beklagenswerte Opfer. Auf Grund ihrer Aussagen wurden Unschuldige verurteilt. Der französische Irrenarzt Legrand du Saulle veröffentlichte zuerst einen tragischen Vorfall, der sich im vorigen Jahrhundert in der französischen Garnisonstadt Saumur abgespielt hat. Die unglückselige Heldin dieser Geschichte war die sechzehnjährige hysterische Tochter des Oberstkommandierenden der Kavallerieschule, Generals v. X. Sie beschuldigte zunächst einen Leutnant, der in dem Hause des Generals verkehrte, unschicklicher Äußerungen über ihre Mutter. Dann wurde die Familie mit anonymen Briefen überschüttet, die einen enthielten Liebeserklärungen an die Mutter, die anderen Drohungen gegen die Tochter. Frecher und frecher wurde der Inhalt dieser Briefe, die schließlich mit den Anfangsbuchstaben des Namens des jungen Offiziers, E. v. R., gezeichnet wurden. Man verbot ihm das Haus, es kam zu einem Zweikampf des unschuldig Verleumdeten, aber die Briefe hörten nicht auf, und schließlich fingierte Fräulein v. X. ein Attentat, das der ruchlose Offizier gegen sie versucht haben sollte. Nun wurde der aufregende Fall den Gerichten übergeben, und die Geschworenen sprachen gegen E. v. R. ihr Schuldig aus. Der Unglückliche wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, die er abbüßen mußte, wobei er beinahe den Verstand verlor. Erst später wurde er durch einen Bericht des Anwalts der Gegenpartei rehabilitiert. „Möchte doch", bemerkt Legrand du Saulle, „die Erzählung dieses schrecklichen richterlichen Irrtums dazu dienen, einigermaßen das einem Unschuldigen angetane Unrecht wieder gutzumachen und dazu beitragen, in Zukunft so traurige Irrtümer zu vermeiden."

Auch bei Männern zeigt sich der lügenhafte Wahn. Delbrück führt die Geschichte eines nicht unbegabten Studenten an, des Sohnes eines kleinen Gutsbesitzers. Allmählich arbeitete er sich in aufschneiderische Lügen hinein, er prahlte über seine noble Familie, sein Vermögen in unglaublicher Leichtfertigkeit und fand bei vielen Leuten Glauben und Kredit. Sinnlos schwindelte er weiter, er nahm zuletzt in einer Universitätsstadt eine brave Bürgersfamilie für sich völlig ein, sie gab auch in unglaublicher Leichtgläubigkeit dem jungen unfertigen Mann nicht nur ihre eigenen Mittel, sondern sogar die Tochter zur Frau. Nach der Hochzeitsreise kam die Enthüllung, und der junge Ehemann wurde in einer Irrenanstalt beobachtet, wo man feststellen konnte, daß er am phantastischen Lügenwahn litt.

Solche seelisch abnormen Schwindler und Hochstapler bereiten dem Untersuchungsrichter und Gerichtsarzt oft viel Schwierigkeiten, da sie mitunter mit so viel Scharfsinn verfahren, daß man sich nur schwer entschließen kann, an ihrer Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. Zwischen der geistigen Gesundheit und geistigen Umnachtung gibt es keine scharfe Grenze; wir kennen hier tausend Zwischenstufen und Übergänge, und im Leben sind diejenigen sehr schlimm gestellt, die an der Grenze des Normalen stehen. Man muß der Erziehung solcher Charaktere besondere Sorgfalt widmen. Kindheit und Jugend sind gewiß phantastisch veranlagt; es wäre verkehrt, diesen Zug völlig unterdrücken zu wollen, aber man darf niemals vergessen, daß er gefährlich werden kann. Junge heranwachsende Mädchen zeichnen sich besonders durch den Hang zum Phantasieren und Übertreiben aus; sie werden darum von erfahrenen Richtern mit Vorsicht als Zeuginnen aufgenommen.

Daß Knaben von solchen Fehlern auch nicht frei sind, lehren die Geständnisse Goethes und des „grünen Heinrichs".

Wir lachen oft herzlich über den kleinen Gernegroß und Aufschneider, die Lust zum Fabulieren an unserem Kinde betrachten wir gar als einen Vorzug, als ein Zeichen besonderer erwachender Talente. Wie selten treffen wir aber damit das Richtige. Es gibt Familien, in denen das Fabulieren zeitweilig zur Sucht wird, man weiß in der Unterhaltung schließlich kaum, wo der Scherz aufhört und der wahre Ernst beginnt. So wird der Hang zur Übertreibung, zum Aufschneiden großgezogen, und unmerklich nistet sich dicht hinter ihm die wirkliche häßliche Lüge ein. Krankhaft veranlagte Naturen, moralisch minderwertige Kinder bedürfen einer besonderen Erziehung, aber auch bei gesunden ist es nötig, eine übermäßige Lust zum Fabulieren, den Hang zum Aufschneiden rechtzeitig zu dämpfen, bevor sie sich auswachsen. Denn wie der Müßiggang aller Laster Anfang ist, so ist die Lüge ihre Mutter und unermüdliche Pflegerin.

Die Baumeisters.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Es war wirklich klar und trocken geworden seit dem Tag, wo sie die Brinkmeiersche begraben hatten. Die Weidelampe, die längs des übergetretenen Baches lagen und wochenlang aussahen wie graue Seeflächen, aus denen nur die Hecken und Kopfweiden struppig hervorstanden, trockneten rasch auf, eben so wie die breiten lehmigen Rinnsale der Dorfstraße.

Es war, als ob der Aprilwind mit den schweren Wolkenbrüchen auch die Krankheitskeime weggefegt hätte, die Epidemie sank ebenso schnell, wie sie gestiegen war. Man hörte von keinen neuen Fällen mehr, und die alten verliefen weniger bösartig. Der Anerbe von Menschings Hof, der schon aufgegeben war, saß jetzt doch wieder aufrecht in dem breiten Lehnstuhl am Ofen.

Über Pastor Baumeister war in dieser letzten Woche eine schwere Mattigkeit gekommen; es war, als ob seine wochenlang angespannten körperlichen und seelischen Kräfte nun plötzlich schlaff wurden, nun sie nicht mehr so nötig waren. Er selbst wollte nicht nachgeben, aber es zwang ihn jeden Tag mehr.

Er war nur einmal eine flüchtige Viertelstunde im Gutshaus gewesen, um Frau von Hersen zu begrüßen. Eigentlich hatte er sich davor gefürchtet; etwaige Fragen oder Auseinandersetzungen über Erhard lagen ja so nah, da er die ganze Zeit mit erlebt hatte, und wären ihm doch peinlich gewesen.

Aber Frau von Hersen gab ihm wie immer mit ihrem ruhigen Lächeln die Hand; während er bei ihr saß, wurde Unbedeutendes gesprochen, Lisbeth und Trude spielten mit dem Jungen, den Friede mitgebracht hatte, und Erhard wurde nur flüchtig erwähnt. Baumeister schüttelte erleichtert und doch erstaunt den Kopf, als er wieder nach Hause ging. Auch



J. Ludw. Birll. pinx

Die ersten Sonnenstrahlen.

Gemälde von D. Pouget.

wenn Frau von Hersen nichts von der Wahrheit wußte, hätte sie ein Unfall des Sohnes allein schon aufregen können. Aber unter diesem gelassen heiteren Wesen lag nichts, das wie Aufregung aussah.

* * *

Der Hersdorfer Garten war in der letzten Woche grün geworden, es war jetzt in plötzlichem Umschlag fast sommerlich warm. An der südlichen Hauswand stand der Pfirsichbaum in vollen hellroten Blüten, und Trude jagte wohl zwanzigmal am Tage die Hunde von dem großen Rasenplatz, weil sie nach ihrer Behauptung die Veilchen plattwälzten.

Die Flügeltüren der großen hellen Gartenstube standen weit offen, die Sonne lag breit und warm auf dem Fußboden.

Im Hersenschen Hause hatte jeder gedeckte Tisch etwas Festliches; Frau von Hersen liebte es nicht, wenn der wertvolle Hausrat nur für Gäste aus verschlossenen Schränken geholt wurde: „Man soll das Leben täglich schön machen. Wenn man etwas Schönes hat, soll man sich auch daran freuen."

Heute hatten die Mädchen zwischen die alten silbernen Kannen und Zuckerdosen eine große Krystallschale voll goldgelber Schlüsselblumen gestellt, der weiche süßliche Duft füllte die ganze Stube.

Trude, die jetzt Versuche machte, erwachsen auszusehen, und die dicken blonden Zöpfe aufgesteckt trug, lehnte sich über den Tisch vor. „Vater, du mußt es Rühmle wirklich mal sagen, er kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß ich kein Kind mehr bin. Heute hat er mich wieder nur Trudchen genannt."

Der Freiherr sah seine Jüngste ernsthaft an, nur in seinen Augen zwinkerte es. „Ja, Kind, dazu kann ich nichts tun. Du mußt eben sehen, daß du ihm mehr imponierst. Bei welcher Gelegenheit war er denn heute wieder so despektierlich?"

Der Backfisch machte ein etwas verlegenes Gesicht.

„Er kam gerade vorbei, als ich über den Parkgraben sprang, ich mußte es Tell wirklich vormachen, er lernt es sonst nie, er ist so feige."

Die Schwestern lachten hell auf, auch der alte Hersen lachte in seinem kräftigen Baß mit.

„Arme Trud', deine Leistung scheint ihm also doch noch nicht genug Eindruck gemacht zu haben!"

Erhard Hersen, der in einem breiten bequemen Stuhl lag, starrte teilnahmlos vor sich hin, als ob er kein Wort gehört hätte. Sein Gesicht war mager geworden und hatte ganz die knabenhafte Weichheit der Linien verloren. Als er jetzt die Zigarettendose zurückschob, die sein Vater ihm über den Tisch hinreichte, lag schon in der Bewegung allein etwas schlaff Unlustiges.

Die beiden älteren Schwestern sahen sich an, Käthe nahm die Zeitung auf. Erhard war noch nervös, es war ihm wohl zu laut am Tisch. Sie verzogen den Bruder seit seinem Unfall mehr als je.

Käthe hatte die Spalten des Lokalblattes ohne viel Interesse durchgesehen, aber jetzt hob sie plötzlich lebhaft den Kopf.

„Vater, hast du das schon gelesen von Ledingen, unserem früheren Nachbar? Verschwunden und steckbrieflich verfolgt wegen Wechselfälschung! Es ist doch unglaublich!"

„Dummes Zeug! Laß meine Zeitungen liegen!"

Hersen fuhr seine Tochter ganz ungewohnt heftig an, als er ihr das Zeitungsblatt aus der Hand riß. Unwillkürlich hatte er hastig zu Erhard hingesehen; dem war es dunkelrot in die Stirn geschossen, seine Augen waren denen des Freiherrn mit einem raschen scheuen Blick begegnet.

Ledingen! Der Name durchfuhr Erhard wie ein plötzlicher Schreck. Es hing so vieles damit zusammen.

Also das war das Ende. Erst ein Spieler, dann ein Bankrottmacher, zuletzt Wechselfälscher. Ein Dieb in vornehmerem Stil. Mit so einem hatte er getrunken und Brüderschaft gemacht!

Ein bitterer Zug war plötzlich um seinen Mund unter dem blonden Schnurrbart. Hatte er denn das Recht, sich des Mannes zu schämen? War er denn etwas Besseres? Einer, der Wechsel fälschte, und der sein Wort fälschte, standen auf derselben Stufe. Leute ohne Ehre!

Bei dem anderen war die Sache wenigstens klipp und klar. Er hatte eben verspielt und war gegangen. Wenn nicht aus dem Leben, so doch wenigstens aus dem Kreise, zu dem er gehörte. Sein Name war gestrichen.

Und er, Erhard Hersen? Nicht einmal das hatte er fertiggebracht. Gewollt hatte er es ja. Aber das mußte ja aussehen wie eine Komödie, wenn er jetzt weiterlebte. Er lebte ein Leben, das ohne Wert war.

Erhard machte, ohne es selbst zu wissen, eine ungeduldige Bewegung in seinem Stuhl. Ein verächtlicher Widerwille gegen sich selbst, gegen sein verpfuschtes Dasein packte ihn plötzlich. Als er aufsah, waren die Augen seiner Mutter eigentümlich ernsthaft auf seinem Gesicht; er wich ihnen rasch aus.

Freiherr Hersen stand nach einer unbehaglichen Pause auf. „So, ich muß aufs Feld, wer will mit? Alle drei, Mädels? Na, nur zu, Mutter hat ja Gesellschaft, wenn Erhard hierbleibt."

Erhard machte ein paar Minuten müde die Lider zu, als die Schwestern mit ihrer lauten Lebhaftigkeit draußen waren. Es war jetzt still, nur in der noch kahlen Platane schlug ein Buchfink unermüdlich immer denselben trillernden Lockruf, irgendwo in der Ferne antwortete ein anderer. Es klang in kurzen regelmäßigen Zwischenräumen in die offene Glastür hinein.

Erhard hatte plötzlich das unbestimmte Gefühl des Beobachtetseins. Er öffnete die Augen.

„Bitte, was hast du denn, Mutter?" Es war ihm ganz ungewollt herausgefahren. Frau von Hersen lächelte.

„Nimm's nicht übel, mein Junge, du siehst heute wieder so blaß aus, das macht mir Sorge."

Er zuckte nervös gereizt die Schultern. „Kurzmüller war doch heute morgen noch ganz zufrieden. Ihr macht wirklich zu viel aus diesem kleinen Unfall. Ich bin wieder besser."

Die Freifrau war einen Augenblick still.

„Erhard, glaubst du wirklich, daß ich nicht weiß, daß es kein Unfall war?" fragte sie dann leise.

Er fuhr herum. „Wer hat dir das gesagt? Vater?"

Sie schüttelte den Kopf. „Niemand. Ich wußte es gleich. Aber ich habe nie davon gesprochen."

Erhard war aufgestanden, sein Gesicht war sehr blaß.

„Weißt du auch — weshalb?" fragte er heiser.

Sie machte eine mühsame Bewegung der Abwehr mit ihrer halbgelähmten Hand. „Nein, ich weiß es nicht. Du sollst es mir auch nicht sagen. Ich glaube, es ist besser für dich, mein Junge, für deine Zukunft, wenn niemand weiter davon weiß."

„Meine Zukunft!" Die beiden Worte waren schwer von bitterer Betonung. Er sah an ihr vorüber, während er heftig weitersprach: „Meine Zukunft ist verpfuscht, Mutter. Wenn ich überhaupt noch eine hätte, dann hätte ich das wohl nicht getan. Wozu soll ich denn noch leben? Im Staatsdienst bleiben kann ich nicht, so viel Ehre habe ich wenigstens noch im Leibe, daß ich das weiß. Und was bin ich denn sonst? Eine Schande für unseren Namen, weiter nichts. Es wäre, weiß Gott, besser, alles wäre vorbei und zu Ende. Und wenn es diesmal noch nicht war, wer weiß —"

„Erhard, du darfst das nicht sagen! Du darfst mir das nicht antun!" Die kranke Frau hatte sich in ihrem Rollstuhl vorgebeugt, ihre Stimme klang rauh vor Aufregung.

Er zuckte die Schultern.

„Mutter, es wäre doch besser. Für mich und für euch!"

„Erhard!"

Erhard Hersen stand und sah seine Mutter an. Und er sah in dem feinen, schönen Gesicht dieser Frau, das sie ihren Kindern unter den härtesten eigenen Leiden immer nur hell und sogar lächelnd gezeigt hatte, einen furchtbaren Schmerz, der es plötzlich alt machte.

In zwei Schritten war er neben ihrem Fahrstuhl.

„Mutter!"

Mehr brachte er nicht heraus. Sie hielt seine Hand in ihren beiden ganz fest und vergaß, daß es ihr wehtat.

„Erhard, du darfst das nicht sagen. Und nicht tun. Ich verlange das von dir, ich habe ein Recht auf dich. Versprich mir!"

Er war eine Sekunde still.

„Soll ich dir vielleicht auch mein Ehrenwort geben?" fragte er dann in sonderbar scharfem Ton. „Viel Wert hat es ja nicht."

Frau von Hersen sah noch immer in sein Gesicht auf mit einem angstvoll bittenden Ausdruck.

„Versprich mir!" wiederholte sie zum dritten Male.

Da atmete er schwer auf.

„Wie du willst, Mutter!" sagte er nur.

— — — — — — — — — — — — — —

Erhard Hersen hielt den Kopf gebeugt, wie unter einer Last, als er eine halbe Stunde darauf mit dem müden langsamen Schritt des Rekonvaleszenten zwischen den hellgrünen Büschen des Gartens ging.

Das war immer das einzigste gewesen, an das er sich in diesen schweren Wochen geklammert hatte: dieser letzte Ausweg, den ihm einmal ein Zufall versperrt hatte, und den er doch vielleicht noch einmal wiederfinden konnte.

Jetzt war das vorbei. Er hatte ihn sich selbst verschlossen. Daß er jetzt leben mußte, wußte er; aber er wußte nicht, wie.

Er fuhr aus seinen schweren Gedanken auf, als er Käthens Stimme durch den Garten rufen hörte. Gleich darauf kamen die Schwestern vom Gartentor her auf ihn zu, erregt sprechend, voran Trude. Käthe kam hinter ihr, sie trug Bubi, Friedes Jungen, auf dem Arm.

„Erhard, Ludwig hat jetzt auch Typhus," rief Trude ihm atemlos entgegen. „Friede will ihn pflegen, und wir haben Bubi gleich mitgenommen, er bleibt bei uns, die ganze Zeit."

„Ruhig, ruhig, Trude!" Die stille Lisbeth legte dem lebhaften jungen Ding die Hand auf die Schulter und hängte sich dann in den Arm des Bruders ein. „Du weißt doch, daß Erhard noch nicht so viel Lärm vertragen kann."

„Ach, laß sie doch. Auf mich kommt ja nichts an," sagte er nur in gleichgültig müdem Ton.

* *

Martina Baumeister beugte sich aus dem hohen offenen Wagen vor, ihre Gedanken liefen den Hersdorfer Braunen, die sie abholten, weit voraus. Da war schon die blaue Bergkette, die Windmühle, deren dunkle Flügel scharf gegen den Himmel standen. Da lag der spitze rote Giebel des Kleineschen Pfarrhauses. Nun mußte bald die Hersdorfer Feldmark anfangen!

Sie hatte ganz vergessen, daß sie dieses Stück Erde erst seit ein paar Jahren kannte. Jeden Stein und jeden Baum am Weg, jede feine Färbung der Waldberge sah sie mit einem wundervollen Gefühl des Nachhausekommens, des Vertrautseins an. Und doch wuchs in ihr, mit jedem Schritt näher nach Hersdorf, eine ängstliche Unruhe, die ihr Herzklopfen machte.

Als sie zuletzt hier fuhr, hatten die Apfelbäume noch mit festen braunen Knospen gestanden, heute hingen grüne kleine Äpfel zwischen dem sommerlich dunkeln verstaubten Blattwerk.

Drei Monate! Wirklich nur drei Monate? Es kam ihr vor, als lägen Jahre dazwischen, seit sie mit Erhard Hersen auf dem schmalen Bahnsteig gegangen war. Jahre voll Arbeit, Unruhe, Sorge, fast aszetischem Selbstzwang.

Das Einleben in die neuen Verhältnisse war Martina nicht leicht geworden. Ihre Zöglinge, ein paar halbwüchsige Mädchen, waren verzogen, egoistisch, ohne Eifer. Sie hatte die Zähne zusammenbeißen müssen, um ihrer Aufgabe Herr zu werden.

Aber das hatte sie ja gerade gewollt. Arbeit, beide Hände voll, um jeden anderen Gedanken zu übertäuben.

Es war ein freudloses Dasein gewesen, aber sie hatte erreicht, was sie damit bezweckte, wenigstens anfangs. Sie lebte ein stumpfes, einseitiges Arbeitsleben, ohne Abwechslung, aber auch ohne Gedanken über den Tag hinaus.

Bis dann der Brief von Friede kam, in dem sie hastig nur mit ein paar Zeilen ihr von Ludwigs Erkrankung mitteilte. Und am Schluß schrieb sie noch kurz, sie habe Bubi wegen der Ansteckungsgefahr zu den Eltern geschickt, trotzdem es wegen Erhard, der dort ja krank läge, auch nicht besonders gut paßte.

Martina hatte gesessen und über den Brief gegrübelt in plötzlicher schwerer Angst. Erhard krank? Was mochte ihm fehlen? Friede hatte ihr doch nie davon geschrieben. Ob es auch Typhus war? Nein, dann hätte sie den Jungen nicht dorthin geschickt.

Und dann war sie erschrocken aus ihrem Grübeln aufgefahren. Was ging Erhard sie denn an? Friede schrieb ihr, daß Ludwig, ihr Bruder, schwer krank war. Und sie dachte nur an den anderen. Es war schlecht von ihr!

Es waren schwere Wochen gewesen. Die Nachrichten aus dem Hersdorfer Pfarrhaus waren tagelang sehr schlimm. Ludwig Baumeisters kräftige Natur wehrte sich hartnäckig zwischen Leben und Sterben gegen die Krankheit, die mit furchtbarer Gewalt auftrat. Martina hatte auf diese hastig geschriebenen Postkarten gewartet, jeden Morgen mit neuer zitternder Angst; und doch, sich selbst unbewußt, hatte sie auf jeder dieser Karten noch nach einer anderen Nachricht gesucht, und mit ihrer Angst um Ludwig ging eine uneingestandene, heimliche, die nicht ihm galt.

Sie hatte die Nachricht, auf die sie wartete, nicht gefunden. Als es anfing, mit Ludwig besser zu gehen, und Friede ausführlicher schrieb, hatte sie einmal nach Erhard gefragt, nur nebenher in ganz gleichgültiger Art. Aber Friede mußte die Frage übersehen haben.

Ihr Bruder war nun seit einiger Zeit schon außer Gefahr und seit ein paar Tagen außer Bett, das wußte sie. An die Ausübung seines Amtes konnte er allerdings noch nicht denken, ein junger Kandidat hatte sich mit Pastor Kleine in die Vertretung geteilt.

Martina hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, im Sommer wieder nach Hersdorf zu gehen. Aber als jetzt die Sommerferien ihrer Zöglinge anfingen, hatte Friede sie dringend um ihr Kommen gebeten. Die Pflege hatte sie doch schwer angestrengt, und trotzdem Bubi noch bei den Eltern war, gab es doch genug im Haushalt, was Martina ihr abnehmen konnte. Es wäre unrecht gewesen, Nein zu sagen.

Daß da etwas in ihr war, was mit einer heißen angstvollen Freude diesem Tag heute entgegengewartet hatte, das gab sich Martina Baumeister nicht zu.

Friede stand in der Tür des Vorgartens und sah wartend die Dorfstraße entlang. Martina sah sie schon von weitem in ihrem blauen Sommerkleid und dem hellen Haar.

Sie sprachen beide in diesen ersten Minuten wenig; das Allzuviele, das gesagt werden wollte, nahm ihnen die Worte. Erst als Friede oben in Martinas kleiner Stube auf der Bettkante hockte, während ihre Schwägerin auspackte, fing es an, Frage und Antwort in raschem Wechsel. Friede wurde noch blaß vor innerer Aufregung, wie sie diese letzten bangen Wochen rekapitulierte.

Martina sah sie nachdenklich an. „Du bist so anders geworden, Friede; viel ernster als früher."

Die junge Frau nickte.

„Es ist mir auch, als ob ich zehn Jahre älter geworden wäre. Martina, ein paarmal habe ich gedacht, es wäre alles zu Ende. Ich weiß selbst nicht, wie ich durch die Tage gekommen bin. Und dabei konnte ich es nicht lassen, mich um Bubi zu sorgen, er war doch noch nie von mir weggewesen."

Martina wandte den Kopf zum Fenster.

„Kannst du ihn denn noch nicht hier haben?"

„Lieber noch nicht, für Ludwig wäre es noch zu viel Unruhe. Aber ich kann doch jetzt hingehen und ihn sehen, eine Zeitlang habe ich das auch nicht getan."

„Ist dein Bruder auch noch krank?" fragte Martina nach einer Pause in gleichgültigem Ton.

„Erhard? Nein, es geht ihm wieder gut, wenigstens körperlich. Nur seine Stimmung . . ."

Friede brach plötzlich ab, als ob sie schon zu viel gesagt hätte.

„Was hat ihm gefehlt?"

Die junge Frau zögerte. „Nur ein Jagdunfall," sagte sie dann sonderbar gedrückt.

„Friede! Das ist nicht wahr!" Martina wußte selbst nicht, woher ihr plötzlich die Gewißheit kam. Sie sah sie in Friedes Augen, hörte sie aus ihrer Stimme heraus. In ihrem Gesicht war eine leidenschaftliche Aufregung. „Es ist nicht wahr!" wiederholte sie laut.

Friede sah sie erschrocken an. „Woher weißt du das?"

Im nächsten Augenblick verstand sie den Ausdruck in den Augen des Mädchens. Sie wußte plötzlich alles, ohne ein Wort weiter, das tiefe dunkle Rot stieg ihr bis unter das blonde Haar in dem Gefühl, das Geheimnis der anderen erraten zu haben.

Ehe sie etwas gesagt hatte, war Martinas Gesicht schon wieder ruhig, fast kalt abwehrend; sie hatte ihre blasse Farbe behalten. Mit einer bestimmten Bewegung wandte sie sich zur Tür und ging voran. „Ich bin jetzt hier fertig, Friede, wir können zu Ludwig gehen."

Martina verstand es, sich zusammenzunehmen. Sie konnte es auch, als sie gleich darauf an ihres Bruders Lehnstuhl stand und ihren Schreck über dieses eingefallene farblose Gesicht, in dem die dunkeln Augen unnatürlich groß erschienen, unter ruhigen Worten verstecken mußte.

War das Ludwig, dieser kräftige, gesunde Mensch mit den Muskeln von Eisen, dem keine körperliche und geistige Anstrengung zu viel gewesen war? Sie wurde etwas beruhigter über ihn, als sie ihn dann sprechen hörte, zwar müde und manchmal mit einer leisen nervösen Gereiztheit im Ton, wie sie Genesende leicht haben, aber doch schon fast mit dem alten vollen Klang in der Stimme.

Aber das andere! Das mit Erhard, das noch immer mit der Wucht eines schweren Erlebnisses lähmend über ihr lag!

Sie saß neben Ludwigs Stuhl und sprach ganz mechanisch in ihrer gleichmäßigen Art, erzählte von ihrer Reise, dem Verlauf ihres Sommers. Und unter dieser äußeren Ruhe der aufgestörte Strom leidenschaftlicher, angstvoller Gedanken!

Wie eine plötzliche Vision sah sie Erhard Hersens Gesicht, wie er damals auf dem Bahnhof neben ihr ging. Sie erinnerte sich deutlich, daß sie da schon das unbestimmte Gefühl einer Veränderung in seinem Wesen gehabt hatte.

Es war ihr jetzt, als ob die Ahnung eines schweren Ereignisses, das kommen mußte, seitdem immer in ihr gelegen und nur darauf gewartet hätte, Gewißheit zu werden. Jetzt war sie es; seit dem Augenblick vorhin, wo sie Friede gegenüberstand.

Friede hatte kein Wort des Widerspruchs gehabt, als sie es heraussagte. Aber auch kein Wort der Erklärung, keine Andeutung, was ihn zu dem Schritt gebracht hatte.

Martina grübelte und dachte. Aber sie konnte die Brücke nicht finden zwischen dem Erhard Hersen, den sie gekannt hatte, der immer das ausgelassene Lachen in den Augen und einen Witz auf der Zunge hatte, und dem Manne, der Hand an sein eigenes Leben legte.

Was hatte Friede doch gesagt?

„Körperlich geht es ihm wieder gut. Nur seine Stimmung."

Eine beklemmende Angst packte das Mädchen, wenn sie daran dachte. Lieber Gott, nur klar sehen, nur wissen, wie es um ihn stand!

Was sie alle diese Monate in sich totgeschwiegen und totgearbeitet hatte, war plötzlich wieder aufgestanden mit einer Gewalt, gegen die sie sich nicht mehr wehren konnte.

Friede hätte sie ja fragen können, aber sie brachte es nicht fertig. Es war auch beinahe, als ob sie beide sich in heimlicher Scheu aus dem Wege gingen seit dem Augenblick, wo ihre Augen über ein Geheimnis gesprochen hatten, das laut keine der anderen gesagt hätte. Sie waren kaum eine Minute allein zusammen in diesen ersten Tagen. Martina hatte den Haushalt in die Hand genommen, damit Friede sich ganz ihrem Manne widmen konnte. Wenn sie sich bei den Mahlzeiten trafen, wurden gleichgültige Dinge gesprochen, Ludwig war ja auch immer dabei.

Martina ging durch diese Tage wie durch einen angstvollen Traum. Ihre unruhigen Gedanken schlossen sie von der Außenwelt ab, in der sie doch lebte und ihre Arbeit tat.

(Schluß folgt.)

Adolf und Karl Müller.

Glänzend hat sich im vorigen Jahrhundert die Zoologie entwickelt. Kritische Forscher waren in die fernen Länder hinausgezogen und brachten getreue Berichte über die reiche Tierwelt fremder Zonen; uralte Fabeln wurden ausgemerzt, aber an Lebenswundern, die seltsamer und überraschender als die Ungeheuer der Märchenerzähler sind, mußte sich der erklärende Scharfsinn der Fachgelehrten versuchen. Eine neue Welt der Kleinsten enthüllte unseren Blicken das Mikroskop, ein neues Tierreich wurde in den ewig finsteren Abgründen der Tiefsee entdeckt, in Versteinerungen verstand man zu lesen, und lebendig erstanden vor dem Geiste des Forschers die längst ausgestorbenen Tiergestalten der Vorwelt. Weiter und weiter wurde das Gebiet der Zoologie, und neue Horizonte erschlossen vollends die Lehren Lamarcks und Darwins; die Entwicklungslehre und die Biologie feierten ihre Triumphe. So ist die Tierkunde zu einer weltumspannenden Wissenschaft geworden; sie besitzt ihre hohen Katheder, ihre stolzen Museen und reich ausgestatteten Laboratorien. Und doppelt bedeutsam ward sie durch ihre Schlußfolgerungen, knüpft sie doch in ihren Ausläufern ihre Fäden an die Vorgeschichte des Menschengeschlechtes.

Neben dieser zoologischen Wissenschaft hat sich aber in bescheidener Stille ein Zweiglein der alten Tierkunde entwickelt. Ihre Vertreter haben sich engere Schranken gezogen. Sie schweiften nicht in die Ferne, sondern durchschritten nur forschend die heimischen Gaue; was da in Feld und Au, im rauschenden Wald oder an Strömen und Seen sich des Lebens erfreute, suchten sie zu erforschen. Dabei hatten sie keine Laboratorien, wenn man nicht ein paar Käfige in Hof und Garten, ein paar Vogelvolieren als solche betrachten will, ihr Beobachtungsfeld war Gottes freie Natur, ihr Studienobjekt waren die Tiere der Heimat. Mancher wendet sich von ihnen lächelnd ab; es sind ja bescheidene Geschöpfe, die sich mit dem Elefanten Indiens und Afrikas nicht messen können und nicht so eigenartig sind wie das eierlegende Säugetier, das Schnabeltier Australiens. Aber mit den Tieren der Heimat sind wir doch durch tausend Fäden verknüpft; sie sitzen zusammen mit uns an dem gedeckten Tisch der Natur, sind bald unsere Feinde, bald unsere Freunde. Der Landmann will über ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit unterrichtet sein. Und dann bieten die Tiere der Heimat uns die beste Gelegenheit, eine uralte hochinteressante Frage der Entscheidung näher zu bringen: die Frage, ob denn die Tiere ein Seelenleben besitzen oder nur von Instinkten geleitete lebende Maschinen sind. Von jeher hat die „Gartenlaube" den Forschungen der heimatlichen Zoologen besondere Beachtung geschenkt. In diesem Sinne zählten Roßmäßler, Brehm und andere zu ihren besten und beliebtesten Mitarbeitern, und bis in die neueste Zeit haben in ihr diese Richtung mit schönem Erfolg die Brüder Adolf und Karl Müller vertreten. Nun ist die Trauerkunde gekommen, daß der jüngere der Brüder, Karl, in Alsfeld in Oberhessen,

wo er lange Jahre als Pfarrer und Dekan segensreich gewirkt hatte, zur letzten Ruhestätte getragen wurde, und da haben wir wohl die Pflicht, einen Lorbeerzweig auf sein frisches Grab niederzulegen, des verdienstvollen Wirkens der Brüder zu gedenken. Der Brüder . . . anders ist das nicht möglich; denn Jahrzehnte hindurch haben Adolf und Karl ihre Forschungen und Beobachtungen gemeinschaftlich veröffentlicht, und es ist nicht gut möglich, die Verdienste des einen von den Erfolgen des anderen zu trennen.

Zu Friedberg in der Wetterau hatten beide das Licht der Welt erblickt. Die alte Burg, in der einst eine Rittergenossenschaft gehaust hatte, war ihre Heimatstätte. Frühzeitig regte sich hier in den Knaben der Sinn für Naturbeobachtung, und unter anderem bildeten die alten Türme, Gänge und Ziehbrunnen des Burggemäuers willkommene Fundgruben verschiedener Fledermausarten. Adolf, der am 16. Januar 1821 in der Burg geboren wurde, studierte in Gießen Forstwissenschaft, trat in dem Kriegsjahre 1866 in preußische Dienste und wurde 1877 Oberförster zu Krofdorf bei Gießen. Sein Beruf bot ihm also die beste Gelegenheit, die heimische Tierwelt fortwährend zu beobachten. Der jüngere, Karl, geboren 16. Juli 1825, wählte das theologische Studium und wurde später Pfarrer zu Alsfeld. Die kleine Stadt mit dem ländlichen Charakter machte es ihm möglich, seine Neigung für Naturkunde in ausgiebigem Maße praktisch zu betätigen.



Karl und Adolf Müller.

Das erste gemeinschaftliche Werk, in dem die beiden ihre Beobachtungen veröffentlichten, ist vor vierzig Jahren erschienen und führt den Titel „Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel“. Es ist bezeichnend für die Richtung ihrer Nachforschungen. Etwa zwei Jahrzehnte später erschien das Hauptwerk der Brüder „Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere und Vögel“, das mit Illustrationen von C. F. Deiker und Adolf Müller geschmückt ist. „Vor allem liegt es in unserem Plane, ein wirkliches Seelenleben der höher organisierten Tiere nachzuweisen“, heißt es in dem Vorwort, und in der Tat zieht sich diese Bestrebung durch das ganze Buch. „Tiercharaktere“ und „Originalgestalten der heimischen Vogelwelt“ waren auch die schönsten Beiträge, welche die Brüder den Lesern der „Gartenlaube“ geboten haben. Ihre Beobachtungen sind sehr genau, und selbst die kleinsten Nebenumstände wurden berücksichtigt. Mit großem Erfolg bedienten sie sich, namentlich beim Beobachten der Vogelwelt, des Feldstechers und waren so in der Lage, manchen Charakterzug zu ermitteln, der sonst selbst einem scharfsichtigen Späher entgangen wäre. So bieten denn diese Schilderungen ganze Reihen höchst eigenartiger Bilder aus dem Tierleben, die bald ergreifend, bald erheiternd wirken, aus denen aber klar hervorgeht, daß die höher veranlagten Tiere auf Grund ihres Gedächtnisses Erfahrungen sammeln und diese in verschiedenen Lebenslagen mit Überlegung zu verwerten verstehen. Eine Summe von Trieben und Anlagen ist aber jeder Art angeboren, sie bildet den Grundton des Tiercharakters und zeitigt die fest ausgeprägten Originalgestalten.

Außerdem haben die Brüder unsere Tierwelt auch vom praktischen Gesichtspunkte aus studiert und den reichen Schatz ihrer Erfahrungen in dem trefflichen Buche „Die einheimischen Säugetiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirtschaft“ (Leipzig, Ernst Keil, 1873) niedergelegt.

Adolf Müller ist insofern reicher veranlagt als sein Bruder, als er nicht nur mit der Feder wirken, sondern auch das Geschaute mit Stift und Pinsel wiederzugeben vermag. Seine Tierbilder haben im Laufe der Jahre verschiedene Nummern der „Gartenlaube“ geschmückt. Wenn auch die strengere Kunstkritik an ihnen manches aussetzen könnte, so waren sie doch für den Naturkundigen hochwillkommen, namentlich zu einer Zeit, da die schwarze Kunst der Photographie in den Dienst der Zoologie noch nicht getreten war; denn sie stellen uns die heimischen Säugetiere und Vögel vor in peinlicher Lebenswahrheit, in Stellungen, die nur das durch lange Beobachtung geschärfte Auge eines Fachmannes genau zu erfassen vermag. In tierpsychologischer Hinsicht verdienen solche Bilder vielfach einen Vorzug vor gelungenen photographischen Momentaufnahmen. Adolf Müller, der seit seiner Pensionierung im Jahre 1896 in Darmstadt wohnt, hat bis in sein spätes Greisenalter eine sichere Hand bewahrt. Davon zeugte die im vorletzten Jahrgang der „Gartenlaube“ gebrachte Schilderung des Fuchscharakters in Wort und Bild, und davon zeugt ebenso eine ansprechende Plauderei über das große Wiesel, die den Lesern in einer der nächsten Nummern dargeboten werden soll. Weniger bekannt sind Adolf Müllers Dichtungen geworden, wie sein Trauerspiel „Doktor Fausts Ende“, sein Schauspiel „Thusnelda“ und das Lustspiel „Die beiden Emanzipierten“. Die Tausende aber, die zu ihrer Freude die „Tiercharaktere“ der Brüder gelesen haben, mußten wahrnehmen, daß in den scharfen Beobachtern auch ein Dichter stak, ein warm und schön empfindender Dichter, der es wohl verstand, auch die niedrige Kreatur uns menschlich näherzurücken. Freilich Wahrheit und Dichtung vertragen sich nicht immer, am wenigsten auf dem Gebiete der strengen Naturforschung. Auf dem ureigensten Gebiete der Brüder, auf dem Gebiete der noch so dunkeln Tierpsyche, sind wir aber nur zu oft auf Ahnen angewiesen; und selten nur hat das poetische Ahnen die bewährten Forscher irregeführt. Wohl aber verdankt unsere heimische Zoologie dieser doppelten Begabung eine ihrer schönsten Blüten. **C. Falkenhorst.**

Bilder aus der Gegenwart

Ferdinand Freiherr v. Richthofen. Der berühmte Geograph, der seit 1886 an der Universität in Berlin als Professor tätig war, ist am 7. Oktober im Alter von 72 Jahren gestorben. Ferdinand v. Richthofen wurde am 5. Mai 1833 zu Karlsruh in Schlesien geboren, absolvierte die Hochschulen von Breslau und Berlin, machte 1856 eine zoologische Aufnahme des südöstlichen Tirol und verblieb als Geologe bis 1860 an der Landesanstalt in Wien. Dann ging er als Begleiter der preußischen Expedition nach Ostasien, bereiste China, Siam, Japan, Manila und das holländische Hinterindien, darunter auch den noch unbekannten Teil Javas, und ging hierauf nach einer Landreise zwischen Bangkok und Siam nach San Francisco, von wo aus er ganz Kalifornien und die Sierra Nevada bereiste. 1872 kehrte er nach Europa zurück und ward 1875 Professor der Geologie in Bonn, 1883 in Leipzig und 1886 in Berlin. Neben seiner Lehrtätigkeit entfaltete Richthofen eine große Wirksamkeit als Schriftsteller. In Fachzeitschriften veröffentlichte Richthofen eine Reihe fachwissenschaftlicher Aufsätze und gab daneben ein mehrbändiges, illustriertes Reisewerk heraus.



Ferdinand Freiherr v. Richthofen †.

Verschiebung eines Leuchtturms. Einen Leuchtturm von etwa 60 000 Kilogramm Gewicht und 35 Metern Höhe von seinem Standort nehmen und auf eine andere Stelle bringen lassen — das klingt ganz „amerikanisch“. Und doch ist es bei uns in Deutschland geschehen, wie unser Bildchen bezeugt. Es handelt sich um den eisernen Leuchtturm bei Wittenbergen, der 1898 errichtet wurde, aber durch Sandanschwemmungen des Stromes an dieser Stelle so bedrängt wurde, daß fortgesetzte Baggerungen sich als nötig erwiesen. Um diese großen Kosten künftig zu ersparen, beschloß die Deputation für Handel und Schiffahrt in Hamburg die Verschiebung des Leuchtturms. Seitlich der aus eisernen Trägern hergestellten Laufbahn waren Trägerkonstruktionen vorgesehen worden, auf denen sich die Laufkatzen bewegten, die die zur Stützung des Turmes vorn und hinten angebrachten Drahtseile hielten. Zwei ganz genau ineinander arbeitende Winden verhüteten, daß eine Lockerung der straff gespannten Seile und infolgedessen ein Neigen des Turmes eintreten konnte. Auch die eigentlich bewegenden Teile waren Handwinden, deren Drahtseile am Fuß des Turmes befestigt waren. Es läßt sich denken, daß die Vorbereitungen für diese Verschiebung — die durch die kleine Grundfläche bei verhältnismäßig bedeutender Höhe des Bauwerks besonders schwierig war — mit der größten Umsicht getroffen worden waren; in der Tat dauerte die ganze Verschiebung nicht mehr als 32 Minuten, eine Leistung, die Bewunderung verdient.



Schaul, Hamburg, phot.

Verschieben des Leuchtturms bei Wittenbergen a. d. E.

Claire v. Glümer. Sie ist eine alte Freundin der „Gartenlaube“ und ihrer Leser, die Schriftstellerin Claire v. Glümer, die einst so fleißig die Feder führte und nun in der Stille am 18. Oktober ihren 80. Geburtstag beging, geliebt und verehrt von allen, die sie kennen. Ein reichbewegtes Leben liegt hinter ihr. Die Politik, die gemeinhin an den Frauen vorübergeht, hat in ihr Dasein oft eingegriffen, sie auf und niedergetragen im Strudel der Zeit. Claire v. Glümers Vater war auch einer von denen, die für ihren Patriotismus, ihre Ideale büßen mußten, und die Tochter hat das Geschick der nach der Schweiz, nach Frankreich geflüchteten Eltern in einer Novelle „Ein Frühlingsleben“ ergreifend geschildert. Sie selbst übernahm zeitweilig an Stelle des Vaters die parlamentarische Korrespondenz mit den Mitgliedern des ersten deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. und ist eine der wenigen, die jene sturmbewegten Tage noch überlebt haben. Als einer ihrer Brüder zum Tode verurteilt wurde, weil er bei dem Maiaufstand in Dresden auf den Barrikaden mitgekämpft hatte, versuchte sie vergeblich, ihn zu befreien. Sie konnte sein Schicksal nicht verhüten, wurde aber für den verratenen Anschlag selbst mit Gefängnis bestraft. Frühzeitig selbständig, ungewöhnlich sprachgewandt und mit reicher Phantasie begabt, widmete sie sich ganz der Schriftstellerei. Eine lange Reihe Novellen und Romane, auch Übersetzungen sind aus ihrer Feder hervorgegangen. Eine Biographie der Schröder-Devrient ist erst im vorigen Jahr in Reclams Universalbibliothek neu aufgelegt worden.



Hahn's Nachfolger, Dresden, phot.

Claire von Glümer.

Allgemeine Entomologische Ausstellung. In dem unweit Nürnberg gelegenen Städtchen Schwabach, dessen rühriger Entomologischer Verein unter den Schmetterlingssammlern bereits rühmlichst bekannt war, ist am 24. September nach langen, mühsamen Vorarbeiten die erste allgemeine entomologische Ausstellung eröffnet worden. Dank der aufopfernden Tätigkeit des Vereinsvorstandes, Herrn Zeichenlehrers Möhring, und der regen Beteiligung aus privaten und wissenschaftlichen Kreisen ist sie von einer wunderbaren Reichhaltigkeit und erregt das Entzücken der zahlreichen Besucher, die von nah und fern herbeigeströmt sind. Denn die Kunst des Schmetterlingsammelns ist weit verbreiteter als man glaubt. Aus der Liebhaberei, der Unterhaltung flüchtiger Stunden, ist längst eine Wissenschaft geworden, die in allen Kreisen ihre Jünger hat, und viele dieser Sammler haben besonders schöne, seltene Exemplare oder Zusammenstellungen einzelner Gattungen eingeschickt. Das Sommertheater der Aktienbrauerei Schwabach, in dessen Räumen die Ausstellung untergebracht ist, war mit seinen hohen hellen Räumen der denkbar günstigste Ort für solchen Zweck. Insekten aller Ordnungen sind vertreten, systematische Sammlungen sowohl als auch biologische Präparate aller Art, interessante Verwandlungsformen, Lebensgemeinschaften, prachtvolle Beispiele der Schutzfärbung und Ziersammlungen. Daneben sind auch die Bedarfsartikel des Entomologen ausgestellt, und eine reichhaltige einschlägige Literatur gibt Antwort auf alle wissenschaftlichen Fragen der Beschauer. Von besonders interessanten Objekten der Ausstellung nennen wir nur die Sammlung lebender, insektenfressender Pflanzen des Kunstgärtners Suter in Schwabach, die Sendungen des Zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg, des Volksschulmuseums Berlin, des Königlichen Progymnasiums und des Entomologischen Vereins zu Schwabach. Von dem schönen Gesamteindruck der Ausstellung wie von der künstlerischen Anordnung einzelner

Sammlungen legt untenstehendes Bild Zeugnis ab. Auch der Laie wird mit Entzücken diese zu Ornamenten aller Art zusammengefügten Schmetterlinge betrachten, deren Flügelpracht es mit den leuchtendsten Farben unserer Flora getrost aufnehmen kann.

Die Verlobung des Prinzen Eitel Friedrich. Die frohen Festtage, die im Glücksburger Schlosse an dem jungen Herzog von Koburg-Gotha und seiner Gemahlin vorüberrauschten, brachten auch dem deutschen Volke eine freudige Überraschung — der zweite Sohn unseres Kaiserpaares, Prinz Eitel Friedrich von Preußen hat sich in Glücksburg mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg verlobt. Der am 7. Juli 1883 geborene Prinz war immer so etwas wie der Verzug des deutschen Volkes, seine noch nicht lange überstandene Krankheit zeigte diese besondere Liebe für den jungen Herrschersohn in schönstem Lichte. Man hatte ihn schon oft verlobt gesagt, aber nun ist's eine doppelte Freude, daß es eine deutsche Prinzessin ist, mit der er den Bund für das Leben schließen wird. Herzogin Sophie Charlotte ist die einzige Tochter des regierenden Großherzogs Friedrich August von Oldenburg aus seiner ersten Ehe mit der 1895 verstorbenen Prinzessin Elisabeth von Preußen und am 2. Februar 1879 in Oldenburg geboren. Daß dem jungen Paare aus der Verlobungsstunde ein echtes Herzensglück erwachse, ist ein Wunsch, den das Volk im Herzen hegt.



Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg. — Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Völker und Stände im Zarenreiche. Nach dem unglücklichen Kriege, der so viele innere Schäden aufgedeckt hat, ist es Rußlands wichtigste Aufgabe, in der inneren Politik und sozialer Arbeit neue Bahnen einzuschlagen. Da jetzt Vorbereitungen zur Wahl der ersten russischen Volksvertretung getroffen werden, ist es von hohem Interesse, die Gliederung der Bevölkerung in dem Riesenreiche kennen zu lernen. Neuerdings ist eine ausführliche Bearbeitung der ersten russischen Volkszählung vom Jahre 1897 erschienen, die uns die gewünschten Einblicke in die inneren Verhältnisse des Zarenreichs ermöglicht. Danach zählt Rußland 125680682 Einwohner, die Russen bilden die Hauptmasse, aber der Einschlag der fremden Elemente ist nicht unbedeutend. Unter den Untertanen des Zaren befinden sich gegen 11 Millionen, die tatarisch und verwandte Sprachen reden, acht Millionen Polen, fünf Millionen, die Hebräisch als ihre Muttersprache bezeichnen, und 1790489 Deutsche. Was das Glaubensbekenntnis anbelangt, so stehen 87 Millionen Orthodoxen 14 Millionen Mohammedaner, 11 Millionen Katholiken, 3½ Millionen Lutheraner und gegen 5 Millionen Israeliten gegenüber. Vor allem ist aber die soziale Schichtung des Volkes wichtig. Rußland ist ein Ackerbauerstaat im vollsten Sinne des Wortes. Die Zahl der Bauern beträgt 97 Millionen und bildet die Hauptmasse der Bevölkerung, ländlicher Beschäftigung geht auch der größere Teil der Kleinbürger nach, von denen 13 Millionen gezählt wurden. Der Erbadel, vorwiegend auf dem Lande angesessen, bildet mit 1220000 Köpfen 1 v. H. der Bevölkerung. Dazu kommen noch als ländliche Bevölkerung gegen drei Millionen Kosaken. 1200000 Köpfe entfallen auf den Stand der Beamten und Geistlichen, während an Stadtbürgern nur 342000 gezählt wurden. Die Bildung ist nur einigermaßen in den Ständen des Adels und der Geistlichkeit befriedigend. Im allgemeinen zählt Rußland 79 v. H. Analphabeten.



Von der Ersten Allgemeinen Entomologischen Ausstellung in Schwabach.

BLÄTTER UND BLÜTEN

Wenn die Blätter fallen . . . Wenn die Natur sich zur Winterruhe anschickt, streut sie noch einmal mit freigebiger Hand frohe Farben über Baum und Strauch, als wolle sie uns das Abschiednehmen schwer machen. Zwischen dem dunkeln Grün der Nadelhölzer erstrahlen die Blätter der Laubbäume in allen Abstufungen vom glühenden Rot bis zum hellen Gelb. Die Wissenschaft erkennt in dem Farbenwechsel nur einen Zweckmäßigkeitsprozeß, der darauf hinausläuft, die kurzen Herbsttage durch Beschleunigung des Stoffwechsels auszunutzen. Sie hat auch die Ursachen der Rotfärbung der Blätter ergründet. Dr Overton, der Assistent am pflanzenphysiologischen Institut der Züricher Hochschule, hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen und seine Ergebnisse in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik“ mitgeteilt. Danach sind die äußeren Ursachen der Rotfärbung die Erniedrigung der Temperatur in Verbindung mit der starken Beleuchtung, die in den klaren Herbsttagen eintritt. Durch eine Reihe von Versuchen wurde festgestellt, daß die meisten Pflanzen von jedem Temperatur- und Beleuchtungswechsel beeinflußt werden. Aber stets müssen beide Faktoren gleichzeitig auf sie einwirken, um den inneren Vorgang, der sich im Verfärben kundgibt, hervorzurufen. Overton hat nun weiter nachgewiesen, daß die Rotfärbung der Blätter in ursächlichem Zusammenhang steht mit der Vermehrung des Zuckergehaltes in der Pflanze. Die starke Beleuchtung reizt die Pflanze zu einer erhöhten Aneignung von Kohlensäure an, die eine verstärkte Zufuhr von Stärke bedeutet, und die niedrige Temperatur bewirkt die Überführung der Stärke in Zucker. Ein ähnlicher Vorgang ist ja bei den Kartoffeln bekannt, die durch Einwirkung von Kälte süß werden, weil sich in ihnen die Stärke ebenfalls in Zucker verwandelt hat. Zur Erklärung der Rotfärbung braucht nur auf die Früchte hingewiesen zu werden, bei denen der Reifeprozeß, das ist eben die Umwandlung von Stärke in Zucker, ebenfalls die Rotfärbung hervorruft. Das Blattrot ist dann wieder, wie aus einer anderen Untersuchungsreihe hervorgeht, ein Mittel, um die Wärme der kurzen Herbsttage besser auszunutzen. Hat die Pflanze sich auf diese Weise eine Bereicherung des Zellsaftes erworben, dessen sie beim Erwachen im Frühjahr bedarf, dann stößt sie die Blätter, die den Zweck ihres Daseins erfüllt haben, ab. Immer spärlicher wird die Zufuhr von Wasser aus den Wurzeln, und schließlich führt der Baum selbst die Trennung herbei, indem er an dem Blattstiel, wo er dem Zweige entspringt, eine Wulst hervorbringt, der dem Blatt die weitere Wasserzufuhr abschneidet und es von seinem Nährboden abstößt. Halb verdorrt und fahl geworden, fliegen die Blätter mit dem Winde davon oder sinken still hinab, um der Erde wiederzugeben, was sie von ihr empfangen haben . . .

Das Zweiminutenturnen in der Schule. „Die ermüdendste Körperhaltung ist unter gewissen Umständen das Sitzen“, sagt der bekannte Orthopäde Professor Lorenz, und auf die Dauer ist es auch gesundheitsschädlich. Wie ungünstig es aber namentlich den jugendlichen Körper beeinflußt, ist in jüngster Zeit genügend ermittelt worden. Für Schulkinder muß also eine Unterbrechung des anhaltenden Sitzens als gesundheitliche Wohltat anerkannt werden. Ob die freie Bewegung in den Pausen allein genügt, ist immerhin zweifelhaft. Diese Erwägungen haben den Turnlehrer G. Dostal veranlaßt, einen Vorschlag zur Abhilfe zu machen. Er schlägt vor, daß die Schüler und Schülerinnen nach einer halben Stunde den Unterricht unterbrechen und unter der Leitung des Lehrers zwei Minuten lang Freiübungen ausführen. Eine solche wird z. B. in folgender Weise veranstaltet: Hände an die Hüften stützen. Die Daumen berühren sich im Kreuz, die geschlossenen Finger liegen am oberen Rande des Hüftbeins, Schultern zurück. 1. Flüchtiges Heben in den Ballenstand und Kniebeuge. 2. Strecken. (Oberkörper stets in lotrechter Richtung.) Blick geradeaus. Die Übung wird fünfmal wiederholt. Jede Stellung ist vier Marschtaktzeiten auszuhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch solche Bewegungen die nachteiligen und ermüdenden Folgen des Sitzens zum Teil abgeschwächt werden. Sie sind auch geeignet, die Abspannung, eine wichtige Ursache der Unaufmerksamkeit der Schulkinder, zu mindern. Die Unterbrechung des Lehrganges dürfte allerdings unter Umständen dem Lehrer nicht erwünscht sein; mit der Zeit würde aber die Disziplin etwaige Ausschreitungen dennoch hintanhalten. Es würde sich darum sehr empfehlen, häufiger Versuche mit dem Zweiminutenturnen anzustellen.



Oscar Tellgmann, Eschwege, phot.

Karo der Weidmann.

Eine Unwahrheit vom Fingerhut. Der Goldschmied Nicolas van Beschooten zu Amsterdam sandte am 19. Oktober 1684 an seine Angebetete, Madame van Reusselaar, einen von ihm gefertigten, zierlichen Fingerhut, mit einem Schreiben, daß die Dame „diese neue Bekleidung zum Schutze ihrer fleißigen Finger als Beweis seiner Huld annehmen möge“. Auf diese Nachricht hin haben die Holländer sich die Erfindung des Fingerhutes zugeschrieben. Doch mit Unrecht, denn schon 1343 finden wir zu Nürnberg zünftige Fingerhutmacher, und 1568 singt Hans Sachs, der Meistersinger:

„Aus Messing mach ich Fingerhüt,
Blechweiß werden im Feuer glüt.
Dann in das Eisen gsenck (Gesänd) getrieben,
Danach Löchlein darein gehieben
Gar mancherlei Art, eng und weit,
Für Schuster und Schneider bereit,
Für Seidensticker und Näterin.
Des Handwerks ich ein Meister bin.“

Das Gedichtlein ist bei der Zeichnung einer Werkstatt des „Fingerhüters“ zu finden, die Jost Amman damals mit vielen anderen Werkstattbildern herausgab. — Also ist der Fingerhut wohl süddeutsche, nicht niederländische Erfindung.

Die Celloprobe. (Zu unserer Kunstbeilage.) Der letzte Strich ist getan, und der Spieler nickt zufrieden: Finis' . . . „Ende“. So kann's jetzt gehen! Er ist kein großer Musikus, dieser hanseatische Kaufherr, aber ein leidenschaftlicher Dilettant, und jeden Sonntagabend kommen zu ihm ein paar ebensolche Käuze, die mit Horn und Klavizimbel zu seinem Cellospiel etliche Menuetten, Giguen und Sarabanden in einem der allerseitigen Kunstfertigkeit angepaßten Tempo zur Erscheinung bringen. Noch ist das Repertorium klein, und noch sind die Leistungen der Instrumente so dürftig wie der Wohllaut der Komposition. Aber bereits überall pflegen solche stillen Liebhaber die Anfänge, aus denen hundert Jahre später die berühmten Hauskapellen mit den Quartetten Haydns und Mozarts sich entwickeln sollten.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

22. Doppelnummer 1905

Preis 12



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (9. u. 10. Fortsetzung.) . . . . 797 u. 817
Zu spät. Bild von Frank Spenlove-Spenlove. 797
„Schlaf süß!“ Bild von Laura Alma-Tadema. 801
Der Postmeister Trauck. Von Karl Witte. (Mit Bildnis.) 803
Altrömisches Wagenrennen. Bild von U. Checa. . . . . 804 u. 805
Vogelpflege und Vogelschutz im Winter. Von Dr. E. Bade. (Mit Abbildungen.) 808
Die Baumeisters. Roman von Lulu von Strauß und Torney. (Schluß.) . . 810
Äpfel ohne Kerngehäuse. Von Siegfried Horneberg. (Mit Abbildungen.) 813
Der Geburtstag der Schloßherrin. Bild von A. Moreau. 821
Japans heiligste Stätte. Von Dr. Kurt Boeck. (Mit Abbildungen.) . . . 822
Grenzen der Liebe. Erzählung von Adam Müller Guttenbrunn. (Anfang.) . 827
Der erste Kummer. Bild von R. Knight. 829
Röntgen- und Radiumstrahlen im Dienste der Medizin. Von Dr. med. [illegible] 830
Trutzlied. Gedicht von Ewald Silvester. (Mit Abbildung.) 832
Eigentümlichkeiten des großen Wiesels oder Hermelins. Von Adolf Müller. (Mit Abbildung.) 833
Bilder aus der Gegenwart. . . . . 814 u. 815; 834 u. 835
Blätter und Blüten. . . . . 816 u. 836
Allerlei Winke für jung und alt. Für Hausfrauenfleiß. — Neue Bücher. — Für die Küche. Zur Kurzweil . . . . Beilage 1—6
Farbige Kunstbeilage 23: „Potthemmerken“. Von W. Caspari.

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H.

HANNS ANKER



Aus „Neuer Deutscher Märchenschatz", 7. Sonderheft der „Woche", Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin.

Potthennerken.

Aquarell von W. Caspari.

Nr. 43 Die Gartenlaube 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

(9. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

Kaum hundert Schritte machte Adel mit dem Kätterle. Beim Waldsaum hielt er das Weiblein fest und wartete. Es dauerte nicht lange, da kam der Meister, im Jägerhause wäre nur der alte Schinagl und so ein Weibsbild daheim — der Wildmeister hätte in aller Frühe mit seiner Schwägerin und den Kindern eine Lustfahrt nach Reichenhall gemacht.

Adelwart atmete auf. Aber das Kätterle merkte gleich, daß Jonathan etwas verschwieg. Und als sie daheim waren und der Bub in seine Kammer ging, fragte das Weiblein mit scheuer Sorge: „Jesus, Mann, was ist denn?"

„Der Bub mit seiner verschenkten Seel erbarmt mich. Vor acht Täg hat des Wildmeisters Schwägerin mit dem Besenrieder Verspruch gehalten. Und heut sind sie all miteinander auf Reichenhall. Die kaufen wohl ein für das Brautzeug."

Dem Kätterle fiel vor Schreck und Sorge um den Buben das Zäpflein in den Hals.



Zu spät.

Gemälde von Frank Spenlove-Spenlove.

Keins von den beiden Alten hatte den Mut, dem Buben das zu sagen. Aber sie gingen ihm den ganzen Tag nicht von der Seite, taten ihm alles zuliebe — und das Kätterle erzählte ein Dutzend lehrreicher Geschichten von jungen Burschen, die fürs erstemal mit ihrem närrischen Herzl übel angepumpert wären und schließlich *doch* noch ein liebes Glück gefunden hätten. Doch Adel merkte nichts. Wer an ein Glück denkt, ohne das er nicht leben kann — wie soll der denken, daß dieses Glück für ewig verloren ging? Und als die Sonne am späten Nachmittage schon Gold bekam, riß Adel den beiden Alten heimlich aus und stieg zu einer Waldblöße hinauf, von der er frei hinuntersehen konnte ins Tal der Ache. Kaum saß er da, als er drunten im Gehöft des Wildmeisters etwas schimmern sah wie eine weiße Schürze. Das war nur die Marei. Aber der Bub rannte mit langen Sprüngen, wie ein Irrsinniger, durch den Wald hinunter. Erst bei der Achenbrücke blieb er stehen — und griff sich mit beiden Händen an den brennenden Kopf. Und dann fuhr ihm ein kalter Schreck ins Blut — weil er auf der Straße den Jochel Zwanzigeissen mit seiner Tochter kommen sah. Als die beiden zwischen den Holunderstauden, die aus dem Gärtlein des Weyerzisk heraushingen, für einen Augenblick verschwanden, wich Adelwart von der Brücke zurück und sprang hinter das dichte Weidengebüsch.

Der Zwanzigeissen und seine Tochter kamen zur Brücke. Wie ein wohlhabender Bürger war der Freimann gekleidet — und einer, der nicht wußte, wer das war, hätte der fetten Behaglichkeit dieses Menschen das üble Handwerk nicht angesehen. Auch seine Tochter ging in schmucker Tracht und in leuchtenden Farben. Doch ihr Gesicht war bleich, von Erregung verzerrt — und während sie neben dem Vater über die Brücke ging, bohrte sie den funkelnden Blick in das Weidengebüsch. Auch der Jochel Zwanzigeissen spähte mit den kleinen blitzenden Augen in die Stauden, ließ ein fettes Lachen hören und sagte vergnügt: „Heut machen die Angsthasen flinke Füß! Da ist doch einer auf der Bruck gestanden? Wo ist er denn hingekommen, der?"

„Mir scheint, der Vater hat über den Durst getrunken," sagte das Mädel laut und hart, „auf der Bruck ist keine Menschenseel gewesen . . . Augen hab ich doch auch."

Dem Freimann fiel etwas Starres in die fette Gemütlichkeit seiner Züge. Und seine Augen huschten über das Mädel hin. Dann lachte er wieder. „So? Augen hast du auch?"

„Die hab ich! Ja! Und ich hab auch gut gesehen, warum die alte Käserin im Schustergäßlein droben den Fall getan hat. Neue Schuh hat sie angehabt und ist mit dem glatten Leder auf einen hailen Wasen getreten. Den Vater hat die Käserin gar nicht gesehen."

„So?" Jochel Zwanzigeissen schmunzelte. „Und *ich* hab gesehen, daß der verdächtigen Vettel aus Angst vor mir die Knie gebrochen sind."

Während der Freimann das sagte, blieb seine Tochter hinter ihm zurück, riß ein fadendünnes Goldkettlein von ihrem Hals und verbarg es in der Rocktasche. Dann lachte sie gereizt. „Seit der Vater mit dem Kommissar geredt hat, fahren die Hexen schockweis umeinander. Guck doch, guck, da fliegt schon wieder eine!" Mit einem Kichern, das etwas unheimlich Boshaftes hatte, deutete das Mädel einer Schwalbe nach, die sich schönen Fluges durch die Feuerglut des Abends schwang. „So hupf doch, Vater! Und fang die Hex! Da kannst dir noch *heut* fünf Gulden Sportel verdienen!"

„Du!" Der Jochel Zwanzigeissen drehte das Gesicht nach seiner Tochter; ein Zittern kam in seine Hängebacken, und seine lustigen Augen hatten plötzlich einen stechenden Blick. „Ich sag dir's, Huldla! Zum letztenmal sag ich dir's! Tu dich nicht spielen mit mir!"

Das Mädel lachte und blickte zu den Schwalben hinauf. Dann gingen die beiden wortlos weiter. Und als die Straße zwischen Buchengestrüpp um eine Ecke bog, griff die Freimannstochter an ihren Hals und sagte wie erschrocken: „Herr und Tod, jetzt hab ich mein goldenes Kettl verloren!"

Erst war in den Augen des Jochel Zwanzigeissen nur der Schreck des Geizigen. „Allmächtiger! Das Kettl ist venedisch gewesen, zwölf Gulden hab ich dem Juden zahlen müssen." Aber da schien der zweifelhafte Kummer, der aus dem Gesicht der Tochter redete, sein Mißtrauen zu wecken. Und das Blut stieg ihm zu Kopf. „Verloren? So? Verloren hast du's?" Er faßte das Mädel am Arm — und das war wie der Griff einer eisernen Zange. „Gesteh's! Du hast mein Kettl verschenkt! An einen Buben geschenkt! Daß er die Augen zumacht und über die Unehr zu dir hinüberspringt!"

Stöhnend befreite sie ihren Arm. Dann sagte sie ruhig: „Dem Vater ist wohl der Verstand verhext? Bist doch dabeigestanden, wie ich vor dem Spiegel das Kettlein umgetan hab. Und droben im Leuthaus hab ich's noch allweil gehabt."

„So geh und such! Und kommst du mir ohne das Kettl heim, so schlag ich dich grün und blau!"

Lächelnd ging die Freimannstochter den Weg zurück. Eine kurze Strecke folgte sie wie suchend der Straße. Doch als sie durch die Stauden gedeckt war, sprang sie in den Wald und rannte über den Berghang hinauf. Inmitten einer kleinen Blöße stand eine große Buche, die bis zum Wurzelstock herunter mit starken Ästen bewachsen war. Diesen Baum schien die Freimannstochter zu kennen — denn sie sprang ohne Besinnen auf ihn zu — und kletterte mit keuchender Hast über die Äste hinauf bis in die Krone. Und da konnte sie gerade noch sehen, wie drunten im Tal der junge Hällinger über die Achenbrücke ging und in den Garten trat, der das Haus des Josua Weyerzisk umschloß.

Ein Abend war's, als hätten alle Feuerstimmen der Natur sich vereinigt zu einem glühenden Loblied auf den Schöpfer. Alles brannte und leuchtete; der reine Himmel war wie ein gleißender Schild; alle Berge, die nach der Sonne blickten, waren von rotem Glanz umflossen; und auch die Schatten, die der Watzmann und seine steinernen Kinder warfen, waren noch getränkt mit flimmerndem Purpur.

Bei der Stille des Abends klang das Rauschen der Ache wie ein kräftiges Lied; von überall hörte man den süßen Schlag der Drosseln; und die huschenden Schwalben ließen immer wieder seltsam feine, hoch zirpende Schreie hören, als wäre ihr Gezwitscher nicht mehr ausreichend für alle Freude dieser brennenden Stunde.

In dem kleinen Garten, in dem der Holunder schon verblüht hatte und die Rosenknospen sich zu öffnen begannen, saßen Josua und das Trudle auf einer Bank. Sie sprachen nicht und sahen nur immer hinauf zu diesem leuchtenden Himmel. Dann wandte der junge Meister das Gesicht, weil er Schritte im Gärtlein hörte. Und unmutig stand er auf und sah den jungen Hällinger an. „Wer bist du? Und was willst?"

Adelwart zog die Kappe. „Ich hab dir doch versprochen, daß ich einmal kommen und hürnen will . . . weil's deinem Trudle selbigsmal so gut gefallen hat."

„Jesus," stammelte der Meister, „jetzt bist du der Jäger, der so schön gehürnet hat? Aber freilich, ja, ich hab dich doch schon einmal gesehen als Hällinger! Mit dem alten Köppel, gelt? So schau nur, Trudle! Der gute Bub! Jetzt ist er kommen . . . Aber geh doch, Bub, komm, setz dich her! Ich lauf gleich hinüber zum Wildmeister und laß mir ein Waldhorn geben." Lachend nickte Josua dem Trudle zu. Dann sprang er davon.

Schweigend stand Adel vor der jungen Frau, die ein bißchen verlegen war und heiße Wangen hatte.

Nach einer stillen Weile rückte die Weyerziskin ans Ende der Bank, und die blonden Löckchen, die unter der weißen Bundhaube herausquollen, zitterten um das schmale Gesicht. „Komm!" sagte sie mit ihrem leisen Stimmchen. „Da is Platz genug! Tu dich hersetzen ein bißl!"

Adelwart, vor Erregung zitternd, ließ sich nieder, strich mit langsamer Hand das Haar aus der glühenden Stirn und sagte mit einem Klang, als hätte er ein Wundersames und Tiefes zu bekennen: „So viel schön ist der Abend heut!"

Die Weyerziskin sah ihn betroffen an. Und erst nach einer Weile sagte sie: „Ja! Heut ist schöne Zeit."

Wieder schwiegen die beiden. Und Adelwart schien etwas Frohes und Warmes zu empfinden, während er die junge Frau betrachtete. „Gelt?" Er lächelte ein bißchen. „Mit deinem Gesund geht's wieder schön in die Höh?"

Der jungen Meisterin glänzten die Augen. „Ein Frühsommer, wie er heuer ist . . . da muß doch allweil wieder Leben kommen." Nun stand sie auf. „Ich darf dir schon einen Trunk holen, gelt? Wir haben einen Roten, von Tirol her. Der ist gut!"

„Das muß nicht sein, Meisterin!"

„Wart nur ein bißl!" Die Weyerziskin huschte ins Haus. Und dann kam sie sacht gegangen, ganz umflossen von der goldroten Sonne, in der Hand den blinkenden Zinnbecher, in dem der rote Wein gestrichen bis zum Rande ging. Ein paar Tröpfchen verschüttete sie, und die rannen ihr wie Blutstropfen über die weißen Finger.

„Nimm, Bub! Und trink! Gott soll's gesegnen!"

Adel stand auf. „Magst mir Bescheid tun, Meisterin?"

Das Hälschen vorstreckend, berührte sie mit ihren Lippen den Rand des Bechers.

„Eurem Glück, Meisterin! Wie's jung und schön ist! Gott soll's behüten!" Adelwart nahm den Becher und leerte ihn. „Vergeltsgott!"

Da kam der Josua mit dem schimmernden Waldhorn gelaufen. Und lachte. „Gleich das allerschönste hab ich in des Wildmeisters Stub heruntergerissen vom Zapfenbrett."

Adelwart stellte den Becher auf die Bank und griff mit zitternden Händen nach dem Horn. Wie er es ansah, das war so seltsam, daß ihn der Meister und das Trudle verwundert betrachteten. „Das schönste, aber nicht das beste," sagte er, „das ander, mit dem ich selbigsmal gehürnet hab, das wär mir lieber gewesen."

Die Weyerziskin stellte den Zinnbecher auf ein Fenstergesimse, und dann saßen die drei, eng nebeneinander, auf der Bank. Josua legte den Arm um das junge Weib und sagte heimlich: „Herzliebe! Jetzt lus aber auf! Der kann's!"

Leuchtend war der Glanz des Abends um die drei Menschen her. Doch von den Holunderstauden kam schon ein breiter, kühler Schatten über den tauenden Rasen geschlichen. In einer Erregung, die ihm heiß auf den Wangen brannte, setzte Adel das Horn an die Lippen und schloß mit der Faust den Schallbecher.

Eine sanfte, langgehaltene Note zitterte in den roten Abend — das war ein Klang, daß der Weyerziskin gleich die Zähren in die Augen sprangen — und aus der schwebenden Note löste sich zögernd die schwermütige Weise eines alten Liedes:

„Es geht ein dunkle Wolken rein,
Mich dünkt, es werd ein Regen sein,
Ein Regen aus den Wolken,
Wohl in das grüne Gras!

Und kommst du, liebe Sonn, nit bald,
So weset alls im grünen Wald,
Und all die lieben Blumen,
Die haben müden Tod!"

Der letzte Ton verklang. Und Josua, der das Liedchen kannte, sagte mit Lächeln: „Das sollt aber einer doch nicht tun, daß er in Bangen hürnet um die Sonn, derweil sie um uns her ist wie des Herrgotts allerschönster Himmelsglanz!" Das sagte er — und der Schatten des Abends war ihm doch schon heraufgeschlichen bis an die Brust.

Adelwart blieb stumm und strich mit der zitternden Hand über das Mundstück des Hornes.

Lachend hatte Josua das Trudle an sich gedrückt. Doch als er sich vorbeugte, um ihr in die Augen zu schauen, sah er die glitzernden Tränen auf ihren Wangen: „Schau nur, jetzt weinet das Weibl!"

Aber zärtlich schmiegte sich das Trudle an ihren Mann und lispelte: „Weinen um ein schönes Ding ist süßer als wie ein Lachen."

Da blieb es still in dem kleinen Garten — und weit da draußen, über den Hügeln des Marktes, tauchte die Sonne langsam hinunter hinter den Toten Mann — und dann war die waldige Kuppe des Berges noch eine Weile umwoben wie von blitzendem Feuergespinst.

Adelwart hatte das Horn gehoben. Er blies einen schmetternden Weidmannsruf, der hinüberleitete zu einem flinken, fröhlichen Jägerlied. Als die Strophe endete, rief der junge Meister: „So sag doch, Bub! Warum bist denn du nicht bei der Jägerei geblieben?"

„Weil ich mir anderen Dienst hab suchen müssen."

Und da begann schon wieder das heitere Lied zu klingen, noch heller, noch wilder jubelnd als zuvor. Wie das hallte! Wie das schmetterte! Und in den mitklingenden Lüften sich mischte mit allem Widerhall an den Klostermauern und im steigenden Walde!

Droben an der Straße, wo die kleinen Häuser standen, traten überall die Leute vor die Haustüren heraus und lauschten. Auf einer alten Bastei des Stiftes stand ein Chorherr in seinem weißen Habit und sah wie ein funkelndes Goldfigürchen aus, weil da droben noch Sonne war. Und draußen vor den Holunderhecken des Gartens blieben die Leute stehen und setzten sich auf das Geländer der Achenbrücke. Und über dem Wasser drüben, bei den Weiden, stand noch ein Mädel, ganz allein.

Und Adel wurde nicht müde. Seine grünen Lieder schmetterten, eines ums andere, bis die stahlblaue Dämmerung ins Tal geflossen kam, und bis sich der Stiftsberg und all seine Dächer und Kirchtürme als schwarze Silhouetten in den gelbbrennenden Himmel hoben.

Bei diesem Hall und Klingen kam ein Wagen die Straße hergefahren, ein mit Schimmeln bespannter Leiterwagen, über den drei Bretter gelegt waren — auf dem ersten Brett saß der Kutscher, auf dem zweiten die Jungfer Barbüre mit den beiden Kindern, auf dem dritten Peter Sterzinger und der Sekretarius. Wie sie alle diesem Geschmetter lauschten! Und Peter Sterzinger, dem die Augen in einer Anwandlung von Bosheit funkelten, machte ein um das andere Mal den Specht. Aber trotz dieses untrüglichen Zeichens einer guten Laune fing er grimmig zu schelten an. Was denn das wäre? Das müßte doch eins von seinen Hörnern sein? Und ein Horn nur so vom Zapfenbrett zu nehmen und dem Teufel ein lustiges Ohr wegzublasen — das wäre doch eine Frechheit!

Madda schwieg und lauschte. Doktor Besenrieder aber suchte den Wildmeister zu besänftigen: da säße wohl einer von den Jägern auf der Hausbank und vertriebe sich bis zu des Wildmeisters Heimkehr die Zeit mit dem Waldhorn.

Aber da waren sie schon nahe genug, um unterscheiden zu können, daß dieses Geschmetter aus dem Garten des Weyerzisk herausklang. Und Madda, mit einer müden Stimme, sagte: „So gut versteht sich keiner von unseren Jägern aufs Hürnen. Das muß ein fahrender Musikus sein! Den wird der Joser ins Haus gebeten haben. Weil dem Trudle alles so viel lieb ist, was schönen Klang hat."

Ein paar Dutzend Leute standen auf der dämmerigen Straße, als der Wagen unter dem klingenden Geschmetter des Hornes vor dem Heckentor des Wildmeisterhauses anhielt. Und ehe der Wagen noch ruhig stand, war Peter Sterzinger schon heruntergesprungen. Er eilte ins Haus. Und war gleich wieder da. „Gottes Tod und Teufel! An meinem Zapfenbrett fehlt richtig ein Horn!" Ohne viel Umstände schob er den Sekretarius beiseite, der sich von seiner Braut einen freundlichen Abschied erhoffte, und rief: „Da lauf mir aber flink hinüber, Schwägerin!" Merkwürdig, daß er bei all seinem Grimm noch lachen konnte! „Ich möcht doch wissen, wer da auf meinem Waldhorn hürnet!"

Den Gruß für den Bräutigam vergessend, schürzte Madda das blaue Kleid und sprang durch die Wiese hinüber zu dem kleinen Haus des Josua Weyerzisk. Und als sie den Garten betrat, da klang in der Abendstille just das Lied von dem

beharrlichen Jäger, der sein Glück mit den Windhunden erjagt, die da Lieb und Treue heißen:

„Ein Jäger jagt geschwinde
Und findet vor dem Holz
Mit seinem schnellen Winde
Ein Wild gar hübsch und stolz.
Auf einer grünen Heiden
Er da sein Wild ersach,
Mit seinen Winden beiden
Hetzt er dem Wilde nach —
‚Vom Gsplir will ich nit scheiden!'
Derselbig Jäger sprach!"

Doch ehe die Strophe zu Ende war, verstummte jählings der schmetternde Klang. Und Adelwart sprang auf.

„Maddle!" rief die Weyerziskin. „Gott grüß dich, Maddle! Wie das fein ist, daß du kommst! Geh, setz dich her ein bißl! Und lus! Deiner Lebtag hast du so was Liebes noch nie gehört!" Doch Madda, zu Tod erschrocken und mit ersticktem Laut, wehrte die junge Frau von sich ab — und starrte den stummen Buben an — und jagte plötzlich davon, als wäre ein Grausen hinter ihr her.

„Jesus," lispelte die Weyerziskin, „was ist denn da?"

„Ich weiß nicht," sagte Josua. „Oder es müßt nur sein, daß sich die Jungfer gefürchten hat vor einem Fremden . . . oder daß sie nicht heimgarten will mit einem jungen Buben, weil sie Braut ist mit dem Sekretarius . . ."

Klirrend fiel das Waldhorn auf die Steine nieder.

Von der Straße klang das leise Schwatzen der Leute, die da draußen standen — und über die Wiese herüber hörte man ein merkwürdiges, kurzatmiges Gelächter, dann die Stimme des Wildmeisters: „Gut Nacht, Herr Sekretari! Ein Mädel hat allweil seine Mucken, da muß sich einer gewöhnen dran, der heuern will!" Nun rasselte ein Wagen auf der Straße davon, und droben im Markte klang das Geläut des Abendsegens von drei Türmen. Aber das alles hörten Josua und die Weyerziskin nicht. Die sahen erschrocken den Buben an, der in der Dämmerung an die Hausmauer gelehnt stand, wie versteinert, das Gesicht so weiß wie Kalk. „Allmächtiger!" stammelte der Meister. „Bub? Was ist denn mit dir?" Adel gab keine Antwort. Er schüttelte nur den Kopf, hob das Waldhorn, das vor seinen Füßen lag, auf die Bank und ging davon — und von Schritt zu Schritt wurde sein Gang immer mehr wie das Taumeln eines Betrunkenen.

Dann eine Stimme auf der Straße: „Hällinger? Tust nimmer hürnen?" Doch keine Antwort.

Joser und das Trudle standen ratlos noch immer auf dem gleichen Fleck. Jetzt sahen sie einander an — und plötzlich umschlangen sie sich, wie unter dem gleichen Gedanken, unter dem bangenden Schreck vor dem tiefen, tötenden Weh, das stumm zu ihnen geredet hatte aus einem bleichen Menschengesicht. Zitternd umklammerte die Weyerziskin den Hals ihres Mannes. „Ich bin froh, Joser! Ich bin froh! In mir ist Glück! Ich muß dir was sagen, Joser . . . ich muß . . . das muß ich dir sagen heut . . ."

„Was denn, Herzliebe?"

Sie grub das Gesicht in seine Brust. „Ich glaub, daß ich Mutter bin!"

„Jesus!" schrie der Meister, daß die Leute, die draußen auf der dunkeln Straße schon davongingen, noch einmal stehen blieben und aufhorchten. Zwischen Lachen und Schluchzen hob Joser den zarten, leichten Körper des Trudle auf seine Arme, als sollte der Fuß seiner jungen Frau keinen Stein und Grashalm mehr berühren. Lachend eilte er mit seiner lieben Last zum Hause. Doch vor der Flurtür hielt er inne wie vor einer unsichtbaren Schranke und ließ das Trudle aus seinen Armen gleiten.

„Joser?"

„Nicht freuen, Herzliebe! Nicht freuen! Vergeltsgott muß ich sagen! Heut muß ich schneiden an meinem Marienstöckl! Das muß ich! Trudle! Es ist noch ein Himmel! Und ist ein Gott, der die Menschen lieb hat in Gnaden!"

Im Dämmerglanz des Himmels funkelte schon ein erster Stern. Und nach einer Weile glühte am Fenster des kleinen Hauses der kreisförmige Schein der Kugellampe auf, bei deren Helle Meister Josua an seinem Weihgeschenke schnitzte.

Unter dem niederen Dach das neu erblühende Glück — und droben, im Nachtschatten des Bergwaldes, rang ein zuckendes Herz mit aller Marter des Lebens.

In der Finsternis, die unter den Buchenkronen war, lag Adelwart auf den Waldboden hingestreckt, das Gesicht in die Arme vergraben. Er weinte nicht; doch sein ganzer Körper schütterte und zuckte unter einem lautlosen Schluchzen.

Und wenige Schritte von ihm entfernt, im tiefsten Schatten einer Buche, saß dunkel eine Weibsgestalt, so regungslos an den Baum gedrückt, als wäre sie ein Teil des Stammes.

Auf den Türmen des Marktes schlugen immer wieder die Glocken, Stunde um Stunde verging, und immer blieb der Bub so liegen, mit diesen zuckenden Gliedern. Falbe Helle floß über den nächtlichen Himmel hin, und ein weißes Glänzen wob sich um die Wipfel der Bäume. Im Wald ein sachtes Geraschel, das leise Knacken brechender Reiser, und dann der Sprung eines fliehenden Wildes, das die Nähe eines Menschen gewittert hatte. Wie ein aus Bewußtlosigkeit Erwachender richtete Adelwart sich auf, lauschte in den Wald und vergrub, in sich zusammengekauert, das Gesicht wieder in die Hände.

Was in ihm tobte und schrie, das wollte nicht schweigen. Wie heiß alle Hoffnungen seines Herzens an diesem ersehnten Glück gehangen hatten, fühlte er erst jetzt, da ihm alle Hoffnung zerschlagen war. Doch er fühlte auch, daß er nimmer leben könnte ohne diese Hoffnung. Wirre, zügellose Gedanken schossen ihm durch das gemarterte Hirn — Gedanken, die er unter einem Gefühl des Grauens von sich abwehrte. Und dann ein irrsinniges Träumen von großen, unerhörten Taten, die er vollführen würde, um stolz zu sagen: Das alles hab ich getan, und jetzt belohnt mich und gebt mir die Eine, ohne die ich nicht leben kann, und an die mein Herz geschmiedet ist mit zuckenden Gluten! — Irgend ein Wunderbares mußte geschehen! Es mußte! — Oder ob das nicht möglich wäre: in heiliger Stunde und mit Gottes Hilfe den von Zauber umschleierten Schacht zu finden, der in die Tiefen des Untersberges führt, zum Marmeltisch des schlafenden Kaisers, zu den Goldsälen der Zwerge und zu den tausendjährigen Schatzkammern, darin die Goldbarren in endlosen Reihen stehen und die Edelsteine mit Scheffeln gemessen werden? — Oder ein anderes Wunder? — Als wär es wirklich, so deutlich sah er das: Wie er auf dem Hund heraus fuhr aus dem Schacht, da stand vor dem Schachttor eine reiche Karosse, umgeben von fremdländisch gekleidetem Jägervolk, und aus der Karosse stieg ein vornehmer Weißbart heraus und öffnete in Freude dem jungen Hällinger die Arme: Komm an mein Herz, du Sohn meines Sohnes! — und da war der arme Hundstößer nun ein reicher, gefürsteter Herr mit Land und Leuten, mit Wäldern und Jagd, mit Burgen und Schlössern — und jeder Wunsch war ihm erfüllt, und er brauchte nur in der schönen Karosse vor des Wildmeisters Haus zu fahren, brauchte nur hinzutreten vor die Jungfer Madda Barbière — — und als er in seinen irrsinnigen Träumen so weit gekommen war, da stürzten plötzlich all seine herrlichen Schlösser herunter aus den Lüften. Ein klarer, vernünftiger Gedanke verwehte ihm all die sinnlosen Sehnsuchtsbilder seiner brennenden Seele. Und wenn er des Kaisers Enkel wäre und in des Wildmeisters Haus käme, um zu werben — welche Antwort mußte er hören von einem reinen, redlichen Mädchenherzen, das in Liebe einem anderen gehörte? Das war sein Elend! Das! Nur das!

Und unter stöhnendem Wehlaut warf er sich wieder mit Gesicht und Armen über den Waldboden hin, auf dem die zitternden Mondlichter um die Halme spielten. Doch da fuhr er mit dem Kopf erschrocken auf — ihm war, als hätte er in seiner Nähe einen tiefen Seufzer gehört. Und seine scharfen, an das Dunkel gewöhnten Augen fanden auch gleich die



Mit Erlaubnis der Fine Art Society Ltd. London W. 148 New Bond Street.

„Schlaf süß!"

Gemälde von Laura Alma-Tadema

regungslose Gestalt, die unter dem schwarzen Schatten der Buche saß. Im ersten Augenblick befiel ihn eine abergläubische Regung — und die Bilder der Predigt, die er am Morgen gehört hatte, zuckten ihm durch den Kopf. Aber das schüttelte er von sich ab. Und sprang vom Boden auf und ging mit raschem Schritt durch einen weißen Streif des Mondlichtes zur Buche hinüber. „Du? Wer bist?"

„Bub?" klang es mit leiser, bebender Stimme. „Magst mir nicht sagen, warum dir so weh ist in der Seel?"

An der Stimme erkannte er die Freimannstochter. Und der Zorn brannte in ihm auf, um sich jäh in ein anderes, fast herzliches Gefühl zu verwandeln. War dieses verlorene Geschöpf nicht eine Schwester seines Leides? Was diese Ruhelose bei Tag und Nacht auf seine Fährte hetzte, war das nicht das gleiche Elend, das in seiner eigenen Seele glühte? Welches Recht hatte er, in Zorn zu ihr zu sprechen? Was hatte sie ihm angetan? Nichts, nichts! Als daß sie ihn lieb hatte und in Sehnsucht nach ihm brannte.

Tief atmend hob er seine Kappe vom Boden auf und fragte ruhig. „Bist du schon da gewesen, wie ich gekommen bin?"

Sie schüttelte den Kopf.

„So hast mir wieder aufgelauert und bist mir nachgeschlichen! . . . Schau, Mädel, das solltest du nimmer tun!" Seine schmerzlich bewegte Stimme hatte warmen Klang bekommen. Und er bot der Freimannstochter die Hand hin, die sie mit gierigem Griff erfaßte Kein Schauer, kein Ekel fiel ihn bei dieser Berührung an. Ruhig sagte er: „Sei gescheit, Mädel! Das hat doch nimmer Sinn und Ziel! Ich bin dir nicht feind. Aber gut, so wie du's meinst, das kann ich dir auch nicht sein!"

Seine Hand umklammernd, schmiegte sie die Wange an seinen Arm. „Magst mir nicht sagen, warum dir so weh ist in der Seel?"

Er schwieg und wollte seine Hand befreien.

Unter der Buche ein Laut, fast wie ein Lachen — und dennoch ein Laut, aus dem die Tränen klangen. „Brauchst mir's gar nicht sagen! Ich weiß es doch eh! Oder meinst, daß ich blind bin? Meinst, ich hätt's nicht gemerkt, warum du heut abend so süß und dürstig gehürnet hast . . . und warum dein Hürnen so jäh ein End genommen . . ."

„So red nicht darüber!" sagte er mit erwürgter Stimme. „Kein Wörtl! Und halt's für dich! Und tu meinem Herzen keinen Schimpf. Ich bin doch eh schon elend genug!"

„Du? . . . Und elend? . . . Warum?"

Er gab keine Antwort.

Auch die Freimannstochter schwieg. Aber dann schrie sie wie in Zorn: „Du Narr! Dich muß doch eine lieb haben!"

Da befreite er seine Hand, und ohne ein Wort zu sagen, ging er mit jagenden Schritten durch den leise rauschenden, von zitternden Mondlichtern durchwobenen Wald davon.

Das Mädel blieb in der Finsternis unter der Buche sitzen, ganz zusammengeduckt, die Arme um die Knie geschlungen. Und plötzlich sprang sie auf, rannte durch den Wald hinunter und auf der mondhellen Straße über die Achenbrücke. Von den Holunderstauden, die aus dem Garten des Weyerzisl heraushingen, brach sie einen dünnen Zweig und schlich bis vor das Heckentor des Wildmeisters. Die Fäuste mit den eingezogenen Daumen starr vor sich hingestreckt, stand sie im Mondschein, hielt die Holundergerte zum Kreis gebogen und murmelte mit bebender Stimme:

„Rütl, ich bieg dich,
Herzfieber, laß mich,
Hollerast, heb dich auf,
Herzelend, hock dich drauf,
Ich hab dich einen Tag,
Hab du die heiße Plag
Ein Jahr lang und tausend Nächt,
Gott Vater, Gott Sohn und Geist,
Die machen es recht . . ."

Die Hunde im Zwinger schlugen an und lärmten immer wütender; auch in nahen und fernen Gehöften wurden die Kettenhunde laut — und das war in der mondhellen Nacht ein Bellen und Gekläff, als zöge das wilde Gejaid durch die Täler von Berchtesgaden. — —

Neben der Flurtür des Wildmeisterhauses, im Schatten des vorspringenden Daches, saß Madda auf der Steinbank, die Hände im Schoß, den Kopf mit den gelösten Haaren an die Mauer gelehnt. Sie hatte keinen Schlaf gefunden und war aus der schwülen Dachstube heruntergeflüchtet in die kühle, schöne Nacht. Und als die Hunde so zu lärmen begannen, zuckte ihr ein heißer Schreck durch das Herz — denn sie wußte: so toben die Hunde nur, wenn ein Fremder von der Straße hereintritt in die Wiese und sich dem Hause nähert.

Da draußen, vor der hohen Hecke oder vor dem Tor, da mußte einer stehen — einer, den die Hunde nicht kannten — und Madda zitterte bei dem Gedanken: Wer kann das sein? Sie regte sich nicht, doch ihr Atem ging schwer, und ruhelos huschten ihre Augen über die schwarze Hecke hin.

Aber da wurden die Hunde ruhig; allmählich verstummte auch das Gebell in der Ferne; und die mondhelle Nacht war wieder so still, daß Madda den surrenden Flug eines Lindenschwärmers hören konnte, der um das Beet der roten Aurikeln schwirrte und seine süße Nahrung sog.

Schwül atmend erhob sich Madda, um ins Haus zu treten. Aber da hörte sie leises Geräusch — und während sie noch lauschte, kam die stumme Magd aus dem finsteren Flur herausgegangen, barfüßig und im Hemd, und ging mit vorgestreckten Händen langsam über den mondhellen Sandweg gegen die Blumenbeete.

„Um Gottes willen!" stammelte die Jungfer. „Marei!"

Die Magd taumelte, als hätte sie einen Schlag bekommen.

Aber Madda hatte sie schon umfaßt. „Herr Jesus! Marei! Was tust du denn da? So guck doch, schau! Jetzt bist du im Schlaf herausgetorkelt aus deiner Kammer!"

Heftig zitternd, erst halb bei Besinnung, sah die Magd zu der Jungfer auf, mit Augen, die im Reflex des Mondlichtes wie starres Glas erschienen.

„So geh doch, Marei! So komm doch ein bißl zu dir! Und schau nur, wie du bist . . . du mußt dich ja verkühlen in der Nacht!" Madda flüsterte das, weil sie Sorge hatte, daß der Schwager erwachen könnte. Und jedes Geräusch vermeidend, führte sie das stumme, zitternde Geschöpf ins Haus.

Nach einer Weile wurde die Flurtüre geschlossen, und leise klirrte der Riegel.

Mit hellen Träumen lag die stille Nacht im Tal und über den Wäldern. Langsam wanderte die abnehmende Scheibe des Mondes mit reinem Glanz über den klaren Himmel hin, wie ein schöner Gedanke durch eine ruhige Seele geht. Doch als der Mond hinuntertauchte hinter den silberblinkenden Schneegrat des Watzmann, schlich ein schwarzer Schattenkegel über die Wälder nieder in das Tal, klomm aus der Tiefe wieder aufwärts über die Gehänge des Hohen Göhl und erstickte all die leuchtenden Träume der Sommernacht. Aber ehe die wandernde Finsternis den letzten hellen Schein verschlang, begann der Morgen schon zu dämmern, und rote Glutlinien säumten die blauschwarzen Zinnen der höchsten Berge.

Im Grau der ersten Frühe trat die Weyerzislin vorsichtig und lautlos in den Garten hinaus, mit einem Korb und einer kleinen Schaufel. In dem grauen Kleide unterschied sich die schlanke Frauengestalt kaum merklich von dem Grau der taubeschlagenen Büsche und von der matten Dämmerhelle der Hauswand. Nur das weiße Häubchen hob sich deutlich aus dem stumpfen Zwielicht.

Als sie an der Gartenbank vorbeikam, sah sie das Waldhorn liegen. Sie hob es auf, trocknete mit der Schürze den Taubeschlag von dem kalten Metall und trug das Horn mit lautloser Hast ins Haus. Dann kam sie wieder, flink und huschend, ließ sich am Ufer des Baches vor einem Beet auf die Knie nieder und begann eine kleine Rosenstaude, an deren Zweigen viele Knospen waren, mit großem Erdballen aus dem Boden zu graben. So zärtlich tat sie das,

daß ihr vor Achtsamkeit und Eifer immer die Finger zitterten. Die Staude mit dem Erdklumpen hob sie vorsichtig in den Korb, legte ein blechernes Kännchen dazu, nahm den Korb auf die Schulter, die Schaufel in die Hand und huschte lautlos davon, durch das Gartentürlein auf die graue, dämmerige Straße hinaus und über einen steilen Wiesenweg hinauf zum Markte. Die Last des großen Erdballens wurde für die schwachen Kräfte der Weyerziskin zu schwer; sie atmete mühsam, und vor Anstrengung begann ihr das Gesicht zu glühen. Und als sie die Höhe des Marktes erreicht hatte und sich bei einem Brunnen bückte, um Wasser in die blecherne Kanne zu schöpfen, vermochte sie sich kaum mehr aufzurichten und schleppte sich keuchend weiter, gebeugt wie ein altes Weiblein.

In der grauen Dämmerfrühe waren noch alle Häuser still, die Türen geschlossen, die Straßen leer. Nur der Mesner war schon auf den Beinen und trat gerade in die Kirche, als die Weyerziskin den Friedhof erreichte, der sich im Halbkreis um die Rückseite der Kirche zog. Und da war ein kleines Grab, grün überwachsen, mit einem eisernen Kreuzlein drauf. Hier ließ sich die Weyerziskin nieder und stellte den Korb zu Boden. So blieb sie eine Weile, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen. Dabei betete sie mit verschlungenen Händen, und die Tränen rollten ihr über das brennende Gesicht. Je länger sie den kleinen, grünen Hügel betrachtete, desto heftiger zitterte sie an allen Gliedern, und desto mehr entstellten sich ihre Züge wieder zu dem Ausdruck jener Verstörtheit und Schwermut, von der dieses junge Leben schon gerettet schien.

Da begann die Turmglocke den Morgengruß zu läuten. Wie ein schönes Lied des Friedens schwamm der sanfte Glockenhall hinaus in die Stille des erwachenden Tages, der rosig schon die Spitzen der Berge färbte. Und in der Seele dieses jungen Weibes schien sich ein Wunder zu vollziehen. Es war, als hätte eine tröstende Himmelsstimme zu ihrem Schmerz gesprochen. Alle Verstörtheit war aus ihren Zügen verschwunden, wie ein Leuchten der Freude war's in ihren nassen Augen, und eifrig, unter fließenden Tränen, pflanzte sie die knospende Rosenstaude auf das kleine Grab. Dazu schwatzte sie immer mit leisem Stimmchen: „Gelt, Kindele, gelt, du tust mir's nicht verdenken, daß ich leben mag! Gelt, tust mir verzeihen, daß ich mich wieder freu! Und daß ich den Vater lieb hab, schau, so lieb . . ."

Die Glocke schwieg. Und immer flüsterte das Truble und schaffte dazu, mit flinken, zitternden Händen. Jedes Krümlein Erde, das sie aus dem Grab gehoben hatte, sammelte sie wieder um die Wurzeln der Rosenstaude und deckte die Bodennarbe so achtsam mit dem ausgestochenen Rasen zu, daß es aussah, als wäre die knospende Staude nicht frisch gepflanzt, sondern mit dem Frühling auf dem Grab gewachsen.

Ein Schlüsselbund in der Hand, kam der alte Mesner aus der Sakristei und erschrak, als er im Grau des Morgens diese graue Gestalt über das Grab gebeugt sah. Doch gleich erkannte er die Wirklichkeit und lachte. Und ging auf die stille Gärtnerin zu. Und fragte: „Ja liebe Weyerziskin, was tust du denn da?"

Sie hob das glühende Gesichtl und guckte mit ihren nassen, glänzenden Augen zu ihm auf. „Meinem Kindl hab ich ein Rosenstäudl gebracht . . . schau nur, wie viel Knöspleín dran sind!"

„Und das hast so früh gemacht, daß die Sonn dem Stäudl nicht schadet, gelt?"

„Ja, Mesner! In der Sonn hätt's dürsten müssen!" Der Weyerziskin glitt das blonde Haargeringel unter der Haube hervor, als sie sich niederbeugte, um achtsam aus der blechernen Kanne das Wasser mit dünnem Strahl über den Wurzelballen der Staude auszugießen.

Der Mesner blieb noch eine Weile stehen und schaute zu. „Ein schönes Stäudl! Das wird Rosen tragen!" sagte er. „Guten Morgen, liebe Meisterin!" Dann ging er davon.

Nun erhob sich auch die Weyerziskin. Und betete. Und als sie den Friedhof verließ, blieb sie alle paar Schritte wieder stehen und nickte dem kleinen Grab und der grünen Staude zu wie einem lebenden Ding.

Der Kirchplatz und die Straße war noch still und leer, obwohl der junge Tag schon klare Helle hatte. Doch als die Weyerziskin am Pfarrhof vorüberkam, wurde gerade die Türe geöffnet. Einer wollte heraustreten, zog sich aber flink wieder in den Flur zurück und drückte die Türe zu. Erst als das Truble verschwunden war, trat der alte Pfarrer Süßkind, in einen schwarzen, faltenreichen Mantel gewickelt, auf die Straße heraus. Hastig und wie in scheuer Sorge guckte er nach allen Seiten und steuerte mit langen Schritten der Kirche zu.

Am Portal des Gotteshauses war ein kleiner schwarzer Kasten mit zwei eisernen Bändern festgemacht, und der Deckel, der einen fingerbreiten Schlitz hatte, trug ein plumpes Vorhängschloß.

Herr Süßkind, vor dem Kirchtor stehend, spreizte mit den Ellbogen den Mantel auseinander, und während seine linke Hand mit dem Schlüssel am Schloß des Tores klapperte, tauchte seine Rechte vorsichtig eine dünne, mit Vogelleim bestrichene Gerte in den Schlitz des Klagekastens.

Doch die Gerte fischte keinen Zettel, der Kasten war leer.

Und aufatmend drehte der alte Pfarrherr im Schloß des Tores den Schlüssel um und trat in die kühle Dämmerung der stillen Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Der Postmeister Drouet.

Von Karl Witte.

Als Napoleon I. bald nach seinem Regierungsantritt dem damaligen Unterpräfekten von Sainte-Menehould, Jean Baptiste Drouet, eigenhändig das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust heftete, sagte er zu ihm: „Herr Drouet, Sie haben das Angesicht der Welt umgestaltet." Mit diesen Worten spielte der Kaiser auf die entscheidende Rolle an, die Drouet in der denkwürdigen Juninacht des Jahres 1791 im „Drama von Varennes" spielte, wie Lenotre, einer der besten Kenner der Revolutionsepoche, sein kürzlich veröffentlichtes Buch über die Flucht der königlichen Familie betitelt hat.

Drouet kehrte am Abend des 21. Juni 1791 gegen acht Uhr vom Felde heim. In der Stadt herrschte nicht geringe Aufregung: vor dem Posthause hielt ein mit sechs Pferden bespannter Reisewagen, der aus verschiedenen Gründen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Bei der Fahrt durch die Straßen hatten Dragoner, die in Sainte-Menehould eingetroffen waren, ohne daß man den Zweck ihrer Anwesenheit kannte, vor dem Wagen Front gemacht und salutiert; die Art und Weise, wie eine Dame, die in der Kutsche saß, den ehrfurchtsvollen Gruß der Soldaten erwiderte, bestärkte die Bewohner in der Vermutung, daß sehr hochgestellte Personen im Begriff seien, so geheimnisvoll wie möglich die belgische Grenze zu erreichen. Einige meinten, es sei wohl der Prinz von Condé, der nach Frankreich inkognito zurückgekehrt wäre und nun unter dem Schutze der Dragoner das Land wieder verlassen wolle. Aus der von Minute zu Minute anwachsenden Menge, die dem Pferdewechsel zusah, wurden Drohungen laut, aber man ließ die Reisenden doch weiterfahren. Drouet begnügte sich damit, nachdem er einen neugierigen Blick in die Kutsche geworfen und festgestellt hatte, daß sie schwer beladen war, den Postillonen ans Herz zu legen, die Pferde nicht allzusehr anzustrengen. Die Kutsche war schon zum Tore hinausgefahren, als sich



Altrömi



genrennen.

Checa.

in der Stadt das Gerücht verbreitete, die Flüchtlinge seien niemand anders als der König und seine Familie. Nun bemächtigte sich der Bevölkerung eine noch weit stärkere Aufregung, der Gemeinderat trat zur schleunigen Beratung zusammen, einer von den Stadtvätern eilte zu Drouet, um sich bei ihm zu erkundigen, ob er an dem Reisewagen etwas Verdächtiges bemerkt habe. Der Postmeister entgegnete, im Inneren sei ihm ein stark beleibter kurzsichtiger Mann mit langer Adlernase aufgefallen. Aus diesem Signalement glaubte der Abgesandte des Gemeinderates, ein gewisser Faren, mit Sicherheit schließen zu können, daß wirklich Ludwig XVI. auf der Flucht begriffen wäre. Sofort kehrte er nach dem Stadthause zurück, wo dann einstimmig beschlossen wurde, den Reisenden durch berittene Männer zuvorzukommen und ihre Weiterfahrt zu verhindern. Die Wahl fiel auf Drouet und einen Gastwirt namens Guillaume. Beide hatten bei den Dragonern gedient und galten als vorzügliche Reiter. Sie erklärten sich auch ohne Bedenken zu dem nächtlichen, abenteuerlichen Ritt bereit, selbst die flehentlichen Bitten seiner Frau vermochten den Postmeister nicht davon abzuhalten.

Gegen 9 Uhr stiegen Drouet und sein Begleiter zu Pferde, es war ein dunkeler Abend. Um die Flüchtlinge, die einen großen Vorsprung hatten, einholen zu können, schlugen sie Nebenwege ein und erreichten um 11 Uhr Varennes, wo sie im Gasthause „Zum Goldenen Arm" abstiegen. Fast zur gleichen Zeit war der Reisewagen der königlichen Familie vor den ersten Häusern der Stadt angelangt, aber an der verabredeten Stelle sah man sich vergebens nach dem Relais um, wodurch kostbare Zeit verloren ging. Inzwischen hatte Drouet den Gästen in der Wirtsstube das große Geheimnis verraten: eine Kutsche voll von Reisenden sei im Begriff, die Stadt zu passieren, wahrscheinlich wären es der auf der Flucht befindliche König und seine Familie. Man dürfe keine Zeit verlieren, wenn die Weiterfahrt rechtzeitig verhindert werden solle. Das war für die Anwesenden eine günstige Gelegenheit, ihre Gesinnung als „Patrioten" im reinsten Lichte leuchten zu lassen! Von dem Plane, ohne Verzug die ganze Stadt zu alarmieren, nahm man Abstand und beschloß, die Brücke und die Straßen zu versperren, die nach der Landstraße führten, auf der die Reisenden ihren Weg fortsetzen wollten. Als das in aller Eile geschehen war, erwartete man vor dem Gasthause „Zum Goldenen Arm" den Wagen, um ihn anzuhalten und den Reisenden ihre Pässe abzuverlangen. Zur allgemeinen Enttäuschung erwiesen sich diese bei der Prüfung als vollkommen in Ordnung, sie lauteten auf eine Baronin von Korff mit zwei Kindern und Dienerschaft. Unter solchen Umständen schien niemand berechtigt zu sein, der Reisegesellschaft zur Weiterfahrt Hindernisse in den Weg zu legen; das wurde von einem der Anwesenden freimütig ausgesprochen und fand auch Zustimmung. Darüber geriet der Postmeister von Sainte-Menehould in die höchste Aufregung, so leicht wollte er sich das Spiel doch nicht verderben lassen. Wütend rief er aus, er sei jetzt seiner Sache sicher, und wenn man den König mit seiner Familie ins Ausland entkommen ließe, würde die ganze Verantwortung dafür auf die Bevölkerung der Stadt fallen. Diese Worte blieben nicht ohne Eindruck auf die Bürger, die zugegen waren; nach kurzer Beratung beschlossen sie, die Reisenden bis zum Morgen zurückzuhalten. Was sich dann ferner während jener Nacht in Varennes ereignete, dürfen wir wohl als allgemein bekannt voraussetzen. Nachdem Ludwig XVI. zu der Überzeugung gekommen war, daß jede weitere Verstellung nutzlos wäre, fügte er sich mit dem ihm eigenen Gleichmut in das Unvermeidliche und gab sich zu erkennen. Am folgenden Morgen mußten er und die Seinigen wieder den Weg nach Paris einschlagen, wo ihrer noch viel schwerere Prüfungen harrten, als sie dort vor der Flucht erduldet hatten.

Sobald Drouet festgestellt hatte, daß die Reisenden in der Tat der König und seine Angehörigen waren, setzte er sich wieder zu Pferde und ritt nach Sainte-Menehould zurück, wo er gegen 4 Uhr mit der Nachricht von der Verhaftung der königlichen Familie eintraf. Um 6 Uhr saß er von neuem im Sattel, um dieser entgegenzureiten und die Führung des von einer großen Volksmenge begleiteten Zuges zu übernehmen. Am Abend des 24. Juni wurde er in Paris von den städtischen Behörden feierlich als Retter des Vaterlandes in die Nationalversammlung eingeführt, die ihm als nationale Belohnung 30 000 Livres zusprach. In den Straßen der Hauptstadt fand sein in Tausenden von Exemplaren vervielfältigtes Bild reißenden Absatz, wenige Wochen später war sein Name in ganz Europa bekannt. Als Mitglied des Konvents stimmte Drouet natürlich für den Tod des Königs, im Oktober des Jahres 1793 finden wir ihn in den Reihen der Nordarmee, wo ihn sein Schicksal ereilte, indem er den Österreichern in die Hände fiel. Ein Enkel des Barons Ferdinand von Stetten, der den ehemaligen Postmeister von Sainte-Menehould gefangen nahm, hat dem Verfasser des neuesten Buches über das Drama von Varennes die von der eigenen Hand seines Großvaters stammende Schilderung des Vorganges zur Verfügung gestellt.

Baron von Stetten befand sich eines Nachts mit der von ihm befehligten Schwadron auf Vorposten. An Schlaf war nicht zu denken, denn man wurde fortwährend vom Feinde beunruhigt. Der österreichische Offizier beschloß deshalb, mit seinen Leuten eine Aufklärung vorzunehmen; er stieß dabei auf eine feindliche Kavallerieabteilung, es kam zum Handgemenge, wobei die Franzosen schließlich den kürzeren zogen. Der Offizier, der die Truppe befehligte, mußte sich mit mehreren Soldaten ergeben. Einer von diesen, der durch einen Säbelhieb verwundet war und sich nur mit Mühe auf den Füßen halten konnte, verstand etwas Deutsch und verriet einem österreichischen Soldaten, der ihn zur Stärkung aus seiner Flasche einen Schluck hatte tun lassen, daß sein Vorgesetzter eine Persönlichkeit sei, von der viel gesprochen würde; seinen wirklichen Namen kenne er jedoch nicht. Als diese Enthüllung dem Baron von Stetten gemeldet wurde, näherte er sich dem Gefangenen und fragte ihn nach seinem Namen. Die Antwort war ganz unverständlich und sollte es auch unzweifelhaft sein, was den österreichischen Offizier veranlaßte, den französischen einer Leibesuntersuchung zu unterwerfen. Aus den Taschen kam jedoch nichts zutage, was über seine Person Aufklärung geben konnte, aber nun gab er sich plötzlich selbst zu erkennen. Man kann es dem Baron nachfühlen, daß der Name „Drouet" ihm unter diesen Umständen eine lebhafte Gemütsbewegung verursachte; seinen Soldaten war er ebenso vertraut wie ihm selbst, und kaum hatten sie den verhaßten Namen vernommen, da wollten sie den, der seinen König verraten hatte, auf der Stelle niederstechen. Der Führer der österreichischen Schwadron mußte mit gezogenem Säbel den früheren Postmeister von Sainte-Menehould gegen die Angriffe seiner Leute schützen, die sich bei dessen Anblick gar nicht beruhigen lassen wollten. Drouet befand sich auch erst in Sicherheit, als man im Lager ankam, wo von Stetten allseitig zu seinem wichtigen Fang lebhaft beglückwünscht wurde. Auf höheren Befehl brachte man den Gefangenen unter sicherer Bedeckung und in Ketten nach der Feste Spielberg bei Brünn. Der Weg ging über Brüssel, wo man einige Zeit anhielt.

Die Nachricht von der Gefangennahme Drouets erregte in ganz Frankreich das größte Aufsehen; die Royalisten frohlockten im stillen, die Republikaner gaben ihrem Bedauern lauten Ausdruck. Von der angeblich furchtbaren Behandlung des ehemaligen Postmeisters seitens der Österreicher wurden die haarsträubendsten Geschichten erzählt und geglaubt; es hieß, er werde wie ein wildes Tier in einem eisernen Käfig transportiert und hätte in Brüssel Hungers sterben müssen, wenn nicht ein Greis namens Meunier ihn heimlich mit Speise versehen hätte. Ein Jahr später erbeuteten die Franzosen in Brüssel diesen sagenhaften Käfig, schleppten ihn trotz seiner Schwere mit nach Paris und hängten ihn im Sitzungssaale des Konvents auf. Den Deputierten kam es jedoch nicht ganz geheuerlich vor, mit einem solchen Gegenstand über ihren Köpfen zu beraten; sie beschlossen deshalb, den Käfig zu entfernen

und zu den Füßen der Freiheitsstatue aufstellen zu lassen. Ein Veteran, dem die Bewachung oblag, war angewiesen, hin und wieder laut auszurufen: „Bürger, das sind die Wohltaten, die die Tyrannen euch bereiten!“

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß sich zu der Zeit, da Drouet in Brüssel in strengem Gewahrsam gehalten wurde, Graf Axel von Fersen dort aufhielt, der als glühender Verehrer der Königin Marie Antoinette bei der Flucht der königlichen Familie eine sehr hervorragende Rolle gespielt hatte. Der schwedische Edelmann benutzte nun natürlich die Gelegenheit, dem ins Angesicht zu blicken, der ihm eine der bittersten Enttäuschungen seines Lebens verursacht hatte. Seinem Tagebuche vertraute er den Eindruck an, den der an Händen und Füßen gefesselte Gefangene auf ihn machte: „Es ist ein Mann von sechs Fuß, etwa dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahre alt, den man wohl hübsch nennen könnte, wenn er nicht ein so großer Verbrecher wäre. Er hatte Fesseln an den Händen und Füßen. Wir fragten ihn, ob er der Postmeister von Sainte-Menehould sei, der den König in Varennes verhaftet hatte. Er entgegnete, er wäre freilich in Varennes mit dabei gewesen, habe jedoch den König nicht verhaftet. Seinen Oberrock wollte er deshalb nicht öffnen, damit man nicht die Kette sähe, die seinen rechten Fuß an die linke Hand fesselte.“



Jean Baptiste Drouet.

In seiner Zelle auf dem Spielberg hatte der ehemalige Postmeister Muße genug, über sein nicht gerade beneidenswertes Schicksal nachzudenken. Von Anfang an scheint der Plan zur Flucht sich seines abenteuerlichen Geistes bemächtigt zu haben. Eines Tages sah er durch das Gitterfenster seines Gefängnisses tief unten auf den Wellen der Schwarzawa ein festgebundenes Boot schaukeln, bei dessen Anblick es wie eine Erleuchtung über ihn kam. Nach seinem eigenen Geständnis hoffte er, mit Hilfe dieses kleinen Fahrzeuges in die Donau und dann in das Schwarze Meer zu gelangen! Aber bevor er glücklich in dem Rettungsboot säße, mußte er doch aus seiner Zelle ausbrechen und sich in die Tiefe hinablassen. Es war ausgeschlossen, daß er sich zu diesem Zwecke ein hinreichend langes Seil verschaffen konnte, denn die Terrasse, auf der die Feste erbaut ist, liegt etwa zweihundert Fuß über dem Erdboden. Mit den starken Eisengittern seines Fensters wurde er fertig, ohne daß die Wächter etwas merkten; ein Fallschirm sollte ihn unversehrt auf die Erde hinabtragen. Aus Kleidungsstücken zog er Fäden zum Nähen, aus der Gräte eines Fisches verfertigte er eine Nadel, aus Holzstücken, die ihm die Bettstelle liefern mußte, ein Gestell, über dem er Bettlaken zu einem großen Schirm zusammennähte. Er rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Schildwachen, die unten Tag und Nacht auf und ab patrouillierten, entsetzt davonlaufen würden, wenn sie ein solches Ungetüm plötzlich vom Himmel herniederschweben sähen.

Das Gefängnis Drouets war ziemlich hoch, so daß er darin mit seiner Maschine Versuche im kleinen anstellen konnte. Da sie günstig ausfielen, redete er sich ein, sein Fallschirm würde sich in der freien Luft noch besser bewähren. Aber als am 6. Juli 1794 der Augenblick, den er zur Ausführung seiner Flucht für günstig hielt, herangekommen war, wurde ihm doch sehr schwül zu Mute bei dem Gedanken, sich dem Apparat zum Sturz in die Tiefe anzuvertrauen. Mehrere Male war er schon in der letzten Minute davor zurückgeschreckt, als er plötzlich seine ganze Willenskraft zu Hilfe nahm, die Augen schloß und mit seinem Schirm aus dem Fenster sprang. Gegen sein Erwarten schwebte er nicht, sondern stürzte förmlich hinab, so daß eine blitzschnelle Todesahnung ihn durchzuckte; doch es verlief besser, als er befürchtete. Er hielt sich, nachdem er mit der Erde in Berührung gekommen war, sogar für fähig, schnell aufspringen und eine Mauer, die er vor sich sah, überklettern zu können, bis furchtbare Schmerzen in einem Fuße, der gebrochen war, ihn zu seiner bittersten Enttäuschung eines anderen belehrten und ihm laute Klagelaute entlockten, die seinen Fluchtversuch bald verrieten. Von diesem Zeitpunkte an wurde er natürlich schärfer bewacht, erst anderthalb Jahre später erhielt er in der Auswechslung gegen die Tochter Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette seine Freiheit wieder. Dazu bemerkt Lenotre, er glaube nicht, daß die größten Dramatiker eine packendere Verkettung und Auflösung von Gegensätzen erfunden hätten als diese.

Zum zweiten Male konnte Drouet sich nun, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, als Held des Tages sonnen, aber die Freude währte nicht lange. Der Teilahme an der Verschwörung Babeufs überführt, mußte er wieder ins Gefängnis spazieren. Weit davon entfernt, durch sein mißglücktes Ausbrechen aus dem Spielberg entmutigt zu sein, schmiedete er sofort wieder neue Fluchtpläne, und dieses Mal begünstigte ihn das Glück bei der Ausführung. Es bereitete ihm freilich auch nicht annähernd so viele Schwierigkeiten, aus seinem Pariser Gewahrsam zu entweichen, als aus dem in der mährischen Felsenfeste. Nach achttägiger Arbeit gelang es ihm, durch den Kamin über das Dach zu entkommen; seine Flucht wurde jedoch sofort entdeckt, man sandte auf der Stelle Soldaten hinter ihm her, die ihn auch einholten, da er sich wegen seines noch hinkenden Fußes nur langsam fortbewegen konnte. Auf ihre Frage, ob er nicht einen in voller Flucht befindlichen Gefangenen gesehen habe, entgegnete er mürrisch, es sei nicht seine Sache, Gefangene, die ihr Heil in der Flucht suchten, anzuhalten. Die Soldaten setzten dann ihre Verfolgung fort, und er war gerettet. Am folgenden Tage sandte er dem „Journal der freien Menschen“ einen ausführlichen Bericht seines Entwischens; dann suchte er Zuflucht in der Schweiz und begab sich von hier unter angenommenem Namen nach Genua, um sich nach Indien einzuschiffen. Unterwegs machte er auf den Kanarischen Inseln Halt und befand sich in den Reihen der Verteidiger, als die Engländer Teneriffa angriffen. Nach dem 18. Fructidor (3. bis 4. September 1797) finden wir den ehemaligen Postmeister von Sainte-Menehould wieder in Paris, wo seiner eine angenehme Überraschung harrte: als angebliches „Opfer des Hasses der Könige und ihrer unverbesserlichen Parteigänger“ erhielt er zum zweiten Male zur Entschädigung dreißigtausend Frank. Das hinderte ihn jedoch nicht, unter der „reaktionären“ Konsularregierung die Stelle als Unterpräfekt von Sainte-Menehould anzunehmen.

Jetzt hatte Drouet gute und ruhige Tage, nach stürmischer Fahrt schien sein Schiff endlich in den sicheren Hafen eingelaufen zu sein. Napoleon zeichnete ihn, wie wir schon berichtet haben, persönlich auf ehrenvolle Weise aus, aber mit dem Stern des Kaisers erlosch auch der seinige. Nachdem Ludwig XVIII. zum zweiten Male vom Thron seiner Väter Besitz genommen hatte, wurde Drouet, weil er im Verdacht stand, bei der Rückkehr Napoleons von Elba seine Hand im Spiel gehabt zu haben, geächtet, und dann setzte man fast die ganze Polizei des Königreiches in Bewegung, um des „schändlichen Drouet“, wie der Polizeiminister ihn bezeichnete, habhaft zu werden. Die Jagd auf ihn nahm einen sportartigen Charakter an, alle Sicherheitsbeamte wetteiferten dabei miteinander.

Niemand wünschte der Verfolgung aufrichtiger Gelingen als ein Dr. Normand in Sainte-Menehould, und das konnte man ihm im Grunde auch nicht allzusehr verdenken, denn der frühere Postmeister hatte ihm seine Frau, eine geborene Deutsche, namens Christine Mencke, abspenstig gemacht. Auf alle mögliche Weise unterstützte er deshalb die Bemühungen der Behörden, den Schlupfwinkel Drouets, den man irgendwo im Departement versteckt glaubte, ausfindig zu machen; die Landbevölkerung dagegen führte die Polizei durch falsche Fährten immer von neuem irre.

Mit dem Taufschein und dem Passe eines gewissen Maegesse versehen, verstand es der Geächtete, allen Nachstellungen zu entgehen. Schließlich ließ er sich in Macon an der Saone nieder, wo er ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Hin und wieder erhielt er heimlich Unterstützungen aus Sainte Menehould, seine angebliche Frau verdiente etwas mit Pasteten backen, er selbst merkwürdigerweise als Vorleser eines alten Edelmannes, den er sogar zu überreden wußte, außer den königstreuen auch einige oppositionelle Blätter zu halten. Im Februar des Jahres 1824 erkrankte er, und im April desselben Jahres entschlief er sanft nach einem Leben, wie es abenteuerlicher selbst die lebhafteste Phantasie nicht hätte erdichten können.

Vogelpflege und Vogelschutz im Winter.

Von Dr. E. Bade.

Mit 5 Photographien nach Aufnahmen des Verfassers.



Richtig angebrachter Starkasten.

Die Natur ist aus dem Winterschlafe erwacht. — Überall grünt und blüht es, ein weißer Blütenschnee liegt unter den Obstbäumen, die Kätzchen der Weide und der Birke schaukeln in der linden Luft, und flutendes Sonnengold umspinnt wie mit Tausenden und Abertausenden von Fäden die ganze Natur und kleidet alles in ein lichtes Feitgewand. Aber in diese sonnige Feiertagsstimmung des Frühlings fällt ein bitterer Tropfen, denn sobald der lichte Sonnenstrahl schmeichelnd die Knospen und Blüten hervorgelockt hat, ist von seinem wärmenden Hauche auch das unzählige Heer der Insekten aus dem Schlafe geweckt und beginnt nun wieder in Wald und Feld, im Garten und auf der Wiese seine verderbenbringende Tätigkeit gegen alles was Pflanze heißt. Um die Vermehrung dieses Ungeziefers hintenan zu halten, hat der Mensch im Obstgarten die Bäume mit Kalkmilch bestrichen, hat im Walde Klebegürtel um den Stamm gelegt, aber dort, wo die schlimmsten Feinde der Bäume sitzen, an den Knospen und den dünnen Zweigspitzen, da konnte er keinen Schutz schaffen, denn mit der Vernichtung der Insekteneier, Larven usw. an diesen Stellen hätte er den Baum selbst getötet, er hätte den Teufel dann mit dem obersten der Teufel, mit Beelzebub, ausgetrieben. Für den Baum hier Rettung zu schaffen, hier den Kampf mit dem Insektengesindel aufzunehmen, liegt in erster Linie den kleinen Vögeln ob, die mit ihrem feinen, spitzen Schnabel aus den Knospen und hinter den Rindenschuppen die Kerfe in allen Stufen ihrer Entwicklung hervorsuchen.

Aber um die Kleinvögel, diese unersetzlichen Bundesgenossen des Land- und Forstwirtes und des Gärtners, ist es arg bestellt, denn die ausgedehnte Bodenkultur, die jede Bodenfläche gründlich ausnutzt, hat für diese Tiere eine Wohnungsnot geschaffen, indem sie ihnen die dichten undurchdringlichen Dornhecken entzog, die kleinen Feldgehölze entwaldete und in den Gärten die Flieder-, Holunderbüsche usw. so „künstlich" verschnitt, daß sie ein Vogelnest nicht mehr aufnehmen können. Im Walde ist es nicht anders. Alte knorrige Bäume mit Astlöchern oder solche, in deren kernfaulen Stamm der Specht Löcher gemeißelt hat, duldet die „moderne" Forstwirtschaft nicht mehr; mit dem Unterholz im Walde ist es ebenso traurig bestellt, denn es muß hier heute alles fein nach der Schnur gehen, damit sich alles leicht überblicken läßt.

Wenn man den Vögeln ihre Brut- und Zufluchtsplätze entzieht, so gibt man die Tiere andererseits ihren Feinden in der Natur preis, und dieses sind in erster Linie: Katzen, Sperber, Elstern und Raben. Zu diesen gesellen sich auch noch Sperlinge, die vorhandene Nistgelegenheiten immer ausnutzen. Die Verminderung der Spatzen ist eine der wichtigsten Fragen des praktischen Vogelschutzes, und in zweiter Linie kommt dazu die Schaffung von Vogelschutzgehölzen und das reichliche Aushängen von Nistkästen. Wer aber Vogelschutz treiben will, der muß zuerst das Leben der Vögel kennenlernen. Vogelschutz ist keine Liebhaberei, die bewundernd für Vogelgesang in der freien Natur schwärmt, oder die aus dem Bestreben nach Verschönerung auf Belebung der Natur hinarbeitet. „Vogelschutz" schließt eine viel wichtigere Bedeutung in sich, die sich in die Worte zusammenfassen läßt: Schutz der Vögel auf Grund der Erkenntnis ihrer Nützlichkeit als Helfer des Landmanns, des Försters, des Gärtners im Kampfe gegen das Insektenheer! Der Vogelschutz ist eine volkswirtschaftliche Maßnahme. Er will die dem Menschen nützlichen, ja in der Natur bei dem heutigen Stand der Kultur notwendigen Vögel vermehren, soll aber auf keinen Fall dahin führen, das Halten von Vögeln in der Gefangenschaft zu verbieten. Die Ansicht, die das Halten von Stubenvögeln als von nachteiligem Einfluß auf den Vogelbestand der freien Natur ansieht, beruht auf großer Unkenntnis der Verhältnisse, denn die geringe Zahl der Stubenvögel kommt im Haushalt der Natur überhaupt nicht in Frage. Anders liegt die Sache



Unzweckmäßig gebauter und angebrachter Starkasten.


Meisennistkasten.

dort, wo Vögel des Gaumenkitzels wegen oder zum „Hutschmuck der Damen“ gefangen werden. Wir verurteilen den Vogelfang des Südländers, bedenken aber in der Regel nicht, daß bei uns noch heute der Vogelmassenmord fast in gleichem Umfang geübt wird: der Fang der Drosseln in den Dohnenstiegen, wo ungezählte Scharen nordischer Vögel sich in den mörderischen Schlingen zu Tode zappeln. Eine ganze Anzahl Kleinvögel bedürfen Vogelschutzgehölze nicht, als solche sind Lerchen, manche Sänger, Ammern, Schmätzer und Stelzen anzuführen, aber dennoch bleibt eine große Zahl übrig, die dankbar von den Gehölzen Besitz nehmen. Im Norden Deutschlands, dem Gebiete der „Knicks“, die man als lebende Feldeinzäunungen in Holstein findet, sind diese die besten Schutzgehölze; wo aber solche Hecken auf weitere Ausdehnung fehlen oder nur vereinzelt vorhanden sind, sind die Vogelschutzgehölze vorzügliche Einrichtungen. Ferner ist es kein unbilliges Verlangen, daß die Forstverwaltungen einzelne alte Bäume mit Astlöchern stehen lassen und so für Höhlenbrüter wenigstens einige natürliche Nistplätze schaffen; andererseits mögen sie auch dafür sorgen, durch Aufhängen von Nistkästen weitere Brutgelegenheiten einer größeren Anzahl von Vögeln, besonders den Meisen, zu geben. Zu Nistkästen eignen sich natürlich keine roh zusammengezimmerten Kästen, die an irgend einem beliebigen Ort untergebracht werden, sondern es müssen zweckmäßige Kästen an den richtigen Stellen angebracht werden. Sehr zu empfehlen sind die nach Angaben von Frhr. v. Berlepsch gebauten Kästen, die auf unseren Bildern wiedergegeben sind.*)

Am bekanntesten ist die Form des Starkastens; in ihm nisten auch der große und mittlere Buntspecht, der Wendehals und Kleiber. In kleinerem Bau dient er Meisen, Baumläufern, Trauerfliegenfängern, Kleinspechten und Gartenrotschwänzchen zum Nisten. Bei Anbringung der Kästen an Bäumen ist darauf zu achten, daß sie nicht nach hinten überhängen, nicht schaukeln und daß das Flugloch nach Süden zeigt. Die beste und sicherste Befestigung erreicht man durch Schraubennägel; sie fügen dem Baum, wenn sie nicht bis in den Kern gehen, keinen Schaden zu. Kästen für Meisen sind zweckmäßig in Obstgärten unterzubringen, die auch Buschgehölze aufweisen, da die Meise nie gern über größere freie Strecken fliegt. Sie werden in einer Höhe von zwei bis drei Metern befestigt und am besten so, daß sie von einigen Zweigen verdeckt sind.

*) Vergleiche hierzu: Hans Frhr. von Berlepsch: „Der gesamte Vogelschutz“.

Bachstelzen, Hausrotschwänze, graue Fliegenschnäpper sind Halbhöhlenbrüter und beanspruchen einen kurzen Nistkasten mit großem Zugangsloch. Derartige Kästen, hoch unter einem Dachsims angebracht, werden vom Hausrotschwanz und der Bachstelze bezogen; die an Bäumen im Garten befestigten benutzt der graue Fliegenschnäpper.

Das Aufhängen der Nistkästen ist am meisten in den Monaten Januar bis Ende März oder Ende November zu empfehlen. Eine weitere Befolgung des Vogelschutzes besteht in der naturgemäßen Winterfütterung für Meisen, Ammern, Finken und Lerchen. Bei der Winterfütterung werden fast immer Fehler begangen, und auf den meisten Futterplätzen wird nur der Sperling gehörig gemästet. Alle Futterplätze müssen eine geschützte Lage haben. Ist eine solche nicht vorhanden, so muß sie durch Nadelholzzweige oder Dorngestrüpp geschaffen werden, um die natürlichen Feinde der Vogelwelt von den Plätzen abzuhalten und dem Kleingefieder einen sicheren Schutz zu geben. Zu berücksichtigen bei der Anlage ist auch, daß die Meisen, der Zaunkönig, die Goldhähnchen sich den Futterplätzen so nähern können, daß sie keine größeren freien Strecken erst überfliegen müssen.


Brutkasten
für Rotschwänze und Fliegenschnäpper

Nahrungsmittel für die Vögel sind Hanf-, Kürbis- und Obstkerne, Sonnenblumensamen und kleine Fleischstücke. Wer Mehlwürmer und Ameisenpuppen verfüttern will, wird sich für diese Liebesgabe den besonderen Dank der Tiere erwerben. Brotkrumen und gekochte Kartoffeln mögen von den Futterplätzen fern bleiben, sie nimmt kein Vogel gern, und sie bekommen ihm auch nicht. Amseln und sonstige Drosselvögel nehmen auf den Futterplätzen vorwiegend Beeren.

Für die übrigen Sing- und Strichvögel, die unsere Wintergäste bilden, richtet man an einem sonnigen Abhang im Felde den Futterplatz ein. Sehr bewährt hat sich eine von


Futterplatz.

Prof. Dr. Th. Liebe vorgeschlagene Einrichtung, hier einen dünnen Pfahl in die Erde zu schlagen und daran allerlei dürres Gestrüpp: Disteln, Zichorien, Haferhalme usw. zu befestigen. Die Einrichtung solcher Futterplätze ist am nötigsten bei Schneefall im März, wenn der Zuzug der Wandervögel schon begonnen hat. Auch im Garten ist die Anlegung eines solchen Futterplatzes zu empfehlen.

Katzen, Raubvögel und Raben usw. halte man möglichst von den Futterplätzen fern, für sie alle sei ein Gewehr bei der Hand, um dem Gesindel das Lebenslicht auszublasen.

Die Baumeisters.

(Schluß.)

Roman von Lulu von Strauß und Torney.

Martina kam am Nachmittag des dritten Tages in Ludwigs Zimmer hinauf, um ihm seinen Kaffee zu bringen. Friede saß neben ihrem Mann und sah auf. „Bleibst du wohl eine Zeitlang hier, Martina? Ich möchte zu den Eltern und nach Bubi sehen."

Martina nickte. Ihr Tablett klirrte, als sie es hinsetzte. „Laß dir nur Zeit, ich bleibe gern hier."

Sie sah der jungen Frau mit einem langen Blick nach, als diese rasch aus dem Zimmer ging.

Als sie sich zu ihrem Bruder wandte, ruhten dessen Augen mit eigentümlich ernstem Ausdruck auf ihrem Gesicht.

„Warst du noch nicht auf dem Hof, Martina?" fragte er plötzlich.

Sie schüttelte den Kopf. „Was habe ich da zu suchen?"

Eine unversteckte Bitterkeit war in den Worten. Baumeister war eine Minute lang still.

„Weißt du, daß Erhard da ist?" fing er dann wieder an.

Sie antwortete nicht gleich. Dann hob sie plötzlich den Kopf und sah ihn an. „Ludwig, ich ertrage das so nicht länger. Ich kann Tag und Nacht nichts anderes denken. Sag mir, was das mit Erhard ist!"

Es ging wie ein Schatten über sein Gesicht. „Mit Erhard?" wiederholte er nur langsam, wie um Zeit zu gewinnen.

„Friede kann ich nicht fragen, aber du weißt, was zwischen uns war. Du mußt es mir sagen. Ich habe ein Recht darauf, es zu wissen!"

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe aber kein Recht, es dir zu sagen, Martina."

Das Mädchen drückte in leidenschaftlicher Aufregung die Hände ineinander. „Ludwig, ich bin weggegangen, weil ich die Sache damals ein für allemal abschneiden wollte. Ich wollte ihn vergessen. Aber ich kann nicht, ich kann nicht. Und heute weiß ich nicht, ob es recht war, daß ich damals tat, was du wolltest!"

Baumeister lehnte müde den Kopf an die hohe Rückenlehne seines Armstuhls zurück.

„Mag sein," sagte er nach einer Pause; „es ist eben noch ein Irrtum mehr zu den anderen."

Sie überhörte in der eigenen Erregung seinen bitteren Ton. „Ludwig, sag mir, was es mit ihm ist."

„Ich kann nicht, Martina. Was ich dir sagen darf, ist, daß er seelisch schwer leidet. Friede sagt mir, daß er jede Lebensenergie verloren hat. Seine Eltern sind sehr in Sorge um ihn."

Es war eine sekundenlange Stille zwischen ihnen. Dann sah Martina auf. „Ich gehe zu ihm. Ich kann nicht anders."

„Du?" Baumeister schwieg erst, dann nickte er ihr zu. „Ich kann nicht abraten. Ich habe eigentlich sogar deswegen davon angefangen. Es ist vielleicht das Beste, für dich und für ihn. Erhard hat einen Menschen nötig —" Er sah sie plötzlich nachdenklich an. „Aber du wirst ihn gar nicht sehen, Martina. Friede erzählt, daß er sich von jedem Umgang abschließt und seit Wochen keinen Menschen spricht."

Martina schüttelte den Kopf. „Ich werde ihn sehen. Es kann gar nicht anders sein."

Baumeister hatte sich zum Fenster gewandt, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. „Sag Erhard, daß ich weiß, daß du zu ihm wolltest," sagte er nur noch. „Vergiß das nicht, Martina."

Sie sprachen dann beide kein Wort, eine halbe Stunde; jeder hatte vollauf mit den eigenen Gedanken zu tun. Friedes Kommen fuhr wie ein frischer Windstoß in diese schwere Stille herein. Die junge Frau lachte, ihre heitere Natur fing jetzt nach dieser schweren Zeit wieder an, ihr Recht zu verlangen.

„Ihr seht aus, als ob ihr schlafen wolltet. Sehr lebhaft scheint ihr euch nicht unterhalten zu haben."

„Doch, wir hatten genug zu sprechen," antwortete Martina kurz.

Als sie zur Tür ging, begegneten sich ihre Augen mit denen des Bruders in einem raschen ernsthaften Blick. —

Auf dem Tennisplatz hinter dem Haus spielten die Herfenschen Schwestern, ihr Lachen und die kurzen hellen Rufe der Mädchenstimmen gingen durch den ganzen Garten und gaben ihm etwas eigentümlich Lebensvolles. Die Sonne stand schon tief, die ganze Luft war wie goldgetränkt, nur im Westen schoben sich ein paar schmale grauviolette Wolkenstreifen vor das tiefe feurige Gelbrot, das durch die Büsche herleuchtete.

Trude Herfen hieb jetzt mit dem Schläger auf einen der roten Bälle, daß er hochsprang. Ihr Gesicht war heiß unter den krausen blonden Haarsträhnen.

„Natürlich habt ihr wieder gewonnen. Ich habe aber auch keine Lust, immer allein gegen euch beide zu spielen. Es ist nichts, wenn man nicht zu vieren spielt. Erhard braucht gar nicht immer bei seinen dummen Zeitungen zu sitzen, er soll mitspielen! Erhard! Erhard!"

Sie rief ein paarmal langgezogen durch den Garten.

„Er hockt gewiß wieder bei dem Steintisch, da muß er mich doch hören."

Als sie noch einmal rufen wollte, kam Lisbeth hastig an das Netz heran. „Laß ihn doch, Trude, er mag das nicht. Spiel du mit Käthe, ich tausche mit dir."

Trude hatte recht. Erhard hatte sie gehört; er war aufgeschreckt bei dem lauten Ruf, aber er war regungslos sitzen geblieben, ohne zu antworten.

Er saß jetzt am liebsten in dieser abgelegenen Gartenecke, wo ein paar verwitterte Lattenbänke um einen klobigen grauen Steintisch einen Sitzplatz bildeten. Hier störte ihn niemand.

Die paar Zeitungsblätter, die er sich heute mitgebracht hatte, lagen noch zusammengefaltet vor ihm auf dem Tisch, er hatte sie nicht angerührt. Sie waren auch eigentlich nichts als Vorwand gewesen. Er saß jetzt nur vorgebeugt auf der Bank, die Arme auf die Kniee gelehnt, und starrte gedankenlos vor sich auf die feuchte schwarze Erde, in der er mechanisch mit einem Baumzweig wirre Kreise und Striche zeichnete.

Er wußte selbst nicht, wie lange er schon so gesessen hatte. Jetzt hob er plötzlich aufhorchend den Kopf. Irgendwo in der Nähe zwischen den Büschen raschelte es. Waren da nicht auch Schritte auf dem Kiesweg?

Er richtete sich auf, nervöse Unruhe im Gesicht. Wahrscheinlich wieder Trude! Konnten sie ihn denn nie in Ruhe lassen?

Er sah sich hastig um, vielleicht konnte er sich noch durch den kleinen Seitenweg vor der lästigen Störung retten!

Es war schon zu spät. Gleich darauf fuhr er erschrocken in die Höhe, ein helles Kleid und Gesicht kamen auf dem schmalen Weg zwischen den sperrigen Haselbüschen heraus.

Er stand auf den Füßen, ehe er es selbst wußte.

„Fräulein Martina — gnädiges Fräulein — "

Was wollte sie hier? Er wollte keinen Menschen sehen. Sie auch nicht — sie vor allem nicht!

Eine Sekunde lang hatte er sie fast feindlich angesehen, jetzt riß er sich zusammen. „Sie wollen gewiß zu meinen Schwestern," sagte er sonderbar schroff.

Martina Baumeister hatte noch kein Wort gesagt, sie stand nur und sah ihn an. Sie vergaß, daß sie einen Augenblick vorher in plötzlicher erstickender Angst fast wieder umgekehrt wäre, als sie Erhard erkannte. Sie sah nur die Veränderung in seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen.

Ganz impulsiv streckte sie ihm die Hand hin. „Ich wollte nicht zu Ihren Schwestern, ich wollte zu Ihnen."

„Zu mir? Ach so!" Er lachte auf, mit einem scharfen Ton, der früher nicht in seinem Lachen war. „Ich kann mir denken, Ludwig wird Ihnen allerlei von mir erzählt haben."

Sie schüttelte den Kopf. „Ludwig weiß, daß ich hier bin. Aber er hat mir kein Wort erzählt, als ich ihn fragte. Deshalb mußte ich selbst kommen — "

Er sah an ihr vorbei. „Ihr liebenswürdiges Interesse ist mir allerdings sehr schmeichelhaft, aber —"

„Herr von Hersen!" Martina Baumeister trat unwillkürlich einen Schritt auf ihn zu, leidenschaftliche Erregung und verletzten Stolz in den wundervollen dunkelen Augen. „Ich glaube, ich habe nicht verdient, daß Sie so gegen mich sind. Ich weiß, daß ich etwas tue, das ungewöhnlich ist. Aber ich konnte nicht anders — "

Sie brach plötzlich ab, mit heftiger Bewegung wandte sie sich zur Seite. „Ich will lieber gehen, wenn es so ist —"

„Martina!"

Er hatte sich nicht von seinem Platz neben dem Tisch gerührt, als sie sich umsah, aber der feindlich abwehrende Ausdruck in seinen Augen war ausgelöscht. Das Mädchen war stehen geblieben, ein paar Schritte von ihm.

Da warf sich Erhard Hersen plötzlich auf die Bank und drückte den Kopf in die Hände. „Martina, Martina, warum sind Sie denn gekommen? Was wollen Sie denn? Einen Menschen wie mich läßt man doch laufen! Sie haben das doch schon einmal getan! Jetzt hätten Sie tausendmal mehr Grund!"

Sie war sofort bei ihm. Sie stand und sah auf seinen gebeugten blonden Kopf herunter. Ihre Stimme war tief von unterdrückter Aufregung. „Erhard — das war damals doch nur, weil ich Ihnen in Ihrem Leben kein Hindernis sein wollte. Wenn es nicht recht war, habe ich doch nur für Sie das Beste gewollt. Jetzt ist das anders. Jetzt mußte ich kommen! Gerade weil ich weiß, daß Sie Schweres erlebt haben!"

Er richtete sich plötzlich auf und sah ihr ins Gesicht.

„Weil Sie das wissen? Was wissen Sie denn von mir? Schweres erlebt, sagen Sie? Wenn es nur das wäre, wollte ich schon durchkommen, das muß jeder. Aber ich habe mein Leben verpfuscht! Ein für allemal verpfuscht durch meine eigene Schuld. Ein Mensch, der sein Ehrenwort gebrochen hat, was ist der denn noch? Ein Lump, der sein Leben nicht mehr verdient!"

Er war aufgestanden und mit großen Schritten auf dem kleinen unkrautüberwucherten Fleck auf und ab gelaufen, während er heftig sprach. Jetzt blieb er vor dem Mädchen stehen.

„Ich sollte vielleicht diskreter gegen mich selbst sein, aber es lohnt sich mir nicht mehr. Sie sollen das wissen. Sie sollen sagen: Ich will mit dem Kerl nichts mehr zu tun haben! Und wenn Sie das nicht sagen, dann verstehen Sie eben nicht, was es für einen Mann bedeutet, ein gebrochenes Ehrenwort!"

Martina Baumeister lehnte an dem Steintisch, sie hatte nicht aufgesehen. Nun hob sie plötzlich den Kopf, eine eigentümliche Entschlossenheit lag in den Augen unter den breiten Brauen.

„Doch, ich weiß, was es bedeutet. Ich weiß, daß Sie sich äußerlich vielleicht das Leben ruiniert haben. Das ist nicht zu ändern. Aber ich weiß auch, daß man sich seine Selbstachtung wieder verdienen kann, wenn man sie verloren hat. Sie müssen arbeiten, Erhard!"

„Arbeiten?" Erhard Hersen zuckte die Schultern. „Ich wüßte nicht wie, da ich meinen Abschied schon eingereicht habe.

Sie sah ihn noch immer voll und fest an.

„Sie sind später doch einmal Herr hier auf Hersdorf. Ich glaube, daß Ihr Vater eine Hilfe brauchen kann."

Er schüttelte den Kopf, ein finsterer Ausdruck war in seinem schönen Gesicht. „Nein. Ich kann nicht mit meinem Vater zusammen sein. Ich kann die Art nicht ertragen, wie er mich behandelt. Dieses rücksichtsvolle Mitleid!" Er lachte noch einmal hart auf. „Man kann auch ein Wortspiel daraus machen! Die noch Achtung vor mir haben, wissen nichts von der Sache, und die etwas davon wissen, haben keine Achtung mehr. Ich selbst auch nicht. Für mich ist eben alles vorbei. Ich glaube nicht mehr an mich!"

Das Mädchen stand mit gebeugtem Kopf. Es war ihr, als ob sie es nicht mehr ertragen könnte, ihn so sprechen zu zu hören. Jedes Wort tat ihr weh wie ein Messerschnitt.

Sie vergaß, was sie ihm sonst noch hatte sagen wollen. Sie fühlte nur ihr ganzes Wesen bis an den Rand voll von dem großen brennenden Wunsch, ihm zu helfen, zu geben, was sie geben konnte. Impulsiv streckte sie ihm beide Hände hin. „Erhard, ich glaube aber an Sie, ich!" sagte sie leidenschaftlich.

Er fuhr herum und sah sie an. Er nahm ihre Hände nicht. „Martina, ich habe Ihnen gesagt, daß ich kein Mitleid ertragen kann! Auch von Ihnen nicht!"

Das war das Letzte. Es brach plötzlich über sie herein wie ein Strom, der jeden Widerstand wegfegte. Sie war nicht mehr die ruhige selbstbeherrschte Martina Baumeister; sie war nur noch das Mädchen, das seine Scheu, seinen Stolz, das alles vergaß über dem Mann, den es liebte, über dem Gedanken, daß er litt. Sie ließ die Hände, die er nicht genommen hatte, schlaff fallen und schluchzte auf, aber ohne Tränen.

„Erhard — es ist kein Mitleid . . ."

Erhard Hersen sah sie an. Und in dem Augenblick verstand er. Einmal hatte er ihre Augen schon so gesehen. Damals, an dem Abend, auf ihres Bruders Zimmer. Es traf ihn wie ein Schlag, aber er rührte sich nicht, er sah sie nur an.

„Martina — das darf nicht sein! Deinetwegen nicht! Was habe ich dir denn zu geben? Eine verfehlte Existenz!"

Das Mädchen fühlte einen Augenblick ein paar schwere Herzschläge erstickend bis zum Hals herauf. Sie suchte, suchte nach irgend einem Wort, das sie ihm sagen könnte, aber sie fand nichts als das eine, das sie ihm vorhin schon gesagt hatte:

„Ich glaube an dich! Ich glaube doch an dich!"

In der nächsten Sekunde war er bei ihr, riß sie in seine Arme. „Liebling! Martina! Ist das denn wahr? Ist das denn möglich? Für mich . . ."

Mit einem tiefen Aufatmen, ohne ein Wort, legte das Mädchen ihm fest, ganz fest, beide Arme um den Hals.

Kein süßes wildes Erschrecken wie damals; nur ein Nachhausekommen. Sie bog ihm mit geschlossenen Augen den Kopf entgegen, wie er sie küßte. Aber nur eine Minute lang, dann machte sie sich hastig los.

„Nicht, Erhard. Ich muß jetzt nach Haus, Friede weiß nicht, wo ich bin."

Er hielt ihre beiden Hände fest.

„Sagtest du nicht, Ludwig wüßte, daß du hier bist?"

Sie nickte. „Ich soll es dir eigens bestellen, er hat es mir aufgetragen. Ich weiß nicht warum."

Erhard Hersen war einen Augenblick still.

„Sag du ihm, daß ich morgen zu ihm komme, Martina. Ich muß ihn um etwas bitten. Weißt du, um was?" Er riß sie noch einmal an sich und küßte sie wieder und wieder, daß sie den Atem verlor. „Liebling! Weißt du denn, was du mir gibst? Ich kann ja wieder wollen! Mein Leben fängt ja neu an!"

* * *

Ludwig Baumeister stand an seinem Fenster und sah in den Vorgarten hinunter, wo seine Schwester langsam Arm in Arm mit ihrem Verlobten ging. Erhard Hersen war eben bei ihm gewesen. Sie hatten beide wohl an den Tag gedacht, wo er zuletzt hier vor ihm gestanden hatte, auch als ein Bittender. Aber sie hatten mit keinem Wort an die Vergangenheit gerührt. Sie hatten sich nur einmal fest die Hand geschüttelt, das war alles. Dann hatte Erhard ihm erzählt, daß er den Abschied genommen hatte und in Hersdorf bleiben wollte, um praktisch unter Rühmkes Leitung und des alten Dammanns Oberaufsicht in die Landwirtschaft eingeführt zu werden. Martina mußte sich eben darein finden, einen Mann zu heiraten, der noch nichts war, sondern erst etwas werden wollte.

Seine Eltern waren glücklich über seinen Entschluß und über diese Verlobung, die ihm wieder Boden unter den Füßen gegeben hatte. Der alte Hersen wäre am liebsten sofort mitgekommen, um die neue Tochter zu holen. Erhard hatte ihm versprechen müssen, sie wenigstens gleich mit herüberzubringen.

Erhard sagte und erzählte das alles in einer ruhigen Art, über der noch der Druck der vergangenen schweren Erlebnisse lag. Aber es war doch schon ein hellerer zuversichtlicher Ton darin.

Baumeister sah den beiden in ernsthaften Gedanken nach. Jetzt blieben sie einen Augenblick stehen und sprachen. Martinas Gesicht konnte er nicht sehen, aber Erhard stand gerade ihm zugewendet. Er redete lebhaft, jetzt lachte er sogar. Der alte Erhard Hersen, und doch ein anderer, ohne das Knabenhafte, Unreife. Baumeister atmete tief auf. Es war ihm, als ob dieser Tag eine heimliche Last von ihm genommen hätte, als ob er etwas wieder gutgemacht hätte, was wie eine unbezahlte Schuld vor seinem Gewissen stand.

Er hätte ja gar nicht das Recht gehabt, Erhard zu verweigern, um was er heute bat. Martina war mündig und Herr ihrer Entschlüsse. Aber er hatte nicht gezwungen „Ja" gesagt, sondern aus bewußtem guten Willen heraus. Er hatte ihm zeigen können, daß er nicht mehr richtete, daß er ihm in vollem Vertrauen das Beste gab, was er zu bieten hatte.

Wenn es etwas gab, das Erhard Hersen jetzt helfen konnte, so war es eine starke klare Natur wie die Martinas, eine große Liebe wie ihre, die ihn an ihren Händen Stufe für Stufe wieder auf den Platz zurückführte, den er in seinen eigenen Augen verwirkt hatte.

Baumeister fuhr plötzlich aus seinen Gedanken auf, er hatte ganz überhört, daß schwere Schritte die Treppe hinaufstapften. Jetzt klopfte es laut. Er sah erstaunt den beiden Bauern entgegen, die mit lautem „Gu'n Dag ok, Herr Pastor!" breit in die Tür kamen. Er hatte bisher seine Amtsgeschäfte noch nicht wieder aufnehmen können, seine Kräfte reichten noch nicht dazu. Er schob auch die Erinnerung daran, in der so viel Bitterkeit für ihn lag, am liebsten noch in den hintersten Winkel seines Gedächtnisses.

Der Voßmeier hatte sich, ohne auf des Pastors abweisendes Gesicht zu achten, mit umständlicher Langsamkeit hingesetzt.

„Schwül heute."

Baumeister nickte. Er kannte diese Art der Bauern, die jede wichtige Unterhaltung mit diesem unverfänglichen Thema einleiteten. Mit der Zeit würde es schon herauskommen, was sie wollten. „Gutes Erntewetter, wenn es so bleibt," sagte er kurz.

Der Voßmeier, der sich ihm gegenüber an den Tisch gesetzt hatte, legte sich breit im Stuhl zurück. „Nächste Woche können wir mit dem Roggenschneiden anfangen."

Es war wieder still. Dann räusperte sich der Bauer.

„Herr Pastor, wir wollten mal sehen, wie Sie zu Wege sind. Sie haben ja wohl schlechte Zeit gehabt."

Der Pastor sah ihn mißtrauisch verwundert an. Was sollte das? Er zuckte die Schultern. „Danke, Voßmeier. Es geht ja jetzt wieder bergauf, wenn auch langsam. Aber ich muß dankbar sein, daß ich überhaupt wieder so weit bin."

Als Baumeister schwieg, mischte sich der andere ein.

„Das soll nun wohl noch eine Zeit währen, bis Sie wieder Kirche halten können, Herr Pastor."

Baumeister sah ernsthaft vor sich hin. „Ja, das kann noch ein paar Wochen dauern, der Doktor will noch nichts davon wissen. Ich habe auch noch nicht die Kräfte."

„Herr Pastor, wir wollten Sie etwas fragen. Sie sagen ja im Dorfe, daß Sie nicht hierbleiben wollen."

Baumeister zog plötzlich die Brauen zusammen, ein dunkeles Rot schoß ihm in die Stirn. Also deswegen waren sie gekommen! Sie konnten es nicht abwarten, genau zu wissen, ob sie ihn loswurden. Er hätte es sich ja denken können!

„Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht," sagte er schroff. „Es wird Ihnen ja ganz recht sein, wenn ich Ihnen sage, daß es wahr ist. Ich habe mich schon anderswo gemeldet."

Der alte Bauer war aufgestanden, er stützte sich mit der braunen großen Hand auf den Tisch und sah ihn ernsthaft an.

„Herr Pastor, wenn Sie das nicht anders wollen, dann können wir ja nichts dabei machen. Aber wir haben uns gedacht, wir wollen das erst nochmal versuchen und hingehen. Das könnte doch sein, daß da noch was zu machen wäre. Das Haus ist ja alt, aber wir wollen da auch wohl noch was anwenden. Und wenn da sonst noch was nicht gut genug ist, dann können Sie das ja nur sagen, Herr Pastor."

Baumeister stand und starrte den Alten an, als ob er ihn nicht verstände. „Was soll das heißen, Voßmeier? Was wollen Sie mir sagen?"

„Wir wollten fragen, ob Sie nicht hierbleiben können, Herr Pastor. Wir wollen hier im Dorfe keinen anderen Pastor haben."

Baumeister hielt sich plötzlich mit beiden Händen an der Stuhllehne. Seine Kräfte reichten noch nicht weit, die plötzliche Aufregung machte ihn fast schwindlig. „Ich verstehe das nicht. Ich denke, Sie sind froh, wenn Sie erst einen anderen haben."

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Herr Pastor, was Sie letzten Frühjahr getan haben, als die Krankheit war, das hätte manch einer nicht getan. Wenn Sie nicht immer nach den Kranken hingegangen wären, hätten Sie die Krankheit auch wohl nicht gekriegt."

„Das war einfach meine Pflicht," antwortete der Pastor kurz.

Der alte Bauer sagte nichts, sein ausdrucksvolles altes Gesicht war unbeweglich. Er stand und wartete auf eine Antwort.

Einen Augenblick sah ihn Baumeister noch an, dann streckte er ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Voßmeier. Ich will bleiben."

— — — — — — — — — —

Friede kam eilig die Treppe herauf, sie hatte die beiden in ihren schwarzen Kirchenröcken aus dem Tor gehen sehen.

„Was wollten sie von dir, Ludwig? Ich dachte nun gerade, du solltest nach Erhards Besuch etwas Ruhe haben. Sie müssen zur Seitentür hereingekommen sein, sonst hätte ich sie nicht zu dir gelassen." Sein Gesichtsausdruck fiel ihr plötzlich auf, sie blieb vor ihm stehen. „Was hast du, Ludwig?"

Er sah sie lächelnd an. „Etwas, was dich freut, glaube ich. Ich ziehe meine Meldung nach Hallberg zurück, Friede."

Sie sah ihn groß an und wurde dunkelrot. „Warum?"

„Weil wir hier bleiben. Weil sie mich gebeten haben, zu bleiben."

Ein glücklicher Ausdruck kam plötzlich in ihr Gesicht. „Wie mich das für dich freut, Ludwig!"

„Für dich nicht auch?"

Sie nickte. „Auch für mich. Aber das kommt erst nachher."

Sie legte ihm plötzlich beide Hände auf die Schultern und sah ihn mit strahlenden Augen an. „Das Leben ist doch schön, Ludwig! Nur zum Frohsein und Danken!"

Es war wie ein Aufjauchzen, ein tiefer gesunder Atemzug vollster Lebensfreude. Über das Gesicht des Mannes ging es wie ein Schatten. „Immer doch nicht, Friede. Ich kann da wenigstens nicht mit. Es gibt Zeiten, wo es fast zu schwer ist."

Sie sah ihn noch immer an, ihre Augen waren ernsthaft geworden, aber um den Mund blieb doch das weiche Lächeln.

„Wenn sie vorbei sind, waren sie auch gut!" sagte sie leiser.

Ludwig Baumeister antwortete nicht, aber er beugte sich herunter und küßte seine junge Frau.

Äpfel ohne Kerngehäuse.

Von Siegfried Horneberg.

Bei den Getreidearten verzehrt der Mensch den Samen und setzte in Jahrtausende langer Kultur alles daran, Pflanzen zu erzielen, die möglichst schwere Samen hervorbringen. Bei vielen Obstarten dagegen ist der Samen nebensächlich und wertlos, nur das schmackhafte Fruchtfleisch ist begehrenswert. Die Kultur ist darum bestrebt, die Entwicklung des Fruchtfleisches zu fördern und die Samenbildung zurückzudrängen.

Glänzend ist dies dem Menschen bei der Banane, einer der ältesten Kulturpflanzen, gelungen. Die wilde Banane, die auf den südasiatischen Inseln heimisch ist, bringt als Früchte lederige Schoten hervor. Die harten Schalen umschließen zahlreiche Reihen großer schwarzer Samenkörner, die an eine markige Mittelrippe geheftet und in einen gummiartigen Stoff eingehüllt sind. Wie fleischig und saftig ist dagegen nicht die Frucht der Kulturbanane, und dabei ist sie völlig kernlos geworden. In keiner der kultivierten Spielarten kann Samen entdeckt werden, doch sehen wir von Zeit zu Zeit kleine schwarze Punkte in dem Mark, die in langen Reihen geordnet sind. Das sind wahrscheinlich die schwachen Spuren von Samen, die von der Kultur noch nicht vollständig ausgemerzt wurden. Da die Pflanze seit uralten Zeiten durch Verpflanzen der Wurzelschößlinge von Menschenhand vermehrt wird, hat sie verlernt, Samen zu tragen. Ähnliches kommt auch bei anderen Nutzpflanzen vor. Einige Sorten der Weinrebe, wie z. B. die Korinthen, bringen Beeren ohne Kerne hervor, und bei der Ananas tritt in den feineren Sorten die Ausbildung des Samens deutlich zurück.



Die Blüte.

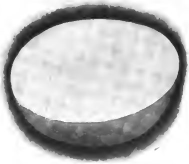
In der Neuzeit ist man mehr und mehr bestrebt, die Zahl der kernlosen Früchte zu vermehren, Spielarten zu entdecken und zu festigen, die nur Fruchtfleisch, aber keinen Samen erzeugen.

Vor einiger Zeit ist es auch gelungen, kernlose Orangen zu gewinnen, und neuerdings kam aus den Vereinigten Staaten die Kunde, daß der Obstzüchter John F. Spencer das Kunststück fertig gebracht hat, eine neue Sorte von Apfelbäumen zu erzielen, die Äpfel ohne Kerngehäuse und ohne Samenkerne tragen. Sollte es möglich sein, solche Früchte regelmäßig zu erzeugen, so wäre dies als ein großer wirtschaftlicher Fortschritt zu begrüßen, denn das Kerngehäuse, das beinahe den vierten bis fünften Teil der ganzen Frucht ausmacht, eignet sich doch nicht zum Genusse. Die neuen Äpfel die in der ganzen Masse ausgenützt werden können, hätten also einen viel höheren Wert. Dem Spencerapfel rühmt man aber noch andere Eigenschaften nach. Die neue Obstbaumsorte prangt nicht im Frühling in dem herrlichen Blütengewande, denn die Blüte ist verkümmert und unscheinbar geworden, es fehlen ihr, wie eine unserer Abbildungen zeigt, die Blütenblätter. Dafür soll aber der Baum gegen die Frühjahrsfröste völlig unempfindlich sein und soll auch die Schädlinge, wie den Apfelblütenstecher und den Apfelwickler nicht anlocken; seine Früchte werden niemals wurmstichig oder madenhaltig. Die dunkelroten, gelbpunktierten Äpfel sind von vorzüglichem Geschmack und haben nur den einen Fehler, daß ihr Fleisch rings um die Spitze der Frucht, die sogenannte „Blüte“, etwas hart ist. Denselben Fehler hatte ursprünglich auch die kernlose Orange, er hat sich aber bei ihr im Laufe der Jahre verloren, und man hofft, daß er auch beim Spencerapfel verschwinden werde. In Amerika hat man diese Neuheit mit Jubel aufgenommen und den kernlosen Apfel den Apfel der Zukunft genannt, der alle anderen Apfelsorten verdrängen würde. Es hat sich auch eine „Spencer Kernlose-Apfel-Gesellschaft“ gebildet, die die Verbreitung des neuen Apfelbaumes geschäftlich betreibt. An Material wird es ihr nicht fehlen; denn ursprünglich hatte der Züchter nur fünf Bäumchen gehabt, die die seltenen Früchte trugen; davon hat er in einigen Jahren zweitausend Bäumchen gepropft und hofft Ende dieses Jahres gegen 150 000 Bäumchen liefern zu können.



Die Frucht.

Die Zuchtversuche sind aber noch recht jung, sie haben erst vor einigen Jahren begonnen, und es muß sich zunächst herausstellen, ob die Spielart sich bewährt oder etwa in die alte Art zurückschlägt. Es wird schon jetzt zugegeben, daß ein gewisser Prozentsatz der Früchte mit Kerngehäusen und Kernen behaftet zu sein pflegt. Man ist leider nicht in der Lage, dieses den Früchten von außen anzusehen, und so ist es schon vorgekommen, daß verschiedene Leute, die die teuer bezahlten kernlosen Äpfel auseinanderschnitten, zu ihrer Enttäuschung und Entrüstung fanden, daß sie wie die gemeinen Äpfel Kerne und Gehäuse enthielten. Natürlich ist das der Sache durchaus nicht förderlich, und man wird die größte Vorsicht beim Verkauf der kernlosen Früchte anwenden müssen.



Durchschnitt der Frucht.

Immerhin aber bleibt diese Verbesserung der Kern- und Steinfrüchte beachtenswert, und weitere Versuche auf diesem Gebiete sind wohl zu empfehlen. Vielleicht wird es einmal eine Zeit geben, in der die Menschen an kernlosen Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen ihre Freude haben werden; doch dürfte sie noch in einer ferneren Zukunft liegen.

Bilder aus der Gegenwart

Der Wiener Mozart-Brunnen. Es ist ein Kunstwerk von ganz eigenartiger Wirkung, das Karl Wollek mit seinem Mozart-Brunnen kürzlich geschaffen hat, ein Werk, das in jeder Linie modernem Kunstempfinden entsprungen ist und doch nirgends einer Übertreibung sich schuldig macht. Der kleine quadratische Mozartplatz auf der Wieden mit seinen altmodisch einfachen niederen Häusern ist die beste Umgebung, die dem Brunnen gegeben werden konnte. Sein durchaus intimer Reiz würde inmitten größerer Raumverhältnisse wohl verloren gehen. Auf einem vom Architekten Otto Schönthal — einem Schüler Otto Wagners — entworfenen Unterbau, der ein halbkreisförmiges Becken mit einfacher Steinumrahmung zeigt, erhebt sich ein breiter Sockel, der Wolleks Bronzegruppe trägt. Überaus lieblich sind diese schlanken, feinlinigen Figuren von Tamino und Pamina, die eng aneinandergeschmiegt durch das Wasser zu schreiten scheinen. Die hoch erhobene Flöte Taminos drückt dies Schweben und Gleiten in glücklichster Weise aus. Allerlei Wassergetier lauscht wie verzaubert den süßen Klängen, und Fischmäuler speien fünffache Wasserstrahlen in das Steinbecken.



Der Mozart-Brunnen in Wien.
Entworfen von Karl Wollek.
Carl Seebald Wien, phot.

Fürsorge für Kranke auf den Eisenbahnen. Für die Beförderung von Kranken und Siechen, die abgesondert reisen müssen, von und nach Heilstätten, Städten, Kranken- und Pflegehäusern ist auf den deutschen Eisenbahnen in ausgiebiger Weise gesorgt. Je nach seinen Mitteln und Bedürfnissen kann jedermann im ganzen Deutschen Reiche unter den nachstehend bezeichneten Beförderungsarten seine Wahl treffen. 1. Beförderung in besonderen Krankenwagen. Zahl der Kranken und Begleiter unbeschränkt. Zu lösen mindestens zwölf Fahrkarten der 1. Klasse der betreffenden Zuggattung. Freigepäck des gewöhnlichen Verkehrs. Derartige Wagen befinden sich u. a. in Altona, Berlin (Schlesischer Bahnhof), Erfurt, Frankfurt am Main, Hannover, Köln. 2. Beförderung in Gepäck- und Güterwagen oder in Personenwagen III. oder IV. Klasse (in III. Klasse nach Entfernung der Sitze). Zahl der Kranken unbeschränkt, zwei Begleiter frei. Zu lösen vier Fahrkarten I. Klasse der betreffenden Zuggattung. Frei befördert werden alle zur Notdurft und Bequemlichkeit des Kranken mitgeführten Gegenstände. 3. Beförderung in Krankenabteilen in Personenwagen III. Klasse, deren übrige Abteile dem allgemeinen Verkehr dienen. Zahl der Kranken unbeschränkt, zwei Begleiter frei. Zu lösen vier Fahrkarten III. Klasse der betreffenden Zuggattung. Die Abteile werden jedesmal nach vorheriger Bestellung erst zu Krankenabteilen hergerichtet. Rückfahrkarten und andere gültige Ausweise der betreffenden Klasse werden bei allen drei Beförderungsarten zugelassen. Krankentransportbetten mit besonderer Einrichtung sind versuchsweise auf den Stationen Stargard in Pommern, Stralsund und Oldenburg, jedoch nur zur beschränkten Benutzung, aufgestellt. Sie dienen zum Transport von Kranken, die liegend befördert werden müssen, ohne Umbettung von der Wohnung des Kranken nach dem Hospital, der Klinik und umgekehrt. Zu lösen zwei Fahrkarten III. Klasse für den Kranken, eine Fahrkarte derselben Klasse für jeden Begleiter. Auf den preußisch-hessischen Bahnen werden Arbeiter, die bei der Arbeit oder dem Gewerbebetrieb verwundet oder plötzlich erkrankt sind und auf ärztliche Anordnung in ein Krankenhaus übergeführt werden sollen, mit ihren Begleitern gegen Lösung je einer Fahrkarte III. Klasse in einem besonderen Abteil III. Klasse oder auch im Gepäckwagen befördert. Die Hin- und Rückbeförderung der Krankenkörbe erfolgt frachtfrei. Zur Erleichterung des Transportes von Kranken innerhalb der Bahnhöfe befinden sich auf geeigneten Stationen Krankenstühle, Tragsessel oder tragbare Treppen, Fahr- und Rollstühle. Die Benutzung der Gepäckaufzüge wird in den meisten Fällen auf Antrag gestattet.

Ehescheidungen in Japan. Im alten Japan war das Eheband ziemlich locker. Die Frau hatte keine Rechte, und dem Manne stand es frei, sie aus verschiedenen, oft sehr nichtigen Gründen ganz einfach fortzuschicken. Nachdem Japan die westliche Kultur angenommen hatte, bemühte man sich, die Ehe auch nach europäischem Muster zu festigen. Und auch in dieser Hinsicht ist ein staunenswerter Fortschritt in dem sonderbaren Inselreiche zu verzeichnen. Noch im Jahre 1897 wurden in Japan 365207 Ehen geschlossen und 124075 geschieden. Die Ehescheidungen bildeten also den dritten Teil der eingegangenen Ehen. Nun ist eine neue Statistik über die Bewegung der Bevölkerung in Japan für das Jahr 1901 erschienen. Wir erfahren aus ihr, daß in jenem Jahre 378637 Ehen geschlossen und 63503 geschieden wurden. Nach unseren Begriffen ist das immer noch eine sehr hohe Ziffer, aber sie bedeutet für Japan einen gewaltigen Fortschritt, denn die Scheidungen betreffen nicht mehr den dritten, sondern nur den sechsten Teil der geschlossenen Ehen. Die Statistik bietet uns noch andere Einblicke in die japanischen Eheverhältnisse. Auf 1000 Einwohner kamen in Japan 8,7 Eheschließungen vor, während in demselben Jahre dieses Verhältnis in Deutschland 8,2, in Rußland 9,1 betrug. Im allgemeinen heiratet man dort in demselben Alter wie bei uns; aber es gibt auch Ausnahmen. Die Statistik verzeichnet recht junge Ehemänner. 793 waren Jünglinge im Alter von 16 Jahren, 60 erst 15 Jahre alt, 8 sogar Knaben im Alter von

14 Jahren, und ein Ehemann, der jüngste, zählte erst 13 Jahre! Größer ist natürlich die Zahl der „jungen“ Frauen. 9428 waren erst 15 Jahre alt; 911 heirateten mit 14 Jahren, 13 bereits im 13. Jahre und fünf Frauen waren kaum 12 Jahre alt. Viele Ehen dauern in Japan nur kurze Zeit; denn im Jahre 1901 wurden schon im ersten Jahre des Ehebundes 10690 Paare geschieden und im ersten Honigmonde gingen sogar 309 junge Ehepaare auseinander.

Rolands Kopfschmuck. Ein eigenartig feierlicher Akt hat kürzlich vor dem neuen „Märkischen Provinzial-Museum“ in Berlin stattgefunden: die Bepflanzung der dort aufgestellten Roland-Statue mit sogenanntem „Donnerbart“. Dieser „Donnerbart“, oder Donnerkraut, hatte dem Glauben unserer Altvorderen nach die Kraft, gegen Blitzschlag und Feuersbrunst zu schützen. Da nun der in Brandenburg stehende Roland einen lappenartigen Schmuck dieser Pflanze hat, sollte auch der diesem nachgebildete Berliner Roland das heilkräftige Kraut auf seinem Haupte tragen. Das war nicht so einfach, denn die Pflanze wächst nicht wild. Geheimrat Friedel, der Gründer des Museums, hatte aber für das nötige Material gesorgt. Ein Ableger des Donnerbartes, der an Fritz Reuters Haus in Eisenach gewachsen und im Alpinum des Herrn Körner in Rixdorf zu stattlicher Pflanze entwickelt worden ist, war von Geheimrat Friedel gepflegt worden und wurde von einem echten Brandenburger, dem Gärtner Brandenburg, in das noch offene Haupt des Rolands versenkt. Möge es dort wachsen und gedeihen und die ihm angedichtete Kraft in Wahrheit bewähren.



Der Roland zu Berlin wird mit Donnerbart bepflanzt.



Der Kopf des Rolands mit dem Donnerbart.

Friedrich Haase als Rocheferrier in der „Partie Pikett“ zu sehen, das war ein ungetrübter Genuß: viele unserer älteren Leser werden sich dessen entsinnen und ihre Freude an unserem heutigen Bildchen haben, das jene Theaterstunden in der Erinnerung noch einmal heraufbeschwört. Und auch dem greisen Künstler wird es wehmütig freudige Genugtuung bereiten, am achtzigsten Geburtstag, den er in seiner Vaterstadt Berlin am 1. November begeht, seinen Namen, sein Bild in allen Blättern zu sehen. Er hat viele Jubiläen feiern dürfen, der berühmte Mime, der als Vertreter eines besonderen Stils der Schauspielkunst noch unter uns lebt und manchmal in der Öffentlichkeit des Berliner Gesellschaftslebens auftaucht, ewig jung, elegant, hinreißend, trotz seines Alters. Viele Ehrungen hat das Leben ihm gebracht: von nah und fern, von groß und klein sind ihm Bewunderung, Ehrengaben entgegengetragen worden, denn Haases Verehrer sind sozusagen über die ganze gebildete Welt verstreut, da er auf seinen Gastreisen der Träger seines eigenen Ruhms gewesen ist. Fünfzig Jahre lang hat Friedrich Haase der Bühne angehört, hat als Klingsberg, als Graf Thorane im „Königsleutnant“, als Cromwell, als Chevalier Rocheferrier usw. ebensolche Begeisterung hervorgerufen wie in den Charakterrollen des klassischen Repertoires, als Shylock, als Alba in „Egmont“, als Riccaut in „Minna von Barnhelm“, als Hofmarschall von Kalb in „Kabale und Liebe“ usw. Er war ein alter Mann nach landläufigem Sinne, als er 1896 am Königlichen Schauspielhause in Berlin seine Abschiedsvorstellung gab. Und doch, wenn man ihn mit seinem elastisch gebliebenen Gang durch die Straßen Berlins eilen sieht — eine davon trägt jetzt seinen Namen — oder ihn aufsucht in seinem Künstlerheim, so spürt man nichts Greisenhaftes, Weltmüdes in Ausdruck und Haltung dieses Königs der Schauspielkunst, sondern es weht einen an wie ewige Jugend, man fühlt die Wahrheit des Wortes: „Kunst erhält jung“. Es ist heute eine andere Kunst Mode geworden als die, deren vornehmster Vertreter Friedrich Haase war. Ob sie aber besser ist, wer will das sagen! Noch hat ihn keiner in der Detailmalerei, der bis ins kleinste ausgetüftelten Charakterisierung erreicht, und Friedrich Haase bleibt bewahrt vor dem grausamen Künstlerlos, den eigenen Ruhm überlebt zu haben.

Das Land der elektrischen Küsse. In weiten Gebieten Kanadas, in Winnipeg und Manitoba, ereignen sich in den harten Wintern eigenartige elektrische Erscheinungen. Die Einwohner sind mit ihnen wohl vertraut, den Fremden überraschen sie. Fräulein Hélia berichtete darüber jüngst in der Geographischen Gesellschaft in Antwerpen. Sie besuchte in Kanada ihre Freunde. Als sie eines Tages in das Wohnzimmer trat, ging gerade der Hausherr hin und her, er blieb stehen und reichte dem Gast die Hand. Da verspürte Fräulein Helia einen Schlag wie von einem Funken der Elektrisiermaschine. Seine Frau begann indessen im Zimmer ein wenig zu tänzeln, kam dann auf die Freundin zu und gab ihr einen Kuß. Er elektrisierte buchstäblich, Fräulein Hélia spürte einen leichten Stich und Zuckung in ihren Lippen. Man freute sich über das Erstaunen des Gastes und gab ihr nun Unterricht, wie man ohne Streichholz, nur mit dem Finger, das Leuchtgas anzünden könne. Fräulein Hélia mußte zunächst im Zimmer umhergehen, aber die Kleider so zusammenraffen, daß sie weder den Boden berührten, noch andere Gegenstände anstießen. Dann wurde sie zu dem Gasbrenner geführt, dessen Hahn geöffnet wurde. Sie näherte ihm den Finger, ein elektrischer Funke sprang hinüber, und die Gasflamme war da. Durch die Bewegung des Körpers, das Reiben der Kleider an der Luft wurde Elektrizität erzeugt, die sich im Körper ansammelte und sich in Funken entladen konnte. Freilich kommt diese Erscheinung nur bei bestimmter Witterung zustande. Wenn feiner Schnee gefallen ist und bei starkem Frost die Luft äußerst trocken ist, stellt sie sich ein; denn die trockene Luft ist ein schlechter Elektrizitätsleiter. Dann stehen in jenem Lande manchem die Haare buchstäblich zu Berge, und man sieht Funken sprühen, wenn man sich kämmt oder über einen Pelz mit der Hand streicht.



Friedrich Haase
als Chevalier Rocheferrier in der „Partie Pikett“.

Blätter und Blüten

Altrömisches Wagenrennen. (Zu dem Bilde S. 804 u. 805.) Unsere moderne Rennleidenschaft nimmt sich gegen die altrömische gehalten wie ein harmloses Kinderspiel aus. Schon der äußere Rahmen jener von der ganzen Stadtbevölkerung und zahllosen herbeigereisten Fremden aufs leidenschaftlichste begehrten Spiele war höchst imposant: der unter den späteren Kaisern stets erweiterte große Zirkus, **Circus maximus**, der Schauplatz unseres Bildes, faßte 350000 Menschen, die Kopf an Kopf von ihren amphitheatralischen Sitzen in atemloser Spannung das blutige Ende des anfangs so glänzenden Schauspiels erwarteten. Denn was bei uns stets als Unglück beklagt wird, der Sturz von Reiter und Rossen, das war dort ein fest in Rechnung gestellter Hauptfaktor, die beste Würze und der höchste Genuß für das blutgierige Volk, das ja längst noch ganz andere Zerfleischungen von Mensch und Tier in der Arena mit erbarmungsloser Grausamkeit bejubelte. Die römischen Kaiser trugen Sorge, seine Leidenschaften von der Politik ab- und auf die Zirkusspiele hinzulenken, die in der Tat zum eigentlichen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wurden, ja, den Fall von Rom überdauerten und sich in Byzanz unverändert fortsetzten. Große Finanzgesellschaften stellten das kostspielige Pferde- und Wagenmaterial, sowie die geschulten Lenker, ganz Rom teilte sich in die nach ihnen benannten Parteien der „Blauen" und der „Grünen", und Riesensummen wurden in den Wetten für und gegen sie gewagt. Unser Bild stellt den aufregendsten Moment der Umfahrt vor, die siebenmal die ganze Bahn durchfliegen mußte, ehe der Sieger als Erster in das Ziel einfahren durfte. Und nun erfolgt an der gefährlichen knappen Wende der erste Sturz. Krachend schmettern Pferde, Wagen und Lenker zu einem wirren Knäuel zusammen; über sie wird im nächsten Augenblick das Schimmelviergespann sich niederwälzen und den zuckenden, blutenden Berg aufs doppelte erhöhen, zur Wonne der Zuschauer oben und zum unverhofften Aufjubeln der Nebenbuhler, die nun in weitem Bogen vorauskommen und das Ziel erreichen können. Solche Zirkusszenen sahen nicht nur Tiberius, Nero und Caligula mit ruhigen Augen an, sondern auch der gütige Vespasian und Titus, die „Wonne des Menschengeschlechtes", ebenso wie die spanischen Monarchen die Stiergefechte, die ein bis in unsere Tage reichendes Überbleibsel jener scheußlichen öffentlichen Grausamkeiten sind.

Brasilianische Bombardierkäfer. (Mit Abbildung.) In das Gebiet des Amazonenstromes versetzt uns das interessante Bildchen aus dem Tierleben. Dort lebt der 16 bis 18 Millimeter große Laufkäfer **Pheropsophus aequinoctialis**, mit braunem Leib und braunen Beinen und gelb marmorierten Flügeldecken. Am Tage zeigt er sich selten, aber in der Nacht kann man ihn leicht beim Schein einer Laterne fangen. Paul le Cointe hat ihn beobachtet und neuerdings in der französischen Zeitschrift „La Nature" beschrieben. Wollte er den Käfer fassen, so ließ sich ein schwaches Geräusch vernehmen, ähnlich dem, den der aus einem Ventil entweichende Dampf erzeugt, und er sah, wie aus dem After des Kerbtieres manchmal aber auch aus der Mundöffnung ein Dampfstrahl geschleudert wurde; gleichzeitig verbreitete sich ein Geruch nach Salpetersäure. Traf der Strahl die bloße Hand, so empfand man ein heftiges Brennen an der betreffenden Stelle, und bei Licht besehen zeigte sie sich gebräunt, angeätzt. Auf diese Weise verteidigt sich der Käfer gegen die Angriffe seiner Feinde. Der französische Beobachter nennt ihn einen Miniaturdrachen, der gewissermaßen Feuer und Flammen speit, und meint, daß es in früheren Zeiten vielleicht Riesen ähnlicher Art gegeben habe, die unsere Vorfahren veranlaßten, Märchen von feuerspeienden Drachen zu schmieden, die in Höhlen Schätze behüten. Man braucht übrigens nicht an den Amazonenstrom zu wandern, um ähnliche Tiere zu schauen. Bombardierkäfer leben auch in Deutschland. Am bekanntesten ist der etwa 10 Millimeter lange knisternde Bombardierkäfer (**Brachinus crepitans**), der gesellig unter Steinen lebt und im Frühjahr oft zu finden ist. Auch er treibt dem Feinde, der ihn verfolgt, unter vernehmbarem Geräusch einen ätzenden, nach Salpetersäure riechenden Dunst entgegen. Die ätzende Flüssigkeit, die an der Luft sich rasch in Dampf verwandelt, wird in zwei in der Nähe des Afters liegenden Drüsen bereitet. Der Käfer kann mehrere Entladungen kurz nacheinander bewirken und so verschiedene Feinde von sich fernhalten. Vielleicht gibt das Bildchen der brasilianischen Bombardierkäfer einzelnen Naturfreunden unter unseren Lesern Anregung, das interessante Schauspiel an unseren heimischen Käfern zu beobachten.



Der Brasilianische Bombardierkäfer.
Originalzeichnung von Paul Neumann.



R. Dührkoop, Hamburg, phot.

Vergnügte Gesellschaft.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(10. Fortsetzung.) Von Ludwig Ganghofer.

Das Kätterle hatte eine ruhelose Nacht hinter sich. Gegen elf Uhr war der Bub nach Hause gekommen, mit einem Gesicht, daß die Mutter erschrocken war. Und er hatte kein Wort gesprochen, war in seine Kammer gegangen und hatte sich eingesperrt. Zu dieser Sorge hatte das Kätterle noch eine andere: es wurde schon heller Tag, und noch immer war ihr Mann nicht daheim. Seit man den Morgengruß geläutet hatte, stand sie vor der Haustür und guckte sich in wachsender Sorge die Augen aus. Endlich, gegen fünf Uhr, kam Meister Köppel aus dem Wald gesprungen. Und als die beiden im Haus waren, fing das Kätterle zu jammern an: „Was bist denn so lang ausgeblieben? Schier verzwazelt bin ich vor lauter Ängsten!"

„Vom Toten Mann bis heim, das ist ein weiter Weg. Und heut hat's viel zu reden gegeben." Der Hällingmeister trocknete das heiße, von Schweiß übergossene Gesicht. „Und weißt, was für ein Zauberwerk die gestrige Predigt verübt hat? Achtundvierzig Neue sind in der heutigen Nacht zur evangelischen Gemeind' getreten! . . . Aber geh, tu kochen! In einer Stund ist Schichtzeit. Ich weck derweil den Buben." Mit dem Wecken brauchte sich der Hällingmeister nicht zu plagen. Als er an die Kammertür pochte, wurde der Riegel aufgestoßen, und Adel stand vor dem Meister, für die Schicht gekleidet. Und das Bett war unberührt, und das kleine Fenster stand offen. Erschrocken über Adels Aussehen, zog Meister Jonathan den Buben in die Kammer. „Bub! Was ist denn mit dir?" Doch Adel konnte nicht antworten. Und da erriet der Alte, was geschehen war. „Hat dir gestern einer was gesagt . . . von des Wildmeisters Jungfer?"

Auch jetzt brachte der Bub keinen Laut aus der Kehle. Er wandte sich zum Fenster. Und plötzlich fiel er über das Gesimse hin und drückte das Gesicht in die Arme. Eine Weile stand der Hällingmeister schweigend neben dem Buben und strich ihm immerzu mit der Hand übers Haar. Dann ging er in die Küche hinaus und flüsterte mit dem Kätterle. Aber statt zu erschrecken, atmete das Weiblein auf — jetzt wußte der Bub, was geschehen war, jetzt hatte er das Härteste überstanden, jetzt war sein gebundenes Herz gelöst, und da wurde sich alles wieder zum Guten wenden. Doch der Alte schüttelte den Kopf. „Der Bub ist einer von denen, die ihr Sach festhalten wie der Berg sein Salz . . . soll er's auslassen, so muß man mit dem Spitzeisen dreinschlagen oder das Wasser drüberwerfen! . . . Ich tu mich sorgen um den Buben."

Den Beweis, daß er Ursache zur Sorge hatte, bekam der Hällingmeister schon eine halbe Stunde später, als er mit Adel hinunterstieg zum Bergwerk. Da blieb der Bub im Walde plötzlich stehen und sagte mit verstörtem Blick: „Mich wird's nimmer leiden im Berchtesgadener Land. Entweder, das bringt mich um . . . oder ich muß schauen, daß ich fortkomm . . ."

Jetzt blieb der Hällingmeister stumm. Erst drunten auf der Straße sagte er: „Mein lieber Bub! Das tu dir noch ein bißl überlegen! Der Mutter zulieb! Und nach dem Berggesetz ist Kündzeit ein Vierteljahr. Ehnder tätst du deinen Paß nicht kriegen. Und daß du davonläufst wie ein Herdloser und Grabenhanser . . . gelt, Bub, das tust mir nicht an?"

Adel schüttelte den Kopf. Und dann sprachen die beiden kein Wort mehr, bis sie zum Hällingeramte kamen.

Sie fuhren nach der schlaflosen Nacht ins Salzwerk ein, zu einer mühsamen Schicht. Um zwölf Uhr wartete vor dem Schachttor das Kätterle mit der Mahlzeit, die es in einem Korb gebracht hatte. Und dann legten sich die beiden in der Knappenstube nieder, zu einem bleiernen Schlaf. Zur Abendschicht fuhren sie wieder ein. Und während Adel auf dem rollenden Hund durch die finsteren Stollen fuhr, umzittert vom matten Schein des Grubenlichtes, war wieder dieses gleiche irrsinnige Träumen in ihm, wie es ihm droben in der Mondnacht durch das Gehirn gezogen. Und nach allem Aberwitz seiner Träume immer wieder die Ernüchterung, die Erkenntnis seines zerbrochenen Lebens! Dann plötzlich eine fieberhafte, dürstende Sehnsucht: einen freien Tag zu haben, und dieser Tag müßte schön sein wie kein zweiter, und an solchem Tag hinaufzusteigen auf die Zinnen der Berge, wie damals an jenem ersten Tag im Berchtesgadener Lande — und da droben die freie Waldluft trinken, das Wild schauen, durch die Schneefelder waten, aus dem Feuerrohr eine Kugel hinaufjagen nach einem Adler, der im Blauen kreist — dieses Herrliche wieder hören, nur noch ein einziges Mal: wie das Echo des Schusses donnernd hinrollt über alle Berge — dann einen letzten Blick hinunter ins Tal und zu dem Haus bei den Birnbäumen — dann heim in die Kammer, sich hinlegen, einschlafen, und nimmer wieder aufwachen. Nimmer, nimmer, nimmer erwachen! Wie ein Fieber war das in ihm, wie ein Rausch, der die Qual seines Herzens betäubte.

Um Mitternacht läutete die Schichtglocke, und Adelwart fuhr aus. Auf dem Hund, den er führte, saßen der Ferchner

und fünf Knappen von der Rotte des Michel Pfnüer. Die tuschelten davon, daß der Pfnüer in der Sonntagsnacht auf dem Untersberg gewesen wäre — was er da droben auf dem wildreichen Berg getan, das sagten sie nicht, aber sie schienen es zu wissen, denn sie schmunzelten — und da hätte der Michel Pfnüer um Mitternacht weit drüben auf dem Toten Mann ein seltsam Feuer gesehen — und jetzt schwöre der Pfnüer bei allen Heiligen: das wäre ein Hexentanz gewesen. Adel hörte gar nicht, was da getuschelt wurde. Aber der Ferchner sagte mit einer Heftigkeit, wie sie sonst nicht in der Art dieses ruhigen Mannes lag: „Der Pfnüer wird einen Rausch gehabt haben! Und wenn er das Maul so weit aufreißt, soll er achthaben, daß nicht der Wildmeister fragt einmal, was der Michel in der Nacht auf dem Untersberg zu suchen hat!"

Aus seinen brennenden Träumen erwachend, fuhr Adel auf. „Ferchner? Was ist?"

„Nichts, Bub! Fahr weiter!"

Der Hund rollte durch die Finsternis. Eine Rotte der Einfahrenden kam mit den gaukelnden Grubenlichtern vorüber, und die Stimmen grüßten aus der Nacht: „Glück auf!"

Nun hatte Adel eine zwölfstündige Freischicht. Und daheim, trotz der späten Stunde, erwartete ihn das Kätterle beim gedeckten Tisch. Der Bub aß mit der Gier des Erschöpften, und tat die sonderbare Frage: „Mutter? Ist nicht ein Feuerrohr im Haus?" Das Kätterle dachte im ersten Schreck: er kann die Jägerfreud nicht missen, und da will er heimlich einen Pirschgang machen. Aber wie sollte in des Hällingmeisters Haus ein Feuerrohr kommen?

„Freilich," nickte Adel, „ich hab mir eh schon gedacht, ich frag umsonst." Dann ging er in seine Kammer.

Am Morgen, als das Kätterle den Buben zur Suppe rufen wollte, war die Kammer leer. Und eine Stunde später, gegen acht Uhr, ereignete sich im Berchtesgadener Lande etwas Unerklärliches. Bei wolkenlosem Himmel dröhnte plötzlich ein Hall über die Berge hin wie von einem mächtigen Donnerschlag, und schier endlos rollte das Echo. Überall sprangen die Leute aus den Häusern, guckten verwundert ins sonnige Blau hinauf und sammelten sich zu Gruppen, um erregt darüber zu schwatzen, was das gewesen sein könnte. Das war nicht wie der Lärm einer Steinlawine. Wie richtiger Donner hatte es geklungen! Oder wie der Schuß einer großen Kartaune! Aber woher sollte Blitz und Donner bei klarem Himmel kommen? Und wie käme eine Kartaune hinauf in die Felskare des Hohen Göhl? Da mußte irgend etwas Unheimliches geschehen sein — so meinten die Leute. Und die Predigt, die der hochwürdige Doktor Pürckhmayer am Sonntag gehalten hatte, trieb ihre Blüten. Als die Leute ein paar Stunden lang über den Vorfall geschwatzt hatten, da schwor schon einer alle Eide: er hätte einen Feuerstrahl in Form eines riesigen Besens über die Berge fahren sehen — und ein anderer: es wäre mit dem Glockenschlag Acht eine große schwarze Kugel aus dem Himmelsdach herausgefallen und krachend in rauchende Stücke zersprungen, und dabei hätte man hoch in der Luft ein höllisches Gelächter vernommen. Wer das und Ähnliches berichten hörte, trug es flink seinem Nachbar zu — und wenn er's erzählte, war es schon wieder was anderes geworden: auf dem fliegenden Feuerbesen saßen brennende Gestalten, und aus der zerplatzenden Rauchkugel flatterten in greulichen Schwärmen die Heuschrecken und Hornissen heraus. Daß man von diesem Ungeziefer auf den Wiesen und Feldern nichts bemerken konnte, das tat der Glaubwürdigkeit dieser Behauptung keinen Eintrag.

Gegen Mittag erschrak das Kätterle zu Tod, als plötzlich der Bub wie ein Verrückter ins Haus gesprungen kam. Sein Gewand war ganz bedeckt mit weißem Staub, am Hals hatte er eine blutige Schramme, und in dicken Tropfen lief ihm das Blut über die linke Hand herunter. „Adle! Um Christi willen! Was ist denn geschehen mit dir?" Eine wilde Erregung kämpfte in seinem erhitzten Gesicht. Und dennoch konnte er mit erzwungener Ruhe antworten: es hätte ihn nach freier Luft gedürstet, und drum wäre er am Morgen hinaufgestiegen auf Berge, und beim Niederklettern über eine Felswand hätte er sich verletzt. „Mutter, das hätt übel ausfallen können!" Wie ihm die Augen blitzten! „Aber gut ist mir's hinausgegangen! Und das sollen die Leut noch merken!"

Und ob er denn auch am Morgen dieses „Hexengeböller" gehört hätte? Zur Antwort fing Adel so seltsam zu lachen an, daß dem Kätterle um das besorgte Herz ganz zaghaft wurde. Und als es dem Buben das Blut von den Schrammen gewaschen hatte, sprang Adel, der Mahlzeit vergessend, zum Hause hinaus, um die Mittagsschicht nicht zu versäumen. Diese Erregung, diese ruhelose Ungeduld, verließ ihn nicht mehr. Die ganze Woche blieb er so, und ebensowenig wie das Kätterle brachte der Hällingmeister aus ihm heraus. Schließlich sagte der Alte zu seinem Weib: „Es ist am besten, wir fragen nimmer. Dem Buben ist die Seel verdreht. Und da muß man ihr die Ruh lassen, daß sie sich wieder umdrehen kann."

Am Samstagabend, als Meister Köppel und Adelwart von der letzten Wochenschicht heimkamen, ging der Bub gleich nach der Mahlzeit in seine Kammer und vertauschte das schwarze Knappenkleid mit seiner grünen Jägertracht. Und als die beiden Alten zur Ruhe gegangen waren, schlüpfte Adelwart zum Fenster hinaus und eilte durch die Nacht davon. Den ganzen Sonntag blieb er verschwunden. Doch am Montag in der Frühe fand Mutter Köppel den Buben in bleiernem Schlummer auf seinem Bett. Und als dann die beiden Hällinger im Morgenlicht hinunterstiegen zum Salzwerk, sagte der Alte: „Bub, jetzt muß ich einmal reden mit dir! Die Mutter sorgt sich deinetwegen das Herz aus dem Leib. Und Augen hast du wie ein Kranker, in dem das Fieber brennt! . . . Bub! Du weißt doch, wie lieb ich dich hab! Hast denn gar kein Vertrauen zu mir? Magst mir denn nicht sagen, was fürgeht in dir?"

„Nichts Schlechtes, Vater!"

„Das weiß ich eh. Aber wenn ich dich anschau, muß ich mir Sorgen machen! . . . Geh! Sag mir, über was du allweil sinnst. Und was dich so ruhlos macht."

Mit blitzenden Augen sah Adelwart dem Meister ins Gesicht. „Ich kann schier nimmer den Tag erwarten, an dem ich Häuer bin. Und bin ich's, Vater, dann will ich weisen, daß ich nicht weniger wert bin als ein Schreiber . . . und daß ich leicht der Herrschaft größeren Nutzen schaff als ein ganzes Gericht mit seinen Tintenhäfen und Federspulen!"

In dem festen Ernst dieser Worte war etwas Überzeugendes. Dennoch schüttelte der Meister den Kopf. „Dein Herz ist irr und versunken! So schau wenigstens, daß du deinen Verstand in der Höh behältst. Und denk nicht, daß unser Herrgott vom Himmel heruntersteigt und deinetwegen ein Wunder tut. Und an was anders mußt du auch noch denken. Die Zeit ist schlecht. Und dein Umstreunen könnt dich in ein Gässel hineintreiben, aus dem kein Ausweg nimmer ist."

„Ich brauch mich nicht fürchten, Vater. Und der Herrgott wird meinetwegen freilich nicht heruntersteigen! Aber schau die Berg an! Da kann man hoch zu ihm hinauf. Und allweil mein ich, er hat aus seinem Gewölk ein festes Wörtl in meine Seel geredet."

Der Hällingmeister schwieg. Doch bei der Einfahrt flüsterte er dem Ferchner zu: „Gelt, paß mir auf den Adel auf! Der Bub ist ein bißl verdreht."

Doch der Ferchner konnte während der Schicht nichts anderes gewahren, als daß Adelwart unermüdlich schaffte und mit dem entlasteten Hund immer flinker zur Förderstelle zurückkam als sonst ein Hundstößer. Und für den erregten Klatsch, den die Rotte während der ganzen Schichtzeit betrieb, hatte Adel kein Ohr. Statt zu rasten, half er den Schleppern bei der Ladung und stieß den Hund wieder hinaus in den finsteren Stollen.

Bei dem Klatsch, der im Häuerschacht gehalten wurde, führte der Michel Pfnüer das große Wort. Ursach zum Gerede war freilich vorhanden. Ganz Berchtesgaden schwatzte

von dem kriegerischen Auftritt, zu dem es am Sonntag vor dem Hochamt in der Sakristei der Franziskanerkirche gekommen. Da war der hochwürdige Doktor Pürckhmayer erschienen, um auch hier die gleiche schöne Predigt zu halten, wie eine Woche zuvor in der Pfarrkirche. Aber der Franziskanerprior bedeutete dem geistlichen Kommissar in aller Höflichkeit, daß im Hause des heiligen Franziskus ein Mangel an guten Predigern nicht bemerklich und drum eine Aushilfe nicht nötig wäre. Doktor Pürckhmayer sprach von dem heiligen Rettungswerke, das ihm übertragen wäre, und erinnerte in gereiztem Tone an die Vollmacht, mit der ihn Seine Fürstliche Liebden der Propst zu Berchtesgaden und Erzbischof zu Köln betraut hätte. Solchem Ton gegenüber wurde auch Prior Josephus ein bißchen laut: Diese Vollmacht gelte nur für das Stift und für die Pfarrkirche, die dem pröpstlichen Regiment unterstände; die Franziskaner aber hätten nur Gott und den Regeln ihres Ordens zu gehorchen; und wenn sie es in der ihnen anvertrauten Seelsorge für nötig hielten, die Leute zur Vernunft zu mahnen, statt die Gemüter zum Schaden des Ländleins aufzureizen, so hätte ihnen da kein Kommissar was dreinzureden. Auf diese Erklärung hin entbrannte Doktor Pürckhmayer zu heiligem Zorn und wollte kraft seiner kirchlichen Stellung strenge Befehle erteilen. Prior Josephus aber schien den Wald zu lieben, aus dem es herausschallt, wie man hineinschreit. Denn er wurde grob. Und schrie mit gesunder Lunge: „In meiner Kirche geschieht, was ich für christlich und recht halte! Ein Dominikaner hat uns Franziskanern einen . . . einen Schmarren zu befehlen. Und wenn der geistliche Herr Kommissar den Gottesdienst noch länger aufzuhalten gedenkt, dann ruf ich die Laienbrüder und lasse den geistlichen Herrn Kommissar aus der Sakristei hinauswerfen.“ Da schüttelte Doktor Pürckhmayer den Staub von seinen Füßen und drohte zum Abschied mit der Klage beim päpstlichen Stuhl. Prior Josephus aber stieg auf die Kanzel und hielt in Anbetracht der vorgerückten Stunde eine kurze Predigt über das Thema: „Seid verständig, ihr Leut! Laßt euch den gesunden Sinn nicht verdrehen! Und denket, daß der Teufel keinem was anhaben kann, der mit christlicher Treu an seinem Herrgott hängt!“

Die Kunde von diesem Auftritt und dieser Predigt ging nach dem Hochamt wie ein Lauffeuer durch die Gassen von Berchtesgaden. Und am Nachmittag beim Rosenkranz war ein solcher Zustrom von Leuten zur Franziskanerkirche, daß das kleine Gotteshaus die Menge der Andächtigen nicht fassen konnte. Hunderte standen noch um das Tor — und das war kein „Trutzhäuflein“.

Aber am Abend, gegen sechs Uhr, hatte man — wieder bei reinem, blauem Himmel — vom Untersberg herunter das gleiche donnernde Böllern gehört, wie am verwichenen Dienstag vom Hohen Göhl.

Und nun behauptete der Michel Pfnüer, da droben hätten die Hexen in ihrer Freude Salut geschossen, weil ihnen die Franziskaner so hilfreich beigesprungen wären.

„Pfnüer!“ sagte der Ferchner. „Kannst du das beweisen?“

Der Michel lachte. „Könnt schon sein, daß ich mehr gesehen hab, als manchem Weibsbild lieb ist.“

„Gesehen? Am Sonntag? Auf dem Untersberg?“

„Ja! Auf dem Untersberg!“

„So? . . . Da mußt du hexen und fliegen können. Denn am Sonntag ums Nachtwerden bist du mit angerußtem Gesicht und mit einem Reh im Sack vom Hohen Göhl heruntergekommen. Das hab ich gesehen.“

Der Pfnüer erschrak. Doch weil die anderen Häuer lachten, begann er mitzulachen. Aber bei der Ausfahrt setzte er sich neben den Ferchner und flüsterte ihm unter dem Rollen des Hundes zu: „Du wirst doch einem Bergmannsbruder keine Ungelegenheiten machen?“

„Ich bin nicht der Wildmeister. Aber laß dein lästerliches Reden gut sein!“

Am Mittwoch wurde der Hundstößer Adelwart Köppel zum Häuerdienst gestellt, und der Ferchner wurde ihm als Anweiser beigegeben. Drei Tage schafften die beiden miteinander im Berg. Dann erschien am Freitag abends der Ferchner mit Adelwart in des Bergschreibers Amtsstube und erklärte im Beisein des Hällingmeisters: „Der Bub ist firm als Häuer und kann sein Gesellenstück machen.“ Das nahm der Bergschreiber zu Protokoll und wies den Meister Köppel an, den Buben am kommenden Morgen mit Beginn der Frühschicht nach gewohntem Brauch und in Gegenwart zweier Zeugen, die von der Häuerschaft zu stellen wären, in einem Sonderstollen einzumauern. Dort hätte der Gesell in einer Doppelschicht zu erweisen, ob er ohne Beistand so viel an Salzgut aus dem Berg zu brechen vermöchte, wie es dem Tagwerk eines firmen Häuers zustünde. Während das noch geredet wurde, traten sechs Häuer in die Schreiberstube — jede der sechs Rottschaften hatte einen Sprecher gewählt, um beim Hällingeramt Beschwerde dagegen einzulegen, daß ein Fremder nach vierwöchigem Knappendienst schon das Häuerrecht erhalten sollte. Das wäre gegen das Berggesetz und wider das verbriefte Heimrecht der Hällinger. Dem Meister Köppel fuhr es im Zorn heraus: „Das hat kein anderer angestiftet als der Pfnüer!“

„Uns schickt nicht der Michel,“ sagte einer von den Häuern, „uns schicken die Rottschaften.“

Adelwart legte dem Meister die Hand auf den Arm. „Tu dich nicht sorgen, Vater! Ob um meinetwegen was geschieht, was wider das Recht ist, das soll der Herr Bergschreiber sagen. Sagt er, da geschieht ein Unrecht, so steh ich zurück. Sagt er anders, so trau ich mir's zu, daß ich meinen Mann zu stellen weiß.“

Mit lächelnder Behäbigkeit zog der Bergschreiber die Gänsefeder unter dem schön gesalbten Lockendächlein hervor, hielt sie wie eine weiße Friedensfahne vor sich hin und erklärte: Meister Köppel könne über das Häuerrecht seines verewigten Sohnes libera potestate testieren; auch geschehe das mit Zustimmung Seiner Gnaden des Herrn Dekans, und es wär ein Vorrecht der Herrschaft, jeden Untertan ex libidine zu dem Dienste zu stellen, den sie besagtem Untertan zutraue; ein wohlwollender Fürzug wäre in hac re unleugbar zu observieren; hiegegen könne aber die Häuerschaft nach den Bestimmungen des Heimrechtes einen Regreß nur ad incertum casum et eventum erheben, daß dieser Fürzug einem Unwürdigen präjtiert würde — will besagen: für den Fall, daß der Geselle die Häuerprobe nicht bestünde. Diesem vielen Latein gegenüber wurden die Häuer ratlos. Verstanden aber hatten sie, um was es sich handelte. Und einer platzte heraus: „Der Bub wird sich freilich nicht hart tun mit der Prob! Weil ihm der Meister einen Stollen aussuchen wird, in dem er ein leichtes Schaffen hat!“

Jonathan Köppel schwieg zu diesem Einwurf. Doch Adelwart sagte: „So soll mir die Häuerschaft den Stollen zuteilen.“

Die Sprecher guckten einander an, und ein alter Graubart sagte: „Das ist ehrlich geredt! Der Bub soll einen Stollen haben, nicht gut und nicht schlecht. Und schafft er da seine richtige Prob, so bin ich der erste, der bei den Rottschaften zu Ruh und Frieden redet.“

„Vergeltsgott, Häuer!“ Nach diesem Wort trat Adel vor das Pult des Schreibers. „Herr! Nehmet noch aufs Protokoll, daß ich mit Gottes Hilf und Beistand mich anheischig mach, in einer Doppelschicht so viel an Salzgut aus dem Berg zu brechen, als in der gleichen Zeit eine Rottschaft von zwölf guten Häuerleuten zustand bringt.“

„Mensch! Jesus!“ stammelte der Hällingmeister, vor Schreck erbleichend. Der Bergschreiber guckte verdutzt mit kreisrunden Augen drein, und die Häuer fingen zu lachen an. Einer rief: „Der Bub muß krank sein unterm Hirndach!“ Dann schrie ein zweiter: „Oder der Teufel müßt ihm helfen!“

Auf diesen zweiten trat Adelwart mit blitzenden Augen zu. „Hast mich nicht sagen hören: mit Gottes Hilf und Beistand? Oder willst du den Herrgott als Teufel ausschreien?“

Der Häuer bekreuzte sich vor dieser Zumutung. Eine Weile war's in der Stube so still, daß man eine Maus hätte laufen hören. Dann fingen die Häuer zu schreien an: Wenn der Bub sich so vermessen hätte, so müßte er das büßen oder sein unsinniges Versprechen einlösen, und wie er's gesagt hätte, so müßte das Wort für Wort aufs Protokoll. Ratlos sah der Bergschreiber den Hällingmeister an, tauchte die Feder ins Tintenfaß und begann zu schreiben. Das Protokoll wurde verlesen, dann vom Hällingmeister, von Adelwart und von zwei Häuern unterzeichnet, die sich aufs Schreiben verstanden, die vier anderen malten ihre Kreuze drunter. „Bub!" sagte der Ferchner, als er mit rotem Kopf aus der Stube ging. „Heut hast du's verschüttet bei mir. Entweder mußt du krank sein, oder . . . ich weiß nicht was!" Draußen in der Abenddämmerung umstanden an die vierzig Knappen das Hällingeramt. Bei der Nachricht von dem närrischen Protokoll, das man in der Schreiberstube aufgesetzt hatte, begannen sie ein Höhnen und Spötteln, daß Meister Köppel, als er mit Adel den Heimweg antrat, vor Scham nimmer wußte, wohin er gucken sollte. „Komm nur, Vater!" sagte Adel. „Morgen wird das Ding ein ander Gesicht haben!"

Weil vor und hinter ihnen die lärmenden Knappen gingen, sprach der Hällingmeister kein Wort, bis er mit dem Buben allein im dunkelnden Walde war. Da packte er ihn mit beiden Fäusten am Arm. „Um Herrgotts willen! Ja bist denn ganz verloren in tiefster Seel? Ja bist denn krank aufs Leben?"

„Ich bin gesünder wie nie!"

Meister Köppel sagte kein Wort mehr. Erst droben vor der Gartentüre stammelte er: „Red wenigstens vor der Mutter kein Wörtl von deiner unseligen Narretei! Die tät sich das gute Herzl aus dem Leib sorgen! . . . Jesus, was wird das morgen für ein Tag!"

„Ein guter! Und einer, von dem man auch im Wildmeisterhaus was hören wird." Adel trat in die Stube, in der ein Talglicht auf dem gedeckten Tische flackerte. „Glück auf, Mutter!"

Der Klang dieses Grußes war für das Kätterle wie ein frohes Wunder. „Jesus! Bub! Was ist denn Gutes geschehen?"

„Morgen mach ich mein Gesellenstück als Häuer."

Da wurde der Abend mit dem bescheidenen Mahl für das Kätterle zu einem heiteren Fest. Daß ihr Bub ein Gesellenstück liefern würde, so tüchtig, wie man seit der Häuerprobe des David im Salzwerk keines mehr gesehen hatte — diese Überzeugung stand für das Kätterle so fest wie Stein und Eisen. Mit zappelnder Geschäftigkeit trug das Weiblein in Adels Kammer alles zusammen, was er an Zehrung und stärkendem Trunk für die Doppelschicht in den Stollen mitzunehmen hatte. Und als er zur Ruh in seine Stube ging, hängte sich das Kätterle an seinen Hals. „Glück auf, Bub! Deinem Leben und deinem Herzl!"

„Vergeltsgott, Mutter!"

Adel schob in seiner Kammer den Riegel vor, und verwundert dachte das Kätterle: Warum tut er sich denn einsperren? Sie hörte ein Geklapper, als hätte der Bub den Deckel seiner Truhe gehoben — und hörte ein Klingen wie von stählernem Werkzeug. — —

Die finstere Neumondnacht lag um das kleine Haus.

Und die Sterne erloschen, noch ehe der Morgen kam. Denn ein dunstiges Gewölk begann sich über die Berge herzuziehen. Als der Tag zu grauen anfing, war der ganze Himmel schon in dichte Schleier gehüllt.

Um die vierte Morgenstunde trat Adel geräuschlos aus dem Haus. Auf seinem Rücken hing ein plump und gewichtig angepackter Bergsack; dazu trug er auf der Schulter etwas Langes und Schweres, das in einen Lodenfleck gewickelt war.

Vor dem Garten blieb Adel stehen und blickte wie einer, der Abschied nimmt, über die kleinen, schwarzen Fenster hin. „Vergeltsgott, Mutter! Vergeltsgott, Vater!" Dann schritt er in Eile durch den Wald hinunter. Was er trug, das war so schwere Last, daß ihm der Schweiß über die Schläfen rieselte.

Durch das Geklüft der grauen Wolken schimmerte eine irrende Röte, als Adel zur Achenbrücke kam.

Auf der Straße stand er eine Weile regungslos — und blickte über die hohe Hecke hinauf zu dem steinbeschwerten Schindeldach und zu den leise rauschenden Kronen der Birnbäume, die ihre fruchtschweren Zweige über Maddas Fenster spannten. Dann tat er einen tiefen Atemzug und eilte über einen Fußsteig zum Markte hinauf. Schon wollte er am Pfarrhof die Glocke ziehen, als Herr Süßkind im schwarzen Mantel heraustrat. Der alte Pfarrherr erschrak ein bißchen. „Was willst du?"

„Hochwürdiger Herr!" sagte Adel, die Kappe ziehend. „Heut hab ich im Berg ein Tagwerk, bei dem es hergehen kann ums Leben. Da möcht ich um Gottes Beistand beten, möcht beichten und den Leib des gütigen Herren speisen."

Herr Süßkind atmete erleichtert auf. „Komm, lieber Bub! Da gehen wir gleich hinüber in die Sakristei."

Als sie zum Kirchplatz kamen, begann man den Morgengruß zu läuten — und der Pfarrer guckte merkwürdig drein, weil neben dem Klagekasten, der an die Kirchtür geschmiedet war, zwei Spießknechte standen. „Geh voraus zur Sakristei!" sagte Herr Süßkind zu Adelwart. Dann trat er auf die Wächter zu. „Was macht ihr zwei denn da?"

„Wir müssen wachen!" Am Abend hätte der geistliche Kommissar, als er in Gegenwart des Landrichters den Klagekasten öffnete, die sonderbare Bemerkung gemacht, daß der Kasten am Spalt und innen dick mit klebrigem Zeug beschmiert wäre. Da müßten Leute, die vor einer Klage nicht sicher wären, mit Leimruten geangelt haben.

Mißbilligend schüttelte der Pfarrherr den grauen Kopf. „So was sollten die Leut aber doch nicht tun!"

„Daß es nimmer geschieht, drum müssen wir wachen. Aber froh sind wir, daß es Tag wird. Ist ein unheimliches Geschäft, das!"

„Hat denn wer einen Zettel geworfen, heut in der Nacht?"

„Gekommen wär schon einer. Ganz schwarz hat er ausgeschaut. Aber weil er gemerkt hat, daß wir da sind, ist er davon wie der ledige Teufel. Gestank hat sich keiner schmecken lassen. Und da mein' ich, es wär ein Hällinger gewesen, der klagen hat wollen."

„So so?" Herr Süßkind schmunzelte. „Da wachet nur fleißig in jeder Nacht!" Mit raschen Schritten ging er zur Sakristei.

Adelwart stand neben der Türe, Grauen und Sorge in den Augen. „Herr? Ist so ein armes Frauenleut verklagt?"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Und dem Buben schien es wie ein Stein von der Seele zu fallen.

Sie traten in die Sakristei.

Trotz des trüben Himmels war der Tag schon hell geworden. Leute kamen und gingen, die Spießknechte beim Klagekasten wurden abgelöst, und gegen sechs Uhr passierten truppweise die Hällinger den Kirchplatz, die zum Bergwerk wanderten. Weiber und Kinder waren mit ihnen. Auch Leute, die im Salzwerk nichts zu schaffen hatten, suchten den Weg zum Hällingeramt, um sich den Häuergesellen anzugucken, der sich solch eines unsinnigen Fürhabens vermessen hatte. Und weil der Bergschreiber den seltsamen Vorfall im Dekanate rapportiert hatte, wurden zwei Herren als Kommission zum Hällingeramte geschickt, um den Adelwart Köppel vor Schichtbeginn zu fragen, ob er auf diesem aberwitzigen Protokoll bestehen bliebe.

An die zweihundert Leute waren es, die sich mit Lärm und Schwatzen auf dem Platze vor dem Schachttor angesammelt hatten. Meister Köppel, der dieses Gerede nimmer hören wollte, stand draußen auf der Straße, bleich, und guckte sich die Augen nach dem Buben aus. Endlich, als schon bald die Schichtglocke läuten sollte, kam Adel mit seiner schweren Last durch die Wiesen her. Der Meister lief ihm entgegen. „Bub! Um Herrgotts willen, wo bist du denn gewesen?"



Der Geburtstag der Schloßherrin.

Gemälde von A. Moreau.

„In der Kirch."

Diese Antwort schien den Meister ruhiger zu machen. Aber nun sah er die plumpe Last, die Adel im Bergsack trug. „Was hast du denn da so Schweres?"

Der Bub lächelte. „Den neuen Steinschlägel, der mir helfen soll."

„Wo hast du den her?"

„Den hab ich von Salzburg geholt."

„Von Salzburg?" Der Meister machte Augen, als wäre das alles wie ein verworrener und beklemmender Traum. „Wann bist denn du in Salzburg gewesen?"

„Am Sonntag."

Jonathan schüttelte den Kopf.

„Alles Häuerwerkzeug kenn ich doch. Was soll denn das für ein Schlägel sein?"

Wieder lächelte der Bub. „Der ist neu im Berg. Den hat man bis heut nur allweil gebraucht, um aufs Leben und auf die Häuser loszuschlagen. Jetzt soll er einen Schlag tun, der zum Guten ist."

„Und was hast du denn auf der Achsel?"

„Meine neuen Spitzhauen."

„Das sieht ja aus wie eiserne Stangen!"

„Ja, Vater!"

„Sind die auch von Salzburg?"

„Die hat mir am Sonntag in der Früh nach meiner Weisung der Schmied von Grödig gehämmert, derweil ich vor deines Davids Birnbaum ein Vaterunser gebetet hab."

Meister Köppel fragte nimmer weiter. Bleich, mit zitternden Fäusten, ging er neben dem Buben, während die Leute mit Geschrei und Lachen herdrängten, als käme ein Bärentreiber mit seinem tanzenden Tier.

Da sah der Bub den weißen Stiftsherrn und den anderen im schwarzen Gewand mit den roten Schuhen.

„Vater? Wer sind die Herrenleut?"

„Das ist Herr Adam von Reizenstein, der Kapitelherr, der über das Hällingeramt die Aufsicht führt."

„Und der ander?"

„Das ist . . ."

„Wer, Vater?"

„Der Sekretarius Besenrieder."

Adels Augen erweiterten sich, und wie eine Flamme fuhr es ihm über das bleiche Gesicht. Erschrocken faßte ihn Meister Köppel am Arm und flüsterte:

„Bub! Um Christi Lieb! Besinn dich! Stell dein Fürhaben ein! Sag, du wärst gestern fiebrig gewesen! Ich bitt dich, Bub . . ."

Schweigend befreite Adel seinen Arm und ging auf den Sekretarius zu. „Ich bin der Adelwart." Seine Stimme hatte einen Klang wie Stahl, der gehämmert wird. „Und stell mich zum Gesellenstück, wie's geschrieben ist im Protokoll."

„Wir wollen in die Amtsstube gehen!" sagte Doktor Besenrieder mit Ernst und Würde. Und während sie ins Haus traten, flüsterte er dem Stiftsherrn in lateinischer Sprache zu: Was dem Gesellen aus den Augen spräche, das wäre die offenkundige Geistesverwirrung.

In der Schreiberstube machte der Sekretarius mit freundlichen Worten den Versuch, Adelwart zum Rücktritt von diesem sinnlosen Protokoll zu bewegen. Der Bub blieb fest. Und auf die Fragen nach der Art seines Vorhabens verweigerte er jede Antwort; was er vorhätte, das wäre ein neues Ding im Bergbau; und am Abend würde er Rede stehen.

Da läutete die Schichtglocke. Aber von den Knappen, die draußen das Amt umstanden, fiel es keinem ein, zur Arbeit anzufahren.

Die Herren traten aus dem Haus, und Herr von Reizenstein wählte drei alte Häuer, die den Sonderschacht bestimmen, den Gesellen einmauern und darüber wachen sollten, daß der Prüfling keinen heimlichen Beistand bekäme.

Adel hatte, unbekümmert um das Geschrei, das ihn umgab, seine Last auf einen Hund gehoben. Als er das brennende Grubenlicht an seinem Gürtel befestigt hatte und den Hund zu stoßen begann, sah er hinter dem Gedränge den Freimann Jochel Zwanzigeisen stehen. Wie vergnügt der lächelte! Hinter ihm stand seine Tochter, erregt, mit heißem Gesicht. Und als sie sah, daß Adels Blick auf sie gerichtet war, hob sie jäh die Fäuste mit den eingezogenen Daumen in die Höhe. Kaum merklich, nur mit den Augen, nickte Adel einen Gruß. Denn es war ihm in dieser Stunde ein wohltuendes Gefühl, unter all den hundert Spöttern *eine* Seele zu wissen, die ihm Gutes wünschte und an das Gelingen seines Werkes glaubte.

Schon tauchte der Hund in die Dämmerung des Schachtes. Da trat der Hällingmeister neben den Buben. „Komm, Adle! Laß dir helfen! Jetzt ist die Sach im Weg. Mir ist, als müßt ich ersticken. Aber *du* hast ja den Glauben! So wünsch ich dir halt aus ganzer Seel: Glück auf!"

„*Glück auf!*"

Schulter an Schulter, stießen sie den rollenden Hund hinein in die Finsternis des Schachtes.

In gedrängter Reihe fuhren hinter ihnen die Rotten ein. „Glück auf!" Und über eine lange Stollenstrecke war ein dumpfes Rollen und Gepolter, ein ruheloses Gaukelspiel von hundert Lichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Japans heiligste Stätte.

Von Dr. Kurt Boeck.

Mit Bildschmuck nach japanischen Photographien und nach Aufnahmen des Verfassers.

Weit höher als alle Religion steht dem Japaner die Vaterlandsliebe. Ein Volk, dem Vollkommenheit und Menschlichkeit so angeboren sei, wie dem im Lande der „aufgehenden Sonne", brauche nur, so meinen dort viele, seinen natürlichen Gefühlen nachzugeben, die Erinnerung an die edlen Ahnen in Ehren zu halten und dem Mikado zu gehorchen, um den rechten Weg zu wandeln; Glaubensartikel, ein „Moralkodex" oder Reformatoren seien nur bei geringwertigeren Völkern vonnöten. Schier grenzenlos dagegen ist der Ehrgeiz derselben Japaner, dem Ruhm und der Größe ihrer Heimat jedes erdenkliche Opfer darzubringen und den Nationalstolz mit Nachdruck zu betätigen. Wenn nach dem Auftreten der Europäer und ihrer Missionare einst in Japan gräßliche Christenverfolgungen ausbrachen, so entsprangen diese, das dürfen wir nie vergessen, keineswegs religiöser Unduldsamkeit, sondern nur der Besorgnis, die nationale Unabhängigkeit einzubüßen; nur diese Sorge führte schließlich zur völligen Abschließung des Landes, die vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Mitte des neunzehnten währte.

Aber doch gibt es eine Stelle, zu der wohl jeder Japaner wenigstens einmal im Leben pilgert, ganz gleich, ob er Anhänger des dort verherrlichten Schintoismus oder des Buddhismus ist, ob er zur Lehre Christi schwört oder der des Konfutse folgt, oder ob er sich — westländischer Mode nacheilend — zu den gottleugnenden „Nationalisten" zählt. Diese Stätte ist der stille Bergwald bei Yamada in Ise, wo sich ein der Sonnengöttin Ama-Terasu, der hohen Schirm- und Ahnherrin der Kaiser, geweihter uralter Tempel befindet, und nur wenige Japaner versäumen es, ihren Lebenslauf dort von dem himmelumwandelnden Gestirn Segen und Erfolg zu erflehen.

Ich betrachte es wirklich als eine Gunst des Geschicks, meine Schritte in dieses abgelegene Gebiet gewendet zu haben.

unbekümmert um die stehende Redensart, die von manchen Japan durcheilenden Globetrottern einem verstimmten Witzbold nachgeplappert wird: „In den Tempeln von Ise ist nichts zu sehen, und selbst das will man nicht sehen lassen!"

In der Tat, zu den durch reiche Kunstentfaltung verblüffenden Sehenswürdigkeiten — wie solche z. B. die bekannten buddhistischen Tempel oder das Mausoleum Iyeyasus zu Nikko sind, die von Schnitzereien und Lackarbeit starren — kann und will Yamada nicht gezählt werden. Ebensowenig ist hier für die teils fürchterlichen, teils lächerlichen aus Holz gehauenen Zerrbilder eine Stätte, die uns vor buddhistischen Tempeln als „Nio", als symbolischer Wächter, oder in den oft urkomischen Gestalten sagenhafter Halbgötter entgegengrinsen.



Holzschnitzereien am Yomeinontor in Nikko.

Nirgends wirkt die Einfachheit, die das Wahrzeichen aller Kultur der Japaner ist, eindringlicher als hier, wo urälteste Kulturformen beibehalten wurden. Aber gerade darum bietet der Besuch Yamadas einen Hochgenuß für jeden, der ein Ergötzen darin findet, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen" und grübelnd in ihn einzudringen.

Praktisch, wie die Japaner unzweifelhaft sind, verbinden sie mit der Wallfahrt nach Ise eine erquickende Erholungsreise, und die Natur kommt ihnen hierbei in gefälligster Weise entgegen. Seit ältester Zeit gilt das Gestade der Owaribai bei Futami als eine der lieblichsten Landschaften des Inselreiches, und wunderlich zernagte Klippen erhöhen die malerischen Reize der ausgebuchteten, vegetationsreichen Küste. Unter diesen Felsblöcken sind es besonders zwei durch Strohseile verknüpfte, die, vom Volksmunde Myoto-Seki, d. h. „Mann und Frau" getauft, den bildenden Künstlern Japans unzählbar oft als Vorwurf gedient haben. Ein nahe dabeistehendes Kapellchen erinnert dort jeden an die Sage, derzufolge hier einst ein Ehepaar hauste, das trotz seiner Armut eine unerkannt auf Erden wandelnde Gottheit sehr gastfreundlich verpflegte und als Lohn den Rat empfing, zur Abwehr des damals die Lande durchwütenden Dämons der Pest den Wohnbezirk mit Strohseilen zu umziehen und zur Erinnerung an die dem Gotte gespendeten Kleider weiße Papierstreifchen in die Taue zu knüpfen. Dieser Strand der Owaribai, in der zuzeiten sogar Walfische harpuniert werden, ist durchaus nicht einsam; häufig ist er von drallen Mädchen belebt, die Tengusa einsammeln, eine Seetangart, die gern in Form von gesüßter Paste verzehrt wird, während andere Fischerinnen flott auf die See hinausrudern, um unbekleidet über Bord zu springen und nach den ebenfalls als Leckerbissen geschätzten Seeohrmuscheln zu tauchen, wobei sie den Atem unglaublich lange zurückhalten können. Diese rauhe Arbeit in Wasser und Sonne — die nicht einmal von werdenden Müttern unterbrochen wird — gerbt natürlich schließlich die Haut und rötet und zerzaust das Kopfhaar dieser fleißigen Frauenzimmerchen bald derart, daß sie in erstaunlich kurzer Zeit zu wahren Wetterhexen altern. Trotzdem werden die Gatten, Väter oder Brüder solcher Tauchkünstlerinnen von manchen anderen Japanern arg beneidet, da sie dank der einträglichen Fertigkeit ihrer Meerweibchen ein wahres Schlaraffenleben führen können und auch tatsächlich überall schmauchend an der Küste herumlungern.

Die „Mann und Frau"-Felsen wirken aber erst durch ihre stimmungsvolle Umrahmung so ungemein malerisch: das erwähnte Holztempelchen, die Hügel längs der Küste, die teils mit Schirmtannen und Laubwald bestanden, teils durch Terassenbau als Äcker und Gärten benutzt sind, und schließlich die nahen und fernen Inselchen, zwischen denen die Fischerboote dahinsegeln — dies alles ergibt eine Landschaft von poesievoller und geradezu vollendeter Schönheit.

Und an diesem gesegneten Ufer ziehen nun tagaus, tagein — zumal im Frühjahr — Scharen von Pilgern dahin, froh und glücklich, aber ohne wüstes Schreien oder Gelärme, um sich an dem reizvollen Schauspiel zu weiden. Höher und höher steigen sie die wohlgepflegte Straße hinauf, die an dem Aussichtspunkt Hinori-Yama und schließlich vom Gipfel des vierhundert Meter über der See liegenden Asama-Yama eine entzückende Umschau erschließt. Wohl gibt das unterste Bild auf S. 824 u. 825, das ich zwischen den genannten Plätzen aufgenommen habe, eine Vorstellung von den abwechslungsreichen Formen dieses Eindrucks, doch sein größter — aber leider ganz unnachahmlicher — Reiz liegt in der unendlichen Zartheit der Tonabstufungen, in den mannigfaltigen Schattierungen der Farben, vor allem des Grüns, und in dem lebensvoll bewegten Vordergrund von Wald, Feld, See und den in den Gärten zerstreuten Häusergruppen. Zugleich verraten die bei dem Küstenstädtchen Toba qualmenden Schlote die Werkstätten eines dort versteckten Docks, wie ja die schlupfwinkelreiche Küste Japans derartiger geheimer Heilstätten für verwundete Schiffe gar manche besitzt, über die aber weislich nach schweigsamer japanischer Art nach



„Nio", japanischer Tempelwächter.

außen hin nicht viel verlautet. Mit wonnevoll frommem Schauer tritt dann der Wanderer, dessen Auge und Gemüt unablässig in Naturschönheit schwelgten, in die heiligen Haine ein, die den inneren und den äußeren Tempel umschließen, und deren Namen durch Anhängen der Silbe San — die soviel wie Herr bedeutet und die von japanischer Höflichkeit nicht bloß verehrungswürdigen Personen, sondern auch Dingen angefügt wird — Naiku-San und Geku-San lauten, was sich dann in der Umgangssprache zu Naizan und Gezan abschleift. In dem Flußbett zur Seite der langen Brücke, die zu dem Tempelwald führt, pflegen Scharen bedürftiger Pilger mit sehr langgestielten, zweizipfligen Netzen auf der Lauer zu stehen, um die ihnen von der Brücke aus heruntergeworfenen Münzen aufzufangen; mit unfehlbarem Erfolge greifen sie das Geld aus der Luft, und keinem Münzenwerfer gelingt es, das Geldstück so zu schleudern, daß es zu Boden fällt, bevor ein gelenker Pilger es aufgeschnappt hat. Bei allen Gelegenheiten liebt es der Japaner, die zähe Geschwindigkeit seines Körpers möglichst so zu üben, daß er selbst Gewinn einheimst — und andere noch etliches Vergnügen davon haben. Am Ende der Brücke schreiten wir zunächst durch ein „Torii", das geheimnisvolle Sinnbild des Schintoismus. An derartigen schlichten, aus vier geraden, weißen Balken zusammengefügten Durchgängen — die den Gestellen nachgebildet sind, auf denen die heiligen weißen Hähne zu sitzen pflegen — ist jeder der 56 500 Tempel zu erkennen, die dem Schintokultus angehören, dem ältesten in Japan, der aber vom siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert durch den Buddhismus zurückgedrängt wurde, dann jedoch wieder zu seinem ursprünglichen Ansehen erstarkte und im Jahre 1868 sogar zur „Religion des Kaisers" erklärt wurde. Doch ist der Schintoismus keineswegs eine Dogmareligion in unserem Sinne und nicht einmal eine Sittenlehre, wie die anderen Kulte in Japan, sondern ursprünglich die Verehrung der Natur als Offenbarung unergründlicher Gottheit und kaiserlicher Würde, als festerer Halt des Gemeinwesens.



Mann- und Frau-Felsen bei Futami.

Märchenhaft wirkt das für uns ungewöhnliche Durcheinander von majestätischen, düsteren Zedern und Ulmen, von wuchtigen Kampfer-, schlanken Ahorn- und akazienähnlichen Götterbäumen, die mit zierlichen Schirmtannen und teebuschartigen Sakakisträuchern zu Dickichten von fremdländisch üppigem und doch nicht subtropischem oder gar tropischem Charakter verwachsen. Und mitten im tiefen Schatten dieser Waldung stehen nun, durch weiße Doppelgatter aus Zedernholz von der profanen Welt geschieden, die ebenfalls hölzernen Tempelbauten in genau denselben Maßen und Formen, die sie bei ihrer Erbauung vor zwei Jahrtausenden zeigten, die aber dank ihrer blendend sauberen Täfelung so frisch aussehen, als habe eben erst des Zimmermanns Axtschlag sie beendigt. Allerdings könnten wir diese Gebäude ihrer Stroh- oder Schindeldächer wegen weit eher für Scheunen als für Gotteshäuser halten, wenn wir uns der prächtigen buddhistischen, mit Ziegeln gedeckten Tempel in chinesisch-indischem Zeltstil erinnern, und in der Tat hat auch einst die einfache Pfahlbauhütte der Landleute auf den Luchuinseln zum Vorbild der Tempel des Schintokultus gedient, der aber dann verlangte, daß diese Bauten stets nach je zwanzig Jahren niedergerissen und in gleicher Gestalt wieder aufgebaut würden, als ob dadurch eine jedesmalige Wiedergeburt des Glaubens gewährleistet werden sollte. Sowohl neben dem Hauptbau wie bei den Nebentempeln blieb deshalb hinreichender Platz frei, um darauf ein Abbild des der Vernichtung geweihten Gebäudes zu errichten, und ebenso sind neben den Schatzhäusern, die kostbare Brokatstoffe und Opfergeräte bergen, neben dem Stall für den heiligen Schimmel, ja selbst neben dem Hüttlein des Torhüters solche Plätze vorgesehen, auf denen sie als Neubauten aufzuerstehen haben, was zum letzten Male im Oktober 1889 erfolgte.

Erst als ich eine Aufnahme der beiden Nebentempel in meine Kamera gebannt hatte, fiel mir eine Anschlagstafel in die Augen, die den Besuchern davon abriet, durch Hantieren mit photographischen Apparaten die andachtsvolle Stimmung der Wallfahrer zu stören, und an warnenden Beispielen, daß das Nationalgefühl nicht ungestraft gereizt wird, ist bei dem unberechenbaren Wesen mancher Japaner, zumal dem der gewalttätigen „Soschis", keineswegs Mangel. Sogar ein früherer Unterrichtsminister, Graf Mori, der im Jahre 1889 der Versuchung nicht hatte widerstehen können, wißbegierig den weißen Vorhang mit seinem Spazierstöckchen zu lüften, der den



Die Owaribai in der

letzten „Torii"durchgang verhüllt und der außer vor Priestern nur vor dem Kaiser — und auch vor diesem nur, nachdem er sein Gewand gewechselt hat — geöffnet wird, sogar dieser hochgestellte Japaner wurde von einem ob dieses Frevels erbosten Landsmanne bei einem großem Feste mit allem Vorbedacht erdolcht! Bezeichnenderweise wurde aber das Grab des Mörders, den die Begleiter des Ministers sofort niedergemacht hatten, zu einem vielbesuchten Wallfahrtsziel für das übrige Volk, das ihn als Märtyrer und einen dem Himmel wohlgefälligen Vermittler zwischen diesem und ihren Gebeten verehrte.



Geldfänger am heiligen Hain zu Yamada.

Reichen Ausschmucks oder erhabener Gottheitsbilder entbehrt auch das Innere dieses Tempels, das nichts birgt als ein vergoldetes Holzgestell mit einer von Seidentüchern bedeckten Truhe, in der das hehre Heiligtum, ein in köstlichen Brokatstoff gehüllter Metallspiegel, ruht. Nach der Schinto-Schöpfungssage schwang nämlich die „Himmelslärmfrau" (der Donner) einen solchen Spiegel (den Blitz) in derart groteskem Tanz vor den versammelten, d. h. vor den „achthundert Myriaden" Göttern, daß diese in unstillbare, weithallende Heiterkeit ausbrachen — also in ein Seitenstück zum „homerischen Gelächter" des hellenischen Olympos — wodurch der Zweck der listigen Tänzerin erreicht und die Neugier der Sonnengöttin erregt wurde, so daß diese, ihres Zerwürfnisses mit ihrem Bruder (dem Sturme) vergessend, aus der Höhle (den Wetterwolken), in die sie sich schmollend vor ihm verkrochen hatte, herausguckte, wodurch der Schöpfung ihr Licht wieder erstrahlte und die Erde weiter zu grünen und blühen vermochte.

Diese Mythe liegt auch dem altehrwürdigen Kaguratanze zugrunde, der auf einer im Tempelhain errichteten Stufenbühne von einer Priesterin, die den Handspiegel trägt, und sechs anderen Jungfrauen in rotgesäumten weißen Mänteln und roten Übergewändern dargestellt wird, während dicke Bepuderung ihren Gesichtern den Anschein starrer Larven verleiht. In wechselvollem, anmutigem Reigen schwingen sie heilige Sakakizweige, mit denen einst der Spiegel der „Himmelslärmfrau" umschlungen gewesen sein soll. Die Anzahl der Tänzerinnen und die Pracht ihrer Ausstattung steigen übrigens mit dem von den Zuschauern erlegten Eintrittsgelde, das zwischen fünf und fünfundzwanzig Dollars wechselt. Reinweiße Gewandung ist aber auch hier nicht üblich, da diese als Trauerkleid bei Bestattungen dient. Die Toten werden bei den Schintoisten in langgestreckten Särgen geborgen; vor dem Leichenzuge reitet ein weißgekleideter Priester, der jedoch nur bei der Beisetzung eines Kaisers den schon erwähnten heiligen Schimmel benutzt. Die Buddhisten dagegen beerdigen oder verbrennen die in kauernder Stellung in einem würfelförmigen Sarge untergebrachten Leichen.

Überhaupt unterscheiden sich die beiden Hauptkulte durch so auffallende Äußerlichkeiten, daß der Studienreisende in Japan oft genug durch Verwechslungen überrascht wird, die selbst Europäern begegnen, deren Aufenthalt im Lande zwar bereits nach Jahren zählt, die aber oft kaum Zeit genug finden, ihre Berufsgeschäfte zu bewältigen, geschweige denn, sich um derartige Dinge zu kümmern. Und doch bilden diese Eigenheiten Erscheinungen von hohem künstlerischen Reiz. Während z. B. der buddhistische Priester barhaupt einherschreitet und Bart und Schädel spiegelblank rasiert, läßt der „Kanuschi", der Schintopriester, das Haar wachsen und bindet sich krempenlose Kopfbedeckungen von uralten, uns höchst seltsam vorkommenden Formen mittels grünseidener Schnüre oder weißer Bänder auf das Haupt. Ferner hüllt sich der buddhistische Mönch in ein scheinbares Flickwerk aus vielen bunten seidenen, manchmal sogar prächtig gestickten Stoffstücken, um (etwas scheinheilig) das Gebot des Religionsstifters nicht zu mißachten, der seinen Anhängern riet, weltlicher Eitelkeit zu entsagen, also auch das Gewand nicht unnötig oft zu erneuern, sondern es so lange wie möglich immer wieder fleißig zu flicken. Die Kanuschis dagegen kleiden sich in gediegene, altertümliche und einfarbige Gewänder, die mit zartgetönter Seide gefüttert und auf die häufig stilisierte Sakalipflanzenteile gestickt sind. Auch geht bei diesen die Priesterwürde auf den Sohn über, während



Tempel bei Yamada.



Buddhistischer Bonze mit Gebetskette und Fächer.

ihre Töchter in die Geheimnisse des Kaguratanzes eingeweiht werden; ein buddhistischer Bonze aber muß im Zölibat leben. Allerdings soll in keinem Elternhaus große Freude herrschen, wenn sich einer der hoffnungsvollen Sprößlinge dazu entschließt, als Lehrling in ein Buddhistenkloster einzutreten, und moralisch scheinen sich die Priester des Schintokultus weit höheren Ansehens zu erfreuen. Man darf hierbei nicht vergessen, daß die herrliche Morallehre des edlen Hindufürsten Gautama Kapilawastu — des späteren „Buddha" — die unseren „zehn Geboten" ähnelt, auf ihrem Siegeszug durch Ostasien ja nicht in ihrer reinen Form nach Japan gelangte, sondern in der verunstalteten des im indischen Pendschab entsprossenen Tantra-Buddhismus, dessen wüste und abgeschmackte Verquickung mit Götzenbildern, Zaubersprüchen und umständlichen Zeremonien den Anschauungen des größter Einfachheit zugetanen Stifters keineswegs entspricht.



Almosenspende an einen Pilger.

Selbst bei den Wallfahrern zu den Heiligtümern kann man bald erkennen, weß Geistes Kind sie sind. Eine Kugelkette zum Gebetzählen und ein Holztäfelchen mit einem Segensspruch und dem Namen des Wanderziels kennzeichnen den Buddhisten, dessen heller Pilgermantel bei der Rückkehr aus dem Tempel von roten Stempeln strotzt, die ihm dort der amtierende Priester aufdrückte; der Schintoist dagegen pilgert ohne diese Zutaten in fast weißen Kleidern durchs Land, schleppt aber eine Pappschachtel oder ein lackiertes Kästchen mit sich, das er in Yamada mit Spänen des letztgehackten Tempels anfüllt, wie solche dort zum Besten des Neubaus feilgehalten werden. Mit derartigem „Mitgebrachten" erweisen sich nämlich diese pilgernden Fechtbrüder für die Almosen erkenntlich, die ihnen auf dem Hinwege gereicht wurden; aber auch hierbei wird der landesüblichen Höflichkeit genügt,



Wallfahrer mit Spähnen des Schintotempels in Ise.

indem der Spender die Münze zunächst in ein Stückchen Seidenpapier wickelt, dessen Zipfel feinsäuberlich zu Schmetterlingsflügeln oder sonst einem lieblichen Naturgebilde zurechtgezupft werden, und schließlich das Angebinde dem allerdings nie durch Worte, sondern bloß durch seine Tracht Bettelnden durch eine Dienerin unter gehörigen Verbeugungen auf einem schön lackierten Präsentierteller überreichen läßt. Bis in die neueste Zeit entliefen Knaben wochen-, ja monatelag ihrer Familie, der Lehre oder der Schule, um sich auf diese Weise ohne einen Heller Reisegeld zu den Tempeln von Ise durchzuschlagen und — außer den nötigen Tempelspänen — ein mit Notizen gespicktes Büchlein heimzutragen, das davon zeugen muß, daß sie sich auf ihrer Fußwanderung nicht bloß „gut amüsiert", sondern daß sie ihr Heimatland mit hellen Augen und offenen Ohren kennengelernt hatten. —

In vielen der etwa dreihundert Gasthöfe Yamadas wird aber den Pilgern auch noch in später Mitternacht mit einer altertümlichen Musikaufführung, dem „Ise-Ondo" aufgewartet, wo zu den Klängen eines Geischaorchesters ein auf Balustraden längs der Wände aufmarschierender Chor von Tänzerinnen einstimmige Rezitationen unter Begleitung sorgfältig einstudierter Gesten vorträgt, die den Zauber der Naturherrlichkeit preisen, allerdings in Formen, die zwar den Japanern als vollkommene und bewunderte Gedichte gelten, für unser Gefühl jedoch oft bloß knappe Andeutungen eines solchen enthalten. Der mir zum Besten gegebene Sang z. B. wiederholte nur in allen möglichen Halb- und Viertelstönen das Thema: „Frühlingswind kommt milde, Nachtschnee strömt Wohlgeruch aus." Daß diese Künstlerinnen des Ise-Ondo denselben Anspruch auf herbe Tugendhaftigkeit machen wie ihre Kagurakolleginnen, mag ich jedoch nicht behaupten.



Schintopriester beim Gospiele.

Auch sonst herrscht in Yamada ein überaus reges Nachtleben, das aber niemals unmanierlich oder geräuschvoll wird, und an allerlei

Läden mit Andenken — besonders Beutelchen aus geschmeidigem, lederähnlichem Ölpapier — sowie solchen mit Sehenswürdigkeiten ist so wenig Mangel wie auf der Vogelwiese zu Dresden. Eine Besonderheit bildet hier das „O Sugi O Tama", ein Sportspiel, bei dem es beim besten Willen kein Zuschauer fertig bringt, einer der niedlichen Tänzerinnen eine Münze in das Gesicht zu schleudern; diese Nixchen haben eine ebenso sichere Fixigkeit im Ausweichen, wie die Geldfänger an der Brücke im Erhaschen. —

Wer auch heute noch einen Abglanz des ältesten Japans auf sich wirken lassen will, sollte stets danach trachten, in den Wäldern Yamadas einen von den Spänen der dortigen Tempel zu erstehen, denen nebenbei die geheime Kraft innewohnen soll, dem Herzen stilles Glück und heitere Zuversicht zu gewähren.

Grenzen der Liebe.

Erzählung von Adam Müller-Guttenbrunn.

Die Wiener Gerichte hatten zu Beginn der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts einen ganz stillen und doch gar merkwürdigen Scheidungsprozeß durchzuführen. Es wurde kein Aufhebens von der Sache gemacht, die Zeitungen waren gebeten worden zu schweigen, und sie erfüllten diese Bitte gern, da der Fall jeglicher Pikanterie entbehrte. Um der Personen willen, die daran beteiligt waren, hätte man freilich davon reden können, denn die waren sehr bekannt, und es wäre immerhin interessant gewesen für weite Kreise, zu erfahren, daß . . .

Nun, es geschah nicht. Der große Freundeskreis des Herrn Hofrates von Werner, der vor kaum einem Jahr plötzlich durch dessen späte Vermählung überrascht wurde, erfuhr lange nichts von der frühen Scheidung. Nur die Nächststehenden, die es erfahren mußten, erhielten Kenntnis davon.

Eugen Werner hatte einst als junger Jurist in den vornehmsten bürgerlichen Häusern Zutritt gefunden. Sein elegantes, geselliges Wesen warb ihm viele Freunde, und wenn er auch, als der Sohn einer Beamtenfamilie, ohne Vermögen war, so war ihm doch eine schöne Laufbahn sicher, und er konnte immerhin als eine annehmbare Partie gelten. So schätzten ihn auch die Mütter ein, und sie sahen es gern, wenn Dr. Werner bei ihren Jours erschien und sich bei ihren Hausbällen als eifriger Tänzer betätigte. Und als er in das Ministerium kam und endlich sogar den Titel eines Ministerialvizesekretärs erhielt, da wunderten sich schon manche, daß er noch immer keine ernsten Absichten zeigte und stets nur der glatte Gesellschafter blieb, als den man ihn schon seit Jahren kannte.

Eugen Werner war kein schöner Mann, aber uninteressant war er nicht, und daß er kein Dutzendmensch sein mochte, das sah man ihm an den hellen grauen Augen an, die einen Ausdruck von Schwärmerei hatten und Begeisterungsfähigkeit verrieten. Sein braunes Haar, das sich an den Schläfen ein klein wenig ringelte, war immer ein bißchen länger als das der schablonenhaften Beamtentypen in den Ministerialkanzleien, und auch sonst stach sein Wesen von diesen ab. Von hagerer hoher Gestalt, ging er still und bescheiden seinen Weg, und immer ein wenig gebeugt, als ob er sich selbst zu groß vorkäme. Er war frei von jeder Unterwürfigkeit gegenüber Vorgesetzten, aber es war ihm immer peinlich, wenn ein solcher zu ihm aufblicken mußte. Werner hatte seine Eltern früh verloren und stand nunmehr allein.

Von allen Häusern, in denen er verkehrte, war ihm das des Großindustriellen Bernhard Scholz am liebsten geworden. Da gab es zwei Töchter, so grundverschieden in ihrem Äußeren wie nach ihrer inneren Veranlagung, und beide sahen ihn gern, beide liebte er mit gleicher Wärme. Oft ging er mit sich zu Rate, welche von beiden ihm eigentlich teurer wäre, er konnte sich nicht entscheiden: die schwarze feurige Sidi oder die hellbraune gelassene Emma. Die eine plauderte wie ein Schalk und tanzte wie eine Mänade, die andere spielte so herrlich Klavier und sang wie eine Primadonna. Bei Emma wäre er oft gern im Musikzimmer sitzen geblieben, aber Sidi lockte ihn immer an sich heran. Und plötzlich wußte er auch, daß diese ihm lieber war, denn es erschien ein Freier für Sidi auf der Bildfläche, sie sollte ihm entrissen werden.

Eugen Werner verkehrte gleichzeitig mit vielen anderen jungen Männern in dem gastfreundlichen Hause, und es fiel ihm nie ein, zu denken, daß er irgendwem unwillkommen wäre oder daß er da nicht für voll gälte. Die Mama kam ihm zwar manchmal etwas verstimmt und angesäuert vor, aber er hatte doch nie bemerkt, daß er mitschuldig daran wäre. Jetzt zum ersten Male kam ihm dieser Gedanke, denn es war ganz auffällig, wie sie ihn von Sidi fernzuhalten suchte, seitdem der junge Wallner im Hause erschien, der Sohn des großen Seifensieders und Kerzenfabrikanten.

Das reizte und stachelte ihn aber nur noch mehr, und er suchte eine Unterredung unter vier Augen mit Sidi. Die fand sich bald, und Eugen gestand ihr seine Liebe, er bat sie um ihre Hand. Sie war davon gar nicht überrascht, schmiegte sich lächelnd an ihn, gewährte ihm einen Kuß, machte ihm aber keinerlei Zusage. Das habe sie ihren Eltern längst feierlich geloben müssen, daß sie sich nie überrumpeln lasse, daß sie kein Versprechen gebe auf eigene Faust. Er müsse mit ihrer Mama sprechen. Der junge Wallner bewerbe sich zwar auch um sie, aber sie gebe ihm den Vorzug vor jenem. Wenn ihre Eltern einverstanden seien, werde sie seine Frau. Emma würde ihr zwar die Augen auskratzen, fügte sie hinzu, aber das schade nichts.

„Emma?!" rief Werner bestürzt.

„Nun ja, die Arme betet Sie doch an," erwiderte triumphierend das Mädchen.

Er scherzte die Bemerkung, die ihn in tiefster Seele traf, mit lächelndem Gesichte hinweg und spielte den ganzen Abend den Glücklichen. Da der reiche junge Seifensieder auch anwesend war, wich er nicht von der Seite Sidis, und er sah mit Ergötzen, wie er das Mißfallen des Rivalen erweckte. Aber den Ingrimm der Frau des Hauses sah er nicht. Erst ganz zuletzt, als er sich verabschiedete, merkte er so etwas wie eine Verstimmung. Und jetzt begegnete er auch dem fragenden, erstaunten Blick Emmas, dem er den ganzen Abend ausgewichen war.

Tief in seinem Innern regte sich etwas wie Reue, wie Scham, und ratlos verbrachte er eine schlaflose Nacht. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er sich habe hinreißen lassen; dann wieder sagte er sich, daß er dem Doppelspiel seiner Gefühle ja doch einmal ein Ende habe machen müssen, und er war mit sich zufrieden. Wenn es schon eine der Schwestern Scholz sein sollte, so war am Ende Sidi doch die richtige. Freilich, Emma war ganz anders, viel gediegener, viel charaktervoller, aber so hübsch, so geistreich, so fesch war sie nicht. Und er überredete sich, daß seine Wahl gut war.

Am nächsten Tag stand er vor Mama Scholz. Sie empfing ihn um zwölf Uhr Mittags in ihrem Salon, den er bis dahin nur selten betreten hatte, und war äußerst kühl. So hatte er die Frau noch gar nie gesehen. Freilich, er war auch noch nie mit ihr allein gewesen; nie wurde bis dahin ein ernstes Wort zwischen ihnen gewechselt, immer nur Redensarten. Und jetzt auf einmal sollte über seine Zukunft entschieden werden in diesem Raum, von dieser kalten, stolzen Frau.

Als sie ihm einen Platz angewiesen und sich selbst auf dem Diwan niedergelassen hatte, entspann sich folgendes Gespräch:

„Ich kann mir wohl denken, Herr Doktor, warum Sie gekommen sind. Haben Sie sich die Sache auch wohl überlegt?"

„Gewiß, gnädigste Frau. Ich bin wohl sehr kühn, wenn ich es wage, Sie zu bitten, mir zu gestatten . . . Ich liebe Ihre Tochter aufrichtig —"

„Welche, wenn ich bitten darf?"

Eugen Werner fühlte die Ironie, die in dieser Frage lag, aber er ging nicht darauf ein und fuhr fort: „Fräulein Sidi hat mir erlaubt, mich um sie zu bewerben. Ich fühle ja, daß ich heute vielleicht noch nicht ganz würdig bin, in Ihre hochgeehrte Familie aufgenommen zu werden, aber meine Aussichten, mein Avancement, und meine aufrichtige Zuneigung und Ergebenheit für Ihr Haus —"

„Und Ihre große Liebe, ja, ja. Glauben Sie, daß man damit ein Mädchen wie meine Tochter glücklich machen kann? Was haben Sie denn für ein Einkommen, Herr Doktor?"

„Heute? Achtzehnhundert Gulden. Aber —"

„Achtzehnhundert! Nicht übel. Genau so viel braucht Sidi für Taschentücher und Handschuhe im Jahr."

„Gnädige Frau . . . ."

„Sie haben sich die Sache doch wohl nicht gut überlegt. Es wäre mir lieber, sie hätten sich mir gegenüber nicht erklärt. Aber wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf, so ist es der: Suchen Sie sich eine bescheidener erzogene Frau oder warten Sie noch zehn Jahre, bis Sie ein größeres Gehalt und einen Titel haben. So wie ich meinen Mann kenne, würde er unter gar keinen Umständen den ganzen Haushalt seines Schwiegersohns bestreiten."

„Sie sind sehr offen, meine Gnädigste —"

„Muß ich es nicht sein? Es ist in Ihrem Interesse. Sie würden nicht glücklich werden in einer solchen Ehe, denn sie würde Ihren Stolz verletzen. Und meine Töchter sind für einfachere Verhältnisse nicht zu brauchen. Sidi schon gar nicht!"

Der junge Mann war allmählich totenblaß geworden im Gesicht, und als er sich jetzt erhob, stammelte er nur noch:

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste — ich sehe ein — aber es war ja gut gemeint —"

„O, ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor. Ich unterscheide zwischen Ihnen und den vielen Strebern, die meine Kinder umschwärmen. Sie waren mir immer angenehm. Und meine Sidi wird sich gewiß sehr kränken . . . . Auch wird es uns allen leid sein, wenn Sie unser Haus jetzt meiden werden. Aber ich begreife vollkommen, daß Sie nicht anders können."

Erst als er wieder in seinem Wagen saß, den er sich für diesen besonderen Anlaß gemietet hatte, fühlte er den Schimpf, der ihm da angetan worden war. Es überfiel ihn eine solche Scham, daß er sich im Amt für acht Tage krank meldete und während dieser ganzen Zeit das Haus gar nicht verließ.

Es war etwas zerrissen in ihm unter der Nachwirkung der peinlichen Szene, er kränkte sich unsäglich. Und Sidi spielte die geringste Rolle bei diesem Schmerze, den er ganz allgemein empfand. Er hatte sich den Schritt in der Tat nicht genügend überlegt gehabt, wenigstens nicht in seinen möglichen Folgen: daß das Mißlingen seines Wagnisses ihm auch die Ausweisung aus dem Hause Scholz bringen könne, daß es ihn einen ganzen Kreis von angenehmen Menschen kosten würde und daß auch Emma auf ewig für ihn verloren war, wenn er bei Sidi Schiffbruch litt. Das alles war ihm erst jetzt in seiner ganzen grausamen Unerbittlichkeit klar geworden. Er fühlte, daß er nirgends mehr hingehen dürfte, wo er der Familie Scholz begegnen könnte, denn die Scham würde ihn töten. Der ganze große Kreis seines bisherigen Verkehrs war ihm verekelt durch den Gedanken, daß man sein verändertes Benehmen bemerken und bespötteln könnte.

Und er riß sich mit einem festen Entschluß von allem los, was ihm bisher lieb und wert gewesen war. Sein Herz blutete. Es war Werner, als ob er aus dem Paradies seiner Jugend gejagt worden wäre. Aber er bezwang sich und ging andere Wege. Mehr als jemals gehörte er jetzt sich selbst, und er fühlte gar bald, wie sein ganzes Leben sich verinnerlichte. Er entdeckte hundert gute Bücher, die er noch nicht gelesen hatte, und auch der Besuch des Burgtheaters wurde ihm nach und nach ein leidenschaftliches Bedürfnis. Was war ihm da alles entgangen in den Tagen der Geselligkeit und der Liebeleien, wie viele Stunden erhabenen Genießens hatte er versäumt! Das wollte er jetzt wettmachen, und ein ständiger Parlettsitz zu allen klassischen Aufführungen des Burgtheaters war von da ab der einzige Luxus, den er sich gönnte.

Im Theater sah er ab und zu auch Sidonie und Emma mit ihrer Mutter. Sie saßen pflichtgemäß jeden vierten Tag in ihrer abonnierten Loge. Und hinter ihnen tauchte nun öfter der Schatten des Seifensieders Wallner auf. Werner beobachtete sie manchmal durch sein Glas und sah alles wachsen und werden. Ohne Groll. Das war in weite Ferne von ihm weggerückt. Ein Bodensatz von Bitterkeit, das fühlte er, mußte ja immer zurückbleiben in ihm, aber es tat nicht mehr weh. Und daß Sidi ihm gleichgültig geworden war, ganz unbegreiflich gleichgültig, das empfand er zuweilen nicht ohne Schrecken. Es war doch Emma, die ihm näher gestanden. Nur hatte sie ihn nicht gelockt, nur stand sie nicht in Gefahr, ihm weggenommen zu werden. Das gesteigerte Interesse für Sidi war künstlich herbeigeführt, es war eine Selbsttäuschung. Und wenn er jetzt Emma, die Ruhige, Sichere, Ehrliche, beobachtete, begriff er jene Selbsttäuschung nicht. Ihr entronnen zu sein, befriedigte ihn beinahe. Das hätte am Ende doch keine glückliche Ehe gegeben. Die Frau hatte ganz recht, die dort auf dem Ehrenplatz ihrer Loge saß. Mit harten Zügen starrte sie müde und gelangweilt in den Saal, nur wenn sie sich beobachtet wußte, kam Leben in das Gesicht, und es rundete sich zu freundlichen Grimassen. Sie hätte er hassen mögen. Aber er konnte sich nicht aufschwingen zu diesem Gefühl.

Zu seinem Schrecken bemerkte Eugen Werner eines Abends, daß Emma ihn entdeckt hatte, daß sie ihn beobachte und daß man von ihm sprach. Von da ab wendete er den Kopf nicht mehr nach der Loge hin. Ihm war zwar, als ob sich ein Freudenschimmer über die Wangen des Mädchens gebreitet hätte, als es ihn so unvermutet wiedersah. Aber das bewegte ihn nicht. Es wird die Überraschung gewesen sein, sagte er sich. Nur keine neuen Selbsttäuschungen!

Sidi heiratete ihren Seifensieder.

Und Mama Scholz saß nun mit Emma allein an den klassischen Abenden im Theater. Der Vater war nie zu sehen, er liebte die Klassiker wohl nicht. Und oft erschien Emma auch ohne ihre Mutter, nur in Begleitung ihrer Engländerin. An solchen Abenden wagte Werner einigemale hinzusehen. Er fand das Mädchen stets ungewöhnlich ernst. Wenn sie ihn dabei ertappte, daß er sie beobachtete, glitt immer derselbe freudige Schimmer über ihre Züge wie beim ersten Mal. Er hätte sie grüßen können. Sie würde ihm sicherlich freundlich gedankt haben. Wozu? Das lag ja alles weit, weit hinter ihm. Emma beschäftigte unablässig seine Phantasie, aber er gestand es sich nicht zu. Auch sah er gar keine Brücke, keinen Steg, der zu ihr hinführen könnte. So vergingen einige Jahre. Doktor Eugen Werner war schon bis zum Sektionsrat im Ministerium emporgerückt, sonst hatte sich nichts in seinem Leben geändert, ein Tag glich dem anderen.

Endlich gab es ihm wieder einmal einen Ruck — in der Loge dort drüben war nun auch hinter Emma ein verdächtiger Schatten aufgetaucht, und die Mama saß wieder regelmäßig auf ihrem Posten. Emma wollte also doch keine alte Jungfer werden, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte. Glückauf!

Der Herr Sektionsrat war kein Knabe mehr, aber seine Phantasie hatte doch immer mit dem Gedanken gespielt, der seiner Eitelkeit schmeichelte . . . . Am Ende betet sie dich doch noch an und wartet auf dich? Na, wenn ich einmal Exzellenz bin und kahl, dann würde ich der Mama wohl willkommen sein! Es war nur ein dünner, sonniger Nebelstreifen am fernen Horizont, der letzte Schimmer eines Frühlingstages — und jetzt verblaßte auch dieser. In kurzer Zeit war Emma die Frau eines bekannten Sportsmannes und Rennstallbesitzers. Das Abonnement der Loge war aufgegeben worden, und es saßen jedesmal andere, fremde Menschen darin.



Der erste Kummer.
Gemälde von R. Knight.

Nun erst war alles vorbei . . .

Doktor Eugen Werner aber blieb in der Bahn, die sein Leben eingeschlagen hatte. Sein lockiger Kopf mit der hohen Stirne und der freundlichen Miene war für jeden Burgtheaterbesucher eine liebgewordene Erscheinung. Er war untrennbar von dem gesellschaftlichen Bilde jeder Erstaufführung und jeder klassischen Vorstellung. Jeder kannte ihn. Er wurde Regierungsrat, er wurde Hofrat, und es waren schon zwanzig Jahre vergangen seit jenen schönen Jugendtagen, die er in dem geselligen Kreise der Familie Scholz verbrachte und an die er sich trotzalledem gern erinnerte. Der Hofrat Werner war in seinem Ministerium beliebt und geschätzt, und er war nebenbei auch die lebendige Chronik des Burgtheaters. Wenn ein Kritiker sich über irgend ein strittiges Theaterereignis aus den letzten zwanzig Jahren genau unterrichten wollte, durfte er nur ihn fragen. Er wußte alles.

Ein schöngeistiger Sonderling und ein Hagestolz war aus ihm geworden. Er zählte Fünfzig und lebte allein. Hoch oben in einem vierten Stock der inneren Stadt, mit einem Ausblick auf die Berge, hatte er sein Junggesellennest aufgeschlagen, ein Arbeitszimmer und ein Schlafzimmer genügten ihm. Denn er speiste mittags in einem Hotel neben dem Ministerium und abends kam er immer in das zweihundertjährige Gasthaus zum „Lothringer", ganz nahe beim alten Burgtheater. Dort hatte er einen kleinen Bekanntenkreis, dem er treu geblieben war. Man spöttelte ein wenig über seine Theatermanie, aber man liebte ihn. Jeder Kellner hing an ihm, denn er war der freundlichste, höflichste Gast des Hauses. Wenn seine hohe Gestalt in den altväterisch niedrigen Räumen auftauchte, flogen ihm alle dienstbaren Geister entgegen und halfen ihm, es sich bequem machen. Sein Platz mußte immer reserviert sein. Das war das einzige, worauf er bestand.

* * *

Eines Abends kam er besonders vergnügt aus dem Theater. Er verzehrte sein Abendessen stumm und lächelte still in sich hinein. An dem Gespräch der Freunde nahm er lange keinen Anteil. Erst als er sich seine Zigarre angezündet hatte, tat er so, als ob es ihn interessierte, zu hören, welches Mittel der Herr Oberfinanzrat Mertens zur Vertilgung der Phyllorera als besonders geeignet in seinem Klosterneuburger Weingarten erprobt hatte. Aber es interessierte ihn nicht im geringsten. Doch war ihm ein Gespräch wie dieses, das keine innere Anteilnahme von ihm forderte, heute ganz besonders angenehm. Er nickte und lächelte dem alten Freunde zu und war mit seinen Gedanken doch ganz wo anders.

Er hatte sie wiedergesehen. Emma. Nach Jahren. Mit einer halb erwachsenen Tochter und einem Sohn von beiläufig fünfzehn Jahren war sie heute ganz plötzlich in einer Parterreloge des Burgtheaters erschienen. Dicht neben ihm. Er hörte ihre Stimme und wendete den Kopf nach ihr. Ihre Blicke trafen ineinander, und der ihre war ganz so fragend wie damals, an jenem Vorabend der großen Dummheit seines Lebens. Und dieser Blick bezwang ihn, er neigte den Kopf, und sie dankte lächelnd.

Eine stattliche Frau war sie geworden. Etwas stark und voll, aber das Gesicht war nicht viel älter als damals. Der Ausdruck ernster Güte vorherrschend. Ihre Kinder glichen ihr nicht. Der Sohn ein hochaufgeschossener rothaariger Junge, das Mädchen blaß und blutleer. Nur das schöne hellbraune Haar hatte sie von der Mutter, die mit geröteten Wangen dasaß und mehr Anteil für die Bühne zeigte als ihre Kinder.

Am Schluß der Vorstellung suchte Hofrat Werner in dem allgemeinen Aufbruch ohne Gruß zu entkommen. Das gelang ihm. Aber am Ausgang des Logenganges stand er Emma ganz plötzlich gegenüber. Er war in großer Verlegenheit, sie aber streckte ihm die weißbehandschuhte Rechte entgegen und sagte nichts als: „Doktor Werner!"

Der Hofrat drückte diese Hand.

„Sie kennen mich noch, gnädige Frau?" sagte er.

„Aber lieber Freund!" wehrte sie ab und stellte ihre Kinder vor. „Ich bin alt geworden, nicht wahr? Nur Sie haben sich gar nicht verändert!"

Da wurde durch einen livrierten Diener ihr Wagen gemeldet, und das schnitt jedes weitere Gespräch ab. Nochmals reichte sie dem Jugendfreund die Hand und sagte rasch: „Es würde mich herzlich freuen, Sie einmal bei mir zu sehen."

Er beugte sich über ihre weiße Hand und drückte einen Kuß darauf.

Und jetzt saß er da beim alten „Lothringer" und sollte sich für das Preisausschreiben der französischen Regierung für das beste Mittel gegen die Phyllorera interessieren. Es war zum Lachen. Aber er lächelte nur. Ganz fein und still und vergnügt, und so nach innen, daß es niemand merkte. Und als seine Zigarre ausgeraucht und sein Viertel Gumpoldskirchner getrunken war, empfahl er sich und ging nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Röntgen- und Radiumstrahlen im Dienste der Medizin.

Von Dr. med. Armann.

Als im Februar des Jahres 1896 die ersten Schilderungen der Tagesblätter über die Wirkungen der sogenannten X-Strahlen erschienen, da war mancher geneigt, das Ganze für einen Karnevalsscherz zu halten, und doch hatte Professor Röntgen seine Entdeckung allen Ernstes bereits am 4. Januar des genannten Jahres der Physikalischen Gesellschaft in Berlin bei der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums gewissermaßen zum Geburtstag geschenkt. Unter den damals ausgestellten neuen wissenschaftlichen Errungenschaften befanden sich bereits einige staunenerregende Röntgenbilder. Aber indirekt gab er noch mehr. Die Röntgenstrahlen gaben dem französischen Forscher Becquerel den Anstoß zu Untersuchungen, die schließlich zur Entdeckung der nach ihm genannten Becquerelstrahlen führten, einer Art von Strahlen, die dem großen Publikum wohl unter dem Namen „Radiumstrahlen" besser bekannt sind. Obwohl beide Strahlenarten seit Beginn der Welt bestehen, feierten sie für die Menschheit im gleichen Jahre ihren Geburtstag.

Die Röntgenstrahlen errangen zunächst die größeren Triumphe, während die Becquerelstrahlen sieben Jahre brauchten, ehe für sie durch die Bemühungen des Ehepaares Curie in Paris ihr Hauptrepräsentant in der Gestalt des neugefundenen Elementes Radium dargestellt war. Der für diese Entdeckung verliehene Nobelpreis hat auch das große Publikum von der Wichtigkeit der schon vorher in wissenschaftlichen Zeitschriften geschilderten Entdeckung überzeugt.

Wie die Jünger der Medizin rastlos sich nach allem umzusehen pflegen, was in ihrem Bereich Nutzen spenden kann, so hatten sie sich auch bald die X-Strahlen zu eigen gemacht; zunächst nur zur Diagnose, zur Erkennung von Krankheiten.

Auch in weiten Kreisen sind Aufnahmen von Knochenbildern bekannt, wie sie bei der Durchleuchtung von Körperregionen mittels Röntgenstrahlen auf photographischen Platten erhalten werden. Ebenso ist es allgemein bekannt, daß auf diese Weise besonders in der Chirurgie Veränderungen krankhafter Natur an Knochen, sowie Fremdkörper leicht durch die Weichteile hindurch sichtbar gemacht werden können. Da es sich aber immer nur um Schattenbilder handelt, so kommen verhängnisvolle Irrtümer auch vor; daher darf für den erfahrenen

Arzt niemals die Röntgendiagnose allein maßgebend sein. Noch weniger ist das gestattet in der inneren Medizin; auf diesem Gebiete war man überhaupt in der Verwendung der vorstehenden Strahlenart praktisch weniger glücklich.

Da die inneren Organe von geringerer Dichte sind als die Knochen, so werfen sie keine scharfen Schatten, besonders, wenn sie, nicht oberflächlich, von anderen Körperteilen überlagert sind. Es ist darum nur mittels ganz besonderer feiner und teuerer Nebenapparate möglich, Herzgrenzen oder die Umrisse normaler oder krankhafter Ausdehnung von Lunge und Leber oder Gefäßveränderungen aufzuzeichnen. Meist wird hierzu eine Vorrichtung benutzt, die vor und hinter dem Kranken genau in gleicher Lage die Röntgenlampe einerseits, den Zeichenstift zur Markierung der Bilder andererseits korrespondierend bewegt, denn nur so lassen sich die Schattenbilder ohne Verschiebung und Verzerrung projizieren. Keineswegs aber kann dieses Verfahren die bisher geübte Methode des Beklopfens und Aushorchens, der Perkussion und Auskultation von Herz und Lunge sowie ähnlicher Maßnahmen ersetzen.

Die wunderbaren Eigenschaften der X-Strahlen legten natürlich die Frage nahe, ob denn zur Behandlung von Krankheiten nichts mit diesen gewaltigen Äußerungen molekularer Kraft anzufangen sei, zumal man sehr bald zum Nachteil der Experimentatoren merkte, wie gefährlich zerstörend sich das fortwährende Aufprallen der Strahlen auf die Hände und Arme gestaltete. Es sind Fälle vorgekommen, in denen Gelehrten und Ärzten infolgedessen Finger abgenommen werden mußten oder sich tiefgreifende fressende Geschwüre bildeten. Gegen solche Gefahren pflegt man sich gegenwärtig durch vorsichtiges Fernhalten der Hände und dicke Bleihandschuhe zu schützen.

Auch Einflüsse, die hemmend auf das Wachstum der Bakterien wirken, wurden beobachtet, was die Veranlassung bot, gewisse, besonders ansteckende und bösartige Hautkrankheiten, Geschwülste und dergleichen mittels X-Strahlenbeleuchtung zu behandeln. Dahin gehören vor allen Dingen Hauttuberkulose, sogenannter Lupus, ferner oberflächliche krebsartige Geschwülste. Die Ergebnisse sind ähnlich wie bei der von dem jüngst verstorbenen dänischen Gelehrten Finsen geübten Lichtstrahlenbehandlung und werden durch die größere Reizwirkung wohl schneller gezeitigt, gehen auch mehr in die Tiefe. Sie üben durch Ätzung und Erweiterung der Blutgefäße schmerzstillende und verkleinernde Wirkungen auf die Geschwülste aus, zerstören die krankhaft veränderten Gebilde des Lupus und die Tuberkelbazillen darin; sie können Genesung vortäuschen durch bedeutende Besserungen, aber das lange gesuchte Heilmittel gegen den Krebs sind sie nicht! Die Behandlung hat ihre volle Berechtigung, aber nur da, wo das Messer versagt, wo eine rechtzeitige, radikale Entfernung derartiger Wucherungen im Körper nicht mehr möglich war.

Tröstlicher klingt eine andere glaubwürdige Mitteilung von ärztlicher Seite, daß gewisse Krankheiten des Blutes, so die Leukämie, die unter Umständen, allen Mitteln trotzend, unaufhaltsam zum Tode führen kann, durch Bestrahlung der Milz mittels der Röntgenlampe günstiger Beeinflussung, ja der Heilung zugänglich erscheinen, wenn auch nicht alle Fälle dafür geeignet sind. Freilich ist bei derartigen inneren Behandlungen große Vorsicht nötig, da der Körper nicht, wie bei der einfachen Lichtbehandlung vermöge seiner roten Schutzhülle der ihn überall umspülenden Blutmasse den schädlichen Strahlen in der Tiefe den Zugang verwehren kann, sondern schonungslos durchdrungen wird. Sorgfältiges Schützen gefährdeter Körperteile mittels Bleiblenden und Bleifolien ist dringend nötig. Bei hierüber angestellten physiologischen Versuchen gingen kleine Säugetiere mit dünnen Schädelknochen, wenn ihr Kopf den Röntgenstrahlen ausgesetzt wurde, unter dem Bilde tiefgehender innerer Schädigungen zugrunde, ohne äußere Zeichen von Entzündungen zu zeigen. Weitgehende Zersetzungen des Blutes und Verletzungen des Zentralnervensystems wurden festgestellt.

Obwohl im gleichen Jahre geboren, hatte das Radium — wie eingangs erwähnt — bedeutend länger als die Röntgenstrahlen auf seine praktische Anerkennung zu warten; und das war undankbar, denn es vereinigt in sich gewissermaßen alle die wunderbaren Strahlungen, von denen in letzter Zeit so viel die Rede war: Röntgenstrahlen, Anoden- und Kathodenstrahlen, außerdem die sogenannte Emanation, die, nach den neuesten Forschungen des englischen Gelehrten Ramsay ein gasförmiger Körper ist. Bei dieser Reichhaltigkeit trugen nur die überaus verwickelten und kostspieligen Arbeiten, an die sich die Darstellung der Radiumsalze knüpft, Schuld an der späteren Verwertung. Ein Milligramm reines Radiumbromid kostet zurzeit sechzig Mark, und man muß froh sein, wenn man es überhaupt bekommt. Mit einem Milligramm ist aber in der Praxis nicht viel anzufangen, denn man braucht deren mindestens zehn, wenn man nicht allzugeringe Erfolge erzielen will.

Welcher Art sind nun aber die Erfolge des Radiums? Reichen sie weiter als die anderer Strahlungen? Theoretisch durchaus, mehr als alle anderen, nur eingeschränkt durch die Geringfügigkeit der vorhandenen Massen. Um z. B. scharfe Röntgenbilder mittels Radiums zu erhalten, müssen wir die anderen Strahlungen durch starke Magneten ablenken, dann dauert aber die Aufnahme wegen der Schwäche der noch vorhandenen bisweilen einige Tage. In dieser Beziehung wird also der Entdeckung Röntgens zunächst wohl keine Konkurrenz erwachsen.

Dafür hat das Radium die Übertragungsfähigkeit seiner Ausstrahlung voraus. Jeder Körper, der einige Zeit mit ihm im geschlossenen Raum zusammengebracht war, wird auch radioaktiv und gibt vorübergehend die gleichen Strahlen von sich. Die Ursache dieser induzierten Radioaktivität ist die schon erwähnte gasförmige Emanation, die an der Oberfläche fester Körper haftet. Bei näherer Untersuchung zeigte sich nun, daß diese Emanation auf unserer Erde ungeheuer verbreitet ist. Während die vom Meer herkommende Luft fast emanationsfrei ist, haftet die Emanation der Erdkruste in hohem Maße an, was auf in ihr verbreitete Radiummengen zurückzuführen ist. Besonders die den Erdporen entströmenden niederen Schichten der Kellerluft sind stark angereichert, nicht weniger Quellwasser und von ihnen mitgeführte Sinkstoffe. In einigen Hochtälern der Alpen war die Luft besonders stark emanent, so bei Arosa, bei Kochel in Oberbayern, während umgekehrt von den Wässern und Quellprodukten sich die Thermen von Battaglia sowie deren Schlamm, der Fango, als besonders reich erwiesen. Neuerdings fand man allerdings in der Tiefe der Brunnen von Baden-Baden Schlammstoffe, die noch zehnfach stärker wirkten.

Den Abschluß dieser Tatsachen bildet in jüngster Zeit noch die interessante Beobachtung, daß die Radiumstrahlung eigentümlich zersetzende Einflüsse auf das Lecithin, einen Bestandteil unserer Nerven- und Gehirnzellen, hat. Von G. Schwarz wurde diese Tatsache zuerst am Hühnerei, das er mit Radium bestrahlte, wahrgenommen. Wir Menschen können uns mithin diesen Einwirkungen der strahlenden Luft nicht entziehen, und es ist möglich, daß hierauf gewisse Änderungen unseres Befindens im Höhen- und im Seeklima beruhen. Ferner wird der Aktivitätsgehalt vom Wetter beeinflußt. Wie viele Menschen gibt es nicht, die unter den Empfindungen der Witterung zu leiden haben? Indessen sei zur Beruhigung ängstlicher Gemüter hinzugefügt, daß die Menschheit nun schon Jahrtausende unter dem Einfluß dieser geheimnisvollen Strahlen gestanden hat, ohne ernstlich Schaden zu nehmen. Bei den Quellen findet ja manches vielleicht seine Erklärung, besonders die Heilwirkung des zu Umschlägen benutzten Schlammes.

Die ebengenannten Versuche von Schwarz wurden von Schaper auf niedere Entwicklungsformen anderer Tiere ausgedehnt. So wurden Eier und Bildungsmetamorphosen des Frosches (Rana esculenta) dem Radium ausgesetzt. Nach einer anfänglichen Ruheperiode erfolgte in allen Fällen eine ausgesprochen hemmende Wirkung auf die Zellteilung und das

Wachstum. Die Larven blieben erheblich gegen die Kontrolltiere zurück und wiesen Zerklüftung und Mißbildung auf. Es wurden aber auch Heilungsvorgänge verhindert. Wenn man Tritonenlarven den Schwanz abschnitt, so wurde jedes neue Wachstum lahmgelegt, während er bei den nicht bestrahlten Tieren in der üblichen Weise wieder wuchs. Hierbei trat ein für die Behandlung krankhafter Prozesse wichtiger Unterschied hervor: die kranken Zellen wurden stärker ergriffen, während die gesunde, reife Zelle großen Widerstand leistete. — Auf dem Wege dieser Vorgänge gelang es sogar, einer Mehlwurmlarve zur ewigen Jugend zu verhelfen. Sie blieb, was sie war, dauernd und entwickelte sich nicht weiter zur Vollreife. Die Ausblicke, die sich hieraus für unsere fröhliche Jugend bei ausreichender Bestrahlung im geeigneten Zeitpunkt ergeben, sind jedenfalls großartig. Cranachs Jungbrunnen und die alte Weibermühle wären nichts dagegen!

Indessen, Scherz beiseite! Wenn wir leider den ganzen Menschen auch nicht umwandeln können, so lassen sich doch einzelne erkrankte Teile und Organe erfolgreich mit Radium behandeln. Ja, die Radiumtherapie weist der Röntgenbehandlung gegenüber erhebliche Vorteile auf, bezüglich leichter Dosierbarkeit und Anwendungsweise.

Radium erzeugt auf der Haut umschriebene Entzündungen und selbst Wunden, die 8–20 Tage nach der Bestrahlung eintreten. Selbst nach längerer Bestrahlung sieht man an der Hautstelle zunächst gar nichts, nach einigen Stunden, Tagen oder Wochen erscheinen Rötung und Pigmentierung bis zur Blasenbildung und Abstoßung des zerstörten Hautgebietes.

In ungefähr 2—8 Wochen ist der ganze Vorgang mit der Entstehung neuer, glatter Haut abgeschlossen. Das alles verläuft ohne besondere Schmerzempfindung. Da die Radiumstrahlen auch bakterientötend wirken, so eignen sich besonders für diese Behandlung parasitäre Hautkrankheiten, wie Hauttuberkulose, Lupus, flechtenartige Entzündungen, von denen die obersten Hautschichten zerstört werden, ferner bösartige Geschwülste, sofern letztere nicht durch Operation zu heilen sind. Bezüglich des Lupus hat neuerdings Professor Czerny in Heidelberg sehr gute Erfolge im Anschluß an Radiumbehandlung erzielt.

Bei dieser Behandlungsweise ist es möglich, das Radium mittels Sonden tief in Körperhöhlen, wie den Mund, die Speiseröhre, den Magen hineinzuführen, um es so an Ort und Stelle wirken zu lassen; desgleichen hat man auch die bösartigen Geschwülste, wie Krebs u. a., gewissermaßen angebohrt und Radium in sie eingeführt. Hier soll die Bestrahlung rasches Wachstum des Bindegewebes veranlassen, wodurch die Krebsknoten in kleine Zellgruppen zersprengt werden — und schließlich zugrunde gehen.

Aber nicht nur als neue Waffe gegen unsere schlimmsten Feinde findet die Bestrahlung mit Radium Anwendung, sie dient auch erfolgreich zur Behandlung entstellender Zustände der Haut, wie Leberflecke, Mutter- und Feuermäler, die bei entsprechender Behandlung bald schmerzlos verschwinden.

Während Muskeln, Unterhautzellgewebe, Eingeweide usw. gegen die Becquerelstrahlen nicht so empfindlich sind, tritt die Empfindlichkeit bei den nervösen Zentren, bei Gehirn und Rückenmark stark hervor. Wenn jemand genügend lange eine Radiumkapsel auf seinen Kopf legt, so kann er einige Zeit darauf eine Gehirnerkrankung bekommen. Diese Gefährlichkeit könnte darum Gegenstand einer neuen Gesetzgebung werden nach Art des Dynamitgesetzes.

Ein findiger Amerikaner hat ausgerechnet, daß man mit Hilfe eines Kilo Radiums eine ganze Stadt für ewige Zeiten heizen und beleuchten, zugleich aber auch sämtliche Bewohner umbringen würde. Glücklicherweise ist das Radium selten und wird nur milligrammweise verkauft! Man kann daher leider von einer Verallgemeinerung der Radiotherapie bis jetzt noch nicht sprechen, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, radioaktiv gemachte Stoffe statt des Radiums selber zu verwenden.

Genaues über die Natur der wunderbaren Erscheinungen des Radiums wissen wir noch nicht; wir müssen annehmen, daß ein fortwährendes Bombardement winzig kleiner Teilchen gegen die organische Substanz stattfindet, die vom Radium ausgeschleudert werden und zum Teil die längst gesuchten Uratome darstellen sollen. Diese Wirkung könnte man sich nach der Ansicht des Verfassers noch durch chemische Transaktionen, Umsetzung der strahlenden Energie in chemische Reize, wie sie ähnlich bei der Giftwirkung fluoreszierender Stoffe eintreten, zum Teil ausgelöst oder verstärkt denken.

Trutzlied.



Ich trage Eure Farben —
Eure Farben sind Weiß und Blau!
Ich trage sie bis zum Tode
Für Euch, holdselige Frau!

Euer Schildknapp' bin ich gewesen,
Euer Ritter will ich sein.
Und hab ich den Gang bestanden,
Euch, Schönste, nenn' ich mein!

Frau Minne hat gesungen
Zur Nacht ein heißes Lied ....
Sein kann ich nicht vergessen,
So oft ich Euch vermied.

Das Lied gab mir Frau Minne
So sacht bei tiefer Nacht,
Daß ich durch alle Nächte
Fortan nur Euer dacht'!

Laßt stolz die Rosen welken
Auf herbsteskühlem Grund;
Im Lenz die purpurroten
Pflück' ich von Eurem Mund!

Das war ein Lied vom Sterben
An meinem stolzen Mut!
Das war ein Lied vom Leben
In Eurer Liebe Glut!

Es will mich nimmer lassen,
Es war nicht aus der Zeit;
Das war ein Lied vom Lieben
In alle Ewigkeit! —

Ich trage Eure Farben —
Eure Farben — Weiß und Blau!
Ich trage sie noch im Tode
Für Euch, holdseligste Frau!

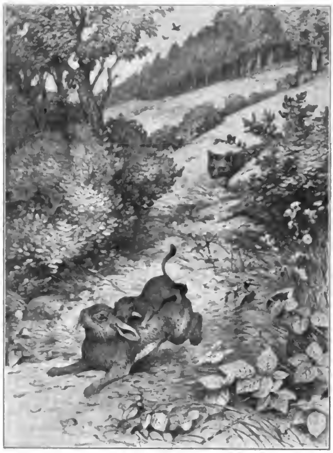
Ewald Silvester.

Eigentümlichkeiten des großen Wiesels oder Hermelins.

Von Adolf Müller.

Das große Wiesel ist im Sommer anders gefärbt als im Winter. In diesem trägt es einen weißen Pelz, im Sommer dagegen sind nur Bauch, Innenseiten der Beine und Zehenspitzen weiß, während der Oberkörper rotbraun gefärbt ist. Zu beiden Zeiten erscheint ungefähr das halbe Schwänzchen schwarz.

Wir Brüder haben zwar diese Farbenveränderung des Pelzes in der „Gartenlaube" (Nr. 24 von 1902) als die Folge einer zweimaligen Haarung kurz berührt, stießen aber mannigfach auf hartnäckigen Widerspruch. Man behauptete nämlich, die Winterbekleidung des Tieres erfolge durch eine Bleichung der Haare. Unsere sorgfältigen mikroskopischen Untersuchungen an freilebenden Wieseln, die wir zu jeder Zeit des Winterkleidhaarwechsels, geschossen oder gefangen, vornahmen, haben uns aufs unwiderleglichste gezeigt, daß das Wiesel eine zweimalige Haarung besteht, die rotbraune im Frühjahr, die weiße im Spätherbst und Vorwinter. Daß die Entstehung des Sommerkleides im Frühling oder Vorsommer durch vollständigen Haarwechsel bewirkt wird, kann von keinem einigermaßen erfahrenen Tierkundigen bestritten werden. Wohl aber geschieht dies wie erwähnt bezüglich des Haarwechsels im Vorwinter. Die berührte Hypothese des Bleichens tauchte schon bei Wood in seinem Werke „Homes without hands" auf. Sie wird sprechend durch die Tatsache widerlegt, daß in erwärmten Zimmern gehaltene Polarfüchse um die bestimmte Zeit bei ihrem Haarwechsel sich weiß färbten. Die Untersuchungen mit der Lupe und dem Mikroskop führten mich aber zur gänzlichen Sicherstellung, daß die Winterfärbung auf Grund vollständigen Haarwechsels vor sich gehe: denn die alten Sommerhaare stecken um diese Zeit nur noch lose mit ihren Wurzeln in der Haut, während die neuen Haare schon in der Haut weiß erscheinen und in dieser Farbe auch herausbrechen. Zudem zeigt der Winterpelz eine ganz andere Beschaffenheit und Ausprägung als das Sommerkleid: er ist von sehr dichter Grundwolle und mit stärkeren Grannen (längeren Oberhaaren) versehen, und auch die Haut (der Balg) nimmt an der allgemeinen Fülle des Körpers im Spätjahre teil. Er wird viel derber, massiger und bietet der ungleich dichteren und stärkeren Winterhaarbekleidung eine geeignete Grundlage.



Das große Wiesel auf der Jagd.
Nach einer Zeichnung von Adolf Müller.

Auch die alte Fabel, daß das große Wiesel zwischen Kehle und Unterkinnlade Tauben-, Hühner- und Enteneier forttrage, hat man wieder aufgefrischt. Abgesehen von der so naheliegenden Betrachtung, daß es für ein Tier, das seine Vorderpfoten niemals, wie das Eichhörnchen, die Bilche und Mäuse, händeartig gebrauchen kann, eine Unmöglichkeit ist, ein Ei zwischen Brust und Kinn zu bergen — die gründliche Untersuchung der merkwürdigen Einrichtung des Wieselrachens hätte schon verhindert, eine solche widernatürliche Betätigung unseres Tieres zu verbreiten. Der Unterkiefer kann sich nämlich so weit öffnen, daß er mit dem Oberkiefer fast rechtwinklig auseinandersteht. Hierdurch fällt es dem Tiere leicht, ein Ei des Hausgeflügels mit seinen nadelspitzen Eckzähnen zu packen und fortzutragen. Mein Bruder und ich haben in der Tat wiederholt das Wiesel Hühner- und Enteneier solcherart im Rachen fortschleppen sehen! In unserer Vaterstadt Friedberg in Hessen entdeckten wir im alten Gemäuer und in den Dachkammern der Burg ganze Haufen ausgesogener Eier des Hausgeflügels, die vom Hermelin sowohl wie vom Steinmarder zusammengetragen waren. Hier fanden wir die sprechenden Zeichen der Raubart der Tiere. Alle anscheinend unversehrten Eier zeigten bei näherer Betrachtung außer einer verhältnismäßig sehr kleinen Öffnung zum Aussaugen des Inneren die deutlichen Eindrücke der Eck- und Schneidezähne der Räuber schon dem bloßen Auge!

Es mögen zur Kennzeichnung meisterlichen Raubsports noch zwei eigentümliche Taten des vielseitigen Räuberchens Platz finden.

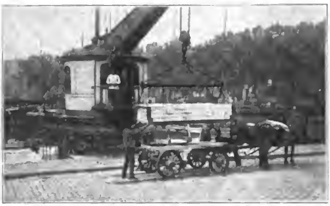
Einstmals im Frühling kam ich an einem bebuschten Feldrain unvermerkt an einem Hamsterbau vorbei. Ich gewahrte, daß das Schlupfloch geöffnet war, ein Zeichen, daß der Hamster von seinem Winterschlafe erwacht war. Ich stellte mich verdeckt und mit gutem Wind hinter die große, von Brombeerranken umwachsene Hecke des Rains an und hatte bald den Anblick des aus dem Bau kommenden Hamsters. Plötzlich regte sich's am Ausgangsloche, und deutlich trat der Kopf des Erdbewohners hervor, der witternd die Umgebung prüfte, dann ganz aus der Tiefe hervorstieg und den Pelz derb ausschüttelte. Kein Feind, wie etwa der gefürchtete Bussard, läßt sich sehen, und der Vorsichtige fühlt sich nun sicher; behaglich putzt er sich eine Weile den bunten Pelz. Jetzt humpelt er gemächlich in die Flur dahin.

Urplötzlich sehe ich am Ende des Rains vor einem Kanal ein Hermelin, das in flinken Bogensätzen längs des Raines dahinspringt. Nun stutzt es und macht ein Männchen vor dem Bau. Nähergekommen, beschnüffelt es die Ausgangsröhre, springt erregt um sie herum, verläßt eilends den Bau und verfolgt den Pfad des Hamsters wie der beste Hund die Spur eines Wildes. Ich schaue mit Spannung dem dahinspringenden Tierchen nach — da in der Hast rennt es auf einmal gegen den Hamster an. Mit hohem Satze prallt es zurück. Der Hamster springt fauchend ebenfalls erschrocken einen viertel Meter hoch — und nun stehen sich die Todfeinde kampfbereit gegenüber, das Wiesel angriffslustig, der Hamster zur Verteidigung gerüstet. Das Wiesel springt zur Rechten und Linken gerade über den Hamster weg, um ihn seitwärts oder von hinten anzufallen; dieser dagegen richtet Gebiß und Krallen je nach den Wendungen des Gegners und sucht das Hinterteil möglichst dicht unter den Leib zu schieben, um eine kleine Angriffsfläche zu bieten und um so schneller mit dem Vorderteil herumfahren zu können. Das viel gewandtere und ausdauernde Räuberchen ermüdet aber durch seine Kreuz- und Quersprünge den plumpen Nager allmählich so, daß ein Sprung ins Genick gelingt und der Hamster, wenn auch nicht ohne manchen abwehrenden Biß und Krallenschlag angebracht zu haben, unter dem blutdürstigen Feinde stirbt.

Große Verheerungen richtet das Wiesel unter den Hasenfamilien an, sowie es auch den wilden Kaninchen in und außer den Bauen mit Eifer nachstellt. Das nebenstehende Bild stellt einen Todesritt des Raubritters auf einem Kaninchen dar. Die Lärmszene des Raubes hat auch den Gauner Fuchs wach und lüstern gemacht. Er ist bereits der Schweißspur des gebissenen, davongerannten Kaninchens gefolgt, das, ermattet und dem Verenden nahe, unter dem mörderischen Blutsauger zusammenbricht. Gewiß wird der rote Freibeuter durch seine Dazwischenkunft den Raub des Wiesels für sich erhaschen.

Bilder aus der Gegenwart

Praktisches Verladen von Mauersteinen. Am „Hafenplatz" in Berlin ist unser Bildchen aufgenommen worden, wo oft eine stattliche Reihe der großen Lastkähne nebeneinander liegt und ein „Wald von Masten" dem Großstadtplatz ganz das Ansehen eines Seehafens verleiht. Dort mußten am großen Krahn die Lastfuhrwerke oft lange halten, ehe das mühselige Geschäft des Ziegelverladens beendet war, denn wenn auch viele Hände helfen, es braucht doch geraume Zeit, bis Stein auf Stein gehäuft und solch ein großer Wagenkasten bis zum Rande gefüllt ist. Eine praktische Neuerung hat diesem Übelstand mit einem Schlage abgeholfen. Der auf unserm Bilde ersichtliche Wagen ist ganz aus Eisen hergestellt, und zwar ist die obere Hälfte abnehmbar. Fährt nun ein leerer Wagen vor, so wird der obere Teil durch den Krahn abgehoben und auf den bereit liegenden Kahn gestellt, sodann



Albert Hoffmann, Berlin, phot.

Praktisches Verladen von Mauersteinen.

ein anderer, schon bis obenhin mit Steinen gefüllter Wagenteil vom selben Krahn auf den wartenden unteren Wagenteil gesetzt. Diese, im Bilde festgehaltene Verrichtung nimmt etwa 3—4 Minuten in Anspruch.

Pulquesaftsammler in Mexiko. Als die Spanier unter Ferdinand Cortez zum ersten Male den Boden Mexikos betraten, fanden sie unter den Eingeborenen zwei Nationalgetränke verbreitet. Chocolatl, d. h. schäumendes Wasser, hieß das eine, das aus dem Mehl der gerösteten Kakaobohne durch Anrühren mit kaltem Wasser zu schäumigem Brei bereitet wurde. Das andere war eine Art Wein, der aus dem Saft einer Agave durch Gärung gewonnen wurde. Die Schokolade reizte sogleich den europäischen Gaumen und verbreitete sich bald über die ganze Erde. Die Pulque aber — so hieß das zweite, berauschende Getränk — konnte mit unserem Wein und Bier nicht in den Wettbewerb treten. Sie blieb das Nationalgetränk der Mexikaner, die es noch heute so leidenschaftlich gern haben, daß es in ihrem Lande viele Schänken gibt, in denen nur Pulque verzapft wird. Die Agaven, die bei uns in Kalthäusern als Schmuckpflanzen gepflegt werden, haben dickfleischige, starre, am Rande meist gezähnte Blätter, die um einen kurzen Stamm eine Rosette bilden. Bei uns kommen sie erst nach fünfzig bis sechzig Jahren zur Blüte, in ihrer Heimat aber schon nach wenigen Jahren. Das dürre Hochland von Mexiko ist das eigentliche Gebiet der Agavenkultur für Pulquebereitung. Dort findet man die ausgedehntesten Agavenfelder, die sich oft kilometerlang erstrecken. Die jungen Pflänzchen werden in einer Entfernung von sechs bis acht Metern gesteckt, und so lange sie klein sind, bestellt man die Zwischenräume mit Getreide. Ausgewachsen erreichen aber die Pulqueagaven eine Höhe von drei Metern und mehr und beanspruchen dann den weiten Raum für sich allein. Sobald nun die Pflanze sich anschickt, den Blütenschaft zu treiben, schneidet man diesen aus und höhlt an dieser Stelle den Stamm aus. In dem Loch sammelt sich eine reichliche Menge Saft. Nun nimmt der Mexikaner einen Schlauch aus Schweinshaut auf den Rücken, bewehrt sich mit einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit einem Loch versehenen Flaschenkürbis (Lagenaria) und geht auf das Feld. Der milchig trübe Saft wird mit dem langen Kürbis ausgehebert, wie dies unsere Abbildung veranschaulicht, und in die Schweinshaut entleert. Die Pulque schmeckt in frischem Zustande süßlich, durch Gärung wird sie stark alkoholisch. Es gibt auch Europäer und Nordamerikaner, die in Mexiko wohnen und die Pulque als erfrischend rühmen, die meisten Fremden aber finden das Nationalgetränk der Mexikaner einfach scheußlich. Nach der Saftgewinnung stirbt die Agave ab und die Vermehrung erfolgt durch Wurzelschößlinge.



Pulquesaftsammler in Mexiko.



Der Riese Baptist Hugo.

Ein moderner Riese. Die Zwerge und Riesen des Märchens sind nicht ganz ausgestorben; von Zeit zu Zeit schicken sie einen ihres Geschlechts unter die staunenden Menschen. Das Original unseres obenstehenden Bildes, Baptist Hugo, ist solch ein Riese. Schon bei der Geburt — er wurde 1879 in St. Martin-Vésubie in Frankreich geboren — wog Baptist Hugo 15 Pfund, und mit sechs Jahren hatte er bereits die stattliche Höhe von 1,25 Metern erreicht, mit zehn Jahren maß er 1,70 Meter, mit 15 Jahren 2 Meter, mit 20 Jahren 2,25 Meter und jetzt, mit 26 Jahren, ist er 2,42 Meter hoch — ohne Schuhe gemessen! — bei einem Gewicht von 430 Pfund, das nach dem Urteil ärztlicher Autoritäten seinem Umfang normal entsprechen soll. Mit der Fläche seines Daumens bedeckt Herr Baptist Hugo ein Fünfmarkstück, und er kann durch seinen Fingerring bequem ein Dreimarkstück ziehen. — Die Be-

sucher der Lütticher Weltausstellung ließen sich das Kunststückchen von dem Riesen oft vormachen.

Deutscher Schaumwein. Nach der neuesten Statistik wurden im Jahre 1904 in Deutschland 11583636 Flaschen Schaumwein hergestellt. Davon wurden 1139007 Flaschen ausgeführt und fanden hauptsächlich in England, den Vereinigten Staaten und Belgien Abnehmer. Fast dieselbe Menge, 1246474 Flaschen, haben wir vom Ausland bezogen, und zwar handelte es sich vorwiegend um französischen Champagner. Eine Kuriosität bildet die Fabrikation besonders großer Schaumweinflaschen: es wurden von dieser Sorte im verflossenen Jahre 7931 Doppelflaschen, 426 vierfache, acht sechsfache Flaschen und schließlich noch eine siebenfache Flasche hergestellt. Leider zeigt auch die diesjährige Statistik, daß die Herstellung von Champagner aus Fruchtwein ohne Zusatz von Traubenwein noch nicht genügend entwickelt ist. An brausendem Obstwein wurden nämlich nur 316874 Flaschen erzeugt.


Wagen mit dem Brautschatze, in der Mitte sitzt die Näherin, hinter ihr der Schreiner.

Alter Brautauszug in Dachau. Es ist ein Stückchen alter Kulturgeschichte, das auf den Dachauer Bildern in Miniaturausgabe an uns vorüberzieht, eine bäuerliche Wohlhäbigkeit, die unwiederbringlich verloren ist und nur in der Erinnerung der Dachauer noch lebt. Gerad so, wie diese entzückenden kleinen Nachbildungen es zeigen, die in einem Bretterhäuschen Dachaus durch Veranlassung und Mitarbeit der 63jährigen Dachauer Viktualienhändlerin Kath. Hartmann zu einer Art Ausstellung vereinigt worden sind, so spielte sich noch ums Jahr 1750 die Ausfahrt einer Braut aus dem Elternhause ab. Voran geht der große, vierspännige, blaugestrichene Leiterwagen, den der Fuhrknecht vom Sattelpferd aus leitet. Er trägt den Brautschatz: das hochgetürmte Ehebett, dessen Außenseiten mit ornamentierten Tafeln geziert sind, das Küchengerät, Tisch, Schemel und Schüsselbrett, alles in bunten Farben gehalten, die Truhe mit selbstgesponnenem Flachs und Leinen gefüllt, Spinnrocken und Kunkel und den reich bemalten Schrank, an dessen Innentüre der Rosenkranz hängt. Die „Noahderin" (Stöhr-Näherin), deren fleißige Hände all die Laken und Hemden der Braut genäht haben, teilt sich mit dem Schreiner, der kunstgerecht den Hausrat fertigte, in die Ehrenwache des Wagens. Dann folgt in Schleierhaube, Spenzer, Faltenrock und buntbestickt die Stallmagd, sorgsam die Brautkuh leitend, die dem Tage zu Ehren reich mit Bändern und Tannenreisern geschmückt ist. Ein zweites Gespann, das sogenannte Schweizerwagerl, wird vom festtäglich geschmückten Fuhrknecht geleitet. Daneben sitzt der Hochzeitslader im Seidenplüschhut, roter Weste und blauen Strümpfen. Aber die Hauptperson ist die Braut. Hoch trägt sie das Haupt mit der gold- und silberflimmernden Brautkrone, den goldgestickten Koller und Silberschmuck. Auch die Kranzeljungfer ihr zur Seite ist im höchsten Schmuck. Hinter den beiden sitzt die „Godl", die Patin, auf dem Ehrenplatz. Ein zweites, gelbbemaltes Schweizerwagerl, das die Hochzeitseltern trägt, macht den Beschluß. Der alte Bauer im talerbesetzten Rock, die Pelzmütze auf dem ergrauten Haar, schaut fest gradaus, man sieht's ihm an, daß er auf einem Schatz klingender Silbermünzen sitzt, der in der Wagentruhe verborgen ist. Auch in dem Korb, den die Bäuerin trägt, liegt Wertvolleres als die zum Schein obenauf geordneten Eier – man ließ sich's dazumal etwas kosten in den Bauernhöfen, eine Tochter an den Mann zu bringen! Diesen Brautzug, der in unsern Tagen selbst unter den reichsten Bauerngutsbesitzern zur größten Seltenheit geworden ist, historisch treu und doch in kleinstem Maßstabe nachzubilden, war ein tüchtiges Stück Arbeit, das drei Jahre lang Zeit und Gedanken der wackeren Ausstellerin und ihrer Helfershelfer, des Wagners Wolf, des Sattlers Joseph Meier und des Schreiners Scherer von Rommelshausen, in Anspruch nahm. Das Werk ist, wie unsere Bildchen zeigen, prächtig gelungen. In einer Ausdehnung von fünf Metern Länge und etwa 75 Zentimetern Höhe präsentiert sich das kleine Meisterstück, das schon das Entzücken vieler Beschauer erregte und einen Farben- und Formensinn, eine Kostümkunst beweist, die ihm einen Ehrenplatz in jedem Museum sichern würden. Sicherlich wird die originelle Sonderausstellung viel dazu beitragen, daß das westlich von München gelegene „Dachauer Moos", das hauptsächlich um seiner Volkstrachten willen schon eine ganze Künstlerkolonie herangezogen hat und in Malerkreisen berühmt ist, auch von Touristen mehr als bisher besucht wird.


Die Stallmagd mit der Brautkuh, Kutscher und Hochzeitslader, Braut und Kranzeljungfer, Patin.


Die Hochzeitseltern.

Dachauer Hochzeit.

Neues Leben auf der Vulkanasche. Auf der Insel Krakatau zerstörte ein gewaltiger Vulkanausbruch im Jahre 1883 alles tierische und pflanzliche Leben. Das gab den Botanikern Gelegenheit, zu beobachten, wie das Pflanzenleben allmählich neu beginnt. Im Jahre 1886 machte man in der Richtung die ersten Beobachtungen. Mikroskopische Algen, die die Oberfläche der Lavamasse mit einer schlammigen Schicht bedeckt hatten, zersetzten den Bimsstein, die Lava und die Asche. Dadurch war eine Schicht entstanden, die für andere Pflanzen geeignet war, und es war auch schon ein Dutzend Farne und einige Einzelexemplare von fünfzehn blühenden Pflanzen vorhanden. 1897 gab es keine Farne mehr, aber im ganzen 62 Arten Zellenpflanzen, darunter 50 blühende, die 21 natürliche Ordnungen vertraten. Ein dem Wasser naher Gürtel war am reichsten an Art. Jenseits davon gab es dichte Dickichte von Schilf und Zuckerrohr, das dünner bedeckte Innere enthält hauptsächlich Farne. Es schien sicher, daß 60 vom Hundert der blühenden Pflanzen durchs Meer, 32 vom Hundert wahrscheinlich durch den Wind und der Rest von [illegible] hereingetragen worden waren.

Blätter und Blüten

Wasserbahnen. (Mit Abbildung.) Dampf und Elektrizität wetteifern augenblicklich im Betrieb der Eisenbahnen, und je nach der Art der Bahnanlagen werden sie in unabsehbarer Zeit auf diesem Gebiete dem Verkehr dienen. Bemerkenswert ist aber ein neues Projekt, nach dem man die Wasserkraft zum Fortbewegen von Lokomotiven und schwerer Personen- und Lastzüge verwenden soll. Professor Frank Kirchbach in München stellt es auf. Er hat zunächst verbesserte Wasserräder, die er Hydrovolven nennt, konstruiert, und unter anderem will er sie auch für Lokomotiven benutzen. Auskunft darüber gibt er in einer kleinen Schrift „Hydrovolve und Hydrolokomotive“, die neulich erschienen ist. Neben dem Gleise läuft in gewisser Höhe eine Wasserrinne, aus der die Maschine ihren Kraftbedarf schöpft. Wie das geschieht, ersehen wir aus der nebenstehenden Abbildung eines Modells. Über der kleinen Maschine ist ein gebogenes Rohr angebracht; das eine Ende dieses Rohres taucht in den höher aufgestellten Wasserbehälter, das andere endet in eine Ausflußschaufel, die über der Hydrovolve oder dem Wasserrad liegt. Wird nun das Rohr einmal luftleer gemacht, so dringt vom Luftdruck getrieben das Wasser aus dem Behälter in das Rohr ein, fließt am anderen Ende aus, trifft hier das Wasserrad und setzt es in Bewegung. Das Rohr wirkt nun als Saugheber, einmal gefüllt, immerfort von selbst, solange das Wasser in dem Behälter nicht versiegt. In Wirklichkeit arbeitet hier also der Druck der Atmosphäre. Das kleine Modell auf unserer Abbildung ist in dem Augenblicke photographisch aufgenommen, wie es gerade glatt eine Steigung überwindet, also eine Bergfahrt macht. Nach diesem Prinzip könnte man nun Wasserbahnen bauen, auf denen man sowohl auf ebenem Gelände als auch bergauf und bergab Züge fortbewegen würde, vorausgesetzt natürlich, daß die Steigungen angemessen wären. Nach Berechnungen von Prof. Frank Kirchbach belaufen sich die Anlagekosten einer Wasserrinne für eine doppelgleisige Normalspurbahn unter Zugrundelegung der jetzigen Preise des Eisenmarktes auf 20 000 bis 25 000 Mark für das Kilometer. Die Betriebskosten an Kohlen allein sind in Deutschland für das Jahr und Nutzkilometer 1000 bis 5000 Mark, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Kohlenvorräte der Erde stetig geringer, also die Kohlen teurer werden. Wie verlockend die Berechnungen erscheinen, so darf man doch nicht übersehen, daß die geplanten Wasserbahnen in dürren Jahren und in kalten Wintern leicht arge Betriebsstörungen erleiden würden. Mit Interesse darf man aber den Ergebnissen weiterer Versuche entgegensehen. Die Erfindung wird sich zunächst auf kleinen Betriebsstrecken bewähren müssen, und es wird, selbst wenn sie Vorteile bieten sollte, noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis wir mit der Hydrolokomotive von der Waterkante zu den Alpen hinauffahren.



Professor Frank Kirchbachs Hydrolokomotive.

Hirte auf Stelzen. (Mit Abbildung.) Die Landes, der 230 Kilometer lange Küstenstreifen zwischen Bordeaux und Bayonne, sind eine der Gegenden, die von der Natur recht stiefmütterlich ausgestattet wurden. Am Meere treiben wandernde Dünen ihr Spiel, weiter landeinwärts erstrecken sich Sandflächen, Heiden und Moräste. Vielfach ist das Land mit seichten Tümpeln und Teichen übersät, die je nach der Menge des gefallenen Regens wechseln und die Verbindung erschweren. Um in diesem verwunschenen Lande besser vorwärts zu kommen, greifen die Menschen zu Stelzen und waten Sumpfvögeln gleich durch die Moräste. Der Kunstgriff gelingt hier, weil der Boden des Landes aus einem sehr festen Ton besteht, der nur von einer sehr dünnen Sandschicht bedeckt ist. Darum ist auch der Grund der Wasserlachen so fest, als ob er aus Zement gebildet wäre. Die Stelzen versinken nicht, und der Mensch kann auf ihnen rasch vorwärts schreiten. Der Stelzengänger trägt einen langen Stock in der Hand, der ihm das Balanzieren erleichtert und auch ein Ausruhen ermöglicht, wenn man auf ihn den Rücken stützt. Der hohe Wanderer ruht dann auf ihm und den Stelzen wie auf einem Dreifuß. Am beliebtesten ist das Beförderungsmittel bei den Hirten, die Schafe auf der Heide hüten. Seit mehr als hundert Jahren sind übrigens die Franzosen bestrebt, die Landes aufzuforsten, und die Bemühungen sind von Erfolg. Auf den einst öden beweglichen Dünen stehen jetzt Wälder von Fichten und Korkeichen; immer kleiner wird das wüste Gebiet, und immer seltener erscheinen auch die Stelzengänger.

Potthennerken. (Zu unserer Kunstbeilage.) „Wißt ihr, was Potthennerken ist?“ beginnt das reizende Märchen, das aus dem vorjährigen Wettbewerb der „Woche“ als eins der dreißig besten hervorgegangen ist. „Und wißt ihr, was Potthennerken ist?“ wird vielleicht mancher unserer Leser fragen, wenn er die köstliche Kunstbeilage der heutigen Nummer sieht. Aber wir verraten nicht, wer Potthennerken ist, wir könnten's ja doch nicht so schön erzählen wie es August Hagedorns Märchen tut. Wer von diesen lustigen Käuzen, die da selbander die Landstraße ziehen, gern Genaueres wissen will, der greife zum siebenten Sonderheft der „Woche“, das unter dem Titel „Neuer deutscher Märchenschatz“ kürzlich erschienen ist und zu einem so billigen Preis zu haben ist, daß es auch den Kindern der Unbemittelten als schönstes, gediegenstes Christgeschenk auf den diesjährigen Weihnachtstisch gelegt werden kann. Von dem Schatz künstlerischer Illustrationen, der dies Märchenbuch nun schmücken wird, gibt W. Caspari's entzückendes Aquarell einen Begriff. Das ist wirklicher deutscher Märchengeist, Volkshumor und Volkspoesie! Da wird auch in uns Alten die Jugend wieder lebendig, die goldene, sonnige Kinderzeit, die so voller Wunder und voll Glauben war, in der auf jeder Landstraße noch das Märchen dahergespazierte und auf der Fiedel ein Lied spielte, das Lied vom Glück, das irgendwo auf uns wartete. Die Augen unserer Kinder werden leuchten, wenn sie diese Bilder sehen! Sie sind so heimatlich treu und vertraut, sind so kindlich bei aller Künstlerschaft.



Hirt auf Stelzen in den Landes.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich Franz Doerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Doppelnummer 1905

Preis 12



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

	Seite
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (11. u. 12. Fortsetzung.)	837 u. 857
Kalabresische Bäuerin. Bild.	837
Ein verkanntes Genie. Bild von G. Poetelje.	841
Aus den Tiefen des Lebens. Bilder aus dem Verbrechertum. „Halt ihn!" Von Hans Hyan.	843
Die Krisis. Bild von K. von Kozynski.	844 u. 845
Alte Neuerfindungen. Von F. M. Feldhaus. (Mit Abbildungen.)	848
Träume. Gedicht von Leo Heller.	851
Grenzen der Liebe. Erzählung von Adam Müller-Guttenbrunn. (Fortsetzung und Schluß.)	851 u. 867
Bilder aus der Gegenwart.	854 u. 855
Im Gamsgebirg. Bild von R. Thiele.	861
Bilder aus der Fischweid. Auf dem Plötzenfang. Von Dr. Fritz Skowronnek.	864
In einem Walliser Wirtshaus. Bild von O. Kreitwirth-Lützow.	865
Die Bibliothek des Deutschen Reichstags. Von Professor Dr. Eduard Engel. (Mit Abbildungen.)	870
Gewichtiger Ohrschmuck. Von C. Falkenhorst. (Mit Abbildungen.)	873
Blätter und Blüten.	874–876

Für die Küche. Allerlei Winke für jung und alt. — Für Hausfrauenfleiß. — Neu erschienene Bücher. — Weihnachtsarbeiten. — Zur Kurzweil Beilage 1–7

Kunstbeilage 24: „Bildnis einer Dame." Von Rembrandt van Rijn.

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.

HANNS ANKER



Bildnis einer Dame.

Gemälde von Rembrandt von Rijn (in der Fürstlich Liechtensteinschen Gemäldegalerie in Wien).

Nr. 45 Die Gartenlaube 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(11. Fortsetzung.)

Doktor Besenrieder wollte den Heimweg benützen, um seiner zukünftigen Hausfrau Guten Morgen zu wünschen und mit dem Wildmeister die absonderliche Neuigkeit zu erörtern, die er vom Hällingeramte brachte.

Peter Sterzinger saß auf der Hausbank und säuberte das Gehörn eines Rehbockes, den Freiherr von Preysing am verwichenen Abend erlegt hatte. Als Besenrieder in den Garten trat, rief der Wildmeister verdrossen in den Hausflur: „Maddle! Komm herunter!" Dann erst grüßte er: „Guten Morgen, Herr Sekretari!" Und schabte emsig mit dem Messer an der Hirnschale des Gehörns.

Doktor Besenrieder ließ sich nieder. „Ihr seid nicht in guter Laune?"

„Meine Laun ist so, wie der Zeitwind geht bei uns."

„Die Zeit ist allerdings nicht sonderlich amabel. Wir im Amte bekommen das am schwersten zu fühlen. Recht unerquickliche Arbeit . . ."



Kalabresische Bäuerin.

„So?" knurrte Peter Sterzinger. „Ist am End schon eine verklagt?"

„Eine Hexe, meint Ihr? Nein. Es liegt eine causa vor, die viel schwieriger zu behandeln ist. Der geistliche Kommissar hat wegen des Udo von Magdeburg eine Injurienklage gegen den Süßkind bei uns eingereicht . . ."

Der Wildmeister lachte, daß ihm der Hals bläulich anschwoll. Und der Sekretarius zog die Brauen zusammen. „Ihr würdet diese Sache weniger lustig finden, wenn Ihr wüßtet, was wir seit einer Woche Tag für Tag zu kolloquieren und zu deliberieren hatten. Seine Gestreng der Herr Landrichter ist der Meinung, daß unser Gericht ad hoc nicht kompetent wäre. Und gestern wurden die Akten zur prinzipiellen Entscheidung an das fürstliche Hofgericht zu Köllen transferiert."

„Da muß der geistlich Kommissar von zäher naturam sein, wenn er einen Spruch erleben will!"

Der falsche Kasus beim Gebrauch des lateinischen Wortes schien dem Doktor Besenrieder einen physischen Schmerz zu verursachen. Sonst pflegte er zu korrigieren. Doch heute ging er über die Sache mit der Frage weg: „Wo bleibt meine liebwerte Braut?“

Peter Sterzinger schrie in den Flur: „Maddle! Dein Sekretar ist da!“

Eine Weile stockte das Gespräch. Und dann erzählte Doktor Besenrieder, daß im Hällingeramte ein Vorfall accidiert wäre, bei dem sich an einem scheinbar wohlorganisierten Menschen eine wunderliche deturbatio de mente et sanitate hätte sehen lassen.

„Was hat sich sehen lassen?“

„Ein vollständiges Erlöschen des gesunden Menschenverstandes. Ein Häuer, der sein Gesellenstück leisten soll, hat sich anheischig gemacht . . .“

„Weiß schon!“ unterbrach der Wildmeister. „Die dumme Geschicht hat unser Schinagl gestern abends vom Leuthaus heimgebracht. Aber das muß doch Geschwätz sein! So verrückt ist doch kein Mensch, daß er sagt, er könnt in einer Schicht so viel Salzgut brechen wie hundert Häuer in einem Jahr!“

„Wie zwölf an einem Tag, heißt es im Protokoll.“

„Was ist denn das für ein Narr?“

„Ein Fremder, mit Namen Adelwart Köppel . . .“

„Der?“ fuhr Peter Sterzinger auf, mit krebsrotem Gesicht.

„Kennt Ihr den Gesellen?“

Der Wildmeister ging schnaufend zur Haustür. „Wo nur das Mädel bleibt?“ Er trat ins Haus. Dann kam er. „Weiß der Teufel, wo das Mädel jählings hin ist! Sie muß mit den Kindern davon sein, ohne daß ich's gemerkt hab.“

Doktor Besenrieder, dem eine dünne Röte über das magere Gesicht huschte, erhob sich von der Bank. Das erlebte er nun zum drittenmal, daß Madda, wenn er sie besuchen kam, mit verwunderlicher Flinkheit aus dem Hause verschwunden war. Doch er sprach darüber kein Wort, sondern sagte mit etwas gereiztem Klang: „Ich möchte wünschen, lieber Peter, daß Ihr, wenn meine zukünftige Hausfrau in Rede kommt, derartige invocationes wie das häßliche ‚Weiß der Teufel!‘ für die Zukunft vermeidet!“ Nach diesen Worten machte er so raschen Abschied, daß ihm Peter Sterzinger betroffen nachguckte.

Der alte Schinagl kam zum Brunnen, und der Wildmeister fragte: „Hast nicht meine Schwägerin gesehen?“

„Wohl! Die hockt da droben auf dem Klosterberg, bei den Hollerstauden.“

Sterzinger ging um das Haus herum, und da sah er Madda mit den Kindern hoch droben auf der buschigen Graslehne, die sich von den alten Wallmauern des Stiftes steil heruntersenkte. Er stieg hinauf. Die Kinder waren unter eine Staude gekrochen und spielten Fuchsgraben. Und Madda, mit der Spitzenklöppel im Schoße, saß gegen den weißen Stamm einer Birke gelehnt und blickte über die Straße hinaus, auf der die Leute in lärmenden Gruppen vom Hällingeramte kamen. Die Brautzeit schien der Jungfer Barbière nicht sonderlich gut anzuschlagen. Das schmal gewordene Gesicht hatte wenig Farbe, und wie müde Schwermut lag es in ihrem Blick.

„Maddle?“

Langsam wandte sie das Gesicht.

„Grad ist der Besenrieder da gewesen.“

„So?“ Sie griff nach den Klöppelhölzern und begann die Fäden zu schlingen.

„Hast du ihn denn nicht kommen sehen?“

Madda schüttelte den Kopf.

„Aber Mädel! Von da heroben übersieht man doch die ganze Straß?“

„Ich hab ihn halt nicht gesehen.“

Peter Sterzinger musterte die Schwägerin mit nachdenklichem Blick. Dann sagte er ganz langsam: „Denk! Was der Schinagl gestern heimgebracht hat, das ist wahr. Freilich haben die Leut wieder übertrieben. Aber so viel Salzgut tät er brechen in einer Schicht wie zwölf Häuer an einem Tag . . . hat er gesagt . . . derselbig Häuergesell . . .“

Madda beugte das Gesicht und nestelte an zwei Fäden, die sich verwirrt hatten. „Was geht das mich an?“

Etwas Boshaftes glimmerte in Peters forschendem Blick. „Ich hab gemeint, es tät dich doch ein bißl an der Neugier kitzeln . . . weil's der Bub ist!“

Nur ein leises Zittern in ihren Fingern. „Was für ein Bub?“

„Geh, stell dich nicht so!“

Mit großen Augen sah Madda zum Schwager auf. „Was für ein Bub?“

„Der vom Schellenberger Gärtl!“ knurrte Peter Sterzinger. „Den ich deintwegen hinausgefeuert hab! Und um den ich mir heut einen Fürwurf machen muß . . . weil ich merk' der hat den Puff aus der grünen Höh in die Nacht hinunter schlecht vertragen . . . und hat den Verstand verloren!“

„Den Verstand? Wieso?“

„Ja, hast denn nicht gehört? So viel Salzgut will er brechen in einer Schicht als wie ein Dutzend Häuer an einem Tag!“

„Hat er das gesagt, so tut er's auch!“

Peter Sterzinger riß die Augen auf. „Brav, brav, brav!“ Er schob die Fäuste hinter den Hosengurt und stapfte über den Hang hinunter. Und drunten, als er um die Hausecke bog, lachte er vor sich hin: „Schad, daß der Sekretari nimmer da ist!“

Madda blieb mit den Kindern da droben, bis die Elfuhrglocke läutete. Und bei der Mahlzeit sprach sie kein Wort und aß kaum einen Bissen. „Was ist denn?“ fragte der Schwager. „Tut's dich kränken, daß du den Sekretari versäumt hast?“ Da stand sie auf und ging aus der Stube. Sie wollte hinauf in ihre Kammer, doch auf halber Stiege kehrte sie wieder um und rannte hinüber in das kleine Nachbarhaus.

Josua saß vor der Werkbank, und das Trudle hatte den Arm um ihres Mannes Hals gelegt. Alle beide erschracken sie, wie die Jungfer so blaß und atemlos hereinfuhr. „Maddle?“ stammelte die Weyerziskin. Und der Meister sprang auf. „Jungfer? Ist was Unguts über den Weg?“

„Joser, ich bitt schön . . . tu mir das und spring hinaus zum Hällingeramt! Da draußen ist was geschehen, mit dem Buben . . . und so viel sorgen tut sich der Schwager . . .“

„Was für ein Bub?“

„Der . . . der gehürnet hat in deinem Gärtl . .“

„Herr! Es wird doch dem guten Buben . . .“

„Ich weiß nicht! Tu mir's, Joser, und spring hinaus!“

„So geh doch!“ drängte die Weyerziskin. Der Meister packte seine Mütze. Als er hinaussprang durch den Garten, hörte er noch aus der Stube die Stimme seines Weibes: „Maddle! Du Liebe! Was ist denn mit dir?“

Noch ehe Josua das Hällingeramt erreichte, läutete die Schichtglocke. Aus dem Stollen kam der erste Häuertrupp gefahren — den faßte Weyerzisl beim Schachttor ab: Was denn geschehen wäre im Berg? Lautes Gelächter war die Antwort, die er bekam. An der lärmenden Gruppe drückte sich der alte Köppel vorüber. Er eilte die Straße hinaus und wollte heim, um zu verhindern, daß das Kätterle zum Bergamt käme. Richtig traf er sie auch im Wald. Und log zusammen, was er fertig brachte. Und lief zum Salzwerk zurück, brannte mit zitternden Händen die Grubenlampe an und wanderte in die Finsternis des Stollens. Als ihn die Nacht umgab, wurde er ruhiger. Ein Glück, daß er die Mutter beschwichtigt hatte! Lief die Sache auf ein Elend hinaus, so erfuhr sie das am Abend noch früh genug!

Je näher Jonathan dem Stollen kam, in dem der Bub sein Gesellenstück zu vollführen hatte, um so häufiger blieb er stehen und lauschte in die Finsternis. Immer das Gurgeln der Sohlenleitung, das Rauschen der Schadwässer. Und manchmal eine Stimme, irgendwo, oder ein kurzes Lachen. Und ein Licht, das wie ein Sternchen aufglänzte und wieder verschwand.

Nun zweigte sich vom Hauptschacht der Seitenstollen ab, dessen Auslauf die Häuerschaft dem Buben für sein Gesellenstück angewiesen hatte. Aus der Tiefe des Stollens schimmerte Licht. Das kam von den Grubenlampen der drei Häuer, die zu wachen hatten, daß dem Gesellen kein Beistand käme. Sie saßen auf Holzblöcken, gegen die Stollenwand gelehnt. Nur einer wachte, zwei von ihnen schnarchten. Und dicht hinter ihnen war der Schacht vom Boden bis zur Decke durch die dicke Mauer geschlossen, die man aus Salzsteinen aufgeschichtet hatte. Hinter der Mauer war Licht — durch die Fugen quoll es heraus und schimmerte matt in den kristallklaren Teilen des Gesteins. Und ein klingendes Gehämmer tönte. Daneben kaum ein Geräusch; nur manchmal ein leises Geriesel wie von kleinen Erdbrocken.

Den Atem verhaltend, lauschte der Hällingmeister. Dann fragte er den Häuer: „Wie steht's denn?"

„Allweil im gleichen! Allweil die Hämmerei! Und nie noch hab ich was fallen hören!"

Jonathan trat dicht an die Mauer und versuchte durch eine der Ritzen zu spähen. Doch er sah nur ein trübes Lichtgedämmer und einen Schatten, der sich bewegte. „Bub!" rief er mit gepreßter Stimme. Doch hinter der Mauer verstummten die klingenden Schläge nicht.

„Der kann dich nicht hören," sagte der Häuer, „das Stollentrumm hat vierzig Gäng in der Läng."

Da schrie der Meister: „Adle! Hörst mich denn nicht?"

Das Klingen schwieg. Und hinter der Mauer fragte die Stimme des Buben. „Vater? Bist du das?"

„Wie steht's denn mit der Arbeit?"

„Nicht schlecht."

„Ich hör aber nie ein Salzgut fallen."

„Wird schon fallen, wenn's an der Zeit ist."

Nun klangen diese tönenden Schläge wieder, noch rascher als zuvor. Wie ruhig und zuversichtlich hatte der Bub gesprochen! Doch dem Meister war all diesem Unerklärlichen gegenüber eine Erregung ins Blut gefallen, die ihn ganz verstörte — und wie er sich auch dagegen wehren mochte: immer sah er, während er durch die Finsternis des Schachtes davonging, den Doktor Pürckhmayer predigend auf der Kanzel stehen.

Im Verlaufe der Schichtzeit trieb ihn seine Sorge noch zweimal vor die Mauer — das erstemal hörte er wieder dieses ruhelose Klingen, das zweitemal ein dumpfes Gehämmer, wie Schläge, die auf hartes Erdreich fallen. Als er das drittemal kam, eine Stunde vor der Schichtglocke, fand er im Stollen schon ein Dutzend Hällinger, die aus Neugier früher eingefahren und mit Geschrei und Lachen versammelt waren, um sich den Ausgang des unsinnigen Gesellenstückes anzugucken. Immer größer wurde dieser lärmende Hauf, denn auch die Schichtleute verließen ihre Arbeitsstätten und kamen mit gaukelnden Lichtern aus allen Schächten herbeigeströmt. Im Gewirr dieser Stimmen hörte man immer wieder den vergnügten Baß des Michel Pfnüer. Und einmal ging ein schallendes Gelächter durch den Stollen hin, weil der Michel geschrien hatte: „Ihr Hundstößer! Höi! Habet ihr die tausend Hund schon da, die er braucht, der Riesenbub, um all das endsmäßige Salzgut aus dem Berg zu führen?"

In der zitternden Faust die Grubenlampe, stand Jonathan neben der Mauer. Der Ferchner trat zu ihm: „Tust mich erbarmen! Denn ich weiß, du hast den Buben lieb gehabt."

Und der Alte stammelte: „Hinter der Mauer ist alles still! Lus doch, Ferchner! Was muß denn da sein?" Aber wie sollte man lauschen bei diesem Lärm, der vor der Mauer den Schacht erfüllte?

„Hällinger!" rief der Ferchner. „Lasset das Lärmen sein! Wir müssen hören, was hinter der Mauer ist!"

Nur langsam dämpfte sich das Lachen und Schreien — und da hörte man hinter der Mauer die Stimme des Buben: „Vater Köppel? Bist du da draußen?"

„Bub . . ." Mehr brachte der Alte nicht aus der Kehle.

„Mit dem Schaffen bin ich fertig," klang es dicht bei der Mauer. „Bloß das Salzgut muß noch fallen . . ."

„Da hat's aber Zeit!" schrie der Michel. Und ein johlendes Gelächter hallte durch den Schacht.

Dann schaffte die Neugier wieder Ruhe, und durch die Mauer klang es: „Michel Pfnüer! Bet ein Vaterunser! Und wenn du beim Amen bist, so muß das Salzgut liegen! So wahr ein Herrgott im Himmel ist!"

Jetzt lachte keiner mehr. Der Klang dieser Stimme hatte all den Schreiern an die Kehle gegriffen. Und hinter der Mauer sagte der Bub: „Vater! Das Gut wird fallen. Aber das ist ein neues Ding im Berg, und ich weiß nicht, wie das ausgeht. Kann sein, daß ich hin bin."

„Jesus . . ."

„Mit dem Herrgott bin ich auf gleich. Aber die Mutter laß ich grüßen! Und Eine, gelt . . . wirst schon wissen, wen ich mein' . . . die tust mir grüßen! Und dir, Vater, Vergeltsgott für alles! Und jetzt lauf! Und tu dich sichern!"

Dem Alten fiel die Grubenlampe aus der Hand. Er brachte keinen Laut heraus, streckte nur die Hände nach der Mauer — aus dem Hauf der Knappen eine kreischende Stimme: „Mich geht ein Grausen an!" — Dann im Stollen ein dumpfes stummes Zurückweichen, als wären diese sechzig Menschen geschoben von den Fäusten einer dunkeln Angst. Hinter der Mauer ein leises Klingen — so klingt es, wenn Feuer mit dem Stahl geschlagen wird. Und dann die gellende Stimme des Buben: „Hällinger! Laufet! So weit wie auf einen Bolzenschuß! Oder es könnt ein Unglück geben!"

Ein schreiendes Flüchten begann im Schacht — im Nu waren all diese kleinen Lichter weit draußen in der Finsternis — und nur der Hällingmeister kam nicht weit; er wollte fliehen und konnte nicht, weil ihn die Sorge hielt, die Liebe zu dem Buben, dessen Stimme er hinter der Mauer hörte: „Gütiger Herr Jesus! Mutter Maria! Nehmet mich auf in euern Schutz!" Da leuchtete die den Stollen sperrende Mauer, als wäre sie in rote Glut verwandelt; es dröhnte ein Donnerschlag, wie ihn die Berge im wildesten Gewitter nie gehört; alle Tiefen zitterten, ein Brechen und Stürzen begann, die Mauer wurde niedergeblasen, ein sausender Windstoß fuhr durch den Schacht hinaus und wehte über die Schar der Fliehenden einen Qualm, der allen Schein der Grubenlichter braun umschleierte.

Das war der erste Sprengschuß, der in einem deutschen Bergwerk aufblitzte, die dunkeln Tiefen der Erde erschütterte und zu den Felsen sprach mit seiner Donnerstimme: Spendet den Menschen euer Gut!

Doch auf die fliehenden Hällinger schlug dieses Neue los mit den Keulen eines abergläubischen Schreckens. Und was der Pfnüer geschrien hatte: „Feuer und Schwefel! Da ist der Teufel im Spiel!" — das schrien ihm gleich ein Dutzend Stimmen nach. In diesen Lärm des Grauens hallte ein Jauchzer, klingend von heißer Freude. Und Meister Köppel, den der Luftdruck zu Boden geworfen hatte, und der sich aus halber Bewußtlosigkeit erholte und den Qualm zerfließen sah, begann zu schreien: „Lebst denn, Adle? Ja lebst denn noch?" Da umschlangen ihn schon die Arme des lachenden Buben. Im Hauf der fliehenden Knappen blieben die letzten stehen und kamen zur Besinnung. Und der Ferchner kreischte: „Hällinger! Luset! Was schreit denn der Meister allweil?" Wieder blieben einige stehen und hoben die Grubenlichter in den dünner werdenden Qualm. Und da hörten sie aus der Tiefe des Schachtes die Stimme des Jonathan Köppel: „Ihr Mannder und Buben! So kommet doch her! Das ist wie ein Wunder! Da liegt ja das Salzgut wie ein Berg! Jesus, Jesus, Jesus! Schauet doch her! Das täten ja hundert Häuer nicht schaffen in einer Woch!"

Der Alte im Rausch seiner Freude übertrieb und sah das Werk dieser Stunde noch größer, als es war. Doch den Leuten, die gelaufen kamen und die Lichter hoben, fiel das gleiche Staunen in das ratlose Gehirn. Hinter den Brocken der niedergeblasenen Mauer sahen sie das Ende des Stollens ausgebrochen zu einer gewölbten Halle, unter deren Decke das losgesprengte Salzgut in Brocken und Klötzen zu einem Hügel

geworfen lag, so hoch, daß die obersten Massen fast wieder hinaufreichten bis zur Decke. Und über die Hälfte des Stollenganges heraus lag tischhoch das gebrochene Gestein.

Das Geschrei der ersten, die gekommen waren, rief die anderen zurück — aber sie begriffen das unheimliche Wunder nicht, obwohl ihnen der Hällingmeister immer wieder zuschrie, daß der Bub das reiche Salzgut unter Gottes Beistand mit Pulver aus dem Berg geschossen hätte. Einer der wenigen, die allmählich zu begreifen schienen, war der Michel Pfnüer. Der war zuerst ganz still. Dann plötzlich schrie er: „Gall und Teufel! Wenn der Bub das kann, der nimmt ja der Häuerschaft den ganzen Verdienst! Der schafft ja das ganze Häuerwerk im Berg mit seiner Pulverkunst allein! Was bleibt denn da für uns? Da braucht ja die Herrschaft keinen Häuer nimmer!" Das Wort fand Ohren, die es erschrocken hörten. Und dem Hällingmeister, der den bedenklichen Umschlag der Stimmung gleich erkannte, verwandelte sich die helle Freude dieser Stunde in dunkele Sorge. Am liebsten hätte er den Buben so rasch wie möglich aus dem Schacht hinausgebracht. Doch Adelwart, der auf einem Rest der Mauer saß, mit dem Rücken an die Stollenwand gelehnt, schien nach aller Mühsal dieses Tages, nach aller Gefahr dieser feuerblitzenden Sekunde von einer dumpfen Erschlaffung befallen. Jetzt, da sein Werk gelungen, war seine Kraft zu Ende. Er hatte die Augen offen und sah die Leute an, die um ihn her mit wachsender Erregung durcheinander schrien. Doch er schien kein Wort zu verstehen. Und sein Gesicht war entstellt, vom Pulverrauch geschwärzt und mit dickem Staub behangen. Und blutig war es. Der Ferchner hatte Wasser in seiner Kappe geholt, und Jonathan wusch dem Buben das Gesicht. Den Staub und die Pulverschwärze brachte er weg; aber das Blut nicht; das quoll immer wieder in feinen Tropfen durch die Haut heraus, als wäre das Gesicht von hundert Nadelstichen verwundet.

„Adle! So red doch ein Wörtl! Wie spürst dich denn?"

„Gut, Vater!" nickte der Bub mit dem Lächeln eines Träumenden.

Da sagte der Ferchner: „Tu mir's verzeihen, Mensch! Ich hab meiner Seel gemeint, du hättest was Schlechtes für!"

Heller und heller war es im Schacht geworden. Einige Häuer hatten ihre Pechfackeln angebrannt und kletterten unter dem Geschrei der anderen auf dem Berg des gebrochenen Gutes herum. Nun plötzlich ein Schrei, wie von einem Tier, und eine irrsinnige Stimme: „Alle guten Geister! Jesus Maria!" Kurze Stille. Dann Geschrei und Gedräng, alles will zu den Klötzen — und auf der Böschung des Gerölles hört man einen kreischen: „Hällinger! Ums Himmels willen! Gucket doch her! Da ist im Salzgut drin ein Mensch!"

Im Stollen ein wilder Lärm. Und dreißig Stimmen: „Was ist? Was ist?"

„Ein Mann ist im Salz!"

Mit groben Fäusten bahnt sich der Michel Pfnüer einen Weg, reißt einem der Häuer die Fackel aus der Hand, springt zu den Klötzen hinauf und zetert: „Alle guten Geister! Der Teufel! Da hockt der Teufel im Salz! Der Teufel, der ihm geholfen hat! Und alles ist Hexenwerk! Hat keiner einen Weihbrunn da? Alle guten Geister! Ich bin ein Christ! Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist! Hat keiner einen Weihbrunn da? Satanas, weiche! Sei verloren, sei verschworen, durch Christi Wunden sei gebunden! . . . Jesus, Jesus, hat denn keiner einen Weihbrunn da?"

Unter einem Lärm, der tobend den Stollen füllte, griffen alle, die nicht zu den „Heimlichen" gehörten, unter die schwarzen Spenser, wo sie die kleinen irdenen Fläschchen mit dem Weihwasser verwahrt trugen, das sie beschützen sollte vor allen Gefahren der Tiefe. Nur der Michel Pfnüer, obwohl er nicht zu den „Heimlichen" zählte, hatte kein solches Fläschlein. Doch ein Dutzend Hände reichten ihm, was er brauchte in dieser Stunde höllischer Not — und da fing der Michel ein Sprengen und Spritzen an und wiederholte das bannende Sprüchlein:

„Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!
Satanas, weiche!
Sei verloren!
Sei verschworen!
Durch Christi Wunden
Sei gebunden!
An Füß und Händ
Bindt dich das heilige Sakrament!"

Meister Köppel, durch das Gedräng der schreienden Knappen an die Wand gedrückt, sah erschrocken den Buben an. „Vater? Was ist denn?" fragte Adelwart. Und durch den tobenden Lärm aus seiner Schwäche völlig ermuntert, drängte er sich zu den Klötzen, sah den Michel das geweihte Wasser sprengen — und sah mit eigenen Augen, daß in einem großen, beinahe glashellen Salzblock etwas eingeschlossen hockte, das auch er ohne Schauer nicht betrachten konnte. Wie ein zottiges Tier, auf allen vieren kriechend, war es anzusehen — und war doch das Bild eines Menschen, ganz in Rostfarbe getaucht, halb nackt und halb in Felle gewickelt, mit einem Wust von Haaren und einem roten Zottelbart um das starr verzerrte Gesicht — doch alle Linien zitterig zerflossen, verschleiert und gleich der Gestalt eines Mannes, den man bei trübem Lichte unter Wasser schwimmen sieht.

Nach dem ersten Schauer hatte Adel die ruhige Besinnung gefunden und rief dem Michel zu: „Aber Häuer! So guck doch hin! Das ist doch kein Teufel!"

„Ob's einer ist oder nicht, das brauchst mir du nicht sagen!" schrie der Pfnüer. „Das glaub ich freilich, daß du den Teufel nicht verleugnest, der dir geholfen hat!"

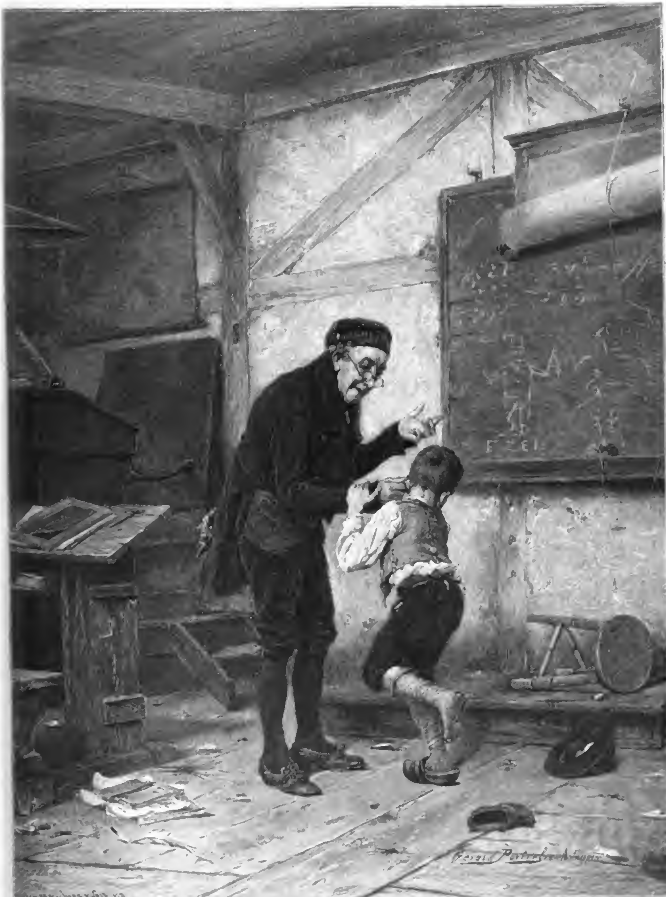
„Du Narr! So guck doch hin mit Verstand! Das ist doch ein Mensch! Ein Mann! Der vor Zeiten einmal durch die Muhren ins Salz gefallen! Und den das Salz nicht faulen hat lassen!"

„Lüg du! Lüg! Bis tief in den Hals! Was wahr ist, wirst du vom Kommissar und vom Freimann hören! . . . Hällinger! Müssen wir unseren Berg verteufeln und verhexen lassen? Und soll uns der da mit seiner Teufelskunst das Brot vom Maul wegstehlen? Ich bin ein Christ! Ich steh zum Kommissar. Und wer nicht selber verdächtig ist, der muß mir helfen! Als Christ!"

Der Michel brauchte nur die Fäuste nach dem Buben zu strecken, und er hatte schon ein Dutzend Helfer, die ihm Beistand leisteten als gute, unverdächtige Christen. Adel wollte sich wehren. Aber zwanzig Fäuste hingen an ihm und rissen ihn zu Boden. Der Hällingmeister schrie in den tobenden Lärm das Wort hinein, das bei jedem Raufhandel im Stollen noch immer seine Kraft bewiesen: „Bergfrieden!" Doch jetzt versagte dieses Wort. Und dem Meister blieb nichts weiter übrig, als dem Buben, dem die Hände hinter dem Rücken gebunden waren, mit erwürgter Stimme zuzurufen: „Mußt dich nicht fürchten, Adle! Der Herr wird's recht machen."

„Ohne Sorg, Vater!" Sogar lachen konnte der Bub. „Ich fürcht mich nicht. Hast mir nicht umsonst einmal gesagt: Aus aller finsteren Tief muß er aufsteigen, der Mensch, daß er weiß, wie schön und wieviel wert das Licht ist!"

Die Ängstlichen, die Reißaus genommen hatten, trugen die Kunde von dem Ungeheuerlichen, das in der Bergtiefe geschehen war, hinaus in den trüben Abend. Vor dem Hällingeramte hatte sich neben den beiden Herren der Kommission eine Schar von Neugierigen angesammelt; sie sahen die vom Schreck verstörten Knappen aus dem Schachttor flüchten, hörten von Feuerblitzen und Schwefeldampf, von dem greulichen Hexenwerk des Adelwart Köppel und von dem leibhaftigen Teufel, der dem Buben zaubern geholfen, und den der Michel Pfnüer mit Weihbrunn in einen Salzblock gebannt hätte, daß der Satanas sich nimmer rühren könnte. Das stieg den Leuten wie Qualm ins Gehirn. Ihr schreiendes Entsetzen, ihr Kreuzschlagen und lautes Beten, ihre beflügelte Phantasie, mit der sie aus dem Gehörten im Handumdrehen ein anderes machten, noch greulicher und gruseliger — das alles bewies, daß die Predigt des hochwürdigen Doktor Pürckhmayer ihre Früchte zu tragen begann.



Ein verkanntes Genie.

Gemälde von G. Portielje.

Auch die Ruhigen, in denen der gesunde Menschenverstand nicht schweigen wollte, wurden diesem Aufruhr gegenüber ratlos. Der Bergschreiber verlor so völlig den Kopf, daß er seine schöne Frisur in böse Unordnung brachte, sich hilflos immer wieder mit beiden Händen durch die fetten Locken fuhr und bei Gott und allen Heiligen wünschte, daß er diesen Unglücksbuben nie gesehen hätte.

Doktor Besenrieder wartete nicht, bis man den gefesselten Inkulpaten aus dem Stollen brachte, sondern eilte gleich zum Stifte hinauf, um das Unerhörte ad aures domini zu bringen, und überließ es dem Herrn von Reizenstein, einen Knappen um den anderen abzufangen und ins Verhör zu nehmen. Bei diesem inquisitorischen Werke hatte der Kapitelherr zwei Begleiter, die ihm nicht von der Seite wichen: den Josua Weyerzisl, der bleich und schweigend zuhörte, und das verzweifelte Kätterle, das unter Tränen und Anrufungen des gerechten Gottes unablässig die Unschuld ihres Buben beschwor. Nun stieß das Weiblein einen herzzerreißenden Schrei aus und stürzte gegen das Schachttor, aus dem die Hällinger den Gefesselten herausführten. Aufrecht ging Adelwart zwischen den lärmenden Häuern; doch sein Gesicht mit den eingesunkenen Augen und mit den vielen, dünnen Blutgassen, die ihm über Stirn und Wangen herunterliefen in das Gekräusel des jungen Bartes, war anzusehen wie ein Marterbild. Bei diesem Anblick griff sich Josua Weyerzisl mit beiden Händen an den Kopf. Dann drängte er sich durch die schreienden Leute und eilte die Straße hinaus. Als er die Achenbrücke erreichte, hörte er vom Garten her die Stimme seines Weibes: „Maddle! Maddle! Der Joser kommt schon!"

Der junge Meister atmete schwül, bevor er in die Werkstube trat. Hier saßen Madda und die Weyerziskin auf dem Antritt beim Fenster; die junge Frau hatte zärtlich den Arm um die Freundin gelegt und redete ihr leise zu. Bei Josuas Eintritt erhob sich die Jungfer. Sie hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht, und die Augen waren groß geöffnet. Doch ihre Stimme klang ruhig. „Gelt, Joser? Gelt, ich hab recht, daß alles bloß ein Geschwätz ist?"

„Ich weiß nicht, Jungfer . . . da kenn ich mich selber nimmer aus . . . wie die Leut da draußen reden. Entweder müssen alle verrückt sein, oder . . . ich weiß nicht . . ."

Madda ging auf ihn zu und sah ihm mit einem Blick voll quälender Angst in die Augen. Mit stockenden Worten fing Josua zu erzählen an. Alles suchte er zu mildern, allem gab er ein kleineres Wort, und dennoch blieb an Schauerlichem so viel noch übrig, daß sich das zarte Gesicht der Weyerziskin ganz entstellte. Madda aber, schweigend, schüttelte immer den Kopf. Doch als ihr Josua erzählte, wie man den Buben herausgeführt hätte, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, das Gesicht von Blut überronnen, da kam der Jungfer eine Schwäche in die Kniee. Sie schloß die Augen und tastete mit den Händen. „Ach, du Liebe!" stammelte das Trudle, zog die Wankende auf ihren Schoß und begann sie unter zärtlichem Geflüster zu herzen wie ein Kind.

Auf der Straße kam ein dumpfes Lärmen immer näher, ein verworrenes Schreien von hundert Stimmen. Josua sprang erschrocken von einem Fenster zum anderen und schloß die Scheiben. Das half aber nicht. Die da draußen erhoben ein Geschrei, daß es durch dicke Mauern gegangen wäre; und schon von der Achenbrücke hörte man die Brüllstimme des Michel Pinüer, der es den von allen Seiten herbeiströmenden Leuten erzählte, daß er den Teufel mutig bei den Hörnern gepackt und für ewige Zeiten in einen sauren Stall hineingeschworen hätte.

Auf ein paar hundert Schreier und Gaffer war der Zug schon angewachsen, als er zwischen dem Wildmeisterhaus und dem Garten des Weyerzisl passierte. Voraus, auf einem Karren, führten sie den Mann im Salz — den „eingesulzten Teufel", wie der Pinüer ihn nannte — und rings um den Karren war ein solches Gedränge, daß Madda, als sie wie von Sinnen auf die Straße stürzte, nur einen Knäuel tobender Menschen sah. Und hinter diesem Gedräng ein Schwarm von keifenden Weibern, die sich alle Bellommenheit, von der sie seit der Hexenpredigt des Doktor Pürckhmayer befallen waren, mutig aus der Seele schimpften und alles taten, um öffentlich zu erweisen, wie christlich ihr Abscheu vor allem Zauberwerk und ihr Grausen vor dem Teufel wäre. Diese sonst so gutmütigen Weiblein waren verwandelt zu aberwitziger Raserei, und je älter sie waren, um so toller spielten sie sich auf. Sie drohten dem Gefesselten mit den Fäusten, spien vor ihm aus und schrien ihm allen Schimpf, den ein verstörtes Gehirn nur ersinnen kann, in das blutüberströmte Gesicht.

Adelwarts Festigkeit und Ruhe war zerbrochen. Zwischen den Blutgassen auf seiner Stirne war die Haut von kalkiger Blässe, und in ratlosem Entsetzen irrte sein Blick über diese tobenden Weiber hin, über die Hecken, die das Haus des Wildmeisters umschlossen, und über den Garten des Weyerzisl.

Da sah er die Jungfer Barbière. Die Augen schließend, blieb er stehen, als wäre ihm plötzlich alle letzte Kraft versunken.

Mit entstelltem Gesicht, wie von der Raserei der anderen befallen, drängte sich Madda durch den Kreis der keifenden Weiber. Und schrie: „Ich glaub's nicht! Daß du was Schlechtes getan hast! Du! Ich glaub's nicht!"

Er zitterte. Und aufatmend sah er sie an mit einem dürstenden Blick. „Vergeltsgott, Jungfer," sagte er leise. „Jetzt soll mir geschehen, was mag."

Weil er nicht gehen wollte, stießen ihn die Häuer vorwärts. Und der Michel Pinüer fing gegen Madda zu brüllen an: „Die Jungfer glaubt wohl, daß wir Lügner sind? Wir all miteinander? Und daß der Teufel, den ich ins Salz geschworen, Lüg und Luft ist? Und gar nicht auf dem Karren liegt?"

Die Jungfer hörte nicht, was ihr der Häuer ins Gesicht schrie. Wie versteinert blickte sie dem gefesselten Buben nach und als ihn das Gedräng verdeckte, starrte sie zitternd nieder auf die Blutflecken, die seinen Weg bezeichneten und vom Staub der Straße aufgesogen wurden.

Eine schrillende Stimme. „Du! Du!" Und vor der Jungfer stand das Kätterle, wie eine Irrsinnige, das Gesicht verzerrt und von Tränen überronnen. „Du bist's! Du! Die meinen Buben auf der Seel hat! Du!"

Meister Köppel, erschrocken, drückte dem Kätterle den Mund zu und zerrte das Weib mit sich fort. „Herr Jesus! Kätterle! Hast denn völlig den Verstand verloren!"

Sie stieß den Arm des Jonathan von ihrem Gesicht. „Verstand? Was braucht man da Verstand! Ich bin eine Mutter! Und hab ein Herz, das blutet!"

In dieser Mutter war wieder lebendig geworden, was sie schon einmal erlebt hatte, vor sieben Jahren. Als sie damals vor dem Landrichter Piesser einen Fußfall getan und gebettelt hatte: er möchte ihrem David nicht sein Glück verbrennen lassen — und als ihr der Richter sagte, es stünde nicht in seiner Macht, dem Salzburger Malefizgerichte etwas vorzuschreiben, und das müßte sie doch einsehen, und drum sollte sie Verstand annehmen — da hatte das Kätterle unter Schluchzen das gleiche Wort geschrien: „Was braucht man da Verstand? Ich bin eine Mutter! Und hab ein Herz, das blutet!"

Für das Kätterle war es der von den Toten auferstandene David, den sie da gefesselt und von Blut überströmt hinausführten zum Richter von Berchtesgaden. Und was dieses Weib in seinem Jammer schrie, das war der Mutterschrei, wie er schon vor ungezählten Jahrtausenden geklungen, der tiefste und geheimnisvollste Naturlaut des Lebens, das sich erhalten will in seinen Kindern und bestehen durch Ewigkeiten.

Den Pinüer hätte das Kätterle erwürgen können, hätte ihm die Augen mit Lachen aus dem Kopf gerissen.

Als der Zug schon um die Wiesenecke gebogen war und sich mit Lärm hinaufwälzte über die Straße, konnte Madda noch immer das Kätterle hören, dessen Stimme deutlich herausschrillte aus all dem tobenden Geschrei.

Josua und das Trudle standen bei der Jungfer und redeten ihr erschrocken zu. Doch Madda schien kein Wort zu ver-

stehen. Sie hörte nur die kreischenden Stimmen dort oben, sah nur den Hauf der Menschen, der in der Ferne kleiner und kleiner wurde, obwohl er sich durch Zulauf vom Markte mit jeder Minute vergrößerte — und immer fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne, wie eine Erwachende, die noch durchzittert ist von allem Schauer eines grauenvollen Traumes und nicht glauben will, daß sie die Augen offen hat. Drüben beim Heckentor des Wildmeisterhauses stand der alte Schinagl zwischen den beiden Kindern, die sich ängstlich an seine Hände klammerten. Weil es nichts mehr zu sehen gab, wollte der Knecht die Kinder ins Haus führen. Kaum aber hatte er das Gehöft betreten, als er wieder aus dem Tor gesprungen kam. „Jungfer! Jungfer! So gucket doch, was da ist! Hinter der Heck, da liegt die Marei im Gras und ist wie tot!“

Madda taumelte, und die Weverzislin mußte sie stützen. Den beiden voraus sprang Josua über die Wiese hinüber und trat mit dem Schinagl in das Gehöft. Dicht bei der Hecke lag die Magd auf dem Rasen ausgestreckt, die Fäuste in das Gewand geklammert, mit geschlossenen Augen, die Lippen zurückgezogen von den übereinander gebissenen Zähnen.

Die Kinder rannten erschrocken in die Stube, während Josua und der Knecht die Marei vom Boden aufhoben, um sie in ihre Kammer zu tragen. „Die ist wie ein Stückl Holz!“ meinte der Schinagl. „Da wird Matthäi am letzten sein! Die hat das Grausen aus dem Leben hinausgeblasen. So Weiberleut, die sind oft heikel!“

Madda, durch diesen neuen Schreck aus ihrer Verstörtheit aufgerüttelt, erkannte gleich: „Die lebt! Ihr Herzl schlagt, und ihr Schnauser geht noch!“ Sie lief und holte den Essigkrug — und als die Magd in ihrer Kammer auf dem Bette lag, wusch Madda der Bewußtlosen mit Essig das Gesicht, die Brust und die Pulse. Marei erholte sich. Immer tiefer ging ihr Atem, und die verkrampften Finger begannen sich zu strecken. Sie schlug die Augen auf, und während ihr um die Mundwinkel ein schmerzvolles Zucken ging, lallte sie jene dumpfen Laute: „Mua . . . Mua . . .“

„Gott sei Lob und Dank!“ sagte Madda, die auf der Bettkante saß und die Hand der Stummen streichelte. Dann löste sich ihr alle Erschütterung dieser Stunde in einen Strom von Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tiefen des Lebens.

Bilder aus dem Verbrechertum. Von Hans Hyan.

„Halt' ihn!“

Es war ein Vorfrühlingsabend. Von irgendwoher kam ein Wehen, das nach Blumen und frischem Grün roch und den Hall von Vogelstimmen mitbrachte. Und in allen Straßen lag der blaue Hauch, in dem träumerisch die weißen Lichter der Laternen aufglommen. Die Männer kehrten von ihrer Arbeit zurück und scherzten mit den Kindern, die ihnen entgegenliefen, und die Mädchen und Burschen, aus der Fabrik kommend, schäkerten miteinander und verabredeten Stelldicheins für später. . . .

In den Arbeitervierteln werden die Straßen nicht leer, die Kleinen sind immer draußen, und die Scharen derer, die keine Arbeit finden oder keine finden wollen, leben auch am liebsten im Freien; ihre Wohnung, wenn davon zu reden ist, bietet selten mehr als den Raum zum Schlafen.

Zwei von denen standen vor einer Litfaßsäule, an die sich ein ganzer Kegel von Menschen herandrängte.

„Schon wieder 'n Mord!“ sagte der eine, ein träger, blasser Mann, der an einem Zigarrenstummel kaute. „Wo de Leite bloß den Mut dazu hernehmen!“

„Ja, ick weeß ooch nich!“ erwiderte sein Kollege, der starkknochig und noch jung schien, und dessen bärtiges Gesicht einen verbitterten Zug hatte. „Ick jloobe, det muß woll schon von Jugend uff drin liejen. . . . De Kraft hat unsaeena doch schließlich ooch dazu! . . . wat meenste, Willi, wenn wa' den Happen so fassen keunten: Tausend Mark Belohnung! . . Det wer son Ei! . . .“

Er las ungeschickt und holprig:

„In der Nacht vom 13. zum 14. März ist die unverehelichte Amalie Schindener in ihrem in der Hussitenstraße 19 im Parterregeschoß belegenen Laden ermordet worden. Die Leiche wies bei ihrer Auffindung klaffende Wunden am Hinterkopf auf; es wird angenommen, daß der Täter sein Opfer von hinten überfallen und mit einem schweren, hammerähnlichen Instrument erschlagen hat. Die Ladenkasse, in der sich wahrscheinlich einiges Silbergeld befand, ist ausgeraubt worden. Als Täter kommen Bekannte des Fräulein Schindener in Betracht, eventuell auch Kunden ihres Geschäfts, die mit ihren Gewohnheiten vertraut waren. Wer den Täter ergreift oder . . .“

na ja, nu kommt det mit de Belohnung! . . . Wer soll 'n den finden nach die Beschreibung?!“

Der Bärtige lachte laut auf.

„Da suchen Se man alleene, Ha' Polezeipresedent! . . .“

Indem ging ein junger Mensch vorüber, der flüchtig nach der Richtung, wo die beiden standen, hinsah, nachdem er zehn Schritt weiter gegangen war, stehen blieb und zurückkam.

„Wat is denn da?“ fragte er mit einem halben Lächeln, das seine sehr starken, weißen und vorspringenden Zähne, ein sogenanntes Wolfsgebiß, sehen ließ.

„Ach, schon wieder 'n Mord!“ meinte der Blasse und spuckte durch die Zähne eine Ladung braunen Tabaksaftes auf die Straße, „wir reden eben dadrieba, von wegen de Belohnung un so . . . aber 't weeß ja keena, wie der Kerl aussieht!“

„So,“ meinte der Neuhinzugekommene, die Hände in die Taschen seines schwarzen Jacketts steckend und seine breitbrüstige, untersetzte Figur so aufpflanzend, daß er die Litfaßsäule im Auge behielt. „Hat'n denn keena jesehn?“

„Na, Mensch, denn hätten se 'n doch schon!“ sagte der Bärtige, „wat meen' Se woll, wie de Polezei da hinterher is! . . . Bei mir in't Haus, da ham se jestan Nacht noch eenen vahaftet, aber se mußten 'n widder freilassen, weil a sein Alebi nachweisen konnte! . . . . Ick wohne nemlich dichte daneben un habe die olle Schindenan sehr jut jekannt!“

„Ach!“ sagte der Breitschultrige, „azehlen Se doch mal, was wa's denn für 'ne Frau?“

„Ne Frau wa't janich . . . man bloß 'n Meechen! Allerdings derbe aus'n Schneider wa' se schon, det soll ja wahr sind! . . .“ Er schüttelte den Kopf. „Dis olle Wurm . . . det se nu hat son schrecklichet Ende nehmen müssen!“

„Jott ja,“ meinte der Breitschultrige. „Ibrijens mein Name is Mülla . . . wenn't Ihnen recht is, meine Herrn, denn jehn wa da rieba, in de Destille un beißen eenen ab!“

Das war den beiden anderen sehr recht, auf solche Einladung warteten sie ja nur, und so saßen sie zwei Minuten später im „Lustigen Hahn“, der mit Ölfarbe groß und bunt draußen schon an die Fensterscheibe gemalt war.

Müller bestellte eine große Weiße und drei Gilkas, und Willi Ziesenack, der Blasse, Latschige, bekam, kaum daß er den ersten Schnaps intus hatte, Mut und sagte zu dem Bärtigen, der Otto Mende hieß: „Du Otte, nachher jehn wa doch noch mal bei dir hin und reden mit die Leite . . . valleicht kriejen wa doch wat raus! . .“





Mit Genehmigung von Fritz Grandt, Kunstverlag in Berlin.

„Dir stechen woll die dausend Mark in die Neese?!" spottete Mende.

Aber sein Freund blieb dabei. „Na, warum denn nich? So jut wie'n anderer kenn' wir se ooch kriejen! Jloobste etwa, det ick dussliger bin wie son Kriminalpol'zißte?! . . . Laß mir man erst mal so richtich losjehn!"

„Ach," sagte Müller, „jlauben Se des doch nich! Sone Leute wer'n selten jefaßt . . 't mißte denn jrade sein, daß se was haben liejenlassen an'n Tatort, 'n Beil oda'n Messer oda sonst was . . . aber det is doch hier ooch nich der Fall!"

„Na, woher wissen Sie'n det? Det könn' Sie doch nich wissen?" fragte Mende.

„Na't steht doch an de Säule!"

„Nee, 't steht eben nich an de Säule! . Janischt steht davon dran . . nich son bißken!"

„Na, aber Otto," unterbrach den Bärtigen sein Freund Ziesenack, weil in ihm die Befürchtung rege wurde, Müller könnte sich ärgern und dann nachher das Getränk nicht bezahlen wollen oder wenigstens nicht mehr spendieren. „Ick vasteh' dir nich! . . Det meint doch jrade unsa Freund Müller: det ebent nischt davon an de Säule steht, det heeßt doch so viel, wie det se nischt jefunden haben . . sonst wird' et doch dranstehn! ."

Otto Mende wurde, sowie er etwas getrunken hatte, streitsüchtig. „Jloobst du etwa, de Polezei wird so demlich sein un wird det jleich allundjeden uff de Neese binden? . . Nee, mein Junge, det jloobe man nich!"

„Jott, es is ja ooch janz ejal," meinte Müller. „Wenn't Ihnen Spaß macht, jehn Se doch un suchen den Merder!"

„Ick denke ja janich dran," wehrte jetzt Ziesenack ab. „Det wa ja man bloß so hinjesagt, wie man eben manchmal sowat reden dut! . . Un denn, ick jloobe, so eena läßt sich ooch ja nich so leichte infang' . ."

„Na, ick würd'n schon!" — drohte Otto Mende. „Mir sollt' a man in de Quere kommen! Da würd'a mal Berliner Arbeeterfaiste kenn' lernen!"

Müller lachte, wie in Verlegenheit.

„Na, warum lachen Se'n da? Sie jlooben't woll nich, Sie, wat?"

„Aber Otte," suchte sein Freund Willi abermals zu beschwichtigen, „laß doch den Mann lachen! . . Der dut dir doch nischt!"

„Braucht mir aber ooch nich auszelachen, der! . . Soviel wie der is, bin ick noch lange!" sagte Otto Mende und stand auf, um hinauszugehn.

„Ihr Freund is woll'n Stänker, was?" meinte Müller, als der Bärtige fort war. „Wissen Se, sone Leute kann ick nich leiden, da weeß man nie, wie man mit dran is . . ." Er sah prüfend in Willi Ziesenacks nicht sehr intelligentes Gesicht, dann rückte er näher an den Blassen heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sagen Se mal, Sie ham doch 'n Anschlag jelesen, wah'? . ."

„Wat'n vor'n Anschlag?"

„Na, an de Säulen, det Plakat! . Haben Se det je lesen, ja?"

Willi Ziesenack nickte eifrig. „Na jewiß! . Jewiß ha'k det jelesen, 'n paarmal soja'!"

Müller zögerte, ehe er fragte.

„ . . . . Wat steht'n da eijentlich druff?"

„Na, haben Sie't denn nich jelesen?"

„Nee, wissen Se, mir is det peinlich . . det sieht imma jleich so neujierig aus, und denn . . . denn hatt' ick ooch keene Zeit nich jehabt . . ."

„So . . na, wat dadruff steht, det will ick Ihnen sagen . . dadruff steht . "

„Pst, pst' . ." machte Müller, „da kommt ja Ihr Freind schon wieder, nu lassen Se's man, der quatscht sonst wieder!"

„Na wieso denn?"

Otto Mende trat an den Tisch, und die beiden mit mißtrauischen Blicken musternd, sagte er:

„Ihr habt woll über mir jellascht, was?"

„Aber nee!"

Ziesenack's Antwort ging in dem Geräusch der sich öffnenden Ladentür verloren, hinter deren Scheiben jetzt schon der Abend dunkelte, und ein kleines ärmlich gekleidetes Mädchen kam schnell herein und legte mit den Worten: „De Abendzeitung!" das Blatt auf den Tisch.

Als das Kind zur Tür hinaus wollte, mußte es bei einem Manne vorbei, der die Destillation mit einem lauten „Juten Abend!" betrat und sofort zu schwatzen anfing.

„Na, Frau Hahn," wandte er sich an die Wirtin, „nu schenken Se mir mal sone rechte schöne Weiße in, aber extra drei un sehre drocken! . . Wie jeht et Ihnen denn? . . Un wat macht der Jatte? . Kräht er noch seine oda hat a wieda zuville Rejenwürma jefressen, 't lezte Mal bei't Angeln? . . Er angelt doch noch, wat? . . Oda jeht a janich mehr? ."

„Ach ja, jehn tut er schon noch!" meinte die Wirtin, kunstgerecht die kleine Weiße einschänkend, „aba vorlänfig hat er mal'n Reißmadichtich!"

„Sehn Se, Frau Hahn, sehn Se, det kommt davon! . Ick hab et'n ja immer jesacht! . Friehmorjens vor Dau un Dage raus un denn in die nassen Wiesen oda womöglich ja de janze Nacht über in'n Kahn — wo soll denn det hin?! . Det muß ja mal so kommen!"

Er wandte sich um und erblickte den breitschultrigen jungen Mann, der ihm aber den Rücken kehrte. Sofort ging er an den Tisch, bog sich, die Hände auf die Platte stützend, absichtlich tief zur Seite und lachte.

„Na, Herr Türmer ooch 'n bisken hier? . . Wie jeht es Ihnen denn jetzt bei die feuchte Witterung? . . Se sehn doch so fein aus! . Wen ha'm Sie denn beerbt?"

Der Breitschultrige sah den Lustigen starr an. Eine ganze Weile. Dann sagte er, tief Atem holend:

„Se irren sich woll . . . mein Name is Mülla'!"

„Ach nee! . . Det is doch woll janich mechlich!" Der Sprechende legte dem anderen, der scheinbar ganz ruhig sitzen geblieben war, die Hand auf die Schulter. „Se woll'n sich doch woll bloß 'n Ulk mit mir machen, was? . Sie sind doch Türmer . ."

Der Breitschultrige wurde böse. In dem flachen Gesicht, dessen Nase groß und frech über dem kleinen, blonden Schnurrbart stand, glitzerten tückisch die Augen. Die Unterlippe und das Kinn schob sich vor, und die linke Hand, die auf der Tischplatte lag, ballte sich zur Faust.

„Wat jeht Ihn' denn meine Person an, Sie . . wat?" Seine Stimme war plötzlich rauh, und der kurze, massige Oberkörper kam drohend hinter dem Tisch in die Höhe.

„Bin ick Ihnen vielleicht wat schuldig?!"

„Nee, nee . . . aber . . . ich meene ja man bloß . . ."

Der Schwatzhafte, der nicht zu den Mutigsten gehören mochte, zog sich schleunigst zurück.

Aber, der sich Müller genannt hatte, der ging jetzt grob auftretend durchs Lokal an den Schanktisch, rief: „Zahlen!" und suchte in seiner Hosentasche, in der es klapperte, umher, bis er ein Markstück herausholte. Das warf er auf den Tisch und wollte gehn. Die Wirtin mußte ihm erst sagen, er bekäme ja noch etwas heraus. Dann nahm er sein Geld und verließ rasch das Lokal, indem er laut sagte: „Det is ja allens Quatsch hier . . . son Unsinn!"

Otto Mende hatte die Abendzeitung vorgenommen und grinste. Kaum daß der Breitschultrige draußen war, sagte er:

„Na, sehste woll, Willi, wat ick dir jesacht habe, mit den is wat nich in Ordnung . . . mit den Kerl . . ."

„Det hast du jesacht?"

„Na, jewiß hab' ick det jesacht! . . . Wat denn sonst?"

„Und da ham se recht mit jehabt, janz recht!" mischte sich der Schwatzhafte wieder ein. „Mit den is ooch wat nich

in Ordnung! ... Ick vasichre Sie, der Mann heeßt Türmer! ... Hat doch bei mir in't Haus jewohnt, in de Veteranenstraße! ... Wat a' da jedhan hat, det weeß ick nich! .. Jearbeet' hat a' jedenfalls nich!"

„Na, kann es nich doch vielleicht bloß 'ne Ähnlichkeit sind?" meinte Willi Zieienack.

„Ach wat! ... Janz ausjeschlossen! ... Der Mann is et! ... Det is Türmer!"

Otto Mende, der in das Blatt hineinsah, lachte auf.

„Am Ende wa't ja der Merder! ... Hier steht wieder 'n langer Absatz von'n drin!"

Während er, am Tisch sitzend, las, bewegten sich seine Lippen. Aber plötzlich sprang er ganz erregt auf.

„Kinder, det wa' er ... det is a' jewesen! .. Horcht bloß mal! ... Hier steht et: ‚Bei der Schindener wurde ein Geschäftsbuch gefunden, in dem mehrfach kleinere Beträge, als an einen gewissen Türmer geliehen, verzeichnet standen ... Doch ist weder in dem Freundeskreis der Ermordeten, noch in ihrem Wohnhause ein Mann dieses Namens bekannt ..' na, wat sagt ihr nu? ... Is er's oder is er's nich."

Zieienack war auch aufgestanden und wollte mit dem anderen hinaus. Aber Mende stellte sich vor die Tür und schrie:

„Erscht abwarten! ... Ick jeh zuerst! ... Hier uff die Seite! ... Willi, du jehst drüben! Un Sie, Herr ..."

„Werkstein is mein Name!"

„Sie, Herr Werkstein, Sie loofen sofort nach't Revier un holen 'n paa Schutzleute! ... Denn so eena', der hat mehrstenteils Schußwaffen bei sich! ... Aber nu man dalli, dalli!" fügte er hinzu, ohne auf die Einreden und Fragen der Wirtin zu achten, die neugierig und erschrocken herbeigekommen war.

Draußen waren die Laternen fast überflüssig an dem hellen Abend. Man konnte die Straße eine ganze Strecke weit deutlich überblicken.

Und kaum waren die draußen, so sahen sie den Breitschultrigen aus einem Zigarrenladen, über dessen Eingang eine elektrische Lampe hing, herauskommen.

Aber auch er wurde seiner Zechgenossen ansichtig, ließ die brennende Zigarre fallen und fing an zu laufen.

„Halt ihn! ... Halt ihn! ... Das is'n Merder! ..." gellte es hinter ihm her, „der hat die Olle in de Hussitenstraße umjebracht! ... Halt ihn! ... Haaalt!!"

In seinem rasenden Lauf hörte er jedes Wort so deutlich, als schrie es ihm jemand direkt ins Ohr hinein.

Die Leute, an denen er vorbei- und die ihm entgegenkamen, wichen zur Seite vor diesem wie ein Wurfgeschoß dahersausenden Menschenkörper.

Jetzt wollte sich ihm ein Arbeiter entgegenstellen, er aber rannte gegen ihn an, daß der Mann aufschreiend zu Boden schlug. Ein Kutscher schlug nach ihm mit der Peitsche. Doch der Flüchtige, der empfand, wie jemand keuchend hinter ihm drein stürzte, griff hinten an den Wagen, schwang sich herum, über den Damm weg, und irritierte so seinen Verfolger.

Das war Otto Mende. Der fiel beinahe über einen kleinen Jungen, dem der Breitschultrige geschickt ausgewichen war. Und ehe Mende das Kind gefaßt und zur Seite gesetzt hatte, war der andere verschwunden.

Nun war ein Hinundherrennen und Schreien:

„Zurück is a nich jekomm'n! .. Denn hätten wir'n jesehn!"

„Na weitajeloofen is a ooch nich!" — „In'n Haus wird a rinjerannt sin!" — „Na jewiß!" — „Uffpassen!" — „Keenen durchlassen da vorne!"

Im Nu hatte die Menge, in der jeder schon nach dem Goldbrocken schnappte, sich auf die halbe Straße verteilt ...

„Hier, paßt mal uff! .. Hier is a drin!" Damit wollte Otto Mende hinein in das Haus, vor dem er des Kindes wegen Halt gemacht hatte. Aber in der Dunkelheit des schwachbeleuchteten Korridors wich er zurück: der konnte ja da hinterm Treppenpfosten stehen ..

Indem kam ein Trupp Schutzleute vorbei, die endlich da waren.

„Hier! .. Hier rin!" schrie Otto Mende und sprang auf die Treppe.

„Halten Se mal! .. Horch!! .."

Oben rannte jemand, und im Laufen hörten die Verfolger, wie hoch über ihnen eine schwere Tür ins Schloß fiel. Als sie keuchend in dem fünften Stockwerk ankamen, standen sie vor der eisernen Bodentür, deren Drückerschloß zugeworfen war. Otto Mende rannte, fünf Stufen auf einmal nehmend, wieder hinab und holte den Schlüssel.

Doch der Boden stand leer, nur eines der großen Lukenfenster war offen.

„Wie soll er'n da ruffjekomm'n sein?" fragte ein dicker Schutzmann ganz atemlos.

„So!" sagte Otto Mende, zog sich an dem Strebepfeiler in die Höhe, bis zum Querbalken und steckte den Kopf durch die Luke.

In demselben Augenblick knallte ein Schuß.

Mende fiel runter und schrie laut. Aber er war nicht getroffen, nur das Bein hatte er sich ein bißchen verstaucht beim Fallen.

Ein Weilchen zauderten auch die drei Beamten, dann sagte der eine, ein schlankgewachsener Mensch, dessen hübsches, zur Luke emporgewandtes Soldatengesicht der Mond beschien:

„'s janz ejal! .. Einer muß rauf! .. Mach dich mal krumm, Dicker!"

Und sowie der Kollege den Buckel bog, turnte er hinauf auf den Querbalken und war gleich darauf draußen auf dem Dach.

Aber es ging sich schlecht auf dem abschüssigen Schiefer. Wie er in die Nähe des Schornsteins kam, blitzte es vor ihm auf, ein Knall, und der Beamte griff stöhnend nach dem Schenkel, den die Kugel des Verbrechers gestreift hatte.

Der Schutzmann mußte sich niederlassen.

Und jetzt sah er den Verfolgten über das Dach fliehen. In voller Wut zog er seinen Armeerevolver hervor, legte auf den linken Arm auf und schoß.

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

Und Türmer, alias Müller, eilte weiter über die Dächer. Als alter Bodendieb kannte er die Straße genau! Wenn er nur bis Nummer 27 kam, da stießen die Dächer des einen Seitenflügels an ein Gebäude aus der Parallelstraße, ein großer Geschäftshof mußte da sein, und in dem gab's einen Lagerkeller, wo ihn niemand finden würde ...

Über sechs Dächer war er mindestens schon ... eins war beinah 'n Meter tiefer gewesen, aber er hatte es geschafft.

... Jetzt, jetzt mußte der Seitenflügel kommen! ...

... Was? ... Was war das? ... Fehlte da 'n Haus? ... Nein, nein! Das Dach war nur niedriger ... aber es lag so im Schatten, er konnte nicht sehn, wie tief es war ... und Finsternis ...

... Tief oder nicht tief, er mußte runter! ... Da hinter ihm kamen sie mit Fackeln!

Er klammerte sich mit den Händen an den Dachfirst und ließ sich hinab ... jetzt hing er ... da kam die Furcht! ... Er wollte wieder rauf! ... All' seine Muskeln spannten sich ... umsonst! ...

Er brüllte laut und fiel.

Unten auf der Straße wurden sie aufmerksam und schrien. Wie Meeresbrausen kam's herauf zu ihm ...

Da schlug er aufs Dach. ... Es war gar nicht so tief gewesen, er hätte sich halten können, wenn er sich vorgesehen und rechtzeitig Arme und Beine gespreizt hätte ...

Eine Sekunde zu spät ... er rollte. ...

Sein Schreien gellte hinab in die Menge, die still wurde.

Am Dachrand gab's einen Aufenthalt, sein Fuß hing fest in der Blechrinne ... Und da sah er alles noch einmal vor sich: die alte Dame, der er erst schöngetan,

und den Kleiderschrank, in den er sich versteckt hatte, während sie fort war, und den Hammer, den er in den Kanal geworfen hatte mit dem Bündel seiner blutbefleckten Kleider, und wie sie die Arme hochhob beim ersten Schlage . . . das Blut . . .

Halb ohnmächtig angelte er mit den Händen nach oben, da ließ der Fuß los . . .

Noch in der Luft wollte er sich halten . . .

Die unten sahen, wie er sich überkugelte.

Und mit dumpfem Knall, wie ein ferner Kanonenschuß anzuhören, schlug der Körper auf den Asphalt . . .

In der Menge, die sich um den Zerschmetterten drängte, humpelte Otto Mende, gestikulierend und schreiend, er hätte die Belohnung verdient, er müßte die 1000 Mark kriegen! . . .

Alte Neuerfindungen.

Von F. M. Feldhaus.

Man braucht nicht über die Erfindungen der Gegenwart verächtlich zu denken, um der Vergangenheit volle Anerkennung zollen zu können. Denn es hat schon viele Jahrhunderte vor dem Zeitalter unserer erfindungsreichen Ingenieure ganz hervorragend tüchtige und ideenreiche Maschinenbauer gegeben.



Abb. 1. Zauberlaterne des Johannes de Fontana, um 1420

Diese unsere technischen Vorfahren standen im Dienste der Fürsten und sorgten für das, was zum Kriegshandwerk nötig war. Sie heißen darum antwerc-maister oder encignerii.

Von vielen dieser Männer besitzen wir heute noch jene alten Notizen und Zeichnungen, die sie sich oder ihren Brotherren über ihre Kunst gemacht haben. Darin fallen uns beim Durchblättern manche Entwürfe und Ideen auf, die erst viel später zur Anwendung kamen, die oft Jahrhunderte hernach mühsam und umständlich wiedererfunden wurden.



Abb. 2. Lampe mit Glaszylinder, um 1500.

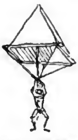


Abb. 4. Fallschirm, um 1514.

Da ist die Zauberlaterne, die uns allen aus der Kinderstube wohlbekannte Laterna magica, die Vorläuferin des Projektionsapparates, des Skioptikons, wie Abb. 1 zeigt, schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zu finden. Sie war damals ein Kriegswerkzeug, denn man nennt sie einen „nächtlichen Apparat für Schreckbilder". Wir sehen einen Kriegsbaumeister, der eine Laterne in der Hand hält. An dieser bemerken wir deutlich den Wachsstock und die Malerei eines Teufels auf der Glasscheibe der Laterne. Diese greuliche Gespenstererscheinung sehen wir rechts riesengroß an der Wand. Man wollte mit diesem Apparat einsame Wachen beschleichen und in die Flucht jagen. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß der Spuk mit dieser Laterne in jenem naiven Zeitalter voll Glauben an Dämone und Teufel gelang. Stets nahm man bisher an, die Zauberlaterne sei eine Erfindung des Fuldaer Jesuiten Kircher und stamme erst aus dem Jahre 1671.

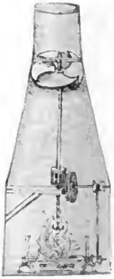


Abb. 3. Bratspieß durch Warmluft betrieben, um 1500.

Der runde Glasmantel dieser alten Zauberlaterne erinnert an den Glaszylinder unserer Lampen, dessen Erfindung man allgemein dem Franzosen Quinquet (1756) zuschreibt. In Abb. 2 sehen wir, daß der große Maler und Ingenieur Leonardo da Vinci den gläsernen Lampenzylinder schon kannte. An seiner Lampe will er sogar die wassergefüllte Schusterkugel anbringen, um das Licht zu verstärken.

Wie Leonardo da Vinci schon daran dachte, die Dampfkraft zu verwenden, so konstruierte er sich auch den hier an dritter Stelle abgebildeten mechanischen Bratspieß, den er durch die im Kamin aufsteigende Wärme bewegte. Unter den Ingenieuren des ausgehenden Mittelalters ragt gerade Leonardo da Vinci riesengroß empor. Keiner überlieferte uns so vielerlei Ideen, von keinem haben wir heute noch soviele Zeichnungen wie gerade von ihm. Und sonderbar: als Künstler kennt ihn fast jeder, als Ingenieur kennen ihn nur wenige. Seine Verdienste um die Ingenieurwissenschaften sind leider noch immer nicht in ihrem vollen Umfange gewürdigt worden. Am häufigsten



Abb. 5. Taucheranzug, um 1500.

noch kennen weitere Kreise ihn als Flugtechniker. In Abb. 4 finden wir seinen bereits 1514 erdachten, von Le Normand am 26. November 1783 wieder neu angewandten Fallschirm. Leonardo sagt bei der Skizze: „Wenn jemand ein Zeltdach aus gesteifter Leinwand von zwölf Ellen Höhe und je zwölf Ellen Seitenlänge besitzt, so wird er sich von jeder beliebigen Höhe, wie groß sie auch sei, ohne Furcht vor Beschädigungen herablassen können."

Doch nicht nur in die Lüfte, auch zu den Fischen hinab suchten unsere alten Maschinenbauer zu dringen. Tauch- und Schwimmapparate nehmen in manchen ihrer Bilderhandschriften einen breiten Raum ein. Aus einem der jüngeren Werke dieser Art, aus dem des Ritters Ludwig von Eybe zum Hartenstein, sei hier (Abb. 5) ein lederner Taucheranzug mit Augenfenstern und Luftschlauch, schweren Schuhen und Steigleiter, um unter Wasser arbeiten zu können, wiedergegeben. Manch versunkene Ware wird man so geheimnisvoll gehoben, manches Schiff so unsichtbar angebohrt haben, ohne daß der Nachwelt Kunde davon geworden. Denn ihre Künste hüteten die alten Meister sehr. Hing doch Ansehen, Stellung und Sold davon ab, wie vieles sie wußten und ausführen



Abb. 6. Taucherglocke, um 1320.



Abb. 7. Schiff mit Schaufelrädern, um 1430.

konnten, was anderen unbekannt war. Unter Wasser leben zu können, mußte für diese Erfinder darum ein erstrebenswertes Problem sein. Sogar die Idee der Taucherglocke finden wir schon sehr früh erwähnt. Als eine der ältesten Abbildungen ist eine Miniaturmalerei in einer Handschrift des Alexanderromans im Königlichen Kupferstichkabinett zu Berlin anzusehen (Abb. 6). Die Darstellung ist überaus eigenartig. Alexander der Große sitzt mit der Krone auf dem Haupte in einer gläsernen Tonne („tonnel de wirre"), die man von einem Schiffe an zwei Seilen ins Meer hinabgelassen hat. Da der König zwei Lampen bei sich führt, so kann er ungestört das Leben der Tiefsee beobachten.

Ehemals besaßen wir in einer Handschrift des Gedichtes „Salman und Morolf" vom Jahre 1190 die Abbildung eines Unterseebootes. Leider wurden aus dem Koder, den die Königliche Landesbibliothek in Stuttgart besitzt, mehrere Bilder entwendet. So auch dieses, von dem das Gedicht erzählt: „Morolf ihm bereiten hieß ein Schifflein von Leder, damit er auf das Meer fahre. Die Winde konnten dem Schiff nicht schaden. Ehe er sich's versah, daß er von vierundzwanzig feindlichen Galeeren umringt war —" da fährt denn der Text fort:

„Da Morolf daz irsach,
er det in sine Liste kunt:
an ir aller angesicht
senckt er sich nider uff den grunt.
Eyn rore in daz schiffelin ging,
da mit Morolf den atem ving."

Und wie beschämend klingt es für uns, die wir in allen Marinen an Unterseebooten laborieren, wenn wir hier schon von Morolfs Erfolg lesen:

„er barg sich zu dem grunde
volleclichen vierzehen tage."

Vor Jahresfrist machte die Idee eines Apparates viel von sich reden, mit dem man das Leben der Tiefsee beobachten kann. Hier sehen wir, daß dieser Gedanke über 700 Jahre alt ist. In die Praxis trat die Taucherglocke erst im Jahre 1538, als sie von zwei Griechen in Spanien Karl dem Fünften vorgeführt wurde, das Tauchschiff erst, als Drebbel ein solches 1624 zu London versuchte. — Um sich auf dem Wasser schnell fortzubewegen, hat man früh Versuche gemacht, die Schiffe durch Schaufelräder zu betreiben. Abb. 7, eins der ältesten Bilder mit derartiger Darstellung, zeigt ein solches Boot aus der Zeit der

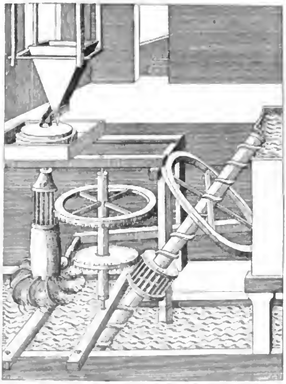


Abb. 8. Reaktionsturbine, um 1575.



Abb. 9. Revolverkanone, um 1350.

Hussitenkriege. Es wird dabei bemerkt, daß es 24 Mann tragen könne und den Kataloniern als Streitschiff diene. Im Kriegsfalle mußte ein derartiges Schiff natürlich zweckmäßiger erscheinen als eine Galeere mit ihren vielen langen Rudern.

Und wie man hier das Schaufelrad als Antriebmittel versuchte, so dachte man auch daran, durch solche gedrungenen Räder die schwerfälligen Mühlräder zu ersetzen. So entstand schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Wasserturbine, als deren Urheber sonderbarerweise „ein Papst von Rom“ genannt wird. Wer mag dieser Hydrotechniker mit der Tiara gewesen sein? Abb. 8 zeigt links unten die 1826 von Poncelet wiedererfundene eigenartige Turbine nach einer Abbildung von etwa 1575.

Einen besonders breiten Raum nehmen die Darstellungen von Geschützen bei jenen alten Ingenieuren ein. In einer der ältesten militärtechnischen Bilderhandschriften, die wir überhaupt kennen, finden wir bereits eine Revolverkanone (Abb. 9), die wir gemeinhin nie weiter als auf Gatling ins Jahr 1861 zurückführen. Ja, 1405 findet sich sogar schon bei einem deutschen Kriegsbaumeister das Wort „revolvere“ auf ein derartiges Geschütz angewandt. Also nicht einmal das Wort ist geistiges Eigentum der Amerikaner, deren Landsmann Colt erst seit 1851 drüben den Revolver fabrilmäßig herstellte. Dem Bedürfnis, aus derselben Stellung schnell mehrere Schüsse abzugeben, um den Feind zu überrumpeln — das jedesmalige Laden eines Geschützes nahm dazumal gut eine halbe Stunde in Anspruch — entsprangen auch die Mehrfachgeschütze in Abb. 10 und 11. Erstere Anordnung nannte man nach Form und Ton „Totenorgel“.



Abb. 11. Schnellfeuergeschütz, um 1350.

Zum Beschluß noch eine Maschine, die man, mit mehr Recht wie die Geschütze als „ultima ratio“ bezeichnen kann: die Guillotine. Nicht einmal diese Vorrichtung ist Erfindung dessen, nach dem sie benannt ist. Sie war im Mittelalter als „welsche Falle“ bekannt, und Konradin, der Letzte der Hohenstaufen, mußte 1268 sein Haupt schon unter sie legen. Unsere Abbildung (Abb. 12) zeigt ihre älteste bekannte Darstellung vom Jahre 1510 aus dem Erbauungsbuche „Der heiligen Leben nüw getruckt“. Die folgende Abbildung gibt eine bessere Darstellung vom Jahre 1539 von der Hand Lukas Cranachs des Älteren. Der Künstler stellt die Martern oder, wie er es nennt, die „gemeine Bekentnis der zwelff Aposteln“ dar. Wir sehen hier den Apostel Matthäus sein Haupt unter die „Falle“ legen, obwohl es zu seiner Zeit ein solches Instrument nicht gegeben hat. Es war eine Freiheit der Künstler, biblische und historische Bilder im Gewande der eigenen Zeit darzustellen. — Hernach kam die Guillotine in Vergessenheit. Erst die Massenhinrichtungen der französischen Revolution trieben den Arzt Guillotin dazu, am 10. Oktober 1789 ein Fallbeil für alle Stände vorzuschlagen. Durch ein Spottgedicht auf diesen Vorschlag erhielten die Maschinen hernach den Namen Guillotinen. Am 25. April 1792 kam der grausige Apparat zum erstenmal in Gebrauch.



Abb. 12. Guillotine, um 1510.



Abb. 10. Orgelgeschütz, um 1350.

Vielerlei Gedanken, die später praktische Verwirklichung fanden, treten uns so am Ende des Mittelalters bereits in einer greifbaren Form entgegen. Gerade deutsche Kriegsbaumeister sind die tüchtigsten in jenen Zeiten, gerade ihre Schriften sind heute für uns die wertvollsten.



Abb. 13. Guillotine, von 1539.

Träume.

Das Schloß, das ich mir einst gebaut
In meiner Jugend frohem Traum,
Wie ich's auch stolz und reich geschaut,
Es machte einem Hause Raum.

Ein stilles Haus, nicht eben groß,
Doch hübsch und traulich soll es sein,
Genug, mir winkt ein heitres Los,
Und alles Erdenglück wird mein.

Wie bald, daß auch das Haus verfiel!
Und als ein Hüttlein draus erstand,
So war mir doch ein frohes Ziel
Auf diesem kargen Flecken Land.

Der Sturm riß auch die Hütte fort.
Nun schleich ich, ein gebroch'ner Mann,
Und sehne einen stillen Ort,
Wo ich mein Weh begraben kann.

Leo Keller.

Grenzen der Liebe.

(Fortsetzung.)

Erzählung von Adam Müller-Guttenbrunn.

In den nächsten Wochen nach seiner Begegnung mit Emma war Hofrat Werner ungewöhnlich stark von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen. Es war wieder einmal ein Ausgleich mit Ungarn zu schließen, und Werner hatte auch ein wichtiges Referat zugewiesen erhalten. Er war wiederholt mit dem Finanzminister und auch in seiner Vertretung nach Ofen-Pest gefahren zu den Verhandlungen, und er vertrat dort den Standpunkt Österreichs so glücklich, daß ihm am Schlusse dieser Kampagne eine große Auszeichnung zuteil wurde. Er wurde in den erblichen Adelsstand erhoben, und es war ihm freigestellt worden, sich ein Prädikat zu wählen. Das zu tun, lehnte er ab. Da er keinen Grundbesitz hatte, wollte er nicht die Zahl der neuromantischen Adelstitel ohne Hintergrund vermehren, die in der hohen Bureaukratie und in der österreichischen Armee die Mode sind. Eugen Edler von Werner genügte ihm vollkommen.

Als er seine Erhebung in der amtlichen „Wiener Zeitung“ las: „Hofrat Dr. Eugen Edler von Werner“, da mußte er unwillkürlich an die Mama Scholz denken. Vielleicht wäre er ihr jetzt als Schwiegersohn willkommen gewesen. Wie schade, daß er indessen einundfünfzig Jahre alt geworden und ihre Sidi schon fünf junge Seifensieder hatte, von denen der älteste bereits in die technische Hochschule ging. Vielleicht wären der hochmütigen Schwiegermama — ob sie noch lebte? — fünf junge „Edle von“ lieber gewesen.

Und siehe da, einer der ersten Glückwünsche, die einliefen, war von Frau Emma Brinsley.

Brinsley? Richtig, so hieß ja ihr Gatte!

Monate waren seit jener Begegnung mit ihr verstrichen, und er hatte ihr seinen Besuch noch immer nicht gemacht.

Jetzt, als Erwiderung auf ihre Glückwünsche, konnte es noch geschehen. Wenn er auch diesen neuen Anknüpfungsversuch unbeachtet ließe, dann wäre es wohl für immer vorbei! Warum sollte er nicht einmal mit Emma plaudern? Welchen Grund hatte er, ihr zu grollen? Nicht den geringsten. Ganz im Gegenteil.

Und er ging hin, um ihr persönlich zu danken für ihre Glückwünsche.

Emma, die ein Palais in der Alleegasse bewohnte, empfing ihn warm und herzlich. Und zu seinem Erstaunen erfuhr er jetzt, was ihm entgangen war, daß sie seit zwei Jahren verwitwet, daß ihr Gatte, der selbst ein passionierter Reiter gewesen, bei einem Herrenreiten in Paris verunglückt war.

Der Ton, in dem sie ihm dies mitteilte, hatte nicht um einen Hauch mehr Gefühlswärme, als Pflicht und Konvention verlangten. Und Werner schloß daraus auf kein sonderlich glückliches Eheverhältnis. Daß dies kein Trugschluß war, sollte er bald erfahren. Sie sprachen über die alten Zeiten und den damaligen Bekanntenkreis, er erfuhr hundert Dinge, die er nicht wußte, und schließlich auch dies: daß nur ihre Mama sie, nachdem Emma ihr fünf Jahre lang jeden Freier abgelehnt hatte, endlich doch zu der „großen“ Heirat beredete mit dem Sportsmann John Brinsley. Er sei ja sehr reich gewesen, aber ungebildet und von ganz einseitigen Interessen. Neben seinen Pferden gab es überhaupt nichts für ihn. Er war immer unterwegs, ein internationaler Allerweltsmensch, der sie nur so nebenherlaufen ließ, sie bloß zur Repräsentation nötig hatte. Die Kinder waren ihm lästig, und sie mußten früh in ein Institut gegeben werden. Jetzt erst habe sie sich seßhaft gemacht; erst seitdem er tot sei, habe sie eine Familie.

„Und wozu war das alles? Wozu die ruhelose Jagd durch das Leben?“ rief sie aus. „Als meine Eltern starben, hinterließen sie jeder von uns Schwestern zwei Millionen. Und doch durften wir nicht nach unserer Wahl leben und nicht nach unseren persönlichen Wünschen glücklich sein. Verstehen Sie das?“

„Ich habe es nie recht verstanden,“ erwiderte Werner, „warum die reichen Leute ihre Kinder nicht einfacher erziehen, warum sie sie um die große Freude einer Entwicklung zu immer besseren Verhältnissen betrügen.“

„Ja, nicht wahr? Welcher junge Mann hätte uns von vornherein das bieten können, was wir im Elternhaus gewohnt waren? Keiner!“

Werner lächelte bitter.

„Ihre Mutter hat das aber, als zum Glück ihrer Kinder gehörig, verlangt.“

„Natürlich! Und darum mußte die eine an einen Seifensieder, die andere an einen Rennstallbesitzer hingegeben werden.“ Lächelnd fügte sie hinzu: „Aber wer weiß — hätten Sie damals mich verlangt, es wäre vielleicht ganz anders gekommen. Aber mich wollten Sie ja nicht.“

„Gnädigste — Sie beschämen mich tief. Sie ahnen gar nicht, wie tief . . . Aber was hätte es uns genützt, wenn ich damals nicht um Ihre Schwester Sidi, sondern um Sie geworben hätte?“

„Was es genutzt hätte? Werner, Werner — haben Sie denn wirklich gar nichts gemerkt? Fünf Jahre habe ich getrotzt und gewartet. Sie sahen es nicht und mieden uns wie das Feuer. Was wäre mir daran gelegen, zehn Jahre zu warten, bis Sie Regierungsrat geworden waren? Wir zwei hätten meine Mutter besiegt.“

„Liebste Freundin,“ entgegnete Werner mit zitternder Stimme, „ich war damals sehr unglücklich. Ich wagte gar nicht mehr an Sie zu denken. Meine Scham war zu groß. Heute kann ich es ja sagen, da auch Sie so offen sind — meine Werbung um Sidi war eine Selbsttäuschung, ich habe Ihre Schwester nicht geliebt.“

„Meine Ahnung!“ sagte Emma und starrte Werner, der zu Boden blickte, mit großen Augen an.

Es entstand eine Pause der Verlegenheit, der durch den raschen Eintritt des Jungen ein Ende bereitet wurde, den Werner vor drei Monaten in der Loge gesehen hatte.

„James," rief Emma, „mache dem Herrn Hofrat dein Kompliment, er ist ein sehr, sehr guter Freund deiner Mama."

Der hochaufgeschossene rothaarige Junge sah seine Mutter höchlich überrascht und den Herrn Hofrat sehr mißtrauisch an. Dann verbeugte er sich stumm vor Werner und schlug die Hacken zusammen.

„Ich wollte dich nur fragen, Mama," sagte er in englischer Sprache, „ob du vor dem Diner mit uns ausfährst?"

„Kannst du nicht Deutsch? Gewiß fahre ich mit," erwiderte Emma, und der Junge verbeugte sich abermals sehr förmlich vor Werner und verschwand.

Der Stimmungszauber, der über dieser ersten Unterredung zwischen Emma und dem alten Freunde gelegen hatte, war mit einem Schlag verscheucht. Die Wirklichkeit hatte sich zum Wort gemeldet.

Werner verabschiedete sich, aber er mußte versprechen, wiederzukommen. Recht bald wiederzukommen.

Und dieses Versprechen hielt er. Es zog ihn trotz eines heimlichen Widerstrebens, das er sich nicht recht erklären konnte, immer wieder zu ihr hin. Noch öfter traf er sie im Prater, wo sie jeden Tag vor Tisch eine Stunde promenierte, während ihr Wagen in der Hauptallee langsam nachkam. Meistens kam sie mit ihrer Tochter. Aber sie erschien auch ganz allein, und es wurde ihr bald eine liebe Gewohnheit, den Hofrat beim Konstantinhügel wartend auf seinem Posten zu sehen und eine Stunde mit ihm zu verplaudern. War er einmal nicht da, hinderten ihn amtliche Geschäfte, da schmollte sie und war mißgelaunt wie ein Kind, dem man eine Hoffnung zerstörte. Aber Werner fehlte selten. Und eines Tages erschien er sogar mit einem kleinen Rosensträußchen. Es waren nur drei ganz bescheidene Blumen, die er unterwegs gekauft hatte für sie, aber die elegante Weltdame errötete bis an die Haarwurzeln hinauf vor Freude, als er sie ihr bot. Und da er diesen Eindruck wahrnahm, wiederholte er die Gabe, so oft er kam.

Dieser öffentliche Verkehr der beiden blieb nicht unbemerkt, und man deutete die zarten Aufmerksamkeiten und Huldigungen des Hofrates ganz direkt als Liebeswerbungen um die reiche, stattliche Witwe.

Warum nicht? Sie schienen vortrefflich zueinander zu passen. Man hätte dem alten Junggesellen zwar eine solche Streberei gar nie zugetraut, aber er spielte seine Rolle ganz gut. Und dumm war er auch gerade nicht, eine mehrfache Millionärin zu kapern, die sich, seitdem ihre Trauerzeit verstrichen war, von Freiern umringt sah. Sie zeichnete den Hofrat so augenfällig aus und widmete sich ihm so vollständig, daß die anderen sich allmählich zurückzogen und er das Feld allein behauptete.

Der Sommer nahte, und er sollte das Paar trennen, denn Emma hielt es in Wien nicht mehr aus. Werner erschien im Palais, um der Freundin einen Abschiedsbesuch zu machen. Dieser Besuch dauerte sehr lange. Und es wurde mit aller Heimlichkeit ein Rendezvous auf Helgoland vereinbart. Der Abschied der beiden war so liebevoll, so zärtlich wie der eines Brautpaares.

Und richtig kam, während der Herr Hofrat auf Urlaub war, seine Vermählungsanzeige nach Wien geflattert.

Der Johannistrieb seines Herzens war mächtiger als alle Bedenken, er trug ihn mit jugendlichem Ungestüm hinweg über alle eingebildeten Hindernisse. Und auch Emma widerstrebte keinen Augenblick, den Freund aus ihren Mädchentagen nun doch als Gatten ans Herz zu drücken.

Sie verlebten vier glückliche Wochen allein auf Helgoland. Beide gestanden sich, daß sie erst jetzt den Höhepunkt ihres Lebens erreicht hatten. Sie zählte neununddreißig, er einundfünfzig Jahre, aber sie empfanden sich selbst als Zwanzigjährige. Und das war ja das Entscheidende. Er hatte den Schatz seiner Männlichkeit nicht in der Jugend vergeudet, und sie hatte ihren Gatten, der ein Lebemann war, nie ganz, nie allein besessen. Zum ersten Male ging auch sie jetzt auf in der völligen Vereinigung mit dem geliebten Mann.

Sie schmiedeten Pläne für die Zukunft und bauten Luftschlösser wie ein glückseliges junges Paar. Keines widersprach dem anderen, jedes fügte sich. Und so wie hier, in der Fremde, auf dieser Insel mitten im Meere, so hofften sie sich auch daheim aneinanderzuschmiegen. Ein gemeinsames Nest wollten sie sich bauen. Er verlangte eine bescheidenere Lebensführung, und sie willigte ein. Sie verlangte, er möge aber doch vorerst zu ihr in das Palais übersiedeln, bis das neue Haus gefunden oder gebaut wäre, und er war damit zufrieden.

Sein Urlaub ging zu Ende, und er kehrte nach Wien zurück, um seinen Dienst im Ministerium anzutreten und seinen kleinen Hausstand aufzulösen; sie fuhr zu ihren Kindern, die mit Gouvernante, Hofmeister und Dienerschaft in einer Villa am Traunsee in Oberösterreich saßen, unter der Obhut einer alten Tante zwar, aber doch allein. Die Mutter, die sie so lange entbehrten, kam verjüngt und glücklich wieder. Sie hatte ihren Kindern am Tage vor ihrer Vermählung geschrieben und ihnen das bis dahin sorglich gehütete Geheimnis schriftlich enthüllt. Daran knüpfte sie die zärtlichsten Versprechungen für die Zukunft und die Zusicherungen ihrer unverminderten Liebe. Es war ihr in jener Stunde, als ob sie eine Sünde begehen würde durch die Schließung einer neuen Ehe.

Da die maßlos überraschten Kinder nicht mehr schreiben konnten, telegraphierten sie auf der Tante Wunsch ihre Glückwünsche. Und Kitty, das Töchterchen, ließ diesem Telegramm auch bald ein herzliches Schreiben folgen; aber von James kam keine Zeile. Der Hofmeister schrieb pflichtgemäß jede Woche und erstattete Bericht über die Fortschritte ihres Studiums, denn James hatte auf dem Gymnasium eine Nachprüfung erhalten, aber der Junge selbst schwieg. Das war der einzige bittere Tropfen, der auf Helgoland in den Freudenbecher ihrer jungen Ehe fiel. Und der Nachgeschmack davon wurde immer lebhafter, je näher Emma der Heimat kam. Und als sie jetzt vor ihrem Sohne stand, war sie innerlich ein wenig verzagt.

James wollte auch jetzt noch trotzen. Aber ein Blick seiner glücklichen Mutter bezwang ihn, er warf sich an ihre Brust und schluchzte laut auf. Er weinte so schmerzlich, daß Emma ganz bestürzt war von diesem Ausbruch.

„Warum hast du Papa vergessen?" rief er ein um das andere Mal.

Sie suchte ihn zu besänftigen, zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, daß er in seinem Alter erst recht eines Vaters bedürfe und daß es keinen besseren Menschen gebe als den Hofrat.

„Nein! Nie werde ich ihn ‚Vater' nennen!" rief der Fünfzehnjährige. „Denn ich habe gehört, daß du ihn schon viel früher als Papa gekannt und geliebt hast."

„James! Bist du von Sinnen? Was verstehst du davon?"

„Oh, ich weiß schon, daß du Papa nur genommen hast, weil er reicher war als dieser Herr!"

„Wer sagt das?"

„Die Leute hier am See erzählen es sich. Ganz fremde Menschen auf dem Dampfschiff haben davon gesprochen. Und das hat mir sehr wehgetan."

„Das ist dummer Klatsch. Und ich verbiete dir, je wieder davon zu sprechen. Jetzt geh!" rief sie erzürnt und wies dem Jungen die Tür.

„Ich gehe schon. Aber ‚Vater' sage ich nie zu deinem Manne," erwiderte er trotzig.

* * *

Werner saß wieder in seinem Wiener Junggesellenheim. Er hatte die Wohnung, die er zweiundzwanzig Jahre innegehabt hatte, von Helgoland aus schriftlich gekündigt, und seine alte Hauswirtin, die nichts von seinem Vorhaben geahnt hatte, empfand seinen bevorstehenden Verlust wie ein Unglück. Aber sie nahm doch auch großen menschlichen Anteil an dem Ereignis und gelobte dem Hofrat, seiner Frau getreulich über alle seine

Gewohnheiten und Eigenheiten genau zu berichten, damit er auch künftig seine Ordnung habe. Einen Wunsch aber, die freiwerdende Wohnung noch nicht am Haustor anzukündigen und deren Besichtigung nicht zuzulassen, solange er darin hause, konnte sie ihm nicht erfüllen. Die Wohnung war schon angekündigt worden, als er noch auf Helgoland weilte, und da die Wirtin stets die Schlüssel dazu besaß, hatte sie die Räume auch schon besichtigen lassen.

Das verdroß Werner, es verletzte ihn. Aber was lag schließlich daran? Geschieden mußte ja doch werden. Wer wird so empfindlich sein! Das wird er sich jetzt überhaupt abgewöhnen müssen.

Noch vier oder sechs Wochen gehörten ihm, dann hieß es, die neue Rolle des Mannes einer reichen Frau spielen. Er machte einen eintägigen Sonntagsbesuch bei seiner Gattin in Traunkirchen, stellte sich gewissermaßen in seiner neuen Eigenschaft bei den Kindern und dem Hauspersonal vor und kehrte wieder nach Wien zurück. Der Tag war ungetrübt verlaufen, denn Werner übersah das trotzige Wesen seines Stiefsohnes, und es war sogar eine gemeinschaftliche Seefahrt zustande gekommen. James ruderte, das Töchterchen lenkte das Steuer und das Elternpaar plauderte. Emma, die fortwährend James im Auge hatte, war zwar ernster als sonst, aber Werner war vergnügt, und er wäre ganz gerne länger geblieben. Wenigstens bis zum nächsten Morgen. Aber es war angeblich kein Platz für ihn in der Villa. Und so fügte er sich und fuhr mit dem Mitternachtszug nach Wien. Und hier spann er sich wieder voll Behagen in sein altgewohntes Leben ein. Aber der lebhafte Briefwechsel, den er mit Emma führte, ließ ihn doch nicht ganz in diesem Behagen aufgehen. Seine Frau hielt ihn fortwährend mit Kommissionen in Atem. Er mußte auch wiederholt das Palais besichtigen, und es wurde brieflich die Frage seiner Übersiedlung erörtert. Seine bescheidenen Vorschläge gingen dahin, daß seine kleine Junggesellenwirtschaft als Ganzes auch im Palais beisammen bleibe, bis die neue Form der Lebensführung geschaffen sei. Er müsse auch manchmal allein sein können in dem hochherrschaftlichen Getriebe ihres Hauses. Sonst könne er sich ein gedeihliches Leben gar nicht denken. Neue wichtige Referate seien ihm vom Minister übertragen worden, und er sei ja an sich eine einsame Natur, die sich nicht urplötzlich ändern, sondern nur allmählich anpassen könne.

Emma sandte ihm gekränkte, tränenfeuchte Briefe über dieses Thema, und es gab allerlei Mißverständnisse. Er wurde mit Erklärungen und Entschuldigungen nicht fertig. Dabei floß wieder ein bitteres Wort über die Tatsache ein, daß in der Villa kein Platz für ihn gewesen sei, wohl aber für sechs Dienstleute und eine Tante. Und jetzt mußte sie aufklären, sich entschuldigen und ihn besänftigen.

Um der Sache ein Ende zu machen, erschien sie eines Tages in Wien. Sie holte ihn im Ministerium ab, und sie gingen gemeinsam zu Tisch. Er führte sie aus Kuriosität zum alten „Lothringer". Aber sie scheute schon vor der schmutzigen Eingangstür zurück, und es verschlug ihr den Atem, als sie die düsteren, kellerartigen Räume betrat. Da sie sah, daß es ihn gekränkt hätte, beherrschte sie sich. Hier also aß er oft Mittag, hier verbrachte er jeden Abend. Ihr kam der Aufenthalt entsetzlich vor.

Nach Tisch geleitete er sie in seine Wohnung. Sie müsse seine Umgebung kennenlernen, sagte er, dann werde sie ihn schon besser verstehen. Der Aufstieg in das vierte Stockwerk erschöpfte sie, aber die altväterisch eingerichtete, mit hundert kleinen Bildern und Porträten geschmückte Wohnung, die zur Hälfte einer Bibliothek, zur Hälfte einem Rokokoschreibzimmer ähnlich sah, heimelte sie doch bald an. Da gab es noch urgroßväterlichen Hausrat. Und er zeigte ihr alles, streichelte jedes Stück, das ihm besonders liebgeworden war, stellte ihr seinen Kanarienvogel und auch seine Wirtin, die alte Frau Blumauer, vor, die ihm das kleine Hauswesen besorgte. Die Gute überschüttete den Gast mit einem Schwall von wohlgemeinten Redensarten und Anweisungen darüber, wie der Herr Hofrat behandelt werden müsse.

Emma fühlte sich beengt und bedrückt durch das alles. Zu denken, daß ihr Gatte seit mehr als zwanzig Jahren sich nur zwischen dem Bureau im Ministerium und dieser Wohnung, zwischen dem Gasthaus zum „Lothringer" und dem alten Burgtheater bewegt habe — das zu denken, schien ihr fast unmöglich. Und aus dieser von der ihren so grundverschiedenen Welt, deren Dasein sie nicht einmal ahnte, hatte sie sich ihren Mann geholt? Aus dieser Umgebung eines Einsiedlers, eines Sonderlings? Das hatte sie ihm nicht angemerkt. Er war stets so sorgfältig und modisch gekleidet wie die anderen Herren, und er redete dieselbe Sprache wie alle. Und doch mußte er ein anderer sein.

Während Werner sich zärtlich um sie bemühte und es ihr bequem zu machen suchte, fiel ihr ganz plötzlich ein Wort Goethes ein, das sie vor Jahren, als junges Mädchen einmal gelesen hatte: „Um die Menschen kennenzulernen, genügt es nicht, daß sie zu uns kommen, wir müssen auch zu ihnen gehen." Darüber hatte sie damals schon nachgedacht, als so viele fremde Menschen in ihrem Vaterhaus verkehrten, die man immer nur im Gesellschaftsanzug sah. Manche von ihnen kamen ihr wie maskiert vor. Aber sie hatte sich dann an diesen Zustand so sehr gewöhnt, daß ihr jenes Wort nie wieder in den Sinn gekommen war. Und jetzt war es plötzlich da . . .

Und auch die heimliche Frage war da: Hättest du den Mann geheiratet, wenn du das alles genau gewußt haben würdest? Hättest du es nicht mehr bedenken, nicht reiflicher erwägen sollen, ob ihr auch zusammenpaßt?

Ein Blick in seine treuen, guten Augen brachte diese Frage wieder zum Schweigen. Und es rührte sie, als er jetzt eine altmodische Kaffeemaschine in Tätigkeit setzte, um für sie beide einen „Schwarzen" zu bereiten. Daß er sich den Frühstückskaffee selber mache und auch einen Schnellsieder besaß, in dem er sich manchmal Eier abkochte, erfuhr sie so nebenbei. Ob sie wisse, daß ein Ei genau vier Minuten brauche, um „kernweich" zu sein? neckte er sie. Und in der Tat, sie wußte es nicht.

Während er harmlos plauderte und überaus glücklich darüber zu sein schien, daß die Geliebte wenigstens dieses eine Mal sein Gast war, erwog sie die Methode, nach welcher dieser Mann, der als Hofrat noch wie ein Student lebte, für ihre großen Verhältnisse erzogen werden könnte. Jedenfalls müsse er heraus aus dieser Kleinlichkeitskrämerei, mit einem kräftigen Ruck heraus. Und sie beschloß, in der Wohnungsfrage nicht nachzugeben. Wenn er nicht fähig war, diesen ganzen Plunder hinter sich zu werfen und um ihretwillen ein anderes Leben zu beginnen, dann stand es überhaupt schlimm um die Zukunft. Sie prüfte jedes Möbelstück kritisch und lächelte ironisch bei dem bloßen Gedanken, davon etwas in ihrem Palais unterzubringen. Das war ganz unmöglich, davon mußte er sich lossagen.

Nach einer Stunde mahnte Emma zum Aufbruch. Sie wollten ja miteinander noch in das Palais, um dort die Einteilung zu treffen, die für den einstweiligen Übergang gelten sollte. Denn in drei Wochen schon sollte ihr Landaufenthalt ein Ende nehmen, mußte der Gemahl in der Alleegasse eingezogen sein. Werner aber ließ sie ungern fort. Er hätte sie gar zu gern ganz dabehalten bei sich. Und er machte ihr in einer verliebten Anwandlung den romantischen Vorschlag, bei ihm zu übernachten. Er stellte ihr sein Schlafzimmer zur Verfügung und wollte sich selbst mit dem Diwan seines Schlafzimmers begnügen. Es wäre zu schön!

Emma lehnte diese Einladung mit einer Bestimmtheit ab, die ihn erschreckte. Sie würde sich vorkommen, als ob sie seine Geliebte und nicht seine Frau wäre, sagte sie. Übrigens müsse sie um 11 Uhr nachts schon in Traunkirchen sein. Und Werner stand beschämt von seiner Zumutung ab. (Schluß folgt.)

Bilder aus der Gegenwart

Nebel in der Bai von San Francisco. Der Nebel ist der ärgste Feind des Reisenden, der darauf ausgeht, die Welt kennen zu lernen. Vergeblich ist der mühevolle Aufstieg oder die etwas kostspielige Zahnradbahnfahrt auf die Bergspitzen, wenn Nebel unten im Tale wallen, den Horizont bedecken und alle Aussicht benehmen. Im Nebel wird jede Landschaft sich gleich, und auch in der Bai von San Francisco sieht man nichts vom Goldenen Tor, von den Höhenzügen der Alameda und der Stadt mit ihren Türmen, Palästen, Gärten und Parkanlagen. Aber die Kunst flieht nicht immer den Nebel; für sie hat er seine eigenen Reize, bringt Stimmung in das Landschaftsbild. Das Grau des Nebels ist durchaus nicht eintönig, namentlich, wenn hier und dort aus ihm gedämpfte Sonnenstrahlen hervorbrechen. Da gibt es zarte Töne in allen Abstufungen, einen Duft in den Schleiern, und der Maler kann das alles mit den Farben seiner Palette wiedergeben. Der Photograph, der stimmungsvolle Kunstbilder schaffen will, ist von vornherein schlimmer dran, weil er die Landschaft nur in Schwarzweiß wiedergeben kann; aber auch sonst sieht die Kamera anders als das Auge, sie sieht zu scharf, möchte man sagen, sie gibt die geringste Kleinigkeit genau wieder, was ja für naturgeschichtliche Zwecke sehr gut ist, aber die künstlerische Wirkung des Bildes beeinträchtigt. Darum meiden auch geübte Photographen im gegebenen Falle zu scharfe Aufnahmen, stellen ihre Linsen so ein, daß die Bilder unscharf werden. Man sollte nun meinen, daß unter diesen Umständen der Nebel dem Künstlerphotographen sehr erwünscht sein müßte, da er ja die scharfen Konturen der Landschaft so wie so verwischt. Wer aber versucht hat, im Nebel zu photographieren, wird andere Erfahrungen gemacht haben. Auch hier neigt die Kamera dazu, alles scharf wiederzugeben, und namentlich wenn Lichteffekte in Frage kommen, ist der weiche zauberhafte Duft der Landschaft auf dem entwickelten Bilde oftmals nicht wiederzufinden. Es gehört viel Geschick und Übung dazu, um die Stellung bei der Aufnahme, die Größe der Blende, die Belichtungsdauer herauszufinden und dann auch die Platte zweckmäßig zu entwickeln. Unter diesen Umständen wird man gute Aufnahmen von Nebellandschaften, wie z. B. die auf unserem obenstehenden Bilde, zu schätzen wissen. Die auf diesem Gebiete noch nicht bewanderten Amateure wird es interessieren, wenn wir ihnen mitteilen, daß überlichtete Nebelaufnahmen durchaus nicht als verloren zu betrachten sind. Wenn auch eine direkte Positivkopie unbrauchbar ist, so können sie doch wirklich stimmungsvolle Bilder ergeben, wenn man sie vergrößert.



Nebel in der Bai von San Francisco.

In einer Alligatorfarm. Wegen seiner Raubgier und der völligen Nichtachtung des Herrn der Schöpfung haben die Krokodile von jeher dem Menschen Ärger bereitet. Viele Völker vergelten den Tieren Gleiches mit Gleichem: Neger, Asiaten und Indianer essen das Fleisch der Krokodile und Alligatoren, und auf den Märkten von Siam und Florida kann man während der Saison auch Alligatoreneier kaufen. Ein daraus bereitetes Gericht sieht eigenartig aus, denn das Gelbe wird beim Kochen hart, das Eiweiß dagegen gerinnt nur sehr schwer; dafür zeichnet es sich durch ein besonderes Aroma aus. Findige Neger haben in verschiedenen Gegenden kleine Teiche umzäunt, in diese junge Krokodile gesetzt und sie so lange mit Fleisch- und Fischabfällen gefüttert, bis sie schlachtreif wurden. Jenseit des Atlantischen Ozeans hat der weiße Mann wiederholt vom „Alligatorstück" gekostet, das aus dem muskelreichen Schwanze der Echse bereitet wird. Es soll etwa wie Seezunge schmecken, aber Gefallen fand er an diesem Braten nicht, er überließ ihn Indianern und Negern. Dagegen würdigte er die Haut des Alligators. Sie läßt sich gerben, sieht schön aus und ist dauerhaft; man kann aus ihr leichte Schuhe, Taschen und Täschchen, Etuis und dergl. machen, und diese Waren stehen hoch im Preise. So hat sich in der Welt ein recht schwunghafter Handel mit Waren aus Krokodil- oder Alligatorleder entwickelt, und die Amerikaner der Südstaaten zeigten sich ebenso findig wie die Neger am Kongo. Sie zäunten Teiche ein, besetzten sie mit jungen Alligatoren und fütterten diese groß, bis sich das Abbalgen lohnte. Sie erlebten auch die Freude, daß sich die Alligatoren in diesen eigenartigen „Farmen" aus eigener Kraft vermehrten. Ein Ergebnis dieser Zucht zeigt unsere Abbildung, der Farmer sitzt auf dem erlegten Prachtstück und sperrt den mit scharfen Zähnen bewehrten, nun nicht mehr gefährlichen Rachen des trägen Hautlieferanten auf.

Enthüllung des Moltke-Denkmals in Berlin. Die am 26. Oktober erfolgte Enthüllung des prächtigen Denkmals trug, wo



In einer Alligatorfarm.

nicht anders zu erwarten war, ein vorwiegend militärisches Gepräge. Hat doch die Armee durch freiwillige Spenden aller Chargen und Truppenkörper die Summe aufgebracht, die zur Verwirklichung des stolzen Planes nötig war: ihrem großen Vorbild ein Standbild zu setzen, das seiner selbst, seiner Taten, seiner Zeit und Bedeutung würdig



Von der Enthüllung des Moltke-Denkmals in Berlin.

Louis Held, Weimar, phot.

wäre. Nun ist im Beisein des Kaiserpaares, vieler fürstlicher Personen, der Generalität und Admiralität, des Reichskanzlers, des Bundesrates, der Zivilbehörden usw. und der Angehörigen der Familie Moltke am 26. Oktober die Hülle von dem Werk gefallen, das Professor Uphues zu Ehren des gewaltigen Strategen geschaffen hat. Frei von allem symbolischen, allegorischen Nebenwerk, stellt es den Paladin des alten Kaisers ganz so schlicht, so ungezwungen in der Haltung und sinnend im Ausdruck dar, wie er in der Erinnerung des Volkes lebt. Und der Sockel, auf dem die hagere Gestalt sich aufbaut, trägt als einzigen Schmuck das Familienwappen und den Namen: Moltke. Die längste und begeistertste Inschrift hätte ja auch nichts Stolzeres sagen können als dies eine schlichte Wort. Gewaltig wie die Figur sind auch die Größenverhältnisse der Plattform, zu der Marmorstufen führen. Übrigens ist das Denkmal nicht aus pentelischem Marmor gefertigt, sondern das Steinmaterial stammt aus den Marmorbrüchen von Laas in Tirol und zeichnet sich durch wundervolle Tönung und große Dauerhaftigkeit aus.

Blätter und Blüten

Mathias Schmid. Neben Defregger genießt wohl keiner der lebenden Maler solche Volkstümlichkeit und Beliebtheit wie Mathias Schmid. Es steckt etwas Urwüchsiges, Bodenfestes in ihm, man spürt das Bauernblut, das ihn gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens gefeit hat, die Heimatliebe, die ihm nachgegangen ist auf allen Wegen, auch in seinen Bildern. Wie viele unserer größten Künstler ist er aus dem Bauernstande hervorgegangen: er wurde am 14. November 1835 als jüngerer Sohn eines Hofbesitzers im Paznauntal in Tirol geboren. Seine Neigung, sich der Malerei zu widmen, die er schon als Schulbube auf jedem Fetzen Papier, auf Mauern und Bretterwänden betätigt hatte, stieß nicht auf Widerspruch; allerdings verstand man etwas anderes darunter als Mathias selbst, man bestimmte ihn zum „Maler und Lackierer“! Es blieb ihm nichts von dem Elend solcher Lehrlingsjahre erspart, und doch verlor er weder Glauben noch Mut, setzte es auch wirklich beim Vater durch, 1853, mit spärlichen Mitteln ausgestattet, nach München auf die Akademie ziehen zu dürfen. Dort erregte sein Talent bald die Aufmerksamkeit der Lehrer, und zu dem Talent kam eine Zähigkeit und Ausdauer, eine Gewissenhaftigkeit und ein eiserner Fleiß, die vor keiner Aufgabe und keiner Schwierigkeit zurückschreckten. Mathias Schmid hatte sich zuerst der kirchlichen Malerei zugewendet als kindlich gläubiger und kirchlich erzogener Mensch, mußte aber gerade auf diesem Gebiet die größten Enttäuschungen erleben und sah sich durch die Treibereien eines rachsüchtigen Kaplans zuletzt auch noch um das Stipendium „für christliche Kunst“ gebracht, das ihm vom Tiroler Landtage auf vier Jahre zugesprochen worden war. Leider wurde von seinen Feinden damals die „Gartenlaube“ als Hauptbeweismittel gegen ihn benutzt, und zwar Nr. 31 des Jahrgangs 1865, in der Adolf Pichler zu Schmids Tiroler Volksszene „Das Rautenholen in Tirol“, die des kirchlichen Charakters entbehrte, einen sehr freisinnigen Artikel geschrieben hatte! Was aber damals als ein Unglück erschien, war, wie sich später erwies, eine glückliche Fügung, denn nun wandte Schmid der kirchlichen Malerei völlig den Rücken, um sich ganz der Schilderung des heimatlichen Volkslebens zuzuwenden. 1869 kehrte er nach zweijährigem Aufenthalt in Salzburg nach München zurück, lernte dort den schon berühmten Defregger kennen, der sich aufs liebenswürdigste seiner annahm und ihm den Eintritt in die Pilotyschule ermöglichte, und 1872, nach angestrengtem Studium, schuf er sein erstes Meisterwerk: „Die Karrenzieher“, das seinen Namen mit einem Schlage bekannt machte. Viele wundervolle Bilder sind jenem ersten „Schlager“ gefolgt. Wer kennt nicht Mathias Schmids „Sittenrichter“, „Beichtzettelsammlung“, „Herrgottshändler“, wen hat der Anblick seines Bildes „Die Austreibung der Zillertaler“ nicht erschüttert und ergriffen? Diese Bilder sind längst Gemeingut des Volkes geworden, überall trifft man sie, in guten und schlechten Wiedergaben. Wir können nicht jedes seiner späteren Werke mit Namen nennen, unseren Lesern sind sie ja zum größten Teil auch ohnedies bekannt und vertraut, denn manch eins von ihnen hat die „Gartenlaube“ in prächtiger Nachbildung gebracht. Heiteres und Tiefernstes hat dem Künstler in bunter reicher Folge zum Motiv gedient, und er hat die verschiedensten Stoffe mit der gleichen Meisterschaft, der gleichen spielenden Überlegenheit behandelt. Nun ist aus dem Lebenskämpfer ein Lebensweiser geworden, ein Mann, der in Leben und Kunst auf freier Höhe steht. Der siebzigste Geburtstag, den Mathias Schmid am 14. November begeht, ist ein Erntetag für den greisen Künstler — goldene Garben des Ruhmes, der Anerkennung und der herzlichen Verehrung wird er ihm bringen.



Mathias Schmid in seinem Atelier.

Kalabresische Bäuerin. (Zu dem Bilde S. 837.) Kalabrien war im Altertum mit seinem frischen Kranz blühender griechischer Städte ein Lieblingsaufenthalt der Dichter und Philosophen. Die Ungunst der Verhältnisse, vor allem die furchtbaren Erdbeben, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder mit erneuter Kraft dieses Land heimsuchten, haben es zu einer der ärmsten und unglücklichsten Provinzen Italiens gemacht. Wie in der Sprache, so zeigen sich in dem Hausgerät und in den Trachten ganz offenbar noch die Spuren „Großgriechenlands“. Die Kleidung besteht bei den Frauen meist aus roten und blauen Tüchern, die um den Leib geschlungen und fest gebunden werden. Den Oberleib bedeckt ein Mieder, dessen Ärmel mit Bändern angeknüpft sind. Über den Kopf legt sich ein weißes, befranstes Tuch im Viereck und etwas über den Nacken herabfallend. In der Gegend von Catanzaro, der Hauptstadt des südlichen Kalabrien, ist die Tracht der Frauen, von denen unser Bild ein schönes und charakteristisches Exemplar darstellt, griechisch. Das Kopftuch — fascia — fein gestickt, von fast schleierartig dünnem Linnen, das lang über die Schultern hängt, ist ein Ausläufer des Schleiers, hinter dem die Schönen ihre Züge verstecken; der faltige Rock aus schwerem buntfarbigen Stoff, in halber Rückenhöhe fast unter den Achseln geschlossen, der hundertfaltigen Fustanella der Albanesen entlichen, wird durch die breite, mit Arabesken verzierte und mit feinsten Spitzen umsäumte Schürze — seenalis — nur dann verdeckt, wenn er verhältnismäßig einfach und schlicht gearbeitet ist, im anderen Falle, wie auf unserem Bild, dient die bescheiden gehaltene Schürze mit fein berechneter Wirkung nur dazu, die Aufmerksamkeit auf das Kleid zu lenken. Amandille — anmutig — heißt der breite gestickte Kragen, der den Abschluß des Mieders bildet. An den Füßen tragen die Kalabreser, wie alle Heloten der Scholle an Arbeitstagen, durch Riemen und Bänder befestigte Sandalen, die ciocie der Campagnolen. Das viele altertümliche Goldgeschmeide, mit dem die Frauen sich an hohen Festtagen zu schmücken pflegen, große goldene Reifen, die oft von den Ohren bis hinunter auf die Wangen hängen, meist Erbstücke, bildet ihre einzige, sichere Kapitalsanlage. Ihrem natürlichen Kunstsinn verdanken die kalabresischen Frauen die glückliche Zusammenstellung der Farben ihrer Trachten, der auch ein tieferer Sinn untergelegt wird. So tragen die Verheirateten rote, die Mädchen grüne und buntfarbene Röcke. Im ganzen kommt der Charakter dieses Volkes, das stolz, auffallend ernst, selten scherzend, dem Gesang nicht zugetan, voller Fähigkeiten, aber auch voller Wildheit steckt, in seinen Trachten, freilich bei den Männern noch mehr als bei den Frauen, zum Ausdruck.

E. Gagliardi.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(12. Fortsetzung.)

Im großen Speisesaal des Stiftes saßen am gleichen Nachmittag die Kapitelherren nach einem festlichen Mahle noch beim Nachtrunk. Man hatte dieses Prunkmahl zu Ehren des Grafen Udenfeldt gehalten, der seit einer Reihe von Sommern die Bäder von Reichenhall zu gebrauchen pflegte und alljährlich als Jagdgast in die wildreichen Reviere von Berchtesgaden geladen wurde. Daß Graf Udenfeldt, obwohl er Protestant und dazu noch ein angesehener Parteigänger der evangelischen Union war, in dem römisch-katholischen Stifte solche Ehre genoß, das war ein Akt geziemender Dankbarkeit und versöhnlicher Utilität. Denn im Patronatsgebiete des Grafen, der in der Pfalz begütert war, lagen die beiden Weinberge, die das Stift noch besaß — die letzten Reste der vielen, schönen Rebengelände, die dereinst den Keller des Stiftes mit flüssigem Golde versorgt hatten. Alljährlich wurde der Tag, an dem Graf Udenfeldt als Jagdgast zu Berchtesgaden einkehrte, durch ein festliches Mahl gefeiert, bei dem die goldene Perle von Udenfeldt in den zinnernen Bechern blinkte. Das war für die Kapitelherren ein Gesetz: bei diesem Mahle jedes politische und religiöse Gespräch zu vermeiden. Man schwatzte über Fischfang und Jagd, erzählte lustige Schnurren und lauschte zwischen heiterem Umtrunk dem Spiel der Musikanten, die im Nebensaale ihre Weisen ertönen ließen.

Doch dieses Mahl von heute war nicht so heiter und friedlich verlaufen wie sonst in vergangenen Jahren. Die Stimmung an der langen Tafel hatte etwas Gewitterschwüles. Herr von Pölln, der zwischen dem Ehrengast und dem Freiherrn von Preysing saß, blickte mit sorgenvollen Augen drein. Auch in all den anderen Köpfen brannte die Erregung der Zeit, die mit dem geistlichen Kommissar hereingeschritten war ins berchtesgadnische Land. Diese Stimmung im allgemeinen wurde noch verschärft durch den besonderen Umstand, daß es nicht zu vermeiden gewesen, die feindlichen Parteien, deren causa invidiosa die Herren vom Landgerichte ratlos machte, an die gleiche Tafel zu rufen. Wohl hatte man sie so weit wie möglich auseinandergesetzt. Der hochwürdige Doktor Pürckhmayer thronte ganz zu oberst an der Tafel, neben dem Hofmeister Doktor Scheller, von dessen gutmütiger Behäbigkeit man einen sänftigenden Einfluß auf die gereizte Laune des geistlichen Kommissars erwartet hatte. Und ganz am anderen Ende der Tafel saß der Franziskanerprior Josephus, vom Pfarrer Süßkind getrennt durch Herrn Theobald von Perfall, der nur noch sieben Finger hatte. Bei seinen alchimistischen Studien hatte er im Laufe der Jahre schon viermal vor dem wundersamen Augenblick gestanden, in dem der Rote Löwe erblitzen mußte. Doch immer wieder hatte der Weiße Schwan die letzte Wandlung eigensinnig versagt und hatte sich aus Rauch und Feuer mit Knall und Gestank in die Lüfte geschwungen. Und dreimal war ein Finger des Alchimisten mitgeflogen. Doch der Verlust dieser niedlichen Gliedmaßen hinderte den von einem unerschütterlichen Glauben an seine Wissenschaft beseelten Greis nicht an der Fortführung seines ruhelosen Werkes. Seit man die Suppe verteilt hatte — und das war vier Stunden her — erklärte Herr Theobald seinen Nachbarn an der Tafel den neu ersonnenen Weg, auf dem er den Weißen Schwan zum Gehorsam zwingen wollte. Und träumte vom blitzenden Erfolge seiner Kunst, die alle Schulden des Stiftes aus der Welt blasen und ein goldenes Zeitalter ausströmen mußte über das schöne, liebe Berchtesgadener Land.

Prior Josephus, den geschorenen Kopf halb eingezogen in den Halskragen der braunen Franziskanerkutte — ein Fünfziger mit klaren, klugen Augen in dem runden, gesunden Gesichte — hörte lächelnd zu. Minder schweigsam als der Prior war Pfarrer Süßkind. Sein Lachen hallte von den weißen Wänden und übertönte oft die Musik.

Ein Dutzend Tischgenossen saßen zwischen den beiden Enden der Tafel. Zwei Sessel standen leer, die Plätze des Herrn Adam von Reizenstein und des Doktor Besenrieder, die als Kommission zum Hällingeramte gegangen waren. Seit sie den Saal verlassen hatten, unterhielt sich Magister Krautendey, der Stiftsphysikus, über diesen wunderlichen Vorfall im Salzwerk mit seiner Gestreng dem Landrichter Gadolt. Krautendey — ein gedrungenes Männchen mit schiefen Schultern, zwischen denen ein strenger Kopf mit ruhigem Faltengesicht und scharfen Augen saß — Krautendey sah in dem Vorhaben des Knappen Adelwart Köppel eine Blüte der Zeit, die in vielen Köpfen die schädlichsten Blutreizungen entzünde und die gesunden Verstandeskräfte fieberhaft verwirre. Herr Gadolt zuckte zu dieser Ansicht die Achseln: man müsse erst den Verlauf der Sache abwarten, bevor man sich ein Urteil bilden könne. Das sagte er lächelnd, und in seiner schwarzen Hoftracht glich er dabei eher einem wohlwollenden Ratsherrn als einem harten Richter. Außerhalb des Gerichtes war er auch

der freundlichsten Menschen einer, doch wenn er die Schwelle der Gerichtsstube überschritt, dann wurde er ein anderer.

Diese beiden sprachen mit gedämpften Stimmen. Doch die übrigen Tischgenossen nahmen keinen Schleier vor die Kehle. Und zwischen Zutrunk und Bescheid wurde mit wachsender Erregung debattiert, am lautesten in der Mitte der Tafel, wo vier jüngere Chorherren saßen: Christian Anzinger von Schöneck, Georg Römerhofer zu Geißenhausen, Johannes von Seibolstorf und Adolf Pieffer, der erste Bürgerliche, den man in das Kapitel des adeligen Herrenstiftes aufgenommen hatte. In diesem Viereck sprang die gereizte Unterhaltung mit Lärm von einer Sorge der Landschaft zur anderen. Herr Römerhofer meinte: der Krebsgang wäre in allem und jedem. Und keine Aussicht auf Besserung der Dinge! Kapitel und Landschaft müßten darben, weil der Hof zu Köllen ein Geldfresser wäre; dem kleinen Ländlein käme der Fürstentitel zu teuer, und die Lasten, die man an das Reich zu leisten hätte, wären unerschwinglich. Auch die anderen schienen diese Meinung zu teilen. Doch nur Herr Pieffer sagte unumwunden heraus, was er dachte: ob es da nicht das Vernünftigste wäre, die ganze teure Fürstenherrlichkeit kurz entschlossen über den Buckel zu werfen und sich an Bayern anzuschließen, um unter Herzog Maximilian und seinem festen Schild einer besseren Zeit entgegenzuwandern?

Das gab einen Aufruhr! Herr Pieffer, obwohl er nur ausgesprochen, was sich jeder der Chorherren im stillen schon einmal gedacht hatte, mußte den Vorwurf seiner unadligen Herkunft schlucken. Und Doktor Pürckhmayer rief mit zorniger Schärfe in den Lärm: „Was da geredet wurde, das ist Verrat am Fürsten!" Weil sich beim Klang dieser Stimme der Spektakel ein wenig dämpfte, hörte man das Lachen des Pfarrers Süßkind: „Losct! Der Udo von Magdeburg will predigen!"

Es wurde noch stiller. Einige lachten, Herr Gadolt aber schüttelte mißbilligend den Kopf, und Prior Josephus sagte im Ton eines ruhigen Verweises: „Lieber Süßkind! Nach einem Gegner, den man als schwach erfunden, soll man nicht die Kletten des Spottes werfen."

Mit funkelndem Zornblick sprang der geistliche Kommissar vom Sessel auf. Lautloses Schweigen war an der Tafel. Und Graf Udenfeldt, ein schlanker Vierziger mit kurzgeschorenem Blondkopf — neben der reichen Hoftracht des Freiherrn von Preysing sah er in dem grauen Tuchkoller mit dem einfachen Leinenkragen fast ärmlich aus — Graf Udenfeldt warf einen schnellen, forschenden Blick über all die erregten Gesichter hin. Doch der schwüle Ernst des Augenblickes hielt nicht lange an. Denn wie man anderwärts in einem Raum, in dem es plötzlich stille wurde, zu sagen pflegt: Jetzt geht ein Engel durch die Stube! — so sagte Pfarrer Süßkind mit Ruhe: „Jetzt holt der Teufel eine Hex!" Aus zwanzig Kehlen dröhnte ein Lachen. Und Doktor Pürckhmayer schien zu fühlen, daß bei solchem Umschwung der Laune ein Gewitter seines Zornes nicht mehr am Platze wäre. Seine Hände zitterten. Doch er bezwang sich und ließ sich nieder. Aber da sprach der Freiherr von Preysing ein unvorsichtiges Wort: „Herr Doktor! Ihr solltet doch in Gegenwart eines Unierten den Unfrieden, der unter euch geistlichen Brüdern herrscht, nicht gar so deutlich betonen! Das stärkt die Gegner, wenn sie merken, auf wie schwachen Füßen die Einigkeit in unserem Lager steht." Er sagte das als Scherz. Doch auf den Doktor Pürckhmayer wirkte dieses Wort wie ein Funke in der Pulverpfanne. Er stieß mit zorniger Faust den Becher vor sich um. „Ja, Herr! Da habt Ihr recht! Wär es nicht im Rate Gottes ex aeterno in aeternum beschlossen, daß die gerechte Sache unserer heiligen Kirche im Hader dieser Zeiten siegen muß . . . fürwahr, die Widersacher und Lauen in unserem eigenen Lager brächten es noch dahin, daß der geweihte Fels ins Wanken geriete, auf den der Heiland seine Kirche baute! Wären unsere Feinde nicht mit Jubel dessen kund geworden, daß Widerspruch und Unfrieden in unserem eigenen heiligen Haus die Mauern lockert . . . nie und nimmer hätten sich die Übermütigen einer so greuelvollen Tat erkühnt, wie sie vor Wochen in der Kaiserburg zu Prag geschehen!"

Herr von Sölln erschrak und warf einen flehenden Blick auf den geistlichen Kommissar, um ihn an den Beschluß des Kapitels zu mahnen: vor dem Grafen Udenfeldt mit keinem Wort von dem kaiserlichen Rundschreiben zu sprechen, das vor wenigen Tagen in das Stift die üble Nachricht gebracht hatte, daß die evangelischen Landstände Böhmens in offene Rebellion wider den Kaiser geraten wären und am 23. Mai zu Prag die kaiserlichen Statthalter Slawata und Martinitz und den Sekretär Fabrizius aus den Fenstern des Kaiserschlosses in den Burggraben geworfen hätten.

„Silentium!" klang es von überall über die Tafel her. Doktor Pürckhmayer aber ließ sich nicht beirren. Die geballte Faust vor sich hinstreckend, schraubte er die Stimme: „Was zu Prag geschehen ist . . ."

„Darüber braucht Ihr kein silentium zu wahren!" fiel ihm Graf Udenfeldt ins Wort, mit einer tiefen Furche auf der Stirn. „Unsere Gäule reiten auch nicht fauler als die Euren. Was zu Prag geschehen ist, das weiß ich schon."

„Und das ist mehr als Übermut! Das ist Friedensbruch und Meineid! Verbrechen und Mord!"

Der Graf sagte ruhig: „Mord? Den drei Herren, die da geflogen sind, ist doch an Leib und Knochen nichts geschehen! Sie sind auf einen Misthaufen gefallen, der ihre Glieder sänftlich in Empfang nahm! Und wenn Ihr von Friedensbruch und Meineid reden wollt, so kehret doch zuerst vor Eurer Tür, Herr Doktor! Wie ich hergeritten bin nach Reichenhall, da hab ich die niedergeworfenen Mauern und die verbronnenen Häuser von Donauwörth gesehen. Und ein Grauen ist mir ins deutsche Herz gefallen . . ."

„Hol doch der Teufel die Politik!" rief Freiherr von Preysing mit Lachen in die schwüle Stimmung. „Aber da hab ich einen Retter in der Not gesehen! Der Wildmeister hat zur Türe hereingeguckt. Das will besagen, daß draußen im grünen Wald ein Rehbock wartet!"

Aufatmend wandte sich Graf Udenfeldt gegen die Fenster. „Ja, Preysing! Mich sehnet nach dem Wald, der da hereingrüßt durch die Scheiben! Der ist nicht römisch und nicht lutherisch. Der ist nur grün und deutsch! Und wie er ist, so mag ich ihn!" Er nahm seinen Degen vom Fenstergesimse und schritt mit dem Freiherrn von Preysing zur Tür. „Wohl bekomm euch das Mahl, ihr Herren!"

Draußen im Nebensaal intonierte die Musikkapelle just das friedliche Adagio aus Cavalieres Oratorium „L'anima e corpo".

An der Tafel im Speisesaale blieb, als die beiden Herren verschwunden waren, dumpfe Stille zurück. Da legte der Hofmeister Doktor Scheller schmunzelnd die Hände auf den Ledergurt und sagte gutmütig: „Das Ding ist noch glimpflich abgelaufen. Hab schon gemeint, jetzt wär der Udenfeldter Wein beim Teufel, und wir könnten im nächsten Frühjahr unsere Stückfässer zum Brunnen fahren, um sie wieder voll zu kriegen!"

Dieses Wort verscheuchte den Alp, der auf der Tafelrunde lag. Und ein Lärm erhob sich, daß von dem süßen Adagio des Cavaliere keine Note mehr zu hören war. Theobald von Perfall hatte sich auf den leeren Platz neben Magister Krautenden gesetzt — und da schwatzten nun diese beiden ruhig miteinander, während rings um sie her ein schreiendes Gewirr von Stimmen war, ein Lärm, in dem das einzelne Wort nicht mehr zur Geltung kam. Herr von Sölln war aufgesprungen. Und der Zorn gab seiner Stimme einen so harten Klang, wie man ihn nie noch von diesem milden Manne gehört hatte: „Die Vollmacht unseres fürstlichen Herrn in Ehren!" rief er dem geistlichen Kommissarius zu. „Aber Ihr überschreitet jedes Maß. Und wie Ihr den Schrecken und die Angst über unser Land geschüttet, wie Ihr die Kanzel verunehrt habt und unser Gotteshaus, so habt Ihr in dieser Stunde auf die ehrenhafte Gastlichkeit unseres Tisches gespien! Und einem Kapitelbeschlusse habt Ihr zuwidergehandelt!" Von allen Seiten klang die lärmende Zustimmung — unter den Kapitelherren schien der geistliche Kommissar seinen letzten Parteigänger verloren zu haben.

Doch mit eisiger Ruhe stand Doktor Pürckhmayer diesem Aufruhr gegenüber. „Ich tue, was ich als treuer und erprobter Diener der Kirche für Recht erkenne. Ich bin nicht, wie i h r seid. Ich kann nicht heucheln, um die Fässer eures Kellers zu beschirmen. Meinem christlichen Sinne war es eine Qual, am gleichen Tische mit diesem Ketzer und Gottesfeind zu sitzen."

„Schmähet diesen Mann nicht, den wir als Gast in unser Haus geladen! Und den ich achte und ehre! Das ist ein Mensch! Versteht Ihr dieses Wort? Ein Mensch! Ein Mensch!"

„Ein Mensch, der eure Weinkarren durch zwanzig lutherische Musketiere geleiten läßt. Und aus völlerischer Sorge um eure Becher steht ihr alle wider mich! Ihr Judasse um dreißig Schoppen!"

Dieses Wort war den Chorherren zu grob. Das wehrten sie alle mit lärmender Empörung von sich ab. Und während Prior Josephus als lächelnder Beobachter in einer Fensternische stand, hob Pfarrer Süßkind den Becher. „Heiliger Udo! Ich bring dir von den dreißig Schoppen einen!"

Den Doktor Pürckhmayer verließ die Ruhe. Auf den Pfarrer deutend, rief er mit kreischender Stimme: „Dieser Mensch, der ein Seelenhirt sein will, ist betrunken!"

Herr Süßkind richtete sich auf, in seiner ganzen mageren Länge. „Nein, Herr Doktor! Seit dritthalb Stunden trink ich aus einem leeren Becher. Doch allweil lustiger bin ich worden, seit mir nach allem Schreck der Frohmut wieder gekommen ist, und seit ich erfaßt hab, daß Ihr einer von den Priestern seid, die man nur mit Humor ertragen kann!"

Bei diesem Worte hatte Herr Süßkind den Erfolg für sich. Von der ganzen Tafel schrien ihm die Chorherren ihren Beifall zu. Dann dämpfte sich plötzlich der Lärm, als wären alle Tischgenossen neugierig auf die Antwort des geistlichen Kommissars. Von draußen klang das Adagio des Cavaliere. Und in diesem klingenden Schweigen hörte man Herrn Theobald von Perfall zum Magister Krautendey mit ruhiger Stimme sagen: „Ja, und da hat man vor zwei Jahren, im Streitfall contra Galilei, das herrliche Buch des Kopernikus auf den Index librorum prohibitorum gesetzt. Sie sagen in Rom: der Lehrsatz, daß sich die Erde um die Sonne drehe, wäre wider Gott. Aber wie kann denn wider Gott sein, was Gott selber so geschaffen hat? Die Menschen mit ihren trüben Gehirnen haben halt früher das helle Gotteswerk nicht klar erkannt. Aber wenn dann einer kommt, der die rechten Augen hat . . . ich meine, da sollte man doch so vernünftig sein . . ." Jetzt bemerkte der Greis das Schweigen, das ihn umgab. Und verstummend sah er um sich her. In all den erregten Gesichtern, rings um die Tafel, war ein sonderbares Staunen. Doktor Pürckhmayer, bleich bis in die Lippen, ließ sich wortlos auf den Sessel nieder. Und die Chorherren guckten nach dem Greis mit den sieben Fingern, dessen ruhiges, von allem Streit dieser Stunde weit entferntes Wort zu ihnen geredet hatte wie eine Stimme aus einer anderen Welt. Und durch die Fenster hallte etwas aus der Tiefe des Tales herauf wie das fern verwehte Geschrei von hundert Menschen. „Perfall!" stammelte Herr von Sölln. „Ich danke dir! Da hat der Rote Lob geblitzt. Das hast du gut gesagt!"

„Ich?" Der Greis wurde verlegen. „Was hab ich denn gesagt? Der Krautendey und ich, wir haben nur von dem Buch des Kopernikus geredet ‚De revolutionibus orbium coelestium'."

Tiefe Bewegung in Blick und Zügen, wandte sich Herr von Sölln an den geistlichen Kommissar. „Herr Doktor? Wollen wir nicht den Klagekasten am Kirchtor wegtun lassen?"

Doktor Pürckhmayer hob das Gesicht. „Was soll diese Frage? Jetzt?"

„Die Stunde, in der wir das Wort von den trüben Gehirnen der Menschheit hörten . . . die Stunde, in der dieses Wort uns mahnet zu Besinnung und Vernunft . . . meinet Ihr nicht, das wär die Stunde für eine solche Frage? Und gestern am Abend ist eine alte Frau zu mir gekommen, deren Leben ich kenne seit dreißig Jahren! In Angst und Tränen ist sie vor mir auf die Knie gefallen und hat mich gebeten um meinen geistlichen Zuspruch. Sie tät nimmer wissen, wie sie leben müßt. Und wenn ihr der Freimann auf der Straß daherkäme, tät ihr ein Zittern in die Glieder fallen, daß sie nimmer stehen könnt . . ."

„Die alte Käserin?" rief Prior Josephus. „Bei mir ist sie auch gewesen. Ein braves Weib! Aber vierzehn Kinder hat sie gehabt, hat vierzig Jahr lang Not und Sorgen geschluckt, und müd und elend ist sie geworden an Leib und Knochen."

Wieder fragte Herr von Sölln: „Herr Doktor? Wollen wir den Klagekasten nicht wegtun lassen vom Kirchtor? . . . Heut zum erstenmal, und mitten am lichten Tag, ist ein Zettel geworfen worden. In torkelndem Zustand ist der Kläger zum Kasten gekommen, ein Lump und Tagdieb! Und hat den eigenen Bruder verklagt, einen redlichen Mann!"

„Die Sache wird untersucht werden!" sagte der Kommissar. „Weil es Menschen gibt, die aus Schwäche fürchten oder aus Bosheit klagen, deswegen soll man der Gerechtigkeit nicht die Hände binden. Der Kasten bleibt!"

Dem alten Dekan fuhr es heiß in die Stirne. „Den Kasten laß ich wegtun! Heut noch! Und meinetwegen stellet Eure kölnischen Seligmacher als Wachen neben den Kasten! Und wenn sie mich niederstechen, sterb ich als einer, der gutmachen hilft, was aus trüben Gehirnen wie eine Elendspest aufs Leben der Menschen gefallen ist! . . . Von Meineid und Verbrechen habt Ihr geredet an unserem Tisch, von himmelschreiendem Mord! Aber was zu Prag in der Kaiserburg geschehen ist an Unrecht, Herr, das ist nur ein Zweiglein an einem bösen Baum, der tausend Wurzeln des Übels hat. Und eine von den tausend Schuldwurzeln, die geht durch hundertfünfzig Jahr hinunter in die Dominikanerzelle, in der von Jakobus Sprenger und Henricus Institor der Malleus maleficarum geschrieben wurde."

„Schmähet diese verdienstlichen Männer meines heiligen Ordens nicht!" Die Stimme des Kommissars hatte schrillenden Klang. „Sie waren treue Söhne der Kirche!"

„Mag sein, Herr Doktor! Aber statt das Evangelium der Liebe und Barmherzigkeit zu künden, haben sie ein Buch geschrieben, das eine grammatica der Henker und Schergen ist, ein Buch, in dem sich alle Finsternisse der Menschenseele ineinanderflechten: Dummheit, Heuchelei, Unbarmherzigkeit, Arglist, Unreinigkeit, Aberscham, Fabelhaftigkeit und törichtes Geschwätz!"

„Salvo animam meam!" stammelte der Landrichter Gadolt erschrocken. Und um nicht mehr zu hören, wie da gesprochen wurde über ein von allen kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten anerkanntes Gesetzbuch, drückte er die Hände über die Ohren. Auch mancher unter den Chorherren blickte in Sorge auf den greisen Dekan. Nur der Alchimist mit den sieben Fingern nickte schmunzelnd vor sich hin, und Pfarrer Süßkind schrie in Freude: „Ecce vox salutis!"

Doktor Pürckhmayer war ganz ruhig geworden. „Ihr seid entweder ein Narr, der nicht weiß, was er redet, oder ein Ketzer und Gottesleugner, der die Larve fallen läßt!"

„Gott? Gott? Wie dürft Ihr den Namen Gottes nennen, in einer Stunde, in der von diesem grauenvollen Buch die Rede ist, von diesem Werk der Finsternis! Namenloses Elend hat es über die Menschheit gebracht. Und die Luft aller christlichen Länder ist durchflogen vom Aschenstaub der verbrannten Frauen und Kinder, der gerichteten Unschuld!"

„Wagt Ihr zu behaupten, daß viele tausend ehrsame Richter ungerechte Schurken waren und die Unschuld mordeten? War nicht jedes Urteil, das sie sprachen, gegründet auf das Bekenntnis der Schuld?"

„Heiliger Udo!" rief Herr Süßkind. „Laß dich doch selber einmal auf die Folter spannen, laß dir das Fleisch zerreißen und die Knochen zerbrechen . . . und ich geh die Wett ein, daß du bekennen wirst: du wärest ein altes Weib und hättest deinem Buhlteufel sieben Blindschleichen als liebe Kinderlein geboren!"

Mit beiden Fäusten schlug sich Herr von Sölln an die Brust. „Bin ich der einzige, der wider dieses Elend redet? Soll es denn nie und nimmer tagen nach aller Nacht? Rührt

sich denn nicht in tausend Menschen das Gewissen, die Vernunft und das helle Gotteslicht? Unter hundert, die das Rechte denken, wagen neunundneunzig das Maul nicht aufzumachen, aus Angst vor dem Scheiterstoß. Doch neben hundert Feigen ist allweil einer, der mutig ist und redet ehrlich! Hat nicht Ulricus Molitoris wider den ‚Hexenhammer' gesprochen? Hat nicht Agrippa von Nettesheim ein Zeugnis der Barmherzigkeit gegeben? Hat nicht Johannes Weier sein helles Mahnwort in die dunkle Narretei der Zeit geschrien?"

„Sie waren Ketzer! Die Kirche hat ihr Zeugnis verworfen!"

„Verworfen! Ja, Herr Doktor! Verwerfet nur allweil das Helle! Wie Ihr das Buch des Kopernikus wieder verworfen habt! Und das Wort des Galilei! Die Welt ist doch im Lauf und rennt mit Euch davon und dreht sich der Sonn entgegen, derweil Ihr sie zwingen möchtet, daß sie still steht wie ein Karren im Dreck! Aber eh die Dunkelheit dem lichten Morgen zugeht, muß die Finsternis um Mitternacht am höchsten gestiegen sein! Und Mitternacht ist's worden! Höret, ihr Herren! Höret! Da muß ich euch fürlesen, was mir gestern mein Bruder geschrieben hat . . ." Mit zuckenden Händen wühlte der alte Dekan in seinem weißen Habit, brachte ein Bündel Papiere hervor und suchte unter den zerknitterten Blättern.

Der geistliche Kommissar ging auf ihn zu. Und während Herr Gadolt zur Türe hinaushuschte, richtete Doktor Pürckhmayer an Herrn von Sölln das Wort: „Ex potestate inquisitoria befrag ich Euch . . . leugnet Ihr das factum comprobatum der Zauberei? Und leugnet Ihr die Macht des Teufels?"

Herr Süßkind übernahm die Antwort und rief: „Die Macht des Teufels? Die leugnet keiner! Wär dem Teufel nicht Macht gegeben, wie hätt er dem Udo von Magdeburg den Kragen umdrehen können? Derzeit ich das gelesen hab bei Fulgosius, denk ich besser vom Teufel! Hütet Euch, Herr Doktor! Ihr malet ihn allweil dick an die Mauer!"

Da hatte Herr von Sölln gefunden, was er suchte. „Höret, ihr Herren! Das muß ich euch fürlesen! Ihr wisset, daß mein Bruder Domherr zu Würzburg ist. Und schauet, da hat er mir gestern diesen Brief geschickt . . . vierzehn Blättlein voll Verzweiflung und Sorgen . . . und hat mir geschrieben, wie sie brennen am Main, und daß sie in anderthalb Jahren dreißig Bränd gehalten und dritthalbhundert Menschen verbronnen haben! Höret, ihr Herren!" Er trat zum Fenster, hob bei der sinkenden Helle eins von den Blättern vor die Augen, und während aus dem Tal herauf jenes ferne Lärmen tönte, fing er zu lesen an: „Da ist verbronnen worden . . . beim ersten Brand: die Lieblerin; die alte Ankers Wittib; ein fremd Weib. Beim anderen Brand: die alte Beutlerin; der Tungersleben, ist ein Spielmann gewest; zwei fremde Weiber; die schielende Ammfrau. Nota bene, sie sagen, von der käm das ganze Unwesen her. Beim dritten Brand: die Glaserin, die des Burgemeisters Ehefrau gewest; des Dompropsten Köchin; ein fremd, alt Weib; die Ehefrau des Ratsherrn Baunach; der Lieblerin Tochter; ein klein Mägdlein von neun Jahren; ein geringeres, ihr Schwesterlein. Beim vierten Brand: der erstgemeldeten zwei Mägdlein Mutter; ein Knab von zwölf Jahren, in der ersten Schul; die Apothekerin zum Hirsch und ihre Tochter; ein fremd Weib; ein Edelknab von Ratzenstein, ist morgens um sechs Uhr auf dem Kanzleihof gerichtet worden und den ganzen Tag auf der Bahr stehen blieben, dann hernacher den anderen Tag mit den Hierbeigeschriebenen verbrannt worden. Nota bene, eine fremde junge Harfnerin hat sich selbst erhenkt, wie sie den Freimann hat zum Leuthaus kommen sehen, ist aber gar nicht im Verdacht gewest . . ." Dem Greis versagte die Stimme, und seine Augen füllten sich mit Tränen. „Ihr Herren! Denket euch doch hinein in die Seel von diesem armen, jungen Mägdlein! Ist von irgendwo dahergekommen mit ihrem Harfenspiel und will den Leuten eine Freud machen, will leben von ihrem Spiel, und sieht die Holzstöß brennen, und da fällt ihr die Angst und das Grausen ins Leben, und ist doch in keinem Verdacht, und wie sie sieht, der Freimann kommt, da reißt sie von ihrem Harfenspiel eine Sait herunter . . ."

Wieder erlosch ihm die Stimme. Er wischte sich mit zitternder Hand das Wasser aus den Augen. Dann las er weiter: „Beim fünften Brand: der Ratsherr Baunach; das Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würzburg; der Steinacher, ein gar reicher Mann; ein Student in der fünften Schul, so viel Sprachen gekonnt und ein vortrefflicher musicus gewest, vocaliter und instrumentaliter; ein Knab von zwölf Jahren; zwei Singerknaben von zwölf Jahren aus dem neuen Münster; der Spitalmeister im Dietricher Spital, ein sehr gelehrter Mann; zwei fremde Weiber; der Stürmer, ein reicher Büttner; zwei Alumni; ein fremd Knäblein von sieben Jahr. Beim sechsten Brand: ein Herr vom Adel, Junker Fleischbaum genannt. Nota bene, ein blind Mägdlein von fünf Jahren; ein fremder Knab; ein fremd Weib; des Ratsherrn Stolzenberger Söhnlein; Herr Nikodemus Hirsch, Chorherr im neuen Münster; Herr Christophorus Berger, Vicarius im neuen Münster; der Friedrich Basser, Vicarius im Domstift; Herr Lambrecht, Chorherr im neuen Münster. Nota bene, sind alle vier bei den obgenannten Bränden die Beichtväter gewest. — Beim siebenten Brand: Herr David Hans, Chorherr im neuen Münster — Nota bene, ist auch ein Beichtvater gewest, ist beim Meßlesen irrsinnig worden und hat den Kelch mit des Herren geweihtem Blut aus der Hand geworfen; des Ratsherrn Stolzenberger große Tochter; die Stolzenbergerin selber — Nota bene der Ratsherr Stolzenberger ist die Nacht vor dem Brand in den Main gesprungen; des Valkenbergers, eines reichen Kaufmanns fünfjährig Töchterlein ist heimlich gerichtet und mit der Bahr verbrannt worden. — Beim achten Brand: drei Vicari zu Hach; ein blind Mägdlein; des Richters Schellhar jung Eheweib; ein fremd Mägdlein von zwölf Jahr; ein fremd, bresthaftes Weib; die dicke Schneiderin; noch drei fremde Weiber; ein fremd Mägdlein von neun Jahr — Nota bene, hat in der Folter bis zum fürletzten Grad kein Wörtlein konfitiert, hat bloß allweil geschrieen: ‚Müetterle, hilf! Müetterle, hilf!'" Von Grauen geschüttelt, knüllte Herr von Sölln die Blätter zusammen, auf denen noch die Opfer von zweiundzwanzig Bränden verzeichnet standen. Die Tränen rannen ihm über das Gesicht, und wie von Sinnen rief er gegen die Decke des Saales: „Müetterle, hilf! Müetterle, hilf!" Er schleuderte den Knäuel der Blätter zu Boden, lehnte sich zitternd an die Mauer und fing in der Schwäche seines Alters zu schluchzen an.

Dumpfe Stille war im Saal. Auch den Doktor Pürckhmayer schien ein Erschrecken vor den Bildern dieses Briefes befallen zu haben. In dem Blick, mit dem er den Dekan betrachtetete, war nichts Feindseliges mehr. Zögernd ging er auf ihn zu und sagte: „Reverende! Ich habe nichts mehr dawider, daß Ihr den Klagekasten vom Kirchtor entfernen lasset."

Über die Herren an der Tafel kam ein verblüfftes Staunen. Herr von Sölln aber hatte nichts gehört. Er sprach unter Tränen vor sich hin: „Hilf, Müetterle, hilf! . . . Und die Mutter ist lang schon verbronnen gewesen! Ein fremdes Weib! Ist mit dem Kind in die Stadt gekommen . . . einen Kauf machen, oder ein Glück suchen. Ein fremdes Weib! Und einer, dem ihr Halstuch nicht gefallen, oder den eine Red verdrossen, die sie getan . . . der schreit in das Gäßlein hinaus: ‚So eine fremde Vettel, so eine fremde Hex!' Da laufen die Leut zusammen! Und das Weib wird grob . . . oder zittert vor Angst. Und die Spießknecht hören den Lärm und kommen gelaufen. Und packen das fremde Weib. Und dann steht das Weib vor dem Richter. In den spanischen Schrauben bekennt sie, was man ihr fürredet! Und ist schon verbronnen und hat noch allweil keinen Namen! Und in den Listen, da steht geschrieben: Ein fremdes Weib! . . . Ihr Herren, ach, ihr Herren! Heut in der Nacht, da bin ich die ganze Nacht vor meines Bruders Brief gesessen und allweil hab ich die drei Wörter angestiert: ein fremdes Weib! Daß sie Weib gewesen! Und fremd! Das ist ihr ganzes Verbrechen. Drum hat man sie verbronnen! Und allweil seh ich ihre Augen, in denen das Grausen ist . . . . das Grausen vor der Zeit, in der sie leben und brennen hat müssen! Und in den Gassen streunet ein neunjähriges Kind



Im Gamsgebirg'.
Gemälde von A. Thiele.

herum! Ist fremd! Und sucht die Mutter und traut sich an keinen Menschen an! Wird wie ein wildes Hündlein und kratzt und beißt! Und wird vom Schinder eingefangen! Und in den spanischen Schrauben schreit es: Müetterle, hilf, Müetterle, hilf!' . . . Allmächtiger! Herr im Himmel! Was für eine Zeit ist das!"

Im Nebenraum verstummte die Musik, und Doktor Besenrieder kam in den Saal gestürzt: ein Unerhörtes wäre im Salzwerk geschehen! Der Häuerprüfling Adelwart Köppel wäre mit dem Teufel im Bündnis. Und ein teuflisches Werk hätte er angerichtet. Wie auf blitzendem Unwetter wäre der Höllische durch den Berg gefahren. Jeder Stollen wäre voll gewesen von Feuer und Schwefelstank. Und Salzgut hätte der Teufel für seinen Bundesbruder aus dem Berg gebrochen, so viel, daß es mit tausend Hunden nicht zu fördern wäre. Und da hätte sich der Michel Pfnüer mit geweihtem Brunn in den Zauberschacht gewagt und hätte den Höllischen hineingeschworen in einen Salzblock. Und da säße nun der Teufel im Salz wie die gebackene Zwetschge in der Nudel. Und wenn die Herren im Saal die Fenster auftun möchten, könnten sie aus dem Tal herauf das Geschrei der tausend Menschen hören, die den Teufelsbündler in Fesseln gelegt hätten und den gebannten Satan auf einem Karren gefahren brächten.

Manch einer von den Chorherren schüttelte den Kopf; aber sie alle waren doch Kinder ihrer Zeit, und neben dem Zweifel wohnte in ihnen der Glaube an die Möglichkeit dieser Dinge. Pfarrer Süßkind stand bestürzt in diesem Aufruhr, während Magister Krautenden zum Fenster ging und die Scheiben aufriß — und richtig, da konnte man den tobenden Lärm vernehmen und da drunten das Gewimmel der Menschen sehen. Der geistliche Kommissar war ganz verstört. Immer bekreuzte er sich. Und der Schreck, der aus seinen Augen starrte, bewies, daß dieser Eiferer kein Heuchler war. Er glaubte, was er da zu hören bekam, glaubte an alles, was er im Münster und in der Pfarrkirche gepredigt hatte. Die Hände erhebend, schrie er mit erwürgter Stimme: „Ihr Unseligen! Ecce veritas! In dieser Stunde hat Gott gesprochen, um euch zu strafen für allen Zweifel eurer Schwäche! Danket dem Himmel, daß ich als Hirte in eurer Mitte bin, um das Land zu retten!" Den beiden Vikaren des Münsters befahl er, ihm zu folgen in Gottes des Allgnädigen Namen! Und eilte aus dem Saal, um mit allen heiligen Mitteln den Kampf wider den Teufel zu beginnen. Herr von Sölln blickte in diesen Aufruhr hinein, als versänke vor seinen Augen die Welt. Das Gesicht noch überströmt von Tränen, faßte er mit zitternden Händen seinen Kopf. „Allmächtiger! Bin ich denn irrgegangen mit meinem Glauben ein ganzes Leben lang?"

„Nur ruhig!" flüsterte ihm Prior Josephus zu. „Der Besenrieder ist ein Schaf! Erst müssen wir hören, was der Reizenstein vom Salzwerk meldet."

„Josephus!" sagte der Dekan beklommen. „Da kommt ein Schwarm von bösen Tagen auf uns heran! Der Unsinn, den der Sekretar gemeldet, wird sich erweisen als ein natürliches Ding. Doch nur für uns! Aber die Leute, Josephus! Seit Wochen ist alles geschehen, um sie jeder Torheit in den Weg zu treiben. Und der Vorfall dieses Abends wird ihnen die dunkelste Narrheit in die Köpfe werfen! Wie sie toben da drunten! Josephus! Wir gehen bösen Zeiten entgegen." Er drückte die Fäuste auf die Brust. Und als er sich vom Fenster abwandte, schien er ein anderer geworden. In Ruhe gab er seine Befehle. Um den Sekretarius loszuwerden, schickte er ihn auf die Suche nach dem Landrichter. Dann erteilte er zwei Chorherren die Weisung, alle Musketiere, Spießknechte und Dienstleute des Stiftes zusammenzurufen, die beiden Zugänge zum Hofe abzusperren und außer dem Gefangenen und dem Karren mit der res miraculosa nur jene einzulassen, die amtlich mitzureden hatten: den Hällingmeister und die Ältesten der Rottschaften.

Während der Lärm auf der Straße immer näher kam, verließen die Herren den Saal. Pfarrer Süßkind, der mit seinen langen Beinen durch den Korridor vorausgeschossen, blieb bei der Treppe stehen und schrie: „Da kommt der Reizenstein! Der lacht! So muß der Unsinn doch ein lustiges Färblein haben!"

Als Herr von Reizenstein, atemlos und mit brennendem Gesicht, den Korridor erreichte, drängten sich schon die anderen mit wirren Fragen um ihn her. Und der Dekan umklammerte den Arm des Stiftsherrn. „Rede doch, Adam! Rede! Um Gottes Willen! Was ist denn geschehen?"

„Hundert Hällinger sind verrückt geworden, weil einer unter ihnen ist, der mehr Verstand hat als die anderen alle. Freilich, mir selber wirbelt der Kopf. Aber so viel ich aus den Reden der halb Besonnenen hab schließen können, hat der Häuerprüfling für die Bergmannsarbeit ein neues Ding gefunden, das der Herrschaft großen Nutzen bringen kann. Er hat in einer Doppelschicht so viel an Salzgut gefördert, wie zwei Häuerrotten fördern in einem Wochenwerk. Das hat der Ferchner bezeugt!"

„Ecce veritas!" jubelte Herr Süßkind. „Ecce veritas!"

„Aber der Teufel?" stammelte der Dekan. „Was soll denn das mit dem Teufel sein?"

„Herr, das ist ein seltsam Ding. Unter dem Salzgut, das im Schacht gefallen, hat der Michel Pfnüer einen Block gefunden . . . und da hockt ein toter Mann im Salz."

Fast alle Stimmen schrien das nach: „Ein Mann im Salz? Ein Mann im Salz?"

„Das ist ein Ding, halb lustig und halb grausig. Und ich kann's den Leuten nicht verdenken, daß sie wie von Sinnen schreien: ‚Der Teufel, der Teufel!' Aber es muß ein Mensch sein, der da drinnen hockt im Salz. Er hat kein Leben mehr. Doch die forma humana ist unverkennbar."

Der Menschenschwarm, der vom Hällingeramte herkam, mußte den Stiftshof erreicht haben. Denn ein Geschrei aus hundert Kehlen brandete herauf zu den Fenstern des Korridors.

Herr von Sölln und alle, die bei ihm waren, eilten die Treppe hinunter. Nur Theobald von Perfall blieb zurück. Mit der verstümmelten Hand den weißen Bart streichend, sah er ruhig den erregten Herren nach. „Ein neues Ding? Und eines, das Verstand hat?" Er lächelte. „Wird wohl verworfen werden!" Dann ging er zu seiner Zelle, um in der Alchimistenesse das Feuer anzuschüren und den neu ersonnenen Weg zu versuchen, auf dem er den weißen Schwan zum Gehorsam zwingen wollte. Was kümmerte ihn der närrische Lärm da drunten? Was der tote Mann im Salz? Herr Theobald hatte nicht viel Jahre mehr zu leben. Da durfte er keine Zeit verlieren, wenn er den Roten Löwen blitzen machen und das arme Leben erlösen wollte von allen Nöten.

* * *

In der trüben Abendhelle ein Geschrei von hundert Menschen, daß in dem halb geschlossenen Hof des Stiftes die hohen Mauern widerhallten. Aber den Spießknechten und Musketieren war es noch ein leichtes, die Sperre zu wahren. Denn der größere Menschenhauf mit dem Karren, auf dem sie den gesulzten Teufel gefahren brachten, war noch weit zurück. Man hatte mit der Last des schweren Salzblockes auf der steilen Straße ein hartes Ziehen. So war der Trupp, der den gefesselten Buben führte, vorausgekommen und hatte sich verstärkt durch die Leute, die aus allen Gassen herbeisprangen und mit Gruseln von der Satansgeschichte hörten. Und da begannen sie das gleiche Schimpfen und Drohen, wie es drunten im Tal die Weiber der Hällinger getrieben hatten. Und in all diesem Lärm immer wieder die gellende Stimme des Kätterle, die ihres Buben Unschuld beschwor.

Mit geschlossenen Augen ging Adelwart zwischen den Häuern, die ihn vorwärts stießen. Der Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß er taumelte bei jedem Schritt. Doch ob auch sein Gesicht von roten Fäden überronnen war, um seine Lippen lag es wie das Lächeln eines Träumenden, der holde Bilder sieht.

Im Laienhof des Stiftes gab es ein Gedränge, daß die Häuer für den Gefangenen kaum eine Gasse fanden. Und

als man sie hineinließ in den Innenhof, fingen die kreischenden Weiber mit den Spießknechten zu balgen an, um sich den Eintritt zu erzwingen. Doch die Sperre wurde fest gehalten. Außer den Häuern, die den Buben führten, ließ man nur den Ferchner und den Hällingmeister in den Hof. Herr Gadolt, jetzt mit dem starren Gesicht, das er in der Amtsstube anzunehmen pflegte, trat auf den Gefesselten zu. „Kerl, wer bist du?"

„Nicht so scharf, Herr Richter!" sagte der Dekan. „Noch ist Euch dieser Mensch nicht übergeben. Noch ist er ein Untertan des Stiftes, und ich will mit ihm reden." Während vom Laienhof und vom gesperrten Kirchplatz her aus dem wachsenden Geschrei der Leute immer wieder die zur Ruhe mahnenden Stimmen des Franziskanerpriors und des Pfarrers zu hören waren, begann der Dekan die Häuer zu befragen. Vier von den Hällingern sagten fast gleichlautend aus, sie hätten gesehen, wie der Teufel unter Donnerkrachen und Schwefelstank auf einem feurigen Besen durch den Schacht geritten und bei des Pfnüermichels Bannspruch in den Salzblock gefahren wäre. Der Fünfte erklärte, bei dem Krachen und Feuern wäre ihm Hören und Sehen vor Schreck vergangen, aber im Salzblock hätte er den Teufel auch gesehen. Dann erzählte der Ferchner von dem Mißtrauen, das er wegen des unsinnigen Protokolls wider den Buben gefaßt hätte. „Und im Schacht, wie das Blitzen und Wettern angehoben hat, da bin ich freilich schiech erschrocken. Aber ich hab doch gleich gemerkt, daß alles eine vernunftbare Sach ist. Und hab dem Buben die Hand geboten, weil ich gemeint hab, er hätt ein neues, nutzbares Ding fürs Leben gefunden. Und da hat der Michel sein Brüllen angehoben: ‚Der Teufel, der Teufel!'" Nun sollte Meister Köppel aussagen. Sein Gesicht war von kalkiger Bläße. Und kaum vermochte er zu sprechen. „Ist alles gewesen, wie's der Ferchner sagt. Um's ander fragt doch den Buben selber, Herr! Der hat noch nie ein Wörtl gelogen und nie noch ein schlechtes Stuck verübt."

Da hielt es Herr Gadolt für notwendig, dem Dekan in lateinischer Sprache zuzuflüstern, die Aussage dieser beiden wäre verdächtige Beschönigung; vom Ferchner und vom Hällingmeister wäre es bekannt, daß sie das Kreuzmachen verlernt hätten.

„So?" Herr von Sölln trat auf Adelwart zu. „Rede! Was hast du angerichtet im Berg? Und wie ist dir ein solches Ding in den Sinn gekommen?"

Adel wollte sich aufrichten. Doch er blieb gebeugt. Und sagte mit matter Stimme: „Ich bitt, Herr, lasset mir das Blut aus den Augen waschen! Daß ich Euch sehen kann!"

Meister Köppel sprang zum Brunnen hinüber, riß von seinem Leinenhemd den Brustlatz herunter und tauchte ihn ins Wasser. Und während er dem Buben das Blut vom Gesicht wischte, sagte er: „Tu dich nicht sorgen, Adle!"

„Warum denn sorgen?" Adelwarts Gesicht, das unter den Blutspuren zum Vorschein kam, war kreidebläß — und gleich begannen aus den hundert kleinen Wunden wieder die roten Tropfen herauszuquellen. „Herr! Ich will alles sagen, wie's gewesen ist." Mühsam sprach er, und immer nach wenigen Worten mußte er Atem nehmen: „Leicht wisset Ihr noch, daß ich ein Jäger bin. Und beim Wildmeister hab ich Prob gestanden. Und wie ich den Probschuß mit dem Feuerrohr gemacht hab, ist der Widerhall an die siebenmal über alle Berg gelaufen. So viel schön ist das gewesen! Hab's nimmer vergessen können! Und weil mich der Wildmeister nicht genommen hat als Jäger, ist's gekommen, daß ich niederfahren hab müssen in den Berg." Er schloß die Augen, und das Kinn sank ihm auf die Brust.

Mit raschem Schritt trat Magister Krautendey auf ihn zu. „Man muß ihm die Fessel aufschneiden! Arteriarum exigui pulsus sunt!" Mit einem Zänglein, das er flink aus der Tasche gezogen, zwickte er die Stricke ab, mit denen Adelwarts Hände geknebelt waren. Der Bub atmete auf. Doch obwohl seine Arme jetzt frei waren, konnte er sie kaum bewegen. Und das Blut rann ihm wieder in dünnen Gassen über die Augen. Während ihm Meister Köppel mit dem nassen Lappen über das Gesicht fuhr, kam Prior Josephus, Stirn und Wangen von Schweiß bedeckt und mit verschobener Kutte. „Alles Reden ist umsonst. Die Leut sind wie die Narren."

Stockend fing Adel wieder zu reden an: „Das ist gekommen, daß ich allweil in der finsteren Tief hab denken müssen, wie licht die Höh auf den Bergen wär. Und wie ein Dürsten ist's in mir gewesen: daß ich's noch ein einzigsmal hören möcht, wie so ein Widerhall an die sieben Mal umlaufet um alle Berg. Aber Feuerrohr ist bei der Mutter keins im Haus gewesen. Tut nichts, hab ich mir gedacht, ich mach mir schon ein Rohr." Seine Stimme war so schwach, daß die Herren ganz nahetreten mußten, um bei dem Lärm, der vom Kirchplatz und vom Laienhof herübertönte, den Buben noch zu verstehen. „Von meiner Jägerzeit, da hab ich noch ein Pulverhorn mit Feinkraut im Kufer gehabt. Und in der Freischicht einmal . . . zehn Täg ist's her . . . da hab ich Kreuzmeißel und Hammer in den Sack geschoben und das Pulverhorn dazu und bin hinaufgestiegen auf den Göhl. In einen endsmäßigen Felsblock hab ich meißeltief eine Rohrseel hineingetrieben, hab sie mit Pulver ausgeschlagen und hab das Kraut mit Zunder angebronnen. Das Feuer ist aufgeflogen, einen Kracher hat's getan, wohl hundertmal fester wie ein Feuerrohr . . ."

Prior Josephus lachte. „Da haben wir den Hexendonner und die Kartaunen des Teufels!"

„Aber den Widerhall, den hab ich nimmer laufen hören. So hat's mich über den Haufen geschmissen. Und wie ich die Augen wieder auftu, rinnt mir das Blut über den Hals und übers Knie . . . und der endsmäßige Felsblock liegt in Scherben umeinander. Jetzt schauet, Herr . . . derweil ich mir das Blut getrocknet hab, ist mir das durch den Kopf gefahren: wenn das bißl Zündkraut so viel Kraft hat, daß es so ein Endstrumm Felsbrocken in Scherben auseinanderreißt, da müßt man sich ja leichttun im Berg! Beim Schachtbau und beim Häuerwerk! Da müßt man ja mit einem Fäßlein Zündkraut in einem Schnaufer so viel Salzgut brechen können, wie eine fleißige Rottschaft fördert in einer Woch."

Meister Köppel atmete auf, der Ferchner nickte, die fünf Häuer machten verdutzte Gesichter, und die Chorherren schwatzten in Erregung durcheinander. Denn das begriffen sie gleich, daß hier durch einen klugen Gedanken ein Ding gefunden war, das dem Stift und der Landschaft großen Nutzen versprach. „Bub! Das ist ja wie das Ei des Kolumbus!" rief Herr von Sölln in Freude, nicht weil er den Vorteil schätzte, sondern weil er die Gefahr dieser Stunde vermindert sah.

Der Landrichter schüttelte den Kopf. „Nihilominus est diabolus in re!" Und Doktor Besenrieder fügte hinzu: „Der Teufel ist nicht wegzuleugnen! Höret nur, Herr, wie die Leute schreien, die ihn bringen!" Der Dekan wurde ärgerlich: „Soll doch der Teufel den Teufel holen! . . . Erzähle, Bub! Und diesen Einfall hast du festgehalten?"

„Ja, Herr! Und Tag und Nacht hab ich gesonnen, wie ich's machen muß. Und heut vor acht Täg in der Nacht, da hab ich meine Jägertracht angelegt, bin auf Salzburg hinein und hab mir vom Schmied von Grödig, eh der Sonntag getaget hat, drei lange Bohrmeißel schmieden lassen, wie ich gemeint hab, daß ich sie brauchen tät . . . und bin ums Tag werden auf Salzburg zu und hab mir bei der Hofjägerei ein Fässel Büchsenkraut und Zündschnuren eingehandelt. Und bin um die Mittagszeit . . . da bin ich . . . um die Mittagszeit . . ."

Adelwart taumelte und wurde stumm.

„Bub! Was ist denn?" schrie Meister Köppel.

„Um die Mittagszeit, da bin ich . . . auf den Untersberg hinauf . . . und hab eine Prob gemacht . . ."

Der Lärm vor dem Markttor wuchs zu wildem Getöse, und man hörte die brüllende Stimme des Michel Pfnüer: „Platz für den Teufel!" Dann das grillende Geschrei der entsetzten Weiber.

„Krautendey! Und Römerhofer, du!" befahl der Dekan mit zerdrückter Stimme. „Hinüber zum Tor! Daß nur der Karren in den Hof gelassen wird!"

Inzwischen hatte Adel, vom Hällingmeister gestützt, mit lallenden Worten weitergesprochen: „Drei Bohrlöcher . . . hab ich in eine Wand getrieben . . . hab sie mit Kraut geladen . . . und die Schnür gelegt . . . und wie das Feuer aufgeflogen, da ist . . . von der Wand . . . ein Haufen Gestein herausgebrochen . . . Herr, wie ein Haus so groß . . ."

„Der Hexendonner am Sonntag!" rief Prior Josephus. „Wie die Teufel den Franziskanern Salut geschossen!"

„Und schauet, Herr . . . da ist mein Fürhaben . . . mein Fürhaben . . . ist erprobt gewesen . . ."

Auf dem Münsterturm begannen alle Glocken zu läuten. Und Herr von Sölln fuhr auf, erschrocken und in Zorn. „Wer hat das anbefohlen?" Er wollte zum Münster hinüber. Aber da sah er den Buben taumeln und lautlos auf die Erde hinstürzen. „Ferchner! Jonathan! Traget den Buben hinauf in meine eigene Stub! Nur schnell!" Er warf einen besorgten Blick hinüber zu dem tobenden Gedräng beim Laientor. „Leget den Buben auf mein Bett! Waschet ihn mit Essig! Dann schick ich den Krautenden."

Am Münster wurde das Tor geöffnet, ein Weihrauchwölklein wehte über die Kirchenschwelle heraus, und drei Lichter flackerten in der Dämmerhelle des sinkenden Abends. Doktor Pürckhmayer, mit der brennenden Kerze und im Räuchermantel, erschien zwischen den beiden Vikaren, die neben den flackernden Lichtern den Weihbrunnkessel und das qualmende Rauchfaß trugen. Feierlich einherschreitend, sangen die drei das Credo in Deum. Doch ihr frommes Lied ging unter im Schall der Glocken und in dem Stimmgetöse, das den Hof umbrauste und aus dem das Gebrüll des Michel Pfnüer und die gellende Stimme des Pfarrers Süßkind herausscholl: „Leut! So nehmet doch Vernunft an! Schauet! Das ist ja ein Mensch! Ein Mensch! Ein Mensch!"

Als Herr von Sölln den kirchlichen Aufzug sah, der vom Münster herkam, rief er bestürzt: „Um Christi willen! Das wirft ja den Leuten noch Feuer in die Köpf!"

Beim Laientor wurde, als man den Karren mit dem eingepöckelten Satan durchließ, von der tobenden Menge die Sperre gebrochen. Ein Knäuel schreiender Menschen drängte sich hinter dem vom Michel Pfnüer und einem Dutzend Hällinger gezogenen Wagen her. Aus dem Gewühl sprang wie eine Irrsinnige das Kätterle heraus und grillte: „Mein Bub! Wo ist denn mein Bub!" Gerade sah sie noch, wie man den Ohnmächtigen in den Flur des Stiftes trug, und da rannte sie schluchzend zum Tor und hinter den Männern her.

Im tobenden Gedräng der Leute fuchtelte Herr Süßkind mit den Armen. Und Magister Krautenden sprang auf die Chorherren zu und erklärte dem Dekan: „Auf Ehr und Gewissen, Herr, das ist ein Mensch! Der muß vor tausend und tausend Jahr in die Salzmuhren versunken sein. Und da ist er selber Salz und Stein geworden. Und jetzt hockt der Mann im Salz da drinnen, ein Toter, doch cum forma vitae conservata, wie der Käfer in dem gelben Bernstein, den ich Euer Gnaden jüngst gewiesen hab in meiner collectione metallorum."

Die Leute, die sich auf dem Kirchplatz angesammelt hatten, sahen die Menge durch das Tor des Laienhofes hereinströmen, und da brachen auch sie die Sperre und rannten zu Hunderten auf den Karren zu. Dadurch wurde der geistliche Kommissar vom Ziel seines Eifers abgeschnitten. Den frommen Gesang unterbrechend, rief er immer wieder: „Raum für die Diener Gottes!" Doch in all diesen schreienden Menschen war die von Erregung und Gruseln durchfieberte Neugier zu dieser Stunde größer als die Ehrfurcht vor den Dienern des Himmels. Es staute sich ein solches Gedräng um den Karren her, daß die Chorherren dicht an den Salzblock gedrängt wurden und den vom Michel Pfnüer gebannten Satan aus recht beklommener Nähe betrachten konnten.

Schon dämmerte der Abend. Doch trotz des schummernden Lichtes konnte man in dem rötlich glasigen Salzblock noch deutlich diese zittrig verschwommene, menschliche Form erkennen. Der Block war so auf den Wagen gehoben, daß der Mann im Salz wie zum Sprung geduckt auf den Knieen lag. Diese Stellung, die verdrehten Beine mit den gespreizten Zehen, wie sie der Frosch beim Schwimmen macht, diese faunische Fratze des von rotbraunem Haarwust umsträubten Gesichtes, das Tierische dieses halbnackten Körpers in den formlosen Fellzotten — das war ein Anblick, der neben all seiner grausigen Seltsamkeit doch etwas Komisches hatte. Und bei aller Erregung dieser Stunde fand auch einer der Chorherren — es war Herr Piessjer — ein Wort, das diesen Eindruck aussprach: „Was der da drinnen sich denkt, das weiß ich. Der denkt sich: Ich möcht hinaus." Schwer atmend schüttelte Herr von Sölln den Kopf. „Wie kann man scherzen vor der verewigten Qual eines Menschen!"

„Ein armer Teufel!" sagte Prior Josephus. „Wie sauer muß es ihm um die Seel gewesen sein, bis er da drinnen zur Ruh gekommen."

Was die Herren sprachen, ging unter in dem tosenden Lärm. Doch alle Stimmen überbrüllte der Michel Pfnüer, der bei der Deichsel des Karrens stand und das Eigenlob seines Mutes ausschrie, mit dem er den Teufel bei den Kutteln gepackt und unter Gottes Beistand gebändigt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Fischweid.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Auf dem Plötzenfang.

Was das Weidwerk in die Küche liefert, erfreut sich allgemeiner Wertschätzung, gleichviel ob es sich um Hase, Huhn, Schnepfe oder Hirsch und Reh handelt. Was bei der Fischweid erbeutet wird, unterliegt manchmal seitens der Hausfrau einer recht abfälligen Beurteilung. Da gibt es Fische mit einem Reichtum an Gräten, der jeden Genuß unmöglich macht, andere wiederum sollen geradezu unschmackhaft sein, wie z. B. der Döbel, von dem der Chronist Hartknoch sagt:

„Man koche oder brate den Döbel,
„So schmeckt er immer übel!"

Auch die Plötze gehört zu den Fischen, die im allgemeinen als minderwertig erachtet werden. Doch zu Unrecht! Ihr Fleisch schmeckt ja etwas weich und süßlich, aber nur wenn es falsch zubereitet wird. Man darf die Plötze nicht, wie es an vielen Orten üblich ist, mit einer Milchsauce zubereiten, die den weichlichen Geschmack noch verstärkt, sondern man koche sie in einer scharfen Sauce von Meerrettig oder Dill.

Es wäre volkswirtschaftlich unrichtig, wollte man der Plötze nur die Aufgabe zuerteilen, den Raubfischen Hecht, Zander und Barsch als Futter zu dienen. Das könnte übrigens auch erst dann geschehen, wenn die Fischwirte gelernt haben werden, mit Hilfe der halbkünstlichen Fischzucht in jedem Gewässer nur einige Arten zu züchten, entweder Karpfen und Bleie oder Raubfische. Den Beweis für die Möglichkeit hat der bekannte Forstmeister Reuter-Ziehdichum erbracht, der in seinen Seen den Zander so stark vermehrt hat, daß er den Hauptertrag liefert.

Aber selbst, wenn diese Kunst allgemeine Anwendung findet, wird es noch genug Gewässer geben, aus denen man



In einem Walliser Wirtshaus.
Gemälde von O. Freiwirth Lützow.

die Überzahl der Plötzen wegfangen muß, damit sie wertvolleren Fischen nicht Raum und Nahrung beschränken. Jetzt — das kann man ohne Übertreibung sagen — ist keine andere Fischart in keinem Gewässer so stark vertreten wie die Plötze, abgesehen von den wenigen Fällen, in denen das Rotauge oder die Güster an ihre Stelle getreten ist.

Dem Aussehen nach ist die Plötze ein gefälliger Fisch. Der Rücken dunkel, die Seiten und der Bauch silberweiß, die Flossen lebhaft rot gefärbt. Im Wasser flink und gewandt, schwärmt sie scharenweise dicht unter der Oberfläche, um die herabfallenden Mücken zu haschen, oder sie zieht im Schilf umher, um die jungen Triebe und Blättchen der Wasserpflanzen abzuweiden, die ihre Hauptnahrung ausmachen. In großen tiefen Seen erreicht sie ein Gewicht von zwei Pfund. Meistens wird sie aber gefressen oder gefangen, ehe sie ein Pfund schwer geworden ist.

Niemand liebt sie so zärtlich wie der Stippangler. Wenn kein anderer Fisch beißen will, die Plötze geht jederzeit an die Angel, mag sie mit einem Regenwurm, einer gekochten Erbse oder einem Stück Teig beködert sein. Sie kehrt sich auch, so lange sie klein ist, nicht daran, daß der Haken groß und an einer deutlich sichtbaren Schnur befestigt ist. Ohne zu zögern, stürzt sie sich auf den herabsinkenden Köder und schießt mit ihm davon, um ihn unterwegs zu schlucken. Dadurch erwirbt sie sich die Hochachtung aller Anfänger der Angelkunst.

Wird sie größer, etwa einhalb Pfund schwer, dann ist sie nicht mehr so leicht zu berücken. Sie wird wählerisch im Köder und hält sich fast nur in der Tiefe auf, wo sie zu gewissen Stunden an der Scharkante, d. h. an dem geneigten Abfall des seichten Ufers zur Tiefe, emporsteigt, um zu weiden. Es gehört also eine gewisse Kunst und Wissenschaft dazu, um große Plötzen zu angeln. Trotzdem wird diese Beschäftigung von den Vertretern des hohen Angelsports, der nur mit Rolle und künstlichem Köder „fischt", sehr gering eingeschätzt. Seit einiger Zeit haben jedoch die Engländer, die in der Angelkunst unsere Lehrmeister gewesen sind, an dem Plötzenfangen Geschmack gewonnen, und da dort diese Beschäftigung sofort zum Sport erhoben worden ist, wird die Rückwirkung auf Deutschland nicht ausbleiben!

Die Gefahr, meinen sportlichen Ruf zu mindern, ist demnach nicht sehr groß, wenn ich offen eingestehe, daß ich noch heute die Plötze gern fange, sowohl mit der Angel wie mit dem Netz. Das Eine gehört ebensogut zur Fischweid wie das Andere. Begnügt sich doch oft genug der Weidmann damit, Karnickel zu schießen oder mit Hilfe des Frettchens zu fangen. Und so ganz reizlos ist die Netzfischerei auf Plötze durchaus nicht. Wenn an einem stillen Sommertage die Sonne vom wolkenlosen Himmel glühende Strahlen herabsendete, die man auf dem glatten Seespiegel doppelt empfindet, dann kam mein Kumpan Stomber zur Försterei, um mich zu einer Fahrt auf den See zu überreden . . . Sicherlich gehört eine große Passion dazu, in solcher Glut stundenlang die Ruder zu ziehen. Aber wenn man jung ist und an jeder Strapaze Vergnügen empfindet . . . Und zur Erfrischung warf man öfter die wenigen Kleidungsstücke ab und sprang in die Flut . . .

Wir hatten mehrere Kilometer zu fahren, ehe wir auf unseren Fanggründen in der Baranner Bucht anlangten. Der ganze etwa 600 Morgen große Seearm ist seicht, meist nur eine Klafter tief. In den siebziger Jahren hatte die „Wasserpest", die Elodea canadensis, von der Bucht Besitz ergriffen. An vielen Stellen standen die Pflanzen so dicht, daß die wilden Enten auf der verfilzten Oberfläche zu Fuß hin und her spazierten.

Man hat oft und heftig darüber gestritten, ob diese Pflanze, die in wenigen Jahren alle flachen Buchten und kleinen Flüsse vom Grund bis zum Wasserspiegel vollwuchs und jahrelang in gleicher Üppigkeit wucherte, bis sie den Kalkgehalt des Bodens erschöpft hatte, dem Fischbestand unserer Gewässer geschadet oder genützt hat. Nach meinen Beobachtungen hat sie nur zwei Fischarten geschädigt: den Zander und den Stint. Aus welchen Ursachen, das ist nicht zu ergründen. Aber es ist Tatsache, daß diese beiden Fische in Gewässern, in denen die Wasserpest überhandgenommen hatte, so völlig verschwanden, daß sie dem Fischer gar keine oder äußerst geringe Erträge lieferten. Alle anderen Fische sind durch die Elodea gefördert worden. Die junge Brut war in dem dichten Blättergewirr gegen Nachstellungen geschützt, denn dort konnte ihr kein Raubfisch etwas anhaben. Trotzdem kam der Hecht auf seine Rechnung, da alle Friedfische, die Grünweidefische wie die Kleintierfresser sich dorthin zogen, weil sie dort reichliche Nahrung fanden. Und sein Räuberhandwerk wurde ihm leicht. Scharenweise zogen Plötzen, Rotaugen, Güstern und auch Brassen dicht an seiner Schnauze vorüber, so daß er nur vorzuschießen brauchte.

Wie ein Bild der Ruhe und des tiefen Friedens liegt der Seespiegel da. Doch nur scheinbar. Was er deckt, ist ein erbarmungsloser Kampf ums Dasein, viel heißer und heftiger als auf der Erde. Kaum ist die Plötze im Röhricht dem Rachen des Hechtes durch eine blitzschnelle Wendung entronnen, da jagt schon im freien Wasser der Barsch hinter ihr. Ein plumper Gesell, aber ausdauernd und zäh im Verfolgen, der seine Beute müde hetzt. Und schließlich kommt der Mensch mit seinem Netz und fängt den Räuber wie den Friedfisch.

Jahrelang war es dem Pächter im Sommer nicht möglich, diese Bucht mit dem Zugnetz zu befischen. Dafür lieferten die Reusen und Stellnetze um so größere Erträge an Hechten und Schleien. Und erst unsere fängischen Staknetze! Drei oder vier aneinander gebunden, wurden am Rande des Krautfeldes aufgestellt. Mit großer Anstrengung zwängten wir den leichten Kahn kreuz und quer über die einer Wiese gleichende Fläche, tosend und gurgelnd fuhr der Sturgel immer und immer wieder zur Tiefe nieder. Und der Erfolg lohnte unsere Anstrengung reichlich. Dicht steckten die glänzenden Weißfische aller Art in den Maschen, hin und wieder hatte sich auch ein Hecht oder ein Schlei einen Beutel ausgestoßen . . . Eine Stunde oder länger dauerte es, bis wir alle Fische aus dem Netz gelöst hatten. Dann wurde noch einmal getrieben . . .

Zu Hause warteten schon weibliche Hilfskräfte aus dem nahen Dorfe, um die Plötzen sofort zu schuppen, auszuweiden und scharf einzusalzen. Inzwischen war der große Backofen geheizt worden. Ladung auf Ladung wurde hineingeschoben und knusperhart gebacken. In dieser Zubereitung hält sich die Plötze, trocken aufbewahrt, monatelang. Sie ersetzt zu Frühstück und Vesper das Brot samt Zukost, und zu den Suppen, wie sie im Osten von Sauerkohl, roten Rüben oder Pilzen gekocht werden, gibt sie das „Fleisch" ab . . .

In den stillen Nächten des November, kurz vor dem Zufrieren der flacheren Seen ist die Hauptfangzeit. Dann ziehen sie sich nach den wenigen tiefen Stellen in Scharen, die jeder Schätzung spotten. Wie wenn Regentropfen auf das Wasser fallen, so hört sich das Springen der Fische an. Ein Insekt, nach dem sie jagen, ist sicherlich nicht vorhanden, es muß also die reine Lust am Dasein sein, die sie zum Springen antreibt. Je finsterer die Nacht, desto besser für den Fang. Manchmal sahen wir auf die halbe Kahnlänge voneinander nur einen unbestimmten dunkeln Fleck, aber ein Lichtlein am Ufer, ein Hundeblaff aus dem Dorfe genügte, um uns zurechtzufinden. Und doch kam es vor, daß wir die Netze zu tief ausstellten. Verloren konnten sie uns nicht gehen, denn an jedem Ende war mit fester langer Leine ein wasserdichtes Fäßchen angebracht. Waren die Netze in gerader Linie in die Tiefe gelassen, dann wurde mit dem dünnen Ende des Sturgels kräftig im Wasser geplätschert, während der zweite den Kahn mehrmals über den Netzen hin- und herfuhr.

Ob das sanfte Geräusch die Fische lockt oder scheucht? Aber der Erfolg war stets wunderbar. Von beiden Seiten steckten die Plötzen im Netz, das sich im Kahn zu einem schimmernden Berg anhäufte und ihn durch die Last der Beute tief eintauchen ließ, so daß ich eilends das mit den Netzen eingeholte Wasser ausschöpfen mußte. Vorsichtig trieb ich dann

den Kahn ins Röhricht. Dort saßen wir stundenlang, mit dem Verlesen der Netze beschäftigt. Das Auge half uns dabei nichts. Nur das Gefühl der tastenden Finger.

Das sind noch jetzt in meiner Erinnerung herrliche Stunden! Der ganze dunkele Himmel von leuchtenden, funkelnden Sternen bestreut. Auf dem Wasser ein leichter Hauch von Nebel, der ihr Spiegelbild verschleiert. Rings um uns raschelt das Rohr, das sich vor einem Hauch beugt, den wir nicht spüren. Und Stille, tiefe Stille! Nur in weiter Ferne ein dumpfes Rollen . . . Das ist der Nachtzug von Königsberg. . . . In uns beiden lag ein Gefühl, das uns nur mit halblauter Stimme sprechen ließ.

Wovon wir uns unterhielten? Von den zahllosen Koboldeu, mit denen der Masur Wald und See, Feld und Haus bevölkert. Und mein alter Stomber kannte sie alle. Von jedem wußte er eine Geschichte zu erzählen!

In mancher Nacht unterhielt uns der Fall zahlloser Sternschnuppen. Dann erzählte mein Kumpan wundersame Geschichten von den Sternen. Auf jedem sitzt ein Englein. Wofür es gestraft wurde, das wußte der Alte nicht, aber eine Strafe mußte es doch sein, daß es in die kalte, finstere Nacht hinabgestoßen wurde. . . . Und mit dem Finger durfte man nie, weder auf Sonne und Mond, noch auf ein Sternlein zeigen. . . . Das wäre Sünde. . . .

Der größte Plötzenfang der Welt wird am Spirding betrieben. Das gewaltige Süßwasserbecken ist durchweg flach. Deshalb strömen im Frühjahr die Weißfische der meilenlangen tiefen Seitenarme, des Beldahn-, des Nikolailer-, des Talter sees in den Spirding, um dort zu laichen und den Sommer zuzubringen. Sowie jedoch die Herbststürme das große Becken aufzuwühlen beginnen, strömen die Fische wieder nach den tieferen Gewässern ab. Dann versammelt der Pächter zehn, zwölf Zuggarne an der Fähre von Wiersba, die über den Beldahn führt. Dicht davor liegt eine winzige bewaldete Insel und dahinter eine flache Sandbank. Auf diese werden alle Garne gleichzeitig angelegt und gezogen, aber nur nachts.

Das ist ein malerisches Treiben. Auf der Insel brennen mehrere starke Feuer. Bei ihrem Schein werden die gefangenen Plötze in die zwei Scheffel haltenden Tonnen, Solanken genannt, verpackt und ans Land geschafft, um zu Wagen in das Hauptquartier Glodowen gebracht zu werden. Die wertvolleren Fische werden in die Hüttkasten, von denen eine ganze Flottille am Ufer liegt, je nach Größe und Art verteilt. Das Hasten, Drängen und Schreien der im Feuerschein arbeitenden Männer, das Ausschöpfen der Fische aus dem Netzsack, das Ab- und Zufahren der Kähne geben ein eigenartiges Schauspiel. Im Morgengrauen hängen die Fischer ihre nassen Netze auf den im Wasser stehenden Pfählen auf, hüllen sich in ihre Decken und Mäntel und strecken sich am Boden aus, um einen langen, tiefen Schlaf zu tun.

Erst am Nachmittag stehen sie auf, zünden Feuer an und kochen in geräumigen Kesseln alle Fische, die sie in den Flügeln erbeutet haben. Dann liegen sie schmausend und trinkend, bis der hereinbrechende Abend sie wieder zur Arbeit ruft.

Dort im Beldahn habe ich auch gelernt, wie man es anstellen muß, um die allergrößten Plötzen in der Tiefe mit der Angel zu fangen. Durch einen Grünrock lernte ich den Schulzen des Filipponendorfes Piaslen kennen, meinen jetzigen Freund Iwan . . . Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts floh die Sekte der Filipponen oder Lippowaner, um den Verfolgungen, die sie ihres Glaubens wegen erdulden mußten, zu entgehen, aus Rußland nach Ostpreußen. Hier wurden sie gastlich aufgenommen und in mehreren Dörfern in der Johannisburger Heide auf Rodland angesiedelt. Aber sie vergalten die Gastfreundschaft schlecht, denn sie wurden bald die ärgsten Wild- und Fischdiebe, die den Beamten Gewalt entgegensetzten. Im Fischfang sind sie sogar den Masuren über, und in der Kunst des Angelns kann sie auch niemand übertreffen.

Mein Freund Iwan war aus der Art geschlagen. Er war freiwillig als Soldat bei der Garde eingetreten und hatte dort Deutsch sprechen, lesen und schreiben gelernt, so daß er es bis zum Unteroffizier brachte. Im Besitz eines ansehnlichen Gutes saß er als Vertrauensmann der preußischen Regierung unter seinen Stammesgenossen und hielt sie in strammer Zucht. Wie oft ist er nicht mit mir, als ich dort die Seen peilte und erforschte, zum Angeln hinausgefahren! Gerade über dem Dorfe hob sich der Seeboden aus großer Tiefe zu einer lang gestreckten Bank, über der nur etwa zehn Klafter Wasser stand. Dort warfen wir einen Anker aus, ließen den Kahn mit dem Winde abtreiben und stellten ihn dann durch einen schweren, mit Seesand gefüllten Sack fest, den wir auf den Grund hinabließen.

Die Angeln bestanden aus einem fußlangen Stock und langer mit Blei beschwerter Schnur, die am Ende einen winzigen Haken trug. Als Köder diente der Rotwurm, der unter vermodertem Laub gefunden wird. Gleich beim ersten Male war uns das Glück hold, oder, wie der Angler sagt: „Petri Heil" beschieden. Kaum hatte mein Haken den Grund erreicht, als ich schon ein starkes Zucken in der Hand verspürte. Sofort warf ich den Stock beiseite und holte mit beiden Händen die Schnur ein, bis ich eine Plötze von anderthalb Pfund im Kahn hatte. Iwan lachte dabei. Dann zeigte er mir, wie man durch abwechselndes Unterfangen die Schnur auf beide Arme aufhaspelt, damit sie beim Einsenken sich nicht verheddert.

Ein Vergnügen war's, aber ein Vergnügen, das den Schweiß aus allen Poren treibt, wenn die Plötzen gut beißen, wie an jenem Tage. Im vorigen Jahr habe ich die Rolle, die als Wahrzeichen sportmäßigen Angelns gilt, zu Hilfe genommen, so daß mein Plötzenfang nunmehr vor der schärfsten Kritik als sportgemäß bestehen kann. Mein Freund Iwan meinte freilich, seine Haspelei mit den Armen ginge schneller und wäre sicherer als meine teure Rolle, aber was versteht solch ein Hinterwäldler aus Masuren von Sportangelei? . . .

Petri Heil!

Grenzen der Liebe.

(Schluß.)

Erzählung von Adam Müller-Guttenbrunn.

Im Palais wurden Werner und seine Frau bereits erwartet. Der Pförtner hatte den Architekten des Hauses, den Tapezierer und einige andere Handwerksleute bestellt, und Emma nahm jetzt mit ihrem Manne und dem Architekten eine Überprüfung der Situation vor. Sie schmeichelte dem Hofrat jeden Vorschlag, den er zu machen wagte, wieder ab. Das ganze Palais mit all seinen Gemächern war ein großes Kunstwerk. Und es wäre schade, etwas zu zerstören, da man ja in Jahresfrist doch wo anders wohne. Sie redete von einem ländlichen Hause in den Landhausanlagen von Währing, was dem Hofrat sehr gefiel, und interessierte auch den Architekten so sehr für den neuen Plan, daß man mit schönen Redensarten über das Vorhaben, den Hofrat nach seinen Wünschen hier zu installieren, hinwegkam und alles beim alten blieb.

Werner hatte die Absicht, die Emma verfolgte, gemerkt und schwieg. Er hatte hier ja nicht zu bestimmen. Das Haus gehörte seiner Frau.

Aber als sie endlich allein waren, sagte er doch seine Meinung. Er sehe ja ein, daß es ihr bei ihm nicht gefallen konnte und daß seine unmodernen Sachen in dieses Haus

nicht passen. Er wolle sich auch gern von seinen Mobilien trennen, bis das neue Haus gebaut oder gekauft sei. Dort aber, darauf bestehe er, müßten zwei Zimmer für ihn und sein Mobiliar zur Verfügung gestellt werden, so daß er seine jetzige Wohnung, genau so wie sie ist, dahin übertragen könne. Diese bescheidene Wohnung sei nun einmal der Ausdruck seines persönlichen Geschmackes und seiner Persönlichkeit, und sie könne doch nicht wollen, daß er sich fremd fühle in ihrem Hause.

Sie sagte ihm die Erfüllung all seiner Wünsche zu, scherzte und schmollte ihm seine Bedenken fort und überwies ihm schließlich das kunstvolle Arbeitszimmer ihres verstorbenen Mannes, alle Schränke und Garderoberäume, die jener im Gebrauch hatte, und er mußte ihr versprechen, noch vor ihrer Rückkunft einzuziehen und sie schon als neuer Hausherr zu erwarten, wenn sie Mitte September vom Traunsee zurückkomme.

Er fügte sich. So war der Zweck ihres Kommens erreicht, und sie fuhr pünktlich mit dem Abendzuge der Westbahn wieder in ihre Sommerfrische zurück. Werner hatte sie begleitet. Als er wieder aus der Bahnhofshalle kam, gab er dem Fiaker, mit dem sie gekommen waren, den Abschied und fuhr mit der Straßenbahn bis zur Ringstraße, von wo er sich in seine geliebte alte Gaststube zum „Lothringer" begab. Er verbrachte den Abend allein an seinem Tische, denn die Freunde waren teils noch auf dem Lande. Auch wurde das Burgtheater erst in einigen Tagen wieder eröffnet, die Saison hatte auch beim „Lothringer" noch nicht begonnen. Sinnend saß er da und nahm schon im Geiste Abschied von den traulichen Räumen, in denen er so viele gemütliche Stunden verbracht hatte. Denn daß diese ganze Art zu leben in kurzer Zeit ein Ende haben würde, das war nun ganz klar. Die letzten Wochen aber wollte er es doch noch führen wie in all den Jahren seiner Junggesellenzeit.

* * *

So wie Emma es gewünscht hatte, war alles geschehen. Hofrat Eugen Edler von Werner hatte seine trauliche Klause, die ihm von seiner Frau brieflich noch als ein nicht mehr standesgemäßer Aufenthalt bezeichnet worden war, verlassen. Er war in ihr Palais übergesiedelt und hatte außer seiner Garderobe und ein paar Büchern nur das Notwendigste mitgenommen, um die stilvolle Harmonie seiner neuen Wohnräume nicht zu stören. Bei der Auswahl der mitzunehmenden Gegenstände tat ihm das Herz weh. Er war umringt von tausendfältigen Erinnerungszeichen, eine ganze Chronik des alten Burgtheaters hing an seinen Wänden, und überall grüßten ihn die Andenken an seine Eltern. Zu seiner Bücherei, die eine ganze Wand einnahm, hatte schon sein Vater den Grundstein gelegt. Sie sah ein wenig verstaubt und verbraucht aus, weil die Mehrzahl der Bücher gar nicht gebunden war, und es gab Werke darin, die er zehn Jahre nicht mehr in der Hand gehabt hatte. Aber sich von ihnen zu trennen, sie einem Antiquar in den Rachen zu werfen, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Wohin damit? Und wie vollgestopft die zwei Zimmer waren! Was sollte er damit anfangen? Ein Magazin mieten? Ganz zuletzt war ihm der erlösende Gedanke gekommen: die Wohnung, die noch nicht weiter vermietet war, einstweilen für ein halbes Jahr zu bezahlen und sie selber als sein Magazin zu betrachten. Dieser Einfall schien ihm ganz ausgezeichnet, er kam ihm wie eine Erlösung vor, und seine alte Frau Blumauer war auch höchlich damit zufrieden. Ihr selbst bangte ebenfalls vor einem neuen „Zimmerherrn", vor neuen Verhältnissen. So wurde das Abkommen getroffen, und Werner schied leichten Herzens. Er wußte alles, was er besaß, in guter Verwahrung, und wenn er einmal etwas benötigen sollte, war es ihm doch hier viel leichter zugänglich als in irgend einem Magazin.

Frau Emma war höchlich befriedigt, als sie bei ihrer Heimkunft den Gatten so aufgeräumt und munter fand in seiner neuen Würde. Und sie bewunderte seine Zurückhaltung, als sie sein Arbeitszimmer gemustert hatte. Auf dem Schreibtisch standen allerdings ein paar Dinge, die nicht dahingehörten, aber sonst war alles geblieben wie es war. In den Bücherschrank wollte sie lieber nicht hineinsehen, der war ja geschlossen.

Die ersten zwei Wochen vergingen rasch unter hundert kleinen und großen Sorgen. Die Wirtschaft war wieder in Gang zu setzen mit Rücksicht auf den neuen Herrn, der um 10 Uhr vormittags das Haus verließ und erst gegen 3 Uhr aus dem Ministerium wiederkam. Die Equipage, die ihm angeboten wurde, hatte er abgelehnt. Neue Pferde waren da, die erst eingefahren werden mußten. James hatte seine Nachprüfung in Mathematik nicht bestanden, und Emma warf den Hofmeister aus dem Hause, denn es lag ja offenbar nur an ihm die Schuld, daß der Junge neuerdings eine Klasse des Gymnasiums wiederholen mußte. Werner wollte vermitteln, denn der Hofmeister hatte ihm sehr gefallen, aber da kam er übel an bei seiner Frau. Sie hatte entschieden, und dabei blieb es. Und mit James ein ernsthaftes Wort reden? Der Knabe wich ihm so auffallend aus, er vermied selbst bei Tisch jede direkte Anrede. Der Hofrat fühlte, daß seine Einmischung nicht am Platze war, und ließ die Sache laufen.

Als der Oktober da war, mußte man endlich die hundert Besuche in dem Bekanntenkreise der Frau machen, er mußte doch vorgestellt werden. Man sah ihn vierzehn Tage lang nur auf flüchtige Minuten im Bureau. Und als auch das vorüber war, begannen die täglichen Praterfahrten vor Tisch wieder, und Emma ließ ihn jeden Tag schon um halb zwei Uhr im Ministerium abrufen, denn sie saß unten im Wagen und wartete. Einige Male mußte er sich entschuldigen. Dann aber gab es manchmal eine Konferenz beim Sektionschef oder beim Minister, er durfte gar nicht gestört werden, und Emma mußte auch ohne Entschuldigung allein fahren. Darüber war sie immer verletzt, sie mußte an solchen Tagen immer erst versöhnt werden. Zu überzeugen war sie nicht, daß er nicht kommen konnte, wenn er gewollt hätte. Sie erklärte ihm, daß sie viel weniger darüber verletzt sei, daß sie hinter seinen Geschäften zurückstehen müsse, als darüber, daß ihr Gemahl kein freier Mann sei. Das hätte er doch gar nicht nötig. Er habe seinen Titel und seinen Adel und könne als ihr Mann doch ganz unabhängig leben. Er möchte doch seinen Abschied nehmen.

Dazu konnte er nur lachen. In zehn oder fünfzehn Jahren, vielleicht. Aber heute? Nein, das konnte ihr Ernst nicht sein.

Es kam die Zeit der Rennen. Werner hatte ein einziges Mal in seinem Leben ein Pferderennen gesehen, und es war ihm keine angenehme Erinnerung. Jetzt aber sollte er immer mit dabei sein. Und James saß ihm trotzig auf dem Rücksitz gegenüber, wenn sie zu einem Rennen fuhren, und er redete mit seiner Mutter eine Sprache, die er, Werner, gar nicht verstand. Der Bursche kannte alle Pferdegeschlechter Europas und Arabiens bis ins dreißigste Glied, und er spielte und wettete auf dem Turf wie ein Tollhäusler. An Geld fehlte es ihm nie, und der Hofrat hatte kein Recht, ihn danach zu fragen.

Aber mit den Wiener Rennen war es nicht abgetan. Emma wollte auch bei den Pferderennen in Ofen-Pest und anderen Städten nicht fehlen. Selbst in Paris und London wollte sie sein. So war sie es gewohnt. Das alles mitzumachen, lehnte der Hofrat ab. Emma aber nahm überallhin den Jungen mit, den Gymnasiasten. In der Schule wurde er nachträglich mit irgend einem erfundenen Unwohlsein entschuldigt. Werners Ermahnungen blieben ohne Wirkung auf Emma. Trotzig entgegnete sie: da sie keinen Mann habe, müsse sie sich eben von ihrem Sohn begleiten lassen. Und durch diese Bemerkung war früh ein Mißklang in ihre Ehe gekommen.

Jeden Abend, an dem seine Frau nicht in Wien war, verbrachte Werner im Burgtheater und im „Lothringer". Denn auch um dieses Vergnügen war er in der letzten Zeit gekommen. Emma hatte ihre Loge in der Hofoper, und es war seine Pflicht, sie dorthin zu begleiten. Nun war ihm aber

das gesungene Drama ein Greuel. Kaum einmal im Monat, nur bei seltenen Erstaufführungen, war es ihm möglich, Emma zu bestimmen, das Schauspielhaus mit ihm zu besuchen. Und so waren denn eigentlich die Abende seine vergnügtesten, an denen seine Frau nicht daheim war, an denen er sich selbst gehörte.

Nach einem solchen Abend war er einmal in Gedanken in die stille Gasse gewandert, wo er so lange Jahre daheim war. Er zog mechanisch die Glocke und erst als der erstaunte Hausbesorger ihn mit dem freudigen Ausruf begrüßte: „O, der Herr Hofrat!" kam er zur Besinnung. Er gab dem Manne seinen „Sechser", ließ die Frau Blumauer grüßen und ging verlegen lächelnd wieder seines Weges.

Nach den Rennen kam dann die große Konzertsaison, es kamen die Jours und hundert andere gesellschaftliche Verpflichtungen. Es war ein Hasten und Jagen, ein Glänzen und Prunken, und überall sollte er mit dabei sein. Das Abholen aus dem Ministerium hatte Werner seiner Frau abgewöhnt. Aber den Auftrag, früher heimzukommen, weil dieser oder jener Mittagsbesuch zu erwarten oder zu machen sei, nahm er fast täglich beim Frühstück entgegen. Manchmal kam er auch. Konnte er nicht abkommen, war es ihm immer peinlich. So war er fortwährend beunruhigt; mit all seiner früheren Behaglichkeit war es dahin, und er empfand das manchmal als recht lästig.

Die gesellschaftliche Hetzjagd war so groß, daß Emma schon Mitte Dezember zu ihrer Erholung auf den Semmering mußte. Ihr Töchterchen und die Engländerin nahm sie mit, Werner blieb mit James und dem neuen Hofmeister allein. Man sah sich nur beim Mittagstisch, denn im Ministerium gab es viel zu tun. Abends saß Werner im Burgtheater und im „Lothringer", James und sein Hofmeister konnten die Loge der Hofoper nach Belieben benutzen oder auch nicht.

Es litt den Hofrat nicht zu Hause. Er wohnte in einem Zimmer, in dem nicht ein Atom seines Wesens lebte. Die Sportbilder an den Wänden grinsten ihn höhnend an, der Schreibtisch, an dem er saß, roch nach Juchten, als ob in seinen Fächern früher eine Lederniederlage gewesen wäre. Das Bett, in dem er schlief, gehörte einst einem anderen, und der Gedanke daran verletzte ihn schon am ersten Abend unsäglich. Nicht einmal anders arrangiert hatte man dieses stilvolle Schlafzimmer. Er hätte Emma diesen Mangel an Feingefühl niemals zugetraut. Aber sie schien offenbar nicht einmal daran gedacht zu haben, daß da irgend etwas geändert werden könnte. Alles war im Hause so geblieben, wie es immer war.

Werner hatte sich, wie er glaubte, auch daran gewöhnt. Aber als Emma jetzt vierzehn Tage fort war und er allein in dem Prunkbett lag, da kam ihm seine Lage doch recht sonderbar vor. So überflüssig, so lächerlich, wie in diesem Hause, war er sich noch in keiner Lage seines Lebens vorgekommen. Wer war er denn eigentlich hier? Er konnte keine Worte dafür finden. Aber er berechnete einmal, daß sein Jahresgehalt als Hofrat des Finanzministeriums nicht ausreichen würde, diesen Haushalt auch nur einen Monat zu erhalten. Er würde also auch dann, wenn er alles hergegeben hätte, elf Monate des Jahres der Gast seiner Frau gewesen sein. Aber Emma hatte es von vornherein abgelehnt, etwas von ihm anzunehmen, sein Hofratsgehalt war sein Taschengeld. Daß er auch von ihr nichts anderes angenommen hatte als Kost und Wohnung, gereichte ihm zur Genugtuung. Und dafür hätte er sich gerne revanchiert . . . Die Verwaltung ihres Vermögens, die ein Hof- und Gerichtsadvokat besorgte, hatte sie ihm nicht angeboten, und es genierte ihn, sich dafür anzubieten. Das hätte mißdeutet werden können. Er kam sich vor wie ein Ehemann auf Probe, der sich das Vertrauen seiner reichen Frau durch Fleiß und gute Aufführung erst verdienen müsse.

In diesen Tagen des Alleinseins klärte sich manches in ihm. James, der trotzige, hochmütige Bube, der ihm täglich bei Tisch gegenübersaß, und dem er eine Zeitlang ganz vergebens den Hof gemacht hatte, um ihn zu gewinnen, beschleunigte diese Klärung durch sein Verhalten. Und als Werner einmal einen Sonntag bei seiner Frau auf dem Semmering verbrachte, gab es auch eine kleine Auseinandersetzung über dieses Thema. Aber sie führte zu keinem Ziel. Emma warf ganz schroff die Frage auf, ob er wünsche, daß sie ihren einzigen Sohn wieder in ein Institut geben solle? Er möge es nur sagen, und es geschähe. Aber er konnte sich nicht entschließen, dies zu verlangen.

Die Weihnachtszeit verbrachte Emma in Wien, und es waren ein paar ganz friedliche Tage, in denen er seiner Frau innerlich wieder viel näher kam. Oft schien es ihm, als ob sie immer mehr das harte hochfahrende Wesen ihrer Mutter annehme; in diesen Tagen aber war sie wie eine gute Fee, die ihr Glück in der Freude anderer fand. Sie hatte ihn und das ganze Haus mit Geschenken überschüttet und freute sich tagelang, daß ihr diese und jene Überraschung gelungen war.

Aber nach den Feiertagen kam der Karneval. Emma besuchte vier große Bälle als Patronesse, und die Verhandlungen mit den Komitees und den Schneiderinnen waren ein Martyrium für das ganze Haus. Auch für den Gatten. Zwei große Soireen im eigenen Palais schlossen diese Feste ab, und eines Tages wurden die Koffer gepackt — es ging an die Riviera.

Eine große Szene war dieser Tatsache vorhergegangen. Emma bestand darauf, daß Werner sich Urlaub nehme. Der Hofrat erklärte dies für ganz unmöglich. Daß er acht Tage Winterurlaub erhalten könnte, wenn er es dringlich mache, bestritt er nicht. Aber damit war ja nicht gedient, denn sie sprach von sechs bis acht Wochen. Er sei kein dekorativer Hofrat für den Salon und die große Welt, er sei ein Arbeitsmensch. Nur als solcher habe er seine Karriere gemacht, und nur als solcher könne er sie vollenden. Der Sektionschef sei ihm gewiß, vielleicht sogar einmal das Finanzportefeuille in einem Beamtenministerium. Aber durch fortgesetzte Urlaube erreiche man dieses Ziel nicht. Sie müßte endlich auch ihm ein kleines Opfer bringen und ein bißchen Rücksicht auf seine Zukunft nehmen.

Sie trotzte. Seit fünfzehn Jahren sei sie jeden Winter an der Riviera gewesen, und sie gebe das nicht auf. Wenn sie ihm nicht mehr wert sei als seine Beamtenkarriere, dann wäre dies sehr bedauerlich. Gehe er nicht mit, so müsse sie eben allein reisen. Vor Mitte April, ehe die Frühjahrsrennen nicht beginnen, sei sie nie in Wien gewesen, und so halte sie es auch heuer und für alle Zukunft.

Er fühlte, daß dies ein Bruch werde, und er ließ kein Mittel unversucht, sie umzustimmen. Er erinnerte sie an die schönen Tage von Helgoland, an ihre Zukunftspläne mit einem idyllischen Landhaus, an ihr Versprechen, die ganze Lebensführung zu vereinfachen und sich einander zu nähern in allem und jedem. Und er betonte mit Nachdruck, daß er alles frühere aufgegeben habe und sie nichts. Nicht an ihm und seinen Eigenheiten liege die Schuld, daß es zu keiner Harmonie komme, sondern an ihr. Er lasse sich nicht als Dutzendmensch, nicht als Figurant in das Getriebe ihres großen Haushaltes stellen, er fordere sein Recht. Und wenn er ihr die Reise auch nicht verbiete, so erwarte er doch von ihr, daß sie im April mit dem festen Entschluß zurückkomme, künftig etwas mehr Rücksicht auf ihn und seine Stellung zu nehmen.

Sie saß lange da und sprach kein Wort. Ihr rechter Fuß bearbeitete nervös den Teppich, plötzlich erhob sie sich und sagte: „Es scheint, mein Lieber, daß wir uns zu spät geheiratet haben."

Und damit verließ sie das Zimmer. Es kam zu keiner Aussprache mehr vor der Abreise, und die Verstimmung, die nach dieser Unterredung zurückgeblieben war, wich nicht mehr. Der Abschied war kühl, und es klang nur wie eine leere

Phrase, als sie vor den Hausgenossen sagte, sie rechne bestimmt darauf, daß er im März wenigstens für acht Tage nach Nizza komme.

* * *

Und jetzt saß der Hofrat bei Tisch wieder seinem Stiefsohn und dessen Hofmeister gegenüber. Das sollte zwei Monate dauern, von Mitte Februar bis Mitte April. Und er lag wieder allein in dem Prunkbett seines Vorgängers. Er fühlte sich immer mehr als den Hotelgast dieses Hauses und kam sich mit jedem Tage lächerlicher vor. Einige Briefe, die er mit seiner Frau gewechselt hatte, waren nur geeignet, diese Empfindung noch zu verstärken. Emma ging auf das, was zwischen ihnen lag, nicht ein. Er schrieb seine Briefe in den Wind; das Echo brachte ihm nur Nichtigkeiten, gesellschaftlichen Klatsch und Redensarten zurück.

Werner war viele Tage lang in übelster Stimmung. Auch die unbeschränkte Wiederaufnahme seines früheren Junggesellenlebens befriedigte ihn im Rahmen dieses Hauses nicht. Es bot ihm alles im Überfluß, aber er darbte an Geist und Gemüt, es fehlte ihm ein Heim, und dieser Hunger war hier nicht zu stillen.

Eines Tages speiste er im „Lothringer" wie einst, und dann stieg er in seinen vierten Stock hinauf, seine alte Hauswirtin zu besuchen. Er hatte ihr zum Februartermin wieder für ein halbes Jahr die Miete geschickt, aber keine Bestätigung über den Empfang des Geldes erhalten. Am Ende war die Frau krank.

Aber sie war nicht krank. Sie saß mit einer Handarbeit am Fenster wie einst, als ob sie auf seine Heimkunft wartete. Und flink öffnete sie ihm seine Wohnung — sein Möbelmagazin. Ei, wie war da alles blitzblank und schön. Die weißen Vorhänge an den vier Fenstern lachten ihn an wie der Frühling, seine Blumen waren gepflegt wie einst, und nur Hansi, sein Kanarienvogel, fehlte, denn diesen hatte sie in ihre Stube gestellt, damit er sich nicht langweile und ihr nicht erfriere. Aber sie brachte ihn jetzt sogleich und stellte ihn auf seinen alten Platz am Fenster. Sie schien gar nicht verwundert darüber zu sein, daß er wieder da war, und fragte ganz einfach:

„Soll ich einheizen, Herr Hofrat?"

„Was fällt Ihnen ein?" sagte er, „ich wollte doch nur ein bißchen nachsehen."

„Nur ein bissel, Herr Hofrat. So ist's ja zu ungemütlich," erwiderte sie und hockte vor dem Ofen nieder.

Bald flackerte das Feuer, und Werner saß behaglich in dem Lederstuhl vor seinem Schreibtisch und rauchte seine Zigarre. Hansi zirpte zuerst ganz fremd und verwundert, dann aber begann er zu rollen und zu schmettern, als ob er den lange vermißten Herrn zu begrüßen hätte. Werner versank in tiefes Sinnen ... Ihm war's, als hätte er einen närrischen Traum hinter sich, als hätte ihn ein Trugbild genarrt und in die Fremde gelockt, als sei er über Stock und Stein gelaufen in wilder Hast, an gefahrvollen Abgründen vorüber, und dabei sei ihm doch nie warm geworden, er habe immer gefroren. Nun aber war er neben dem warmen Ofen erwacht, er war daheim!

Aber er war nicht erwacht, er träumte weiter ...

Langsam senkte sich die Dämmerung über das trauliche Zimmer, und er saß noch immer sinnend, träumend da. Endlich erschien die Frau Blumauer mit der brennenden Lampe in der Tür und sagte: „Guten Abend!"

Das schreckte Werner endlich auf, und er erhob sich, um zu gehen. Er dankte der guten Alten, daß sie seine Sachen so gut in Ordnung hielte, als ob er selbst da wäre. Sie aber fragte lächelnd:

„Und wann darf ich denn wieder einheizen, Herr Hofrat?"

Die Frage überraschte ihn, und er wußte im Augenblick keine Antwort darauf. Liebkosend ließ er seine Blicke durch den warmen, traulichen Raum seines Arbeitszimmers gleiten, dann sagte er mit fester Stimme:

„Morgen!"

Und von da ab kam Werner jeden Tag, und er war wieder er selbst.

Eines Tages aber packte er seine Koffer im Palais, und es hieß, er sei nach Nizza gereist. Aber er war nicht so weit gefahren ... Seiner Gattin schrieb er, daß er sich in ihrem leeren großen Hause viel zu einsam und unglücklich gefühlt habe. Er sei einstweilen in seine alte Junggesellenwohnung zurückgekehrt, und hier wolle er warten, bis sie ihn in das neue beschriebene Heim hole, dessen Errichtung sie beide ja in den schönen Tagen auf Helgoland beschlossen hätten. Dort hoffe er endlich das Glück zu finden, das er von seiner Ehe mit ihr erwartet habe.

Aber sie holte ihn nicht.

Frau Emma Edle von Werner war derart empört über seinen Schritt, daß sie die Scheidungsklage bei Gericht gegen ihn anhängig machte. „Wegen böswilliger Verlassung des gemeinschaftlichen Haushaltes."

Und er ließ diese Klage still über sich ergehen. Seitdem er wieder ein Heim besaß, war ihm die seltsame Lage, in die ihn seine späte Ehe gebracht hatte, erst ganz klar geworden. Ja, Emma fand den richtigen Ausdruck dafür: sie hatten sich zu spät gefunden. Jedes von ihnen war längst in seinen tausendfältigen Lebensgewohnheiten erstarrt. Sie waren nicht mehr jung und geschmeidig genug, sich anzupassen und ineinander aufzugehen, es fehlte ihrer Vereinigung jene große, schöne Leidenschaft, jenes himmlische Feuer, das die Persönlichkeiten zweier Liebenden auflöst und zu einer höheren Einheit zusammenfügt. Er konnte in die ihm feindliche Umgebung, in die sie ihn gelockt hatte, nicht leben und sie wollte ihm in kein anderes, kein selbstgeschaffenes Heim folgen. —

So blieb nur das Voneinandergehen.

Die Bibliothek des Deutschen Reichstags.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Mit Illustrationen nach Aufnahmen vom Hofphotographen Jul. Braatz in Berlin.

Jedes Parlament besitzt seine eigene Bibliothek, und so hat denn auch der Deutsche Reichstag gleich nach seinem ersten Zusammentreten, zunächst in der noch verstümmelten Gestalt des Norddeutschen Reichstags, den Grund zu einem eigenen Bücherschatz gelegt. Aus diesen bescheidenen Anfängen ist durch die liebevolle Pflege, die der Reichstag seiner Bücherei stets erwiesen hat, allmählich eine Bibliothek herangewachsen, die zu den ansehnlichsten in Deutschland zählt. Eine ganz genaue Zählung ist seit längerer Zeit nicht vorgenommen worden, indessen ergeben sichere Schätzungsrechnungen einen gegenwärtigen Bestand von etwa 50 000 Werken mit zusammen 120- bis 130 000 Bänden. Hierbei fällt sogleich das in so großem Zahlenunterschiede sich ausdrückende Verhältnis zwischen Werken und Bänden auf. Die besonderen Bedürfnisse nämlich des Reichstags fordern eine möglichst vollständige Sammlung gewisser sehr bändereicher Werke: Parlaments-



Die Hauptbibliothek.

papiere aller Art, amtlicher Drucksachen und stenographischer Berichte aus aller Herren Ländern, Gesetzessammlungen, fortlaufender Jahresberichte von Behörden und ähnlicher Veröffentlichungen, deren einige bis in die hundert Bände reichen.

Ausgeworfen sind durch den Reichshaushalt jährlich 30 000 Mark für Neuanschaffungen von Büchern, allerdings einschließlich der Einbände. Gekauft werden jährlich zwischen 4- und 5000 neue Bücher, zu denen aber etwa 1500 geschenkte oder amtlich eingelieferte Bände kommen. Somit beläuft sich der jährliche Zuwachs auf mindestens 6000 Bände.

Selbstverständlich hat der Baumeister des Reichstags für den zu erwartenden Zuwachs reichlichen Platz gelassen. Der jetzige für die Bibliothek vorbehaltene Raum gestattet eine Zunahme bei gleichem Jahreszuwachs wie bisher noch auf etwa 40 Jahre, bis zur Gesamthöhe von 320 000 Bänden. Aber auch über das Jahr 1945 hinaus wird kein Raummangel entstehen; denn neben der jetzigen Bibliothek befinden sich noch große Gelasse, die alsdann unschwer in Bibliotheksräume umgewandelt werden können.

Der eigentliche Bücherspeicher ist 46½ Meter lang bei 13 Metern Breite. Er liegt an der Nordseite des Hauses im Obergeschoß.

Die Bücher sind in vier Geschossen übereinander aufgestellt, aber so, daß der ganze Raum wie ein Riesensaal erscheint; das Wort Geschosse bezieht sich nur auf die Gliederung der Büchergestelle und Zwischenträger. Alles, was tragen soll, ist in Eisen und dickem Waffelglas ausgeführt. Überall sind breite Längs- und Quergänge ausgespart, die einen bequemen Zugang zu allen Büchergestellen vermitteln. Die einzelnen Büchergeschosse sind nur so hoch, daß noch die obersten Buchreihen ohne Trittstufen von der Hand erreicht werden können. — Die Tagesbeleuchtung erfolgt durch Oberlicht und ist für alle Teile des Raumes genügend. Durch das Waffelglas der Zwischenfußböden wird eine Durchleuchtung von Geschoß zu Geschoß erleichtert. Für die Abendbeleuchtung sind 280 Glühlampen angebracht.

Natürlich ist mit allen Mitteln neuerer Technik dafür gesorgt, daß der Verkehr aus den unteren Geschossen nach der hochgelegenen Bibliothek und umgekehrt ohne unnützen Aufwand von Beamtenkräften erfolgen kann: es gibt Bücher- und Zettelaufzüge; aus verschiedenen Räumen des Hauses ist überdies Fernsprechverkehr nach der Bibliothek hergestellt, so daß in eiligen Fällen ein von einem Abgeordneten gewünschtes Buch in wenigen Minuten in seinen Händen sein kann.

Große Seltenheiten kann und soll eine so durchaus dem Tagesbedarf dienende Bibliothek kaum enthalten. Immerhin finden sich doch auch in der Reichstagsbibliothek schon allerlei kleine Schätze, die man in vielen größeren Bibliotheken wahrscheinlich vergebens suchen würde. So besitzt sie eine reiche, ihr geschenkte Sammlung von Flugschriften aus der deutschen Revolution von 1848, diesen besten Quellen zur Stimmungsgeschichte jener Zeit. Auch an losen Blättern aller Art mit sozialpolitischem Inhalt ist sie reich. Wer in amtlichen gedruckten Urkunden der deutschen Behörden studieren muß, dem bleibt nichts übrig, als in der Reichstagsbibliothek zu arbeiten; nirgends sonst wird er diese Reichhaltigkeit, ja annähernde Vollständigkeit finden. Ebenso besitzt keine Bibliothek Deutschlands eine so reiche Fülle von Parlamentspapieren aus allen Ländern der Erde.

Aus was für Büchern besteht die Reichstagsbibliothek? Die Belehrungsbedürfnisse der Abgeordneten erstrecken sich ja weit über die unmittelbaren Anforderungen des Tages. Daß alles vorhanden sei, was zur Durchdringung der gerade zur Verhandlung stehenden Vorlagen erforderlich ist, versteht sich von selbst. Man denke aber an die zahllosen Fälle, in denen man zur Beurteilung eines neuen Gesetzes die ganze Entwicklungsreihe durchforschen muß, durch die man von der Gesetzgebung früherer Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte bis zu dem neuesten Gesetzentwurf gelangt ist. Man denke z. B. an eine Bestimmung über Jagdrecht, etwa an die im Bürgerlichen Gesetzbuch: ein sehr gründlicher Abgeordneter wird hierzu Dutzende von Werken, Flugschriften, Parlamentsverhandlungen, Gesetzen anderer Länder über Jagdrecht nachlesen wollen. All



Der kleine Arbeits- und Lesesaal.

das kann ein Abgeordneter, der dem Beamten der Bibliothek seine Wünsche aufschreibt oder in dem gedruckten Katalog bezeichnet, in höchstens einer Viertelstunde auf einem Tisch beisammen finden.

Beim Durchblättern des vielbändigen gedruckten Katalogs kommt einem oft das Gefühl: wird denn all dies für Reichstagszwecke gebraucht? Tatsächlich gibt es kein einziges Gebiet von den zahllosen, die die Reichstagsbibliothek berücksichtigt, das nicht wirklich zuweilen dran käme. Gerade an den Bücherbestellungen der Reichstagsabgeordneten erkennt man so recht, daß in der Tat im Deutschen Reichstag alle geistigen Richtungen der Nation sich vereinigen, daß es doch nicht bloß die greifbaren Güter des Lebens, auch nicht ausschließlich die Hilfsmittel zur Gesetzmacherei sind, die in der Reichstagsbibliothek befriedigt werden sollen. Es gibt kein einziges Fach, das nicht in dieser doch immerhin recht jungen Reichstagsbibliothek auch mit einigen Bänden besetzt wäre. Neben den Büchern kommen für eine Körperschaft wie den Deutschen Reichstag zahllose Zeitschriften und Zeitungen als notwendige Hilfsmittel zu gedeihlicher Arbeit in Betracht. Nicht weniger als 600 Zeitschriften werden gehalten, gesammelt, gebunden und aufbewahrt, ohne die Zeitungen, von denen die wichtigsten gleichfalls vollständig gebunden aufgestellt werden.



Die Hausbibliothek.

Als eine Art von fliegender Nebenbibliothek dient der schöne Zeitungslesesaal, in dem alle bedeutenderen deutschen Tageszeitungen, ja sogar manche kleineren, die aber für einen bestimmten Landesteil von Wert sind, Tag für Tag ausliegen. Neben diesen deutschen Blättern, die sich zusammen auf mehrere Hundert belaufen, sind natürlich auch Dutzende von ausländischen Zeitungen vertreten. Das meiste hiervon wandert nach wenigen Tagen den Weg alles Zeitungspapiers.

Außer dem Zeitungslesesaal gibt es den reizenden, jedem Besucher des Reichstags gewiß in schönster Erinnerung stehenden kleinen Arbeits- und Lesesaal mit einer besonderen Handbibliothek. In diesem Saal stehen gegen 4000 Bände zur schnellsten Verfügung, viele Werke sind doppelt vorhanden, denn aus der Handbibliothek wird nichts nach Hause verliehen, sie soll stets vollständig beisammen bleiben. Ich sprach schon vorher von dem Katalog der Reichstagsbibliothek. Trotz der Größe der Bücherschätze besitzt der Reichstag einen gedruckten Katalog, der, soweit das überhaupt möglich ist, durch regelmäßige Ergänzungsbände bis auf die Gegenwart fortgeführt wird.

An der Spitze der Verwaltung steht in Vertretung des Präsidenten die Bibliothekskommission des Reichstags von sechs Mitgliedern. Zum Vorsitzenden hat man immer einen Abgeordneten gewählt, der sich durch besondere Bücherliebhaberei und literarische Neigungen auszeichnete; lange Jahre hindurch war es der Freiherr von Stauffenberg, später Dr. Lieber. Die Bibliothekskommission hat die Entscheidung über besonders teure Anschaffungen und sie hat über die Durchführung der Grundsätze zu wachen, nach denen die Bibliothek verwaltet werden soll.

Des Reichstags erster Bibliothekar war der unglückliche Dichter und Schillerpreisträger Albert Lindner; er war bald nach Zusammentritt des Reichstages von dem damaligen Präsidenten Simson angestellt worden. Man wollte ihm, dem der Schillerpreis zu so großem Unheil ausgeschlagen war, denn er hatte ihn aus seiner bescheidenen festen Laufbahn als Gymnasiallehrer herausgerissen, einen nicht mit allzu großer Arbeit verbundenen Ehrenposten geben, der ihm Muße zu eigenem Schaffen ließe. Albert Lindner zeigte sich aber der Stellung als Bibliothekar wenig gewachsen und gab sie 1874 wieder auf. Sein Nachfolger Potthast war geschulter Bibliothekar, und unter ihm wurde in Wahrheit der Grund zu dem großartigen Aufschwunge der Reichstagsbücherei gelegt. Zwanzig Jahre lang hat er, erst allein, später nur von einem höchst kenntnisreichen und eifrigen Mitarbeiter, Eduard Blömeke, wirksam unterstützt, die mächtig anwachsenden Bücherschätze verwaltet. Wegen Kränklichkeit nahm er 1894 den Abschied und wurde durch den jetzigen Oberbibliothekar, Professor Müller, früher an der Königlichen Bibliothek in Berlin, abgelöst. Ansehnlich hat sich die Zahl der Beamten im neuen Reichstagshause vermehrt. Konnte noch vor fünfundzwanzig Jahren ein einziger Bibliothekar die Aufgabe bewältigen, so wurde im neuen Reichstag schon durch die Einrichtung eines besonderen Bücherlesezimmers eine Vermehrung der Beamtenschaft nötig; auch forderten die Vermehrung der Bücherbestände selbst und die Herausgabe und stete Fortführung des Katalogs eine entsprechende Vermehrung der Beamten, deren Zahl gegenwärtig sechs beträgt.

Die Benutzung der Reichstagsbibliothek steht natürlich in erster Reihe den Abgeordneten selbst frei; außerdem auch den Mitgliedern des Bundesrats, die ja sonst über keine eigene Bibliothek von annähernd gleicher Reichhaltigkeit verfügen würden. Indessen stehen die Schätze dieser großartigen Fachbücherei noch vielen anderen Lesern offen, so zum Beispiel den Mitgliedern des preußischen Landtags, den Beamten des Reichstags und mit weitherziger Bereitwilligkeit allen wissenschaftlich arbeitenden Personen. Jedenfalls hat die Reichstagsbibliothek auch nach dem Schluß der Tagung eine wichtige Aufgabe im wissenschaftlichen Betriebe der Reichshauptstadt zu erfüllen, und so oft man ihre beiden großen Arbeitsäle betritt, findet man dort wissenschaftliche Arbeiter, die nicht immer den Parlamentskreisen angehören.

Gewichtiger Ohrschmuck.

Von C. Falkenhorst.

Die Bewohner der Salomoinseln stehen in üblem Rufe, denn sie haben trotz aller Berührung mit den Weißen ihre wilden Sitten nicht abgelegt und gelten noch immer als die schlimmsten Menschenfresser der Südsee. Ein gewisser Kunstsinn ist ihnen indessen nicht abzusprechen; das beweisen die Verzierungen ihrer Kanus, ihrer Tanzpfähle und Hütten. Freilich lassen sie sich auch in ästhetischer Hinsicht leicht zu Übertreibungen hinreißen. Das ist bei einem Naturvölklein wohl zu begreifen; es gehört ja schon ein feiner, ausgebildeter Geschmack dazu, um den Schmuck so zu gestalten, daß er sich nicht aufdrängt, sondern nur die Vorzüge des Körpers hervorhebt oder — seine Mängel diskret verdeckt. Selbst auf den höchsten Höhen der Kultur begegnet man immer Leuten, die mit ihrem Reichtum auch im Schmuck nur zu gern protzen. — Mit solchem Schmuck können auch die indischen Nabobs, nicht aber die Vornehmsten unter den Naturvölkern protzen. Ihnen steht nur wertloseres Material zur Verfügung, und wenn sie auffallen wollen, so müssen sie es schon in Masse anwenden. Und das geschieht in allen Teilen der Erde. Es ist oft unglaublich, unter welcher Schmucklast die Schönen verschiedener wilder Länder seufzen müssen. Da wird Eisendraht um Waden und Arme und den Hals gewunden, bis das afrikanische Masaifrauchen in Ostafrika 30 bis 50 Pfund Telegraphendraht zu schleppen hat. Dabei legt sie sich aber noch ein mächtiges Ohrgehänge zu. In europäischen Museen prangen diese afrikanischen Ohrringe und Ohrscheiben aus Messing und Eisen, deren Gewicht mehr als ein halbes Pfund beträgt. Man kann sich wohl vorstellen, wie dadurch die Ohrläppchen gedehnt werden. Derselben Mode huldigen nun auch die Kannibalen auf der fernen Südsee. Sie begnügen sich nicht mit einem einfachen Loch im Ohrläppchen, das zum Durchstecken kleiner Schmuckgeräte reicht, sondern sie sind bestrebt, das Ohrlappenloch derart zu erweitern, daß es schließlich zu einer Hautschnur wird, die, wenn nichts darin eingeklemmt ist, oft bis zu den Schultern herabhängt. Die Erweiterung geschieht, wie der Forschungsreisende Carl Ribbe in seinem interessanten Werke „Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomoinseln" mitteilt, auf folgende Weise. Nachdem das Loch gestochen worden ist, wird ein Stück Holz hineingesteckt; sind die Ränder des Loches verheilt, so wird von Zeit zu Zeit ein immer größeres Holz hineingezwängt. Später, wenn die Öffnung 1 bis 2 Zentimeter Durchmesser hat, ersetzt man das Holzstück durch zusammengerollte Kokospalmenblätter, die durch ihre Elastizität wie Spiralfedern wirken und das Loch im Laufe der Jahre zu der gewünschten Ausdehnung bringen. Nicht selten sieht man Männer und Weiber, die durch übermäßiges Ausdehnen das Hautband gesprengt haben und nun zwei herabhängende Hautstückchen an dem einen oder auch an beiden Ohren haben. In die genügend erweiterten Ohrlappen werden nun mit Vorliebe Holzplatten von 5 bis sogar 10 Zentimeter Durchmesser hineingezwängt. Außerdem wird noch allerlei Schmuck aus Perlmutter, Schildpatt und dergleichen angehängt. Vielen genügt das noch nicht. Sie bohren sich noch einige Löcher in den oberen Außenrand der Ohrmuschel und tragen in diesen kleine, mit schönen Mustern versehene Rohrstäbchen, Knochen oder Muschelstücke. Ab und zu dienen die Ohrlappen auch praktischen Zwecken. Sind sie genügend erweitert, so tragen die Insulaner ihre Pfeifenköpfe darin oder auch Zündholzschachteln. Manchmal werden auch Zähne, Fischkinnladen und dergleichen verwendet; diese Gegenstände sollen dem Träger ein imponierendes, wildes Aussehen verleihen. Darin liegt schon eine andere Bedeutung des Ohrringes; er dient als Schutzmittel, und auch in dieser Hinsicht hat er im Laufe der Zeiten eine große Rolle gespielt. Es gibt Anhängsel, die durchaus nicht gewichtig zu sein brauchen, aber für abergläubische Menschen sehr wichtig sind. Das Wort „Amulett" stammt vom arabischen Hamalet, was eben Anhängsel bedeutet. Amulette schützen ihren Träger vor Krankheit, Kriegsgefahr und den Anschlägen böser Geister; eine alte Regel besagt, daß sie am bloßen Leibe getragen werden sollen. Nun da war das Ohrläppchen ein gar bequemer Befestigungspunkt für die schützenden Anhängsel. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnen die verschiedenen, oft unverständlichen Formen der Ohrringe an bestimmter Bedeutung. Es eröffnet sich uns hier ein Forschungsgebiet, das noch nicht abgebaut ist. An der Ausgestaltung des Ohrringes arbeiteten Aberglauben und Kunst Hand in Hand. Die Ägypter scheinen vor der 18. Dynastie die Ohrringe nicht getragen zu haben, wohl aber waren diese im alten Babel bekannt. Die Griechen gaben ihnen die schöne Tropfenform, die Etrusker bildeten den Schmuck kunstreich aus, und die Römer zierten ihn mit Vorliebe mit ausgesucht schönen Perlen. Diese Mode ist noch heute beliebt, und man berichtete neulich von einem Paar Ohrringe, die sich im Besitz einer englischen Dame befanden und zwei große birnenförmige Perlen fassen, deren Wert 160 000 Mark beträgt. Der Ohrenzierat der alten Germanen bestand anfänglich in Bronze- und Eisendraht, später trugen auch die „Barbaren" silbernes und goldenes Geschmeide, und sie trugen es nicht zum Schmuck allein. Weit verbreitet war der Aberglaube, daß das Tragen der Ohrringe gegen Augenkrankheiten schütze, und zu diesem Zwecke bohrte man früher nicht nur den Mädchen, sondern auch den Knaben in den ersten Lebensjahren die Ohrläppchen durch. Hier und dort findet man noch ein altes Weibchen, das an diesem Glauben festhält, sonst haben die Ohranhängsel viel von ihrem Gewicht verloren und ihre Wichtigkeit völlig eingebüßt.



Mann von den Salomoinseln mit Brustamulett, Ohr-, Armring und gekalktem Haar.



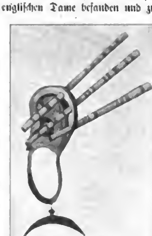
Salomonier mit Arm-, Ohrschmuck und Perlmutteramulett.



Salomonier mit Ohrschmuck.



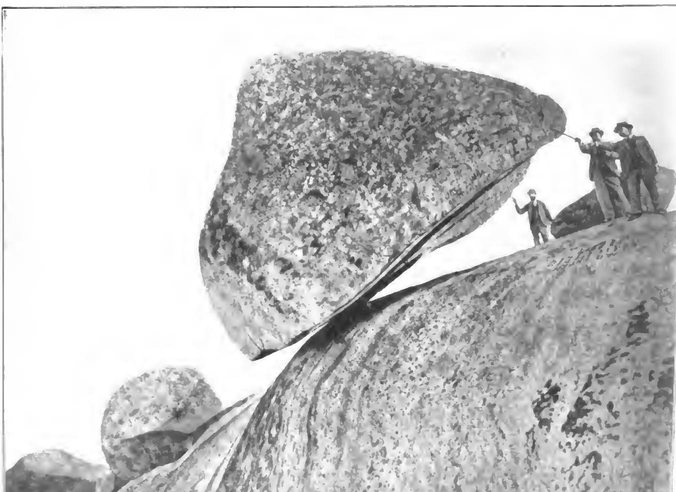
Ohrschmuck in Neugeorgien.



Ohrschmuck in Isabella.

Blätter & Blüten

Der bewegliche Stein von Tandil. (Zu dem untenstehenden Bilde.) Eines der größten Naturwunder Südamerikas und im besonderen der Republik Argentinien ist der bewegliche Stein von Tandil (La piedra movediza). Er liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt Tandil (Provinz Buenos Aires) entfernt auf einem Gipfel des Felsengebirges, das sich von der Pampa nach dem Cabo Corrientes hinzieht. Hier ruht er auf dem höchsten Gipfel des Gebirges und hat, von der Schlucht aus gesehen, die Form eines riesigen Dreispitzes, während er von anderen Punkten aus einem unregelmäßigen Riesenkegel gleicht. Seine Länge ist 18, seine Höhe 24 engl. Fuß. Sein Gewicht schätzt man auf 11 600 Zentner. Schon aus der Entfernung bietet er einen höchst eigenartigen Anblick: er liegt so auf der Neigung des Felsens, daß man einen in den Abgrund rollenden Stein zu sehen glaubt, der nur für den Bruchteil einer Sekunde mit einer sehr kleinen



Der bewegliche Stein von Tandil in Argentinien. [illegible], Hamburg, phot.

Basis den Boden berührt. Ist man aber zu ihm hinaufgestiegen, so steht man staunend und beklommen vor einem neuen Wunder, wenn man ihn schon bei einem leichten Druck mit der Hand in deutlich sichtbare Schwingungen geraten sieht. Meistens braucht sich aber der Reisende gar nicht persönlich zu bemühen, da schon der hier häufig herrschende starke Wind dafür sorgt, daß sich ihm dieses besonders aus der Entfernung aufregende und packende Schauspiel bietet. Dann glaubt man, der Stein müsse jeden Augenblick mit lautem Gepolter in den Abgrund stürzen. Trotz der imponierenden Größe des beweglichen Steines von Tandil hat aber doch der Mensch mehr als einmal seine Kraft an diesem Steinkoloß versucht. Ohne Grund, denn er liegt da oben keinem im Wege. Der Mensch wollte sich nur nach gelungener Tat triumphierend als Herr über die Natur fühlen. Aber der Stein hat ihn verhöhnt, und der Mensch hat beschämt abziehen müssen. Der interessanteste derartige Versuch wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem argentinischen Diktator Rosas gemacht, der mit unvergleichlicher Grausamkeit fast 25 Jahre lang über das Land herrschte und der es fertig brachte, daß selbst die Mutigsten das Zittern lernten und die Gesandten europäischer Großmächte buchstäblich nach seiner Pfeife tanzten. Aber wenn auch der englische Gesandte parierte, als Rosas ihn aufforderte, seiner mulattischen Köchin in der Küche beim Maisbreizubereiten zu helfen, an dem beweglichen Stein von Tandil scheiterte doch die Macht seiner unberechenbaren Launen. Obgleich er den ganzen Stein mit Stricken umwinden und tausend der kräftigsten Pferde anspannen ließ, die ihn den Abhang hinabziehen sollten, wich er nicht einen Zoll breit von der Stelle, an die ihn ein unerklärtes Naturereignis geschleudert hat. Läge er in Europa, so wäre er gewiß der sagenumrauschteste Stein der Welt; in Südamerika ist er nichts weiter als ein interessantes Naturwunder, das der Reisende sich aber nicht entgehen lassen darf.

Zwei Figuren in der Art des Simon Troger im Germanischen Nationalmuseum. (Zu den Bildern S. 875.) Diese beiden Figuren wurden kürzlich für das Germanische Museum zu Nürnberg erworben. Sie stellen, wie der Augenschein lehrt, einen höchst zerlumpten Bettler und als Gegenstück dazu eine ebensolche Bettlerin dar und kennzeichnen sich durch ihre Technik als Vertreter einer besonderen, höchst eigenartigen Gruppe plastischer Schnitzwerke. Während nämlich der Körper der Figuren in mehreren Stücken sorgfältig aus Elfenbein geschnitzt ist, hat der Künstler die bettelhafte Kleidung in gleichfalls vortrefflicher Schnitzarbeit aus dunkel gebeiztem Nußbaumholz hinzugefügt, man könnte, wollte man eine passende, allerdings der Gewebetechnik entlehnte Bezeichnung anwenden, auch sagen: appliziert, jedem der beiden endlich ein Paar Glasaugen eingesetzt und eine knotige Krücke als Stütze gegeben. Die aus Buchenholz geschnitzte Fußplatte ist als felsiger, nur spärlich mit Gras und Kräutern bewachsener Boden gekennzeichnet. So machen die beiden fast ½ Meter hohen Gestalten mit dem überall aus der ganz zerfetzten Gewandung hervorschauenden weißen Fleische einen überaus grotesken und bei dem großen Realismus der Darstellung, wie er sich namentlich auch in den runzligen Gesichtern mit den halbgeöffneten Mündern, die Zähne und Zunge sichtbar werden lassen, ausprägt, auf den ersten Blick einen geradezu abstoßenden, bei

nahe schreckhaften Eindruck. Doch bald überwiegt die Freude an dem virtuosen Können, das solche Wirkungen zu erzielen gewußt hat, und gleichzeitig drängt sich die Frage nach dem Verfertiger dieser Statuetten in den Vordergrund unseres Interesses. Auf diese Frage pflegt im Kunsthandel bei Figuren und Gruppen dieser Gattung durchweg mit dem Namen Simon Troger oder der Bezeichnung „in der Art des Simon Troger“ geantwortet zu werden, und solange nicht von seiten der Kunstforschung durch das Studium der Quellen wie der Denkmäler Klarheit in die Sache gebracht, das gesamte Werk Simon Trogers aus der gewaltigen Masse gleichartiger Arbeiten unter Aufzeigung der Kennzeichen für seine Autorschaft herausgeschält, die künstlerische Tätigkeit seiner zahlreichen Nachahmer und Nachfolger genauer untersucht ist, wird sich nicht leicht eine zuverlässigere, eine besser begründete Bezeichnung beibringen lassen. Was wir bisher über unseren Künstler wissen oder zu wissen glauben, beruht im wesentlichen auf den schwer nachprüfbaren Nachrichten einiger bayerischer Schriftsteller des 18. bis 19. Jahrhunderts, wie Westenrieder, Lipowsky usw. Danach stammte Simon Troger aus Haidhausen bei München und hatte in seiner Jugend das Vieh zu hüten. Doch schon in dem Hirtenjungen erwachte der unwiderstehliche Drang nach plastischer Betätigung, und so schnitzte er denn mit seinem Taschenmesser schon damals aus Holz Figuren zerlumpter Bettler, Leierspieler und Zigeuner. Später ging er zu Elfenbeinschnitzereien über und verband alsbald in seinen Arbeiten beide Materialien miteinander in der Weise, wie wir es an unseren Bettlerfiguren sehen. Vielleicht durch die Neuheit dieses Verfahrens und die dadurch erreichte eindringliche Wirkung wurde dann Kurfürst Maximilian III. auf Troger aufmerksam, ließ ihn mit besseren Werkzeugen und Vorlagen nach Antiken usw. versehen und erwarb im Laufe der Zeit eine große Zahl seiner Figuren und Gruppen, von denen sich noch manche, wie Kains Brudermord, Herkules mit dem nemeischen Löwen, Silen auf seinem Wagen von Bacchanten umgeben, der heilige Christoph mit dem Jesuskinde u. a. m., im Bayerischen Nationalmuseum in München befinden, andere wie das Opfer Abrahams und der Raub der Proserpina als Geschenke, die der Kurfürst dem sächsischen Hofe machte, nach Dresden kamen und heute im Grünen Gewölbe daselbst verwahrt werden. Trotz solcher Erfolge starb der Künstler, der gegen das Ende seines Lebens erblindet sein soll, in Armut um das Jahr 1769. Wir haben es in Simon Troger mit keinem überragenden Geiste, keinem Meister ersten Ranges, in den Arbeiten seiner fleißigen Hände nicht mit hohen Kunstwerken voll tiefen Gehalts, sondern fast durchweg mit Virtuosenleistungen zu tun, wofür schon die uns gleichfalls überlieferte Nachricht bezeichnend ist, daß Troger auch nach seiner Erblindung noch mit seiner Schnitzarbeit fortgefahren habe. Wie aber auch die ästhetische Bewertung seines Schaffens ausfallen mag, seine Zeit, die Zeit der höchsten Blüte und der fast uneingeschränkten Herrschaft des Porzellans, hat eben solche Kunst besonders hoch geschätzt und nicht selten auch teuer bezahlt. Und so sind unsere beiden Bettlerfiguren nicht nur vortreffliche Beispiele für die Art eines im Germanischen Museum bisher nicht vertretenen Meisters der Plastik, sondern sie veranschaulichen zugleich aufs lebendigste die Hauptrichtung der künstlerischen Kultur ihrer Zeit. Doppelt also wird ihre Erwerbung für die kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen des Nationalmuseums willkommen geheißen werden dürfen. Th. Hampe.



Bettler
aus Nußbaumholz und Elfenbein geschnitzt, in der Art des Simon Troger († 1769).



Bettlerin
aus Nußbaumholz und Elfenbein geschnitzt, in der Art des Simon Troger († 1769).

Die Deutsche Reichsfechtschule beging am 13. Oktober in aller Stille ihr 25jähriges Jubiläum. Wie die Leser der „Gartenlaube“ wissen, wurde sie zu Magdeburg im Jahre 1880 gegründet. Sie hat im Laufe der Zeit mit den von ihr zusammen„gefochtenen“ zwei Millionen Mark in den nach und nach errichteten Reichswaisenhäusern Hunderten von armen deutschen Waisenkindern ein Heim verschafft. Zur Jubelfeier hat der unter dem Protektorat des Fürsten zu Wied stehende äußerst rührige Verband Köln das fünfte Reichswaisenhaus dem Gesamtverein als Festgabe dargebracht. Das „Reichswaisenhaus am Rhein“ zu Niederbreisig ist aus Mitteln, die ein Sonderausschuß, an dessen Spitze der langjährige Ehrenvorsitzende des Verbandes Köln, Oberlandesgerichtspräsident a. D., Wirklicher Geh. Rat Exzellenz Dr. Hamm stand, durch besondere Sammlungen bei den Bewohnern der Rheinprovinz zusammengebracht hat, mit einem Aufwand von 150 000 Mark nach dem Plan und unter Leitung des Architekten H. Wiedenblanck errichtet worden und bietet Raum für 25 Knaben und 25 Mädchen. Die Lage des Hauses ist wundervoll: nicht weit vom Ufer des Rheins und geschützt durch bewaldete Berge. Das Haus ist sichtbar sowohl von den vorüberziehenden Rheinschiffen aus, als auch von beiden vorüberführenden Eisenbahnlinien. Nun haben die ersten Waisenkinder ihren Einzug gehalten. Möge das neue Haus ihnen den so schweren Verlust eines elterlichen Heims nach Möglichkeit ersetzen. Eberhardt.

Aus dem Leben einer Lokomotive. In englischen Fachzeitschriften wurde neuerdings eine Lokomotive gerühmt, die seit 22 Jahren tagtäglich Schnellzüge befördert. Sie heißt „Charles Dickens“ und gehört der London and North-Western Railway. Zwischen London und Manchester hat sie bislang 3 380 000 Kilometer zurückgelegt; hätte also auf ein Gleis, das den Äquator umspannte, gesetzt, die Erde 84 mal umkreist. In ihrem arbeitsreichen Leben hat die Maschine 28 000 Tonnen Kohlen verzehrt und 207 000 Tonnen Wasser veratmet — d. h. verdampft.

Dorfwirtshaus im Wallis. (Zu dem Bilde auf S. 869.) Das sprechende Bild von Oskar Freiwirth-Lützow führt uns in dasjenige Bergland der Schweiz, das noch den stärksten und reichsten Bestand alter eigenartiger Gebräuche und Sitten besitzt, wie sie uns in J. C. Heers bekanntem Roman „An heiligen Wassern“ geschildert sind. Während aber der Dichter uns in ein fast tragisch bewegtes Gemälde des Walliser Dorflebens führt, bietet uns der Maler ein liebliches Genrebild. Das Walliser Dorfwirtshaus ist Gaststube und Küche zugleich. Die gemütliche Szene spielt, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, „under Liecht“, in der Dämmerung. Ein Dreiblatt von Alten, die des Lebens Schwere erfahren haben, liegt eifrig dem „Jaß“, dem Kartenspiel ob. Zu ihnen hat sich der „Landjäger“, der Schutzmann des Dorfes, gesellt, der mit Tschako und breiten Epauletten, mit einer humorvollen würdigen Behäbigkeit eine der typischen Gestalten des Walliser Volkslebens bildet. Zur Freude der Tochter des Hauses, die eben die Lampe anzündet, tritt noch der Älpler mit fröhlichem Geplauder in das Stilleben um den Wirtstisch. Spät mag's werden, bis er mit der Kraxe auf dem Rücken in seinen klappernden Holzschuhen die hochgelegene Alpe erreicht. Gewiß fährt noch mancher Jauchzer zu Tal. Wird das junge Mädchen horchen oder nicht? — Jedenfalls schmeckt der Walliser Wein! Er ist der feurigste,



Karl Ibscher, Köln, phot.

Das „Reichswaisenhaus am Rhein“ zu Niederbreisig.
Erbaut von H. Wiedenblanck.

der in der Schweiz überhaupt gezogen wird. Im Gebirgsland der jungen Rhone, in dessen Ruhe und altväterisches Wesen nun bald die Simplonbahn mit grellem Pfiff hereinbrausen wird, haben wir den überraschenden Gegensatz, daß aus der Höhe die Firnen und Gletscher in die Fenster leuchten, während sie zugleich von den Gewächsen des Südens, Feigenbäumen und Weinstöcken, umrankt sind. Nirgends in Europa als im Wallis reifen bis auf 1300 Meter über dem Meere köstlich wohlschmeckende Trauben. H.

Gefangene Orang-Utans. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) In den Zoologischen Gärten bilden die Menschenaffen wichtige Anziehungspunkte für das Publikum. An ihnen kann man ja so viel Eigenartiges beobachten. Namentlich die jüngeren Gefangenen erweisen sich so bildsam, trinken geschickt aus Gläsern, lernen Löffel benutzen, rauchen Zigaretten und schließen intime Freundschaften mit ihren Wärtern. Sie lernen Verschiedenes, mitunter auch rechnen, zwar nicht so hoch wie der vielbesprochene „Kluge Hans“ im Berliner Stall. Aber dafür wirklich selbständig bis Drei und Fünf. Der Schimpanse entwickelt die größten Fähigkeiten, aber auch der Orang-Utan, der Waldmensch aus den Wildnissen Borneos und Sumatras, zeigt sich recht gelehrig, solange er noch jung ist; oft benimmt er sich wie seinerzeit der geweckte „Moritz“ im Berliner Zoologischen Garten wie ein wohlerzogenes Kind. Weniger zugänglich zeigen sich die alten Männchen, die Riesenorangs, wie sie vor zwölf Jahren durch Pinkert nach Deutschland gebracht wurden. Freilich an solchen ausgewachsenen Riesenexemplaren lernt man erst kennen, was für ein Ungetüm dieser Waldmann ist. „Unbeschreiblich scheußlich“ nennt ein Zoologe seinen Kopf, und man muß dem zustimmen. Dem jungen Orang-Utan aber fehlen noch die Backenwülste und die Runzeln, und er macht, wie unsere Abbildung zeigt, einen „lieblicheren“ Eindruck. Der Handel mit diesen Waldmenschen ist ziemlich rege, man zahlt für jüngere mehrere hundert Mark, für alte Prachtungetüme erzielte man sogar 12000 bis 14000 Mark. Eigenartig ist die Jagd auf diese Tiere, die nur selten den Boden betreten und stets in den Baumkronen der Sumpfwälder hausen, indem sie sich von Ast zu Ast schwingen. Die Eingeborenen treiben den Orang auf einen Baum, der nur von niedrigeren Bäumen und Büschen umgeben ist, schlagen in dessen Umkreis alles Gehölz nieder und halten den Waldmann auf seinem hohen Sitz gefangen, indem sie rings um den Baum Feuer anzünden. Der Gefangene hungert, und dann schreitet man mit List zu seiner Überwältigung. In die unteren Zweige des Baumes wird ein Gefäß mit Zuckerrohrsaft gehängt, dem ein betäubendes Mittel beigemischt wurde. Ist das Tier halb berauscht, so wird der Baum umgehauen, festgeklammert an den Ästen macht der Orang-Utan den Sturz mit, er versucht sich wohl zur Wehr zu setzen, herbeigeeilte Männer spritzen ihm aber beißenden Pfeffersaft in die Augen, werfen ihm Schlingen um und stülpen einen Käfig über den zeitweilig Geblendeten. Unter reichlichem Wasserguß erholt sich der Gefangene und ergibt sich bald in sein Schicksal.



„Apollo“, der neue Orang-Utan im Zoolog. Garten in London.

Leider überlebt er den Verlust der Freiheit nicht lange: in unserem Klima gehen die Orang-Utans in der Regel schon nach wenigen Monaten zu Grunde, nur ausnahmsweise dauern die jüngeren einige Jahre aus.

Kaiser und Hering. Zu den vielseitigsten Fürsten gehörte Karl V. An allem und jedem, was die Zeit bewegte, nahm er Anteil. Als er die Niederlande bereiste, suchte er das Grab dessen auf, der das Einsalzen der Heringe in der noch heute geübten Art erfunden hat. Der Mann hieß Beukelsz oder Bolholdt und lebte um 1386. Das einfache Einsalzen der Heringe war zwar schon, wie man in Bischof Ottos von Bamberg Leben liest, um 1128 in Pommern gebräuchlich. Dort blühte damals der Heringsfang bereits, er war so ergiebig, daß 1124 der ganze Wagen Fische nur ein Denar, also etwa 80 heutige Pfennige kostete. Im 12. Jahrhundert waren Heringe das erste Handelsprodukt der damals in Paris gegründeten Handelsgesellschaften für Überseehandel.

Bildnis einer Dame von Rembrandt. (Zu unserer Kunstbeilage.) Dieses herrliche Porträt, eines der schönsten, die Rembrandt je gemalt hat, stammt aus der Zeit zwischen 1631 bis 1642, den glücklichsten Jahren seines Lebens. Damals besaß er, was ein Herz nur wünschen konnte: frühen Ruhm, ein geliebtes schönes Weib und so viel leichtverdientes Geld, um seiner Prunkliebe und Geselligkeitsfreude genugzutun. Aber alles dies steigerte nur seine erstaunliche Produktivität und verlieh den Bildern jener Jahre den wundervoll tiefen Farbenglanz, den er in seinen späteren schweren Zeiten nicht mehr zu erreichen vermochte. Es leuchtet auch seine eigentümliche Freude an Juwelen und kostbaren Gewandstoffen daraus hervor. Nicht nur die geliebte, stets neu gemalte Saskia trägt fürstlichen Schmuck, wir sehen ihn auch hier an der „Frau des Offiziers“, wie unser Bild von den Kunstgelehrten genannt wird. Der „Offizier“ selbst, ein schöner brünetter Mann in dunkeler Rüstung, ist das Gegenstück und der wirksamste Gegensatz zu diesem Frauenkopf voll Anmut und süßem Reiz, dessen braune Augen so liebenswürdig den Beschauer anblicken. Die Schöne prangt in einem schweren Brokatgewand von freierem Schnitt als das damalige Modekleid. Kostbare Perlenschnüre umgeben Hals und Handgelenk; über dem reichen gelockten Haar glänzt ebenfalls eine solche Schnur mit Feder und Edelsteinagraffe. Goldbänder umwinden den zur Schulter niederfallenden Haarstrang und berühren dort die prächtige Schmuckkette, die sich an den Florbesatz des Kleidausschnittes anschmiegt und über dem goldgestickten Brustlatz von der schönen weichen Hand zusammengefaßt wird. Der innige Zusammenklang natürlicher Frauenschönheit mit dem künstlerischen Reiz von Schmuck und Gewandung hat hier ein unsterbliches Meisterwerk geschaffen. Es befindet sich, wie auch das Bild des „Offiziers“ in der Liechtensteingalerie zu Wien, zu deren kostbarsten Besitztümern es zählt. R. A.



Spielmüde

R. Dührkoop, Hamburg, phot.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

mmer 1905

Preis 12 cents



Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (13. u. 14. Fortsetzung.) . . . . 877 u. 897
Frisches Futter. Bild von F. Schlesinger. 877
Meldung von der Spitze. Bild von C. Becker 881
Der täppische Freier. Bild von F. Fagerlin. 885
Nachtbild. Gedicht von Albert Sergel 886
Der Vorname in der Dichtung. Von Rudolf Krauß. 886
Schwalbennot. Von Dr. Friedr. Knauer. 888
Ein neuer Roman. Bild von H. Fenner-Behmer. 889
Ein Gastspiel. Erzählung von A. Noël. (Anfang u. Schluß) . . . 890 u. 907
Brandung beim Turm von Majori. Bild von Karl Böhme. . . . 901
Zur Jahrhundertfeier der Königreiche Bayern und Württemberg. Von Dr. Wilh. Hausenstein. 904
Die Kupferstichkenner. Bild von J. L. E. Meissonier. 905
Ludwig Ganghofer, der Dichter und der Jäger. Von Karl Rosner. (Mit Abbildungen.) 910
Blätter und Blüten . . . . 893—896; 914, 915 u. 916
Für die Küche. Neue Bücher. — Für Hausfrauenfleiß. Weihnachtsarbeiten. — Allerlei Winke für jung und alt. Zur Kurzweil . . . . . Beilage 1—7
Kunstbeilage 25: „Begegnung.“ Von H. Lindenschmit.

Leipzig Königsstrasse 33

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H.

HANNS ANKER



Begegnung.

Gemälde von H. Lindenschmit.

Nr. 47 **Die Gartenlaube** 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(13. Fortsetzung.)

Die Musketiere begannen einen freien Ring um den Karren mit dem Salzblock zu schaffen. „Raum für die Diener Gottes!“ klang es mit zorniger Stimme aus dem Gedränge. Und als die drei geistlichen Herren durch Hilfe der Spießknechte endlich mit ihren brennenden Kerzen einen Weg zum Karren fanden, begann in der Abendtrübe und beim Flackerschein der Lichter das kristallene Gesplitter des Salzblockes fein zu schimmern. Doktor Pürckhmayer, sobald sein Blick den Mann im Salz getroffen, war



Frisches Futter.
Gemälde von F. Schlesinger.

erschrocken zurückgefahren. Doch die Weihe seines Amtes machte ihm Mut. In reichlichen Güssen sprengte er das geweihte Wasser über den Salzblock und begann mit kräftiger Stimme die lateinischen Formeln des Exorzismus. Das schien der Dekan verhindern zu wollen. Doch Prior Josephus hielt ihn am Ärmel zurück. „So lasset ihn doch! Das wird die Leut ein bißl ruhiger machen." Er hatte das kaum gesagt, als der Lärm sich schon zu dämpfen begann. Die Weiber, die zuvörderst im Gedränge standen, fielen auf die Knie, und von Reihe zu Reihe, immer weiter hinaus über den von Menschen erfüllten Hofraum, ging das Wort: „Der Teufel wird ausgetrieben! Haltet Ruh!" Auf dem Kirchplatz und beim Laienhofe blieb wohl das Lärmen der Zuströmenden, die wissen wollten, was es gäbe. Aber in weitem Kreis um den Karren her entstand beim Getön der Glocken eine halbe Stille.

Mit lauter Stimme hatte der geistliche Kommissar die rituelle Beschwörung gesprochen, die den Teufel zu ehrlicher Antwort auf jede Anrede zwingen mußte. Und nun begann er das Verhör mit der Frage: „Propter quam causam ingressus es in corpus salis?" Die Leute hätten das gerne verstanden. Und Pfarrer Süßkind, der mitten im Gedränge stand, machte bereitwillig den Dolmetsch: „Jetzt hat er gefragt, warum der Teufel in den Block gefahren ist."

Ein Fragen und Flüstern: „Und der Teufel? Was sagt der Teufel?"

„Das Maul hält er!"

Nun wieder die Stimme des Exorzisten, mit etwas gereiztem Klang: „Per quod pactum ingressus es in montem salis nativi?" Herr Süßkind verdeutschte: „Jetzt hat er gefragt, um welcher Bundschaft willen der Teufel sich im Hällingerberg hätt sehen lassen."

„Und der Teufel?"

„Der hält noch allweil das Maul!"

Doktor Pürckhmayer beschwor und fragte, daß ihm die Stimme heiser wurde. Doch der Sohn der Hölle verweigerte jede Auskunft. Und Prior Josephus verlor die Geduld. „Mein geistlicher Bruder! Im Salz dadrinnen scheint ein Teufel zu hocken, der nicht zu Ingolstadt studiert hat und kein Latein versteht! Wollet verstatten, daß ich mit dem Mann ein deutsches Wörtl red!" Der Kommissarius wollte in Zorn erwidern. Aber da hatte sich Prior Josephus mit einer Flinkheit, die man seiner gesunden Fülle gar nicht zugetraut hätte, schon auf den Karren geschwungen. Er hob die Arme, daß ihm die Kuttenärmel über die Ellbogen fielen, und rief mit schallender Stimme über die verdutzte Menge hin: „Passet auf, ihr guten Leut! Jetzt will ich an den Mann im Salz eine Red tun, die ihr alle versteht. Und wenn der haarborstige Kerl da drin ein toter Mensch ist, wird er so still bleiben, wie halt im Tod wir Menschen alle sind! Ist er aber ein Teufel, dann will ich ihm was befehlen, was jeder Teufel mit Freuden tut!" Ein kurzes, wirres Geschrei im weiten Hof. Dann tiefe Stille. Nur noch das Tönen der Glocken im Grau des Abends. Und Prior Josephus, umzittert vom flackernden Licht der Kerzen, schlug mit der Faust auf das flimmernde Gestein. „Du da drinnen! Hör mich im Namen des Dreifaltigen! Bist du ein toter Mensch, so schweig und rühr dich nimmer! Und barmherzig wollen wir dich zur irdischen Ruh bestatten! . . . Bist du aber ein Auswurf der Hölle, so befehl ich dir in Gottes Namen: Fahr heraus da aus dem Salz und tu, was deines Amtes ist als Teufel! Und unter den Menschen, die auf dem Platz da stehen, pack den Dümmsten und Verlogensten, den Böswilligsten und Sündhaftesten beim Kragen, reiß ihm die schlechte Seel aus dem Leib und reit auf ihr hinunter in die höllische Glut!"

Man hörte rings im Kreis ein Atemschlucken der Angst. Und Hunderte griffen mit Schreck an ihren Hals, als hätten sie den Klauenschlag des Teufels schon an ihrer Kehle gespürt. Doch der Mann im Salz blieb stumm und ruhig auf den Knien liegen und grinste gegen die flackernden Lichter. Prior Josephus legte die Hände hinter den Rücken und rief mit Lachen: „Also, Leut! Ist das ein Teufel?" Ein halbes Tausend Stimmen scholl ihm entgegen: „Ein Mensch! Ein Mensch!" Und die noch immer glaubten, daß es der Teufel wäre, trugen sich doch mit der Hoffnung, es möchte der Mann im Salz ein toter, ungefährlicher Mensch sein! „Gelt ja? Denn wenn es der Teufel wär, so hätt er die Berchtesgadener flink erlöst von einem schlechten Kerl. Ich hab euch gern, ihr Leut, und denk viel Gutes von euch. Aber das glaubt ihr doch selber nicht, daß unter euch allen nicht ein einziger wär, der die höllische Glut nicht zu fürchten hätt." Hier und dort ein scheues Lachen, dann ein Geschrei, das halb Enttäuschung und Ärger war, halb Aufatmen und erwachende Heiterkeit. „Und schauet, Leut," rief Prior Josephus, „da wollen wir unserem lieben Herrgott danken, daß sich der grausliche Teufel durch des geistlichen Herrn Kommissari Verstand und lateinische Müh erwiesen hat für ein ganz natürliches Ding!" Als der hochwürdige Doktor Pürckhmayer diese Worte hörte, machte er mit zornrotem Gesichte jählings kehrt, blies die Kerze aus und suchte mit seiner Assistenz einen Weg zum Münster. Und der Franziskanerprior sprach mit Lachen: „Also, ihr Mannder und Weiber! Jetzt seid ein bißl verständig! Und daß ihr's alle wißt . . . was der Häuerprüfling Adelwart Köppel im Stollen angerichtet hat, das ist kein Teufelswerk, sondern im Salzbau eine neue Schaffensweis, bei der man das Gut mit Pulver aus den Felsen schießt. Das wird der Landschaft großen Nutzen bringen . . . und leicht kann's kommen, daß ihr übers Jahr viel weniger Steuer zahlen müßt als heuer!" Das war eine Wendung, die mit schlagender Beweiskraft wirkte. „Und mit dem gescheiten Werk des Buben hat der Mann im Salz kein Bröslein zu schaffen. Hätt ihn heut der Bub nicht gefunden, so hätten ihn die Häuer über vier Wochen aus dem Stollen gebrochen, in den er, Gott weiß wann, durch die Muhren versunken ist. Und daß ihr euch den haarigen Kerl da recht schön betrachten könnt, sollen die Spießknecht beim Karren eine Gasse machen. Da kann der Reih nach ein jeder herkommen und das Maul aufreißen." Der Prediger sprang vom Karren herunter; und in stummer Dankbarkeit drückte ihm Herr von Sölln die Hand. „Ich sag's doch allweil," meinte Prior Josephus schmunzelnd, „die Dominikaner sind schlechte Exorzisten. Man muß mit den Teufeln reden, wie sie's verstehen."

Aber die „Teufel", die er meinte, hatten auch das gesunde Deutsch des Franziskaners nicht ganz verstanden. Denn als die Gasse der Spießknechte gebildet war, als die Pechpfannen den Mann im Salz mit zuckender Feuerhelle übergossen, drückte sich manch ein Mädel und manch eine alte Bäuerin scheu und flink an dem „toten Menschen" vorbei, und bärtige Weiber in Pluderhosen schlugen ein Kreuz und verdrehten die Augen.

Drüben, beim offenen Tor des Münsters, standen die Chorherren, Prior Josephus, Pfarrer Süßkind und die Beamten des Stiftes in einem Kreis beisammen, mit lauten Stimmen debattierend. Ein Streitfall, der nach der scheinbar friedlichen Wendung dieses Abends unerwartet aufgestiegen, hatte die Herren in zwei heißkämpfende Parteien geschieden.

Als um den Mann im Salz die Pfannenfeuer brannten und das Gedränge der Menschen sich durch das Spalier der Spießknechte schob, war es die erste Sorge des Herrn von Sölln gewesen, den Klagekasten vom Tor der Pfarrkirche entfernen zu lassen. Und dann hatte er den Herren den Vorschlag gemacht, man sollte, um die Sprudelquelle der Erregung zu verstopfen, den Mann im Salz noch in der Nacht und in aller Stille begraben. Als er diesen Vorschlag machte, trat just der geistliche Kommissar aus dem Tor des Münsters, und in der gereizten Laune, die der siegreiche Wettkampf des heiligen Franziskus in ihm entzündet hatte, fragte er mit scharfer Stimme: „Begraben? Wie begraben? Christlich oder heidnisch? Auf dem Gottesacker, wo die Christen ruhen? Oder hinter der Friedhofmauer, wo die ungetauften Kinder liegen?" Eine Weile war Schweigen. Und die Herren sahen einander

verblüfft und ratlos an. Der Dekan war erschrocken, denn er fühlte: hier wuchs eine neue Gefahr herauf.

Herr Römerhofer wollte entscheiden: „Hinter der Friedhofmauer! Das versteht sich! Der Mann im Salz muß doch aus heidnischen Zeiten stammen."

„Wie wollt Ihr das beweisen?" fragte Doktor Pürckhmayer. „Habt Ihr die Jahre gezählt, seit denen der tote Mensch, wie Ihr das ungewisse Ding da drüben zu nennen beliebt, in carcere salis gefangen liegt? Oder schließt Ihr nach den Fellen, mit denen er umgürtet ist? Als Sanctus Bonifacius dem deutschen Lande das Heil brachte, sah er die Menschen mit Fellen bekleidet und im Walde lebend, gleich wilden Tieren. Euer Mann im Salz kann ebensowohl ein Christ sein wie ein Heide. Ist er ein Christ, der das heilige Sakrament der Taufe empfangen, so müßt Ihr ihn christlich begraben. Ist er ein ungetaufter Heide, so müßt Ihr ihm nach christlichem Gesetz die Ruhstatt in geweihter Erde verweigern. Doch bevor Ihr das eine oder das andere tut, müßt Ihr mit Bestimmtheit wissen, ob er Christ oder Heide ist."

„Aber, Herr!" stammelte der Dekan. „Wie sollen wir denn das erfahren?"

„Fragt ihn doch! Vielleicht gibt er Euch eine Antwort!"

Herr von Sölln überhörte den Hohn dieser Rede. „Herr Doktor! Die Stunde ist ernst. Etwas muß doch mit dem Mann im Salz geschehen. Sein Anblick bringt die Leute in Aufruhr und rührt in allen trüben Tiefen des Aberglaubens. Wir müssen diesen Toten bestatten."

„Da möget Ihr rei publicae causa völlig recht haben. Doch höher als alle prudentia civilis steht das kirchliche Gesetz. Daß es verletzt wird, werde ich nicht dulden."

„Ja Gott im Himmel," stammelte Herr von Sölln, „was soll denn da geschehen?"

Und mit Würde fiel der Landrichter Gadolt ein, um seine Ansicht über diesen Streitfall in einer lateinischen Rede auseinanderzusetzen.

Doch der Dekan unterbrach ihn heftig: „Da habt Ihr nicht mitzureden. Das ist keine causa judicialis, sondern eine res ecclesiae." Seine Gestreng war aufs tiefste beleidigt und wandte sich schweigend ab. Und Herr von Sölln erklärte: „Der Tote muß hinunter in die Erde. Und da ich wie Herr Römerhofer überzeugt bin, daß dieser Leib aus heidnischen Zeiten stammt, so will ich ihn im Stiftsgarten bestatten lassen!"

„Das dürft Ihr nicht!" Doktor Pürckhmayer richtete sich auf. „Er kann ein Christ sein! Und ich werde nicht dulden, daß der Leib eines Christen durch ein Grab in ungeweihter Erde geschändet wird."

„Ja, ja, ja! Meintwegen also! Dann laß ich ihn mit christlichen Ehren im Friedhof begraben."

„Das dürft Ihr nicht! Er kann ein Heide sein. Und ich werde nicht dulden, daß die Ruhe so vieler Christen, die hier in geweihter Erde liegen, gestört wird durch die Nähe eines heidnischen Kadavers."

Herr von Sölln warf einen hilfesuchenden Blick auf Prior Josephus. Der zuckte die Achseln. „Wo ein Mensch recht hat, hat er recht. Gegen die Meinung des geistlichen Kommissari ist kein Wörtl zu sagen. Ich weiß nur einen Ausweg." Er wandte sich schmunzelnd an den Doktor Pürckhmayer: „Ihr habt mir doch neulich in meiner Sakristei gedroht, daß Ihr mich beim Papst verklagen wollt. Wenn Ihr die Klagschrift absendet, könnt Ihr ja gleich an den päpstlichen Stuhl eine Anfrag richten, wie diese harte Nuß zu knacken wäre. Und Rom wird sprechen." Die Chorherren verstanden, wie das gemeint war; denn sie lächelten; nur Herr von Sölln schüttelte mißbilligend den Kopf. Und der kanonische Doktor sagte mit zornfunkelndem Blick: „Da habt Ihr mir einen klugen Rat gegeben. Den will ich befolgen. Und Euch, Herr Landrichter Gadolt, übertrage ich, bis die Sache entschieden ist, kraft meiner fürstlichen Vollmacht die Verantwortung, daß hier kein Recht verletzt wird." Nach diesen Worten ging der geistliche Kommissar davon. Und der Fackelschein, der den von Menschen eingezingelten Mann im Salz umflammte, warf seine rote Helle über die ratlosen Gesichter der Chorherren. Dann begannen die Herren mit lauten Stimmen eine hitzige Debatte.

Ein Kreis von Leuten sammelte sich um die Stiftsherren. Und die schnappten genug vom Gespräch der Herren auf, um in das lärmende Gewühl des Marktplatzes die Nachricht hinaustragen zu können: daß die Herren nicht wüßten, was mit dem Teufel, will sagen mit dem toten Mann im Salz zu geschehen hätte. Das war neues Wasser auf die Mühlen dieser tausend erregten Gehirne. Und der Streit, der zwischen den Herren ausgebrochen, wurde auf dem finsteren Marktplatz weitergeführt: Christ oder Heide? Begraben oder nicht begraben? Der Gegensatz dieser Meinungen führte schließlich zu einer erbitterten Prügelei.

Peter Sterzinger mußte, als er bei der Heimkehr von der Jagd durch dieses Gewühl einen Weg suchen wollte, immer rufen: „So lasset doch mich in Ruh! Was geht denn mich der ganze Unsinn an!" Aber daß ihn die Sache doch nicht gar so kalt ließ, das war an der treibenden Hast zu merken, mit der er in der finsteren Nacht über die Straße hinunter eilte. Nah vor seinem Hause blieb er stehen und lauschte ins Dunkel. „Schwager!" Dieses Wort war aus dem schwarzen Schatten der Hecke herausgeklungen. Und da kam auch Madda schon über die dunkle Wiese gerannt und umklammerte seinen Arm. „Gott sei Lob und Dank! Weil ich nur einen Menschen hab!"

„Aber Mädel! Du tust ja, als wärst du verrückt!"

„Ja weißt denn nicht, was geschehen ist? Bist denn nicht droben gewesen im Stift?"

„Freilich! Und lus! Man kann ja die Leut bis herunter schreien hören! Die sind ja wie narrisch!"

„So red doch, Schwager! Was ist denn geschehen ... droben im Stift?" Er fing zu erzählen an, vom Mann im Salz, vom geistlichen Kommissar und vom Prior Josephus. „Aber geh doch, du!" unterbrach sie ihn mit einer Stimme, die erstickt war von Tränen. „Das weiß ich ja schon, vom Weyerzist! Aber sonst? Was ist denn sonst noch? So red! Was ist denn mit ... mit ..." Sie wollte es niederzwingen in ihr zuckendes Herz. Aber die Frage mußte heraus: „mit dem Buben?"

Dem Wildmeister stieg ein schadenfrohes Wörtlein auf die Zunge. Doch er verschwieg es.

„So red! Ich bitt dich, Schwager ... schau, ich hab nimmer Ruh ... verstehst mich denn nicht? So geh doch, Schwager, und frag um Herrgottswillen, was mit dem Buben ist!"

„Aber Mädel!" Erschrocken stand der Wildmeister vor dem verstörten Ausbruch dieser Qual. „So spring ich halt schnell hinauf zum Besenrieder ..."

„Zu dem nicht! Jesus Maria! Zu dem nicht!"

„Gut! Meintwegen! Muß ich halt schauen, daß ich den Herrn selber krieg auf ein Wörtl!" Er rannte in die Nacht hinaus.

Madda konnte ihn nimmer sehen. Und immer stand sie noch da und starrte in die Finsternis. Im Hausflur brannte eine Talgkerze, flackernd im Luftzug der offenen Türe. Und draußen im Zwinger schlugen die Hunde an — Leute gingen mit erregtem Schwatzen auf der Straße vorüber. An die Tür gelehnt, blieb Madda mit schlaffen Armen stehen. Da hörte sie Laute im Haus wie schweres Schluchzen. Das kam aus der Stube der stummen Magd. Und als die Jungfer die Tür der kleinen Kammer öffnete, sah sie bei dem Schein, den das Kerzenlicht hereinwarf, die Marei mit gefalteten Händen in ihrem Bette knien.

Aber die Magd, als sie die Gestalt in der Tür sah, warf sich erschrocken auf die Kissen hin und zerrte die Decke über den Kopf. Madda ging zu ihr und setzte sich auf den Bettrand. Sie fühlte, wie der Körper des Mädchens unter der Decke zitterte. „Was tust du so zittern, Marei? Warum mußt du in der Nacht so traurig beten?" Doch die Stumme rührte sich nicht und hielt die Decke fest. Leise redete die Jungfer zu ihr. Und Madda konnte gütig sein — doch so

herzlich und milde, so zärtlich aus tiefstem Herzen heraus, wie hier im grauen Zwielicht der kleinen Kammer, hatte Madda in ihrem Leben noch nie zu einem Menschen gesprochen.

Plötzlich richtete die Magd sich auf, küßte der Jungfer die Hände, umschlang sie mit pressenden Armen, suchte mit den Lippen eine Stelle an ihrem Hals und küßte sie immer wieder — immer diese gleiche Stelle —

Madda befreite sich, fast erschrocken über diese wilde Zärtlichkeit. „Aber geh, Marei! Was tust du denn da? Jetzt sei gescheit! Und leg dich schlafen!" Sie ging aus der Kammer und zog die Tür zu. Und trat in die schwarze Nacht hinaus. Und wartete.

*

Es war um die zehnte Abendstunde, als Herr von Sölln erschöpft und müde, ganz zerschlagen von allen Erregungen dieses Tages, zu der Stube hinaufstieg, in die man den ohnmächtigen Buben getragen hatte. Eine dreistrahlige Lampe, die von der Decke niederhing, erleuchtete den weißen, mit bescheidenem Gerät bestellten Raum. Den einzigen künstlerischen Schmuck dieser Wände bildeten die Blätter des Holbeinischen Totentanzes und Dürers Himmelfahrt der Maria. In der Fensternische, vor einem Schreibpult, stand ein alter Lehnsessel.

Als Herr von Sölln in die Stube trat, wusch ein Lakai gerade die Blutflecken vom Boden auf; beim Tisch unter der Lampe kramte Magister Krautendey sein Chirurgenzeug in eine Ledertasche; Meister Jonathan stand zu Füßen des Bettes, und das Kätterle, dem noch immer die Tränen über die runzligen Backen kugelten, kniete vor dem Bett auf den Dielen und streichelte immerzu den Arm des Buben, der mit geschlossenen Augen auf dem Bette lag, das Gesicht und die Hände ganz bedeckt von grauen Pflastern.

Verwundert und ein wenig mit Ärger fragte der Dekan: „Wie kommt die Frau da in meine Stube?"

Mit großen Angstaugen blickte das Kätterle auf. „Ich bin doch die Mutter! Mich braucht ja der Bub!" Und sie wollte nicht begreifen, daß eine Frau, und wenn's auch eine alte wäre, unter dem Dach des Stiftes nicht übernachten könnte. Und als der Dekan ihr versicherte, daß der Bub in seinem Schutz stünde, blieb sie noch immer mißtrauisch und wollte nicht gehen. Fast Gewalt mußte der Hällingmeister anwenden, um das Kätterle aus der Stube zu bringen.

Kopfschüttelnd sah Herr von Sölln die Tür an, die sich hinter dem Weiblein geschlossen hatte. „Aber das ist ja gar nicht ihr Sohn! Sie ist doch gar nicht die Mutter!"

Magister Krautendey nickte lächelnd vor sich hin. „Habt Ihr noch nie eine Henn gesehen, der man ein Entenei ins Nest gelegt? Und wie die Henn in Sorgen pludert und gackert, wenn das Entlein, das einer anderen Mutter Kind ist, zum ersten Male ins Wasser torkelt? Mir däucht: das ist unter allen Müttern, die von der weisen, fürsorglichen Natura erschaffen sind, die beste und die mütterlichste."

Nachdenklich sah der Dekan den Magister an. Dann trat er leise zu dem Bett, auf dem der Bub in seinen Pflastern und Binden lag. „Noch allweil in der Ohnmacht?"

„Nein, domine! Er ist nur eingeschlafen, vor Schwäche und Blutverlust. Am Schenkel hat er eine schwere Verwundung. Von einem Brocken, der ihn getroffen. Und das ganze Gesicht und die Hände sind wie gesät durchnadelt von Salzbröseln und Steinsplittern. Drei, vier Wochen wird der Bub wohl brauchen, bis er sich ausheilt. Aber schaden wird's ihm nicht."

Ein Lakai trat in die Stube und bat den Dekan in den Flur hinaus. Der Wildmeister wäre draußen und hätte dringend mit dem Herrn zu reden. Als Herr von Sölln wieder kam, setzte er sich auf den Bettrand und sah den Schlummernden lächelnd an. Und dann fragte er: „Krautendey? Ihr seid erfahren in rebus naturalibus. Wie alt schätzet Ihr den Mann im Salz?"

Krautendey nahm die Tasche mit seinem Chirurgenzeug unter den Arm. „Soll ich sagen, was der Doktor Pürckhmayer hören darf?"

„Der ist nicht da."

„So sagt mir, Herr, wann Gott die festen Berg gemacht hat?"

„Wie könnt Ihr das fragen? Doch wohl am Schöpfungstag."

„So muß der Mann im Salz zumindest um fünfzig Jährlein älter als der Adam sein . . . wie Moses rechnet."

„Magister!" stammelte Herr von Sölln erschrocken. „Kann einem Menschen denn nicht geschehen sein, was dem Käfer in Eurem electrum geschah?"

„Freilich, domine! Und wie der Käfer da hineingekommen? Aristoteles sagt, das electrum wär ein Pech, wie die Bäum es ausschwitzen. Ich glaub, er hat recht. Und der Bernstein wird im nordischen Meer gefischt. Muß da nicht vor Zeiten einmal kein Meer gewesen und ein Wald gestanden sein? Wie hätt das electrum sonst aus den Bäumen schwitzen und der Käfer hineinfallen können in das linde Pech?"

Der Dekan schüttelte den Kopf. „Krautendey! Das sind dunkele Träume."

„Ja, Herr! So dunkel träum ich oft." Lächelnd ging der Magister zur Tür. Mit der Klinke in der Hand blieb er stehen. „Vorgestern hab ich so einen dunkeln Traum in mathematicis gehabt. Aus mancherlei Zeichen, die ich auf den Bergen gefunden, muß vor Zeiten einmal das Eis, wie es heut noch um die Watzmannskinder liegt, das ganze Berchtesgadner Tal ausgefüllt haben und über den Salzberg hinausgegangen sein. Und da hab ich so gerechnet: wie lang' die Sonn hat scheinen müssen, bis sie all das Eis hat schmelzen können? Und hab herausgerechnet: zumindest zwanzigtausend Jahr! . . . Um wie viel älter muß da der Mann im Salz noch sein? . . . Ich trau mich nimmer rechnen! . . . Und tät mir der Doktor Pürckhmayer einmal auf die Tafel gucken, auf der ich mit dem Griffel träum, so tät der Freimann eine Klafter Brennholz brauchen! . . . Wie lang wird's dauern auf der Welt, bis Zeiten kommen, wo man rechnen darf? . . . Gute Nacht, lieber Herr!"

Lange blieb der Dekan auf dem Bette sitzen, in Gedanken versunken, und immer betrachtete er das verpflasterte Gesicht des Schlummernden. „Der hat auch gerechnet!" Dann erhob er sich, ging eine Weile in der Stube auf und nieder, bis er sich müde in den Lehnstuhl am Fenster setzte.

Draußen in der Finsternis ging ein Regen nieder und trommelte an die in Blei gefaßten Scheiben.

Erst gegen Morgen ließ der Regen nach. Und zögernd rang sich in der Frühe die Sonne durch das treibende Gewölk.

Schon in der ersten Morgenhelle des erwachenden Sonntags wurde es lebendig im Stiftshof. Und je näher es auf die Kirchenstunde ging, desto zahlreicher strömten die Menschen herbei, um in gruseliger Scheu den Mann im Salz zu bestaunen. Der Platzregen, der in der Nacht gefallen war, hatte den Salzblock glatt gewaschen und an der Stelle, unter der das Haupt des eingepökelten Urmenschen steckte, so viel von dem Salzstein gelöst, daß man fast die Strähne des rotbraunen Haares befühlen konnte. Doch nur wenige im Gedräng der Neugierigen hatten den Mut, da hinzurühren. Und Dinge wurden geredet, bei denen die menschliche Vernunft die abenteuerlichsten Purzelbäume schlug. Immer war um den Karren her der Streit: ob Mensch oder „Ich weiß nicht was!", ob Christ oder Heide, ob begraben oder verbrennen? Aber welcher Anschauung die Leute auch waren — sehen wollte ein jeder das wunderliche Ding.

Die Glocken fingen zu läuten an. Das Gewühl, das den Stiftshof erfüllte, lichtete sich allmählich, und als bei der Pfarrkirche drüben das vielköpfige Trutzhäuflein sich um das Kirchtor gesammelt hatte, dachten auch die Musketiere und Spießknechte, die beim Karren Wache gestanden, an ihre Christenpflicht. Der Mann im Salz blieb einsam zurück, und aus den verziehenden Nebeln leuchtete die Sonne auf ihn herunter. In der Wärme begann der Block zu knistern und zu dampfen. Ein Lichtgezitter war an all den glattgewaschenen Rändern, und die zerflossenen Formen des im Salz ein-



Meldung von der Spitze.
Originalzeichnung von C. Becker.

geschlossenen Körpers schienen in leisfiebernde Bewegung zu geraten. Das war, als möchte der Mann im Salze sich wohlig in der Sonnenwärme strecken, während sein verzerrtes Gesicht gegen das Portal der Stiftskirche grinste, in der die Orgel rauschte und die Stimmen der Sänger klangen.

Nun schwieg die Musik, weil die Predigt begonnen hatte. An diesem Morgen predigte Herr von Sölln im Münster, Pfarrer Süßkind in der Leutkirche und Prior Josephus bei den Franziskanern. Die drei geistlichen Herren hatten sich über das Thema ihrer Predigt nicht verabredet. Doch es klang so. Dem Sinne nach sagte jeder von den Dreien das Gleiche. Jeder mahnte die „guten Christen" zur Vernunft, und jeder stellte den wunderlichen Vorfall, der sich im Salzwerk ereignet hatte, als eine höchst natürliche Begebenheit dar. In manchem Gehirn fielen diese verständigen Worte auf guten Boden. Doch wie die größere Menge die Sache nahm, das konnte man nach dem Hochamt aus dem Geschrei erkennen, das den Marktplatz und alle Wirtsstuben füllte. Trotz des Schankverbotes wurde in jeder Herberge der Leutgeb gezwungen, Fäßlein um Fäßlein anzuzapfen. Und ehe die Mittagsglocke läutete, gab es schwere Räusche und wüste Prügeleien. Aus den Wirtsstuben trugen die Angesäuselten den Streit der Meinungen heim in ihre Häuser — und da wurde zwischen Ehemann und Eheweib, zwischen Sohn und Vater, zwischen Bruder und Schwester mit kreischenden Stimmen weitergestritten: ob Teufel oder Mensch, ob verbrennen oder begraben?

Um zwölf Uhr hatte Herr von Sölln die Chorherren zum Kapitel berufen. Es mußte irgend etwas mit dem Mann im Salz geschehen, wenn der Anblick dieser gesulzten Vergangenheit den Leuten nicht weiterhin die Köpfe verwirren sollte. Aber da gab es eine Überraschung. Doktor Pürckhmayer hatte noch in der Nacht einen Bericht an die päpstliche Kurie verfaßt und früh am Morgen, ohne Wissen des Dekans, einen der Vikare, begleitet von zwei kurkölnischen Seligmachern, auf die Reise nach Rom geschickt, um in diesem unlösbaren Streitfall die Entscheidung der höchsten kirchlichen Instanz zu erfragen. Das setzte im Kapitelsaal einen bösen Aufruhr ab. Aber an der Sache war nichts mehr zu ändern — und so konnte man nur noch darüber schlüssig werden, wie der Mann im Salz den Leuten aus den Augen geräumt werden sollte, bis Rom gesprochen hätte.

Man entschied sich für den alten Mühlenkeller, der hinter dem Laienhofe neben den Gefängniszellen lag und jedem Zugang von außen entrückt war. In früheren Zeiten, da das Kloster noch mit der Möglichkeit einer Belagerung rechnen mußte, hatte es innerhalb der Umwallung seine eigene Mühle besessen, die durch einen unterirdischen Wasserzufluß betrieben wurde. Seit fünfzig Jahren stand die Mühle still, und der Wasserzufluß war vermauert worden. Im Kellergewölbe dieser Mühle sollte nun der Mann im Salz seine Wohnung beziehen, um mit Geduld des Tages zu harren, an dem sein Schicksal in Rom entschieden würde. Trotz des Sonntages wurde die Übersiedlung gleich in Angriff genommen. Man vermauerte die beiden Fensterluken, die nach dem alten Hirschgraben guckten, und spedierte den Mann im Salz durch die Wachstube der Musketiere und auf einer Gleitbahn über die Treppe hinunter in das finstere Loch. Dann wurden schwere Eisenbänder vor die feste Tür gelegt, und die Vorhängschlösser wurden versiegelt. Doch der Mann im Salz, obwohl er drunten schlummerte in der Finsternis des Mühlenkellers, ging als ein lebendiger Aufwiegler durch alle Gassen von Berchtesgaden und teilte die ganze Landschaft in zwei erbitterte Parteien. Das wurde schlimmer von Tag zu Tag. Und auf der Straße standen an jedem Abend die Leute bis spät in die Nacht und guckten unter gruseligen Gesprächen zu den vermauerten Kellerluken hinüber. Am Morgen erzählte dann der eine: er hätte einen stinkigen Feuerschein aus der Mauer fahren sehen — der andere: eine mordsmäßige schwarze Katze wäre mit der Geschwindigkeit eines Eichkätzleins an der Mauer auf und nieder gelaufen — ein dritter: vom Untersberg herüber wäre ein schwarzer Drache, so groß wie ein Scheunentor, durch die Nacht einhergeflogen und sieben Vaterunser lang über dem Stifte stehen geblieben in der Luft. Da half kein verständiges Wort. Ein Hexentanz des Aberglaubens gaukelte durch alle Köpfe, durch das ganze Tal.

Es gab nur wenige Häuser, deren Schwelle dem umlaufenden Gespenst dieser Tage verschlossen blieb. Auch im Wildmeisterhause kam man erst zur Ruhe, als Peter Sterzinger eines Tages dem alten Schinagl in schnaubendem Zorn erklärte hatte: „Kerl, ich werf dich hinaus auf die Straß, wenn du noch ein einziges Wörtl von all dem Unsinn redest." Recht an der Zeit war's gewesen, daß der Wildmeister diesen energischen Machtspruch getan hatte. Die Kinder waren schon so verängstigt, daß sie nimmer allein in der Schlafkammer bleiben wollten, wenn es dunkel wurde. Immer mußte Madda bei ihnen sitzen. Denn die Freundschaft mit der stummen Marei war für die Kinder zu Ende. „Die schaut allweil so traurig!" hatte das Dirnlein gesagt. Und das Bübchen meinte: „Die tut sich selber fürchten." Alles Erdenkliche tat die Magd, um das verlorene Zutrauen der Kinder wieder zu gewinnen. Dabei arbeitete sie wie ein Tier vom Morgen bis zur müden Nacht. Oft sagte Madda: „Geh doch, Marei! Du bist ja vor lauter Fleiß wie ein Nimmerruh!" Wenn die Jungfer solch ein herzliches Wort zu ihr sprach, ging es immer wie ein heißes Aufleuchten der Freude über das verhärmte Gesicht der Stummen. Und wie sie gegen Madda war, das sah sich an, als hätte sie einer Heiligen zu dienen. Auch Peter Sterzinger war gegen Madda anders, als er früher gewesen. Nie sagte er ein stichelndes Wort. Immer war etwas Schonendes in seiner Art. Und wenn es Madda nicht bemerkte, sah er sie oft nachdenklich an, mit sorgenvollen Augen. Und es schien doch zu irgend welcher Sorge keine Ursache vorhanden. Madda war nie so ruhig gewesen, so schweigsam froh, so herzlich und milde, wie sie in diesen Tagen wurde. Das war, als hätte ihr Leben eine neue, süße, feine Saite bekommen, die immer klang, ganz leise. Das wirkte auf die Kinder, daß ihr die beiden Kleinen nimmer von der Seite gingen. Gab's einen schönen Tag, so konnten es die Kinder am Morgen kaum erwarten, bis Madda alle Arbeit im Haus getan hatte und sich mit ihnen hinaussetzte ins Freie. Doch bei den Holunderstauden unter den Mauern des Stiftes, da saßen sie nicht mehr — jetzt immer am Waldsaum über der Ache drüben. Und während Madda den an ihren Schoß gehuschelten Kindern von den fleißigen Zwergen im Untersberg erzählte, vom schlafenden Kaiser mit dem langen Bart, vom König Watzmann und seinen versteinerten Kindern, blickte sie immer hinauf zu den Fenstern des Stiftes. Dabei bekam, auch wenn sie gar nichts Trauriges erzählte, ihre Stimme oft einen Klang, daß die Augen der Kinder sich mit Tränen füllten.

In diesen Tagen geschah es auch nie, daß Madda plötzlich aus dem Haus verschwunden war, wenn Doktor Besenrieder seine Braut besuchen kam. Wie gegen alle, so war sie auch freundlich gegen den Sekretarius. Und dennoch ging er immer mit sorgenvollem Gesicht davon. Und wenn er das Haus verlassen hatte, geschah es fast immer, daß Madda zur Weyerziskin hinübereilte und sich tief atmend auf den Antritt niedersetzte, auf dem die junge, rosig erblühende Frau in ihrem glitzernden Winkelchen saß und all das weiße Kleinzeug nähte, das sie im Frühling brauchen würde. Josua schwatzte und lachte dann immerzu bei der Arbeit. Und war's am Abend, so legte er immer das grobe Handwerk des Tages beiseite und schnitzte an dem Marienbild, das in Schönheit und zärtlichem Reiz der Vollendung entgegenging. Bei dieser feinen Arbeit konnte er freilich gar viel nicht schwatzen. Drum holte er, wenn Madda am Abend da war, gern das Singerkästlein aus dem Wandschrank. Und während draußen der letzte Glanz des Abends braunte, lauschten sie alle drei mit Schweigen diesem feinen Zirpen und Klingen.

Manchmal auch, nach heißen Tagen, stiegen sie am Abend alle drei zur Kirche hinauf, um den Rosenbusch zu begießen,

der ein bißchen kränkelte und trotz der vielen Knospen, die er getragen, nur wenige Blüten getrieben hatte.

An einem schwülen Abend, als Josua und das Trudle allein zu dem dürstenden Rosenbusch hinausgingen, geschah etwas, daß die Wenerzioslin zu Tod erschrak. Da wollten die beiden in der roten Dämmerung aus dem Friedhof treten. Im gleichen Augenblick kam der Jochel Zwanzigeissen über den Kirchplatz gegangen. Dem sollte das Trudle nicht be gegnen — drum sagte Joser: „Schau, jetzt hab ich mein Messer liegen lassen!" Schon wollten sie umkehren, als der Zwanzigeissen plötzlich mit langen Sprüngen auf sie loszurennen begann. Die Fäuste ballend, trat Joser schützend vor das Trudle hin. Doch der Zwanzigeissen sprang an den beiden vorbei, guckte um die Ecke der Friedhofmauer und fragte mit fettem Gemecker: „Du? Was tust dich verstecken vor mir?" Die erwürgte Stimme eines Weibes antwortete: „Jesus, Jesus! So laß mich doch in Fried!" Dann ein krampfhaftes Schluchzen. Joser, der die Stimme der alten Käserin erkannte, sprang im Zorn auf den Zwanzigeissen zu. „Geh deiner Weg! Und laß das arme kranke Weibl in Ruh!" Schweigend, mit seinem gutmütigen Schmunzeln, ging der Freimann davon. Die alte Käserin lag neben der Friedhofmauer auf den Knien und zitterte an allen Gliedern. Joser hob sie vom Boden auf. „Komm, Mutter Käserin! Wir führen dich heim!" . . .

Der Jochel Zwanzigeissen hatte sich das so angewöhnt, daß er immer um die Abenddämmerung irgend etwas im Markte zu schaffen hatte. War aber immer allein, der fette, gemütliche Jochel! Nie sah man seine Tochter bei ihm, die er sonst immer an der Hand geführt hatte, als wäre sie noch ein Kind. Die ließ sich jetzt nie im Markte blicken, nie vor dem Hällingeramte.

Um den Verbleib der Freimannstochter kümmerte sich niemand. Aber der Jochel Zwanzigeissen? Was der nur all weil zu schaffen hatte? Man wußte doch, daß beim Richter keine großen Sachen anhängig waren, nur so Kleinigkeiten: daß ein Nachbar die Nachbarin eine „schieche Hex", und die Nachbarin den Nachbar einen „Zauberer und Teufelsbündler" gescholten hatte. Wozu aber brauchte der Jochel all das Eisenzeug, das er einen Tag um den anderen beim Schmied vom Roste säubern und im Feuer härten ließ? Und warum hatte man denn seit Wochen den Feuerschießer und zaubrischen Hällinger nimmer gesehen? Wohl erzählten die Dienstleute des Stiftes, daß Adelwart in der Siechenstube der Chorherren läge, und daß die Heilung seiner Wunden gut vonstatten ginge — erzählten, daß man im Kapitel beschlossen hätte, die Feuerkunst des Buben im Bergwerk einzuführen und den Adelwart Köppel nach seiner Genesung zum Schießmeister zu ernennen, der die anderen Häuer in der neuen Pulverkunst zu unterweisen hätte. Doch bei der Hitze, die in allen Köpfen schwelte, ging trotz alledem das sinnloseste Gerede durch den Markt.

Eines Morgens kam ein Geißhirt wie besessen zu seinem Bauern gelaufen: er hätte in der Freitagsnacht auf dem Totenmann, in einer Lichtung zwischen den Bäumen, ein großes Feuer gesehen, und da wären an die dreihundert kohlrabenschwarze Teufel um die Glut gestanden und hätten Rat gehalten. Der Bauer, der als einer der „Heimlichen" galt und auch an jedem Sonntag unter dem „Trutzhäuslein" vor dem Kirchtor zu stehen pflegte, versetzte dem Buben eine Maulschelle und versprach, ihm „die Ohren aus dem Grind zu reißen", wenn er das unsinnige Zeug unter die Leute brächte. Doch wenige Tage später war es schon überall verbreitet: der Satan mit seinen höllischen Grafen und Baronen hätte auf dem Totenmann einen Reichstag abgehalten und den Beschluß gefaßt, den Teufelsbündler Adelwart Köppel aus den geputzten Ketten und gehärteten Schrauben des Jochel Zwanzigeissen zu befreien. Denn dieser Hexenmeister läge nicht in der Siechenstube des Stiftes, sondern im tiefsten Bußloch des Landgerichts — und er hätte auch auf der Streckleiter schon ein Bekenntnis seines höllischen Verbrechens abgelegt. Als Herr von Sölln von diesem Gerede hörte, befahl er alle Gemeinderäte zu sich und redete mit ihnen in einem Zorn, daß sie den greisen Herrn ganz erschrocken anguckten. Und damit sie sich von der Narretei dieser Gerüchte überzeugen könnten, führte er sie hinüber in die Siechenstube, wo Adelwart just mit verbundenem Gesicht am sonnigen Fenster stand.

Was diese Augenzeugen auf die Gasse hinaustrugen, das dämpfte wohl den umlaufenden Klatsch. Als aber Adelwart in der zweiten Woche des August genesen aus der Sorge des Magisters Krautendey entlassen wurde, hielten es Herr von Sölln und der Pfarrer Süßkind doch für nötig, an diesem schönen Morgen mit dem Buben durch alle Gassen des Marktes zu spazieren. Adel war noch ein wenig bleich, doch fest und ruhig ging er seinen Schritt. Alle Wunden, die er aus der Probestunde seiner Feuerkunst davongetragen, waren gut geheilt; nur auf der Stirn und auf der linken Wange blieben ihm zwei Narben, die sich ansahen, als hätte er die Pocken überstanden.

Das gab einen Aufruhr in den Gassen! Doch Adelwart schien die scheue Neugier der Leute gar nicht zu bemerken. Und dennoch huschte sein heißer Blick über alle Menschen hin. Das war ein Schauen, wie ein Jäger schaut, der einen stillen Wald durchpirscht und immer späht, was kommen wird.

Aber als die drei aus einer schattigen Gasse hinaustraten auf das freie Wiesengehänge, über dem das dörrende Heu den träumenden Sonnenmorgen mit süßem Duft erfüllte, schien das ruhelose Suchen, das in Adels Augen war, für eine Weile zu rasten. Tief atmend drückte er die Fäuste auf die Brust. Das Gefühl der Freiheit war heiß in ihm. Und das sonnige Bild der schönen Welt fiel über ihn her wie ein Rausch.

Die Berge fast ohne Schnee. Nur selten noch ein kleiner weißer Schimmer im höchsten Gestein. Die steilen Wände wie aus goldbehauchtem Silber geformt oder im Schattenblau wie ein dunkleres Stück des Himmels. Und unter den Wänden die samtlinden Teppiche der Almen, auf denen man in der Sonne winzige weiße Punkte unterschied, die sich bewegten — das waren die weidenden Rinder — und unter den hellen Almen der weit geschlungene, dunkle Mantel des Fichtenwaldes, den in rötlichen Felsenrinnen die Wasserfäden der Wildbäche durchblitzten. Wie für eine hoffende, unverzagte Seele alles Dunkel des Lebens in schenkender Stunde sich zu helleren Farben tauscht, so wandelten sich die Dunkelheiten der steilen Bergforste, je tiefer sie dem Leben des Tales entgegensanken, in das lichte Kronengewoge der Buchenhänge und Ahornwälder. Vor Sonne schimmernd, geleitete dieses helle Grün den Lauf der gleißenden Ache und umschloß den langen Zug der Wiesen, auf denen an die hundert Menschen bei der Arbeit waren und in der Morgensonne leuchteten.

Mit dürstenden Augen trank der Bub alle Schönheit dieses Morgens in sein Herz. Dann suchte sein Blick im Tal und blieb an einem abgeernteten Wiesenbuckel hängen, hinter dem sich verbarg, was er suchte — nun glitt sein Auge hinauf über die Höhe da drüben, auf der sich das Dach des Kätterle im Wald versteckte — und wieder eilte sein Blick hinunter ins Tal. Immer sprachen die beiden Herren zu ihm: wie er sich mit den Leuten zu verhalten hätte, und daß er vor allem eine Woche schön still und ruhig daheim bleiben sollte, um sich völlig zu kräftigen. Immer antwortete Adel: „Ja, ihr guten Herren!" Und dennoch schien er nicht zu hören, was die Herren sagten. In seinen Augen war ein Erwarten, als sollte sich mit jedem nächsten Schritt ein brennendes Wunder ereignen. Er wußte nimmer, wohin er seine Hände klammern sollte, damit sie dieses Zittern verlieren möchten; und seine Blässe war völlig kuriert, denn je näher er der Straße kam, desto heißer brannte sein Gesicht.

Nun sah man schon das Haus und den blumigen Garten des Josua, sah die Achenbrücke und unter dem Stiftsberg einen grünen Strich der Hecke, die um lange Triebe höher geworden und für die auf der Straße Wandernden das steinbeschwerte Dach beinah verdeckte. Nur die Kronen der Birnbäume sah man, aus deren dunklem Laub sich die schwellenden Früchte mit

lichtem Grün heraushoben. Doch hinter der Hecke ließ sich kein Zeichen des Lebens hören. Nur die Hunde schlugen an.

Als die drei zur Brücke gingen, sah die Weyerziskin aus ihrem glitzrigen Winkelchen gerade zum Fenster hinaus. „Jesus!" stammelte sie in Freude. „Guck doch, Joser, wer da draußen vorbeigeht!" Flink, wie ein junges Mädel, sprang sie auf und rannte lachend zur Tür, daß der Joser erschrocken mahnte: „Mutterle, was tuit denn!" Das hörte sie nimmer. Sie war schon draußen, rannte durch den Garten zur Ache, wo einst der Rosenbusch gestanden, und schrie über das Wasser einen Jauchzer zum Wald hinüber. Da drüben, im Schatten einer Buche, saß Madda mit den Kindern. Beim Klang dieses hellen Jauchzers blickte sie mit verträumten, feuchten Augen auf, stieß den Klöppelstein über die Knie hinunter, packte das Dirnlein rechts und das Bübchen links und flüchtete hinter die dichten Buchenstauden. Und schmiegte sich zitternd in den tiefsten Schatten. Das Bürschlein, in dem eine Erinnerung an nicht allzulang' vergangene Zeiten erwachte, fragte neugierig: „Kommt der Vetter Sekretari?" Erschrocken riß Madda den Kleinen dicht an ihre Seite und preßte sein Gesicht an ihre Brust, so fest, daß ihm nicht nur das Schwatzen, auch fast der Atem verging. Und genau so machte sie's auf der anderen Seite mit der kleinen Dirn. Die Kinder an sich geklammert, lag sie auf den Knien, regungslos, mit weit offenen Augen, und lauschte durch das Gewirr der Büsche hinüber zu dem Waldweg, auf dem Herr Süßkind mit dem Dekan unter lautem Gespräch und ein Dritter mit Schweigen vorüberging.

Das Geräusch der Schritte und die Stimmen waren schon längst erloschen, und noch immer regte sich die Jungfer nicht.

Da klang ein Ruf von der Straße: „Maddle! Maddle! Wo bist du denn?"

Das Dirnlein begann energisch zu zappeln. „Ja hörst denn nicht? Da rufet ja doch das Trudle!"

Die Worte des Kindes wiesen der Weyerziskin den Weg. Bei aller Freude, die auf ihren Wangen glühte, machte sie verwunderte Augen. „Aber Maddle? Was tust du denn da in den Stauden? Hast du denn nicht gesehen . . ."

Taumelnd erhob sich Madda, umschlang die Freundin und drückte das Gesicht an ihren Hals. Kein Laut kam über ihre Lippen. Sie zitterte nur, und die Weyerziskin fühlte am Halse diese stummen, heißen Tränen.

* * *

Das Kätterle war wie im siebenten Himmel. Und ihre Mutterfreude blaute so rein wie die Luft nach einem Gewitter, das sich völlig verzogen hat. Was kümmerte sie der Teufel im Salz? Der lag doch hinter Schloß und Riegel! Und ihr Bub war schuldlos, frei, genesen! Und das Reden und Klatschen im Markt? Das war doch blinde Narretei! Und das zehrende Herzweh, das dem Buben im Blut gefiebert hatte? Wo war denn das? Vielleicht mit seinem Blut davongeronnen? Allzu ernst hatte das Kätterle diese Sache überhaupt nie genommen. Ihre Jugend war einst mit friedlichen Schritten hinübergewandert in die Ehestandsruhe — nur was in ihr die Mutter war, das hatte gelitten, gerungen und getobt — aber nun war ihr Schmerz beschwichtigt, und das Kätterle war alt. Was wußte sie viel von Blut und Sinnen und brennendem Sehnen? „Geh, die Dummheiten!" hatte sie als junge Frau immer zu ihrem Jonathan gesagt. Und was sie kannte davon, das war ihr wie der beschwerliche Weg, den man halt gehen muß, wenn eins hinauf will auf den schönen Lebensberg, auf dem die Mütter mit ihren Freuden und süßen Sorgen wohnen.

Auch sah sie an dem Buben nichts, was ihr die Freude dieser Tage hätte stören können. Adel blieb sich immer gleich, in dieser schweigsamen Frohheit, in dieser träumenden Ruhe.

Der einzige Schatten neben all der hellen Freude, die dem Kätterle im Herzen lachte, war der Hällingmeister mit seinem ewigen Sorgengesicht. Immer hatte er was zu klagen: die Zeiten wären so schiech, daß einem die Lebensfreud verginge; und unter den Leuten sprängen so grausliche Reden um, daß man gar nimmer hinhören möchte; und aus dem Reich wären üble Dinge zu vernehmen — den Evangelischen stünde ein saures Leben bevor, denn der Kaiser begänne wider die Protestanten in Böhmen zu rüsten. Doch für das Kätterle war Böhmen ein Land, das in weiter Ferne lag. Sie hatte ihren Buben nah und war zufrieden. Fast wie eine Trauerbotschaft nahm sie es auf, als der Meister in der letzten Augustwoche, an einem Freitag, um die Mittagszeit nach Hause kam und die Nachricht brachte, Adel sollte sich am Montag beim Hällingeramte einstellen und dem Bergschreiber ansagen, was er an Werkzeug, an Pulver und Zündschnuren nötig hätte, um seine Feuerkunst vor einer amtlichen Kommission als ungefährlich zu erweisen. „Freilich, das Schaffen muß der Bub allweil wieder anheben," meinte das Kätterle. „Aber mit unserer lieben Zeit ist's wieder aus und gar!" Dem Weiblein tröpfelten die Augen, als es aus der Stube ging, um die Suppe zu holen.

Adel schwieg; doch er atmete auf und streckte die Arme.

„Es ist nötig, daß du dich wieder hinstellst auf deinen Platz!" sagte der Meister. „Die Häuer kochen was aus . . . und allweil tuschelt der Pfnüer."

„Den laß nur tuscheln, Vater!"

„Daß man deine Bohrstangen nimmer hat finden können . . . hast dir da noch nie Gedanken darüber gemacht?"

„Wird halt der Pfnüer mit seiner Kameradschaft mein Zeug verworfen haben." Adel lächelte. „Die meinen, das tät einen guten Wagen aufhalten, wenn sie einen Stein aus der Straß reißen."

„Gott sei Lob und Dank! Wenn ich so viel Zuversicht merk bei dir, da schnauf ich auch wieder auf." Zärtlich sah der Alte dem Buben in die Augen. Dann schmunzelte er ein bißchen. Und sagte leis: „Eh du das Schaffen in der Tief wieder anhebst, sollst du in der grünen Höh eine Freud haben. Morgen ist ein großes Jagen im Tiergarten. Das Hällingeramt muß zwanzig Leut zur Jagdfron stellen." Dem Buben fuhr das heiße Blut ins Gesicht. Er wollte was sagen. Doch er brachte keinen Laut heraus. „Neunzehn Hällinger hab ich zur Fron gestellt. Wenn du nicht mittun magst . . . da muß ich mich noch umschauen um einen."

Adel war bleich geworden. „Mich wird der Wildmeister ausmustern."

Der Alte schmunzelte wieder und fuhr dem Buben mit der Hand ins Haar. „Der will dich doch selber haben! . . . Und auf den Abend, Schlag Fünf, mußt dich einstellen beim Wildmeisterhaus."

Im gleichen Augenblick brachte das Kätterle die Suppe. „Jesus! Bub! Was machst denn für Augen? Ist denn ein heiliges Fest in dir?"

Nach dem Essen stieg Meister Köppel zum Wildmeisterhaus hinunter. Über den Totenmann sah er dichtes Gewölk heraufziehen. Und da dachte er in Sorge: Wenn nur dem Buben die grüne Freud nicht verregnet wird!

Im Gehöfte des Wildmeisters ging es lebendig zu. Die Jägerei des Stiftes war bei der Arbeit, um die Jagdnetze in Ordnung zu bringen und die Stellstangen auf die Handkarren zu verladen. Meister Jonathan, als er nach Peter Sterzinger fragte, wurde ins Haus gewiesen. Er trat in die Stube. Hell blinzelte die Sonne durch die mit Blumen verstellten Fenster herein, und der Kreuzschnabel zwitscherte laut in seinem kleinen Käfig. Der Tisch, die Wandbank und alle Stühle waren vollgelegt mit Jagdgerätschaften, mit Waldhörnern, Armbrüsten, Feuerbüchsen, Saufedern und Schießzeugtaschen. Peter Sterzinger, der schon die grüne Gala trug, hantierte da geschäftig umher, während Madda und die stumme Marei, immer behindert durch die aufgeregte Neugier der beiden Kinder, zwei große, auf der Ofenbank stehende Saumkörbe mit Mundvorrat, Weinguttern, Zinnbechern und Tischzeug anpackten.

„Grüß dich, Köppel!" Sterzinger blinzelte dem Hällingmeister zu. „Ist alles in der Reih?"

„Alles! Auf Schlag Fünf hab ich die Jagdfroner herbestellt. Ich hab unseren Buben dazu genommen. Der ist doch einmal bei der grünen Farb gewesen.“ In einem der Saumkörbe klirrte was. Und Madda stammelte: „Marei! Was tust du denn?“ Die Magd sah erschrocken drein, während das kleine Dirnlein zwitscherte: „Aber Maddle, da ist doch die Marei nicht schuld!“ Peter Sterzinger schielte zum Ofen hinüber. Dann zog er eine grimmige Miene auf. „Euch, Meister, bin ich gut. Aber Euer Steinschießer? Der soll mir kein Schrittl in meine Hofreut tun!“

„Was habet Ihr gegen den braven Buben?“



Der täppische Freier.
Gemälde von F. Fagerlin.

„Brav oder bräver noch!“ schrie Peter Sterzinger. „Aber mein Haus ist mein Haus. Und kurz und gut, mir taugt's nicht . . . ich bin nicht der Mann im Salz . . . ich brauch mir's nicht gefallen zu lassen, daß mich der Pulverschnöller aus meiner Ruh herausfeuert!“

„In Gottes Namen! Muß ich halt den Buben wieder ausmustern! Das wird für den Adel ein hartes Stückl sein. Wie ich ihm vermeldt hab, daß er Schlag Fünf vor Eurer Haustür sein muß, ist ihm eine Freud in den Augen gewesen, daß mein Kätterle gefragt hat: ‚Bub, ist ein heiliges Fest in dir?‘“ Jonathan schien auf etwas zu warten. Dann warf er dem Wildmeister einen bekümmerten Blick zu, ging zögernd zur Tür und sagte kleinlaut: „Hab's eh geforchten! Und hätt mich nicht drauf einlassen sollen!“ Der seltsam geänderte Ton, mit dem der alte Köppel das sagte, schien dem Wildmeister nicht zu gefallen. Aber da schmunzelte er. Denn ehe der Hällingmeister nach der Türklinke hatte greifen können, stand Madda bei ihm. „Bleib, Jonathan!“ Ihr Gesicht war bleich. „Der Schwager wird nicht tun, was hart und unverständig ist!“

„Ah! Die ist gut!“ platzte Peter Sterzinger heraus. „Du mußt wohl völlig vergessen haben . . .“

Madda trat auf den Schwager zu. „Hab ich eine Narretei begangen, mußt du sie drum nachmachen? Und daß du auf die gleiche Bank mit all den dummen Leuten rucken willst, die eine lobwerte Sach als teuflisch ausreden . . . das mag ich nicht glauben von dir!“ Sie legte ihm die Hand auf den Arm. „Ich hab ein Unrecht getan. Das mußt du nicht ärger machen, als es eh schon ist! Und 's ist genug, daß ich drum leiden muß . . . mein Leben lang! Drum tu dem Buben keine Unehr an! Hast doch gehört, daß die Freud in seiner Seel ist wie ein heiliges Fest.“ Ein wehes Zucken ging um ihren Mund. Sie wollte noch etwas sagen; doch gegen die Tränen kämpfend, wandte sie sich ab und verließ die Stube. Und die stumme Marei, der die verstörten Augen naß geworden, lallte einen klagenden Laut und rannte hinter der Jungfer her. Das wirkte auf die kleine Bimba, daß sie erschrocken ein Pfännlein zog und zu weinen begann. „Herr Jesus!“ lachte Peter Sterzinger. „Da heult ja gleich alles nacheinander! So viel Zähren sind um einen Buben schon lang nimmer geronnen!“ Und als er die Kinder aus der Stube geschoben hatte, trat er vergnügt auf Meister Köppel zu. „Gelt, ich hab recht gehabt? Nur schad, daß der Sekretari nicht dabei gewesen ist! Da wär ihm vielleicht ein Lichtl aufgebronnen in seinem dumperen Juristenköpfl!“

Jonathan tat einen brunnentiefen Atemzug. „Wildmeister! Glaubet Ihr denn, daß der Bub noch eine Hoffnung hätt?“

„So viel, wie jede Nacht auf den Tag, der kommen muß! Und morgen soll der Bub vor den Herren weisen, was er für ein Jäger ist!“

„Wenn's nur nicht regnet morgen!“

„In der Nacht mag's leicht ein bissel wettern. Aber morgen kriegen wir wieder den schönsten Tag. Und guck nur, wie vergnügt der Wehdamsvogel ist! So frisch und lustig hat er schon lang' nimmer gesungen! Da steht meinem Haus eine Freud zu!“ Lachend nickte Peter Sterzinger zu dem Kreuzschnabel hinauf, der unermüdlich zwitscherte. Da trat ein alter, weißbärtiger Jäger in die Stube, flüsterte dem Wildmeister ein paar Worte zu und ging wieder davon. „Köppel?“ fragte Peter Sterzinger. „Gelt, du hast mir doch wieder den Michel Pfnüer zur Fron gestellt?“

Der Alte wurde rot wie ein Kind, das man auf einer Heimlichkeit ertappte. Er stotterte: „Der Michel hat den Fürhalt gemacht, er wär mit der Fron nicht an der Reih.“ Daß ihm selbst dieser Einwand des Häuers willkommen war, weil er dadurch die Sorge loswurde, den Pfnüer einen ganzen Tag lang in Adelwarts Nähe zu wissen — dazu noch bei einer Jagd, bei der im steilen Gewänd ein „Unglück“ flink gemacht ist — das verschwieg der Hällingmeister. Doch er hätte auch zu weiterem Reden keine Zeit mehr gehabt. Denn Peter Sterzinger begann sofort ein grimmiges Fluchen. Jonathan versuchte einzuwenden, daß der Michel nach der Fronordnung

im Rechte wäre. „Recht hin oder her!" schrie der Wildmeister. „Das weißt du doch, daß ich den Kerl zu jeder Jagdfron haben muß . . . bloß daß er nicht frei hat, wenn die ganze Jägerei bei der Hofjagd ist! Da wär im unbehüteten Revier der Teufel los! Und bis wir heimkämen vom Tiergarten, wär auf dem Göhl oder Untersberg der beste Hirsch gestohlen!"

Um Peter Sterzinger zu beschwichtigen, versprach der Hällingmeister, den Michel für den ganzen kommenden Tag in feste Arbeit einzuspannen. Er eilte auch gleich zum Salzwerk hinaus und fuhr in den Stollen ein, in dem die Häuerrotte des Pfnüer bei der Schicht war. —

Am Nachmittag gegen fünf Uhr sammelten sich vor dem Wildmeisterhaus die Fronleute, jene vom Hällingeramt und zwanzig andere, die nach dem Fronbrauch von den Genossenschaften der Handwerker bei jeder Hofjagd zu stellen waren. Meist waren es junge, kräftige Buben, jeder mit einem Federlein auf dem Filzhut. Manchem guckte die bitterste Armut aus dem geflickten Kittel — aber lustig schwatzten und lachten sie durcheinander. Der Schatten der Zeit schien nicht allzudüster auf diesen jungen Gemütern zu liegen. Aber was alle grauen Köpfe im Land verstörte, rumorte auch unter diesen braunen und blonden Haardächern. Die Hälfte der Reden, die da geführt wurden, drehte sich um allerlei dunkele Dinge: daß man die alte Käserin vor drei Tagen gerade noch rechtzeitig gefunden hätte, wie sich das angstverdrehte Weiblein auf dem Dachboden einen Strick um den Hals hätte legen wollen; und seit das Pfarramt dem Jochel Zwanzigeissen dieses Umschnüffeln vor allen Haustüren verboten hätte, wäre seine Tochter fleißig auf der Hexensuche; wohl hätte noch keiner sie dabei ertappt; aber man wüßte schon, warum die Freimannstochter nimmer sichtbar wäre; ihr Vater hätte ihr aus Sakrilegerfett und Fledermausblut eine Schmier gekocht, mit der sie sich unsichtig machen könnte; und so ginge sie Tag um Tag, für jeden unsichtbar, in allen Gassen herum und lausche an allen Türen, um dem Jochel Zwanzigeissen heimzutragen, was an verdächtigen Dingen zu erspüren wäre. Und einer von den Musketieren, die in der Wachstube über dem Mühlenkeller schliefen, hätte in der vorletzten Freitagnacht im Keller drunten eine bärentiefe Stimme fragen hören: „Federlein? Kommt denn meine Zeit nicht bald?" Und seit er das dem Landrichter mitgeteilt hätte, fiele er mit Anbruch jeder Nacht in einen so festen Schlaf, daß er am Morgen nur mühsam zu erwecken wäre.

„Weil er sich an jedem Abend einen Rausch ansauft, bis er torkelt!" sagte einer der Buben. „Da glaub ich freilich, daß er den Höllischen nimmer reden hört."

„Den Höllischen? Geh, du Narr!" fiel mit Lachen ein blonder Bursch ein, dem der Schalk aus den blauen Augen zwinkerte. „Seit gestern weiß man doch, daß der Kerl im Salz ein richtiger Mensch sein muß."

Jetzt gab es einen Aufruhr. Was denn geschehen wäre? Wie man das wüßte? Ob etwa in der Nacht die Botschaft aus Rom gekommen wäre? „Mir scheint, den langmütigen Gesellen im Salz hat das Warten auf Rom verdrossen. Drum hat er selber geredet. Gestern in der Nacht! Wie's Zwölfe geschlagen hat, da hat man ihn gählings schreien hören. ‚Höi', hat er geschrien, ‚höi, den geistlichen Kommissari möcht ich haben!' Da sind die Musketiere wie die Narren gesprungen . . . und der Kommissar ist gleich aus dem Bett gefahren und ist hinuntergerumpelt zur versiegelten Kellertür. Und hat lateinisch gefragt: ‚Diabolus gribusgrabulus, was begehrst du?' Und da schreit der Mann im Salz: ‚Ich möcht hinaus ein bißl!' Und der Kommissar hat wieder gefragt ‚Diabolus gribusgrabulus, sprich, warum willst du hinaus?' Und da hat der Mann im Salz gerufen: ‚Weil ich halt ein Mensch bin und alle tausend Jahr einmal hinaus muß, und heut in der Nacht, da trifft sich's grad, daß die tausend Jahr wieder voll sind, ja, und da muß mir Euer Gnaden ein bißl helfen, aber flink, es geht schon ein paar Schnaufer übers Tausend!'"

Ein schallendes Gelächter. Doch einer von den Knappen, ein langer Kerl mit bleichem Gesicht, wollte den Scherz nicht verstehen und fing zu schelten an: wie man Spott treiben könnte mit so ernsten Dingen, und wie man sich vermessen dürfte, die geistliche Obrigkeit in solchen Fürwitz hineinzumengen? Mancher, der gelacht hatte, wurde nachdenklich, mancher gab aus Vorsicht dem scheltenden Knappen recht, ein lärmender Disput entwickelte sich, und im Handumdrehen standen sich diese vierzig Leute in zwei Parteien gegenüber: Mensch oder Teufel, Verstand oder Unsinn. Schon wurden die Fäuste gehoben, und es fehlte nicht viel, so hätte der Auszug zur Hofjagd mit einer derben Keilerei begonnen. Aber da hörte man eine Stimme kreischen: „So gucket doch, Leut! Was da für einer kommt!" Alle Gesichter drehten sich nach der Achenbrücke. Adelwart, in der schwarzen Stollentracht der Hällinger, kam über die Brücke gegangen. „Der höllische Schatzgraber!" schrie jener lange Knappe. „Wenn der mit der Jagdfron geht, da tu ich nicht mit!" Und das schrien ihm gleich die anderen Hällinger nach.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtbild.

Endlich auch dieses Tagewerk vollbracht!
Ein letzter Blick hinaus: Blaudunkle Nacht.
Ein paar Laternen kämpfen mit den Schatten
Der Giebelhäuser, die im zitternd matten
Mondsilberglanz in weisser Reihe stehn.
Ein Bahnzug in der Ferne mit Gedröhn.
Der Wächter stapft mit seinem Hund vorbei.
Und von Sankt Peter schlägt es langsam Drei.

Albert Sergel

Der Vorname in der Dichtung.

Von Rudolf Krauß.

Es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß die Dichter in ihren Werken die Namengebung als eine Nebensache der raschen Entscheidung des Zufalls überlassen. Wie in Wirklichkeit der Name, den wir bei unserer Geburt oder kurz darauf erhalten, rasch mit uns so eng verwächst, daß er unlösbar zu uns gehört und einen Teil unseres Ichs bildet, so spielt er auch in der Dichtung eine wichtige Rolle und wird deshalb — zum mindesten von den Autoren, die es ernst mit ihrer Aufgabe nehmen — mit Sorgfalt und Bedacht gewählt. Gibt es doch Beispiele genug, daß Dichter wieder und wieder an den Namen geändert haben, bis endlich das gefunden war, was ihnen zu den Charakteren ihrer Phantasiegeschöpfe am besten zu passen schien.

Mehr noch als auf die Familiennamen kommt es auf die Vornamen an. Von ihnen, die überdies häufig einem Dichtwerke den Titel geben, hängt es bei manchen Lesern von

vornherein ab, ob sie sich für ihre Träger zu begeistern vermögen oder nicht. Der Romandichter liebt es, seine Hauptpersonen, namentlich seine Heldinnen, beim Vornamen zu nennen, und zwar um so sicherer, je zärtlicher und herzlicher sein eigenes Verhältnis zu den von ihm erfundenen Figuren ist. Zumal bei Mädchen ist dies die Regel, und wenn fortgesetzt von Fräulein Soundso gesprochen wird, so hat dies schon den Beigeschmack des Spitzigen und Ironischen. Bei Männern liegt der Fall etwas anders. Sie werden vorzugsweise, zumal wenn sie bereits in vorgerückteren Jahren stehen, mit dem Geschlechtsnamen bezeichnet. Eine auffällige Erscheinung ist es, daß bisweilen eine liebende Frau selbst den Geliebten bei seinem Familiennamen ruft, so daß dieser für das Publikum fast die Bedeutung eines Vornamens annimmt. So kann man es erleben, daß mancher geradezu Faust für einen Vornamen hält. In Beethovens „Fidelio" nennt Leonore ihren Gatten, dessen Rufnamen wir überhaupt nicht erfahren, stets Florestan. Ein anderer Fall ist es wiederum, wenn die Schwankdichter, um komische Wirkungen zu erzielen, tyrannische Gattinnen ihre Männer unablässig mit dem Geschlechtsnamen anreden lassen. Manche Autoren gefallen sich darin, ihren Helden mit beiden Namen zu bezeichnen, die sich dann allerdings durch prägnante Kürze auszeichnen müssen. Jedenfalls ist ein guter Zusammenklang beider Namen unerläßlich. Manche Dichter bevorzugen einen Gleichklang: man denke an Richard Voß' Drama „Daniel Danieli" oder Paul Heyses „Vanina Vanini"! Zur absurden Spielerei kann dieses Bestreben ausarten, sobald beide Namen vollkommen gleich lauten und der Held beispielsweise Friedrich Friedrich heißt.

Am besten wird der Autor fahren, wenn er nicht ganz gewöhnliche Namen wählt, aber auch auf allzu ungewöhnliche verzichtet, weil solche leicht zu Spötteleien herausfordern. Ein Bemühen um Abwechslung hat gewiß seine Berechtigung. Ein Dichter wiederholt nicht gern seine Vornamen. Bei starkem Produktionstriebe tritt oft die Folge ein, daß gesuchte Vornamen an die Reihe kommen, nachdem die mehr oder weniger landläufigen erschöpft sind. Manchmal werden aber auch dabei besondere künstlerische Absichten verfolgt. Kleine Ursachen können bekanntlich große Wirkungen nach sich ziehen. Es gibt Menschen, die unter ihren absonderlichen Vornamen geradezu leiden, ja sogar tragische Geschicke vermögen sich aus solchen zu entwickeln. Das hat Isolde Kurz in ihrer trefflichen Novelle „Sein Todfeind" gezeigt, deren unglücklicher Held infolge einer väterlichen Schrulle als Pelops Müller durch das Leben wandeln muß.

Nicht selten mag es vorkommen, daß der Dichter unter der mehr oder weniger unbewußten Nachwirkung früherer Eindrücke seinen Geschöpfen ihre Namen verleiht. In der Regel tut er es aber mit vollem Bewußtsein und klarer Absicht. Man kann dabei die verschiedensten Einflüsse deutlich erkennen. Wie berühmte historische Persönlichkeiten ihre Vornamen beliebt, unter Umständen aber auch verhaßt machen, ebenso können große Dichter in dieser Hinsicht vorbildlich wirken. Seit Goethes „Egmont" wird Klara oder Klärchen gerne für naiv liebende Mädchen gebraucht, die sich dem Manne ihrer Wahl rückhaltlos hingeben, so von Friedrich Hebbel in seiner „Maria Magdalena", ferner von zwei modernen Dramatikern, Sudermann in „Sodoms Ende" und Beyerlein im „Zapfenstreich". Andere Namen erhalten ihre Bedeutung nicht sowohl durch ihre Geschichte als durch ihren natürlichen Klang, der die Vorstellung von Unschuld, Zärtlichkeit, Hochmut und anderen Eigenschaften auslösen kann. Mit Leonore verbindet man gewöhnlich den Begriff des Edlen, Temperamentvollen, Stolzen, das mitunter zum Hochfahrenden umschlägt. Die fürstlichen Leonoren in Goethes „Torquato Tasso", die opfermutige Heldin in Beethovens „Fidelio", das rassige Edelfräulein in Gustav Freytags „Soll und Haben", die dem Sohne des Hinterhauses unverbrüchliche Treue haltende Kommerzienratstochter in Sudermanns „Ehre" — sie alle veranschaulichen in verschiedenen Abwandlungen denselben Grundbegriff. Die Naiven werden meist von vornherein als solche durch Verkleinerungs- oder Abkürzungsformen charakterisiert. Gretchen, Klärchen, Kätchen oder Trude, Lore, Else heißen gleichermaßen die Backfische der älteren wie die süßen Mädels der modernen Literatur. Bei den Franzosen fällt dem Namen Susanne häufig diese Aufgabe zu. „Sabina" hat für viele etwas Abstoßendes an sich — es ist wohl mehr der Klang des Namens als die Erinnerung an die nur Geschichtskennern vertraute römische Kaiserin Sabina, des merkwürdigen Hadrian unausstehliche Gemalin. Bei manchen Lesern steht hauptsächlich um dieses Namens willen die eine der zwei weiblichen Hauptpersonen in Freytags „Soll und Haben" in entschiedener Ungunst.

Kein Vorname ist jedoch so starr, daß er nicht im Laufe der Zeit Wandlungen erfahren oder im Geiste verschiedener Autoren verschiedenartige Deutungen annehmen würde. Er kann in der einen Dichtung das Symbol des Sympathischen und gleichzeitig in einer anderen das des Unsympathischen sein. Oft begegnet man sogar zwei gleichen Vornamen für verschiedene Träger oder Trägerinnen in demselben Stücke, so in Goethes „Torquato Tasso", in Paul Lindaus „Beiden Leonoren". Falls solche Doppelnamen nicht schon historisch gegeben sind, so werden damit meist psychologische Kontrastwirkungen angestrebt. Ein besonders wichtiges dramatisches Motiv hat der junge Schiller daraus an einem entscheidenden Wendepunkte seiner „Räuber" gemacht. Auch das Mädchen, um das Kosinsky betrogen worden ist, muß Amalia heißen, damit Karl Moor dadurch an seine Amalia erinnert und zu dem folgenschweren Schritt bewogen wird, die Heimat aufzusuchen. Schwankdichtern und anderen Humoristen dient natürlich Namensgleichheit als ein fast unentbehrliches Hilfsmittel zur Herbeiführung von allerlei Verwechslungen und Verwirrungen.

Für einzelne Personen pflegen sich mit bestimmten Namen angenehme oder unangenehme Erinnerungen zu verbinden, und wir haben oft auch die Namenswahl in der Poesie unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Durch Namengebung kann der Dichter an Feinden Rache nehmen und diese für alle Zeiten brandmarken. Die berühmtesten Beispiele beziehen sich freilich nicht auf Vor-, sondern auf Familiennamen. Goethe bestrafte den Dramatiker Heinrich Leopold Wagner, der ihm das Gretchen-Motiv in seiner „Kindermörderin" wegschnappte, für seinen Vertrauensbruch dadurch, daß er ihn in seinem „Faust" als Famulus Wagner lächerlich machte. Und Schiller lieh dem schurkischen Präsidenten in „Kabale und Liebe" den Namen seines heimtückischen Denunzianten, des Garteninspektors Walter. Umgekehrt verwenden Dichter auch Namen von ihnen nahestehenden und teuren Personen, um diesen ein Denkmal der Liebe zu setzen. So hat Franz Grillparzer in seinem Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende" seine Katharina Fröhlich mit vollem Namen als hübsches Wiener Bürgerkind eingeführt, das Kaiser Rudolf einen Blumenstrauß überreicht. Schiller hat in „Kabale und Liebe" für seine Heldin den Namen seiner Schwester Luise gewählt, dessen Schlichtheit ihm überdies zu dem einfachen Bürgermädchen besonders gut zu passen schien, und der Name Ferdinand war ihm von seinem Jugendgespielen Ferdinand Moser her geläufig, dem Sohne jenes würdigen Lorcher Pastors, dessen Geschlechtsname in den „Räubern" verewigt ist. Ebenso trägt Ibsens rührendste Mädchengestalt, die Hedwig in der „Wildente", den Namen der Schwester des Dichters. Man darf jedoch in solchen Fällen meist annehmen, daß es lediglich der Name ist, den der Autor entlehnt hat. Je stärker er seine Charaktere nach wirklichen Modellen gestaltet, desto sicherer wird er sich hüten, zugleich auch die Namen der porträtierten Personen zu benutzen, damit das Geheimnis nicht sofort erraten werde.

Besonderer Zurückhaltung befleißigen sich in diesem Punkte die Lyriker. Eine heilige Scheu verbietet ihnen, aller Welt den Namen der Geliebten preiszugeben, den sie vielmehr in oft undurchdringliche Schleier hüllen. Noch heute streiten sich die Philologen darum, wer jene Lesbia gewesen ist, die der

liebenswürdige Wildfang Catull in allen Tonarten besungen hat, und ebenso ist Horaz' Lalage ein ungelöstes Rätsel. Die Minnesänger des Mittelalters haben sich solche Heimlichkeit zur unbedingten Ritterpflicht gemacht und sie in ein förmliches System gebracht. Bis in unsere neuere Literatur hat sich diese Sitte fortgepflanzt. Klopstocks Gattin Meta lebt als „Cidli" in seinen Oden fort, und Schiller hat den Gegenstand seiner Jugendleidenschaft hinter dem noch immer nicht zur allgemeinen Zufriedenheit gedeuteten Namen Laura versteckt. Es scheint, als ob die Dichter das Publikum einladen wollten, die Gaben ihrer Muse rein und losgelöst von allen persönlichen Beziehungen zu genießen. Aber wir lassen uns nicht daran genügen. Es ist etwas Besseres als bloße Neugier, es ist echte und berechtigte Teilnahme, wenn wir den Wunsch hegen, einen Sänger, dessen Lieder uns ans Herz gewachsen sind, auch als Menschen kennenzulernen.

Schwalbennot.

Von Dr. Friedrich Knauer.

Weit häufiger als in früheren Jahren stellen sich heuer in den Tagesblättern Mitteilungen aus Leserkreisen von da und dort über noch hier befindliche Schwalben ein. Solchen Kundgebungen folgen dann andere über bei uns überwinternde und Winterschlaf haltende Schwalben auf dem Fuße. Und schließlich bricht dann der eine und andere Beobachter wieder einmal eine Lanze zugunsten des unausrottbaren Volksglaubens von dem Überwintern der Schwalben im Schlamme der Gewässer. Hand in Hand mit allen diesen Erörterungen läuft dann die seit Jahren auf der Tagesordnung befindliche Klage über die Abnahme unserer Schwalben.

Wie steht es nun um alle diese Fragen, an deren Beantwortung ja bei der allgemeinen Beliebtheit der Schwalben jedermann ein Interesse hat?

Daß die Schwalben bei uns überwintern, indem sie sich in den Schlamm der stehenden Gewässer zurückziehen, daran glaubt man im Volke felsenfest, nicht nur bei uns, sondern auch in Italien, in Kleinasien. In Fritz Reuters „Hanne Nüte" sagt der Adebar zur Schwalbe:

„Du brukst nich mit uns rümzuströpen,
Du hast 'ne prächtige Natur,
Du se ist des Herwsts di in dat Ruhr
Un kannst di in en Dik (Teich) versöpen,
Un es dat Frühjahr, wasst (wachst) du wedder up!"

Auch die Wissenschaft hat sich dieser Frage gegenüber nicht immer so ablehnend verhalten wie heute. Linné, der Begründer unserer wissenschaftlichen Zoologie, teilte diese Ansicht. Klein hat in seiner „Historie der Vögel" zahlreiche Zeugnisse, darunter sogar gerichtliche, für diese Annahme erbracht. Dagegen hielt es schon Naumann für ganz überflüssig, in seiner allbekannten „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas" noch viel über diesen Gegenstand zu sagen, da er in mehreren Werken bis zum Ekel erschöpft sei und jeder würdige Forscher mit ihm einverstanden sein werde, daß der Winterschlaf der Schwalben nichts als ein Märchen sei. Und R. Blasius stimmt dem mit den Worten bei, daß ein Überwintern der Schwalben im Schlamme von Teichen und Flüssen im erstarrten Zustande des Winterschlafes allen Tatsachen und Gesetzen der Physiologie widerspricht.

Der zähe Volksglaube hat also in bezug auf das Überwintern der Schwalben im Schlamme gewiß unrecht. Nicht so kurzweg kann man aber die immer wieder auftauchenden Mitteilungen über das Überwintern der Schwalben bei uns überhaupt abtun. Wenn Charles Dixon in seinem Werke „Das Wandern der Vögel" (1897) alle die bekannt gewordenen Angaben über bei uns überwinternde Schwalben zusammenstellt, so verdienen da vielleicht viele, nicht hinreichend verbürgte, ältere Mitteilungen keinen Glauben. Das läßt sich aber nicht auch bezüglich verschiedener neuerer Berichte sagen. Die Zeitschrift „Schutz den Vögeln" weiß in ihrem Jahrgange 1887 zu berichten, daß in Themendorf, einem Dorfe der Oberlausitz, im Winter des Jahres 1868 beim Niederlegen der Lindenallee in einer großen, völlig hohlen Linde 72 wohlerhaltene Exemplare von Rauchschwalben vorgefunden wurden. Im Ornithologischen Zentralblatt (1877) teilt Rohweder mit, daß im Herbste 1870 Mitte September plötzlich stürmisches, kaltes Wetter eintrat, darauf der größte Teil der Schwalben plötzlich abzog, ein kleiner Teil aber zurückblieb, am nächsten Tage unruhig und ängstlich nach Nahrung suchend herumflog, dann aber verschwand, um nach einigen Tagen in verschiedenen Schwalbennestern, zu vier bis vierzehn Stück zusammengepfercht, im Zustande völliger Schlaftrunkenheit aufgefunden zu werden. Am 17. September 1882 beobachtete Gymnasialdirektor R. Krause in Rostock einen kleinen Flug von Mehlschwalben. Sie hatten in einem Pferdestall Winterquartier genommen, verblieben dort während des ganzen Winters, flogen an sonnigen Tagen aus und blieben bei schlechtem Wetter versteckt. Mir wurden im Jahre 1892 im Dezember zwei lebende Hausschwalben, die man im Wiener Prater in einem gefällten uralten Baume neben mehreren hundert Fledermäusen gefunden hatte, gebracht. In der Pfarrei Healey Vicarage bei Masham in Yorkshire verbrachten zwei Rauchschwalben den Winter 1895 auf 1896 in Löchern über einer Tüveinfassung, schliefen anscheinend den ganzen Winter, verließen aber ihr Versteck zweimal mitten im Winter bei warmem Sonnenschein.

Solchen Tatsachen gegenüber muß man wohl an ein gelegentliches Überwintern der Schwalben bei uns glauben. Kobelt, der sich auch an ein ähnliches Erlebnis in seinem Elternhause, wo man in einem Starkasten im Frühling bei Rückkehr der Stare eine Turmschwalbe aufgefunden hatte, erinnern kann, kommt in seinem trefflichen Werke „Die Verbreitung der Tierwelt" zu dem Schlusse, daß die Möglichkeit des regelmäßigen Überwinterns der Tiere, zusammengedrängt in Schlupfwinkeln milderer Gebiete, wie Capri und Italiens Süden, und in einzelnen Fällen selbst in Deutschland und England kaum mehr bestritten werden könne. Halten doch die Fledermäuse, genau so warmblütig, so beweglich und so ausschließlich auf Insektennahrung angewiesen wie die Schwalben, sämtlich die kalte Jahreszeit über Winterschlaf!

Aber nicht alle Schwalben, die wir gelegentlich noch in den November und Dezember hinein im Freien sehen, müssen bei uns zurückgebliebene Schwalben sein, die hier überwintern. In den meisten Fällen hat man es da mit Nachzüglern aus dem Norden zu tun. Die Schwalben der verschiedenen Gebiete kommen und gehen ja nicht zu gleicher Zeit. Wenn im Februar die Schwalben, die ihre Brutgebiete im südlicheren Europa haben, ihre Winterquartiere in Afrika verlassen, ziehen die deutschen Schwalben nicht mit, und wenn dann auch diese die Rückreise antreten, so bleiben die noch nördlicher nistenden Schwalben noch da. So stellen sich die Schwalben in Südtirol schon im ersten Drittel des März, am Main etwa einen Monat später, in Skandinavien erst Ende Mai ein und noch in der ersten Hälfte des Juni sieht man Schwalben auf dem Durchzuge nach dem Norden. Und ebenso ungleichzeitig vollzieht sich der Herbstzug der Schwalben verschiedener Brutgebiete. Noch im Dezember kann man im Freien Schwalben sehen, letzte Durchzügler aus dem Norden.

Was dann die allgemeine Klage über die Abnahme der Schwalben bei uns betrifft, so ist auch da noch manches klarzustellen. In Berlin und Umgegend nehmen die Schwalben ganz auffallend ab. Aber auch aus Sachsen, Schlesien, Mecklenburg, Rheinland-Westfalen, Württemberg, der Schweiz kommt die Klage, daß die Schwalben, besonders die Hausschwalben, in steter Abnahme begriffen sind. Es kommt aber auch immer wieder vor, daß in dem und jenem Jahre von da und dort die Meldung kommt, die Schwalben seien in ganz spärlicher Zahl eingetroffen oder auch wohl ganz ausgeblieben; in den benachbarten Ortschaften weiß man aber von solchem Leerbleiben der Nester nichts. Es erklärt sich das damit, daß die Schwalben wie andere Zugvögel innerhalb ihrer Brütezonen stammweise nach Lokalitäten nisten, daß diese Schwalbenstämme auch auf der Reise, mögen sie auch mit benachbarten Schwalben in noch so großen Massen wandern, beisammenbleiben und daß sie diesen Zusammenhalt auch in der Fremde, in ihren Winterquartieren nicht aufgeben. Fällt dann ein solcher Ortsverband irgend einem Reiseunfalle zum Opfer, dann bleiben daheim die Schwalbennester unbesetzt.

Fast allgemein sieht man in dem Massenmorde der Zugvögel im Süden die eigentliche Ursache der Abnahme unserer Schwalben und der Singvögel. Im Vorjahre hat sich der Vogelschutzverein zu London in einem Aufrufe an andere Gesellschaften des Kontinents gewendet und zu gemeinsamem Kampfe gegen den Vogelmord der Südländer, gegen den Massenverbrauch von Schwalbenflügeln für Modezwecke aufgefordert. Man bekämpft mit Recht den Vogelmord, wie ihn die



Ein neuer Roman.
Gemälde von H. Fenner-Behmer.

berufsmäßigen Vogelfänger, Ausstopfer, Eiersammler betreiben. Die Klagen über das Ausbleiben der Schwalben sind nicht neu. Schon im Jahre 1756 heißt es nach W. Schuster in dem Eichsfelder „Geschichtsspiegel“: „Eodem wenig oder gar keine Schwalb ins Eichsfeld gekommen.“ Sind es aber auch wirklich die italienischen Vogelsteller, die unsere heimischen Schwalben und Singvögel auf dem Gewissen haben? Wir können nicht einmal bestimmt behaupten, daß es deutsche Schwalben sind, die den italienischen Vogelherden zum Opfer fallen. Ein Hauptteil unserer deutschen Singvögel zieht in östlicher Richtung längs der Donau den Gebieten des Mittelmeeres zu, eine andere Hauptmasse zieht durch die Jurasenke zur Rhone. Überdies sollen nach Giovanni Salvadori 97 v. H. der in den „Roccoli“ gefangenen Vögel nicht Insektenfresser, sondern Körnerfresser sein.

Die Hauptursache der Abnahme der Schwalben bei uns, besonders in den Städten, liegt in den Jahr für Jahr sich ungünstiger gestaltenden Existenzverhältnissen, wie sie das Kulturleben für den Vogel im Gefolge hat. Immer mehr räumt man auch in den Dörfern mit den offenen Gossen und Pfützen, mit den Düngerhaufen in der Nähe der Häuser auf, nimmt aber damit den Schwalben eine bequeme Bade- und Trinkgelegenheit, eine ergiebige Quelle für den Fliegenfang und die Beschaffung des Baumateriales. Die Weidewirtschaft weicht immer mehr der Stallwirtschaft, und auch das hat eine Schmälerung der Nahrungsgelegenheit zur Folge. Auch wird es den Schwalben durch die modernen Bauten mit den glatten Wänden, ohne die üblichen Dachvorsprünge recht schwer gemacht, die Nester in gewohnter Weise anzubringen, und sie müssen tatsächlich erst lernen, ihre Nestbaukunst den geänderten Verhältnissen anzupassen. In den Städten steigert sich solche Beschneidung gewohnter Lebensverhältnisse so weit, daß die Schwalben kaum mehr brauchbares Matrial für den Nestbau aufzutreiben vermögen, nicht zu sprechen von dem Gewirre der Telegraphen-, Telephon- und Elektrizitätswerke-Drähte, das die Schwalben in ihrem Fluge beirrt und am Leben gefährdet, und dem Straßenlärm, der die Insekten verscheucht.

Wenn Dr. Seitz meint, daß sich die Bodenverhältnisse in Algerien, das als Winterquartier für unsere deutschen Schwalben besonders in Betracht kommt, gründlich geändert haben, die wasserarmen, spärlich bebauten Ländereien von einst gut bewässertes, reich bebautes Kulturland geworden sind, die Schwalben es daher immer mehr vorziehen, auch die übrige Jahreszeit über in ihren bisherigen Winterquartieren zurückzubleiben und man es nicht mit einer Abnahme unserer Schwalben, sondern mit ihrem Wegbleiben zu tun hätte, so will das wohl nicht zu der ausgesprochenen Anhänglichkeit passen, mit der der Zugvogel seinem Brutgebiete treu bleibt.

Sollen uns also die lieben Schwalben, ohne die wir uns unseren Sommer nicht denken möchten, erhalten bleiben, dann werden wir weniger gegen den Massenmord im Süden anzukämpfen als darüber nachzudenken haben, wie man den Schwalben für die Beeinträchtigung durch die fortschreitende Kultur einigen Ersatz zu bieten vermöchte. Könnte man beispielsweise u. a. nicht den Schwalben, wo es ihnen schwer wird, haltbare Nester zu bauen, Nistkästen darbieten, wie dies der Nordamerikaner seiner Purpurschwalbe (Progne purpurea) tut?

Den „tiefsten, allgemeinsten, grausamsten und unerbittlichsten von allen Gründen, die eine Abnahme der Schwalben bedingen“, auf den erst kürzlich wieder W. Schuster aufmerksam gemacht hat und der ein Abnahme der Schwalben auch dort wahrnehmen läßt, wo sie noch die altgewohnten Häuser, die Pfützen und Düngerhaufen, die Schutzbrettchen unter den Nestern, Nahrungs-, Bade-, Trink- und Nistgelegenheit in Hülle und Fülle und freundlichste Duldung finden, können wir den Schwalben freilich nicht aus dem Wege räumen, die Tatsache nämlich, daß bei uns seit etwa zwei Jahrzehnten die kalte Zeit, die es aber doch zu keinem echten Winter bringt, sich immer mehr in die Frühlingsmonate hineinzieht, und solcher Wetternot mit dem unausbleiblichen Nahrungsmangel Tausende junge Schwalben und andere Kleinvögel zum Opfer fallen.

Ein Gastspiel.

Erzählung von A. Noël.

Kinder, heute springt unser Alter wie'n Gummiball, aber ausnahmsweise mal nicht aus Wut, sondern aus Ehrfurcht,“ sagte der Tenor Mohr, als er an diesem Vormittag die Bühne betrat, wo die Probe zum „Freischütz“ abgehalten werden sollte. „Nu, paßt mal auf, wie er sich vor Liebenswürdigkeit vor dem k. k. Hofopernsänger zerreißt . . Ist er auch wirklich so großartig, der Wildmann, Beckerchen?“ wandte er sich an eine der beiden Sängerinnen, die da standen, noch die Hände im Muff. „Sie sind doch aus Wien und müssen ihn oft gehört haben.“

„Er verdient seinen Ruf,“ antwortete Fräulein Becker, die größere und schlankere der beiden Damen, knapp.

Sie würde nicht sagen, sie gewiß nicht, daß sie mit dem Berühmten zusammen das Wiener Konservatorium absolviert hatte, denn dann hieße es gleich: Die muß schön alt sein!

So war Wildmann auch sicher, daß sie niemand erzählen würde, wie er sich damals um sie beworben und wie sie ihn bekorbt hatte.

Schon betrat der Direktor mit dem Gast die Bühne. Wie Mohr gesagt hatte, sprang er beflissen um ihn herum, und es wirkte komisch, das kleine Männchen die hohe Gestalt des Gastes umtänzeln zu sehen. Die Sänger freuten sich heimlich über seine Demut und Kriecherei, wie Schulkinder, die gewahren, wie ihr Schultyrann vor dem Schulinspektor zittert.

„Hier, Herr Wildmann, Ihre Partner für heute abend. Herr Mohr, Herr Wendel, Herr Griening, Kapellmeister Bolzenhuber. Und hier Annchen und Agathe, Fräulein Beck und Fräulein Becker.“

„Es fehlt nur noch die ‚Am Beckstett‘,“ murmelte der Tenor. „Außerdem heißen sie wirklich Ännchen und Agathe, die beiden Damen . . . Denken Sie, Herr Wildmann!“

Wildmann verbeugte sich in die Runde; auf Fräulein Becker jedoch trat er zu.

„So treffen wir uns auch mal wieder!“ sagte er halblaut.

„Muß man ja endlich. Die deutsche Bühne ist wie ein Ringelspiel.“

„Ach, die Herrschaften kennen einander? Desto besser!“ Der Direktor rieb sich die Hände. „Also bitte, Kapellmeister, anfangen! Bloß die Szenen, die zur Verständigung für Herrn Wildmann nötig sind, nicht wahr?“

Die in den ersten Szenen Nichtbeschäftigten zogen sich zurück, darunter auch die Damen.

„Sie kannten Wildmann früher?“ fragte Fräulein Beck, die rundliche Soubrette. „Welches Glück! Ein herrlicher Mensch, nicht wahr?“ schwärmte sie mit verdrehten Augen.

Sie würde nicht so denken, wenn sie ihn gesehen hätte wie ich, lang aufgeschossen, mit eingefallenem Brustkasten, Wimmerln im Gesicht, ausgefransten Manschetten, durchgestoßenen Ellbogen und lecken Stiefeln, dachte Agathe Becker.

Was das Glück doch aus Menschen macht! Die Bewunderung der Beck war jetzt nicht einmal mehr übertrieben. Niemand hätte dereinst gedacht, daß in Konrad Wildmann das Zeug zu einem schönen Mann steckte. Nun war er es doch geworden: eine prächtige Erscheinung, fast hünenhaft.

Sie war schön dumm gewesen dazumal . . . Sein Erscheinen jetzt führte es ihr erst recht zu Gemüte . . . Es erinnerte sie auch unliebsam daran, daß fünfzehn Jahre vergangen waren, seit sie sich beim Theater befand. Niemand durfte das hier wissen . . . Man hielt sie für viel jünger . .

Sie dankte es ihm, daß er nicht gleich verraten hatte, wo und wann sie sich gekannt hatten.

„Und die herrliche Stimme!“ himmelte die Beck.

Ja, die hatte er ehedem doch auch schon gehabt . . . Die sicherste Anwartschaft auf eine schöne Zukunft trug er in der Tasche, wenn sie auch durchlöchert gewesen war . . . Doch auch

das rührte sie in jenen Tagen nicht besonders, denn sie träumte ja dasselbe von sich ... Und da war sie nun: immer noch an einem mittleren Theater wie im ersten Engagement .. Bei ihm dagegen war es rasch aufwärts gegangen.

Da man nur die Szenen Kaspars durchging, nahm die Probe einen raschen Verlauf. Wildmann sprach nichts Besonderes mehr mit Agathe Becker, doch sie fühlte manchmal seinen Blick, und es ging ihr durch und durch, daß er sich jetzt wohl mit kaltem Erstaunen sagen mochte: Und die hab' ich einmal geliebt!

Natürlich war das lange vorbei! Welche Reihe von Nachfolgerinnen mußte sie gehabt haben! .. Aber es war doch ein eigenes Gefühl, jetzt kalter Kritik zu begegnen, wo man früher begeisterte Bewunderung gewöhnt war!

Wie mochte sie ihm heute nur erscheinen?

In den Pausen ging sie in die Garderobe und warf einen angstvollen Blick in den Spiegel ... Sie hielt sich gut ... Sie hatte noch ganz dieselbe Figur wie ehedem, ihr Haar war noch ebenso blond, wenn auch nicht mehr ganz so reich und so schön. Nur die frische Jugendfarbe war bereits verblichen. Sie war jetzt zumeist blaß, besonders hier auf der kalten Bühne ... Und gar elegant hatte sie sich auch nicht anziehen wollen, um nicht aufzufallen. So litt sie unter dem Gedanken, daß der große Sänger seine Jugendliebe belächle, vielleicht unbegreiflich finde.

Als nach Schluß der Probe Wildmann sich nach den Damen umblickte, fand er nur noch die kleine Beck vor, die ihn aus ihren großen runden Augen bewundernd anstrahlte.

„Seht mal die Beck an," flüsterte einer der Kollegen den anderen zu, „wie die mit den Augen klappert!"

Am Abend jedoch konnte Agathe Becker den Gast nicht vermeiden, und als sie nebeneinander in den Kulissen standen, sprach er sie an: „Daß wir uns in Wien nie gesehen haben! Sie kommen doch in den Ferien zu den Eltern nach Hause?"

Sie fühlte sich jetzt ruhiger, mehr im Gleichmaß ... Im weißen Kleid, mit den Agathenzöpfen und der Schminke, stach sie kaum mehr von ihrem früheren Selbst ab. Ihr war es, als habe sie eine Rüstung angelegt. Sie konnte selbstbewußter und unbefangener zu ihm sprechen.

„Der Papa ist tot und die Mama lebt bei der Schwester. Ich habe in Wien kein Heim mehr, und so bin ich jeden Sommer nur kurze Zeit dort. Dann gehe ich in die Sommerfrische."

„Ich habe nie wieder von Ihnen gehört," murmelte er.

„Dafür ich desto mehr von Ihnen," antwortete sie leichthin. „Ich habe Sie auch schon öfter auf der Bühne der Hofoper gehört."

„Ja? Und mir nie ein Lebenszeichen gegeben!"

„Wenn jemand berühmt wird, geben ihm immer genug frühere Bekannte Lebenszeichen," lehnte sie lachend ab.

„Ich habe gedacht, Sie sind längst verheiratet .."

„Im Bühnenalmanach steht ja alles. Sie blättern wahrscheinlich nie darin."

„Nein," gestand er betreten. „Anfangs wollt' ich nicht .. In den ersten Jahren .. Und dann .."

„Haben Sie vergessen," ergänzte sie mit einem Kopfnicken.

„Es ist Ihnen doch immer gut gegangen?" forschte er.

„Nicht so gut wie Ihnen, das sehen Sie ja ... Aber immer mittelgut ... Ich bin zufrieden."

Doch das log sie. Sie war nie zufrieden gewesen, und jetzt, wo sie denken mußte: In zehn Jahren oder früher schon bist du auch auf diesen Provinzbühnen unmöglich, und man bietet dir immer geringere Engagements oder gar keines mehr. Wo die Sorge um die Zukunft sich schon vor ihr zu einer Wolke ballte und sie sich doch nicht zu irgend einer Partie entschließen konnte, wie sie sich gelegentlich bot, jetzt empfand sie das Zusammentreffen mit dem schnell und unaufhaltsam Emporgestiegenen wie eine Bosheit des Geschicks, und sie fühlte sich von dem Wiedersehen gedrückt und gedemütigt.

Bei ihm war das anders. Hochmütig war er nicht geworden, und ihr Zusammentreffen brauchte ihm keine peinlichen Gefühle zu bereiten. Wohl hatte er durch die erfahrene Abweisung schmerzlich gelitten, aber heute war er vermutlich froh darüber, daß sie ihn nicht genommen hatte. Er brauchte sie nicht zu vermeiden, doch sie ging ihm besser aus dem Weg. Ännchen tat das nicht.

„Hören Sie, Komparativ, der Positiv macht dem wilden Mann in einer Weise den Hof, daß es schon nicht mehr schön ist," sagte kopfschüttelnd der Tenor zu Agathen. „Sie hat herausgebracht, daß er ledig ist."

„Ach, gehen Sie, der ist doch das alles eins, ob ledig oder verheiratet," meinte Agathe wegwerfend. „Und wer weiß, ob es wahr ist!"

„Daß er ledig ist? Natürlich. Ich hab ihn gefragt. Er trägt einen Ring, der wie ein Ehering aussieht. Es ist aber ein alter Ring von seiner Mutter, sagt er."

Da hatte sie nun auch die Antwort auf die Frage, die sie wohl im stillen sich selbst gestellt hatte. Ledig war er geblieben? Weshalb nur? Er würde wohl seine Ursachen gehabt haben, andere als jenen Korb.

Zur größeren Demütigung ihrer Eigenliebe war sie heute nicht einmal bei Stimme, gerade heute, wo sie glänzend singen hätte wollen, um ihm zu zeigen, daß, wenn sie nicht Karriere gemacht, ihr nur ein bißchen Glück gefehlt hatte.

Die Beck kam mit leuchtenden Augen, um ihr zu erzählen Herr Wildmann sei von ihrer Stimme entzückt ... Zuckersüß sei sie, habe er gesagt, und sie müsse bald in die Höhe kommen.

Ja, der Beck, der konnte es glücken! Sie hatte nicht nur Stimme und Erscheinung, sondern auch alle anderen Eigenschaften, die ihr selbst immer gemangelt hatten. Sie verstand es, sich vorzudrängen. Jeden Augenblick, wo es ihr irgend möglich war, stellte sie sich neben den berühmten Gast und schwatzte unermüdlich auf ihn ein, jedes zweite Wort eine Schmeichelei.

Nach der Vorstellung verschwand Agathe Becker, noch ehe die anderen mit dem Abschminken fertig waren, und im Theaterrestaurant, wohin die einheimischen Sänger und der Gast gingen, um das Abendbrot einzunehmen, fand sich bloß die Beck mit der Brautjungfer ein, einer ziemlich leichten Fliege, die gern in den Gasthäusern herumsaß.

„Die Becker lebt wie 'ne Nonne," sagten die Sänger auf eine versteckte Frage Wildmanns, und der Eremit, Herr Griening, setzte hinzu: „Sie war immer so. Ich war schon vor Jahren mit ihr zusammen in Mainz engagiert. Da lebte sie auch so still und eingezogen. Deshalb hat sie's ja auch zu nichts gebracht. Wenn Eine beim Theater so bleibt, wie sie zu Hause bei Muttern war, da kann sie sich man gleich begraben lassen. Die Kleine da macht's schon nicht so. ... Nicht wahr, Beckchen?" wandte er sich an die Soubrette selbst.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen," erklärte diese beleidigt.

Was tut er nur heute hier in der Stadt? fragte sich Agathe am nächsten Tag, beinahe mit schlechtem Gewissen, denn heute war Schauspiel. Oper gab man erst morgen wieder, und wie würde Wildmann den Tag ausfüllen? Er mußte sich langweilen, und sie als ältere Bekannte hätte sich seiner annehmen sollen. ... Doch man befand sich hier in der Gegend Deutschlands, wo die volkreichen Städte dicht gesäet sind wie die Pilze, und so erfuhr sie, daß Wildmann schon am frühen Morgen zu der nächst gelegenen hinübergefahren sei, um an diesem Abend dort zu singen. Morgen sang er wieder hier und übermorgen abermals drüben.

Die nächste Gastrolle war der Zar in „Zar und Zimmermann", dann kam der „Waffenschmied". Sie hatte nichts mehr mit ihm zu tun. An beiden Abenden stand die Beck obenan.

„Ich ging heute eigens zur Probe, um das Wundertier zu sehen," berichtete in der Theaterloge die Altistin, ein breites, derbes Mädchen, von den Kollegen scherzhaft „Am Beckften" getauft. „I Gitt, i Gitt, die Beck hätten Sie da sehen sollen. Die trieb es zu toll. Nur gerade, daß sie nicht vor ihm auf die Knie fiel ... Und natürlich, das schien auch ihm zu gefallen. Die Männer sind nun mal so ... Seine Stimme

ist wirklich pyramidal . . . So sympathisch! So gewaltig und angenehm dabei. Und welch' ein Künstler!"

„Sie schwärmen ja auch!" warf Agathe Becker lächelnd ein.

„Und ob! Aber nicht wie die Beck . . . Denn die will doch bloß . . . Wissen Sie was, Beckerlein? Wir müssen nachher ohnedies 'runter, um auf die Probentafel zu sehen. Da gehen wir auch auf die Bühne, und Sie stellen mich ihm vor."

„Auf der Probe zum „Waffenschmied" lernen Sie ihn doch sowieso kennen, Hagen."

„Aber ich möchte ihn gern noch heute sprechen. Ach ja, Beckerchen, tun Sie es! Unsereins mag doch auch mal gern mit 'nem Hofopernsänger bekannt werden. So'n großes Tier!"

Wieder mußte Agathe Becker an die Zeit im Konservatorium zurückdenken, wo man Wildmann über die Achsel ansah, weil er einen abgetragenen Rock anhatte und man wußte, daß seine Mutter waschen und bügeln ging, um sich zu erhalten, und daß er ursprünglich Buchbindergehilfe gewesen war. Sie hatte es darin keineswegs anders gehalten wie die Übrigen. Seine Liebe war ihr lächerlich vorgekommen, und sie hatte sich vor dem ganzen Konservatorium geschämt, weil jedermann wußte: der Wildmann läuft der Becker nach.

Und heute?

„Er hat 'raufgeblickt! Er hat 'raufgeblickt!" frohlockte die Hagen. „Nein, was'n Prachtmensch! Das ist mal'n Zar! . . ."

Sie gönnte Agathe keine Ruhe. Nachdem sie bei der Probentafel gewesen waren, mußten sie auf die Bühne, und der erste Mensch, der ihnen da entgegentrat, war Peter der Große.

„Guten Abend, Fräulein! Lassen Sie sich auch hier unten blicken?" fragte die tiefe warme Stimme vorwurfsvoll.

„Unbefugten ist der Eintritt verboten, und wir sind heute unbefugt," antwortete Agathe. „Doch ich wollte Ihnen eine liebe Kollegin vorstellen. Herr Wildmann, Fräulein Hagen."

„Ich freue mich so auf Ihren Hans Stadinger, Herr Wildmann," beteuerte die Hagen.

Da kam auch schon die kleine Beck herangerannt und stellte sich neben Wildmann auf, als gehörte er ihr und dürfte sonst mit niemand reden. Sie sah in dem holländischen Kostüm reizend aus, wie übrigens in jedem. Noch niemals war es Agathen so aufgefallen, wie hübsch die Person war. Wie sie es aber auch wußte und zur Geltung brachte! Und wie verehrungsvoll sie zu Wildmann aufblickte! Bei seiner Höhe war es geradeswegs ein Aufblick wie zu einer Gottheit.

Jedes ihrer Worte war darauf berechnet, den Kolleginnen zu beweisen, daß sie mit dem berühmten Gast schon sehr intim war.

„Hier habe ich Glück mit meinen Partnerinnen," sagte Wildmann höflich.

„Drüben nicht?" fragte die Beck mit einem koketten Aufblick.

Wildmann schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts, und Agathe erkannte daran einen Zug, der ihm auch früher eigen gewesen: er sprach nie gern Unvorteilhaftes von Abwesenden.

Die Beck gab sich alle Mühe, ihn zu irgend einer spöttischen Äußerung über die Soubrette drüben zu veranlassen, die schon alt und durchaus nicht hübsch, dafür aber sehr tüchtig war. Sie konnte nichts aus ihm herausbringen.

„Sie widert mich an," sagte die Hagen, als sie mit Agathe wieder die kleine Treppe hinaufstieg, über die man von der Bühne in den Logengang gelangen konnte. „Wie sie die Augen verdreht! Aber der Wildmann ist ein zu reizender Mensch! In den könnte ich mich verlieben . . . Sie kannten ihn doch schon früher, Becker, wie ich höre . . . Taten Sie es denn nicht?"

Agathe Becker schüttelte den Kopf, aber sie sagte dann: „Damals war von dem Nimbus des Ruhms, der sein Haupt heute umgibt, noch keine Spur."

„Ach nee, es ist nicht bloß der Nimbus," widersprach die Hagen. „Die Persönlichkeit doch auch . . . Ja, die vor allem . . . Berühmte Gäste sind mir sonst unerträglich . . . Voriges Jahr in Magdeburg — da gastierte Nottwitz aus Berlin. Der war bis zum Platzen aufgeblasen vor Hochmut. Wildmann ist so liebenswürdig einfach."

Agathe stellte sich ihn vor, wie er wäre, wenn er anderen gliche. Nein, so konnte er nie sein. Es war seine gute Natur, die da widerstand.

Wie würde ein anderer auf sie herabsehen, die einstmals auf ihn herabgesehen hatte . . . Sie hatte seine verehrungsvolle demütige Liebe nicht geschätzt, ihn nur ausgelacht . . . Heute konnte er lachen. Er stand auf der stolzen Höhe, sie steckte tief drunnen in der Masse der Mittelmäßigen . . . Er war ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, sie ein alterndes Mädchen . . . Mit ihrem bißchen Reiz ging es bergab, während er erst noch den Höhepunkt erreichen würde.

Nicht weil er glücklich war und sie nicht, sondern aus einem anderen, selbstloseren Gefühl heraus tat es ihr nun leid, daß sie ihn in den grünen Jugendjahren nicht geschätzt, nicht geliebt hatte. Sie mußte ihm oft bitter weh getan haben.

Während er drunten den Beherrscher von Rußland verkörperte, suchte sie sich ihn vorzustellen, wie er zu jener Zeit gewesen war. Sie kehrte reumütig zu seinem ärmlichen Selbst früherer Jahre zurück, und viele Züge fielen ihr ein, bei denen sie sich früher nichts gedacht hatte, die sie aber nun mahnten, daß sie damals wenigstens Verständnis für sein warmes Gemüt und seine Herzensgüte hätte haben sollen.

Doch dazumal war sie ganz „höhere Tochter" der wohlhabenden Kreise gewesen und hatte nur Sinn für Äußerlichkeiten gehabt.

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!" sang unten die prachtvolle tiefe Männerstimme. Welche Brusttöne! Welcher Orgelklang! . . . Und diesmal täuschte sich die Hagen nicht, wenn sie behauptete, er sähe herauf. Wildmann blickte wirklich zu ihnen empor, als ob diese Worte Agathen an Vergangenes erinnern sollten.

Und sie erinnerten sie, mahnten sie.

Das Beste, was ihr im Leben geboten worden war, hatte sie achtlos, ahnungslos weggeworfen, als nicht des Behaltens wert.

Ob es vielen so geht?

Doch was half es, über Unwiderrufliches zu grübeln!

Es half nichts, aber die Vergangenheit wachte doch in ihr auf. Sie suchte in ihrem Gedächtnis alle die kleinen Einzelheiten, alle abgerissenen Erinnerungen zusammen, die ihr von ihm sprachen . . . Nie Beachtetes, längst Vergessenes, alles tauchte auf, bis das Bild mit überraschender Deutlichkeit vor ihrer Seele stand. Töricht genug! Wozu das jetzt?

Nun hörte sie ihn noch einmal als Waffenschmied und dann wohl niemals mehr. Denn wenn wieder so viele Zeit bis zu einer Wiederbegnung verfließen sollte . . . In fünfzehn Jahren war sie nicht mehr bei der Bühne.

So saß sie und lauschte, nicht nur mit den Sinnen, mit dem Herzen auch.

Doch ganz konnte sie sich dem Genuß nicht hingeben. Die Beck störte sie, die heute abend eine so überaus zärtliche und schmiegsame Tochter vorstellte, daß es dem ganzen Haus auffallen mußte. Was lag der Beck aber daran? Wenn sie nur ihr Ziel erreichte!

Agathe war sich ganz klar darüber, daß das Gefühl, mit dem sie hinunterstarrte, einfach Eifersucht war und nichts weiter . . . Wer ihr das einmal vor Jahren gesagt hätte, daß sie auf den Verschmähten noch eifersüchtig sein würde!

Der Gedanke: was die Beck wohl mit ihrem Getue bei ihm erreiche, verfolgte Agathe bis zur Probentafel hinunter. Dort traf sie die Hagen, die die Kollegin im Geplauder festhielt, und wie gerufen tauchte auch der Gast auf. Sie folgte den beiden in den Bühnengang, und dort stand sie dann einen Augenblick mit ihm allein.

„Kommen Sie heute abend nicht ins Theaterrestaurant, Fräulein?" fragte er. „Die Kollegen sind meine Gäste."

„Mir bekommt das ‚Drahn' nicht, selbst nicht im bescheidensten Ausmaß nicht," lehnte sie ab. „Ich kriege dann Kopfweh, und morgen früh habe ich Probe."

„Dann sollt' ich Sie also nicht wiedersehen?" fragte Wildmann. „Ich kann doch nicht so abreisen . . . Dürfte ich Sie morgen besuchen?"

„Morgen? Fahren Sie denn nicht hinüber?"

„Nein, ich singe drüben erst übermorgen zum letztenmal. Morgen bin ich frei und werde den Tag wohl einsam und verlassen zubringen müssen."

„Es würde sich schon jemand Ihrer annehmen," entgegnete sie beinahe schalkhaft, denn das sah doch nicht so aus, als verbringe er alle verfügbare Zeit bei der Beck, wie diese gern durchblicken ließ.

„Jemand?" wiederholte er. „Warum denn nicht Sie? Ich möchte so gern ein bissel die alten Zeiten aufwärmen . . . Der frühere Mensch ist noch sehr mächtig in mir. Der will auch wieder einmal hervorkommen . . . Haben Sie denn morgen nachmittag auch Probe?"

„Nein, am Nachmittag bin ich frei. Aber ich — wohne natürlich — sehr bescheiden."

„Ich komme doch nicht zu Ihrem Zimmer und Ihren Möbeln," wandte er ein. „Wenn Sie wüßten, wie wohl es mir tut, jemand wiederzusehen, der mich als armen Burschen gekannt hat!"

„Darin unterscheiden Sie sich sehr von anderen."

„Meinen Sie? Das war doch damals meine Glanzzeit."

Sie lachte, und auf diesen paradoxen Ausspruch hin schieden sie, nachdem Wildmann sich ihre Adresse hatte sagen lassen.

Agathe ging gedankenvoll nach Hause. Wie meinte er das: seine Glanzzeit? Die Zeit, wo er nicht satt zu essen gehabt, wo seine Mutter schwere Arbeit leisten mußte, um sich durchzufretten, wo er unglücklich liebte? Und doch hatte es nicht geklungen wie ein bloßer Scherz. Es steckte etwas Tieferes dahinter. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Vermißtenliste der „Gartenlaube". Wir sind heute in der glücklichen Lage, wieder über eine Reihe von Fällen berichten zu können, in denen es durch unsere Vermißtenliste gelungen ist, Feststellungen über den Verbleib von Verschollenen zu machen. Der unter Nr. 717 gesuchte Hermann Moritz hat sich selbst bei uns gemeldet. Sein Bruder, auf dessen Wunsch hin wir den Aufruf erließen, schreibt uns: „. . . sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Es ist mir eine große Freude gewesen, meinen Bruder nach so vielen Jahren noch gesund und lebend zu wissen. Ich werde allezeit ein dankbarer Leser Ihres geschätzten Blattes bleiben." Die Mutter des unter Nr. 737 gesuchten Jul. Wilhelm Graef, der wir einen Brief ihres Sohnes aus Chicago übermitteln konnten, schrieb: „. . . Sie haben mir verholfen, daß ich meinen Sohn wiedergefunden habe. Der liebe Gott segne Sie dafür." In ähnlicher Weise spricht der Vater des unter Nr. 738 aufgerufenen Franz Feix seinen Dank aus, nachdem wir ihm die Möglichkeit verschafft haben, mit seinem in Südafrika weilenden Sohn wieder in Verbindung zu treten. Weiter haben sich gemeldet der unter Nr. 658 gesuchte Franz Wahl, der in Südamerika als Pächter ansässig ist, ferner Johann Huber, unter Nr. 723 aufgerufen, der inzwischen bereits zu seiner Mutter zurückgekehrt ist. Auch der Aufruf Nr. 711 hat



Luxushunde.

sich erledigt, indem ermittelt wurde, daß der vermißte O. Kindt gestorben ist. Ferner lief über Andreas Harras (Nr. 729) eine Nachricht ein; leider aber ist dessen Vater inzwischen verstorben und hat also nicht mehr erfahren, daß sein Sohn noch lebt. Ehe wir die Fortsetzung der Liste anschließen, wollen wir noch von einem Fall berichten, in dem die Hilfe der „Gartenlaube" ebenfalls erfolgreich angerufen wurde. Wir erhielten von einem Leser in Amerika eine Zuschrift mit der Bitte, Erkundigungen über seinen Bruder, der wahrscheinlich in Berlin sich aufhalte und seit vielen Jahren kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben habe, einzuziehen. Es stellt sich heraus, daß dieser Bruder tatsächlich noch in Berlin lebt; ein Mitglied der Redaktion suchte ihn auf und veranlaßte ihn, seinem Bruder in Amerika Nachricht zu geben. Daraufhin erhielten wir von diesem ein herzliches Dankschreiben mit der Mitteilung, daß er einen Brief von seinem Bruder bekommen habe und alle seine Beunruhigungen nunmehr gehoben seien. Wir freuen uns, daß wir auf diese Weise zwei Brüder wieder zusammenführen konnten.

Hiermit lassen wir eine Fortsetzung der Liste, anschließend an die in Nr. 25 des laufenden Jahrganges veröffentlichte, folgen und wünschen, daß sie guten Erfolg haben möge.



746) Im Januar 1887 wanderte der ehemalige Volksschullehrer Robert Emil Wolf aus Borna bei Leipzig, 1859 geboren, von Leipzig aus über Bremen nach Amerika aus, und von Bremen sandte er unterm 17. Januar noch eine Postkarte an seinen Vater. Seit dieser Zeit fehlt jede Nachricht von ihm. Er soll sich in Galveston, Texas, aufgehalten haben, konnte aber dort troz aller Bemühungen nicht ausfindig gemacht werden.

747) Paul Sturm, Mechaniker, 32 Jahre alt, reiste im Juli 1900 zu Fuß von Preßburg nach Rom. Von dort beabsichtigte er nach Lourdes zu gehen. Seine letzte Nachricht kam am 27. September aus Savoyen von St. Jean de Maurienne; er schrieb damals von einem leichten Unwohlsein und daß er hoffe, in 12 Tagen nach Lourdes zu kommen. Von da ab ist Sturm verschollen. Seine Angehörigen bitten flehentlich um zweckdienliche Auskunft. Der Gesuchte war nur der deutschen und ungarischen Sprache mächtig, er trug eine schwarze Ledertasche.

748) Vor drei Jahren ist Frau Katharina Ewald spurlos aus Dresden verschwunden. Sie ging am 4. Januar 1902 mit ihrem Mann und ihrer Schwägerin in die Stadt, unterwegs trennte sie sich unter einem Vorwand von ihren Begleitern und kam nicht wieder nach Haus. Einige Tage später ist sie in Chemnitz an dem Erbbegräbnis der Familie von einer Frau angetroffen worden. Nach kurzer Unterhaltung ent-

fernte sie sich rasch, und seitdem fehlt jede Spur von der von tiefer Melancholie befallenen 49jährigen Frau.

749) Friedrich Ernst Hermann Löbel, Kupferschmied aus Halle a. S., 1838 geboren, ist zuletzt im März 1897 in Magdeburg, seinem früheren Wohnort, gesehen worden und seitdem verschwunden.

750) Vermißt wird der im Jahre 1853 zu Malente bei Eutin geborene Tischler Adolf Heinrich Röhl. Er ist 1883 nach Amerika ausgewandert, hat bei St. Digo in Kalifornien, von wo er zuletzt 1885 geschrieben, in Gemeinschaft mit anderen einen größeren Landkomplex erworben und ist dann verschollen. Seine Eltern sind inzwischen gestorben, seine Schwester sucht ihn.

751) Die Vollwaisen des Metzgers Schlecht in Entringen, Württ., suchen ihren Onkel, den kinderlosen, 71 Jahre alten Farmer Johannes Schlecht, früher in Tiffin Seneca, Country Ohio. Seit 1897 fehlen Nachrichten von dem Gesuchten, Briefe kamen als unbestellbar zurück.

752) Max Böttcher, 1865 in Schlawe in Pommern geboren, gelernter Bäcker, ging im jugendlichen Alter nach Südafrika. Nachdem er in Deutschland seiner Militärpflicht genügt hatte, ging er zum zweitenmal ins Ausland und zwar nach Südamerika. Im Jahre 1893 kehrte er zurück und besuchte seinen Vater in Berlin; darauf verließ er seine Heimat zum drittenmal und blieb seitdem verschwunden. Sein Vater ist inzwischen gestorben, seine Schwester sucht ihn.

753) Der in Kyritz erzogene Friedrich Wilhelm Dahl, geboren 1855 zu Ronsdorf, hat sich im Alter von 17½ Jahren heimlich von seinen Pflegeeltern entfernt. Er hielt sich im Jahre 1875 in Bork, Kreis Ostprignitz, auf, wo er bei der Aushebung zur Ersatzreserve kam, und ist seit dieser Zeit verschollen.

754) Der Handlungsgehilfe Wilhelm Heinrich Voigt aus Tedeleben, 21 Jahre alt, wird von seinem Vater um Nachricht gebeten. Er war Anfang 1901 in Benrath bei Düsseldorf, hat sich auch in Düsseldorf zur Stammrolle gemeldet, hat aber von da ab nichts mehr von sich hören lassen. Vielleicht hält er sich noch in der Rheingegend auf.

755) Der im Jahre 1820 geborene Fleischer und Gastwirt Christian Liebetran aus Eisenach ist im Mai 1900 von seinem Wohnort Wutha verschwunden, ohne Angabe wohin; vielleicht ist er nach Amerika gegangen, wo er bereits früher war. Von Verwandten seiner Frau wird um Angabe über seinen Verbleib bezw. über sein Ableben ersucht.

756) Moritz Goldschmidt aus Twistringen bei Bremen, Kaufmann und Kellner, 28 Jahre alt, der sich seit 1900 in Amerika aufhält, wird von seinen Angehörigen um ein Lebenszeichen ersucht.

757) Die 46 Jahre alte Korbmachersfrau Sophie Klotzsch ist am 2. August 1901 zuletzt auf dem Wege von Preußlitz nach Peißen gesehen worden und von da verschollen. Die Frau war nicht mehr ganz zurechnungsfähig und hatte früher einmal versucht, Hand an sich zu legen. Vielleicht liegt ein Verbrechen vor, da die Frau 110 Mark in barem Geld bei sich trug. Sie war schwarz gekleidet, trug eine schwarze Ledertasche, hatte schwarze Haare und hageres Gesicht.



Ein Türkischer Wasserpfeifenraucher. H. Thiele, Berlin, phot.

758) Diederich Talla, Kaufmann, 1854 in Bremen geboren, ging im Jahre 1870 nach Amerika, hielt sich in San Francisco und später in Stockton, Kal., auf und hat seit 1880 nichts mehr von sich hören lassen. Er wird von seiner alten Mutter gesucht.

759) Adolf Treiper, Tischler, 1874 in Peterwitz in Schlesien geboren, wird von seinen Eltern gesucht. Er hat sich 1897 in der Rheingegend, u. a. auch in Mannheim und Köln, aufgehalten und zuletzt aus Bergheim bei Köln geschrieben.

760) Der Bankvolontär Alfred Egon Waldemar Coenen, 1882 in Braunschweig geboren, hat sich vom 1. Juli bis 12. August 1902 zu Kloster Neudorf bei Gardelegen aufgehalten, ging dann nach Stendal, wo er zwei Tage in der Herberge zur Heimat blieb, und ist seit 15. August 1902 nicht mehr gesehen worden. Er wird beschrieben als 1,50 Meter groß mit dunklem Haar, grauen Augen, kleinem Mund, aufrechter Haltung, heiserer Stimme; er sprach Französisch und Spanisch, war aber still und zurückhaltend. Geld hatte er jedenfalls nur ganz wenig bei sich. Er ist das einzige Kind seiner verwitweten Mutter und von dieser bis jetzt vergeblich durch die Behörden aufgerufen worden. Vielleicht ist einer oder der andere unserer Leser in der Lage, zweckdienliche Auskunft geben zu können.

761) Den Tapezierer Joh. Bapt. Gebhard (auch Sebald genannt) bittet seine Frau zurückzukehren. Gebhard ist im Mai 1904 von Neustadt a. d. Haardt über Speyer, wo er einige Tage gearbeitet hat, fortgewandert und hat nichts wieder von sich hören lassen.

762) Der gleiche Fall liegt bei dem 1873 in Mülheim a. Rh. geborenen Tischler Josef Spiegel vor. Dieser mußte im Jahre 1903 wegen großer Verluste sein Geschäft aufgeben und ging in die Fremde. Er war vom 11. August bis 28. September in St. Gallen tätig und wollte von da nach Leipzig, wo er aber nicht angemeldet erscheint. Seine Frau bittet ihn dringend um ein Lebenszeichen.

763) Der Schiffszimmermann Peter Heinrich Brauer, 1883 in Pellworm geboren, wird von seinem Stiefvater aufgefordert, sich zu melden. Brauer ist am 5. Januar 1904 in Falmouth, England, abgemustert worden und fährt wahrscheinlich auf einem englischen Handelsschiff.

764) Gesucht wird von seiner Tochter der 1863 zu Welda in Thüringen geborene ehemalige stud. phil. Alfred Meinhardt, der im Jahre 1887 nach Amerika auswanderte. Vermutlich hält er sich in Philadelphia auf.

Zwei Hundezigerl. (Zu den Bildern S. 893.) Die Zucht der Luxushunde hat sich in den letzten Jahrzehnten zu volkswirtschaftlicher Bedeutung emporgeschwungen. Fast in jedem Monat finden mehrere Ausstellungen statt, die stets mit hervorragendem Material reich beschickt sind. Es gibt Hunderte von Vereinen, die sich nur der Pflege einer oder mehrerer Hunderassen widmen, es gibt sogar Fachblätter zur Erörterung der Zuchtergebnisse und Vermittlung der zahllosen Verkäufe. Die Kynologie ist für alle ihre Anhänger zu einer wichtigen Wissenschaft geworden, an deren Ausgestaltung mit Ernst und Eifer gearbeitet wird. Sie beruht auf der großen Vorliebe des Menschen für seinen vierbeinigen Freund, den Hund, der die Liebe auch verdient, da er sie

mit treuer Dankbarkeit erwidert. Auch in der Hundezucht herrscht die Mode. Sie schiebt plötzlich eine Rasse in den Vordergrund, sie zeitigt aber auch manche Sonderbarkeiten, über die man lächeln muß. So z. B bietet die Behaarung mancher Rassen, vor allem der Pudel, Gelegenheit zu Künsteleien mit der Schere, die das Tier geradezu verunstalten Das „Hundegigerl", dem man in bizarrer Laune einzelne Flecke kahl geschoren hat, sieht nichts weniger als schön aus, und der Schnürenpudel muß als „der Schönste seines Hauses" im Interesse der Schaustellung ein Übermaß von Behaarung tragen, das ebenso unschön ist, wie es ihn an der natürlichen freien Bewegung hindert. Das sind Abwege, für die nur der Züchter Verständnis hat. Ein Mißbrauch ist das Verstümmeln des Tieres, das Stutzen des Schwanzes. Die deutsche Jägerwelt hat diese Mode, die das im Ebenmaß aller seiner Glieder schöne Tier verunstaltet, fast gänzlich überwunden, und wie das Volk denkt, zeigt das drastische Sprichwort, das eine unfertige Sache mit einem Hunde ohne Schwanz vergleicht. F. Sl.

Meldung von der Spitze. (Zu dem Bilde S. 881.) Marschiert eine Truppe — sei sie groß oder klein — in der Nähe des Gegners, oder wohl gar, um Fühlung zu suchen, geradeswegs auf ihn los, so sichert sie sich durch eine Avantgarde. Es soll dadurch jeglicher Überraschung während des Marsches vorgebeugt und ein etwaiger feindlicher Angriff so lange aufgehalten werden, daß die weiter hinten folgenden Abteilungen Zeit zum Aufmarsch haben. Ist die vormarschierende Truppe stark an Zahl, so entsendet sie einen Haupttrupp, dieser wieder einen Vortrupp, und der Vortrupp vielleicht noch eine besondere Kompagnie nach vorwärts; ist sie klein, so genügt der Vortrupp. In ihm sollen, wo immer es angeht, Kavallerie (Aufklärung!) und Infanterie (Feuergefecht!) vereinigt sein. Zuvorderst aber am Feinde befindet sich, vom Vortrupp entsendet, allemal die Spitze: ganz vorn die Kavalleriespitze (ein Offizier und vier bis sechs Reiter) und dahinter die Infanteriespitze (ein Offizier mit mindestens einer Sektion). Munter traben die Dragoner vor. Da, an einer Wegbiegung erspähen sie in der Ferne etwas Verdächtiges: dunkle Punkte, die sich bewegen. Bei schärferem Hinlugen wird es klar: eine feindliche Spitze zeigt sich, Berittene und Fußgänger. Und um jeden Zweifel zu beheben, blitzt von drüben ein Schuß auf. Was nun im nächsten Augenblicke folgt, das hat C. Becker in meisterhafter Naturtreue hingezeichnet. Der Dragoner vorn läßt es sich, obgleich das eigentlich nicht seines Amtes ist und der Karabiner bei solcher Gelegenheit in der Regel „an Ort" getragen werden soll, nicht nehmen, der feindlichen Truppe eins aufzubrennen. Die Infanteriespitze ist schnell herangekommen und macht sich zu beiden Seiten der Straße schußbereit. Einer von den Reitern reitet ernsten Blickes zurück, von seinem Kameraden zu Fuße, dem „Sandlatscher" im Graben, einigermaßen neidisch betrachtet. — Ernsten Blickes? Ja, er muß melden. Unablässig wiederholt er sich die Meldung in Gedanken Denn der gestrenge Herr Oberst würde hübsch dazwischenfahren, wenn er, wie das in früheren Zeiten wohl geschah, herangeprescht käme und atemlos herausstieße: „Sie kommen!" oder „Der Feind ist da!" Er muß genau so melden, wie es ihm sein Leutnant — zu schriftlicher Meldung war keine Zeit — aufgetragen hatte: „Bei meinem Abreiten feindliche Spitze 300 Meter vorwärts der Wegkrümmung südlich Adorf an der Straße nach Bdorf." Das alles soll er melden! C. v. Br.



From Stereograph copyright 1905 by H. C. White & Co. New York.

Japanischer Seidensticker.

„Der täppische Freier." (Zu dem Bilde Seite 885.) Der Zufall, der so gern den Gelegenheitsmacher spielt, wo „zwei sich nur gut sind", der es so meisterhaft versteht, aller Berechnung und Überwachung ein Schnippchen zu schlagen, erweist sich auf unserem hübschen Bilde als ein recht einfältiger Geselle. Schüttet er nicht die Rosenblätter, die der verliebte Junge heimlich über den Schrank pustet, weil er im Morgensonnenschein den goldenen Zierat eines gewissen Spitzenhäubchens blinken sah, gerad der Alten in den Schoß? Der Alten, die ohnehin aufgebracht genug ist über den Brief, den sie eben in einer Ecke des Küchenschranks gefunden hat! Um junges Volk zu hüten, müßte man tausend Augen haben. Wendet man nur den Rücken, um ein paar Schritte ins Dorf zu gehen, gerade nur bis zur Nachbarin drüben, ist gewiß der Teufel los. Und wenn die Strafpredigt, zu der die Alte eben ausholt, wenigstens Eindruck machte! Aber in dem hübschen Mädchengesicht, das sich wie unter einem Platzregen geduckt hat, sitzt



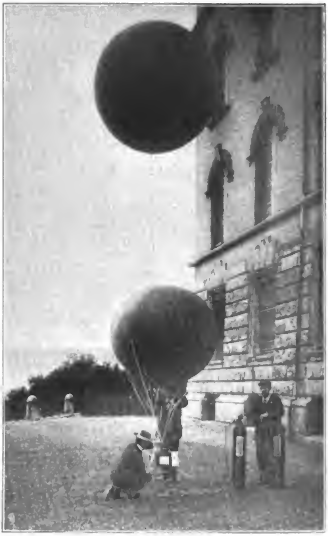
Kanalpartie in Amsterdam. [illegible]

der Schalk — weiß das junge Ding doch nur zu gut, daß, sobald der Johann dort ernstlich vom Heiraten anfängt, die Miene der Ruhme sich aufhellen wird wie der Himmel nach dem Gewitter.

Türkischer Landmann mit der Wasserpfeife. (Zu dem Bilde S. 894.) Dringt ein europäischer Reisender in echt türkische Dörfer in Kleinasien ein, so fallen dort seine Menschenstudien etwas einseitig aus. Die Dorfschönen, die sonst dem Photographen und Maler so dankbare Motive bieten, scheiden aus; sie meiden den Fremden, und kommen sie ihm durch Zufall dennoch in den Weg, so bleiben sie stehen, verhüllen ihr Gesicht mit dem Tuch und drehen dem Neugierigen den Rücken zu. So muß man sich schon mit männlichen Typen begnügen, und daß diese nicht uninteressant sind, zeigt die Abbildung, die wir unseren Lesern vorführen. Der Mann mit der bauschigen Kniehose, der roten Leibbinde und der bunten Weste ist gewiß eine bezeichnende Figur. Daß auch dort drüben im fernen Orient Acker „Placker" bedeutet, zeigen die tiefen Runzeln auf der Stirn, unter dem Turban; und wie sehr ihm auch der Kaffee und der milde Rauch der Wasserpfeife munden mögen, er blickt sorgenvoll vor sich hin. Da steht vielleicht noch ein Teil der Ernte ungeborgen auf dem Felde, die Baumwollpreise sind gesunken, und der Steuertermin rückt unerbittlich näher und näher heran. Das ist Kismet, tröstet sich der Muselmann, aber trotz aller Lehren der Propheten ist doch das Schicksal nicht so leicht zu ertragen.

Japanischer Seidensticker. (Zu dem Bilde Seite 895.) Aus dem Orient kam die Stickereikunst nach Europa und erlebte hier wechselvolle Schicksale. Je nach den Zeitläufen zeigte sie Epochen des Aufschwunges und des Riederganges. Am schlimmsten war es wohl um sie am Anfang des vorigen Jahrhunderts bestellt: die Stickerei war im völligen Verfall, und es bedurfte großer Anstrengungen, Gründungen von Fachschulen, um sie wieder zu heben. Im Orient wurde dieser Zweig des Kunstgewerbes immer mehr geschätzt und die Seidenstickerei kam in China zu hoher Blüte. Von diesen Meistern lernten frühzeitig die Japaner, und sie verstanden auch, ihren Arbeiten einen eigenartigen echt künstlerischen Stempel aufzudrücken. Mit Bewunderung muß man diese Erzeugnisse betrachten, die in der Linienführung so sicher und abgemessen sind und in der Farbenwirkung fast unübertroffen erscheinen. Hier wetteifert die Nadel mit dem Pinsel, und man spricht nicht von Seidenstickerei, sondern treffender von Nadelmalerei. Diese Kunst wurde auch bei uns in Deutschland früher ausgeübt, erreichte aber niemals die Vollendung, die die japanischen Erzeugnisse zeigen. Unsere Abbildung führt uns einen dieser Künstler in dem aufstrebenden Inselreiche vor, wie er am Stickrahmen sein Werk vollendet. Bezeichnend ist die Art, in der der Japaner arbeitet. Wer das Land bereist und auch die Ateliers der berühmten Künstler aufsucht, sieht sich enttäuscht. Er vermißt dort die reichen Mittel, die unseren Meistern zur Verfügung stehen, denn der japanische Künstler ist ein äußerst genügsamer Mensch, der sich sein Leben lang mit einem Los begnügt, mit dem bei uns nicht einmal ein Anfänger zufrieden ist. In früheren Zeiten lebte er von der Gunst der Fürsten, die ihm Aufträge gaben: er stand in ihrem etwas kärglichen Solde und strebte nicht nach Reichtum und äußerem Ansehen. Er wollte nur Kunstwerke schaffen und ihnen den Stempel seiner Individualität aufdrücken. Es gab Künstler, die an einem einzigen Werk den größten Teil ihres Lebens arbeiteten. Die Revolution und der Anschluß an die abendländische Kultur änderten die Lage. Dem japanischen Künstler fehlen jetzt die alten Gönner, und er muß mehr und mehr für den großen öffentlichen Markt arbeiten. Dazu kommt es, daß die Hauptentwicklung Japans auf kaufmännischem und industriellem Gebiet liegt und diese Zeitströmung der echten Kunst vorläufig nicht besonders förderlich ist. Daher kommt es, daß auch in Japan jetzt die minderwertige Massenware mehr zum Vorschein kommt. Hoffentlich ist aber die Erscheinung nur vorübergehend; es ist zu wünschen, daß der nivellierende Einfluß der Zivilisation sich hier nicht betätigen und die altjapanische Kunst ihre Eigenart auch im modernen Staate bewahren möchte.

Doppel-Registrierballons. (Zu beistehendem Bilde.) Der Mangel an genügendem Sauerstoffgehalt der in hohen Luftschichten sehr verdünnten Luft gestattet dem Menschen das Vordringen in die höchsten Schichten der Atmosphäre nicht. Und doch verspricht sich die Wissenschaft viel von der Erforschung der Wetterlage in den hohen und höchsten atmosphärischen Regionen. Sie ergriff darum das Mittel der Ballonverwendung und der Benutzung von Selbstregistratoren, um so auch ohne direkte menschliche Beihilfe die wichtigsten Zustände der Wetterlage in der Höhe, wie Temperatur, Luftdruck und Luftfeuchtigkeit, erforschen zu können. Seit einigen Jahren schon betreibt eine internationale wissenschaftliche Organisation von bestimmten Terminlagen diese Forschung mit bemannten Ballons und auch mit unbemannten Sondierballons. Dieser internationalen wissenschaftlichen Vereinigung trat auch die Schweiz bei, um besonders durch Aussendung von Sondierballons über das vergletscherte Hochalpengebiet etwas beizutragen zur Erforschung der Meteorologie der höheren Luftschichten. Während nun diese Experimente früher noch mit einfachen Ballons unternommen wurden, vervollständigte man das Verfahren neuerdings in der Weise, daß zwei einander in der Funktion ergänzende Ballons zusammengekoppelt werden; unser Bild zeigt einen solchen mit den Registrierinstrumenten ausgerüsteten und für den Aufstieg fertig montierten Doppel-Registrierballon im Hofe des Meteorologischen Institutes in Zürich. Diese Ballons verdanken wir den unausgesetzten Bemühungen des um die meteorologische Wissenschaft sehr verdienten Prof. Dr. Aßmann in Berlin; sie bestehen aus einer ungemein leichten und sehr dünnen Gummihaut, die mit Wasserstoffgas gefüllt wird. Während des Steigens dehnt sich dieser Ballon infolge der nach der Höhe hin immer stärkeren Abnahme bezw. Verminderung des äußeren Luftdruckes stetig aus, bis er ungefähr das Doppelte seines an der Erde erhaltenen Durchmessers erreicht hat, um dann schließlich zu platzen. Diese Dehnungsfähigkeit ermöglicht dem Ballon das Erreichen sehr großer Höhen, denn das Zerplatzen erfolgt erst in der Höhe von 13000 bis 14000 Metern. Zum Schutz der sehr wertvollen Registrierinstrumente vor den Folgen jähen Absturzes ist dem Ballon ein ganz leichter Fallschirm beigegeben, der die Schnelligkeit des Absturzes sofort ermäßigt, so daß jegliche Beschädigung der Apparate ausgeschlossen ist. Bei Anwendung des Doppelballonsystems, also zwei aneinander gekoppelter Ballons, erfolgt die Füllung in der Weise, daß der obere stärker gefüllt wird und folglich zuerst platzen muß. Der untere kleinere Ballon erhält dadurch gewissermaßen die Eigenschaft eines Signalballons, der auch die Auffindung erleichtert, da er noch gefüllt und dank dem Gewicht der Instrumente mit diesen zur Erde sinkt; ferner verhindert er ebenfalls ein sturzartiges Sinken und schützt so die Instrumente. Die Registrierapparate, Modell Prof. Dr. Hergesell in Straßburg, sind Meisterwerke moderner Präzisionsmechanik; sie vereinigen drei vorzügliche Punktierinstrumente für die Aufzeichnung der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit und des Luftdruckes, die auf einer feinberußten Registriertrommel erfolgt. Getrieben durch ein Uhrwerk, dreht sich diese letztere einmal in der Stunde um ihre Achse und nimmt so nach und nach und stetig die Kurvenmarkierung auf. Im Zusammenhang mit den anderen internationalen Fahrten wurden im vergangenen Jahre 17 solcher Registrierballons über das Alpengebiet aufgesendet, wovon 14 sehr wertvolle Aufzeichnungen aus Höhen bis zu 18000 Metern zurückgebracht haben. J. Urb. Allenspach.



Doppel-Registrierballon.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Doerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Nr. 48 **Die Gartenlaube** 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(14. Fortsetzung.) Von Ludwig Ganghofer.

Adel, in dem alle Freude eines hoffenden Herzens mit Glut gezittert hatte, blieb wie ein Erwachender vor den lärmenden Fronleuten stehen. Und als er verstand, wie sie es meinten, fuhr ihm das Blut ins Gesicht; die Narbe auf seiner Stirn wurde weiß, und seine Augen blitzten. Doch ruhig trat er auf die Schreier zu und fragte: „Hat einer von euch was gegen mich?“ Seine Ruhe wirkte. Erst waren sie alle still. Doch als der lange Knappe sich wieder laut machte, fielen an die zwanzig ein und schrieen es dem Buben ins Gesicht, daß sie an seiner Seite bei der Jagd nicht fronen wollten. Doch eine ausgiebige Stimme übertönte den Lärm mit einem: „Himmelkreuzdonnerwetter! Wer will nicht fronen?“ Mit groben Ellbogen ruderte sich Peter Sterzinger durch das Gedräng. „Ruh, sag ich! Und will noch einer mucksen, der hockt mir morgen abend im Block, statt daß er mittut bei der Knödelschüssel!“ Dann ging er auf Adelwart zu. „Grüß dich Gott, Bub! Wenn die Maulreißer da meinen, du wärst zu gut, um in der Rott mit ihnen zu fronen . . . da dienst halt morgen in meiner Jägerei.“ Adel stand vor dem Wildmeister, als hätte ihn ein Schwindel befallen. Peter Sterzinger mußte ihn bei der Hand nehmen und mit Lachen sagen: „So geh! Komm herein! Ich geb dir das Horn, auf dem du selbigsmal gehürnet hast. Und beim Auszug sollst du meiner Jägerei die Liedstimm fürblasen.“ Er zog den Buben zum Gehöft.

Adel hatte sich vorgenommen, den ersten Blick nach dem Beet zu werfen, wo die roten Liebherzensschlüssel geblüht hatten. Aber das waren Frühlingsblumen, die den Sommer nicht überleben. Und dennoch sah er gleich etwas Rotes: die leuchtenden Bänder in Maddas schwarzen Zöpfen. Unter der Haustür stand sie und zog in ratlosem Schreck die beiden Kinder an sich. „Maddle? Was tust denn so zittern?“ fragte das kleine Bürschlein und guckte verdutzt hinauf zu diesem bleichen Gesicht, in dem die dunkelen Augen so seltsam leuchteten. „Ist dir ungut, Maddle?“ Und drüben, zwischen den mit Jagdzeug beladenen Handkarren und zwischen den Jägern, die den beiden Maultieren die Proviantkörbe auf die Saumsättel schnallten, fragte Peter Sterzinger schmunzelnd: „Bub? Bist du nicht völlig genesen?“ Adel nickte nur. Und alle dürstende Sehnsucht seines Lebens brannte ihm in den Augen. Der Wildmeister ließ die Hand des Buben nicht los. Und so führte er ihn vor die Jungfer hin. „Also, Maddle, da ist der Bub! Hab ich dir halt in Gottes Namen den Gefallen getan!“

„Mir?“ stammelte Madda. Und mit heißer Welle schoß ihr das Blut ins Gesicht.

„Wem denn sonst? Doch nicht der Marei?“ Peter Sterzinger nickte dem Buben zu. „Jetzt bleib nur derweil! Ich hol dir das Horn heraus.“ Lachend trat er in den Flur.

Wortlos standen die zwei voreinander, als läge ihnen beiden der gleiche schwere Stein auf der Seele, jedes mit glühendem Gesicht und jedes mit schimmernden Augen, die unersättlich den Blick des anderen tranken. Verwundert guckten die Kinder an den beiden hinauf, und die stumme Marei, die mit einem Zuber zum Brunnen wollte, blieb wie versteinert im dämmerigen Hausflur stehen; auf ihrem vergrämten Gesicht brannte ein Glanz von heller Freude auf, und mit einem lallenden Laut, der einem halben Lachen glich, huschte sie zurück in die Küche.

Zwei Jäger, die im Zwinger die Hunde gekoppelt hatten, brachten die Meute geführt. Das tolle Gekläff der Hunde machte die Maultiere scheu, die mit den schweren Saumkörben zu bocken begannen und ihre Führer durch die sonnige Hofreut zerrten. Die Jäger schrieen, die Fronleute drängten sich in den Hof, und in allem Lärm klang aus dem offenen Stubenfenster noch immer das helle Getriller des Kreuzschnabels.

Da sagte Madda mit zerdrückter Stimme: „Ich weiß nicht, was der Schwager da geredet hat . . . von mir . . .“

Und Adel nahm mit zitternden Händen den schwarzen Hällingerhut herunter und löste aus der Schnur ein Sträußlein Bergblumen. Die bot er der Jungfer hin. Und alles Tiefste eines Menschenherzens war im Klang seiner leisen Stimme: „Ihr habt mir in harter Stund ein gutes Wörtl gesagt. Das hat mich leben lassen!“ Er mußte Atem schöpfen. „Ich bitt Euch, Jungfer . . . nehmet die Blumen da . . . zu gutem Vergelts!“

Doch Madda rührte keine Hand. Sie sah dem Buben nur immer auf den Mund — als hätte sie zum ersten Male gehört, wie die Seele eines Menschen reden kann. „So nimm doch, Maddle!“ flüsterte die kleine Dirn. Und haschte dem Hällinger die Blumen aus der Hand und hob sie hinauf bis zu Maddas Brust. „Da, Maddle!“ Die Jungfer nahm die Blumen, beugte das Gesicht und steckte das Sträußlein an ihr Mieder. „Vergeltsgott, Jäger!“ sagte sie. Und er stand doch so schwarz vor ihr!

Peter Sterzinger tauchte mit dem blinkenden Waldhorn hinter der Jungfer auf. „Also, Bub, da hast dein Horn! Und

beim Auszug gehst mir als erster!" Mit aller Kraft seiner Stimme rief er über die von Lärm erfüllte Hofreut: „Fertig, Leut! Die Jägerei voraus! Die Froner an die Karren! Und die Säumer ans End!" Während der Zug unter dem Gekläff der ungeduldigen Meute sich ordnete, legte Peter Sterzinger den Arm um die Schwägerin. „Gott soll dich behüten, Mädel! Morgen, zum Abend, bin ich wieder daheim!" Er küßte sie auf die heiße Wange — das tat er heute zum ersten Male — und sagte ihr ins Ohr: „Heut hätt die Tresa eine Freud gehabt!" Dem derben, klobigen Manne waren die Augen feucht. Da huschte ein dunkler Schatten über die fünf Menschen hin, die vor der Haustür standen. Eine Wolke, schwer und bleigrau, hatte sich vor die Sonne geschoben. Peter Sterzinger guckte zum Himmel. „Teufel! Das kommt aber schneller, als eins gedacht hätt! . . . Maddle, da muß die Marei vor Abend noch die Herdborzen holen, die ich hab machen lassen. Die müssen vor dem Regen noch unter Dach!"

„Ja, Peter!"

„Und daß mir der Schinagl morgen vor Abend mit dem Wildwagen beim Tiergarten ist! Und sperr in der Nacht fest zu! Und laß in der Hofreut die zwei Rüden umlaufen, die von der Meut daheim bleiben."

„Ja, Peter! Alles, wie du's sagst!"

„In Gottes Namen also!" Der Wildmeister zog die Kinder an sich und küßte sie. Dann rief er den Jägern zu: „Erst zum Leuthaus hinauf! Da warten die Herren." Und zu Adel sagte er: „So, Bub! Jetzt blas den Auszug für!"

Ein Klang, als sollte das Horn zerspringen! Und die helle Weise schmetterte, daß sie im Wald über der Ache drüben ein hallendes Echo weckte. Die Hörner der Jäger fielen ein, und unter Klang und Widerhall, unter dem Läuten der Meute, rückte der Jagdzug hinaus in das aufziehende Unwetter. Drüben, bei dem kleinen Haus unter den Ulmen, stand Meister Josua mit den Augen eines Glücklichen vor der Gartentür. Er hielt den Arm um sein junges Weib gelegt. Und so standen die beiden und lauschten. Auch der Schinagl war auf die Straße getreten, um dem Zuge nachzugucken. Und die Kinder kamen gelaufen und schrieen ihre feinen, dünnen Jauchzer hinter dem Vater her. Madda stand noch immer bei der Haustür. Und hielt das glühende Gesicht in die dunkeln Blumen gedrückt. Als sie erwachte, sprang sie über den Hof, blieb in der Wiese stehen, mit den Händen das Sträußchen an ihrem Mieder verhüllend, und blickte dem Zuge nach, aus dessen Klang und Lärm eine Hornstimme hell herausschmetterte.

Von der Achenbrücke kam der Hällingmeister gelaufen. Der hatte den Pfnüer im Stollen nimmer gefunden. Und der Ferchner hatte ihm gesagt: „Der Michel hat sich Freischicht geben lassen, er müßt auf die Alm hinauf, weil seine Kuh verkrankt wär. Mir scheint, die hat das Wildbretfieber!" Erschrocken hatte Jonathan gleich den Rückweg angetreten. Und erleichtert atmete er auf, als er den Jagdzug schon weit da droben auf der Straße sah. Jetzt brauchte er den Ärger des Wildmeisters nimmer anzuhören. Mochte doch der Michel Pfnüer seine heimlichen Wege suchen! Was lag denn auch viel an einem Hirsch? In jedem Fall war der Pfnüer-Michel weit von den grünen Wegen, die Adel im Tiergarten zu gehen hatte — und das blieb für den Hällingmeister die Hauptsache. Aber sein Gewissen wollte er erleichtern. Drum ging er auf Madda zu und sagte ihr, was sie dem Schwager bei seiner Heimkehr vom Michel Pfnüer zu melden hätte. Madda schien nicht zu hören. Doch sie nickte immer: „Ja, Meister! Ja, Meister!" Und trat, während Jonathan redete, immer weiter in die Wiese hinaus. Denn der Jagdzug wollte hinter den kleinen Häusern da droben schon verschwinden, während der schmetternde Hörnerklang noch immer hell heruntertönte in das von Wolkenschatten übergossene Tal. Da hörte der Hällingmeister zu reden auf. Lächelnd nahm er die Kappe herunter, als stünde er vor einem heiligen Ding. Und leise, mit warmer Freude im Klang seiner Stimme sagte er: „Liebe Jungfer! Gottes Segen auf Euer Glück!"

„Ja, Meister! Ich will's dem Schwager schon ausrichten!"

Schmunzelnd wanderte Jonathan der Brücke zu. Er ging nicht zum Hällingeramt hinaus, sondern schlug den Heimweg ein. Denn er hatte dem Kätterle was zu erzählen.

Auf der Straße droben war der Jagdzug verschwunden. Doch der Hörnerklang war noch immer zu hören. Und Madda lauschte. Da legte sich mit sanfter Zärtlichkeit ein Arm um ihren Hals. Erschrocken blickte sie auf und sah das lachende Gesicht der Weyerziskin. „Trudle!" stammelte sie und drückte in Verwirrung das Gesicht an den Hals der jungen Frau. Und küßte die Weyerziskin. Und riß sich los und sprang der Hofreut zu.

„Maddle! Maddle!" riefen die Kinder und eilten ihr nach.

Der Schinagl guckte zum Himmel hinauf, den die Wolken immer dunkeler überzogen. „Bis die hinauskommen zum Tiergarten, haben sie keinen trockenen Faden nimmer am Leib!" Er lachte, ging in den Hof und schloß das Zauntor.

Madda saß auf der Hausbank, den Kopf an die Mauer gelehnt, mit geschlossenen Augen. Die Kinder waren bei ihr und schwatzten und fragten. Ganz beklommene Stimmchen hatten sie und wurden immer ängstlicher, je länger sie hinaufguckten zu diesem blassen, von Schmerz verstörten Gesicht. „Maddle?" Das Bübchen fing zu greinen an. „Maddle? Was ist denn?" Sie öffnete die Augen und sah die Kinder an, umschlang sie und preßte sie an sich. Und lehnte den Kopf wieder an die Mauer und schloß die Augen. Nach allem träumenden Glanz dieser Stunde war das ernüchternde Besinnen quälend auf ihre Seele gefallen. Ihr Herz verloren an diesen einen! Und ihr Wort gebunden an jenen anderen! Ihr Weg verschlossen! Ihr Leben verkauft! Ihr Glück verloren, noch eh' es gefunden war!

Über die Birnbäume fuhr ein sausender Windstoß. „Jesus! Schier hätt' ich vergessen . . ." Madda erhob sich müde und trat ins Haus. „Marei!" Die Magd kam aus der Küche gelaufen. „Marei! Ich muß dir . . ." Da konnte Madda nicht weiter sprechen. Obwohl es im Flur schon dämmerte, sah sie die lachende Freude auf dem vergrämten Gesicht der Stummen. Und Marei — wie eine Mutter, die ihr Kind in Liebe segnet — machte über Madda das Zeichen des Kreuzes, faßte scheu ihre Hände, lachte dazu mit jenen dumpfen Lauten und rieb ihre Wange an Maddas Arm. Es war in ihrem Gehaben etwas von der täppischen Art eines zahmen Tieres, das stumm ist und sich zärtlich erweisen möchte gegen den gütigen Menschen, der es beschützt und nährt. Tränen fielen aus Maddas Augen. „Ja, Marei! Du bist mir gut! Und tätest mir alles Glück vergönnen! Aber da ist kein Reden drüber! . . . Laß gut sein, Marei! . . . Jetzt muß ich dir Arbeit schaffen." Die Stumme richtete sich auf und nickte. „Du mußt mit dem Karren noch hinauf zum neuen Schlag . . . weißt, wo du die vorige Woch mit dem Schinagl das Scheitholz geholt hast. Da liegen die Herdborzen droben, die der Schwager hat machen lassen. Die müssen noch heim, vor der Regen kommt."

Die Magd rannte davon. Und als sie den Handkarren aus der Scheune gezogen und eine Blache geholt hatte, warf sie einen Blick nach dem Himmel. Und merkte, daß sie sich eilen mußte. Denn sie brauchte fast eine Stunde bis zum neuen Schlag hinauf. Soweit die Straße gut war, zog sie den hopsenden Karren im Laufschritt hinter sich her. Aber durch den steilen Wald hinauf, über schlechte Wege, ging es langsam, obwohl Marei sich keuchend in den Karrengurt legte und zog, daß ihr der Schweiß das Gesicht überglitzerte.

Noch war es nicht Abend. Doch das dicht geballte Gewölk erstickte schon die letzte Helle, als Marei die Rodung erreichte, die sich am Fuß einer grauen Felswand hinzog. Dorrendes Gezweig und Baumrinden lagen auf der Fläche umher, und dazwischen stand das aufgeklafterte Scheitholz. Brausend fuhr der beginnende Sturm über den Berghang, und am Waldsaum schwankten die dunkeln Wipfel.

Mühsam schleppte Marei den Karren über das Gewirr der umherliegenden Äste. Jetzt blieb sie stehen und guckte. Mitten auf der Lichtung stand eine Hirschkuh mit ihrem Kalb. Während das Junge noch sorglos äste, hob das Muttertier schon den Kopf, weil es das Geräusch des Karrens vernommen hatte. Einen Locklaut ausstoßend, wollte die Hirschkuh gegen den Waldsaum trollen. Da klang, im Sausen des Sturmes kaum noch hörbar, ein schnurrender Ton. Und das Tier machte einen seltsamen Sprung, jagte in rasender Flucht dem Schutz des Waldes zu und begann zu schwanken und Haken zu schlagen, bevor es im Dunkel unter den Bäumen verschwand.

Die absonderlichen Sprünge des Tieres hatten auf Marei wie etwas Heiteres gewirkt. Lachend legte sie sich wieder in den Karrengurt und zog. Bei dem Gerassel, das der Karren machte, vernahm sie ein Geräusch nicht, das sich anhörte, als spränge ein Mensch über die dürren Äste hin. Sie zog und zog, bis sie die Felswand erreichte. Hier lagen die kleinen Reisigbündel aufgeschichtet, die zum Anschüren des Herdfeuers dienten.

Während Marei die Borzen auf den Karren lud, fielen die ersten Tropfen. Ein Blitzschein, dem ferner Donner folgte, zuckte über den Bergwald hin. Keuchend schaffte die Magd. Und es gelang ihr, die Ladung des Karrens mit der Blache zu überspannen, ehe der Regen schwer zu fallen begann. Nun wollte sie den Heimweg antreten. Da schlug ein Blitz in die Zinne des Hohen Göhl, die ganze Lichtung schien in Feuer zu schwimmen, der Donner dröhnte — und als wäre dort oben über den Wolken ein See, dessen Ufer entzwei geborsten, so fielen die rauschenden Fluten grau und dick aus den Lüften herunter in die Dämmerung des Abends. Triefend vor Nässe schleppte Marei den Karren gegen die Felswand hin. Dort war eine Höhle, in deren Schatten sie neulich mit dem Schinagl die Mittagsrast gehalten hatte. Dunkel gähnte das Felstor, und finster senkte sich die Höhle in den Berg. Erleichtert atmete die Stumme auf, als sie den schwer beladenen Karren hereingeschleppt hatte unter das steinerne Dach und die Reisigbündel sicher vor dem Regen wußte. Mit jenem lallenden Lachen, das sie in ihrer Stummheit besaß, nahm sie im Dunkel der Höhle das triefende Kopftuch ab und streifte den klatschenden Rock herunter, um die Nässe herauszuwinden. Und nun lauschte sie erschrocken — es war ihr, als hätte sie ganz in ihrer Nähe das Atmen eines lebenden Wesens vernommen. Doch sie hörte nichts mehr — nur das dumpfe Rauschen des Regens, der da draußen fiel. Wieder lachte sie, um ihre zitternde Furcht zu überwinden. Da flammte unter knatterndem Donner die bläuliche Helle eines Blitzes in die Höhle herein — und Marei sah wenige Schritte vor sich ein finsteres Mannsbild stehen, mit schwarzem Gesicht, den Kopf umzottet von dunkelm Haarwust, und nur die Augen glimmerten bei dem bläulichen Schein des Blitzes. In Angst sich bekreuzend, unter röchelndem Laut, wollte Marei entfliehen, wollte den Karren überklettern, der die Höhle sperrte. Da sprang der Schwarze aus dem finstern Winkel heraus und schrie mit brüllender Stimme: „Burri malurrio Satanas!" — und die Magd, der vor Schreck die Sinne vergingen, stürzte lautlos auf den Steinboden der Höhle hin.

Das dumpfe Rauschen des Regens verwandelte sich in lautes Geprassel. Mit großen Körnern schlug der Hagel auf das Rindenwerk und auf das dürre Gezweig. In all diesem Rauschen hörte man immer wieder das klagende Schmälen des Hirschkalbes, das auf der weiß verhagelten Lichtung umherirrte und die Mutter suchte. Und der Hagel fiel so dicht, daß sich die Dämmerung von all dem vielen Weiß zu erhellen begann, als wollte schon der Morgen grauen. Aber dann setzte der Regen wieder ein und schüttete aus schwarzen Wolken die Nacht über den brausenden Wald. Nur selten flammte die zerflossene Helle eines Blitzes durch das finstere Gießen; doch ununterbrochen rollte das Echo des Donners um den weiten Kessel der Berge.

Im Dunkel der Höhle glomm ein rötlicher Schein. Der Schwarze hatte Feuer geschlagen und ein Stück Zunder angebrannt. Er beugte sich über die Magd, die wie leblos auf der Erde lag. Und mit der roten Glut des Zunders leuchtete er in das verzerrte Gesicht der Ohnmächtigen. Dann suchte er am Boden der Höhle hin, fand seine Armbrust, warf den Zunder auf die Erde und kletterte über die Ladung des Karrens hinaus ins Freie. Mit langen Sprüngen rannte er in der schwarzen Nacht durch den brausenden Regen davon.

Dieses Strömen und Schütten wollte nicht enden. Alle Gräben der Berge waren in Bäche verwandelt, die mit Rauschen die Wildwässer hinuntertrugen ins Tal. Das Bett der Ache konnte die Fluten nimmer fassen. Die Straße war überschwemmt, und jede Wiese am Ufer der Ache stand unter Wasser. In allen Gehöften war Licht, das seinen matten Schein durch die kleinen Fenster verschwommen hinausstrahlte in den gießenden Regen. Und von den Haustüren riefen die Leute einander durch die rauschende Nacht ihre Sorge zu: „Was meinst denn, Nachbar? Wird er hin sein, der Haber?"

„Gar viel wird nimmer stehen, wenn's taget."

„Herr Jesus! Jesus! Wenn dee Haber auch noch hin ist! Hab eh schon die Not im Haus!"

„Ein Hagelwetter so spät im Jahr! Das ist ja doch, als hätt's der Teufel gemacht."

„Oder eine, die was gelernt hat von ihm."

„Wird schon recht haben der Kommissari!"

„Freilich! Und die was lernen möchten, die haben den Teufel nicht weit. Der hockt ja da droben im Salz!"

So redeten Hunderte in dieser rauschenden Sorgennacht; jeder Bauer, der um seinen Hafer bangte, suchte nach einem Sündenbock für den Schaden, den der Morgen ihm zeigen würde.

Aber auch noch andere Sorge hatte diese Nacht. Vor der Türe des Wildmeisterhauses schrillte immer wieder ein banger Ruf in die rauschende Finsternis. „Marei! . . . Marei!" Aber keine Antwort kam. Und das offene Zauntor wartete umsonst. Flackernde Helle fiel aus der Haustür in die Nacht hinaus; denn Madda hatte auf dem Herd ein Feuer brennend erhalten, damit Marei, wenn sie heimkäme, ihre Kleider trocknen könnte. Umzüngelt von dieser Helle stand die Jungfer in der Tür. „Marei! . . . Marei!" Da sah sie eine dunkle Gestalt durch das Zauntor huschen. „Gott sei Lob und Dank! Marei!"

Aber das war der Meister Weyerzisk, in eine Kotze gewickelt. „Jungfer? Was schreiet Ihr denn allweil nach der Marei? Ich hab herüber müssen . . . das Trudle hat nimmer Ruh gegeben. Was ist denn, Jungfer?"

Sie sagte ihm, in welcher Sorge sie um die Marei wäre. „Das Mädel muß sich verlaufen haben im Wald!" Und gleich, wie das Wetter so grob geworden, hätte sie den Schinagl mit der Laterne davongeschickt und mit den beiden Hunden, die von der Jagd zurückgeblieben. Und jetzt käme der Schinagl auch nimmer heim! Joser führte alles Erdenkliche an, um Madda zu beruhigen. Und das gelang ihm auch, so daß sie selber glaubte: die beiden sind wo untergestanden und warten den ärgsten Regen ab — warten vielleicht auf den Mondschein, um den Karren noch heimzubringen.

Schon hatte Weyerzisk der Jungfer Gute Nacht gesagt. Doch er blieb noch stehen. Der Schein des Herdfeuers fiel auf sein Gesicht. Er lächelte, und seine Augen glänzten. „Jungfer! Heut am Abend bin ich mit dem Muttergottesstöckl fertig worden. Und ich därf schon sagen, daß ich was Besseres nie gemacht hab. Freilich, die heilige Mutter hat's verdient um mich! Die hat mir nach Weh und Sorgen wieder das liebe Glück ins Haus gerufen."

„Ja, lieber Joser! Du und das Trudle . . . ihr habt euer Glück!"

Das klang so weh und leise, daß der junge Meister betroffen aufblickte. Nach einer Weile sagte er: „Morgen muß ich das Holz noch einlassen. Und übermorgen trag ich's hinauf in die Pfarrkirch . . . um die gleiche Stund, in der mein Trudle die Rosenstand zum Freithof getragen hat! . . . Gute Nacht, liebe Jungfer!" Und lachend sprang Meister Josua in die rauschende Finsternis hinaus. Drüben empfing

ihn das feine Stimmchen der Weyerziskin: „Gelt, Joser, man muß keine Sorg haben?"

In dem Strömen und Gießen konnte Madda keinen Laut dieser Stimme vernehmen. Und dennoch lauschte sie mit ihrem Herzen hinüber zu dem kleinen Haus, in dem das lachende Glück unter sicherem Dache wohnte. Und ein Dürsten war in ihr, daß sie hätte schreien mögen vor Weh und Sehnsucht. Da hörte sie die ängstlich gewordenen Kinder rufen. Sie ging durch die helle Stube und trat in die dunkele Kammer. „So schlafet doch einmal! Es blitzt und donnert ja nimmer! Bloß noch regnen tut's!" Die Kinder schwiegen. Draußen dieses ruhelose, eintönige Rauschen. Und zwischen den zwei kleinen Betten saß Madda auf dem Sessel, das Gesicht in die Hände gedrückt, und tröstete alles Weh ihres jungen Herzens mit einem Traum, den ihr die wache Sehnsucht schenkte. So ging eine Stunde hin. Beklommen seufzend, richtete sich Madda auf, ging auf den Fußspitzen aus der Kammer und schloß die Tür.

Sie kam in den Flur und wollte hinaustreten in die Nacht. Aber da sah sie auf den Dielen einen dunkeln, feuchten Streif, als wäre ein von Nässe triefender Mensch durch den Flur nach der Küche gegangen. „Jesus! Mädel!" Madda sprang zur Küchentür und fand die stumme Magd, die klein zusammengekauert im Herdwinkel saß, zitternd an allen Gliedern, rot angestrahlt vom Schein der glühenden Kohlen. „Marei! Ja weil du nur da bist! Und wie du zitterst vor Kält!" Die Jungfer legte ein paar Scheite über die Kohlen, um das versunkene Feuer wieder lebendig zu machen. „So tu doch deuten, Marei! Hast dich im Wald verlaufen? Hat dich der Schinagl heimgebracht?" Aus den knisternden Scheiten züngelten die Flammen auf.

Beim Glanz dieser Helle sprang die Magd aus dem Herdwinkel, drückte sich zitternd an die Mauer und starrte mit einem Blick des Entsetzens in das auflohende Feuer.

Madda erschrak. „Aber Mädel! Was ist denn?" Nun sah sie erst, in welch absonderlichem Aufzug die Marei sich befand: ohne Kopftuch, mit zerzausten Zöpfen, und ohne Rock, über dem Hemd nur den offenen Spencer um die Brust! Und das bißchen, was sie am Leib hatte, klatschte vor Nässe. Erst dachte Madda nur: die hat den triefenden Rock heruntergestreift und hat ihn irgendwo zum Trocknen aufgehängt. Drum sagte sie: „Aber geh, Marei! So was tut doch ein schämiges Weiberleut nicht offen am Herd. Da geht man doch in seine Stub! . . . Komm, Marei, ich leg dir trockenes Zeug in deine Kammer! Du kannst dich umziehen!"

Die Magd schien nicht zu hören. Immer stierte sie mit den aufgerissenen Augen in die Flammen und lallte in ihrem Zittern: „Mua . . . Mua . . . Mua . . ."

Das war ein so unheimlicher Anblick, daß der Jungfer ein Schauer über den Nacken rann. „Marei! Allgütiger Herrgott! Was ist denn mit dir?" Sie wollte die Magd am Arme fassen. Doch die Stumme wich zurück, streckte wehrend die Hände vor sich hin, und ihre verstörten Augen schienen zu betteln: Rühr mich nicht an!

„Ach Herr im Himmel! Mareia? Kannst denn nicht deuten? Kannst mich denn nicht wissen lassen, was mit dir ist?"

Bis in den Winkel der Mauer war die Magd zurückgewichen, immer die zitternden Hände vor sich hin gespreizt, die blutig waren wie von Nägelwunden. Aus dem kalkweißen Gesichte redete eine namenlose Qual, und von den Wimpern fielen ihr große Tropfen über die zuckenden Wangen.

„Mareia? Hat dich ein Blitz geschlagen?"

Da beugte sich die Stumme zögernd aus dem Winkel vor. Die nassen, zerraufsten Haare fielen ihr über die Schultern, und im Schein des Feuers glitzerten die Tränengassen auf ihrem entstellten Gesicht. Vorsichtig — wie ein ängstliches Kind, das die Flamme fürchtet — streckte sie die zitternde Hand nach dem Herd und faßte einen halb verkohlten Span. Und schrieb mit großen, langsam entstehenden Buchstaben an die weiß getünchte Mauer: „Bin im Wald gewest, ist Satanas bei mir gewest, ich verflucht, ich ewig verdammt, ist meine Mutter verbronnen worden, muß ich brennen auch . . ."

Unter gellendem Schrei schlug Madda der Stummen den Span aus der Hand. Und stammelte: „Marei! Unseliges Ding! Du hast ja den Verstand verloren! Das ist doch Narretei . . ." Die Stimme erlosch ihr. Und zitternd stand sie im Flackerschein des Feuers, ratlos vor Angst und Sorge, und ihre erschrockenen Augen glitten immer zwischen der Magd und der beschriebenen Mauer hin und her. Da begann die Stumme mit den Nägeln die Schrift von der Wand zu kratzen — und weil noch immer ein Rest der Buchstaben zurückblieb, nahm sie ihr Haar in die Hände und wusch mit den nassen Strähnen die Kohle von der Mauer. Als von der Schrift nur noch ein grauer Fleck auf dem weißen Kalk zu sehen war, atmete sie auf. Und mit hölzernen Bewegungen, wie ein schlechter Komödiant sie zu machen pflegt, warnte sie mit erhobenem Finger, legte die Hand vor den Mund und deutete nach Maddas Hals. Dann fiel sie in den Herdwinkel und fing zu schluchzen an. Madda stand wie versteinert. Und plötzlich rannte sie in die Nacht hinaus. „Schinagl! Schinagl!" Immer schrie sie diesen Namen. Und weil sie keine Antwort hörte, sprang sie der Straße zu.

Ein dumpfes Rauschen war in der Nacht. Aber das kam nur von der Ache und von den Wildbächen in der Ferne, denn der Regen fiel nur noch wie feiner Staub — und um die fernen Berge war zwischen allem Dunst und Nebel ein milchiger Schein, als hätte der Mond durch die ruhig ziehenden Wolken schon einen Weg zur Erde gefunden.

Beim Weyerzisk war die Stube noch erleuchtet. Hinter der Glaskugel brannte die Öllampe, und die kreisförmige Helle umflimmerte das vollendete Marienbild. Dem schönen, aus reiner und frommer Kunst geborenen Werk zu Füßen stand das Singerkästlein und zirpte fein mit seinen stählernen Zungen die Weise von der Linde im Tal. Die Weyerziskin, mit gelöstem Haar und offenem Mieder, saß auf ihres Mannes Schoß, von seinen Armen umschlungen — und während die beiden Wange an Wange schmiegten, lauschten sie dem klingenden Liedchen und betrachteten in stiller Freude das vollendete Schnitzwerk, diesen frommen, Reiz und Schönheit atmenden Dank ihres neugeborenen Glückes.

Jetzt hörten sie draußen in der Nacht die schreiende Stimme. Und mit Fäusten wurde an die Tür geschlagen. Erschrocken sprang der junge Meister auf und wollte sein Weib in die Kammer drängen. Aber das Trudle rief: „So hör doch, Josef! Das ist doch die Maddle!" Sie wand sich aus den Armen ihres Mannes und stieß an der Türe den Riegel auf.

Madda taumelte in die Stube. „Josef! Allmächtiger Herrgott! Tu doch einen Sprung zu mir hinüber! Ich weiß mir nimmer zu helfen! Unser Marei hat den Verstand verloren!"

Die Weyerziskin wollte Maddas Hände fassen. Aber Josef schob sie zurück und stammelte in Sorge: „Ich bitt dich, Trudle . . . so was ist nichts für dich . . . und schau, ich lauf ja mit der Jungfer gleich hinüber!" Er legte den Arm um Madda, zog sie aus der Stube und drückte hinter sich die Tür zu. Die beiden sprangen in der rauschenden Nacht über die Straße hinüber. „Was ist denn mit dem Weibsbild?"

„Ich weiß nicht, Josef . . . das Mädel hat . . . ich kann's nicht sagen . . . ich weiß nur, in mir ist eine Angst, daß mir kalt ist um Herz und Seel . . ." Die beiden hatten das Haus erreicht und stürzten in den Flur. Madda voraus in die Küche. „Guck, Josef . . ." Aber da war nichts anderes zu sehen, als das Feuer auf dem Herd und der zuckende Schein an den Wänden. Die Marei war nimmer da. Doch im Herdwinkel glitzerte die Nässe auf den Steinplatten — und an der weißen Mauer war der graue, feuchte Fleck.

„Marei! Marei!"

Die Jungfer brannte am Feuer ein Kienlicht an, lief in die Kammer der Magd, zu den schlafenden Kindern, über die Stiege hinauf zum Dachboden. „Marei! Marei!" Doch nirgends eine Antwort. Die Marei war nimmer da.



Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl, München

Brandung beim Turm von Majori.

Gemälde von Karl Böhme.

Mit dem flackernden Kienspan eilte Madda zur Haustür und leuchtete in den Garten hinaus.

„Marei! Marei!"

Die Ache rauschte. Und die Nacht war hell geworden. Durch alle Klüfte der verziehenden Wolken, die mit Silbersäumen gerändert waren, fiel in breiten Strahlenbändern das weiße Licht des Mondes über das nebeldampfende Tal. Und vom schwarzen Gehänge des Bergwaldes herunter, beim Rauschen der Ache kaum noch zu hören, klang ein doppelstimmiges Gekläff. Das war wie der Standlaut zweier Jagdhunde, die ein verendetes Wild gefunden.

* * *

Es kam ein schöner reiner, lachender Morgen.

Während die Kirchenglocken zur Frühmesse läuteten, stand der hochwürdige Kommissar in seiner Stube am offenen Fenster und blickte sinnend hinaus in dieses blaue Leuchten. Doch der Morgen war so kühl wie schön. Diese Sturmnacht hatte den Herbst gebracht. Überall in den Laubwäldern sah man gelbe Ahornkronen, und die Berge waren beschneit bis über die Almen herunter. Doktor Pürckhmayer aber hatte keinen Blick für den Rosenglanz, den die steigende Sonne um den weißen Watzmann und seine steinernen Kinder warf. Vor einer Viertelstunde hatte der Hofmeister Scheller gemeldet, daß der Hagelschlag dieser Nacht alle Haferfelder vernichtet hätte; die Bauern, die schon bei grauendem Morgen zur Nachschau ausgezogen, kämen verzweifelt von den verwüsteten Feldern heimgelaufen; und da müßte von seiten der Herrschaft was geschehen, um die hart geschädigten Leute zu beruhigen, ehe die Aufrührer laut würden und das gefährliche Feuer der Unbotmäßigkeit in alle Köpfe würfen. Also möchte der geistliche Herr Kommissar entscheiden, was da zu tun wäre.

Dem Doktor Pürckhmayer war die Stirn rot geworden. „Was kommt Ihr mit Euren Sorgen zu mir gelaufen? Meine Ratschläge hat man mißachtet. Einen Udo von Magdeburg hat man mich gescholten, einen Landschaden und Volksverhetzer! Aber jetzt, wo die Gottesstraf ersichtlich wird, jetzt kommt Ihr zu mir? Geht zu Eurem weisen Dekan!"

„Ihr wißt doch, daß der Herr auf der Hofjagd ist!"

„Vero sapiens! Der muß für einen Ketzer die Wildsauen und Hirsche treiben, damit es den Gurgeln der Chorherren nicht an Feuchtigkeit gebricht! Da harret nur, bis er seines unpriesterlichen Vergnügens satt geworden! Mich laßt in Ruhe!"

Ratlos die Achseln zuckend, hatte Doktor Scheller die Stube verlassen. Und der geistliche Kommissar war grollend an das Fenster getreten. Er konnte weit hinausblicken über das Tal, und überall sah er zwischen den abgeernteten Wiesen diese kleinen schmutzig gelben Gevierte — und sah bei ihnen diese winzigen Figürchen hin- und herschleichen. Ein Gefühl des Erbarmens mit den geschädigten Menschen erwachte in ihm. Mochte unter ihnen manch einer sein, der die Gottesstrafe verdiente, aber es gibt doch auch gute Christen, die Hafer bauen. Und denen Gottes treue Hilfe nicht fehlen sollte? Wer schadet denen? Doch wohl der Böse, der da der Feind alles frommen Lebens ist! Das könnte aber, da Gott doch mächtiger ist als der Böse, unmöglich geschehen, wenn es Gott nicht zuließe — also quodam modo ein Mitschuldiger des Bösen würde?

Doktor Pürckhmayer wurde nachdenklich. Die Lehre von der „Zulassung Gottes" erschien ihm unter allen theologischen Fragen als eine der schwierigsten. Und führte ihn zu Bedenken, die auch ein kanonisch geschulter Geist nur mühsam überwindet. Und so ganz versunken war er in seine grübelnden Gedanken, daß er völlig den wachsenden Stimmenlärm überhörte, der im stillen schönen Morgen aus der Tiefe heraufftönte zu seinem hochgelegenen Fenster. Schließlich aber wurde der Lärm da drunten so laut, daß sich Doktor Pürckhmayer trotz seines redlichen Forschergeistes nicht länger mit den Gründen befassen konnte, aus denen Gott es zuläßt, daß arme christliche Bauern um ihren Hafer gebracht werden. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Und sah da drunten einen Knäuel von an die hundert Menschen, die unter tobendem Geschrei ein Etwas, das einem leblosen, in weißes Linnen gewickelten Tiere glich, aus dem alten Wallgraben des Stiftes heraufzerrten gegen die Straße.

Auch der Weise ist neugierig — wenn er's nicht wäre, wie käme er zur Weisheit? Drum schellte Doktor Pürckhmayer dem Lakaien — der sollte ihm Bescheid bringen, aus welcher Ursache der Aufruhr da drunten entstanden wäre. Dann schloß er das Fenster, um nicht weiter durch den Lärm gestört zu werden. Und während er durch die Stube wanderte, sammelte sich von neuem sein Geist und erhob sich wieder zu dem Gotte, der da in ewiger Weisheit zuläßt, was zuweilen für sterbliche Menschen unbegreiflich ist.

Da kam der Lakai gelaufen, mit käsigem Gesicht. Und seine Stimme klang, als läge ihm eine pressende Faust an der Kehle. Bauern — stammelte er — Bauern, die von ihren verwüsteten Haferäckern heimgekommen, hätten im Wallgraben die Hexe gefangen, die in der Nacht den Hagelschaden angerichtet. Und die Hexe müsse auf ihrer nächtlichen Besenfahrt aus der Luft heruntergefallen sein, denn sie wäre nur mit einem Hemd bekleidet. Und sie müsse sich bei dem Sturz einen Schaden getan haben, denn man hätte sie in todesähnlichem Schlaf gefunden, aus dem sie nur mit groben Schlägen zu erwecken war. Auch müsse sie irgend etwas mit dem Teufel im Salz zu schaffen haben, weil man sie dicht bei der Mauer des Mühlenkellers zwischen den Holunderstauden gefunden hätte. Und daß man es bei diesem Weibsbild wahrhaftig mit einer Hexe zu tun hätte, wäre klar erwiesen. Denn als ihr die Leute in tobender Wut das Hemd vom Leib gerissen, hätte man auf ihrer linken Schulter den Brandstempel eines Malefizgerichtes entdeckt. Und die Bauern, die um ihren Hafer gekommen, wären wie rasend. Und jeder schriee nach dem Richter, nach dem Jochel Zwanzigeissen und nach dem Feuer.

Doktor Pürckhmayer war bleich geworden. Immer wieder hatte er sich bekreuzt. Doch je mehr er hörte, desto ruhiger wurde er, und desto sicherer schien er sich in der Würde des Mannes zu fühlen, der durch sein priesterliches Amt berufen ist, die christliche Menschheit gegen alle Macht des Teufels zu verteidigen. Er öffnete eine Lade, nahm eine Stola heraus und legte sie um seinen Hals. So gerüstet wider alle Gefahr, verließ er die Stube und durchschritt den Korridor, zu dessen Fenstern schon das tobende Geschrei heraufschallte aus dem Stiftshof. Der Lärm, der sich steigerte mit jeder Minute, hatte auch die Kapitularen, die nicht zur Hofjagd mitgezogen, aus ihrem Morgenfrieden aufgestört. Hier und dort trat einer der Herren aus seiner Stube, um sich erschrocken dem Doktor Pürckhmayer anzuschließen. Auch Theobald von Perfall hatte die Tür seiner Alchimistenzelle aufgetan — doch nur, um einer brenzlichen Rauchschwade den Austritt zu gewähren; sobald der Qualm sich verteilt hatte, schloß er die Türe wieder und machte sich von neuem an sein geheimes Werk, bei dem er das ewige Glück der Menschheit brauen wollte.

Als Doktor Pürckhmayer mit seinem Gefolge hinaustrat in den von Sonne überglänzten Stiftshof, war der Zusammenlauf schon angewachsen auf ein paar hundert Menschen. Die waren alle wie von Sinnen. Und inmitten des wühlenden Gedränges ragte der Weißkopf des langen Pfarrers über all die anderen hinaus. Herr Süßkind fuchtelte mit den Armen, und sein Gesicht war dunkelrot von Zorn und Schreien. Doch niemand hörte auf seine Stimme. Es genügte den Leuten, begriffen zu haben, daß Herr Süßkind über die Hexe anderer Meinung war als sie. Und da war es mit aller Ehrfurcht vorbei, die sie ihrem Pfarrherrn schuldeten. Mit kreischenden Stimmen schrieen sie auf ihn ein, warfen ihm unflätige Schimpfreden ins Gesicht, nannten ihn einen Blutgesellen des Teufels im Salz, einen Mitschuldigen der Höllenschwester und des Haferschadens und suchten ihn von der Stelle zu stoßen, die er mit eisernem Grimm verteidigte, um die stumme Marei vor der

Wut der Menge zu schützen. Seinen eigenen Mantel hatte er von der Schulter gerissen und hatte ihn über das nackte, mißhandelte Geschöpf geworfen, das mit blutender Nase und zerrauften Haaren bewußtlos auf der Erde lag. Mit gespreizten Beinen hatte er sich über die Ohnmächtige gestellt, hielt mit jedem Fuß einen Zipfel des Mantels fest und schlug mit beiden Fäusten zu, wenn einer die Hand streckte, um den Mantel fortzureißen. Er machte keinen Versuch mehr, die Menge aus ihrem tobenden Aberwitz aufzurütteln. Diesem zitternden Greise waren in dem Zorn, der ihn erfaßt hatte, nur noch drei Worte geblieben, die er immer wieder schrie: „Ihr Narren! Ihr schamlosen Bestien! Ihr Henker und Mörder!"

Jetzt brachen die Spießknechte eine Gasse durch das lärmende Gewühl. Und der Landrichter, der mit dem Doktor Besenrieder herbeikam, erteilte gleich den Befehl: „Man muß die Hexe von der Erde heben! Solange sie die Erde berührt, hat der Teufel Macht in ihr und kann sie verwandeln, verschwinden lassen und der Gerechtigkeit entziehen. Hebt sie von der Erde! Schnell!"

Doch Pfarrer Süßkind streckte den Spießknechten die Fäuste hin. „Soll einer sie anrühren!" Da sah er den Doktor Pürckhmayer mit den Kapitularen kommen. Unter einem Lachen voll wilden Hohnes hob er die Arme über den Kopf und schrie: „Heiliger Udo! Die Saat, die du ausgeworfen im Berchtesgadener Land, ist aufgegangen! Du Diener Gottes!"

Konnte der geistliche Kommissar in dem tobenden Geschrei, das ihn umringte, diese Worte nicht vernehmen? Oder wollte er sie nicht hören? Er warf, von Schauder gerüttelt, einen Blick des Grauens auf die Ohnmächtige, der das Blut um die halb entblößten Brüste sickerte, und rief dem Landrichter zu: „Das crimen exceptum ist augenfällig! Herr Gadolt! Waltet Eures Amtes!"

„Die Hexe in den Turm!" befahl der Richter. „Und einer soll laufen und den Jochel Zwanzigeissen holen!"

Der wirre tosende Stimmenlärm, der den Stiftshof erfüllte, sammelte sich zu einem johlenden Schrei der Freude. Und die Bauern lachten, als wäre ihr verwüsteter Hafer wieder auferstanden mit vollen Ähren. „Gott im Himmel," kreischte Herr Süßkind, „Gott im Himmel! Wenn du jetzt nicht herunterschlägst mit deiner gerechten Faust . . ." Da schoben die Knechte den zitternden Greis mit den Spießschäften zurück und faßten die Hexe am Haar, an Armen und Beinen.

Dem Pfarrer war die letzte Kraft erloschen. Taumelnd, das Gesicht von Tränen überronnen, stand er in dem lärmenden Gewühl und wurde von den Drängenden, die was sehen wollten, immer weiter zurückgeschoben. Nun blieb er gegen eine Mauer gelehnt und preßte die Fäuste über die Augen, als wäre ihm der Anblick dieser johlenden Menschen eine Qual. Dann raffte er sich auf und eilte durch den Laienhof. Er kam auf den Marktplatz. Aufgeregte Menschen liefen ihm von allen Seiten entgegen — der Irrsinn, der den Stiftshof erfüllte, steckte schon die ganze Gasse an und surrte von Haus zu Haus: „Man hat die Hexe gefangen, die das Wetter gemacht!" Immer wieder hörte Pfarrer Süßkind diesen Schrei. Und er rannte, daß ihm der Atem verging. Keuchend, mit erschöpften Kräften, zog er am Franziskanerkloster die Torglocke. „Zum Prior! Ich muß zum Prior!"

* * *

Die Wälder, die sich über Ilsank hineinzogen in das Tal der Ramsau, lagen noch von blauem Morgenschatten übergossen. Doch das kahle Gewände, das emporstieg aus dem Meer der Wipfel, war schon leuchtend angestrahlt von der reinen Frühsonne, die den frischgefallenen Schnee wieder schwinden machte.

Aus der Tiefe, in der die Ramsauer Ache rauschte, stiegen die Schluchten der Wimbachklamm hinauf zu einem stundenlangen Hochtal, das der Watzmann mit seinen schwindelnd hohen Wänden und der Hochkalter mit seinem zerrissenen Gemäuer umschloß. Vor Zeiten hatte ein See dieses lange Tal erfüllt, bis ein Erdbeben seine Ufer brach und seine Wasser sich verliefen. Dieses Ereignis lebte noch in verblaßten Sagen, und das Hochtal, das die grünen Fluten einst durchrauschten, hieß noch immer der „Seeboden", obwohl es seit Jahrhunderten trocken lag. Und dieses Tal, das war der „Tiergarten" des Stiftes. Wo Ferch und Saibling einst nach den Mücken aufgesprungen aus dem Wasserspiegel, da wohnten jetzt die Hirsche und Rehe in dichten Wäldern. Und in den sumpfigen Dickungen der Talsohle hausten rudelweise die Wildsauen, die man um der Felder willen in den offenen Revierteilen des Berchtesgadener Landes nimmer duldete.

Wo das Tal sich niedersenkte zur Wimbachklamm, war es von Berg zu Berg durch ein hohes Gatter abgeschlossen, und nicht weit von diesem Gatter, inmitten eines schattigen Wäldchens, hatten sich die Stiftsherren ein kleines Jagdschloß erbaut.

Die Sonne guckte durch die Bäume und zeichnete ein fein bewegliches Spiel von kleinen Lichtern und Schatten auf den grünen Rasen, der den schmucken Bau umzog. Ein weißbärtiger Jäger und seine alte Frau waren damit beschäftigt, im Freien eine Tafel zu decken und im Brunnentrog die Weingutter zu kühlen. Was die zwei dabei zu reden hatten, wurde mit Flüstern erledigt. Denn nicht weit saß Herr von Sölln im Schatten einer alten Fichte, vertieft in ein Buch, das offen auf seinen Knieen lag. Er war gekommen, nicht um zu jagen, nur um den Grafen Matthias Udenfeldt zu grüßen, der in der Nacht von Reichenhall herübergeritten und bei grauendem Morgen eingetroffen war. Und als die Jägerei zum Treiben ausgezogen, hatte sich Herr von Sölln mit seinem Buch ein stilles Plätzchen gesucht. Da saß er schon in die siebente Stunde. Er hörte nicht die fernen Jodelrufe der Treiber, nicht den donnernden Widerhall der krachenden Schüsse. Heiß erregt, die Stirn in die Hand gedrückt, saß er über sein Buch gebeugt. Das war des Johann Weier Traktat „Von den Blendwerken der Dämonen", jenes mutige Buch, das ein Mensch mit hellsehenden Augen gleich einer Fackel hinausgeschleudert hatte in die Finsternis seiner Zeit.

Die Wangen des greisen Priesters glühten wie im Fieber. Und als in der sonnigen Nachmittagsstille die Jagdhörner immer näher schmetterten, da las er just: „Und die vom Wahn gejagten und vom bösen Geist der Zeit gehetzten Weiblein und Mütterchen, die keine andere Missetat begangen, als daß ihnen der Dachstuhl verrückt ist, werden ohn Erbarmen in tiefe, finstere Türm geworfen und auf ein blutig erpreßtes Bekenntnis hin zum Tod verdammt und im Rauch gen Himmel geschickt. Daß die armen Wesen lieber ein unmöglich Ding bekennen und im Feuer sterben wollen, eh daß sie so unmenschlich und vielmal auseinander gestreckt und unverschuldet geplagt und gemartert werden, solches kommt nur von der Art, in der man die Prozesse führt. Aber die unbarmherzigen Peiniger wollen's nicht erkennen, wie viel unschuldig Blut vergossen und durch die große Pein gerichtet wird. Und wenn die armen Weiblein, wie oft geschieht, von der schweren Tortur ihre leiblichen Kräft verlieren und im Gefängnis ihr Leben enden, alsdann wird vom Richter zur Entschuldigung fürgewendt, sie hätten sich selbst im Gefängnis umgebracht, seien verzweifelt, und der Teufel hätt ihnen den Hals gebrochen, damit sie zu öffentlicher Straf nicht sollten geführt werden."

Mit klingenden Hörnern zog die Jägerei durch den Wald heran, und hinter den jauchzenden Fronleuten, die an Stangen die erlegten Hirsche und Sauen getragen brachten, kamen die heiter schwatzenden Herren, Graf Udenfeldt mit dem Freiherrn von Preysing, und die Kapitularen Georg Römerhofer, Hans von Seibelstorff, Adolf Piesser und Anzinger von Schöneck, jeder von den vieren in weidmännischer Tracht, die den Priester nicht hätte erraten lassen, der da unter dem jagdmäßigen Loden steckte. Herr von Sölln erwachte und fand sich nicht gleich zurecht vor diesem verwandelten Bild. Er hatte blutige Streckbänke gesehen, entstellte Weiberleichen und qualmende Holzstöße, um die aller Irrsinn des Lebens, alle Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen gaukelte, und da zog der grüne Frohsinn vor ihm her, mit Jauchzen und Lachen, mit heiterem Klang! Eine Hornstimme hob sich schmetternd aus dem Akkord heraus, und schmunzelnd nickte Peter Sterzinger dem Buben zu, der so schwarz

unter den grünen Jägern stand und all seine Freude und Hoffnung hineinatmete in dieses Hallen und Klingen.

Nun ein schwatzendes, lachendes Durcheinander in Sonne und Schatten. Graf Udenfeldt reichte dem Dekan die Hand. Dieser Morgen schien den ruhigen Mann verjüngt zu haben, und der herbe Ernst seiner Züge war gelöst zu heiterer Laune. „Herr! Daheim hab ich schöne Wälder und gute Jagd. Aber mir hat beim Weidwerk das Herz noch nie so froh geschlagen wie heut zwischen Euren silbernen Bergen!" Er fing zu erzählen an, führte den Dekan zur Strecke hinüber und wies ihm die Hirsche und Keiler, die er erlegt hatte. „Aber nun werdet Ihr übel von mir denken. Die Freude hat mich ungenügsam gemacht. Ich muß Euch plagen mit einer Bitte."

„Hab ich allein dabei zu reden, so ist sie gewährt."

„Laßt mir einen von Euren Jägern ab! Da ist ein junger Gesell, in den ich mich vergafft habe. Ein Jäger und Mensch nach meinem Gefallen! Und wie er den leicht verwundeten Luchs mit dem Eisen abgefangen im Sprung . . . so ein kraftvoll schönes Bild hab ich nie noch gesehen, derzeit ich jag. Und sein Gesicht ist mir vertraut, als hätt ich ihm schon hundertmal in die Augen geschaut. Und ich hab doch heut den jungen Menschen zum erstenmal gesehen! Den möcht ich haben, Herr! Ihr selber nützet ihn ja gar nicht als Jäger. Und Bergleut habt Ihr doch genug im Land!"

„Den meint Ihr?" Herr von Sölln begann mit den Fingern auf dem Buch an seiner Brust zu trommeln. „So fragt ihn, Graf! Will er Euch den Handschlag geben, dann hab ich nichts dawider." Er blickte lächelnd zu dem Buben hinüber, der beim Wildmeister stand.

„He! Du Jäger in Schwarz!" rief der Graf. „Komm her zu uns!"

„Jetzt kriegst du dein verdientes Lob zu hören!" flüsterte Peter Sterzinger dem Buben zu, stapfte mit lachender Neugier hinter ihm her und guckte erschrocken drein, als er den Antrag des Grafen hörte. Adelwart schwieg. Und ratlos sah er den Stiftsherrn an.

„So rede!" Graf Udenfeldt legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich kann dir in meinem Dienst ein redlich frohes Leben versprechen. Du verstehst dich so gut auf alles Weidwerk, daß du meiner geschulten Jägerei noch ein Lehrmann sein kannst. Und mein Jägermeister will altern. Ich muß mich bei Zeiten umschauen auf einen Nachfolger."

Noch immer wartete Adel auf ein Wort des Dekans. Und stammelte: „Herr? Was hab ich verschuldet, daß ich nimmer soll bleiben dürfen?"

„Verschuldet? Nichts. Aber ich will deinem Glück nicht im Weg stehen. Jägermeister, bei einem Herrn, der dir wohlwill! Bub, überleg dir das!"

„Da braucht's kein Überlegen. Ich bleib, wo meine Treu mich hält."

Herr von Sölln schmunzelte. „Daß dich die Treu hält, Bub, das glaub ich! Aber denk, was geschehen ist! Und daß dein Sträßlein zur Lebensruh im Berchtesgadener Land mit groben Steinen beworfen ist."

„Da komm ich schon drüber!" sagte Adel ruhig. „Die feinen Weg sind für die Müden."

Peter Sterzinger platzte kurzatmig heraus: „Jetzt ist mir aber ein Brocken von der Seel!" Er wandte sich an den Dekan. „Und da mein' ich, Herr, wenn der Bub die Häuerschaft im Salzschießen unterwiesen hat, soll man ihn hinstellen auf den Fleck, auf den er gehört: zur Jägerei! Und die Botschaft aus Rom ist auch bald fällig. Da wird der Mann im Salz wohl endlich einmal sein Loch im Boden finden. Und über die teuflische Narretei wird Gras wachsen, so daß der Bub seine Ruh hat."

Adel atmete auf, wie er's immer getan hatte, wenn er aus der Finsternis des Stollens herausgefahren war und den verheißenden Stern des Lichtes hatte glänzen sehen.

„Der Jäger da," fragte Graf Udenfeldt, „das ist der Bergmann, der im Salzbau das neue Ding gefunden?" Er faßte die Hand des Buben. „Ich begreife, daß dein Herr dich wert hält. Aber der Menschen Dummheit geht über Herrenmacht. Du hast dem Leben einen Vorteil gewiesen. Drum wirft der Unverstand mit Steinen nach dir. Verdrießt dich das einmal, und macht dir die Narretei den Boden heiß, auf dem du stehst . . . dann komm zu mir!"

Von der Tafel herüber, an der sich's die Kapitularen schon behaglich gemacht hatten, rief der Freiherr von Preysing: „Ihr Herren, der Wein will sieden in der Sonn, und die Hirschleber wird kalt."

Freundlich nickte der Dekan dem Buben zu; dann führte er den Grafen zur Tafel. Und Peter Sterzinger drosch lachend die Hand auf Adelwarts Schulter. „Gelt, Bub! Die Herrenleut fangen zu schmecken an, was sie haben an dir! Ich hab die richtige Nas gleich in der ersten Stund gehabt! . . . Aber hol der Teufel die Weibsbilder und ihre Mucken!"

Die Jägerei bekam noch Platz an der Tafel, und Peter Sterzinger zog den Buben an seine Seite. Neben dem erlegten Wild, das mit Fichtenästen bedeckt war, hatten sich die Fronleute und Roßknechte gelagert. Die mußten, während die Herren speisten, ihren Hunger noch gedulden, bis die Wildleberknödel mit der Krautschüssel angefahren kamen. Das war ein buntes heiteres Bild, wie die Sonne durch das Gezweig der Bäume guckte und diese fröhlichen Menschen mit goldigem Lichterspiel umzitterte. Und über dem roten Dach des Schlößleins zahnten sich die grünen Wipfel in den blauen Himmel und in den Silberglanz der steilen Wände. Immer lauter wurde die Stimmung an der Tafel. Die Jäger mußten ihre grünen Lieder singen und die Hörner holen — und während das klang und schmetterte, gab es zwischen dem Freiherrn von Preysing und den Kapitularen ein unermüdliches Becherschwenken und Zutrinken. Und an den Reden merkte man, daß der Wein in den Köpfen zu rumoren begann. (Fortsetzung folgt.)

Zur Jahrhundertfeier der Königreiche Bayern und Württemberg.

Von Dr. Wilhelm Hausenstein.

Die deutsche Verfassungsgeschichte ist die Geschichte des deutschen Partikularismus. Während das französische Königtum die Sonderbestrebungen der Großen überwand und sich selbst den Vollbesitz der öffentlichen Gewalt aneignete, ging die deutsche Entwicklung den entgegengesetzten Gang. Der Westfälische Friede (1648) mußte die Landeshoheit der deutschen Reichsstände dahin ausdehnen, daß er ihnen jegliche Bündnisfreiheit einräumte, die mit des Kaisers und des Reiches Interessen vereinbar wäre. Es war die Zeit, da sich in Frankreich die Ära Ludwigs XIV. (1643 bis 1715) vorbereitete, jene Periode unbedingtester Alleinherrschaft des Staatsoberhaupts. Welcher Gegensatz! Jede Regung französischen Nationalgefühls, französischen Geschmacks, französischer Arbeit in Wissenschaft und Wirtschaftsleben ward zur Person des Monarchen in Beziehung gesetzt, ein Verhältnis, das von Ludwig bis zum Aberwitz, ja bis zum Verbrechen ausgenützt wurde. Was aber bedeutete der Deutsche Kaiser Leopold I. (1658 bis 1715) für den Untertanen des Großen Kurfürsten? Wie überhaupt kam die politische Zusammengehörigkeit der Deutschen zum Ausdruck? Da war der Reichstag zu Regensburg, über dessen Bedeutungslosigkeit noch nie ein Zweifel bestand, und eine von der Hofburg abhängige, unsäglich langsam arbeitende



Die Kupferstichkenner.
Gemälde von J. L. E. Meissonier.

Reichsjustiz. Da war ein Mann, der des Reiches Krone trug und sein moralisches Übergewicht dazu benutzte, die Politik seines Hauses zu treiben. Es fehlte ein ernstes Reichswehr- und Reichsfinanzsystem. Dazu die religiöse Spaltung! Das Frankreich Ludwigs XIV. war ein prinzipiell katholischer Staat; der Westfälische Friede erkannte die äußere Gleichberechtigung der drei christlichen Bekenntnisse an. Mit lächerlicher Kleinlichkeit ward dieser Grundsatz durch die verschiedenen Reichsinstanzen durchgeführt; von innerer Versöhnung der Konfessionen war keine Rede.

Indem Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1688 bis 1713) als souveräner Herr des Herzogtums Ostpreußen sich die Königskrone aufs Haupt setzte, beging er einen staatsrechtlich unanfechtbaren, für das Prinzip der Reichseinheit dennoch sehr verhängnisvollen Akt. Die Standeserhöhung berührte nicht den staatsrechtlichen Charakter des Kurfürstentums Brandenburg. Der Kurfürst konnte, sofern er „Reichsstand“ war, unmöglich mit der Würde eines souveränen Königs ausgestattet sein. Das Herzogtum Preußen aber stand zum Kurfürstentum Brandenburg im nämlichen Verhältnis wie das Königreich Polen zum Kurfürstentum Sachsen, mithin außerhalb des Reichsverbands. Trotzdem war jenes Krönungsfest von Königsberg (18. Januar 1701), von innen gesehen, ein bedenkliches Zeichen fortschreitenden Reichsverfalls. Bayern und Württemberg vollends, Länder von ausschließlich reichsständischem Charakter, konnten die souveräne Königswürde niemals ansprechen, ohne dem Willen des alten Reichsstaatsrechts zuwiderzuhandeln. Napoleon bewies freilich, daß derartige Probleme nicht vom Katheder, sondern im Feld entschieden werden.

Zwei Kaiser hat das bayerische Haus dem Reich gegeben. Durch freiwilligen Rücktritt von der Kandidatur haben die Kurfürsten Max (1597 bis 1651) und Ferdinand Maria (1651 bis 1679) des Reiches Krone dem Hause Habsburg gerettet. Indessen glaubte bereits Max sich eher der französischen als der österreichischen Freundschaft versichern zu müssen. Allmählich wurde die französische Freundschaft Tradition der wittelsbachischen Politik. Umsonst freilich hoffte Kurfürst Max Emanuel (1679 bis 1726) sich mit französischer Hilfe der Königskrone zu bemächtigen. Immer unverhohlener trat andererseits das Verlangen Österreichs nach bayerischem Gebiet zutage.

Kurbayern hatte seit den Tagen des Kurfürsten Max eine beachtenswerte Rolle in der europäischen Geschichte unabhängig vom Reich und wider dessen Interesse gespielt. Die Königskrone war die logische Vollendung einer augenscheinlichen Entwicklung. Anders Württemberg. Hier hatte die Begründung der Krone keine spezielle Vorgeschichte. Auch Württemberg hatte seit den Tagen Ludwigs XIV. der allgemeinen Hinneigung des Westens zum großen Nachbar sich nicht entziehen können; doch verdankte Friedrich in weit höherem Maße als Max Josef seine Königskrone dem grandiosen Abenteuer, der Laune der napoleonischen Revolution.

Der erste Krieg der europäischen Mächte gegen die Republik (1792 bis 1797) fand Bayern und Württemberg auf der Seite der Verbündeten. Angesichts der Erfolge der Revolutionsheere aber sahen sich Kurfürst und Herzog noch vor Abschluß des Reichsfriedens genötigt, mit der Republik in Verhandlungen einzutreten. Schon hatte Preußen im Baseler Frieden (5. April 1795) das Beispiel einer Politik gegeben, die über die Existenz des Deutschen Reiches hinwegsah. Im Pariser Vertrag vom 7. August 1796 zog Württemberg sich von der Koalition zurück, verzichtete zugunsten Frankreichs auf seine linksrheinischen Besitzungen und erhielt das Versprechen ausreichender Entschädigung. Zwischen Bayern und Frankreich kam ein solches Abkommen zunächst nicht zustande. Der Rastatter Kongreß (1797 bis 1799), der nach Beendigung des Reichskriegs die territoriale Neugestaltung Deutschlands zu beraten hatte, wurde, ohne ein positives Ergebnis gezeitigt zu haben, durch den zweiten Koalitionskrieg (1799 bis 1802) unterbrochen. Nochmals standen Bayern und Württemberg auf der Seite der verbündeten Gegner der Republik. Der Reichsfriede von Lunéville (9. Februar 1801) überließ das linke Rheinufer endgültig der siegreichen Republik. Nun galt es, die gestörte Verhandlung von Rastatt fortzuführen. Die „Reichsdeputation“ von Regensburg trat jedoch erst in Aktion, nachdem die einzelnen Reichsstände, nicht zuletzt Württemberg und Bayern, durch reichliche Bestechung der französischen Diplomatie ihre Anteile an der Entschädigungsmasse sichergestellt hatten. Der „Reichsdeputationshauptschluß“ (25. Februar 1803) bestätigte im wesentlichen den sachlichen Gehalt der Pariser Sonderverträge. Bayern wurde für den Verlust der Rheinpfalz mit den aufgehobenen Bistümern Augsburg, Bamberg, Freising und Würzburg, einem Dutzend aufgehobener Abteien und einer guten Zahl von Reichsstädten wie Kempten, Memmingen, Nördlingen, Rothenburg, Schweinfurt und Ulm entschädigt: ein Rohzuwachs von 290 Geviertmeilen, 854 000 Seelen und 6 607 000 Gulden an Jahreseinkünften gegenüber einem Verlust von etwa 200 Geviertmeilen mit 600 000 Einwohnern und etwa 464 000 Gulden an Jahreseinkünften. Württemberg empfing für einen Verlust von 7 Geviertmeilen, 14 000 Seelen und 336 000 Gulden an Jahreseinnahmen eine namhafte Reihe geistlicher Territorien, beispielsweise die stattliche Propstei Ellwangen und mehrere Reichsstädte, wie Eßlingen, Gmünd, Hall, Heilbronn und Reutlingen; ein Rohzuwachs von 30 Quadratmeilen, 112 000 Seelen und 700 000 Gulden an Jahreseinkünften. Neuwürttemberg. Überdies wurde Herzog Friedrich mit dem Kurhut ausgezeichnet.

Die bayerischen und württembergischen Erwerbungen waren französischer Gunst zu danken. Vergeblich suchten beide Kurfürsten im Krieg des Kaisers der Franzosen gegen Habsburg neutral zu bleiben. Am Münchener Hof kurze Zeit des Schwankens, am 24. August 1805 ein geheimes Bündnis mit Napoleon, Komödie gegen Kaiser Franz, am 23. September offener Anschluß an den Kaiser des Westens. Am 2. Oktober kam Napoleon nach Ludwigsburg, um Friedrich die Wahl zwischen schwerer Brandschatzung einerseits, französischem Bündnis, Gebietzuwachs und voller Souveränität andererseits anheimzugeben. Es wäre die größte politische Torheit gewesen, hätte sich Friedrich an Österreich gehalten. Austerlitz entschied den Krieg; im Frieden von Preßburg (26. Dezember) erkannte Kaiser Franz die Verfügungen an, die Napoleon zugunsten seiner Verbündeten bereits getroffen hatte. Die Kurfürsten Max Josef und Friedrich erhielten die Königswürde und die volle Souveränität ihrer Lande; sie ließen sich den Vorbehalt gefallen, auch künftig dem deutschen „Bunde“ anzugehören. Bayern verlor zwar Würzburg an einen Habsburger, gewann dagegen von Österreich Lindau, Vorarlberg, Tirol, die ehemaligen Bistümer Brixen und Trient, Eichstädt und Passau und anderes mehr. Die Reichsstadt Augsburg fiel dem Königreich anheim; Ansbach wurde an Preußen abgetreten. Zugunsten Württembergs verzichtete Kaiser Franz auf eine Reihe vorderösterreichischer Besitzungen, beispielsweise auf fünf Donaustädte. Reichsritterschaftliche Gebiete wurden den Königreichen eingefügt. Am 1. Januar 1806 ließen die neuen Souveräne zu München und Stuttgart ihren Eintritt in die königliche Würde feierlich verkünden. Nach einem Halbjahr kam der Rheinbund und mit der Abdankung des Kaisers Franz (6. August 1806) der förmliche Schlußakt der Auflösung des Deutschen Reichs.

Der Rheinbund, durch dessen Gründung Napoleon die süd- und westdeutschen Fürsten in ein ständiges Allianzverhältnis mit Frankreich hineinzwang, war in weit höherem Maße als jener erste Rheinbund in den Tagen Ludwigs XIV. ein Werkzeug in der Hand eines wahrhaft souveränen Herrn. Zwar brachte auch die Bundesakte (12. Juli 1806) den Königen neuen Gewinn. Die bisher reichsunmittelbaren Gebiete der Hohenlohe, Öttingen, Thurn und Taxis, Truchseß-Waldburg und anderer fürstlicher Häuser wurden den Königen untertan; die Reichsstadt Nürnberg ward mit Bayern vereinigt. Allein es folgten Napoleons Kriege gegen Preußen (1806 und 1807), Österreich (1809) und Rußland (1812), an denen die Vasallen-

staaten des Kaisers mit ihren Heereskontingenten teilnehmen mußten. Im Jahre 1809 fehlte nicht die territoriale Entschädigung, die durch den Wiener Frieden (14. Oktober 1809) und einige Tauschverträge zwischen den Bundesstaaten ausgemittelt wurde. Bayern erwarb Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel und die Fürstentümer Baireuth und Regensburg, Württemberg sein Ulm und eine Reihe bisher bayerischer Landgerichte. Württemberg war in wenigen Jahren von 153 Geviertmeilen mit 600000 Seelen auf 368 Geviertmeilen mit 1350000 Seelen angewachsen; Bayern dankte allein dem Wiener Frieden einen Rohgewinn von 300 Quadratmeilen und 700000 Seelen. Jedoch noch war die endgültige Gestalt der Königreiche nicht erreicht. Bekanntlich fielen nach Napoleons Sturz Salzburg und Tirol an Österreich, Würzburg und die linksrheinische Pfalz an Bayern zurück.

Die Ära der Könige Max und Friedrich ist indes nicht nur durch die geographische Ausgestaltung, sondern nicht minder durch die innere Begründung ihrer Reiche bezeichnet. Diese trägt deutliche Spuren der aufgeklärten absolutistischen Staatsweisheit des achtzehnten Jahrhunderts und des napoleonischen Empire. Mit wenigen Stichworten versuche ich die Einführung des modernen Staatsgedankens in Bayern und Württemberg anzudeuten. Toleranzedikte proklamierten die bürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken, Lutheraner und Calvinisten. Durch Ausdehnung der Staatshoheit in Kirchensachen wurde das moderne Staatskirchenrecht begründet. Eingezogenes Klostervermögen diente größtenteils zu Bildungszwecken; das gesamte Unterrichtswesen hob sich insbesondere in Bayern sichtlich auf ein höheres Niveau. Die Landesvertretungen, beileibe keine Volksrepräsentationen, in beiden Ländern infolge eines oft geradezu stumpfsinnigen Konservatismus Hemmnis der nötigsten Reformen, wurden aufgehoben. Die zentrale Initiative der Regierung übernahm die Staatsleitung ausschließlich. An die Stelle der einer systematischen Arbeitsteilung entbehrenden, provinziell gesonderten Regierungskollegien traten zentrale Fachministerien. Die historische Gruppierung der Landschaften wich einer nach statistisch administrativen Gesichtspunkten geschaffenen Landesteilung in Verwaltungsbezirke. Es fielen die Steuerprivilegien des Adels und der Geistlichkeit; es fiel die Leibeigenschaft. Reformen der Justiz- und Verwaltungsgesetzgebung wurden eingeleitet. Das Postwesen wurde verstaatlicht; das Verkehrsnetz wurde ausgebaut. Die Landesverteidigung gründete sich auf die Militärkonskription. Der aufgeklärte Absolutismus erwies sich als Träger des relativen Fortschritts. Schon näherte sich mit der Verfassungsfrage eine neue Phase innerer Entwicklung. Allein der Absolutismus ist es gewesen, der das Mittelalter, das in hundert örtlichen Besonderheiten jeglichen Charakters fortvegetierte, in beiden Staaten mit Bewußtsein beseitigte. Schwerlich vermöchte jemand zu leugnen, daß der durch brutale Willenskraft und organisatorisches Talent ausgezeichnete Friedrich und der bayerische Premierminister Montgelas, jener glänzende Typus des rationalistischen Staatsliberalismus, den modernen Staat in ihren Ländern begründet haben, und schwerlich vermöchte ein gerechter Beurteiler, mag er immerhin zum heftigsten Tadel und Widerspruch Anlaß finden, ihnen den verdienten Dank verweigern. Sie haben der Gegenwart den Boden bereitet.

Die Geschichtswissenschaft hat die Voraussetzungen der Gegenwart aufzuzeigen; dies ist ihr Regulativ und vornehmstes Ziel. Nicht eine isolierte Episode, sondern die Anschauung einer Entwicklung versuchte ich zu vermitteln, und zwar gerade einer Entwicklung, die jenseits unseres täglichen Interesses liegt. Denn die späteren Ereignisse von der deutschen Bundesakte bis zur Reichsgründung sind, im wesentlichen gewiß, in unser aller Bewußtsein lebendig.

Wir haben die Reichseinheit. Zweierlei sollen wir nun nicht vergessen. Es ist billig, der Rheinbundsgeneration Mangel an Patriotismus vorzuwerfen, denn es ist keine Leistung, im Schatten Bismarcks Patriot zu sein. Außerdem mögen wir uns überzeugt halten: ein gut verstandener Partikularismus ist kein Unheil, sondern ein Segen für die deutsche Politik und die deutsche Kultur.

Ein Gastspiel.

(Schluß.)

Erzählung von A. Noël.

Am anderen Morgen, noch ehe Agathe zur Probe ging, und später, als sie wieder nach Hause kam, beschäftigte sie sich damit, ihrem Heim das beste Aussehen zu geben.

Daß sie so sehr bescheiden wohnte, war nur dem k. k. Hofopernsänger gegenüber richtig, im übrigen hielt sie, die gewohnt war, viel daheim und allein zu sein, auf eine möglichst behagliche Umgebung, und sie wohnte daher immer verhältnismäßig am besten von allen ihren Kolleginnen.

Hier hatte sie neben der schmalen einfenstrigen Schlafstube einen dreifenstrigen kleinen Salon in der abgerundeten Ecke des Hauses, dicht am Flusse. Er war etwas netter möbliert als sonst Chambres garnies in der Provinz, und sie hatte ihn mit ihrem persönlichen Besitz sehr geschmackvoll auszustatten gewußt. Dafür besaß sie ein eigenes Talent.

Künstlerische Trophäen wie Kränze und Kranzschleifen gab es hier nicht, dafür hübsche Bilder, Erinnerungen an daheim und an die Städte, in denen sie gelebt hatte. Sie fand es ganz gemütlich, als sie die letzte Hand angelegt hatte und, mitten im Zimmer stehend, in die Runde blickte ... Doch wer weiß, wie es jetzt bei ihm aussah! Wenn die illustrierten Familienblätter Bilder aus Künstlerheimstätten brachten, so sah man, daß diese Künstler alle wie die Fürsten wohnten. Nur trauter und heimeliger war es gewöhnlich als in den Palästen.

Ob er wirklich kommen wird? fragte sie sich. Und was er will? Eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen? Der Langweile ein Schnippchen schlagen? Oder wirklich in Erinnerungen schwelgen? War's möglich, daß jemand sich gern an Bitteres und Hartes erinnerte? Ihr war es in jenen Tagen gut genug gegangen, und doch mochte sie nie an diese Studienzeit zurückdenken, in der sie so viel mehr gehofft, als sich erfüllt hatte.

Wenn er kam, das Eine sollte er nicht ahnen, wie viel er ihr geworden war in diesen wenigen Tagen, während deren er wenig von ihr, sie aber mehr von ihm gesehen hatte.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Schon vor drei Uhr stand er auf der Schwelle, oben beinahe an den Türrahmen stoßend, mit einem freundlichen Leuchten in den Augen, als er den Raum übersah.

Es war noch nicht frühlingsmäßig draußen, die Märzluft wehte scharf und kühl, aber frühlingshell war es doch schon, und das Licht flutete durch die drei Fenster unbehindert ein.

„Sehr hübsch haben Sie es hier, sehr hübsch!“ rief er angenehm berührt, während er herzhaft die Hand drückte, die sie ihm zur Begrüßung reichte.

„Das spricht der Konservatorist, nicht der Hofopernsänger.“

„Der auch ... Es liegt was drin in dem Zimmer ... Ich bin nicht für Pracht, nur für Gemütlichkeit und Behagen. Bei mir ist's nicht so hübsch. Ich weiß, wie es sein sollte, aber ich kann's nicht treffen, es herzustellen.“

„Sie wohnen gewiß großartig in Wien ...“

„Nein, ziemlich einfach. Bloß einen Garten hab' ich, und das habe ich mir von je gewünscht."

„Also eine Villa? Im Cottage natürlich! ... Das habe ich mir gedacht. Dort wohnen ja viele von der Oper."

Sie nahmen Platz, er auf einem Fauteuil im vollen Lichte, sie auf dem Sofa, wo der Lichtstrom sie von rückwärts traf, so daß ihr Gesicht etwas im Halbschatten blieb.

Da gewahrte sie zuerst das Knabenhafte auf dem glatt rasierten Gesicht und wie sehr er noch seinem einstigen Selbst glich, bei aller Verschiedenheit.

Auch er blickte sie aus seinen dunkeln Augen voll an.

„Sie sind noch ganz dieselbe," meinte er.

„Sagen Sie so etwas nicht! Es kann doch gar nicht wahr sein! ... Fünfzehn Jahre! Hier darf ich's sagen, hier haben die Wände keine Ohren."

„Bloß Augen," scherzte er mit einem Blick auf die Fenster.

„Man ist alt geworden, man weiß gar nicht wie."

„Meinen Sie sich? Dann bin ich's auch ... Denn da ich damals mehrere Jahre älter war als Sie, muß ich's jetzt auch sein."

„Das ist ganz anders geworden ... Das Verhältnis hat sich verschoben. Ein Mann altert nicht so rasch und gar ein glücklicher."

„Glauben Sie nicht, daß ich manchmal gewünscht habe, ich wäre kein solcher Glückspilz gewesen?" fragte Wildmann ernst. „Es klingt undankbar, werden Sie sagen."

„Gewiß! Doch hat mich schon Ihr Wort von der Glanzzeit darauf vorbereitet," entgegnete sie. „Wissen Sie, daß ich gegrübelt und gegrübelt hab' darüber und doch nicht verstehen konnte, wie Sie so etwas sagen können?"

„Ja, das kann mir so leicht niemand nachfühlen, aber die Jahre im Konservatorium waren meine schönste Lebenszeit," erklärte er feierlich. „Ich war damals abgerissen und schäbig und der Magen oft leer, aber so voll Spannkraft und Hoffnung, voll Jugendmut und Lebensfreude! ... So innerlich reich! ... Diese Aussichten, die ich gehabt habe! ... Und die Aussichten sind doch immer schöner als die Erfüllung ..."

„Wie gerade Sie das sagen können!" Sie schüttelte den Kopf. „Aussichten, die sich nicht erfüllen, verlieren noch nachträglich ihren Glanz. Ich versichere Sie, es stimmt mich nicht heiterer, daß ich einmal auch Aussichten gehabt habe.... Hätten die Ihrigen sich nicht erfüllt, nicht ganz erfüllt, dann würden Sie das begreifen."

Wildmann blickte sie ernst und teilnahmsvoll an. „Ich begreife es ja. Aber eben weil die meinigen sich erfüllt haben, waren sie schöner als alles nachher."

„Die gute Zeit wirft ihren Goldschein zurück auf die schlechte," beharrte Agathe.

Doch da widersprach er ernstlich: „Nein, eine schlechte Zeit wär's nie gewesen, auch ohne die Erfüllung.... Bedenken Sie, damals habe ich geliebt!"

„Das wird nachher auch noch oft genug vorgekommen sein."

„Nein.... Geliebelt vielleicht.... Abenteuer ja.... Aber Liebe? Nein! Was wissen denn Sie, was ich damals empfunden habe! ... So etwas erlebt man nicht zweimal ... Es kann wohl sein, daß von dieser Liebe der Glanz herrührt, der auf den damaligen dürftigen Tagen ruht und mir sie heilig macht."

Sie schwiegen beide, bis Wildmann von einem scharfen Peitschenknall unter dem Fenster zusammenfuhr. „Den Kerl sollte man doch umbringen!" fuhr er auf.

„Das ist einmal hier nicht anders," meinte Agathe gleichmütig.

„Vielleicht wollt' er mich erinnern, daß ich nicht — sentimental werden soll." Der Sänger lächelte wehmütig. „Ich weiß, es steht mir nicht ..."

„Und es steht Ihnen auch nicht, Ihr Glück geringzuschätzen," fiel Agathe ein.

Seine Worte hatten sie in lebhafte Erregung versetzt, und sie wollte das Gespräch aus dem eingeschlagenen Gleise lenken. „Wenn es einem so gelungen ist!"

„Das versteht kein anderer.... Aber dieser plötzliche Erfolg hat mich doch eben der Freude des erfolgreichen Strebens beraubt. ... Für eine Natur meines Schlages wäre langsames Klimmen zur Höhe beglückender gewesen als das rasche Anlangen. Ich hab' keine Mühe gebraucht. Denn Leipzig war mir ja nur eine Zwischenstation. Wie ich nach Leipzig kam, hab' ich schon den Wiener Kontrakt in der Tasche gehabt."

„Beklagen Sie sich nur! Gerade für den ausübenden Künstler ist schnelles Emporkommen von doppeltem Wert. Wenn er noch in der vollsten Jugendkraft von der geeigneten Stelle aus zeigen darf, was er kann, nicht seine besten Jahre im Winkel versauern muß."

„Ich bin auch nicht so undankbar gegen mein Schicksal, wie ich scheine. Sie vergessen nur, daß ich nicht gerade zum Künstler geboren war, nicht eigentlich eine künstlerische Anlage gehabt habe, sondern nur eben eine Stimme.... Sie wissen vielleicht noch, daß ich ursprünglich Buchbinder gewesen bin, und ich konnte doch die Buchbinderseele nicht gleich gegen eine Künstlerseele austauschen. Ganz ist mir das bis jetzt nicht gelungen. Seit fünfzehn Jahren muß ich den Buchbinder in mir verschließen. Bloß ein kleines Kammerl, eine Dilettantenwerkstatt ist ihm gegönnt, wo es sich austoben darf, mein innerliches ureignes Selbst. Und wenn Sie vielleicht etwas einzubinden haben ..."

Agathe lachte heiter auf, denn er sagte das alles mit einem drolligen Humor, den sie sehr gut wieder erkannte. So war er immer gewesen. Sie hatte ihn nur nicht verstanden, nicht gewußt, was sie aus seinen Reden machen sollte.

Im Grund verstand sie ihn auch jetzt noch nicht.

„Mit Ihrer Liebhaberei sind Sie in guter Gesellschaft. Ich habe kürzlich von einer englischen Prinzessin gelesen, die auch die Buchbinderei betreibt."

Wildmann lehnte die vornehme Gesellschaft mit einer Handbewegung ab.

„Und daß Sie mit Leidenschaft gekleistert haben, weiß ich auch noch. Da ist eine alte Notenrolle, die Sie mir gemacht haben." Sie holte sie vom Notenständer. „Jahrelang hat sie mich auf die Proben begleitet. Jetzt ist sie schon zu abgeschabt."

Wildmann betrachtete die alte Rolle mit einem langen, prüfenden Blick, einem liebevollen Fachblick.

„Sie sollen eine andere haben," sagte er, ihr das unscheinbare Stück zurückgebend. „Sehen Sie, Sie sind hier die Einzige, die mein zweites Ich, den Buchbinder kennt," scherzte er.

„Also deshalb?" fragte sie mit einem leichten Lachen.

So löste sich das Rätsel. Sie hatte umsonst nachgedacht, weshalb er zu ihr gekommen sei. „Ein anderer würde mich deshalb meiden wie die Pest."

„Das glaub' ich noch heut nicht, daß es solche Menschen gibt. Jeder hat eine Schwäche für die Zeit, da er jung war, und die Gleichgültigsten aus dieser Zeit kann man nicht ohne Rührung sehen, wie viel mehr ..."

„Sehen Sie, das ist der zweite Grund, warum ich nicht geheiratet habe ... Ich hätte Eine finden müssen, von der ich mir sagen konnte: sie würde auch den Buchbinder geliebt haben. Eine solche habe ich nicht gefunden."

Agathe senkte ein wenig den Kopf. Was das betraf: sie würde den Buchbinder in ihm ja auch nicht geliebt haben, wie er es ausdrückte. Sie war eben so unvernünftig hochmütig gewesen wie jede andere, und er hatte sie doch geliebt.

Doch daran mochte sie ihn nicht erinnern.

„So leben Sie wohl mit Ihrer Frau Mutter zusammen?" fragte sie.

„Habe gelebt ... Zwölf Jahre lang ... Seit drei Jahren ist sie tot."

„Im Wohlstand gestorben, mit dem Bewußtsein, Sie als großen Mann zurückzulassen ... Sie hat glückliche Jahre ver-

lebt . . . Das Leben muß ihr ja wie ein schöner Traum vorgekommen sein."

„Eben mehr Traum als Wirklichkeit . . . Der Waschtrog und der Kleistertopf, die waren das Wahre, das Reale, und das Künstlertum eine bloße Phantasmagorie . . . Sehen Sie, meine Mutter, die hat nur und einzig den Buchbinder in mir geliebt, und nur mit dem hatte sie es zu tun . . . Singen konnte man ja auch beim Kleistern, dann war aber das Lied die Hauptsache, nicht der Gesang, und daß das Singen ein Leben ausfüllen könne, hat sie, glaub' ich, nie verstanden. Daß ich so viel Geld dafür erhielt, schien ihr beinahe sündhaft. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, sie wäre glücklicher gewesen, wenn ich mir eine Buchbinderei errichtet und mir Krone um Krone ein kleines Vermögen erspart hätte. Nach und nach aus den ärmlichsten Verhältnissen in bessere hineinzuwachsen, wo man sich ein bissel rühren kann, aber eben bloß ein bissel, das wäre Glück und Wohlbehagen gewesen, für das sie Aufnahmefähigkeit gehabt hätte . . . Bei dem plötzlichen Ruck in die Höhe ist sie nur entwurzelt worden."

„Das begreife ich schon eher."

„Mit mir emporgekrochen wäre sie, aber emporfliegen konnte sie nicht . . . Wie ich dann wieder in Wien war, habe ich mir gleich eine Jahreswohnung genommen und Möbel gekauft, viel zu prächtig, als daß sie jemals mit Seelenruhe darauf gesessen hätte . . . Nun sollte sie auch nicht mehr alles selbst machen, sondern einen Dienstboten halten . . . Immer noch hat sie ein lächerlich kleines Stück Rindfleisch auf den Tisch gebracht, nicht gerade aus Knauserei, sondern weil mehr ihr schon sündhafte Schlemmerei schien . . . Es war ein täglicher Kampf, Fräulein Agathe, und nur sehr allmählich konnt' ich unser Hauswesen auf einen Fuß hinaufschrauben, der noch immer ganz bescheiden war, während ihr schon alles wie strafbarer Aufwand vorgekommen ist."

„Sie hätten ihr ein eigenes kleines Heim einrichten und selbst für sich bleiben sollen," meinte Agathe.

„Gerade das wollte ich nicht . . . Wir hatten Not und Enge miteinander geteilt, das Glück sollte uns nicht trennen . . . Vielleicht wäre sie glücklicher gewesen in Zimmer und Küche . . . Mag sein . . . Und es mag auch möglich sein, daß das mit ein Grund dafür war, daß ich nicht geheiratet habe . . . Meine Mutter konnte dritten Personen leicht komisch erscheinen . . . Ich habe mir jedes Mädchen meiner Bekanntschaft daraufhin angesehen, ob sie meine Mutter auslachen würde oder nicht . . . Und jede hätte sie ausgelacht . . ."

„Ich würde sie vielleicht ebenfalls ausgelacht haben," sagte Agathe trotzig, dabei halb gedankenlos aus sich heraus. „Damals, als ich zwanzig Jahre alt war, habe ich eben auch nur das Komische gesehen, sonst nichts . . ."

Wildmann blickte Agathe lange wie aus tiefen Gedanken heraus an. „Bei Ihnen hab' ich mich dergleichen nicht gefragt. Da brauchte ich keine Probe. Ich fühlte so tief . . ."

„Jetzt leben Sie allein?" unterbrach ihn Agathe.

„Die Tante führt mir die Wirtschaft . . . Schwester der Mutter . . . Sie hat schon seit vielen Jahren bei uns gelebt, meiner Mutter zur Gesellschaft. Das war ihr doch ein großes Glück, daß sie jemand gehabt hat, mit dem sie hat reden können, wie sie es gewohnt war . . ."

„Sie haben wohl alle Ihre Verwandten versorgt?"

„Mehr waren nicht zum Versorgen da . . ."

„Und ist die Tante auch so? . . . Wie die Mutter, mein' ich . . ."

„Innerlich ja, aber äußerlich trägt sie meiner Stellung mehr Rechnung . . . Auch sie hält im Grunde sehr wenig für genügend, aber sie gestattet mir doch einige Üppigkeit . . . Auch kleidet sie sich gut, läßt sich von den Dienstboten ‚Gnä' Frau' nennen und sogar die Hand küssen . . . O sie versteht zu repräsentieren!" schloß er humorvoll. „Jedenfalls bleibt die Tante bei mir bis an ihr Ende . . . Selbst wenn ich heirate . . ."

„Sie haben also doch noch Absichten?" fragte Agathe.

„Wenn ich eine Frau fände für den Buchbinder in mir," erwiderte Wildmann.

„Schon wieder kommen Sie mir damit? Wie reimt sich das zusammen? Ich zu meiner Zeit, ich hätte doch auch nicht für den Buchbinder gepaßt, und dennoch . . ."

„Und dennoch!" wiederholte Wildmann aufstehend und seine gewaltigen Glieder streckend. „Habe ich's denn nicht schon gesagt? Bei Ihnen fragte ich mich nicht, prüfte ich nicht . . . Ich war überzeugt davon: wenn ich nur bis zu Ihrem Herzen vordringen könnte, dort würde ich alles so vorfinden, wie ich es suchte und träumte . . . Aber weil Sie durchaus nichts von mir wissen wollten, habe ich eingesehen, ich müßte mich bescheiden . . . Deshalb habe ich nicht nach Ihnen geforscht, mich nie nach Ihnen erkundigt . . . Daß Sie einsam geblieben sind wie ich, habe ich nicht geahnt . . . Warum lebt denn nicht wenigstens die Mama mit Ihnen?"

„Meine Mama ist nicht, wie Ihre Mutter war," entgegnete Agathe mit einem wehmütigen Zucken um die Lippen. „Sie war an gutes Leben gewöhnt . . . Wie der Papa gestorben ist, blieb nur so viel, daß sie eine ganz bescheidene Rente hat, mehr ein Taschengeld, mit dem sie im Haus der Schwester, die vermögend ist, auskommen kann . . . Ich aber muß nicht nur von meiner Gage leben, ich muß auch etwas zurücklegen, wenigstens für die Sommermonate, in denen ich keine Gage erhalte. Hätte ich die Mama mit, so kämen wir vielleicht nicht einmal aus . . . Übrigens war ich ja schon gewöhnt, allein ins Engagement zu gehen . . . Man gewöhnt sich auch ans Alleinsein . . ."

„Ich gewöhne mich nicht an die innere Einsamkeit . . . Der Mensch braucht ein Wesen, vor dem er laut denken kann, und ich habe nie eines gehabt . . . Agathe, sagen Sie mir offen, waren Sie mir damals in den Jugendtagen nicht doch ein bissel gut, und ist die leise Stimme nicht bloß von der lauteren des Ehrgeizes übertönt worden?"

„Ihre Frage ist eine Verlockung zur Unehrlichkeit," entgegnete Agathe, unter seinem dringenden Blick langsam die Wimpern hebend, „aber ich werde dieser Versuchung widerstehen . . . Ich weiß nichts von einer leisen Stimme. Für mich war es einfach ausgemacht, daß diese Liebe Unsinn war, und ich hab' weiter nichts gedacht, nichts gefühlt . . . Ich war Ihnen nur so weit gut, als meine Selbstsucht bei Ihnen ihre Rechnung gefunden hat . . . Ein Mensch, der uns durch Aufmerksamkeiten verwöhnt, auf den man immer rechnen kann, wenn man eine Gefälligkeit braucht, an dem man seine schlechte Laune auslassen darf, ohne daß er es übelnimmt, der ist natürlich von Wert für uns, ohne daß Zuneigung im Spiel ist . . . Das Bewußtsein, geliebt zu werden, schmeichelt der Eitelkeit . . . Was wirst du erst bei der Bühne für Eroberungen machen! habe ich wohl gedacht . . . Ich hab' nicht gewußt, daß mir niemals mehr auch nur im entferntesten Ähnliches passieren würde."

„Niemals?"

„Nein, und die gewöhnliche Sorte von Huldigungen konnte mich nicht mehr täuschen. Vielleicht habe ich sie unbewußt und unwillkürlich an der ersten Neigung gemessen, die mir zuteil geworden war . . ."

„Ja, vielleicht, wenn ich damals ein wenig auf die natürliche Eitelkeit eines jungen Mädchens einwirken hätte können," meinte Wildmann nachdenklich. „Aber mit mir war freilich nicht viel Staat zu machen. Ich muß Ihren Schönheitssinn abgeschreckt haben . . . Das Äußerliche ist doch so entscheidend . . . Ich würde Sie ja auch nicht geliebt haben, wären Sie nicht so hübsch und fein gewesen und hätten gerade meinem Geschmack entsprochen . . . Sie mögen es glauben oder nicht, Agathe, ich habe Sie niemals vergessen . . . Sie sind für mich die Verkörperung meiner Jugend, und es wäre mir sehr schmerzlich, wenn wir jetzt, wo uns der Zufall wieder zusammengeführt hat, so auseinandergehen sollten . . . Glauben Sie nicht, Agathe, daß

Sie unter anderen Umständen mich doch lieben gelernt hätten? Ich meine den Buchbinder?"

Agathens Herz flutete über von tiefer, innerer Bewegung.

„Nicht den Buchbinder, nicht den Künstler, den Menschen gewiß!" rief sie mit halb erstickter Stimme. „Wenn ich Sie recht gekannt und zu würdigen verstanden hätte! . . . Ich war ja zu dumm, über Wert und Unwert zu entscheiden."

„Was soll aber jetzt werden? Sollen wir uns jetzt wieder so in der Masse der Gleichgültigen verlieren, die die Welt anfüllen?" fragte Wildmann dringend, während er sich zu ihr neigte und sein Auge das ihrige suchte.

„Wildmann, ich bin ein altes Mädchen," flüsterte sie, den Ausdruck seines Blickes nicht mißverstehend, in zaghaftem Tone.

„Noch nicht und gewiß nicht für mich," entgegnete Wildmann. „Seit ich Sie wiedergesehen habe, weiß ich, was mir noch immer gefehlt hat, und daß ich es nie bekomme, wenn Sie es mir nicht geben . . ."

Ihr Herz drängte ihm mächtig entgegen, und wie sie jetzt den tränenfeuchten Blick zu ihm aufhob, ahnte er, was in ihr vorging.

„Agathe, Sie haben eine alte Schuld gegen mich . . . Ich frage Sie jetzt: Wollen Sie sie endlich zahlen?"

„Ob ich will!" antwortete Agathe mit überströmenden Augen, und zwei Glückliche lagen sich in den Armen.

* * *

„Kinder," sagte am nächsten Tag die kleine Beck bei der „Figaro"-Probe, zu der sie absichtlich so früh gekommen war: „Die Becker ist eine schöne Duckmäuserin . . . Den ganzen Nachmittag war der Wildmann gestern bei ihr, spazieren sind sie miteinander gegangen, dann haben sie miteinander gespeist, und heute früh hat sie ihn zur Bahn gebracht . . ."

„Beckchen, haben Sie eigentlich einen Verehrer bei der Polizei, daß Sie das alles wissen?" fragte der Bariton. „Woher kommt Ihnen diese Wissenschaft?"

„Ich weiß es eben," trumpfte die Soubrette auf. „Sie, die immer so solid getan hat . . ."

„Es ist schmählich," versicherte Griening. „Wenn sie schon einmal von der Solidität abweichen wollte, mußte sie gerade dem Beckchen so eilig ins Gehege kommen . . ."

„Mir? Als ob ich mir aus so 'nem langen Schlagetot was machte! Nein, mich ärgert bloß die Scheinheiligkeit von dem Frauenzimmer."

Sie fuhr aber doch zusammen, als die Besprochene eben in dem Augenblick die Bühne betrat, noch ehe sie ihren Satz beendigt hatte.

„Nun, Frau Gräfin, was ist denn mit Ihnen?" empfing Griening die Eintretende. „Sie sehen ja ganz verwandelt aus. Haben Sie das Große Los gezogen?"

„Vielleicht!" entgegnete Agathe lächelnd.

„Verliebt etwa? Es war die höchste Zeit!"

„Verlobt!" verbesserte Agathe. „Es ist zwar noch großes Geheimnis, aber meinen teuren Kollegen und Kolleginnen gegenüber will ich nicht hinterm Berge damit halten . . . Ich hab' mich gestern mit Konrad Wildmann verlobt."

„Kriegst die grüne Neun!" rief der Tenor in seiner Überraschung aus. „Daß Herr Wildmann hier ein erfolgreiches Gastspiel absolviert hatte, war ja bekannt, aber daß es gleich zu einem lebenslänglichen Engagement geführt hat, ist uns neu . . . Nicht wahr, Fräulein Beck?"

Ludwig Ganghofer, der Dichter und der Jäger.

Mit Abbildungen aus Ganghofers Haus- und Jagdbuch.

Von Karl Rosner.

Der Wunsch, den Meistern, die uns durch ihr Werk zu Freunden werden, den Künstlern oder Dichtern, deren Schöpfungen wir Eindrücke von Tiefe und von dauernder Bedeutung danken, auch menschlich nahezutreten, wohnt wohl in jeder Brust, in der Begeisterung für Kunst und Können sich entzündet. Es ist neben dem Drang, den Mann vor sich zu sehen, der so Schönes schuf, die Sehnsucht, Einblick zu gewinnen in das stille, verschwiegene Wachsen dessen, das uns als reife Frucht so sehr entzückte. Und diese Sehnsucht steigt, wird stärker und wird heischender, je mehr die Gaben, die wir aus des Künstlers Hand empfingen, den Stempel tragen einer starken, eigenwüchsigen und edeln Persönlichkeit. Sie ist der Quell jenes geheimnisvollen Reizes, den uns ein Blick ins Atelier des Malers gewährt, dessen Schöpfungen uns längst bezwangen, der an ein stilles Schauen in das ernste Studierzimmer des Gelehrten sich heftet oder an ein Verweilen in dem Arbeitsraum des Dichters. Wir wissen es, die kleine Welt, mit der der Schaffende sich da umgibt, erschließt uns vielleicht mehr von seinem besten Wesen und sagt uns mehr von seinem Menschentum und seinem Ringen, als alle Worte das vermöchten, die kritisch wägend aus dem Geiste des geschaffenen Werkes zurück zur Wesenheit des Schöpfers leiten wollten.



Ganghofer als Pflegevater.

So ist es denn ein gern gepflegter Brauch geworden, die Dichter, die sich in die Herzen Tausender durch ihre Werke bleibend eingeschrieben haben, in ihrem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch aufzusuchen, um dann den Freunden zu verkünden, wie man sie daheim in ihrer Werkstatt fand. Denn die vier Wände seines Arbeitszimmers, der Diplomatentisch, auf dem sich Bücher und Skripturen drängen, das ist die kleine Welt von manchem großen schöpferischen Geist! Hier bilden sich in stillen arbeitsvollen Stunden die vielbestaunten Bilder seiner Phantasie, hier springen kampfbewehrt und kriegerisch gewappnet die Helden seiner Werke ihm aus dem sinnenden Haupte, und hier ist es, wo er fern von dem Trubel draußen und frei von jedem Zwange der Umgebung, allein der Arbeit lebt und mit dem Stoffe ringt, wie Jakob mit dem Engel rang: Ich lasse dich nicht — du segnest mich denn!

Die Wurzeln seiner Kraft und seines Schaffens ruhen hier.

So ist's bei vielen — nicht bei allen. Denn mancher muß im Leben selber, muß in den Weiten der Natur sein Bestes finden und tritt erst dann in seinen Arbeitsraum, vor seinen Schreibtisch hin, wenn das, was er in stiller Zwiesprach mit dem geheimnisvollen Raunen der wunderbaren Kräfte draußen fand und in sich aufgenommen hat, gelöst, geläutert und zum Guß bereit in seinem Inneren ruht. Gleich edler Glockenspeise ruht es da, die nur allein der Form noch harrt, damit sie dann, ein klingendes und edles Werk, sich Tausenden in vollem Ton verkünde.

Ein solcher Glücklicher, der nicht im engen Raum, der draußen in der ungemessenen Natur die Seele seiner Schöpfungen empfängt, dem jegliches Geschöpf im Wald und See, dem jeder Sonnenstrahl und jedes Blatt wispernd und raunend treuer Helfer ist bei seinem sinnenden und frohen Schaffen, ist Ludwig Ganghofer. Und nicht im Arbeitszimmer seines schönen Münchener Heims, in dem uns eine reiche Bücherei von ernsten, liebevoll betriebenen Studien spricht, und wo uns prächtige Gemälde von einem kunstfreudigen Leben Kunde geben, dürfen wir ihn belauschen, wenn wir ihn als Schaffenden vor Augen haben wollen.



Nein, dort, wo einst sein Vater tätig war, wo Großvater und Ahn ihr grünes Lebenswerk vollbrachten, im Walde und beim frohen Weidwerk müssen wir ihn suchen! Dort zwischen schneebedeckten Alpengipfeln, im freien Jägerleben, das in kühnem Wagen die eigenen Kräfte täglich an der unbezwungenen Gigantenwelt der Berge probt, dort ruhen seines besten Schaffens Quellen. Und nur wer ihn da oben tätig sah, heut auf dem frühen Pirschgange nach Gemsbock oder Hirsch und morgen als andächtig stillen Wanderer, der wie ein Träumer, aber hellen Auges durch all die menschenferne Einsamkeit da oben schreitet, der hat den Dichter Ganghofer als Schaffenden geschaut — der weiß, wo jene Werke, aus denen die Natur in allen ihren Farbengluten strahlt und redet, Seele empfingen und ins Leben traten!

„Und ist das weit?" höre ich einen Leser fragen. „Ist es ein weiter Weg dorthin zu diesen Bergen? Wo liegt das Jägerheim, in dem der Dichter wohnt? Wie sieht es aus?"

Ob's weit ist? Ja — das kommt d'rauf an, von wo aus du, mein lieber Frager, deinen Marsch beginnst! Doch daß es hoch liegt, gilt für alle Fälle. Und alle die, denen die Alpenluft etwa 2000 Meter über dem Meer nicht mehr bekömmlich ist, die werden wohl darauf verzichten müssen, Jagdhaus „Hubertus", das den Namen nach Ganghofers berühmt gewordenem Romane „Schloß Hubertus" trägt, in seiner stolzen, wunderbaren Einsamkeit zu sehen.

Tiroler Boden ist's, auf dem das schmucke Waldhaus da am Südabhang der Wettersteingruppe und des Zugspitzstockes im Gaistal auf der Tillfußalpe ruht. Hochwald, durch den die Ache brausend tost, liegt ihm zu Füßen. Gipfel an Gipfel, wild zerklüftet, die narbenübersäeten Häupter mit Schnee und Eis bedeckt, von Runsen und Geröllhalden durchzogen, ragen rings umher. Nur ein paar Almen liegen höher noch da oben — sonst ist's das Reich der Gemsen, das da grüßt.

Und hier — acht Wagenstunden weit von Partenkirchen, der letzten Bahnstation in Bayern drüben, und etwa sechs von Zirl in Tirol — verbringt der Dichter seine Sommer und die Monate des Herbstes, als einer, der da tausendfältig im engsten Aufgehen in einer herrlichen Natur die Keime dessen in sich aufnimmt, was er uns später wiedergibt, zum Kunstwerke gereift und ausgestaltet.

Vincenz Chiavacci, der vielgelesene Wiener Plauderer, den mit Ganghofer eine treue Freundschaft seit einem Menschenalter schon verbindet, kommt in dem liebenswürdigen Büchlein, in dem er seines Freundes Leben und Schaffen beschreibt, auch auf diese so freie Art seiner dichterischen Konzeption zu sprechen.



Auf der Alm.

„Aus dem Rauschen oder Schweigen des Waldes", heißt es dort, „wächst ihm stets die richtige Stimmung heraus, und die Gestalten seiner Phantasie werden getränkt mit allem Licht und Farbenzauber seiner geliebten Bergwelt. Auf einem steilen Hang oder auf einem moosbewachsenen Stein kann er lange Stunden verträumen; und während er die ruhelose Käferwelt im Grase mit sinnenden Augen betrachtet, gestaltet sich ihm das künstlerische Bild dieser Hochlandskinder, die im täglichen Kampf mit den Naturgewalten ihr Lebenswerk erfüllen.

Und wenn er heimkehrt von der Pirsch, so bringt er außer dem Geweih des Hirschen oder dem Krickel des Gemsbockes noch eine kostbarere Jagdbeute mit nach Hause, die er innerhalb seiner vier Wände nie erjagt hätte. So oft der Lärm der Großstadt und das gesellschaftliche Getriebe sein Gemüt umschnüren, flüchtet er in seine Berge und lauscht den raunenden Stimmen des Waldes. Und da springen auch wieder die Quellen seiner Phantasie. — —"

Und nichts Äußerliches, nichts Zufälliges oder Anerzogenes ist in des Dichters Stellung zu seinen Bergen und zu seiner „grünen Kunst". Wie andere Soldaten sind oder Kaufleute durch jene Macht des Blutes, die zwingend ist, weil es sich seit Geschlechtern und Geschlechtern in der Bahn des gleichen Standes bewegte, so ist Ludwig Ganghofer durch Blutes Stimme und aus innerem Drang ein Künstler und ein Jäger. Ein Jörg Ganghofer war es, der zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das alte Wahrzeichen von München, die Frauenkirche baute, August von Ganghofer, der Vater unseres Dichters, hat als ein Führender auf seinem Arbeitsfelde Bayerns Forstorganisation geschaffen, und Künstlertum und Jägerlust springen uns voll entgegen, wo immer wir das Wesen eines jener Männer fassen, die seine Ahnen waren.



Jagdbeute.



Ludwig Ganghofer.

„Künstlertum" und „Jägerlust", das sind die beiden unversieglich im Herzen dieser Vollnatur sprudelnden Quellen, denen neben all jenen anderen berühmten Werken, die dort im Jagdhause „Hubertus", hoch, hoch über dem Treiben unserer Welt das erste Licht erblickten, auch zwei für Druck und weiten Leserkreis nicht vorbestimmte Bücher ihr Dasein danken. Denn neben „Gotteslehen", das der Dichter hier im Jahre 1897 schrieb, neben dem „Schweigen im Walde", dem die gewaltige Szenerie des Gaistales zum Schauplatz der Handlung diente, und neben dem erschütternden Roman „Der Dorfapostel" sind hier im Laufe fast eines Jahrzehntes zwei dicke Bände eines Haus- und Jagdbuches geworden — einer Art Chronik, darin Ganghofer alle Ereignisse aus seinem Jägerleben im Laufe dieser Zeit in Wort und Bild festgehalten hat. In Wort und Bild — denn das sei denen, die's nicht wissen sollten, hier gesagt: der hinreißende Schilderer und Erzähler, der wie nur wenige von seinen Zeitgenossen die Worte meistert, versteht es auch vortrefflich, mit Zeichenstift, Farben und Pinsel umzugehen. Ganz ungezwungen, wie der Tag sie brachte, reihen sich in den beiden starken Bänden die Aufzeichnungen aneinander. Bald ist's der stille Ton des Tagebuches, der da klingt, bald drängt die Freude über das Erlebte, der innere Jubel über all die Schönheit, die sich auf den Bergen offenbarte, nach einer dichterischen Form. Auch Einschriften von Freunden, die das gastliche „Hubertus" aufsuchten und die dann, ehe sie wieder schieden, aus vollem Herzen Dank sagten und das Geschaute priesen, stehen dort neben mancher wohlgelungenen Aufnahme, die Bilder aus dem Jägerleben auf der Tillfußalpe zeigt. Reizvoll und wie ein Spiegelbild des frohen Jägertums unseres Dichters zieht so die Menge der Gesichte an uns vorbei, wenn wir in diesen Bänden blättern.

Aber nicht nur Jägerglück und Weidmannsfreude, auch Mißgeschick und Jagdpech werden da ehrlich und humorvoll registriert — und höchstens die Verse müssen den lachenden Grimm entgelten, den der verfehlte Jagdgang im Herzen des Dichters entfesselt hat.



So heißt es an einem späten Septembertage nach dem Rezept „Reim dich — oder ich freß dich":

„Heute auf der Morgenpirsche
Sah ich vier geweihte Hirsche:
Einen Sechser, einen Zehner
Und zwei Spießer, einer schöner
Als der andre! Sieben Tiere
Waren auch noch im Reviere,
Fünfe an der Zahl die Kälber —
(Doch das fünfte war ich selber!)
Denn bei schlechtem Wind —
vernehmt! —
Hab' den Zehner ich vergrämt!
Auf zwölf Gemsen in den Schrofen
Bin verkehrt ich angeloffen.
Als ich dann in schweren Nöten
Hab' den Heimweg angetreten,
Sprang mir nah' dem Rotbachsteg
Noch ein Gamsbock übern Weg.
Meine Kugel ist geflogen,
Doch der Bock ist fortgezogen,
Und zum Abschied, von den Rissen,
Hat er mir noch 'was gepfiffen.
Hundemüd nach all dem G'frett
Kam ich heim und stieg ins Bett,
Wo ich allen Gram und Kummer
Bald vergaß in sanftem
Schlummer."

Davon, daß „Gram und Kummer" in der Tat nicht vorhielten im Herzen des verwegenen Schöpfers dieser Verse, davon gibt uns das „Jagdbuch" selbst die beste Kunde. Denn schon am nächsten Tage, an dem es erst noch die ein wenig grämliche Bemerkung: „Schneesturm. Vor den Fenstern alles weiß! Schöne Gegend!" aufweist, zeigt es uns dann das

wohlgelungene Aquarell eines „mit Liebe" aufgebauten Schneemannes, aus dessen Wesen der Humor, die lachende Freude am spielerischen Schaffen mit tausend Zungen reden! Einen dottergelben Strohhut trägt der Gesell auf seiner hohen Stirn, und unter dem Rande quellen reiche Locken, blond wie der wohlgepflegte Spitzbart, der das Kinn umrahmt. Hat Ganghofer ein munteres Selbstporträt mit diesem Schneemann schaffen wollen, als dessen Erbauer er sich kühn und stolz in einer Beischrift nennt? Es mag beinahe so erscheinen! Man könnte ihn sich denken, wie er im Kreis der Seinen, mit ihrer freudigen Hilfe und im frohen Klange ihres Lachens sich da vor seinem Jagdhause ein lustiges Eintagsdenkmal baut. Denn daß die Seinen ihm geholfen haben bei diesem frühen Winterspiele, das steht gleichfalls im „Jagdbuch" schwarz auf Weiß verzeichnet. Kathinka Ganghofer, die treue und kluge Gefährtin seines Lebens, Lollo, Gusti und Sophie, die Kinder, haben sich als Gehilfen des Schneebildhauers, als Mitarbeiter an dem Werke eingeschrieben.

Frau und Kinder! Das wäre ein besonderes Kapitel im Leben und im Schaffen des Poeten, denn wie sein Dasein eng und unzertrennlich verwachsen ist mit ihnen, so rankt auch in sein Dichten hinüber, was ihm das Schicksal an Freuden und an Leiden im Kreise seiner Lieben werden ließ. Was ihn an fassungslosem Schmerz erschütterte, als er, der liebevolle Vater, am Sarge eines früh verstorbenen Töchterchens sich fand, das hat in seinem „Klosterjäger" ergreifend und verklärt Ausdruck gefunden, und was er fühlte, als die älteste, als seine Lollo, an der Seite ihres jungen Gatten das Vaterhaus verließ, um in die neue ferne Heimat hinzuziehen, das zittert nach in der Gestalt des Witting in dem Roman „Das neue Wesen". —

Er und die Seinen — wie ein Einziges, Untrennbares tritt das auch in dem „Jagdbuch" immer wieder vor; was er erlebt an Schönheit und an Freude, das müssen Frau und Kinder mit ihm teilen, und halb nur ist ihm der Genuß des Herrlichsten, wenn es nicht neben ihm auch seiner Frau und seiner Kinder helle Augen schauen konnten. „Wir" heißt es immer wieder in diesen Aufzeichnungen und Berichten, und als ein schlichtes rührendes Gebet, das ihm und all den Seinen Segen bringen soll, klingt es, wenn er beim Abschied von den Höhen schreibt:

„Weiß blinkt der Berge Kette,
Das Jahr ist aus, wir ziehen heim
Zum Ruß und Rauch der Städte.
Laßt uns nach frohen Tagen
Erinn'rung als gesunden Keim,
Der Kräfte birgt stark und geheim,
Mit fort im Herzen tragen!"



Jagdhaus Hubertus.

Das sind lyrische Proben aus jenem „Jagdbuche" — flüchtige Kinder aus vergangenen Stimmungen und Tagen. Und doch ergreifen uns gerade diese stillen Verse, die hier zwischen den Jagd- und Weidmannsbildern immer wiederkehren, tief. Wir fühlen, daß wir da vor eines Dichters Seele stehen, daß das, was uns die schlichten Worte künden, nicht für die Welt und für die wahllos bunte Menge aufgezeichnet ist — und so wird uns das Schauen dieser Bilder zum Blick ins Schaffen seiner besten Kräfte.

Viel und Mannigfaltiges wissen die beiden Bände von Ganghofers „Jagdbuch" noch zu erzählen, von seinen Pirschen auf seltenes Wild, von seiner Jagd auf Steinadler, Auerhahn und Birkhahn. Auch von den kühnen Versuchen, durch Zucht den Wildstand zu veredeln und zu erhöhen, plaudern die Blätter, und wohlbekannte Namen nennen sie von Männern, die unseres Dichters Gäste im „Hubertus" waren. Franz Stuck und Franz von Defregger, die Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal, Wolzogen, Ludwig Thoma, Ostini, Karlweis und viele andere finden wir eingezeichnet. Genug davon —. Nur ein Gedicht aus diesem inhaltsreichen Buche sei noch zum Schlusse hergesetzt, weil es Ganghofers Persönlichkeit so klar umfaßt und zeichnet. Es sind die Verse, die Carl Mühling, der feinsinnige Dichter, „seinem lieben Ludwig zur Erinnerung an zwei schöne unvergeßliche Tage" gewidmet hat:

Wohl dir, der du aus eig'ner Kraft
Ein Lebensglück aus einem Guß
Dir wie ein starker Schmied erschafft,
Dem Arbeitsquell Naturgenuß,

Dem, wenn er mit gespanntem Rohr
Das Edelwild im Tann belauscht,
Des Waldes Schweigen selbst ins Ohr
Gedanken und Geschichten rauscht,

Der schaffend dann zum Fruchten treibt
Den reichen, waldempfang'nen Keim
Und ausgestaltend niederschreibt,
Was er erlauscht im stillen Heim.

Wer in der Städtemauern Bann
Sein Dasein fristet, lebt nur halb;
Ihn weht aus deinem Buche an
Der Geistergruß der Tillfußalp.

Drum forsche nach der reinen
Spur
Des Schöpfers fern von
Menschendunst,
Denn aus der Seele der Natur
Erblüht allein die gold'ne
Kunst.



Blätter und Blüten

Zur Jahrhundertfeier der Königreiche Bayern und Württemberg. (Mit den Abbildungen auf dieser Seite.) Wir haben an anderer Stelle der „Gartenlaube“ aus berufener Feder einen Artikel über die Geschichte der beiden süddeutschen Königreiche gebracht, die jetzt auf ein jahrhundertlanges Bestehen zurückblicken können. Es wird unsere Leser interessieren, hier im Bilde die beiden Herrscher zu schauen, die am 1. Januar 1806 ihren Völkern die Übernahme der Königswürde verkündeten. König Friedrich I. von Württemberg, der als Herzog nur kurze Zeit, von 1802 bis 1805, auch als Kurfürst von Napoleons Gnaden den Namen Friedrich II. getragen hatte, war der älteste Sohn des am 23. Dezember 1797 verstorbenen Herzogs Friedrich Eugen, der die Reihe der katholischen Herrscher Württembergs beschloß. In einer Zeit napoleonischer Willkürherrschaft und großer Umwälzungen ans Ruder gekommen, hat er das Staatsschiff in entgegengesetzten Richtungen lenken müssen, zuerst gegen Napoleon, als Mitglied der zweiten Koalition, und dann, als Freund und Bewunderer des großen Korsen, gegen Österreich. Der Lohn dieser Gefolgschaft war — neben großem Zuwachs an Land und Leuten — die Königskrone. Er hat manches Jahr kämpfen müssen, um sie auf seinem Haupte festzuhalten: 1807 gegen Preußen, 1809 gegen Österreich, 1812 gegen Rußland und 1813 gegen den einstigen Verbündeten, den er aus Staatsklugheit verließ. Und als er 1816 starb, mögen schwere Gedanken sein Haupt umdüstert haben, denn das Land war in Aufruhr, der Streit um die Verfassung tobte zwischen den Parteien. Das junge Königtum hat alle Stürme siegreich überstanden. Heute sitzt als vierter Träger der Krone König Wilhelm II. auf dem württembergischen Thron. — Auch den bayerischen Königsthron hat die korsische Gunst errichtet, die mit Kronen spielte wie ein Kind mit Murmeln und in souveränem Schalten und Walten die politischen Grenzen verrückte, die Länder teilte und zusammensetzte. Nach der für das Land so unheilvollen Regierung des 1799 kinderlos gestorbenen Herzogs Karl Theodor wurde dessen Bruder, Maximilian IV. Joseph von Pfalz-Zweibrücken, Kurfürst von Bayern. Durch vortreffliche Wahl seiner Ratgeber — besonders der an die Spitze der Regierung berufene Minister Montgelas wirkte segensreich — gelang es Max Joseph, die Ordnung im Innern wiederherzustellen, nach außen hin brachte ihm der Napoleon geleistete Heerbann im Preßburger Frieden, 1805, reichen Gewinn. Der Kurfürst nahm, gleich seinem württembergischen Nachbar, am 1. Januar 1806 als Maximilian I. Joseph den Königstitel an und erließ die Proklamation, die wir im Wortlaut nebenstehend wiedergeben. Geschah die Erhebung zum König also auf Napoleons Einfluß hin, so ward auch das Geschick der neuen Krone wie in Württemberg späterhin durch die unglücklichen Kriege und den Untergang des Franzosenkaisers bedroht, und nur der Abfall vom einstigen Verbündeten konnte dem bayerischen Land das Königshaus erhalten. Maximilian Joseph entschloß sich daher wie Württemberg, die Truppen, die einst unter Napoleons Banner fochten, nun gegen ihn zu führen. Er schloß 1813 mit Metternich den Vertrag von Ried, der ihm Besitz und Souveränität zusicherte, gegen die Verpflichtung, etwa 36000 Mann wider Frankreich zu stellen. Auf Maximilian Joseph folgte 1825 der kunstsinnige König Ludwig I., der 1848 zugunsten seines Sohnes Maximilian II. abdankte. Dann kam 1864, erst 18 Jahre alt, der junge Ludwig II. zur Regierung, diese Idealgestalt voll glänzender Aussichten, um die ein tragisches Geschick die Märtyrerkrone gewoben hat. Als ihn am 13. Juni 1886 sein furchtbares Geschick ereilte, übernahm für Ludwigs II. jüngeren Bruder, Otto I., der geisteskrank ist, Prinz Luitpold die Regentschaft, die er heute noch, vom Volke geliebt und verehrt, ausübt.



Friedrich I.,
der erste König von Württemberg.



Maximilian I. Joseph,
der erste König von Bayern.
Gemälde von J. Stieler.

Turm bei Majori. (Zu dem Bilde auf Seite 901.) Die wildromantische Felsenküste des Golfes von Salerno stellt das charakteristische Bild von Karl Böhme uns vor das Auge, und bei seinem Anblick fühlt gewiß mancher Beschauer sich zurückgetragen auf die in die Uferklippen gesprengte Straße von Amalfi nach Salerno, die so reich ist an den mannigfachsten Reizen landschaftlicher Schönheit wie kaum eine andere in Italien. Zur Linken jäh abstürzende Berge, deren groteske Felsenwildnis durch die Blüten und das Mosaik von Grün der auf Terrassen emporsteigenden Fruchtbäume des Südens gemildert wird, dazwischen fruchtbare kleine Talausgänge, die eng zusammengedrängte freundliche Städtchen und Dörfer mit flachen Dächern bergen, darüber an den Hängen zerstreut kleine Weiler und auf den Höhen trutzige Kastelle. Zur Rechten das weite blaue Meer, smaragdgrün an der Felsenküste, wie Gold und Silber glänzend im Sonnenlicht, das eine lichte Brücke über den Golf baut. In den von Felsenkaps umrahmten Buchten ruht die See im Sonnenschein wie ein glatter Spiegel oder wallt wie schwerer Seidenstoff oder schmückt sich mit immer neuen glänzenden farbenstrotzenden Gewändern aus lichtem Grün, dunkelm Purpur, weichem Ultramarin und tiefem satten Blau, hier gleich Diamanten glitzernd, dort wie ein breites Band sich biegend, von Fransen aus schneeweißen Schaumperlen umsäumt. Zuweilen aber verliert sie, wie Karl Böhmes Bild zeigt, ihre sonnige Heiterkeit und wälzt drohend und tobend Welle auf Welle gegen die Uferklippen, die wie Schildwachen vor den steilen Kerkermauern stehen; doch die heranbrausenden Wogen überstürzen sich in blindem Eifer oder rennen sich laut stöhnend unter dumpfem Aufschrei die Köpfe ein, mit denen sie durch die Wand wollten. Sie sind minder glücklich als ihre Ahnen, denen es gelang, die Unterstadt Amalfis zu verschlingen, wenn sie auch durch ihre Ausdauer im Angriff dem Gestein tiefe Wunden geschlagen haben. Die liebe Abendsonne aber streut in das Marmorgeäder der zurückweichenden Wellen wie in die Täler der neu herandrängenden Wogen ihren Goldglanz, taucht die Wellenberge in eine helle, nahezu durchsichtige Färbung und überhaucht den weißen Gischt mit zartestem Rosa, während weiter von der Küste entfernt das Meer im Abendsonnenschein erglänzt und die Feuerglut des Himmels widerspiegelt. Aber so schön die Lage dieser Städtchen am Meer, so gefährlich war sie auch lange Jahrhunderte hindurch, und davon erzählen noch heute die schwerfälligen Rundtürme auf den äußersten Vorsprüngen der die kleinen Buchten umrahmenden Felsenkaps, im Mittelalter zum Schutze dieser vielbegehrten Küste gegen feindliche Einfälle, namentlich der Barbaresken, erbaut. Einer der trotzigsten ist unser Turm von Majori, der wie ein König die Klippenwildnis ringsum überragt und beherrscht und in seiner geschlossenen Wucht düster drohend auf das Meer hinausspäht, durch einen steinernen Viadukt mit der Küste verbunden. Er hat ein längeres Leben als das unweit von dieser Stelle im 7. Jahrhundert von den Langobarden errichtete Kastell, das im 9. Jahrhundert von dem Piraten Siccardo zerstört sein soll. Im Mittelalter gehörte das Städtchen Majori, das unser Turm zu beschützen hatte, zur Republik Amalfi, die mit Genua und Pisa wetteiferte, was heute kaum glaublich erscheint. Von dem Genuesen Filippino Doria wurde im 16. Jahrhundert in seiner Nähe beim Capo d'Orso die Flotte Kaiser

Proklamation.

Da durch die Vorsehung Gottes es dahin gediehen ist, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Baiern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes, und zum Flor des Landes wieder erreicht, so wird der Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Fürst und Herr, Herr

Maximilian Joseph,

als König von Baiern, und allen dazu gehörigen Ländern hiermit feyerlich ausgerufen, und dieses seinen Völkern allenthalben kund und zu wissen gemacht.

Lange und glücklich lebe Maximilian Joseph, unser allergnädigster König
Lange und glücklich lebe Karoline, unsere allergnädigste Königin!

So geschehen und verkündet in der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München am ersten Tage des Jahres Ein Tausend Acht Hundert Sechs.

Karls V. geschlagen. Über dem Turm aber im Gebirge fühlt sich der Wanderer, der aus dem reizend im Ausgang des Tramontitals gelegenen Majori mit seinen Papiermühlen, Makkaronifabriken, Zitronen-, Ölbäumen und Reben emporsteigt, beim Anblick der sarazenischen Vollstuppen und Banten über das herrliche Meer hinweg in das Morgenland getragen; doch ist es in der Nähe unseres malerischen Turmes so schön, daß man sich gern damit begnügt, nur die Gedankenschiffe weiterfahren zu lassen und gleich den Normannen, wenn auch nicht stolze Schlösser, so doch Hütten dort bauen möchte. H.

Kupferstichkenner. (Zu dem Bilde S. 905.) Ein Stückchen verschollener Zeit tritt uns in diesem Bilde des großen französischen Meisters Meissonier vor Augen: eine der unzähligen Behausungen, halb Wohnstube, halb Atelier, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von bescheidenen, aber leidenschaftlichen Liebhabern der Kunst mit Bildern, Ziergefäßen und dickbäuchigen Kupferstichmappen angefüllt zu werden pflegten. Eine kleine Welt für sich, in welcher der glückliche Eigentümer seine Jahre still hinspann, stets bereit, besuchenden Freunden die vielen großen und kleinen Schätze seiner neueren Erwerbungen vorzulegen, oder auch sich mit ihnen wieder einmal recht gründlich in die oftgesehenen alten zu vertiefen und die Eigenart des Kupferstechers, die Vorzüge dieser oder jener Schraffierung, das unübertreffliche Helldunkel des Hintergrundes mit feinem Verständnis hervorzuheben. Der Gesichtskreis jener Kunstfreunde war beschränkter als der unserer heutigen, aber sie besaßen das, was sie sich erworben hatten, viel fester und hatten eine ausschließliche, tief beglückende Liebe zur Sache, die oft den besten Teil ihres Lebens ausmachte. Wie deutlich spricht diese aus der Haltung des Hausherrn, der behutsam ein besonders kostbares Blatt dem Besucher seiner Künstlerwerkstatt vor Augen hält, wie ist auch dieser ganz von bewundernder Hochachtung erfüllt, obgleich das Verhältnis seiner eleganten Persönlichkeit zur Kunst ein etwas entfernteres zu sein scheint. Und die Umgebung der beiden: das nur von einem Oberlicht erhellte räucherige Zimmer voll großer und kleiner Bilder, die Spiegelkonsole mit dem Durcheinander von Kunstwerken, Pinseln und gewöhnlichen Terpentinflaschen — alles das ist so vorzüglich dargestellt, daß das Bild den Beschauer mit dem Eindruck höchster Lebenswahrheit fesselt und ihm einen ebenso erquicklichen Genuß verschafft, wie den beiden Freunden die Betrachtung ihrer Kupferstiche. B.



Europäische Reisende auf einem chinesischen Götzen in der Nähe des Bambootempels bei Tschifu.

Chinesischer Götze. (Zu dem obenstehenden Bilde auf dieser Seite.) Sie sind von der Hafenstadt Tschifu hergekommen, die beiden Europäer, haben sich dort den buddhistischen Bambootempel angesehen und sind auf einmal, mitten in der Einöde, auf den sonderbaren Heiligen gestoßen, den Furcht oder Anbetung, Hoffnung oder Erinnerung vor langer Zeit dort aufgerichtet hat. Nun steigen sie ihm auf den Kopf, und unser Bild zeigt, wie klein und zierlich sie sind gegen den Goliath, der sich ihrer nicht erwehren kann, vor dem sich so viele arme Chinesen gefürchtet haben, dem sie vielleicht drückend empfundene Opfer brachten, und der doch so harmlos und ohnmächtig ist, ein Gebilde von Menschenhand, dem Untergang geweiht wie alles, was menschlich ist!

Lernt Geologie! Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts lebte in Jena ein Naturforscher, ebenso merkwürdig durch seine seltsamen Schicksale wie durch seine hohe pädagogische Begabung. Nach mannigfachen Irrfahrten hatte Karl Schimper in Thüringen eine Zufluchtstätte gefunden und sammelte einen Kreis von Gelehrten und Naturfreunden um sich, auf die er einen wahren Zauber ausübte. Schleiden, Ried, Schäffer u. a. nahmen an seinen Vorlesungen und Wanderungen teil und haben uns Zeugnisse hinterlassen, wie feinsinnig Schimper alltägliche Erscheinungen zu beobachten und ihnen einen tieferen Sinn beizulegen verstand. Er besaß ein besonderes Talent, mit den einfachsten Mitteln physikalische Versuche zu veranstalten, und diese physica pauperum (Physik der Armen), wie er sie nannte, wurde von Hermann Schäffer weiter ausgebildet und durch seine Vorlesungen in weiteste Kreise verbreitet. Hunderte von Lehrern haben bei ihm gelernt, wie man auch ohne kostbare Apparate physikalische Erscheinungen darstellen und die ihnen zugrunde liegenden Gesetze erläutern kann. Also schreibt Johannes Walther, Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Jena, in der Einleitung zu dem von ihm soeben herausgegebenen Werke „Vorschule der Geologie“. Er hatte den Wunsch, auch für seine Wissenschaft Ähnliches zu schaffen. Auch in der Geologie, meint er, gibt es zahllose Vorgänge und wichtige Gesetze, die man überall und ohne kostspielige Instrumente beobachten kann. Jeder Regenguß, jede Quelle, jedes Bachufer und jeder Steinbruch, ja selbst die einfachste Lehmgrube ist geeignet, das stille Wirken der Naturkräfte zu verfolgen. Ein einzelner Kieselstein kann uns weite Gesichtspunkte eröffnen, und es dürfte berechtigt sein, bildlich von einer „geologia pauperum“ zu reden — wir verstehen darunter eine Behandlung geologischer Vorgänge und Tatsachen, die ohne besondere chemische, mineralogische oder mathematische Voraussetzungen an die alltäglichen Erscheinungen anknüpft und das Interesse für die Heimat belebt. In diesem Sinne bildet die „Vorschule der Geologie“ eine gemeinverständliche Einführung und Anleitung zu Beobachtungen in der Heimat. Sie zeichnet sich durch große Klarheit der Darstellung aus und bietet eine Fülle von Anregungen nicht nur zu Beobachtungen im Freien, sondern auch zu einfachen, aber höchst interessanten Versuchen, die uns das Walten der Kräfte, die an der Bildung der Erdrinde beteiligt sind, veranschaulichen. Wir möchten das durchaus nicht umfangreiche Buch weitesten Kreisen empfehlen. Leider wird bei uns die Geologie in den Schulen gar nicht berücksichtigt, und doch ist eine gewisse Summe geologischer Kenntnisse aus ideellen und praktischen Gründen für jeden Gebildeten unerläßlich. So zeigt uns z. B. die geologische Karte die Stellen, wo man Bergwerke und Steinbrüche anzulegen, Ton, Mergel und Torf zu graben, Kohlenlager oder Salzquellen aufzusuchen hat. Wir können auf der Karte mit einem Blick erkennen, von welcher Fundstelle Straßenschotter oder Pflastersteine am besten zu gewinnen sind; die

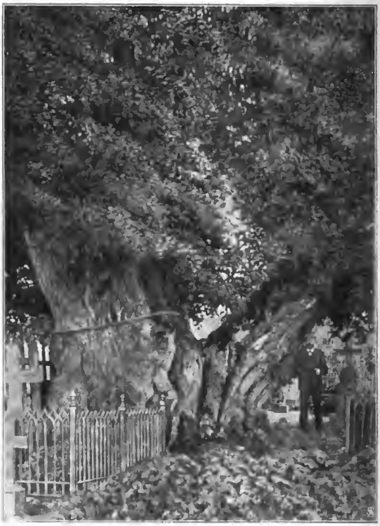


Austernzucht in der Bucht von Arcachon.

Anlage von Eisenbahnen oder Straßen, von Häusern und Fabriken, das Aufsuchen von Quellen, die Grundlagen des land- und forstwirtschaftlichen Betriebes — alle diese und ähnliche Dinge lassen sich ursächlich aus der geologischen Karte beurteilen. Es ist leicht zu beweisen, daß Millionen gespart und Millionen verschwendet werden können, je nachdem bei solchen Unternehmungen die natürlichen Grundlagen, wie sie auf den geologischen Karten dargestellt sind, benutzt oder mißachtet werden. Kein Wunder, daß die Regierungen der Kulturstaaten jährlich große Summen für die Aufnahme und Veröffentlichung geologischer Kartenwerke ausgeben, so z. B. Preußen und Thüringen 530000 Mark und die Vereinigten Staaten von Amerika 4000000 Mark. Eine rege Förderung geologischen Wissens in weiteren Kreisen kann nur von hohem Nutzen sein. Darum sei auch die „Vorschule der Geologie“ nicht nur Naturfreunden und Lehrern, sondern auch der jüngeren Generation empfohlen.

Austernzucht in der Bucht von Arcachon. (Zu dem Bilde Seite 915.) Unerschöpflich schien der Reichtum des Meeres. Das verleitete den Menschen zu einer Raubwirtschaft, und sehr hart wurde von ihr die Auster betroffen. In früheren Zeiten gab es an verschiedenen Küsten Austernbänke, in denen zahlreiche Fischer Beschäftigung fanden und in der Saison wöchentlich Austern im Werte von 20000 bis 30000 Mark fischten. Mit dem zunehmenden Wohlstand stieg auch der Verbrauch der Austern im Binnenlande, namentlich in den Großstädten, und das Meer mußte jährlich Milliarden von Austern liefern. Die Folge davon war an verschiedenen Stellen die Ausrottung der Auster, und man sah sich genötigt, von der Raubwirtschaft abzulassen, die Auster mehr zu schützen und schließlich auch zu züchten. Die ersten größeren Versuche nach dieser Richtung hin wurden vor fünfzig Jahren gemacht, und unter anderem blühte die Austernzucht in der Bucht von Arcachon, in der Nähe von Bordeaux, auf. Es werden dort alljährlich mehrere hundert Millionen Austern gezogen, deren Wert sich auf etwa fünf Millionen Franken beläuft. In eigens dazu eingerichteten Bassins legt man mit Hohlziegeln versehene Holzgestelle aus, an denen sich die junge Austernbrut festsetzt. Vor ihren natürlichen Feinden nach Möglichkeit geschützt, wächst hier die Brut heran, bis die Schalentiere nach etwa neun Monaten einen Zentimeter im Durchmesser groß werden; man nimmt sie dann von den Ziegeln ab und setzt sie in andere Bassins, die sogenannten Austernparks, die mit Faschinen oder Reisigbündeln belegt sind. An diese heften sich die Austern und verbleiben hier, bis sie eine Größe von drei Zentimetern im Durchmesser erreicht haben. Sie werden dann wieder abgenommen oder „gepflückt“ und in besondere Austernparks gebracht, die an Flußmündungen liegen. Hier finden die Austern reichliche Nahrung und können gemästet werden. Haben sie dann alle Eigenschaften erlangt, die dem Feinschmecker erwünscht sind, so kommen sie zum Versand an die Händler. Das Leben und Treiben, das sich in den Austernparks von Arcachon entwickelt, ist recht interessant. Da sehen wir die [illegible] Parzellen, und [illegible] die Kanäle zwischen den einzelnen Bassins befahren werden. In den Parks sieht man die Zeugen der Zuchtstätten und der [illegible] in langen Reihen aus dem Wasser hervorragen. Zahlreiche Arbeiter, Männer und Frauen, die mit dem [illegible] oder [illegible] der Austern beschäftigt sind. Die „Parqueurs“ oder Arbeiterinnen tragen [illegible] Männerhosen und hohe Stiefel, um diese [illegible] mit breiten quadratischen Sohlen befestigt, damit die Leute nicht in dem erweichten Sandgrund zu tief einsinken.

Ein entlarvter Erfinder. Braunschweiger Leberwurst wird den Ruhm des Landes wohl noch lange halten, wenn auch das Spinnrad als braunschweigische Errungenschaft nicht mehr gelten kann. Wie ein Chronist Anno 1722, also ein wenig spät, meldet, sollen 1530 „die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht seyn“. Das kann nicht stimmen, denn ein in Süddeutschland um 1480 entstandenes Bilderwerk, das sogenannte „Mittelalterliche Hausbuch“, ferner die Zeichnungen Leonardo da Vincis von etwa 1500 und die von Niklas Glockendon 1524 gemalte Bibel der Wolfenbütteler Bibliothek zeigen bereits sehr vollkommene Spinnräder und Spinnapparate. Meister Jürgen lernte den neuen Apparat wohl in der Fremde kennen, fertigte Spinnräder in Wolfenbüttel als Drechsler an und wurde dadurch berühmt. Seine Landsleute schrieben ihm dann den Ruhm zu, die nützliche Maschine selbst erfunden zu haben, und so finden wir diese Annahme denn heute noch in manchem Konversationslexikon. F.



R. Junghähnel in Zwickau i. S. phot.

Deutschlands merkwürdige Bäume:
Die „Dicke Linde“ in Reinberg bei Greifswald.

Deutschlands merkwürdige Bäume: Die „Dicke Linde“ in Reinberg bei Greifswald. (Mit nebenstehender Abbildung.) Es ist auffällig, daß der ohne Zweifel umfangreichste Baum wohl von ganz Deutschland nur im Umkreis von wenigen Meilen als eine seltene Sehenswürdigkeit bekannt ist. Vor der Eingangstür der auch als Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert erwähnenswerten Kirche in Reinberg, einem Pfarrdorf zwischen Greifswald und Stralsund, grünt und blüht noch alljährlich eine Linde, deren Alter Fachleute auf 700 bis 800 Jahre schätzen. Da auch die Kirche etwa das gleiche Alter zu haben scheint, so kann wohl angenommen werden, daß die Linde bei Erbauung der Kirche gepflanzt wurde. Nach einer genauen Messung hat der Baum 50 Zentimeter über der Erde den ungeheuren Umfang von 12,25 Metern; sein längster Durchmesser mißt 4,20 Meter, der kürzeste fast 3 Meter. Nicht ganz in Manneshöhe spaltet sich der inwendig hohle Baum in zwei gewaltige Teile, die ihre Gipfelzweige bis zu 15 Metern in die Höhe senden. In jeder seiner Hälften hat ein Tisch von 90:50 Zentimetern Platz, oder ist Raum für acht Personen. Im Beginn des vorigen Jahrhunderts war der Ruf dieses Baumkolosses weiter verbreitet als jetzt. So war nach einem Geographiebuche aus dieser Zeit Reinberg bekannt „durch die dicke Linde und den dicken Pastor“. Daß letzterer auch mit Recht bekannt war, beweist die noch jetzt auf der Kanzel befindliche Bank, auf die der würdige Herr beim Predigen sich setzen mußte. König Friedrich Wilhelm IV. besichtigte stets auf seiner Durchfahrt durch Reinberg die ihm wohlbekannte Linde. Und endlich ruht im Schatten dieses Baumriesen der früh als Pastor dort verstorbene Vater des bekannten, gleichfalls verstorbenen Chirurgen Th. Billroth in Wien.

A. Vogel

Kleiner Briefkasten.

[illegible] Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.

H. K. in Memel. Gewiß erhält jeder Einsender sein Moltke-Gedicht zurück; er braucht nur diesen Wunsch mit Angabe seines Namens und seiner Adresse, des Kennwortes und unter Beifügung einer Postmarke der Redaktion der Gartenlaube auszudrücken.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

5.Doppelnummer 21. Dez. 1905 Preis 12 cents

Weihnacht 1905

Die Gartenlaube



Inhalt.

	Seite
Weihnachtszauber. Gedicht von Margarete Muensterberg. Mit Randzeichnung von Hanns Anker	917
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (15. u. 16. Fortsetzung.)	918 u. 941
Christnacht. Bild von E. Schultheiß	921
Weihnachtsmarkt in Berlin. Bild von Georg Schöbel	924 u. 925
Ein Weihnachtsabend in See! Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D. Mit Abbildungen von Paul Brockmüller	927
Von Schneeflocken und Eisblumen. Plauderei von Dr. Adolf Heilborn. (Mit Abbildungen.)	929
Heimatlieder. Bild von Franz von Defregger	931
Der Apostelkrug. Eine lustige Weihnachtsgeschichte von Hans Arnold. (Anfang u. Schluß.) Mit Abbildungen von E. Rosenstand	932 u. 953
Wie ein Schaukelpferd entsteht. Von M. Hagenau. (Mit Abbildungen.)	935
Am Markttag. Bild von Max Kauffmann	941
Mutterglück. Bild von J. de Leiris	945
In den Zwölf Nächten. Gedicht von Adelheid Stier. Mit Umrahmung von Paul Brockmüller	949
Die Dreimillionenstadt. Von Dr. Heinrich Seidel	950
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Über elektrische Fernphotographie. Von Professor Dr. Arthur Korn. (Mit Abbildungen.)	956
Blätter und Blüten	939 u. 940; 958—960

Hierzu Beilage 1 und folgende sowie farbige Kunstbeilage 26: „Weihnachtsmorgen." Von E. Czech.



Weihnachtsmorgen.

Gemälde von E. Czech.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**



Weihnachtszauber.

Weihnachtszauber, webst du wieder
Deine goldnen Liebesbande?
Weihnachtszauber, schwebst du wieder
Wie ein Engel durch die Lande?
Himmelsglanz im Erdendunkel,
Liederklang im Winterschweigen,
In der Nacht ein Lichtgefunkel,
Waldesduft aus Tannenzweigen!
Nichts lockt uns so hold zurück,
Nichts umspannt so ferne Weiten:
Ewigkeiten — Ewigkeiten —
Und das traute Kinderglück.

Margarete Muensterberg.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(15. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

Peter Sterzinger, dem Herr von Sölln einen Wink gegeben, war vom Tisch gegangen, um den Hirschen, die Graf Udenfeldt erlegt hatte, die Geweihe abzuschlagen und den von ihm gestreckten Keilern die Waffen auszubrechen.

Je übermütiger sich die Laune an der Tafel auswuchs, um so stiller wurde der Graf. Und zufällig, wie in zerstreutem Spiel, geschah es, daß er den Deckel des Buches aufschlug, das vor dem Dekan auf dem Tisch lag. Er nickte schweigend. Und leise fragte Herr von Sölln: „Ihr kennt dieses Buch?"

„Das ist mehr als ein Buch! Das ist der Herzensschrei eines deutschen Mannes, der seinem verblendeten Volk das dicke Leder von den Augen reißen wollte." Und während die anderen an der Tafel sich in der feuchten Stimmung zu Späßen verstiegen, daß die alte Frau des Schloßwärters verlegen davonraunte, sprach Graf Udenfeldt mit gepreßter Stimme weiter: „Wie ein sorglicher Jäger einem Wild, das er verendet im Busch gefunden, den Leib öffnet und seinem Herrn an Herz und Lung und Nieren die Ursach der Krankheit fürweist, so hat Weyer dem brennenden Unwesen der Zeit den widerlichen Ranzen aufgetan und alle Ursach hergewiesen, die uns das Leben verpestet."

„Was hat es genutzt! Das Buch des Weyer hat an die fünfzig Jahr, und das Brennen ist ärger im Land denn je!"

„Ein großes und gutes Wort muß allweil zu Jahren kommen, eh daß es zu klingen anhebt in allen Ohren. Aber liegt das Buch nicht da auf Eurem Tisch, über hundert Meilen weit vom Cleveschen Land und vom Hambacher Jagdschloß, in dem es der Weyer geschrieben? Und so wie Euch, Herr, redet es Ungezählten ins Herz und rechnet ihnen die Schäden für, aus denen die qualmende Pest herausgewachsen. Schuld ist der Afterglauben, den der Eigennutz und die Dummheit anmeln! Und das Unwissen, das hinter jedem unverstandenen Ding eine Bosheit des Teufels wittert. Schuld ist die Mutlosigkeit vieler Verständigen, die da schweigen aus Angst. Und die Schlechtigkeit der Heuchler, die im Trüben ihren Vorteil fischen. Dazu die eselhaften Quacksalber, die von aller Krankheit nur den Wurm und das Bauchzwicken kennen und von den Leiden einer verstörten Menschenseel so wenig wissen wie ein Blinder von den Farben. Und von aller Schuld die schwerste ist denen bockbeinigen Doctoribus und Juristen beizumessen, die in Ehrfurcht vor jedem Paragräphlein auf dem Bauch liegen und sagen: ‚Das Gesetz ist da . . . mag es so dumm sein wie es will . . . weil es da ist, muß es befolgt werden!' Und da wüten sie mit all dem blutigen Zwang, der jeden schuldlosen Willen bricht und hundert Mitschuldige macht, wo kein Schuldiger war. Und ihre Helfer sind die heißköpfigen und herzkühlen Kleriker, die den Teufel im Glauben des Volkes nicht von Kräften kommen lassen, weil sie mit Gott allein zu wenig ausrichten. Sie leben von des Teufels Macht. Und die ist immer am gröbsten, wo die Dummheit am dicksten ist."

„Graf! . . . Bin ich nicht auch ein Kleriker? Und der Süßkind? Und Prior Josephus? Ihr werfet gegen meinen geistlichen Stand einen Fürwurf, der nur wenige trifft."

„Nein, Herr! Ihr zu Berchtesgaden, Ihr lebt auf einem schönen abgeschiedenen Flecklein Erde. Und Schönheit, die um uns her ist, macht die Menschen gut. Ich lebe da draußen im Reich und schaue viel hinein in die kirchlichen Händel. Und immer hab ich erfunden, daß es unter den Klerikern die wenigen sind, die mich an Eure Art gemahnen. Dieser Doktor Pürckhmayer aber, der ist, wie die meisten sind! Ob römisch oder evangelisch! Der kirchliche Zwiespalt im Reich, der begonnen hat wie Freiheit und Verheißung, ist auf kotigen Weg geraten, auf dem die geistlichen Widersacher mit aller Schwachheit, die dem Menschen anhaftet, lieber im Schlechten wetteifern, denn im Guten. Es brennt mir auf der Seele, wenn ich bekennen muß, daß man der Scheiterhaufen mehr in evangelischen Ländern aufgerichtet hat als in katholischen. Deutschland, das man einst das Land der Klugen und Redlichen nannte, hat dieses Rösten, Brennen und Sengen mit größerem Fleiß betrieben als je eine andere Nation. Ich hab meine Heimat lieb! Und muß mich ihrer schämen! Und möchte den Morgen schauen, an dem es endlich taget! . . . Aber ob ich das erleben werde? In der wüsten Verworrenheit einer Zeit, wo Bruder wider Bruder steht und ein Menschenleben so billig gezählt wird wie ein Halm auf der Wiese . . . weiß da einer, ob er morgen noch atmen wird? Was geschehen kann in solcher Zeit, daran hab ich am Lebenselend meines Jägermeisters ein Exempel erfahren . . ."

Lustig klangen die Hörner. Freiherr von Preysing hatte den Jägern die Weise eines Rundtrunkes vorgesungen. Nun bliesen sie das Lied. Und während der Weinguttер von Mund zu Mund die flinke Reise machte, sang der Freiherr:

„Frisch auf, gut Gsell, laß rummer gahn,
Das Gläslein soll nicht stille stahn!
Tummel dich, guts Weinlein!"

Heiteres Lachen mischte sich in den Schlußakkord der Hörner. Und in der halben Stille, die dem fröhlichen Gelärme folgte, klang die Stimme des Grafen Udenfeldt: „Nein Herr! Was mein Jägermeister als junger Gesell hat erleben müssen, das ist ein Zeichen der Zeit gewesen, wie sie bei allem Hader des Kirchenstreites und bei allem Qualm der Hexenbränd seit sechzig Jahren sich ausgewachsen hat, und wie sie heut noch ist."

Der Freiherr und die Kapitularen wurden aufmerksam. Und Herr Piessjer fragte den Dekan: „Wovon ist da die Red?"

„Von einem Exempel, wie man schuldlose Menschen mordet."

Da war die Neugier wach, und die Herren rückten näher, wozu der Freiherr meinte: „Ein gruslig Ding zu einer lustigen Stund, das schmeckt wie zu rotem Wein ein Surfisch. Der macht den Durst noch feiner!"

Der Scherz, über den die anderen lachten, schien dem Grafen nicht zu gefallen. Aber die Herren lehnten sich schon mit breiten Ellbogen über den Tisch und warteten auf das Exempel. „Da ist mein Vater einmal, ich bin noch ein Jung gewesen, vom Wiener Hof an der Donau her zur Heimat geritten. So kommt er zur Dämmerzeit in ein Dörflein hinter Passau und nächtet in der Herberg." Auch die Jäger, die am anderen Ende der Tafel saßen, waren still geworden und lauschten. „Am Morgen, wie mein Vater just im Hof der Herberg mit seinem Stallmeister redet, kommt aus dem Wald ein Gaul dahergesaust, als hätt er brennenden Zunder in den Ohren, und droben hockt ein junger Gesell. Und Gaul und Mensch sind rot übergossen von Blut. Und wie man die scheue Mähr am Zügel erwischt, da glitscht der Reiter vom Gaul herunter, mehr tot als lebendig. Hat einen Schuß durch die Rippen gehabt und einen Säbelhieb über Schädel und Schulter. Und hat die Jägerlivrey des Königs von Frankreich getragen. Mein Vater läßt den ohnmächtigen Menschen in die Herberg schaffen, und der Medikus, der in meines Vaters Gefolg gewesen, muß ihn betreuen. Dann reitet mein Vater seines Wegs und heißt den Medikus bleiben. Drauf, in Regensburg, wo die Reichsgeschäft meinen Vater eine Woch verhalten haben, kommt eines Abends der Medikus angeritten und bringt den fremden Gesellen mit. Und sagt: ‚Herr, luset, was der Mensch da erzählt!' Und der junge Gesell, mit dem Wundverband um den Schädel, schaut meinen Vater an und hat die Augen voll Wasser. Hat ein schlechtes Deutsch geredet. Aber mein Vater hat Französisch verstanden. Und hat den Gesellen mit heimgebracht nach Udenfeldt. Da ist der Pikeur des Königs von

Frankreich unser Jägermeister worden. Und ist's noch heut. Hat nur ein paar Jährlein über die Fünfzig und ist schon ein weißhaariger Greis. Verläßlich wie Stahl und treu wie Gold! Mich hat er zum Jäger gemacht. Nie hab ich ihn lachen sehen, niemals in all der grünen Freud. Aber was ihm widerfahren ist in selbiger Nacht, die ihm einen Treff fürs ganze Leben in die Knochen geschlagen, das hat er mir oft erzählt . . ."

Es war um die Zeit des Schmalkaldischen Krieges, als ein deutscher Musikus mit seinem jungen adligen Herrn die Reise nach Paris machte, wo der Junker die Universität besuchen sollte. Dem gefiel aber das lachende Leben besser als die ernste Wissenschaft, er ließ draufgehen, was Zeug hatte, mußte wegen Schulden flüchten, und sein Gefolge blieb hilflos in der Fremde zurück. Der junge Musikus fand Stellung in der Hauskapelle eines vornehmen Herrn und freite die Tochter eines schweizerischen Fechtmeisters. Der Schweizer und die Seinen waren Kalvinisten, und die Liebe zog den Bräutigam zu dem Glauben hinüber, den seine Braut bekannte. Einige Jahre blieb die Ehe kinderlos. Dann schenkte die junge Frau dem Gatten ein Zwillingspaar, Knaben. Die wurden, als sie heranwuchsen, einander so ähnlich, daß nur die Augen der Eltern sie zu unterscheiden vermochten. Vater und Mutter wurden ein Opfer der Bartholomäusnacht. Und die verwaisten Knaben steckte man zur Bekehrung in ein Kloster. Mit vierzehn Jahren kam der eine, der Begabung für Musik verriet, zu einem Geiger der königlichen Kapelle in die Lehre, den anderen reihte man als Hundejungen in die Jägerei des Königs ein. Und da wurde mit den Jahren der eine ein tüchtiger Musikus, der andere ein tüchtiger Jäger. Mit zärtlicher Liebe hingen die Brüder aneinander. Dabei glichen sie sich an Gestalt und Gesicht, daß ihre nächsten Freunde sie nur an der verschiedenen Kleidung erkannten. Und häufig neckten und verwirrten sie ihre Freunde durch den Wechsel der Tracht.

Da verlor der Musikus sein Herz an eine junge Sängerin, die zur Komödientruppe des Königs gehörte. Der Jäger, um diese Wahl zu prüfen, führte eine der gewohnten Mummereien aus, besuchte die Sängerin in der Tracht seines Bruders und fand ein holdes, zärtliches Geschöpf, das die Täuschung nicht erkannte. Dieser Scherz, der den Jäger die Ruhe seines Herzens kostete, entzweite die Brüder. Doch als der Musikus, wenige Monate nach seiner Vermählung, zur Rettung seines Glückes aus Paris flüchten mußte, weil sein junges schönes Weib das Wohlgefallen eines hohen Herrn erweckt hatte, blieb der Jäger als ein an Herz und Seele verstörter Mensch zurück. Ein halbes Jahr ertrug er die Trennung von den beiden heißgeliebten Menschen. Dann verkaufte er, was er besaß, lief aus des Königs Dienst, folgte den Spuren des Bruders von Stadt zu Stadt, und endlich fand er zu München das junge Paar, das eben nach Wien zu reisen gedachte, weil ihm bei der Opera des Kaisers Stellung und gutes Auskommen zugesagt waren. Unter tiefen Gemütserschütterungen wurde die Versöhnung der Brüder geschlossen. Sie schworen, sich niemals im Leben wieder voneinander zu trennen. Und in Wien würde sich wohl auch ein Herr finden lassen, der einen guten Jäger zu schätzen wüßte. So reisten die drei in seliger Eintracht weiter. Zu Salzburg beschlossen sie zu bleiben, bis die junge Frau, die der Geburt eines Kindes entgegensah, die schwere Stunde überstanden hätte — und dann wollten sie, weil ihre Mittel knapp geworden, die Donau zu erreichen suchen, um auf dem Wasser billige Reise mit einem Güterfloß nach Wien zu finden. In einer kleinen Fuhrmannsherberg hatten sie Wohnung genommen. Und da scholl am Abend, wenn es dämmerte, aus einer dunkeln Stube feiner Geigenklang und eine süße Stimme, deren Worte die Neugierigen, die sich auf der Straße zu sammeln pflegten, nicht verstanden. Und manchmal des Tages sahen die Leute am Fenster ein junges dunkelschönes Frauengesicht mit großen glänzenden Augen. Ein fremder schöner Klang, und ein fremdes schönes Weib — das sind verdächtige Dinge. Bei den Leuten, die rings um die Herberg wohnten, kam ein Gerede in Lauf. Und eines Mittags erschien in der Herberg eine Gerichtsperson mit zwei Schergen: eine Bauersfrau hätte zur Anzeig gebracht, daß ihr Bub durch die teuflische Singerei völlig verzaubert wäre, und daß sie, als sie in der hellen Mondnacht auf Kundschaft gegangen, am Fenster der Herbergstub einen schwarzen Gesellen gewahrt hätte, dem Rauch und Feuerfunken aus dem Maul gegangen. Und nun müßte das unheimliche Ding untersucht werden. Erschrocken, mit ihrem mangelhaften Deutsch, versuchten die beiden Brüder die Sache aufzuklären. Daß ein Geiger geige und eine Sängerin singe, das wäre doch kein unheimlich Ding. Und das mit dem Rauch und den Feuerfunken, erklärte der Jäger, das wäre nicht minder eine natürliche Sache. Er brachte aus seinem Mantelsack ein tönernes Röhrlein hervor, dessen ausgebechertes Ende er aus einer Schweinsblase mit braunem Kraut anstopfte; dann schlug er Feuer, legte den brennenden Zunder auf das Kraut, sog an dem tönernen Rohr, blies den Rauch durch die Nase und pustete die Feuerfunken aus dem glimmenden Kraut.

„Der hat Towak geraucht!" fiel Freiherr von Preysing mit Lachen ein. „Das haben vor etlichen Jahren die Münchener Harquebusierer aus dem letzten Feld mit heimgebracht. Aber die Obrigkeit hat das Ding verboten."

Graf Udenfeldt nickte. „Dem Salzburger Gerichtsherrn ist das vor sechsundzwanzig Jahren ein neues Ding gewesen. Und er hat den Kopf geschüttelt, obwohl der Jäger zu Protokoll gegeben: das hätt er von einem flämischen Soldaten gelernt, dem er das Röhrlein und drei Krautblasen abgehandelt; zwei Blasen hätt er schon leer geraucht; und das wär ein gutes ärztliches Ding, das wider die Melancholey und allen Kummer helfe, den Kopf hell und die Sorgen still mache, das Zahnweh vertreibe und vor der Pest behüte. Aber der Gerichtsherr sagt: da hätt er keine Meinung und müßte das Wort seiner Oberen einholen. Dann nimmt er das indianische Kraut und das Röhrlein in Beschlag und läßt die drei Menschen in Sorg und Unruh zurück. Die junge Frau in ihrer zitternden Angst hat immer gebettelt: ‚Fort! Nur fort!' Und der Jäger, wie er die Frau seines Bruders hat weinen sehen, dingt einen Salzkärrner mit seinem Blachengefährt, kauft für sich einen Gaul, und wie der frühe Herbstabend dämmert, jagen die drei auf der Passauer Straße davon."

In dem erwartungsvollen Schweigen, mit dem alle an der Tafel lauschten, klang die leise Stimme eines Jägers: „Mensch? Was ist denn mit dir?" Bleich bis in die Lippen, mit angstvoll erweiterten Augen, saß Adelwart am Tisch, die zitternden Fäuste vor sich hingeschoben.

Und Graf Udenfeldt erzählte: „Die jagen in der Nacht, was die Gäul aus den Eisen geben. Und halben Wegs zwischen Salzburg und Passau kommt ein Eisengerassel hinter den dreien her. Und ein Dutzend Seligmacher wollen die Leut in Verhaft nehmen. Denn der Gerichtsherr, von Zahnweh befallen, hat wollen zu Hilf das indianisch Kraut versuchen, und da ist ihm so elend worden, daß er zu sterben vermeint hat. Und sein Medikus sagt: ‚Ihr seid vergiftet, seid verzaubert, verhext!' Da sind die Seligmacher des Malefizgerichtes losgeritten. Und wie sie um Mitternacht den Karren einholen . . . und die Mannsleut reden und schreien noch, und jeder versteht den anderen nur halb . . . da wird die junge Frau im Todesschreck von Kindesnöten befallen. Und der Jäger, wie er seines Bruders Weib unter der Karrenblache so greinen hört, denkt in Sorg und Zärtlichkeit nur noch das Einzig: Die Frau muß unter Dach! Und reißt dem Fuhrmann die Geißel aus der Hand und haut auf die Mähren los. Und da fangen die Seligmacher zu feuern an und ziehen vom Leder und schlagen drein . . ."

Peter Sterzinger kam zur Tafel zurück, um seinem Herrn eine Meldung zu bringen. Doch bei Adels Anblick rief er erschrocken: „Jesus Maria? Bub?" Und wortlos erhob sich Adelwart vom Tisch und taumelte aus der Sonne in den Schatten des Waldes. Graf Udenfeldt verstummte. Und Herr Pfeffer sagte lachend: „Dem Häuer ist das Grausen ins Blut gefallen. Der hat wohl vom Mann im Salz her noch eine

Schwäch in den Knochen." Voller Sorge war der Wildmeister dem Buben nachgesprungen. Der hatte sich zu Boden geworfen und das Gesicht in die Arme gedrückt. Peter Sterzinger fragte immer. Doch Adel gab keine Antwort.

Drüben an der Tafel spann sich an das Abenteuer, das der Graf erzählt hatte, eine laute Debatte, bei der die Weinstimmung mitredete. Und lachend sagte der Seibolstorffer: „Was soll ich mich grämen um fremdes Weh? Das Leben ist grob. Und wie's einen trifft, so muß man's haben! Und was soll Eures Jägermeisters verwaiste Lieb beweisen wider die heutige Zeit? Heut weiß doch ein jeder Richter, was Towak ist, wenn er ihn auch selber noch nicht geschmeckt hat."

„Aber weiß auch jeder Richter, was Menschlichkeit ist, Erbarmen und Gerechtigkeit?" fiel Herr von Sölln in Erregung ein. „Die deutsche Luft ist trüb geworden von all dem Qualm, der aufraucht aus jeder Stadt, aus jedem Städtlein und fast schon aus jedem Markt. Und schauet auf unser eigenes Land, das bis heut verschont geblieben von dem Unwesen! Ist nicht der Mann im Salz, den ein nutzbares Fürnehmen aus der Tief gehoben, bei uns Towak geworden für tausend Köpf und ihre Narretei! Liegt nicht das Stroh der Dummheit bei uns schon aufgeschichtet zu hohen Schobern? Gott soll's verhüten, daß ein böser Zufall den Funken wirft!" Er schlang die zitternden Hände um das Buch, das auf der Tafel lag. „Und das Erlösungswort des Weyer ist da! Seit fünfzig Jahren! Und das Wort ist umsonst geredet!"

„Nein, Herr!" sagte Graf Udenfeldt. „Des Weyers Buch hat in die Nacht der Zeit einen Schein geworfen, der immer weiter quillt. Da muß es einmal tagen! Und sollt uns Deutschen der Morgen kommen müssen mit tausend Nöten und Blutbächen." Seine Stimme war hart geworden, und etwas Abwesendes war in seinem Blick, als dächte er an andere Dinge, nicht an die Worte, die er sprach. „Im Cleveschen, wo der Weyer sein Buch geschrieben, ist niemals wieder ein Brand gewesen. Und rings um die Cleveschen Grenzen her sind alle nachbarlichen Herren fürsichtiger worden. Mein Vater hat schon vor dreißig Jahr jedes Malefizgericht in seiner Landmark abgestellt. Und eines Ostertags, wie ein junger Pastor in unserer Schloßkirch wider die Hexen gepredigt hat, ist mein Vater aus dem Kirchstuhl auf die Kanzel gestiegen, hat den Mann Gottes beim Schopf gepackt, hat ihm das Gesicht aufs Kanzelgesims gestoßen, und hat ihm unter dem Lachen der Kirchleut zugerufen: ‚Spürst du's? Das ist heiliges Holz! Auf solchem Holz verkündet man Gottes Botschaft! So! Jetzt predige weiter!'" Schallendes Gelächter am Tisch.

Und drüben im Schatten des Waldes richtete Peter Sterzinger den bleichen Buben auf. „So red doch! Um Herrgotts willen! Was ist denn mit dir?"

Adels Augen schwammen in Tränen. „Wildmeister! . . . Jetzt weiß ich's!"

„Was weißt du?"

„Warum mein Vater und meine Mutter hat verbluten müssen! . . . Weil ein indianischer Götz im Amerikaland ein Kraut hat wachsen lassen!" Dem Buben brach die Stimme. „Sonst wär kein Grund gewesen!" Dann fing er ein seltsames Lachen an und preßte das Gesicht in die Hände.

Vom Tisch herüber hörte man die verdrossene Stimme des Freiherrn: „Das ist ja, als säß man in einer Christenlehr! Ist denn nicht Jagdtag heut? Ihr seid keine Jäger! Ihr seid ja Mucker! Gottes Tod und Zorn! Ich lass' mir die grüne Freud nicht verderben. Soll der Weltkarren laufen, wie er mag! Und das ist noch lang nicht das Ärgste, wenn man das Reich alljährlich von hundert alten Betteln erlöst, die den Weidmann schrecken, wenn er zum Jagen zieht."

Graf Udenfeldt sah mit hartem Blick an dem Freiherrn hinauf. „Preysing? Ist deine Mutter von Gott mit ewiger Jugend begnadet?"

Erst schien der Freiherr nicht zu wissen, wie er diese Frage nehmen sollte. Dann wich ihm das Blut aus dem Gesicht. Und er schrie: „Denkst du an meine Mutter, weil ich von alten Betteln rede?" Er tappte mit der Hand nach dem Hirschfänger. Die Kapitularen sprangen erschrocken auf, und der Dekan trat zwischen die beiden Herren.

Ruhig sagte der Graf: „Ich denke nur an die Gefahr, die in unserer Zeit vor das Leben jeder Frau gestellt ist. Hat man nicht eine Herzogin von Bayern verdächtigt? Kann nicht die gleiche Gefahr auch deiner Mutter drohen?"

Der Freiherr riß den Fänger aus der Scheide. „Das zahlst du mir!" Schöneck und Piesser faßten seine Arme. Und da standen auch schon die drei Reitknechte des Grafen an der Seite ihres Herrn, mit der Faust am Eisen. Immer schrie der Freiherr: „Das zahlst du mir! Ich lasse meine Mutter nicht beschimpfen! Der meint wohl, daß er reden könnte mit mir, als wär ich von seinen unierten Brüdern einer? Dem luthrischen Ketzer will ich weisen, daß es katholischer Boden ist, auf dem er steht!"

Graf Udenfeldt hatte die grüne Kappe und die Handschuhe vom Tisch genommen. Und zu einem seiner Knechte sagte er: „Hanne, wir reiten, hol die Pferde!" Er trat auf den Freiherrn zu. „Du hast warmen Wein getrunken. Wenn er kühl in dir geworden, wirst du dich erinnern, daß ich dir gut bin, und daß ich deine Mutter ehre. Wir wollen in Frieden voneinander scheiden. Leb wohl, Preysing! Es könnte sein, daß wir uns zum letztenmal bei grüner Freud gefunden. Und daß es roter Ernst im Land geworden, wenn wir zwei uns wiedersehen. Ich fürchte, bald!"

Der Lärm, der um die beiden gewesen, wurde still. Die Kapitularen sahen den Grafen mit sonderbaren Augen an. Peter Sterzinger kam erschrocken gelaufen, und vom Wald herüber drängten neugierig die Fronleute näher, die den Streit der Herren mit Vergnügen gewahrt hatten.

Die Hufe der Pferde klapperten auf dem rauhen Wegboden. Ein dumpfes Schnauben und schmetterndes Gewieher. Denn die Pferde waren erregt durch den Blutgeruch des Wildes, den sie witterten, und durch die Hirschgeweihe, die ihnen der Wildmeister hinter die Mantelsäcke gebunden hatte.

„Gott schütz Euch, Herr!" Graf Udenfeldt reichte dem Dekan die Hand. „Das war ein Tag, den ich um mancher Ursach willen nie vergessen werde. Und kann ich Eurem geistlichen Gotteshaus gefällig sein, so wird's geschehen zu jeder Stund. Und der Himmel soll Euer liebschönes Land beschirmen, wenn die Zeiten grob werden im Reich!

Peter Sterzinger war auf die gaffenden Jäger zugesprungen. „Zum Teufel auch! Was steht ihr denn und reißet die Mäuler auf? Hürnet den Gastgruß!"

Die Hörner klangen, während der Graf und seine Knechte in die Sättel stiegen. Das Geschmetter mischte sich mit seinem Widerhall im Walde zu einem wirren Getön, in dem zwei Weisen einander zu widersprechen schienen. Graf Udenfeldt grüßte die Herren. Dann machte ihm die Unruh seines Pferdes zu schaffen, und nur flüchtig konnte er im Davonreiten das Gesicht noch wenden, um mit einem letzten Blick den blauen Schattentraum und den goldenen Glanz zu trinken, den die niedergehende Sonne um die Berge goß.

Da sprang einer aus dem Wald auf den Grafen zu und faßte die Zügel des Pferdes. „Herr . . . ich bitt Euch . . ."

Schnaubend stieg der Gaul in die Höhe. Und der Reiter mahnte: „Laß die Zügel fahren!"

Adelwart gab den Riemen frei und stammelte: „Ich bitt Euch, Herr! Nur den Namen sagt mir! Eures Jägermeisters Namen! Den muß ich wissen!"

Mit Mühe das scheuende Pferd bezwingend, warf Udenfeldt einen raschen prüfenden Blick in das bleiche Gesicht des Buben. „Willst du mein Wort überlegen . . . ich bleibe vier Tag noch zu Reichenhall, im Roten Hirschen . . ." Da mußte er dem Pferde Freiheit lassen, weil die nachdrängenden Gäule der Knechte in Unruh gerieten.

„Herr! Den Namen! Ich muß den Namen wissen!"

Doch während die Reiter mit Lärm davontrabten, faßte Peter Sterzinger erregt den Arm des Buben. „Mensch! Du



Christnacht.
Gemälde von K. Schultheiß.

wirst dich doch nicht bereden lassen! Schau doch, wie gut unser Herr dir ist! Und das Mädel daheim! . . . Was machst denn für Augen her? . . . Das Mädel hat dich doch lieb! Und hol mich der Teufel, ich räucher den Besenrieder aus!"

Neben den beiden war der Freiherr von Preysing, noch immer den blanken Hirschfänger in der Hand, auf einen Felsblock des Wegrains gestiegen. Er schien ernüchtert und blickte mit ernsten Augen über den Weg hinunter. Und plötzlich schrie er: „Matthias! Fahr wohl!" Er hob das blinkende Eisen in die rote Abendsonne. „Ich bring dir eins aus meiner deutschen Seel!" Der da drunten, der vor seinen Knechten hertrabte, konnte diesen Ruf beim Rauschen des nahen Wildbaches nimmer hören. An der Tafel standen die Stiftsherren in leisem Gespräch beisammen. Der Freiherr, den Fänger in die Scheide stoßend, trat zu ihnen. „Dekan! Mir hat der Wein den Verstand über den Haufen geworfen. Das ist mir leid! Weil ich einem Menschen weh getan, der's nicht verdient! . . . Die ganze grüne Freud ist mir versaut! . . . Jetzt will ich heim. Wir reiten!" Schweigend wandte Herr von Sölln sich ab und nahm das Buch von der Tafel.

Die Sonne tauchte hinter die Berge, und herbstlich kühler Schatten überschlich den Talwald und das kleine Jagdschloß.

Nun ritten die Herren davon, in einer Laune, die weder dem Erfolg des Jagens noch dem schönen Tag entsprach, der da von all seinem Glanz noch einen gelbbrennenden Himmel und einen grellen Rotschein auf den beschneiten Spitzen der Berge zurückließ. Und die Herren waren kaum verschwunden, als die Fronleute über die Reste auf der Tafel herfielen. Der Wildmeister brummte wohl über die „Aasraben"; doch weil er wußte, daß unter den Leuten mancher war, der sich nur satt aß, wenn er Frontag im Dienst des Stiftes hatte, ließ er die Sache ohne viel Worte hingehen. Dann gab er der Jägerei den Auftrag, das erlegte Wild zum Gatter des Tiergartens hinunterzuschaffen. „Ich schau derweil voraus, ob der Schinagl mit dem Wagen da ist." Und den Buben fragte er: „Gehst du mit?"

Adelwart, wie ein Erwachender, sagte: „Ich tät lieber schaffen. Mir ist's im Blut, ich weiß nicht wie! Ich möcht mich schleppen mit einem schweren Ding!" Er stellte sich auch gleich zu den Leuten, die an einer Stange den gewichtigsten Keiler aufnahmen.

Bevor das Gatter des Tiergartens erreicht war, stockte plötzlich der Zug der Wildträger. Zwei Burschen, die einen Hirsch vorangetragen, hatten ihre Last zu Boden gesetzt. Und ein Jäger schrie: „Was geht denn da für?"

Ein Leiterwagen stand vor dem Gattertor. Aber die beiden Schimmel waren abgesträngt und ausgeschirrt. Und während sich Peter Sterzinger mit den Bewegungen eines Verrückten auf einen der Gäule schwang, schrie er dem Schinagl zu: „Steig auf! Steig auf!" Nun saß er droben und schlug mit einem Riemen auf den Schimmel los. Weil der eine Gaul zu rennen anfing, trabte auch der andere nach — und Schinagl, der an die Mähne geklammert hing, machte vergebliche Versuche, auf den Rücken des Pferdes zu kommen.

Die Fronleute setzten zu Boden, was sie trugen, und Adelwart, von Sorge befallen, sprang aus der Reihe und rannte zum Gatter. Da drehte sich Peter Sterzinger auf dem trabenden Schimmel um und schrie mit einer Stimme, die nicht wie seine eigene klang: „Soll einer nach Ramsau laufen! Und Rösser holen! Und schaffet das Wild ins Zwirchgewölb! Mich brauchen meine Leut! Herr Jesus! Jesus Maria!" Er griff mit der Faust zu dem Knecht hinunter und half ihm auf das Pferd. Dann droschen sie alle beide auf die Gäule los. „Wildmeister!" schrie Adelwart, die Stimme halb erwürgt von der Sorge, die sein Herz umklammerte. „Wildmeister!" Aber die beiden hörten nimmer und jagten auf ihren Gäulen in den schattenden Wald.

* * *

Die Berge, die der heimgegangenen Sonne nachblickten, hatten noch einen Hauch von Glanz. Und der brennende Himmel gab auch dem kühlen Schatten, der das Berchtesgadener Tal erfüllte, einen Traum von Farbe. Die Ache, die noch immer hoch ging von den Nachwässern der Gewitternacht, brauste so stark, daß ihr Rauschen fast die lärmenden Stimmen des Menschenhaufens übertönte, der in Erregung um das Heckentor des Wildmeisterhauses gesammelt stand. Und die Bauern, die von ihren verwüsteten Haferfeldern heimkehrten, hörten es von den anderen, daß des Wildmeisters Jungfer malefizisch wegen der Hexe verhört würde, die am verwichenen Abend den Hagel gemacht. Da fingen die Bauern zu schelten an und schrien nach Gerechtigkeit, nach Entgelt für ihren Hafer. Und jeder kreischte, er hätte es längst gemerkt, daß es mit dem maultoten Weibsbild ein unheimliches Ding wäre; und jeder wollte was Verdächtiges gesehen haben.

Während das lärmte und durcheinander kreischte, stand der Meister Weyerzisl mit ausgebreiteten Armen vor der Gartentüre, versperrte seinem Weib den Weg zur Straße und bettelte: „Truble! Denk doch an deinen Zustand! Ich bitt dich gottstausendmal, geh hinein in die Stub!"

„Laß mich, Joser! Laß mich hinüber! Das wär doch steinherzig und schandbar! Denk doch, die Maddle ist ganz allein! Ihr Schwager ist auswärts! Und der Schinagel fort! Was müßt denn die Maddle denken von mir! Hat mir geholfen zu Glück und Leben! Und ist im Elend! Und ich tät nicht kommen zur Hilf und Tröstung."

„Truble! Truble! Der Zwanzigeissen ist drüben im Haus! Und die Zeit ist schiech! Und Barmherzigkeit ist verdächtig worden! Schau nur, was die Jungfer jetzt hat von ihrem guten Erbarmen! Truble! Herzliebe, du! Und magst nicht an dich selber denken, so denk an mich! Oder bin ich dir weniger als die Jungfer?"

Diese Frage lähmte den Widerstand der Weyerziskin. „Joser! Wie tust du mir weh!" Und schluchzend umklammerte sie den Hals ihres Mannes.

Draußen auf der Straße gellte eine Weiberstimme: „Leut! Da kommt der Dekan! Mit dem Süßkind kommt er!" Und Meister Josua lachte, als hätte er die Stimme seiner Hilfe vernommen: „Hörst du's, Liebe? Die Herren sind da! Und die Jungfer hat Beistand! Schau, da mußt dich nimmer sorgen!"

Vor dem Heckentor empfing ein wirres Geschrei den Dekan und den Süßkind. „Gebt Raum für den Herrn!" rief der Pfarrer und ruderte mit seinen langen Armen eine Gasse frei. Die vier kölnischen Dragoner, die das Heckentor bewachten, senkten die Eisen und ließen die Herren passieren. Noch ehe die beiden zur Schwelle kamen, hörten sie aus dem Haus das Weinen der Kinder. Der Flur war dunkel. Doch aus der Magdkammer fiel Lichtschein heraus; und ein Gepolter war drinnen, als würde ein schweres Gerätstück von seinem Platz geschoben.

Herr Süßkind hatte an der Wohnstube die Tür aufgestoßen. Und das erste, was er in dem von drei flackernden Kerzen erleuchteten Raume sah, war die weiße Dominikanerkutte. „Der Udo!" rief er mit zornigem Hohn. „Da ist der Udo los!"

Wie ein steinernes Bild, mit den Händen in den Kuttenärmeln, saß Doktor Pürckhmayer auf der Fensterbank, just unter dem Käfig, in dem der Kreuzschnabel verängstigt umherflatterte. Auf die Hohnworte des Pfarrers schien der geistliche Kommissar nicht zu achten. Doch als er den Dekan auf der Schwelle erscheinen sah, nickte er ihm zu mit einem Blick, der zu sagen schien: Da seht Ihr jetzt, was Eure blinde Langmut geduldet hat! Dann drehte er das Gesicht zum Tisch, an dem der Landrichter mit ruhigem Ernst dem Sekretar die Schlußformel des Protokolls in die Feder diktierte. Wie ein mageres Häuflein Elend saß Doktor Besenrieder auf einem Stuhl, das Gesicht von kalkiger Blässe überronnen. Und während er schrieb, stand Madda hinter ihm, in ihrem Hausgewand, mit freiem Hals und halb entblößten Armen. Ihr Gesicht war entstellt, und die verstörten Augen blickten nach der Kammer, aus der das Schluchzen der Kinder klang. Doch als sie die Herren sah, die in die Stube traten, sprang sie mit ersticktem Schrei dem Dekan entgegen, fiel vor ihm auf die Dielen hin und umklammerte seine Knie. Sie wollte sprechen und brachte keinen Laut aus der Kehle. Herr Gadolt hielt

im Diktieren inne. Und Doktor Besenrieder legte die Kielfeder nieder, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. So war's eine Weile still in der Stube. Nur das Geflatter des Kreuzschnabels. Und in der Kammer die klagenden Stimmchen der Kinder. „Erhebt Euch, Jungfer!" sagte der Dekan. „Ich will mit den Herren reden. Geht derweil in die Kammer und geschweiget die armen Kinder!"

Der Sekretarius atmete auf. Doch Herr Gadolt runzelte die Stirn. „Die Jungfer steht pro testimonio vor dem Richter."

„Geht zu den Kindern, Jungfer!" Die Stimme des Dekans hatte scharfen Klang. Und Madda gehorchte.

Da richtete sich Herr Gadolt in all seiner Würde auf. „Ich muß Euer Gnaden zu bedenken geben, daß hier keine res ecclesiae verhandelt wird, sondern eine causa judicialis, bei der ich als unverantwortlicher Richter keinen Eingriff dulde."

Unbekümmert um diesen feierlichen Ernst, zog der Dekan dem Sekretar das Protokoll unter den Händen weg und begann zu lesen. Das wollte der Landrichter nicht gestatten. Aber Doktor Pürckhmayer unterbrach ihn: „Es kann nur zum Guten dienen, wenn Herr von Sölln in den Stand der Dinge Einsicht nimmt. Gestattet also um des Besseren willen die kleine Ungesetzlichkeit, Herr Gadolt, und beruhigt Euch! . . . Ihr aber, Herr, leset, was da geschrieben steht! Ihr habt ja den heutigen Tag an irdische Freuden vergeudet, seid wohl eben erst aus dem Sattel gestiegen und wißt nicht, was heute geschehen ist."

„Doch, Herr! Daß Ihr ein unglückliches Geschöpf in den Turm gesperrt, und daß ihm der Zwanzigeissen mit seinen Schrauben nur stumme Tränen entpreßte . . . das weiß ich."

„Da wißt Ihr wenig. Leset das Protokoll!"

Dem Dekan begannen die Hände zu zittern, während er las. Ein paarmal fuhr er sich mit den Fingern über die Augen. Nun legte er das Blatt auf den Tisch. „Ich habe da nichts anderes gelesen, als die Geschichte einer barmherzigen Tat, die der Jungfer Barbière ein Loblied singt."

Mit verblüfftem Staunen sah Doktor Pürckhmayer den greisen Priester an. „Sonst habt Ihr **nichts** gelesen?"

„Ja, Herr! Dazu noch das Leiden eines fremden Weibes. Das Unglück eines kranken Geschöpfes, das der Widerhall Eurer Predigten so ganz um den Rest der Sinne brachte, daß es, von Angst gemartert, im Schauer eines bösen Wetters Dinge zu erleben glaubte, die nicht wahr sein können . . . nicht wahr sein **dürfen**, wenn es einen Gott im Himmel gibt."

Der Landrichter riß groß und rund die Augen auf. Und Doktor Pürckhmayer rief: „Herr Gadolt! Sagt diesem Verblendeten alles, was wir wissen! Und ich will noch hoffen, daß er nur verblendet ist . . . und daß er nicht etwa aus bedenklichen Gründen redet wider besseres Wissen."

Der Landrichter begann zu sprechen, mit reichlichem Aufwand von Latein. Gleich am Morgen, als man die im Hemd aus den Lüften gefallene Hexe dingfest gemacht, hätten sich zwei Bäuerinnen freiwillig vor dem Richter eingefunden, um Zeugnis wider die Unholdin abzulegen. Die eine beschwor, sie hätte gesehen, wie die Hexe am Abend, eh das Hagelwetter gekommen, mit einem Karren zu Berg gefahren wäre, aber die Hexe hätte den Karren nicht gezogen, sondern der Karren wäre frei hinter ihr hergelaufen, wie ein Hündlein seinem Herrn nachläuft. Und die andere beschwor: sie wäre in ihrer Not gezwungen gewesen, Holz zu stehlen, und hätte sich am vergangenen Abend zum neuen Schlag hinaufgeschlichen, um einen Arm voll Scheite zu holen; als es aber mit dem Wetter so grob wurde, hätte sie in der Felsgufel unterstehen wollen; aber da wäre ein fürchterliches Tier, siebenmal so groß wie ein Ochse, vor der Gufel gelegen — und in der Felsgufel hätte sie den Teufel reden und ein Weibsbild juchezen hören — und der Satanas hätte lateinisch geredet, und da hätte sie die gestohlenen Scheite erschrocken zu Boden geworfen, hätte das Kreuz geschlagen und wäre davongelaufen.

Zur Prüfung dieser Aussage war Herr Gadolt selbst am Vormittag hinaufgeritten zum neuen Schlag, hatte vor der Felshöhle die Holzscheite gefunden und in der Gufel hinter dem mit Borzen beladenen Karren ein Kopftuch und das Röcklein, das die Teufelsbuhlin von sich abgetan, bevor sie mit dem Hagelwetter hemdlings durch die Lüfte fuhr. Doch solcher Zeugnisse hätte es gar nicht bedurft, wenigstens nicht für jenen, der im Turm die Hexe gesehen hätte, wie der Teufel ihr die Glieder durcheinander schüttelte.

„Gadolt! Gadolt!" rief Herr von Sölln, der seinen Kopf zwischen die Hände genommen hatte. „Habt Ihr denn nie noch von einer Krankheit gehört, die von den Ärzten als morbus comitialis bezeichnet wird? Und Verzerrungen des Verstandes erzeugt wie Verzerrungen der Glieder? Gebt doch einem vernünftigen Gedanken Raum! Glaubt Ihr denn, eine Hexe, die mit dem Teufel Buhlschaft trieb, wird ihr Verbrechen mit Kohle an die Mauer schreiben?"

„Ob das die Hexe selbst getan, ist noch nicht statuiert!" fiel Doktor Pürckhmayer in Erregung ein. „Das simulacrum, das die Jungfer Barbière in der Küche gesehen, war plötzlich da und plötzlich verschwunden. Kann das nicht eine Erscheinung gewesen sein, die Gott erzeugte, um das scheußliche crimen ans Licht zu bringen?"

Ernst erklärte Herr Gadolt, daß er sich, was **diese** Frage beträfe, zu dem hochwürdigsten Herrn Kommissar in gegensätzlicher Meinung befände. Es könnte sehr wohl die Hexe selbst das Bekenntnis an die Mauer geschrieben haben, aus Schlauheit, um im Falle der Entdeckung auf einen erheuchelten Akt der Reue hinweisen zu können. Die Inkulpatin wäre vermutlich im Malefizverfahren gut bewandert. Auf ihrer Schulter hätte man, neben deutlichen Folternarben, ein Brandmal gefunden, das Jochel Zwanzigeissen als den Brandstempel des Salzburger Malefizamtes erkannte.

Zur Klarstellung dieses Fundes hatte Herr Gadolt noch am Morgen einen reitenden Boten nach Salzburg geschickt. Der hatte am Nachmittag die Aufklärung gebracht. In der ersten Maiwoche war zu Salzburg ein altes fremdes Weib mit einer stummen Tochter aufgegriffen worden, weil eine Herbergswirtin die beiden Weibsleute beschuldigte, sie hätten die ganze Herberg mit Ungeziefer vollgehext. Und auf der Folter bekannte das fremde Weib: sie wäre die Wittib eines Hufschmiedes, den man zu Landshut wegen Verzauberung eines bischöflichen Gespannes verbrannt hätte, und sie wäre landflüchtig geworden, weil sie selber Bundschaft mit dem Teufel hätte; aber sie wolle die verdiente Strafe gerne leiden, wenn die Richter nur glauben möchten, daß ihre stumme Tochter ein braves Ding wäre. Weil sie so willig bekannte, wurde ihr der Feuertod durch die Gnade des Pulversackes erleichtert. Und an dem Maienmorgen, an dem das fremde Weib justifiziert wurde, drückte man der stummen Tochter, aus der nichts herauszufoltern war, zur Warnung das Brandmal auf die Schulter und jagte sie aus dem Turm. „Jetzt aber wissen wir durch das Zeugnis der Jungfer Barbière, daß die stumme Hexe des Schreibens kundig ist. Und gesteht sie nicht mit Worten, so soll sie mit der Feder bekennen."

Entsetzen in den Augen, starrte Herr von Sölln den Richter an. „Bekennen soll sie? Und die Seele soll ihr aus dem Leib gefoltert werden, bis sie in der Willenlosigkeit des Schmerzes alles bejaht, was Eure Torheit fragt? Und aus Angst vor dem Jochel Zwanzigeissen soll sie Namen niederschreiben, soll schuldlose Menschen der Mitschuld an einem Verbrechen bezichtigen, das sie selbst nie beging, soll zehn und zwanzig mit sich ins Elend reißen, zur Peinbank und auf den Feuerstoß?"

„Das würde Gott nicht zulassen!" fuhr Doktor Pürckhmayer auf.

„Nicht zulassen?" Der greise Chorherr bot in seinem kreischenden Zorn den Anblick eines Betrunkenen. Erschrocken faßte ihn Pfarrer Süßkind am Arm. Doch Herr von Sölln schrie immer wieder dieses eine Wort: „Nicht zulassen? Nicht zulassen? Hat Gott nicht Eure Predigt zugelassen? Hat Gott nicht zugelassen, daß Eure Seligmacher in dieses Haus gekommen, in dem nichts anderes geschah als ein christliches



Weihna



in Berlin.

Schöbel

Werk der Barmherzigkeit? Hat Gott es nicht zugelassen, daß du, ein Priester, unser friedliches Land in Aufruhr und Verstörung gehetzt? . . . Laß mich, Süßkind! Laß mich!" Den Pfarrer von sich abschüttelnd, faßte Herr von Sölln den Doktor Pürckhmayer an der Brust. „Das sag mir, du! Sag mir, ob dein Gott das zulassen wird, daß man dieses stumme Geschöpf auf der Folter zum Schreiben zwingt? Und Namen erpreßt? Und schuldlose Menschen in Haft nimmt? Und die wieder peinigt, bis sie Namen schreien? Und daß man Unglück, Elend und Widersinn von einem Haus in das andere hetzt? Sag mir, ob du und dein Gott das zulassen werden?"

Süßkind und Besenrieder hatten sich zwischen die beiden Greise geworfen, drängten den Dekan zurück und sprachen mit beschwichtigenden Worten auf ihn ein. Bleich, doch ruhig, stand Doktor Pürckhmayer an der Mauer. Und sagte: „Es wird geschehen, was das Gesetz befiehlt. Und mögt Ihr mein frommes Wort auch lästern . . . ich wiederhol es Euch ins Gesicht: Gott wird nicht zulassen, daß eine Inkulpatin Schuldlose bezichtigt. So stark kann die Macht des Teufels in keiner Hexe sein! Wenn aber Gott es zuläßt, daß sie Namen nennt, so sind es Mitschuldige, gegen die wir zur Rettung der Landschaft verfahren werden nach aller Strenge des Gesetzes! Und Euch will ich warnen, Herr von Sölln!"

„Warnen? Mich?"

„Ihr habt verstanden. Mehr sag ich nicht."

Von draußen klang ein tobender Lärm herein. Dann im Flur der Wutschrei eines Mannes: „Wie kommt der Schinder in mein redliches Haus?" Die Tür der Stube wurde aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien Peter Sterzinger, atemlos. Und keuchte: „Der Zwanzigeissen . . . wie kommt der Zwanzigeissen unter mein Dach?" Madda, die seine Stimme vernommen, kam aus der Kammer. Und Peter Sterzinger schlang den Arm um die Zitternde. „Tu dich nicht sorgen, Maddle! Tät der Kerl dich anrühren, so stoß ich ihm das Messer in den Hals! Gott soll mir helfen!"

Herr Gadolt wollte ihn beruhigen: der Zwanzigeissen wäre nur im Haus, um Kleidungsstücke für die Inkulpatin zu holen und in der Magdkammer nachzusehen, ob sich nicht ein corpus delicti des von dem fremden Weibsbild begangenen Verbrechens finden ließe. Den Wildmeister und die Seinen träfe kein Verdacht, nur der Vorwurf folgenschwerer Unüberlegtheit. Doch während der Landrichter redete, sprang Peter Sterzinger in die Kammer, weil er seine Kinder weinen hörte. Im gleichen Augenblick trat Jochel Zwanzigeissen in die Stube, mit seinem fetten, gutmütigen Lächeln, heitere Festtagsstimmung in den kleinen zwinkernden Augen. Unter dem linken Arm trug er ein Kleiderbündel, das in eine blaue Schürze gebunden war, und auf der rechten Hand streckte er dem Doktor Pürckhmayer einen kleinen irdenen Tiegel hin. „Schauet, Hochwürdigster, da hab ich einen kostbaren Fund getan."

Erschrocken wich der Kommissar zurück. „Was ist das?"

„Die Schmier, mit der sich die Hexen salben zur Ausfahrt. Der Tiegel ist versteckt gewesen im Strohsack."

„Zurück!" schrie Doktor Pürckhmayer, während er sich das Gesicht bekreuzte. „Zurück! Entfernt diese Scheußlichkeit aus der Nähe meines geweihten Leibes!"

Mit hastigem Griff riß Herr von Sölln den kleinen Tiegel aus der Hand des Zwanzigeissen und trat mit dem Pfarrer Süßkind zum Tisch, um den unheimlichen Fund bei Licht zu betrachten. Inzwischen begann Herr Gadolt zu inquirieren: „Jungfer Barbière? Hattet Ihr Kenntnis, daß sich dieses Latwerg in Eurem Hause befand?"

Madda konnte nicht sprechen, sie schüttelte nur den Kopf.

„Also eine erwiesene Heimlichkeit der Inkulpatin!"

Die Jungfer rang nach Atem. „Mir däucht, Herr Richter, das ist . . ." Erschrocken wich sie vor dem Freimann zurück, der mit funkelndem Blick auf sie zugetreten war.

In Zorn sprang Doktor Besenrieder vom Sessel auf. „Zwanzigeissen! Ihr habt Euch in geziemender Entfernung von der Zeugin zu halten!" Für diesen Ausbruch seiner Bräutigamssorge bekam er von Herrn Gadolt eine lateinische Vermahnung darüber zu hören, daß der protokollführende Sekretar nicht berechtigt wäre, in den Gang einer Vernehmung einzugreifen, am allerwenigsten pro gratia personae.

Der Freimann war mit gutmütigem Schmunzeln hinter den Ofen zurückgetreten. Doch er ließ keinen Blick von Madda, während Herr Gadolt fragte: „Was wolltet Ihr sagen, Jungfer?"

Da rief der Pfarrer Süßkind: „Was da drin ist, in dem Scherben, das ist eine Wundsalbe, wie die Leute sie aus Hirschtalg und Harz zusammenrühren."

„Ja, Herr, ja!" stammelte Madda. „So muß das sein! Denn bald, nachdem die Marei zu uns ins Haus gekommen ist, hab ich gemerkt, daß aus dem Eisenhafen, in dem der Schwager das Inschlitt von den Hirschen einschmilzt, ein Brocken herausgestochen ist."

„Und daß die arme, stumme Magd eine Wundsalbe nötig hatte," fiel Herr von Sölln mit bebender Stimme ein, „dafür haben die Salzburger Schergen reichlich gesorgt!"

Jochel Zwanzigeissen hob in der Ofenecke die Hand. „Möchten mich die gnädigen Herren ein Wörtl reden lassen?"

„Der hat zu schweigen!" rief Herr von Sölln. Aber Doktor Pürckhmayer befahl mit scharfer Stimme: „Sprich, Freimann! Ich gebiet es dir im Namen deines fürstlichen Herrn!"

Mit freundlichem Lachen trat der fette Jochel aus der Ofenecke. „Schauet, ihr Herren, das ist so bei der Hexenschmier, daß sie allweil ein unverdächtiges Ansehn hat. Einmal schaut sie aus wie Immenhonig, ein andermal wie eine Wundsalb, ein drittes Mal wie Nähwachs . . . allweil so, daß sie unverdächtig ist. Aber wer die Übung hat, der kennt sich aus. Jede Hexenschmier, wenn sie richtig ist und vom Teufel gesegnet, muß nach Kindsfett riechen. Das ist ein Geruch, den die gnädigen Herren nicht kennen werden. Ich aber kenn ihn. Hab ihn zu Bamberg und Salzburg hundertmal geschmeckt." Er lachte. „Und die Schmier, die ich heut da draußen gefunden hab, die schmeckt nach Kindsfett. Und jetzt weiß ich auch, ihr Herren, warum in der Zeit, in der das maultote Weibsbild ins Land gekommen, der jungen Bachbäuerin ihr ungetauftes Kindl hat sterben müssen . . ."

Der gutmütige Jochel wollte in seiner freundlichen Art noch weiterreden. Aber da sprang der Dekan auf ihn zu. „Du Schurk und Mörder um fünf Gulden Sportel! Da! Schmeck an dem Kindsfett!" Dabei schleuderte er dem Freimann den Tiegel an den Kopf, daß die Scherben auseinander klirrten und die Hexensalbe als dickes Pflaster auf der fetten Wange des Jochel kleben blieb.

Herr Gadolt fuhr auf. „Ich muß dagegen protestieren . . ."

Zitternd vor Zorn trat ihm der Dekan entgegen. „Wollt Ihr mir sagen, daß ein Gericht hier amtet? . . . Ein Gericht, bei dem aller Aberfinn der Menschen und alle Schlechtigkeit des Lebens als Zeugen reden! Ist das noch ein Gericht, das Ehrerbietung verdient? Seht her, wie hoch ich Eure justitiam schätze!" Er zog dem erschrockenen Sekretar das Protokoll unter der Feder weg, knüllte das Blatt zusammen und warf es zu Boden. Im Sturmschritt, ohne ein Wort zu sagen, ging der hochwürdige Doktor Pürckhmayer aus der Stube.

Herr Gadolt wollte zur Wahrung seiner amtlichen Würde eine lateinische Rede beginnen. Doch weil er die Assistenz des geistlichen Kommissars vermißte, wurde er stumm, hob mit zornrotem Gesicht den zerknüllten Bogen auf und sagte zum Sekretar: „Ihr werdet aus Rücksicht für den Herrn Dekan, der in entschuldbarer Erregung die Amtshandlung störte, das Protokoll repetieren müssen."

Peter Sterzinger war aus der Kammer getreten. Der Anblick seiner Kinder schien ihm das kochende Blut beruhigt zu haben. Mit festen Schritten trat er zum Tisch, streckte die Faust vor sich hin und sagte: „Herr Richter! Zu der schiechen Sach, die da verhandelt wird, muß ich eine Klag tun. Der Schinagl hat mir erzählt, was geschehen ist. Und ich selber hab der Marei den Auftrag gegeben, daß sie gestern am Abend noch hinauskarren soll auf den neuen Schlag und die Borzen holen. Und wie das Mädel so lang' verblieben ist, da ist der

Schinagl suchen gegangen. Und hat zwei Hund bei ihm gehabt. Und wie er hinauffkommt auf den neuen Schlag, da ist's gewesen, sagt er, als täten die Hund eine Wildfährt anfallen. Und im Hochwald haben sie Laut gegeben, bald Hetzlaut, bald wieder Standlaut, grad so, als wären sie hinter einem angeschossenen Stück Rotwild her . . ."

Durch Tür und Fenster klang bei sinkender Nacht ein wachsender Lärm in die Stube. Pfarrer Süßkind, von jäher Sorge befallen, eilte in den Flur hinaus — und gleich erschien er wieder auf der Schwelle. „Jesus! Herr! Da draußen predigt der Udo wider uns!" Erschrocken sprang Herr von Sölln zur Tür und trat mit dem Pfarrer hinaus in die Nacht. Ein schreiender Tumult erfüllte den Hofraum. Und aus dem kreischenden Gewühl war die predigende Stimme des geistlichen Kommissars zu hören, der zu den Bauern von einer unerhörten Gewalttat wider die Heiligkeit des Gesetzes sprach, von Gotteslästerung, von Hexenhelfern und verdächtiger Barmherzigkeit, von einer Bundschaft der Hölle mit aller versteckten Ketzerei, von schlechten Herren, die ihr Land ins Verderben jagen und gegen das Wohl der eigenen Untertanen wüten, wie der teuflische Hagel loswütete gegen den Hafer der armen christlichen Bauern.

„Süßkind!" rief der Dekan. „Ist dieser Mensch besoffen?"

„Das wär schon möglich, Herr! Denn Dummheit kann rauschig machen wie alter Wein."

Mit erhobenen Armen stürzte Herr von Sölln auf den lärmenden Haufen zu. „Ihr Leute! Ihr guten, lieben irregeführten Leute!" Aber da war schon ein kreischender Haufe um ihn her, und die mahnende Stimme des greisen Priesters ging unter im Zorngebrüll der aufgereizten Bauern, aus dem immer wieder die drei gleichen Worte herausschrillten: Teufel, Hafer und Hexe. Pfarrer Süßkind, dem beim Anblick all dieser geballten Fäuste die Stunde nicht mehr geheuer erschien, begann zu schreien: „Wildmeister! Wildmeister!" Und suchte den Dekan aus dem tobenden Gewühl herauszuzerren. Aber das wäre ihm nicht gelungen, wenn nicht Peter Sterzinger den Notschrei des Pfarrers vernommen hätte. „Himmelsakerment, ihr verdrehten Metzenschädel, wißt ihr denn nimmer, was Ehrfurcht ist?" Bei dieser Frage begann der Wildmeister mit seinen eisernen Fäusten eine so ausgiebige Arbeit, daß es dem Pfarrer gelang, den Dekan in der Dunkelheit um die Hausecke zu retten. Das geschah nun freilich nicht mit dem Willen des Herrn von Sölln. Der stammelte immer: „Ich muß doch reden mit ihnen! Muß ihnen das Gewissen wecken!" Aber der Pfarrer meinte: das Gewissen dieser Narren müßte sich erst ausschlafen, bevor es zu wecken wäre. Und er gab den Dekan erst frei, als er ihn hinaufgezogen hatte über das Gehänge des Stiftsberges. Im Schutz der Holunderstauden blieb er stehen: „So, Herr, jetzt rastet. Ich merk, der Schnaufer geht Euch aus." Herr Süßkind selber atmete so schwer, daß er kaum noch reden konnte.

Erschöpft und zitternd setzte sich Herr von Sölln auf den Grasboden hin. Rings um ihn her war die schwarze Laubmauer der Stauden; in der Höhe ein Stücklein des Himmels, der sich vom Schein des steigenden Mondes zu erhellen begann; und drunten in der Nacht das Rauschen der Ache und das Geschrei der Bauern. „Menschen, Menschen! Simplicitas immortalis! . . . Sag mir, Süßkind, zu was hat Gott die Menschen erschaffen?"

„Die da drunten? Und den heiligen Udo? Das weiß ich nicht." Süßkind legte den Arm um den Hals des Chorherrn. „Aber zu was er Euch erschaffen hat, das hab ich gemerkt, wie Ihr dem Zwanzigeissen sein Kindsfett an den Kopf geworfen. Schauet, lieber Herr: man muß den Wert und Zweck der Menschheit nicht wägen am Zentner Posel, sondern am Quentlein Ausnahm."

Herr von Sölln schien diese Lebensweisheit nicht als Trost zu empfinden, denn er jammerte: „Was tun wir, Süßkind? Was tun wir denn, um der Narretei einen Riegel zu legen? Was Prior Josephus geraten hat: das Ding ad absurdum zu führen . . . das ist ein gefährlicher Rat!"

„Gefahr ist alles, Herr! Des Josephi Rat ist gut. Und ich selber will den Hexenbeichtiger machen und der stummen Magd fürsagen, was sie schreiben soll."

Der Dekan erhob sich. „Nein, Süßkind! Ich weiß einen anderen Weg. Nach Herrenrecht hab ich die Schlüssel zu jedem Schloß im Stift. Und will warten, bis alles in Ruh ist. Dann geb' ich dem armen Geschöpf die Freiheit."

„Herr! Das wär von allem Weg der übelste!"

„So soll er sich strafen an mir! . . . Ob er der unglückseligen Dirn was helfen wird, das weiß ich nicht. Bis zum Morgen wird sie außer Land sein. Und mein Zehrpfennig wird ihr weiterhelfen. Aber wo sie auch hinrennt mit dem Grausen in ihrer Seel . . . überall wird sie das fremde Weib sein! Das fremde Weib!" Der Greis drückte das Gesicht in die Hände.

„Kommet, lieber Herr! Laßt Euch heimführen."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Weihnachtsabend in See.

Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.

Mit Abbildungen von Paul Brockmüller.

Na, August, sobald der Tegel (Anker) gefallen ist, dann aber schleunigst an die Küste und eingekauft für die Messe! Erstens mal zu einem fürstlichen Abendessen und zweitens zu allerhand netten Geschenken! Verstanden?"

Diese Ratschläge oder schon mehr Verhaltungsmaßregeln wurden dem Messevorstand der Seekadettenmesse, wie es vor gerade dreißig Jahren noch hieß, von uns erteilt, die wir damals eine Schaar von dreißig lebenslustigen und kreuzfidelen Seekadetten auf der alten Fregatte „Vineta" bildeten.

Der erste Offizier freilich erklärte uns nicht nur morgens, sondern auch mittags, nachmittags und abends, sowie noch einige dutzendmal in den Zwischenzeiten für eine „Horde" und behauptete steif und fest, er hätte noch in seiner ganzen Dienstzeit keine so undisziplinierte, widerhaarige und nebenbei faule Gesellschaft gesehen wie die Seekadetten S. M. S. „Vineta". Er ließ denn auch seinem Groll und Ärger öfter als uns lieb war die Zügel schießen, erschien urplötzlich in der Tür der Messe, wenn wir nach dem kärglichen Abendbrot unsere Magen durch Rauchen zu betäuben suchten und uns über „die Schinderei", wie wir unsererseits den Dienstbetrieb nannten, durch ein lustig Lied hinwegsetzten, und schrie mit Donnerstimme: „Gebrüll ist das! Gebrüll, aber kein Gesang! Raus, die Seekadetten! Alle raus!"

Dann zogen wir stumm, ein geschlagenes Heer, in die Batterie, und die Messe wurde einfach abgeschlossen; manchmal nur für einen, bisweilen aber auch für drei bis vier Abende! Schön war's nicht, und nett war's auch nicht; aber wir grämten uns auch nicht allzuarg darum. Gesund, voll froher Hoffnungen auf den Verlauf der großen Weltreise, wie sie zu jener Zeit von den Seekadetten vor Ablegung der Offiziersprüfungen gemacht wurde, ohne viel eigene Verantwortung für Schiff und Dienst, an überzarte Behandlung überhaupt nicht

gewöhnt, konnten wir schon einen gehörigen Puff vertragen und rechneten in See immer mit dem nächsten Hafenaufenthalt, während dessen wir uns für alle Unbill in körperlicher und geistiger Beziehung schadlos halten wollten.

Das sollte nun auch in Rio de Janeiro geschehen, und zwar gründlich!

Seit fünf Wochen waren wir von Madeira aus unterwegs, und natürlich unter Segel, denn zum Dampfen entschloß sich ein Kommandant nur im Notfalle oder wenn dringende Eile geboten war. Keines von beiden traf für uns zu! Wir mußten im Verlauf von zwei Jahren unsere Erdumsegelung beendet haben; die allgemeine Reiseroute war festgesetzt, und im übrigen war es dem Kommandanten völlig freigestellt, wie lange oder wie kurze Zeit er in einem Hafen zubringen wollte.

Hm! — Ja! Wenn ich sagte, für uns hätte kein Grund zur Beschleunigung der Fahrt vorgelegen, so stimmte das diesmal doch nicht ganz, denn es war der 22. Dezember, und nach der, allerdings gänzlich unmaßgeblichen, Ansicht sämtlicher Seekadetten mußte das erste Weihnachtsfest fern vom Elternhause doch wenigstens im Hafen gefeiert werden. Wir erwarteten deshalb auch bestimmt den Befehl zum „Segel fest!" und „Dampf auf in drei Kesseln!", da bis Rio noch gut zweihundert Mill (Seemeilen) vor uns lagen und unser Kahn augenblicklich mit höchstens zwei Mill Fahrt durchs Wasser schlich und schlingerte.

In der bestimmten Voraussetzung, daß wir spätestens am 24. Dezember morgens in den schönsten Hafen der Erde einlaufen würden, gaben wir unseren Kameraden August D., der der Bequemlichkeit halber kurzweg „August" gerufen wurde, die eingangs zitierten Anweisungen.

„Herrschaften, bildet euch nur ja nichts ein!" versetzte August aber. „Erstens sind wir noch gar nicht drin, und zweitens haben wir von Messe wegen faktisch kein Geld!" Nun brach aber ein Sturm der Entrüstung los, und von allen Seiten hagelten die Vorwürfe nur so auf den kleinen Kerl herab.

„Was?" schrie das dicke Karlchen (seine Wiege hatte in Allenstein gestanden). „Fünf Wochen Salzfleisch, Hartbrot und schlabbrigen Tee! Ke—in E—i—i! Ke—ine Wurst! Ke—in Käse! Und nu ke—in Jald (Geld)! E—i, ne—i—i! Trautster, das jiebt's nich! Ricken Se man raus! Steward jiebt schon!"

„Gibt's nicht! Lassen wir uns nicht gefallen!" sekundierte ihm ein anderer, und auf die gleiche Tonart waren wir übrigen auch alle gestimmt.

Jeder schrie auf August ein und schalt, halb im Ernst, halb im Scherz, aus Leibeskräften, so daß schließlich ein Heidenspektakel in der Messe herrschte.

Da schrillte die Klingel des Kommandanten, dessen Kajüte unglücklicherweise an unsere Messe stieß und nur durch eine dünne Schottwand von ihr getrennt war. Es trat sofort eine verhältnismäßige Stille ein, denn vor dem „Alten" hatten wir höllischen Dampf — aber es war schon zu spät. Eine Minute darauf flog die Messetür auf, und die Stimme des ersten Offiziers dröhnte: „Seekadetten raus! Alle raus!"

Schwapp! Da saßen wir wieder in der Batterie, zogen es aber bei dem schönen warmen Wetter vor, die Kampanje aufzusuchen, wo die Unterhaltung in gedämpftem Ton, aber sehr erregt ob dieses neuesten „Skandals" fortgesetzt wurde. Inzwischen hofften wir von Minute zu Minute auf das „Segel fest!" Aber vergebens.

Langsam verstrich die Nacht, und die um zwölf und um vier Uhr ablösenden Seekadetten der Wache fragten eifrig: „Steht was im Nachtorderbuch von ‚Dampf auf'?"

„Kein Ton!" lautete die Antwort, und unser aller bemächtigte sich eine mißmutige Stimmung. Wollte der „Alte" wirklich den ersten Weihnachtsabend in See zubringen? Allerdings, wenn wir um Mittag Dampf aufmachten, kamen wir auch noch am 24. mittags ins Loch, aber dann war die Zeit zu Weihnachtsvorbereitungen doch hübsch knapp.

Ich bildete mit August und noch mehreren Kameraden einen Wachtörn, und wir mußten um vier Uhr morgens an Deck zur Wache bis acht Uhr. Als Morgenwächter hatten wir später, so zwischen sieben und acht und mittags um zwölf Uhr die Berechtigung, uns an den astronomischen Beobachtungen des Navigationsoffiziers und Steuermanns, sowie den Berechnungen für das sog. Besteck, den Schiffrat auf See mittags um Zwölf, zu beteiligen. Für gewöhnlich waren wir nicht sehr eifrig bei der Sache, aber heute zeigten wir riesiges Interesse und rechneten auf Leben und Tod. Aber alles Rechnen half nichts! Mehr als fünfzig Meilen für die letzten vierundzwanzig Stunden kamen nicht heraus, und so hatten wir also immer noch hundertundfünfzig vor uns!

Als wir nach dem Mittagessen ziemlich stumpfsinnig in der Messe saßen und durch die Pforten auf die im Sonnenschein funkelnde und blitzende Wasserfläche schauten, auf der die „Vineta" träge von einer Seite zur anderen rollte, da der Wind vollständig ausgeschieden war, hatte ich plötzlich die Empfindung einer fast blitzschnell vorüberhuschenden Trübung des Wasserspiegels. Ich sprang auf, steckte den Kopf aus der Pforte und sah mich um. Da kam's von achter her wieder herangehuscht, etwas kräftiger und von längerer Dauer.

„Herrschaften, es gibt Wind!" rief ich laut, und im gleichen Augenblick erscholl von der Kommandobrücke der Befehl: „Wache klar zum Brassen!" dem das klatschende Trampeln der nackten Matrosenfüße folgte.

Eine halbe Stunde später lief die „Vineta" schon sieben Meilen Fahrt, und alle Segel standen in voller Rundung. Überall hellten sich die Gesichter auf, und jeder freute sich über die flotte Fahrt. Nicht zum wenigsten die Heizer, denen der Wind so recht gelegen gekommen war; ersparte er ihnen doch das Dampfaufmachen und alle Arbeit. Am vergnügtesten aber war der wachhabende Offizier, da der Wind auf seiner Wache eingesetzt hatte.

Zu jener Zeit, als die Reisen zu neunundneunzig Hundertiteln unter Segeln zurückgelegt wurden, machten sich nämlich die Wachtoffiziere das Wetter selbst; wenigstens behauptete der Bevorzugte, bei dem nach längerer Stille Wind aufkam, es sei sein Verdienst, und wenn man den Erzählungen älterer Herren Glauben schenken wollte, dann gab es einzelne ganz bekannte und entsprechend berühmte Wettermacher unter ihnen, während andere den minder ehrenvollen Ruf ausgesprochener Pechvögel oder Schlechtwettersegler sich zugezogen hatten.

Uns Seekadetten war es natürlich gänzlich Wurst, wer den Wind fabriziert hatte, wenn er nur anhielt und uns rechtzeitig ins Loch brachte.

Nachmittags flaute der Wind zwar wieder ab, so daß wir um Acht nur noch vier Seemeilen liefen, aber es war doch immer noch Brise. Vielleicht oder hoffentlich half der „Alte" doch noch ein bißchen mit der Schraube nach, und richtig stand denn auch im Nachtorderbuch: „Wenn das Schiff weniger als drei Meilen Fahrt macht, ist mir Meldung zu machen." Das hieß ja klar und deutlich „dann dampfen wir!"

So schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung, ob's mehr, ob's weniger werden würde; aber keins von beiden trat ein. Unter dreieinhalb ging's nicht und über vier wurde es auch nicht, und der Morgen des 24. Dezember brach an.

Um Sieben erschien der Kommandant an Deck und besah sich die Gegend. „Na, Starke, wie weit ist's noch?"

Der Navigationsoffizier gab Auskunft.

„Dann um acht Uhr Segel fest und Dampf auf für acht Meilen! Maschine kann gleich anstecken!" Hei wie lustig die Rauchwolken aus dem Schornstein quollen! Die gelichtete Schraube wurde klar gemacht zum Fieren (Herunterlassen), und jeder sehnte acht Glas herbei.

Plötzlich zeigte der Navigationsoffizier mit der Hand nach Nordwesten und sprach lebhaft mit dem Kommandanten und ersten Offizier. Sekunden nur waren vergangen, da hieß es: „Alle Mann auf klar zum Segelbergen!"

Wir Seekadetten hatten auch nach Nordwest geguckt, aber nichts weiter entdecken können als eine kleine tellergroße weißliche Wolke am Horizont. Daher waren wir aufs äußerste

erstaunt, als die Kommandos zum Festmachen der kleinen und zum dreifachen Reffen der Marssegel gegeben wurden. Das sah ja nach Sturm aus! Aber niemand von uns konnte sich erklären, wo er herkommen sollte.

„Beeilen!" scholl mehrfach der dröhnende Ruf des ersten Offiziers, und als ich mich für eine Sekunde aufrichtete, um mich umzusehen, begriff ich die Mahnung. Mit ungeheurer Schnelligkeit war die kleine weiße Wolke emporgewachsen und reichte schon fast bis zum Zenith. Über die See her aber kam es herangebraust wie eine graue Wand, und darunter rauschte und zischte eine sprühende, stiebende Wolke auf gepeitschten Wassers. Kaum drei Minuten waren seit dem ersten Erblicken der Wolke vergangen, da hatte uns der Sturm erreicht.

„Einlegen von den Raaen!" hörte ich noch den schmetternden Ruf, dann überfiel uns ein Heulen und Pfeifen, ein Brausen, Rauschen, Tosen und Toben, als ob die Geister der Hölle losgelassen wären. Tief legte sich die „Vineta" unter dem ungeheuren Druck zur Seite. Dann nahm sie Fahrt auf, richtete sich wieder hoch und flog, vom Sturm getrieben, dahin. Voraus, zu beiden Seiten und hinter uns donnerte und brüllte die See, in gewaltigen Wogen sich aufbäumend und überbrechend. Die Wut der Elemente machte auf uns junge Seefahrer einen um so größeren Eindruck, als sie so plötzlich losgebrochen war, und zugleich empfanden wir einen gewaltigen Respekt vor unserem Navigationsoffizier, der die drohende Gefahr so rechtzeitig erkannt hatte.



Aber wo blieb nun unser Weihnachtsfest? Um nicht gar zu weit abzutreiben, drehten wir bei und lagen unter Sturmsegeln hart am Wind, umhergeschleudert wie ein Ball. Und es wehte, wehte immer toller, steigerte sich fast bis zum Orkan und erreichte gegen Abend eine schier unheimliche Stärke.

An ein Feiern des Weihnachtsabends war nicht zu denken! Womit hätten wir auch feiern sollen? Es war ja nichts, aber auch gar nichts dazu an Bord vorhanden! Für den fehlenden Glanz der Lichter am Weihnachtsbaum entschädigte uns aber der Himmel selbst! Kaum war nach kurzer Dämmerung die Nacht herabgesunken, da entwickelte sich rings um den ganzen Horizont ein Schauspiel, wie es nur wenigen zu sehen vergönnt wird. Schwere Gewitterwolken stiegen empor und ließen mit ihren dunkeln Leibern die Nacht noch schwärzer erscheinen. Dann fing es an, sich in ihnen zu regen. Hier und dort zuckte ein fahlroter oder schwefelgelber Schein auf. Andere folgten. Mehr, immer mehr. Paarweise, zu dreien, vieren vereinigt, schließlich in ganzen Strahlenbündeln fuhren die Blitze ununterbrochen herüber, hinüber und in die aufzischende See hinab. Unmöglich war's dem staunenden Auge, dem Leuchten ringsum zu folgen oder gar einzelne Blitze zu unterscheiden. Ein zuckendes Flammenmeer durchtobte die gigantischen Wolkenleiber, daß sie rotglühend aufleuchteten und wir in einem feurigen Kreis eingeschlossen schienen.

Und immer höher stiegen die drohenden Winde. Immer näher über unseren Häuptern fuhr der zackige Strahl seine flammende Bahn. Immer näher krachte und brüllte der rollende Donner in hundertfachem Echo. Überwältigt stand alles und starrte, keines Wortes mächtig, das erhabene Naturschauspiel an!

Da tönte von dem Vordeck ein Schrei, und hundert Hände zeigten nach oben in die Takelage. Weitaufgerissene Augen stierten hinauf. Was war dort geschehen?

Auf den Spitzen der drei Masten und auf den eisernem Bügeln an den Raanocken (Enden) flammte es auf in zitterndem, bläulich schimmerndem Glanz, irrend und flirrend, leckend und zuckend, leicht hin- und herschwebend, sich hebend und senkend, schwankend im wunderlichen Kreis.

St. Elmsfeuer!

Der Weihnachtsbaum! flog es mir durch den Sinn, während ich wie gebannt das seltene Schauspiel anstarrte.

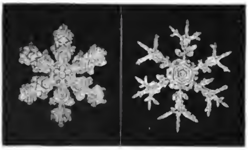
Plötzlich verschwand es, und gleich darauf stürzte ein sündflutartiger Regen herab. Der brach die Gewalt des Sturmes, und am ersten Weihnachtstag dampften wir stolz in den Hafen. August lieferte uns ein fürstliches Diner und für jeden eine Kleinigkeit als Geschenk „von Messe wegen!"

Von Schneeflocken und Eisblumen.

Plauderei von Dr. Adolf Heilborn.

Draußen klingt der helle Frost. Das Rollen der Wagen knattert wie Pelotonfeuer in mein Zimmer, und die Stimmen der Vorübergehenden sind hell wie Glockenschläge. Mein Ofen — es ist noch so ein altmodischer Eisenofen, und die Äpfel zischen und bräteln darauf — schaut wie ein feuriges Ungetüm darein, aber ein humoristisches, gutgelauntes, wohlgesinntes Ungeheuer. Am Fenster ist mir über Nacht ein ganzer Garten voller Eisblumen erblüht, stachligte wie ein Igelkaktus, zierlich gezackte wie Moos und wie Palmenwipfel, eine ganze Landschaft voll phantastischer Herrlichkeiten. Darüber der Himmel ist wolkenverhangen dunkel; wie schwere bauschige Tücher hängt es hernieder. Und nun beginnt es sachte zu schneien: das hascht sich und jagt sich und wirbelt durcheinander und flattert und schwebt zur Erde — Frau Holle schüttelt die Betten, der Himmel streut seine köstlichsten Edelsteine auf die Erde und webt ihr daraus einen Sternenmantel,

wie ihn keine Königin noch so herrlich besaß. In der Morgensonne glitzert und funkelt und leuchtet er wie ein silberner Schuppenpanzer, in dem milden Lichte des Wintertages ist er wie Hermelin so weiß und weich und warm, und wenn die Sonne sinkt, so wirft sie rotgoldene Bänder hinein, wie lodernde Flammen zu schauen.



Sechs Schneekristalle nach Mikrophotographien von W. A. Bentley.

Und Flocke auf Flocke schwebt draußen sacht hernieder. Nun hat der Schnee die dunkeln hartgefrorenen Gleise der Landstraße erfüllt und deckt das schlummernde Saatfeld, ein weißes Bettuch. Nur ein paar Krähen heben sich wie scharf geschnittene Silhouetten davon schwärzlich ab. Es schneit in dichtem Gestöber. Und den Flocken folgt die Phantasie hinaus in die unwirtliche Steppe, wo der Dämon Sturm das eisige Bahrtuch erstickend breitet über Mensch und Tier . . . Im Gebirge droben ein Dörfchen. Hütte drängt sich ängstlich an Hütte. Flocke auf Flocke fällt der Schnee, er lastet auf den steinbeschwerten Dächern, belagert Tür und Fenster und häuft sich auf den Felsgehängen, zur drohenden Lawine . . .



Wie viel Poesie birgt nicht das Wörtchen „Schnee"! Weihnachtsstimmung und das leise, verstehende Weh Andersenscher Märchen, das fröhliche Schellen des Schlittengeläutes und das dumpfbange Tönen der Trauerglocke.

„Die tören sprechent: sniâ snî!
Die armen leut: ô wî, ô wî!"

singt Herr Walter von der Vogelweide. Wohl dem, der ewig solch ein „Tor" sein darf und jauchzen wie der wissende Thoreau: Wo sind die eigentlichen Juwelenläden? In was für einer Welt leben wir, in der Myriaden dieser kleinen, dem kritischsten Auge so schön erscheinenden Sterne herniedergewirbelt werden auf den Mantel jedes Wanderers, ob er ihrer achtet oder nicht, auf des rastlosen Eichhörnchens Pelz, auf die weiten Felder und Wälder, in waldige Schluchten und auf die Gipfel der Berge. Da liegen sie wie die Trümmer der Wagenräder nach der Schlacht am Himmel. Einstweilen schiebt die Feldmaus sie in ihrem Gange beiseite, der Bube wirft sie im Schneeball, und des Holzhauers Schlitten gleitet darüber hin, über diesen wunderbaren Flimmer, den Kehricht vom Himmelsboden. Das gleiche Gesetz, das Erde und Sterne geformt, bildet die Schneeflocke, den Schneestern. Und alle wirbeln, mit Emphase: Ordnung, Kosmos rufend, zur Erde nieder, und alle singen, im Singen schmelzend, vom Geheimnis der Zahl Sechs . . . Der Sturm nimmt die Wasser der See auf in seine Hand und läßt das Salz zurück. Er verteilt sie als Wolken durch den Himmel, er sammelt sie und streut sie Samen gleich in sechsstrahligen, schneeigen Sternen über die Erde, damit sie hier liegen, bis daß er ihre Banden wieder löst . . . Es schneit und es regnet Juwelen auf uns herab.

Das Geheimnis der Schneeflocke: die Zahl Sechs! Kein Geringerer als der Astronom Kepler. hat es vor nun mehr fast dreihundert Jahren entdeckt. Allein die Kenntnis ging wie so vieles jener Tage wieder verloren, und erst in unserer Zeit entdeckte das Gesetz von neuem der englische Polarforscher und Walfischjäger Scoresby: das Gesetz von der Zahl Sechs in all den vielen hundert Formen der Schneeflocke.

Von der sechsseitigen Säule als Grundform leitet die Wissenschaft den Schneekristall, die formenreiche Schneeflocke her, gleichwie den wasserhellen Bergkristall. Wasser kristallisiert im „hexagonalen" System, belehrt uns der Wissenschaftler; vom Geheimnis der Zahl Sechs singen, im Singen schmelzend, all die herrlichen Schneesterne, jauchzt der Poet. Wo immer wir die Schneeflocke auf unserer Schiefertafel auffangen, sie zeigt dem bewundernden Blick die Sechszahl. Die schillernden Plättchen, die Sterne, die Räder mit den Tannenbäumchen als Speichen, alle, alle die unendlich vielgestaltigen Flocken und Flöckchen erzählen geheimnisvoll von der Zahl Sechs, von dem gewaltigen Gesetze, das das Weltall beherrscht. Doch nicht das Gesetz seiner Form ist das größte Wunder des Schneekristalls: das Wie seines Werdens ist wunderbarer noch und trotzt, ein ungelöstes Rätsel, noch bis zum heutigen Tage aller Wissenschaft.



Den Vorhang hat von diesem Mysterium der Amerikaner W. A. Bentley freilich nur ein wenig gelüftet. Länger denn fünfundzwanzig Jahre beobachtete er Schneeflocken unter dem Mikroskop und photographierte sie. So fand er, daß Größe und Form der Schneekristalle zur Stärke und Richtung des Windes in bestimmter Beziehung stehen. Die größten, regelmäßigsten und schönsten Kristalle entstehen bei starken, in den höchsten Höhen der Atmosphäre herrschenden Stürmen. Die kleinsten Kristalle fielen im Zuge eines „Blizzard", jener im Nordosten der Vereinigten Staaten so häufigen Art von Schneesturm, der nur bei sehr niedrigem Barometerstand auftritt. Ost- und Südstürme erzeugen feinere, Nord- und Weststürme kompaktere Formen. Hoch schwebende Wolken liefern viel kleinere Kristalle als Wolken, die



Schneeflocken nach der Natur gezeichnet von P. Neumann.



Heimatlieder.

Gemälde von Franz von Defregger.

der Erde nahe sind. Doch auch der Eifer eines so gewissenhaften Forschers vermochte des Rätsels letzte Lösung nicht zu finden. Wie kommt es, daß bei dieser Temperatur und diesem Luftdruck, bei dieser Windrichtung und -stärke, bei dieser Fallhöhe immer wieder und wieder gerade dieser Schneestern und kein anderer entsteht? Wir wissen es nicht und müssen uns mit Albrecht von Haller bescheiden:

„Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaff'ner Geist.
Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weist!"

Eine Gottheit muß sich in ihnen geregt haben, sinnt Thoreau, ehe die Kristalle sich so organisierten, Eigenleben erhielten, die Räder des Sturmwagens. Wie voll von schöpferischer Kraft ist die Luft, in der sie erschaffen wurden! Ich könnte sie kaum mehr bewundern, wenn wirkliche Sterne herniederfielen und an meinem Mantel hängen blieben. Nichts Schöneres gibt es als die Schneeflocke, an jeder erschöpft der Schöpfer der Welt seine Kunst, sie ist das Produkt des Enthusiasmus, ein Kind der Ekstase, die des Künstlers höchste Kunst zur Vollendung brachte. . . .

Der warme Atem hat ein Stellchen am vereisten Fenster ertaut. Wie ich ein wenig zurücktrete, schießt Kristall auf Kristall über dem ertauten Felde auf, ein Strahlenbüschel glitzernder Nadeln, Säulen, und allgemach schimmernde Quadern. Ich hauche von neuem dagegen, die dünne Eisschicht schmilzt, und da: die erste Nadel wieder. Sie wächst von unten, gleichsam aus dem Boden des Zaubergartens auf, droht auf der senkrechten Fläche der Scheibe zu fallen und neigt sich. Jetzt schießt über sie die zweite hin, und wieder das gleiche Spiel: das Fallen und Sichneigen; im Fallen hält sie die dritte, die vierte, die fünfte, die zehnte . . . und vor dem staunenden Blick erwächst die Palme mit schön geschwungenen Wedeln und Fiedern, das Röhricht, das Moos, der Kaktus und all die seltsamen Formen und Gestalten, die, wie Gottfried Keller malt, dem Werk eines gothischen Baumeisters gleich, der einen Kreuzgang erbaut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maß findet.

Und auch hier wieder — die Lupe zeigt es uns und das Mikroskop — die mystische Sechszahl in all den geheimnisvoll entstehenden Nadeln und Quadern und Säulchen, hier wie in der Schneeflocke und dem gewaltigen Eisblock im Meere. Wenn wir mit Hilfe einer starken Sammellinse in ein Stück kompakten Eises Licht werfen, so sehen wir längs des ganzen Weges, den der Lichtstrahl nimmt, metallisch glänzende Pünktchen entstehen, und richten wir die Lupe betrachtend darauf, so sind es linsenförmige Höhlungen, darum sich Blätter bilden, sechsstrahlig und mit zackigen Rändern wie Farnkrautwedel, wie Schneeflocken. Sie schlummern überall im Eise, verborgen dem blöden Auge, diese zierlichen Eisblumensternchen; das Licht weckt sie nur, macht sie uns sichtbar.

In was für einer Welt leben wir! Es schneit und regnet Juwelen herab, und unser stahlbeschwingter Fuß gleitet im Eislauf über einen Sternenteppich! Wenn Wunder alltäglich werden, verlieren sie des Wunderbaren, sagt man. Aber Lessings Wort ist wahrer, größer:

„Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren echten Wunder
Alltäglich werden können, werden sollen."

Der Apostelkrug.

Eine lustige Weihnachtsgeschichte von Hans Arnold.

Illustriert von E. Rosenstand.



och ein Paket!"

Die Weihnachtsbescherung mit ihrem Schimmer und Flimmer, ihrem Ach und O, ihrem Freudenlärm und Dankessturm war wieder einmal vorübergerauscht! Das zweite Stadium des Christabends brach an, wo die Lichter am Tannenbaum schon ein bißchen träge brennen, wo Köchin und Hausmädchen sich mit ihren Schätzen — im harmlosen Sinne des Wortes — in die Küche zu Bratwurst und Punsch begeben haben, und wo jeder mehr oder minder mit dem Gefühl vor seinen Gaben steht, ungefähr dreimal so viel bekommen zu haben, als er beim besten und redlichsten Willen in seinen Schränken und Kommodenschüben unterbringen kann!

Der Ruf: „Noch ein Paket!" verfehlte aber trotzdem nicht seine anregende Wirkung. Die Kinderschaar rannte zusammen wie Ameisen, in deren Wohnsitz ein Stock gestoßen wird, denn nie ist bekanntlich der Mensch so unersättlich wie in dem Augenblick, da er eben mit Geschenken überhäuft worden ist. Die Nachzügler unter den Geburtstags- und Weihnachtsgaben haben in logischer Folge dieser menschlichen Schwäche die besten Aussichten, freudeglitzernd aufgenommen zu werden!

Alles drängte sich denn auch mit froher Gier um den Hausvater, der ein ziemlich schweres Kistchen prüfend in den Händen wog. „Ach zeig doch, zeig doch!" flehten die Kinder und trampelten und das Familienoberhaupt verlängerte die Erledigung der hochwichtigen Frage: „Von wem?" und: „Für wen?" noch in überflüssiger Weise, indem er die Paketadresse kopfschüttelnd studierte und wieder studierte.

„Für mich!" sagte er dann endlich als Schluß seiner Feststellung und rief mit diesen beiden Silben einen Enttäuschungsseufzer bei den Kindern hervor, die durch die in etwas scharfem Ton gehaltene Erkundigung: „Habt ihr etwa noch nicht genug bekommen?" beschämt in ihre gesetzlichen Schranken verwiesen wurden.

Der Vater reichte indes seiner Frau den kleinen Abschnitt der Paketadresse zur Begutachtung hin.

„Lies du einmal, Adolfine," sagte er, „ich kann mir keinen Vers aus der Geschichte machen!"

Und während das neu geschenkte Universalhandwerkszeug seine erste Probe auf Brauchbarkeit ablegte, um das Kistchen zu öffnen, las Adolfine dem gespannten Zuhörerkreis, dem sich nach alter lieber Gewohnheit noch ein paar Junggesellenfreunde zugesellt hatten, das Kärtchen vor:

„Zum fünfundzwanzigjährigen Jubeltag unserer Verlobung schicken wir dem Stifter unseres Glücks den Stifter unseres Glücks!"

Ein Absender war nicht genannt — auch der Poststempel ließ keinen Schluß zu, und der ganze Kreis drängte sich in höchster Spannung um den Vater. Dieser, ein ordnungsliebender Herr, der alles sammelte, was der Mensch nur irgend sammeln kann, zog indessen so recht bedächtig einen Nagel nach dem anderen aus dem Kistchen, um ja den Deckel nicht zu beschädigen, und legte Nagel für Nagel mit einer Sorgsamkeit in das besonders dafür bestimmte Behältnis, wie wenn Drahtnägel zum mindesten den Wert mittelgroßer Diamanten besäßen.



Jede Ermahnung zu größerer Eile beantwortete der Hausvater unentwegt mit den Worten: „Es ist ja an mich!" oder fügte mit einem Anflug von Bosheit, der am Weihnachtsabend doppelt sträflich anmutete, bei: „Ihr braucht ja gar nicht zuzusehen, wenn es euch zu lange dauert — geht ruhig zu euren Sachen!" ein unannehmbarer Vorschlag, der mit dem ihm gebührenden ablehnenden Schweigen beantwortet wurde.

Endlich kam der große Augenblick, der die Lösung des Geheimnisses brachte. Ein Pack Holzwolle, in appetitlichen Lagen geordnet, wurde aus dem Kistchen genommen, und mit dem lebhaften Ausruf: „Nein, das freut mich aber wirklich!" hob der Hausherr ein sehr schönes, tadellos erhaltenes Exemplar eines sogenannten „Apostelkrugs" aus seinem Behältnis und hielt es der Familie vor die erstaunten Augen. Diese gab, je nach der Beanlagung, ihre: „Ach!" und „O!" und „Sieh mal!" zu Protokoll.

„Und wer schenkt dir das Ding?" fragte Adolfine, die mehr fürs Moderne veranlagt war und aus seelisch unbekannten Gründen ein Likörservice erwartet hatte, das eine gähnende Lücke im Haushalt auszufüllen bestimmt war.

„Eigentlich niemand," sagte der Hausvater mit einem leisen Anflug von fröhlicher Rührung, „der alte Kerl war mein rechtmäßiges, wohlerworbenes Eigentum und kommt nun wie ein treuer Hund zu seinem Herrn zurück, und mit ihm fällt mir die Geschichte wieder ein, die drum und dran hängt. Ja, damals war man noch fidel und jung!" setzte der wackere Mann mit einem etwas unmotivierten Seufzer hinzu.

„Na, fidel bist du ja heute auch noch," ernüchterte die Hausfrau ihn resolut, „und daß du in fünfundzwanzig Jahren fünfundzwanzig Jahr älter geworden bist, ist auch kein spezielles Pech von dir — das geht den meisten Leuten so! Also tu' dir nicht zu leid, mein Alter! Erzähle uns lieber die Geschichte, auf die du so gefühlvoll anspielst — unterm Tannenbaum höre ich so was zu gern! Komisch übrigens, daß ich nicht mal weiß, was das für ein Erlebnis ist," setzte die Hausmutter mit einem etwas durchbohrenden Blick hinzu.

„Dem kann gleich abgeholfen werden," meinte ihr Mann, „ich schlage vor, daß alles, was über dreißig Jahr alt ist, sich im Wohnzimmer um den runden Tisch setzt. Die kleine Bande bleibt bei ihren Spielsachen, uns Alten gib ein frisches Glas Weihnachtspunsch und den Glaskorb mit den Pfeffernüssen, dann werde ich die Geschichte von meinem Apostelkrug erzählen."

Also diesen Krug hatte ich mir, als Anfang meiner seitdem recht angewachsenen Sammlung von altem Kram von einem kleinen Lotteriegewinnst angeschafft — Notabene meinem ersten und letzten in diesem Jammertal — und war nicht wenig stolz darauf, denn es ist ein unbezweifelter echter, wie er gar nicht echter sein kann. Ich hatte ihn — das erhöhte meinen Stolz noch um ein paar Grade — einem guten, alten Bekannten vor der Nase weggekauft, der damals für den größten Raritätenfex in unserer ganzen Stadt galt und seine Wohnung in ein auserlesenes Museum von alten Möbeln und dem, was dazu gehört, umgewandelt hatte. Er pflegte sich mit Stolz zu rühmen, daß seine Tochter der einzige Gegenstand in seinem Quartier sei, der weniger als fünfzig Jahre zähle, und hatte wahre Luchsaugen für Sachen, die sich irgendwo noch aus vergangenen Zeiten vorfanden und aufhielten. Da ich damals auch schon an der Sammelpassion litt, so führte uns unser Weg öfter auf Streifzügen in Trödelläden zusammen und mich auch später in sein Haus. — Beim Kauf des erwähnten Apostelkruges nun begegnete mir der alte Hofrat gerade in dem Moment, als ich mein neues Besitztum glückstrahlend und sorgfältig einpackte, um es mitzunehmen. Er wurde förmlich blitzblau vor Wut, als ihm das längst begehrte Stück so von einem weggeschnappt wurde, den er damals mit Recht als Laien und Anfänger in der kostspieligen Sammelkunst ansah, und in dem er demgemäß noch keinen Rivalen fürchtete.

„Wozu kaufen Sie sich das Ding?" rief er ärgerlich — er war ein bißchen cholerisch angelegt. „Auf das fahnde ich schon seit acht Tagen."

Ich wog meinen Schatz mit Freudenmienen in der Hand.

„Ich will auch meine Augenweide haben, Herr Hofrat," sagte ich vergnügt, „gönnen Sie mir nur den alten Apostel da — Sie haben ein so reizendes Fräulein Tochter — sehen Sie sich die doch an!"

„Als wenn die eine Kuriosität wäre!" knurrte der alte Herr.

„Na ja, ein Altertum ist sie freilich noch lange nicht," lachte ich, „aber in jedem Fall — der Apostelkrug gehört mir, und ich empfehle mich Ihnen!"

Damit ging ich sehr befriedigt nach Hause und bastelte mir ein Konsolchen aus Tannenholz — ich bin immer ein Bastler von Beruf und Passion gewesen — auf dem mein neues Besitztum prangen sollte.

Mein Freund und Wohnungsgenosse, der Doktor Hedler, saß mir gegenüber, rauchte und sah schweigsam und gemütlich zu. Kein Anflug von Neid trübte sein Behagen, er gehörte zu den bedauernswerten Leuten, denen der sechste Sinn — der für alten Kram — versagt ist. Das Ausspüren einer geschnitzten Truhe, die zitternde Seligkeit über einen mittelalterlichen Tröster im schön gepreßten Schweinslederbande, die strahlende Freude an einem fein geschliffenen Trinkglase von 1730 und dergleichen Lebensfreuden gab es für ihn nicht. Er würde, wenn ich es ihm gestattet hätte, eine Hundefamilie aus Porzellan und eine Sparbüchse in Gestalt eines Borsdorfer Apfels auf seine Kommode gestellt haben — mit einem Wort: er hatte absolut keinen Geschmack.



Doch halt, daß ich dem braven Alois Hedler — er hieß wahrhaftig und wirklich Alois, nicht etwa mit Spitznamen — also daß ich ihm nicht Unrecht tue: der Vorwurf trifft nicht in allen Punkten zu. Er hatte in einer — und sogar in einer nicht unwichtigen Sache einen recht auserlesenen Geschmack, er war nämlich bis über seine beiden etwas roten und weit abstehenden Ohren in die vorerwähnte Tochter des alten Hofrats und Sammelfritzen verliebt, und sie — sonderbar

aber wahr! — auch in ihn. Im Grunde tat sie völlig recht daran. Denn mein alter Hedler war ein grundbraver, zuverlässiger Bursche, verstand sein Fach — er war Doctor medicinae — von Grund aus, und wir vertrugen uns beide sehr gut. Aber zum Verlieben war er nicht von unserem Herrgott erschaffen, und ich konnte mir nur immer mit Staunen das allerliebste Mädel ansehen, das einen so merkwürdigen Geschmack in der Hinsicht entwickelte.

Und allerliebst war sie, das konnte ihr ihr bitterster Feind — wenn sie einen gehabt hätte — nicht abstreiten! Als Kompliment für des Herrn Papas Liebhaberei hatte sie ein rechtes Rokokogesichtchen mit silberblonden, hoch aus der Stirn gekämmten Haaren und einen Ausdruck, der einer lustigen Watteauschäferin oder einer reizenden, schelmischen Porzellanfigur ganz naturgetreu zu Gesicht gestanden hätte.



Warum ich mich in dies niedliche Mädchen nicht verliebte, weiß ich eigentlich heut noch nicht — wohl aus dem sehr einfachen Grunde, daß es eben fürs Verlieben kein „Warum" gibt; vielleicht aber aus dem oben erwähnten, daß sie ihr Herz an meinen guten Freund verschenkt hatte und ich zum „unglücklich Lieben" nicht veranlagt war. Ja, ich übernahm sogar, selbstlos und gut, wie mich die Natur einmal erschaffen hat, die Rolle des Schutzengels bei dem jungen Paar, ich führte Alois Hedler beim Hofrat ein, und während wir beiden Altertumsfreunde uns an unseren neuen Erwerbungen freuten, konnte Hedler sich bei Mutter und Tochter — sie hieß übrigens Beate — Liebkind machen, wie man zu sagen pflegt.

Wir beide, Hedler und ich, waren in jeder Art die größten Gegensätze, die man sich denken kann, was manchmal die Freundschaft nicht stört, wie Figura zeigt. Er war ebenso steif, wie ich beweglich, ebenso überlegt, wie ich tollköpfig, und ebenso bescheiden, wie ich unverschämt war. Nun schelte mir aber keiner diese letzte Eigenschaft, denn ohne sie wäre ein glückliches Paar weniger auf der Welt. Und davon will ich ja hier eben erzählen:

Hedler war also ein Mensch, den sich die meisten Leute gern als Schwiegersohn hätten gefallen lassen, aber der alte Herr Hofrat gehörte nicht zu diesen „meisten Leuten". Er fand den guten Alois trocken, langweilig, ledern und Gott weiß was sonst noch — und vor allem: der Freier hatte, wie schon gesagt, kein Verständnis für des alten Herrn Hauptpassion, er sagte von einer Rokokokommode: „Die ist wohl antik?" was dem Hofrat ungefähr so sympathisch war, wie es mir sein dürfte, wenn jemand mit dem steil gehaltenen Schieferstift auf der Tafel kratzt. Alois stand stumm und verständnislos vor alten Lehnstühlen und trank ebenso gern aus einer dicken Kumme, die aussah, wie wenn sie direkt vom Bahnhofsrestaurant gekauft wäre, wie aus der schönsten Empiretasse, die je auf zierlichen Füßchen gestanden hat. Unter diesen Umständen war es ja sehr natürlich, daß er mit dem Mann, den er sich nun mal zum Schwiegervater ausersehen hatte, nichts anzufangen wußte, und der noch viel weniger mit ihm. Der alte Herr hatte, das muß ich vorausschicken, es noch immer nicht verwinden können, daß ich ihm damals mit dem Kauf des Apostelkrugs so schnöde in sein Altertumsgehege gekommen war. Wenn er uns auf unserer Bude besuchte, was manchmal vorkam, blieb er vor dem Kruge stehen, beäugte ihn, drehte ihn nach allen Seiten herum, stellte ihn dann mit einem tiefen Seufzer wieder auf sein Postamentchen und sagte jedesmal mit dem Ton eines in seinen heiligsten Rechten Gekränkten: „Der Apostelkrug müßte eigentlich von Rechts wegen mein sein!" worauf ich niemals v ⁊fehlte, ebenso oft zu sagen: „Er ist aber mein!" und die Sache beim alten blieb.

Auf von Zeit zu Zeit listig und schlau angebotene Tauschhändel ließ ich mich nicht ein, ja selbst eine eingelegte kleine Truhe aus Rosenholz mit abgeschrägtem Deckel und ein Nadelbüchlein mit feinster petit point-Stickerei darauf wies ich, obwohl sie mir sehr schweres Herz- und Neidweh verursacht hatten, eisern zurück — mein Apostelkrug war mir lieber.

„Wenn ich an deiner Stelle wäre, machte ich doch dem alten Herrn die Freude und schenkte ihm den Krug!" sagte Hedler bei solcher Gelegenheit mal gefühlvoll zu mir. Ich lachte ihm ins Gesicht.

„Versteht sich!" erwiderte ich höhnisch. „Wenn ich in die niedliche Beate verliebt wäre, täte ich es vielleicht auch. Aber wahrscheinlich auch dann nicht. Denn mein Apostelkrug ist mir vorläufig noch mehr wert als sechs Beaten — so was verstehst du eben nicht!" Hedler sah mich starr und verächtlich an. „Barbar!" sagte er dann und ging auf Praxis.

Der Alte hatte zu jener Zeit ein ganz prachtvolles Stück irgendwo aufgetrieben, eine zweihenkelige Vase in feinster französischer Malerei, der Grund von den zierlichsten Goldarabesken durchzogen und verkräuselt, inmitten ein Medaillon mit Rosen in wahrhaft unvergleichlicher Ausführung — die Krone seiner ganzen Sammlung.

Aber, wie der Mensch nun einmal ist — der Hofrat wußte, daß zu diesem Prunkstücke notwendig noch ein Gegenstand gehören mußte, und das ließ seiner Sammlerseele keine Ruhe. Er suchte in allen Trödelläden danach umher, er schrieb, er telegraphierte, er reiste sogar, wenn sich irgendwo eine Spur des Gesuchten zeigte, und er kehrte verdrossen zurück, wenn sich das Gegenstück wieder nicht finden ließ.

Acht Tage vor Weihnachten waren wir beiden Freunde wieder einmal des Abends bei der hofrätlichen Familie, und der alte Herr stimmte von neuem sein Klagelied an. „Da steht nun meine Vase!" sagte er mit schmerzlichem Ton, „ich weiß, es gibt ein Gegenstück dazu, und jeden Tag ärgere ich mich, daß das Ding da so allein auf seinem Platze steht!"

„Könnte man denn nicht eine zweite nachmalen lassen?" schlug mein unseliger Freund schüchtern vor.

Der alte Herr starrte ihn feindselig an. „Lieber Doktor, wenn Sie nur nicht von Sachen reden wollten, die Sie absolut nicht verstehen," sagte er dann mit einem Ausdruck eiskalter Empörung. „Erstens malt Ihnen kein Mensch eine solche Vase nach, und dann — was hätte denn ein neues Exemplar für

einen Wert für mich? Sie haben eben keine Ahnung!" fügte er verdrossen hinzu und wandte sich dann zu mir: „Sehen Sie, lieber Freund, wer mir solch' eine Vase brächte, der hätte bei mir einen Stein im Brett — das kann ich wohl sagen. Aber was nützt uns das?"

Na, die Äußerung fiel ja bei meinem guten Freunde wie ein Funken in ein Pulverfaß. Von diesem Abend an quälte und marterte er mich bis aufs Blut, ich sollte ihm das Gegenstück besorgen, auf irgend eine Art, sein Lebensglück hinge vielleicht davon ab, denn das wäre doch noch mal eine Möglichkeit, sich bei dem Alten angenehm zu machen, kurz, ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe.

Na, wir fanden natürlich keine Vase, wie sich das von selbst versteht; wer alte Sachen sammelt, der weiß ganz genau, daß man Dinge, die man gerade zu einer bestimmten Zeit haben möchte, niemals bekommt. Hier heißt es, wie ein Jäger auf dem Anstand stehen, Wochen, Monate, Jahre vergehen lassen, dann plötzlich, das Schränkchen, die Tasse, den Spiegel erblicken, nach dem sich das Herz sehnt — und dann aber auch zugreifen! (Schluß folgt.)

Wie ein Schaukelpferd entsteht.

Von M. Hagenau.



Modellierraum

Die Puppe ist das Lieblingsspielzeug der Mädchen, dem Knaben aber gehen Wehr und Waffen und Pferde über alles. Diese Vorliebe ist ein Erbstück aus uralter Zeit. Schon die Knaben der Germanen spielten gern mit geschnitzten Pferdchen, und später, da das Roß zur regelrechten Ausrüstung des reisigen Mannes gehörte, war der Sinn des Knaben frühzeitig auf diesen treuen Reise- und Kriegsgefährten gerichtet. So nahmen die Rößlein in der Herstellung der Spielgeräte auf Deutschlands Boden von jeher einen wichtigen Platz ein; Roß- und Reitermacher arbeiteten mit den Dockenmachern um die Wette. Wie alles in der Welt, so war auch die Form dieses Spielzeugs Wandlungen unterworfen. Lange Zeit bildete das „turnierende Spielzeug". Nachbildungen von gepanzerten Pferden und Reitern, den Gipfel der Knabenwünsche. Später erfreute sich das Steckenpferd der größten Beliebtheit. Schon im Mittelalter war dieses Spielgerät weit verbreitet, wie das zahlreiche Miniaturmalereien in kirchlichen Büchern beweisen; in Holzschnitten aus dem 15. und 16. Jahrhundert begegnen wir ähnlichen Darstellungen; davon zeugte schließlich eine seltene viereckige Silbermünze, der sogenannte Steckenreiterpfennig. Auf deren einer Seite stehen die Worte: „Vivat Ferdinandus III., Romanorum Imperator", auf der anderen zeigt sie das Bild eines Knaben mit der Umschrift „Friedensgedächtnis in Nürnberg 1650". Als in jenem Jahre in Nürnberg durch die Unterzeichnung des „Friedensexekutionshauptrezesses" dem Dreißigjährigen Krieg ein Ende gemacht wurde, verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der kaiserliche Kommissar Octavio Piccolomini werde jedem Knaben, der auf seinem Steckenpferd vor der Wohnung des Herzogs erscheinen würde, eine Silbermünze schenken. An einem Sonntag rückten nun die kleinen Nürnberger in ganzen Schwadronen aus und zogen vor das Haus Piccolominis. Als dieser die Ursache des Aufzugs erfuhr, bestellte er das originelle Reiterheer auf den nächsten Sonntag, an dem alsdann der erwähnte Steckenreiterpfennig wirklich verteilt wurde.

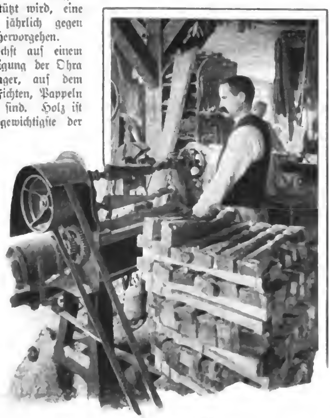
Noch heute reiten unsere Knaben auf Steckenpferden, aber so beliebt wie früher ist das Spielzeug nicht mehr, und es ist fraglich, ob unsere Städte so ohne weiteres bei einem plötzlichen Anlaß Regimenter von Steckenreitern aufbieten könnten. Allmählich ist das Steckenpferd durch einen vollkommeneren Rivalen, das Schaukelpferd, zurückgedrängt worden. In unserer Kindheit bildete es den Gipfel unserer Weihnachtswünsche, es war das Ziel der Sehnsucht unserer Söhne und wird gewiß noch von unsern Enkeln begehrt werden. Wie viel Schaukelpferde das Christkind alljährlich verschenkt, darüber liegt leider keine Statistik vor. Gewiß müssen aber seine Remonten nach Hunderttausenden zählen, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß Deutschland unter allen Ländern der Welt die meisten Schaukelpferde hervorbringt, denn es deckt nicht nur den Bedarf der eigenen Jugend, sondern versorgt mit diesen Rossen benachbarte und überseeische Völker. Unter anderen hat Thüringen einen guten Ruf als Produktionsland der Schaukelpferde. In seinen stillen Tälern entstehen sie zu Tausenden und Abertausenden und treten dann gezäumt und gesattelt ihre weiten Bahn- und Seefahrten an, deren Endziel die traulichen Kinderstuben bilden. Südlich von Gotha liegt am Fuß des Thüringer Waldes in einer fruchtbaren Ebene das freundliche Städtchen Ohrdruf. Die kleine Ohra, die eiligen Laufes von den Bergen herabkommt, treibt hier mit unermüdlichem Fleiß gegen dreißig Mühlen, und neben dem Ackerbau und Holzhandel blühen hier auch verschiedene Industrien, Spielwaren-, Marken-, Knopf- und Porzellanfabriken. In dieser Stadt haben sich nun seit etwa dreißig Jahren auch Roßmacher niedergelassen, und außer anderen Pferden schaffen sie alljährlich gegen 100 000 Schaukelpferde verschiedener Art. An dieser Stätte können wir wohl am besten hinter die Kulissen dieser Pferdeerzeugung blicken,



Handschnitzerei (links Pferdegestelle).

und wir lenken unsere Schritte zu einem Komplex von Gebäuden, von deren Fabrikschornstein uns als ein bezeichnendes Wahrzeichen eine Windfahne in Pferdegestalt entgegenwinkt. Es ist dies eine bekannte große Spielwarenfabrik, in der die geschäftige Menschenhand durch Wasser- und Dampfkraft unterstützt wird, eine Roßmacherei, aus der jährlich gegen 30 000 Schaukelpferde hervorgehen.

Was uns da zunächst auf einem Platze an einer Abzweigung der Ohra auffällt, ist ein Holzlager, auf dem mächtige Stämme von Fichten, Pappeln und Buchen aufgestapelt sind. Holz ist ja der wichtigste und gewichtigste der Stoffe, aus denen sich der Leib des Schaukelpferdes zusammensetzt. Aus ihm wird das Rückgrat und aus ihm werden die festen Beine geformt. In einer Sägemühle werden die Stämme zu Balken und Brettern zerkleinert, auf besonderen Plätzen getrocknet und dann in die Holzbearbeitungsräume gebracht. Die Herstellung des Gerippes oder inneren Gestells bereitet nicht viel Kopfzerbrechen. Es wird ja später durch Polstermaterialien verdeckt, braucht also nicht anatomisch richtig zu sein. Es wird aus ein paar Brettern zusammengeleimt, und wir müssen nur darauf achten, daß die Arbeit solid, der Last des künftigen Reiters entsprechend, fest genug ausfällt. Schwieriger gestaltet sich die Herstellung der Beine, die sich den Blicken frei darbieten und in ihrer Form dem natürlichen Vorbild möglichst ähnlich sein sollen. Sie werden nach sorgfältig ausgeführten Modellen gearbeitet.



Maschinenschnitzerei.

Wo es sich um einfachere Formen handelt, greift die Maschine helfend ein. Wie unsere obenstehende Abbildung zeigt, ist unten in der Maschine das Beinmodell eingespannt, darüber ein in roher Form zugeschnittenes Holzstück. Wird die Maschine in Bewegung gesetzt, so preßt sich durch Federdruck eine runde Scheibe, die sogenannte Führungsrolle, an das Modell, dringt in seine Vertiefungen ein oder wird durch seine Erhabenheiten zurückgeschoben. Genau dem Gang der Rolle entsprechend, bewegt sich über ihr an dem zu bearbeitenden Holzstück eine andere Scheibe, die mit zwei scharfen Messern versehen ist. Während das Holz sich ebenso wie das Modell um seine Achse dreht, dringen die Messerschneiden in seine Ränder ein und liefern Ausschnitte, die denen des Modells gleichen. Die Scheibe macht 4000 Touren in der Minute, also 8000 Schnitte in dieser kurzen Zeit; langsam schreitet sie am Holze vor, und doch ist in wenigen Minuten ein neues Bein geschnitzt. Außer dieser so genau arbeitenden Kopiermaschine zur Herstellung größerer Beine gibt es in dem gleichen Raum noch eine Anzahl anderer Maschinen, die Beine für kleinere Pferde und Tiere aus entsprechend dicken Brettern ausstanzen. Diese rohen Hölzer kommen dann in erhitzte Formen, in denen sie gepreßt werden und die gut modellierte Gestalt mit Hufeisen, Muskelmassen usw. erhalten. Bei diesem Verfahren werden viele von ihnen angesengt und sehen kohlschwarz angebrannt aus; das schadet aber nicht, denn die kleinen Defekte werden ja später durch die Farbe verdeckt. Wo es sich aber um verwickeltere Formen und Ausstattung mit feineren Details handelt, dort versagt noch heute die Maschine. Die menschliche Hand muß hier die genauere Arbeit besorgen. So sehen wir neben den geschilderten rasselnden Maschinen auch Handschnitzer in eifriger Tätigkeit.

Ein sehr wichtiger Bestandteil des Schaukelpferdes sind die „Schaukeln", die gebogenen Hölzer, auf denen das Rößlein aufgestellt wird. Von ihrer zweckmäßigen Biegung hängt die Gangart des Pferdebeins ab und zum guten Teil auch seine Widerstandskraft. Gewöhnlich stellt man die Schaukeln so her, daß man die gebogenen Bahnen aus größeren Brettern heraussägt. Ein solches Erzeugnis zeichnet sich aber nicht durch besondere Festigkeit aus; man trifft in ihm auf Lagen kurzen Holzes, das leicht zerbricht. In unserer Roßmacherei wird auf die Schaukeln viel mehr Sorgfalt verwendet. Da sehen wir sehr dicke Bretter, Bretter von gesundem Buchenholz; aus ihnen werden die Schaukelbahnen gemacht. Der Block wandert zuerst in einen Dampfkessel, in dem er mehrere Stunden lang unter einem Druck von sechs bis sieben Atmosphären der Einwirkung des heißen Dampfes ausgesetzt wird.

Dadurch erweicht sich das harte Holz; der Block kommt in eine Maschine, in der er unter unseren Augen gebogen wird; in der Form, mit Klammern und eisernen Stangen eingespannt, wandert er nun in einen erhitzten Raum, in dem er seine Feuchtigkeit verliert und trocken die ihm einmal gegebene Form beibehält. Aus einem solchen Block



Ausstopfen der Pferde.



Zuschneiden der Felle.

werden dann durch parallele Sägeschnitte etwa sechs Schaukeln gewonnen. Wie hastig sich auch später das Rößlein tummelt, wie wild es auch sich je nach dem Temperament seines Reiters gebärdet, eine solche Schaukel bricht nicht entzwei, sie bleibt unverwüstlich.

In den Holzbearbeitungsräumen schwirren und surren noch verschiedene andere Maschinen. Es liegt ja nahe, daß, wer Pferde macht, auch für Wagen und Ställe sorgt, und so gehen auch aus unserer Roßmacherei diese Spielgeräte hervor: Kastenkarren, Rollwagen, Bierwagen, Chaisen, Landauer, Visavis usw. Für diese Sachen werden auf Maschinen Räder gesägt, Rundstäbchen für Speichen und Leitern mit zauberhafter Geschwindigkeit gefertigt.

Aber wir müssen uns versagen, genau aufzuzählen, was alles das geduldige Holz sich hier gefallen lassen muß, denn wir haben ja die Entstehung des Schaukelpferdes ins Auge gefaßt. Wir wissen, wie sein Gerippe, wie seine Beine und Schaukeln gemacht werden, nun müssen wir auch zusehen, wie das schönste an ihm, der Kopf, geschaffen wird. Hier kommt schon die Kunst zu ihrem Rechte. In stillerem Atelier, das unsere Anfangsvignette darstellt, sitzt der Modelleur, er formt aus Thon Entwürfe für Pferdebeine, für allerlei Tiere, die nebenbei fabriziert werden, und besondere Sorgfalt verwendet er auf Pferdeköpfe. Von diesen Modellen werden Formabgüsse gemacht; zwei für jeden Kopf.

Da liegt die eingefettete Schwefelform auf dem Tische — vor ihr steht ein junger Mann; er hat einen Stoß nasser Pappeblätter vor sich. Geschickt erfaßt er ein Blatt und preßt es fest in die Form ein, dann bestreicht er es mittels eines Pinsels mit einem Klebstoff und drückt ein zweites Blatt Pappe darauf, so geht die Arbeit weiter, bis in der Form eine genügend dicke Schicht Pappe steckt. In der gleichen Weise wird die zweite Hälfte der Kopfform gefüllt, und dann legt man beide zusammen. Sie passen genau aufeinander, und wenn nun die Form auseinandergenommen wird, so steht ein Pferdekopf auf dem Tische. Er ist noch roh und muß genauer verstrichen und geglättet werden. Ist er genügend getrocknet, so wird er an dem mit Beinen versehenen Gestelle befestigt.

In diesem Zustand der Entwicklung sieht das Werk nichts weniger als schön aus; selbst der anspruchsloseste Knabe würde an ihm Anstoß nehmen. Doch Geduld! Es kommen schon Hüllen über das häßliche Gerippe, es verschwindet in einem besonders zugeschnittenen Sack aus Segelleinen, der fleißig mit Häcksel gestopft wird. Da treten Formen, Rundungen hervor, wie sie dem Pferdeleib eigentümlich sind. Kräftig wölbt sich die Brust hervor, geschwungene Linien zeigt der Hals. Der graue Balg sieht schon gefälliger aus, und er wandert in andere Hände, die dem geschundenen Rößlein eine naturfarbene Haut freundlich anziehen.

Billige Schaukelpferde erhalten wohl eine Fellimitation aus Plüsch oder Köper. Bessere Ware wird gern mit Naturfell überzogen. Öfter borgt sich das Schaukelpferd vom Kalbe, oft aber prangt es in einer Haut, die einst ein echtes Füllen oder ein wirkliches Pferd im Leben geschützt hat. In Haufen liegen diese Felle in der Fabrik, wo sie gegerbt und dann zugeschnitten werden. Je nach Wunsch können wir hier Schimmel und Rappen, Braune und Füchse erhalten, just wie sie die Natur hervorbringt.

Rasch schreitet nun die Vollendung des Rößleins weiter vor. Es kommt in die kosmetische Abteilung der Roßmacherei. Flinke Hände setzen ihm spitze Ohren ein, versehen es mit wallender Mähne und einem Schweif aus echten Roßhaaren oder aus ähnlich wirkendem Material. Dann nimmt sich der Maler seiner liebevoll an. Die Hufe werden dem Pferdchen geschwärzt, wie es sich für ein wohlgepflegtes Pferd ziemt. Lange wird an dem grauen Pappkopf herumgepinselt, bis alles Unschöne gedeckt ist und die Nüstern ebenso wie die Augen Leben sprühen. Die Schöpfung des Pferdes ist vollendet, und man bringt es nun in die Sattlerei, wo es aufgeschirrt wird. Geschickte Hände fertigen da aus buntfarbigem Leder zierliche Sättel und elegantes Zaumzeug. Auch schöne Schabracken werden hier genäht und mit Schmuck versehen. Sauber gebürstet, funkelnd und blitzend, kommt nun das Rößlein auf die Schaukeln; nun kann es kleine Reiter im Galopp wiegen, und in Packpapier wohl eingehüllt eilt es hinaus in die weite Welt, um mit tausend Freuden Knabenherzen zu erfüllen. Fröhliche Fahrt!



Bemalen
der Schnauze und Hufe.



Aufschirren der Pferde.



Aufstellen und Verpacken.

Im Musterlager der Fabrik werfen wir noch einen Blick auf die bunte Schar von allerlei Tieren, Wagen und Ställen. Da stehen aber nicht nur Rößlein auf Schaukeln. Hier wiegt sich ein schmuckes Eselein mit einem Kindersattel aus rotem Samt, dort schaukelt ein gesatteltes Böcklein in kurzen Sprüngen, und fürwahr bedächtig schwingt sich ein gesattelter Elefant, der nach Belieben zum Schaukeln oder Fahren verwendet werden kann. Der Roßmacher versteht für Abwechslung zu sorgen und die eigenartigsten Wünsche der jugendlichen Kavalleristen zu befriedigen. Er hat wohl erfahren, daß ungestüme Reiter seine Pferde mitunter wildgeritten haben, oder kleinere Geschwister in eigener Unbeholfenheit unter die Schaukeln gerieten und bei diesem Überreiten sich Quetschungen zugezogen haben. Für solche wilde und ungeschickte Reiter und für sorgsam ängstliche Mütter hat er ein Sicherheitsschaukelpferd geschaffen, das bei angenehmer Galoppbewegung völlig gefahrlos in einem soliden Gestelle schwingt. Knaben müssen wagen lernen, schwebt uns auf den Lippen, doch da fällt unser Blick auf ein eigenartiges Gefährt. Fürwahr! Ein Automobil, mit Tretwerk ausgestattet. Das ergibt noch ein harmloses Tempo. — Mit anderen Gedanken verlassen wir nun die schöne Roßmacherei, in der wir so viele Künste vereinigt fanden. Mit etwas mittelalterlichem Geist erfüllt, hatten wir sie allerdings betreten; der Turm der Michaelskirche in Ohrdruf hatte ja in uns Erinnerungen an Bonifazius, den Apostel der Deutschen, geweckt, der doch an jenem Orte im Jahre 724 die erste Pflanzstätte des Christentums in Deutschland gegründet haben soll.

Nun dachten wir an das Wirken des Christkindes im Lande, an sein hohes Fest und seine treuen Gehilfen, die alten Spielwarenmacher, die allmählich aus dem kunstreichen Nürnberg ihre Schüler auch in den Thüringer Wald sandten. In der Zeit waren wir aufgegangen, da Roß und Reiter den Inbegriff des vollendeten Mannes bildeten. Doch es ändern sich die Zeiten. In der edlen Zunft der Roßmacher spürte man auch den frischen Wind des modernen Lebens. Steckenpferd ... Schaukelpferd ... einst wird doch kommen der Tag, da nicht ein Rößlein, sondern ein Automobil mit Motorbetrieb den Gipfel der Knabenwünsche bilden wird.

Jedoch auch das Spielzeug hat seine Geschichte; die Kulturentwicklung der Menschheit spiegelt sich in ihm wider.



Musterlager.



Weihnachtsmarkt in Berlin. (Zu dem Bilde Seite 924 und Seite 925.) Er hat nicht mehr die Bedeutung von ehedem, der Berliner Weihnachtsmarkt! Sein Umfang ist zusammengeschrumpft, sein Publikum ein paar Grad tiefer gesunken, und jedes Jahr bröckelt ein weiteres Stückchen seiner Herrlichkeit ab, läßt eine weitere Bude aus der Reihe verschwinden, bis die unerbittlich fortschreitende Zeit ihn ganz aus dem Wege geräumt haben wird. Wie so viel anderes, das schön und stimmungsvoll und ehrwürdig war! Wer Sinn für Volksleben, für malerische Wirkungen und wunderbare Lichtwirkungen hat, der sucht noch heute den Weihnachtsmarkt auf und erfreut sich an dem ganz eigenartigen Bild. Zur Abendstunde muß man ihn betrachten, wenn der schwere dumpfe Winterhimmel gewaltig und rätselvoll über dem Schreien und Lärmen, dem Gewimmel und Gedränge der durcheinander rennenden Menschlein ruht, wenn der Dunst, den die Großstadt ausströmt, von den erleuchteten Budenreihen her gelb überstrahlt wird und die Fahnen im Nachtwind gespenstisch flattern und wehen. Der Eindruck ist unvergeßlich. Und die stehenden Figuren des Weihnachtsmarktes, der kleine Italiener mit seinen Gipsbüsten, die Alte mit den im Kessel dampfenden „warmen Würstchen“, der Volks- und Kettenredner, der mit Schreien und Gesten immer wieder die Leute um sich zu versammeln weiß, und das vermummte Großstadtkind, das seine Knarren und Wollschäfchen unermüdlich anbietet: „Einen Groschen das Stück! Einen Groschen!“ sie leben noch heute und suchen ihren Vorteil zu ziehen aus der Schau- und Kauflust der fröhlichen Weihnachtstage. Als ein stimmungsvolles Stück Vergangenheit aus dem Leben der Großstadt erscheint unser Bild des Weihnachtsmarktes auf dem Schloßplatz in Berlin. Heute ist dieser Platz beinahe unberührt vom Weihnachtstreiben, der Christmarkt hat sich eine fernere Stelle als Stätte seines Trubels suchen müssen. Dort zeigt er seine kurze Pracht den tausend leuchtenden Kinderaugen. Und, wer weiß, vielleicht ist der Weihnachtsmarkt gerade um seines traumhaft kurzen Daseins willen so voll Stimmung und Poesie! Wie er ja auch das grelle, helle Tageslicht nicht verträgt, sondern erst schön wird, wenn Schatten und zuckender Flammenschein seiner Ärmlichkeit ein phantastisches Gewand weben. Der unseren Lesern wohlbekannte Maler G. Schöbel hat es gut verstanden, diese Phantastik auf seinem Bild festzuhalten. Er hat eben nicht nur mit dem Pinsel, sondern mit dem Herzen gemalt, hat selbst seine innige Freude an dieser volkstümlichen Weihnachtslust gehabt, das spürt man wohl.



Zander & Jensen, Kopenhagen, phot.

Königin Maud von Norwegen.



Carl Sonne, Kopenhagen, phot.

König Haakon VII. von Norwegen.

Das norwegische Königspaar. (Mit den obenstehenden Bildnissen.) Unsere Leser sind über die Ereignisse unterrichtet, die der norwegischen Königswahl vorausgegangen sind, sie wissen, daß nicht nur die geistigen und machthabenden Führer, sondern auch die überwiegende Mehrheit des Volkes der Wahl beigestimmt hat, die den Prinzen Karl von Dänemark auf den norwegischen Königsthron berief. Prinz Karl hat sich als König den Namen „Haakon VII.“ beigelegt und seinen Sohn „Olaf“ genannt. Volle 525 Jahre hat er zurückgreifen müssen in der Geschichte des norwegischen Landes, um an Haakon VI., seinen Namensvorgänger, anschließen zu können. Dieser Haakon VI., ein Sohn des schwedischen Königs Magnus Eriksson, war der zweite Kronträger aus dem Tochterstamm der norwegischen Könige, deren Mannesstamm im Jahre 1319 mit Haakon V. ausstarb. Haakon VI., genannt Magnusson, aus dem Geschlecht der Folkunger, regierte bis zum Jahre 1380 und gab durch seine Vermählung mit der dänischen Prinzessin Margarete den ersten Anstoß zur späteren Vereinigung der drei skandinavischen Reiche. Es ist leicht zu verstehen, daß der junge Herrscher sich seinen Namen aus der Reihe der altnorwegischen Könige wählte und dem durch Volkswillen neu errichteten Thron durch die Erinnerung an die altehrwürdige Geschichte des Landes einen gewissen Nimbus gab. Ein sicherer, nie versagender Takt wird alle Handlungen Haakons VII. leiten müssen, denn es ist ein unabhängig stolzes, ein demokratisches Volk, das sich um seinen Thron schart. Die alte wie die neue norwegische Geschichte sind reich an inneren Kämpfen, auch während der ganzen Dauer der Union mit Schweden sind die Unabhängigkeitsgelüste der Norweger nie zur Ruhe gekommen, bis das Band, das die beiden Völker zusammenhielt, endlich riß und der greise Schwedenkönig Oskar II. dem Willen des norwegischen Volkes weichen mußte. König Haakon VII., der Enkel des hochbetagten Dänenkönigs Christian IX., der Sohn des dänischen Kronprinzen, wurde 1872 geboren, steht also jetzt in der Vollkraft des Lebens. Zum Seemannsberuf erzogen und mit Leib und Seele diesem Berufe zugetan, brachte er der Liebe zu seiner Gemahlin, der drei Jahre älteren englischen Prinzessin Maud, einer Tochter König Eduards VII., ein schweres Opfer, als er sich vom Seemannsleben zurückzog, um sich ganz seiner Häuslichkeit zu widmen. In der gemeinsamen Begeisterung für Sport jeder Art fanden sich dann beide Gatten, die ihres ungezwungenen, schlicht menschlichen Auftretens wegen nicht nur in Dänemark, sondern auch an anderen europäischen Höfen sehr beliebt sind.

Hendrik Witboi. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Der Mann, der seit einem Jahre unserem deutschen Gouverneur, unserer Schutztruppe so schwere Arbeit gemacht hat, unser gefährlichster Gegner in Deutsch-Südwestafrika, der Hottentottenkapitän Hendrik Witboi, ist am 29. Oktober durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet worden und am 3. November dieser Verletzung erlegen. Hendrik Witboi war nicht von jeher unser Feind. Als es im Jahre 1894 nach großen Anstrengungen gelang, den räuberischen und ewig unruhigen Häuptling zu unterjochen, schwur er der deutschen Herrschaft den Treueid und hat ihn diese zehn Jahre hindurch redlich gehalten. Was ihn dann veranlaßte, am 3. Oktober 1904 seine Kriegserklärung zu veröffentlichen, ob es wirklich die Furcht vor einer geplanten Entwaffnung der Witboi war, oder ob sein Volk ihn gegen seinen Willen zu dem für uns so verhängnisvollen Schritt zwang, steht heute noch nicht fest. Hendrik Witboi war eine eigentümliche Erscheinung unter seinen Stammesgenossen, ein energischer und befähigter Häuptling, der an seine „höhere Mission“ unbedingt glaubte, sich einen „Propheten“ nannte und wohl von einer Art religiösen Wahnsinns befallen war. Unsere europäische Kultur war ihm nicht fremd, er ging mit Vorliebe europäisch gekleidet, konnte sich der holländischen Sprache bedienen, war von evangelischer Konfession und benutzte seinen Einfluß, um Sitte und Ordnung mit unerbittlicher Strenge aufrecht zu erhalten. Zufolge seines kriegerischen Ruhmes folgten ihm auch die anderen Hottentottenstämme, und der Abfall dieses einen Mannes hat vielen unserer braven Soldaten das Leben gekostet, viele Kämpfe und Gefechte zur Folge gehabt. 5000 Mark waren auf seinen Kopf gesetzt in Anerkennung der Gefahr, die dieser Mann für uns bedeutete — das Blutgeld brauchte nicht verdient zu werden, eine ehrliche Soldatenkugel hat dem Leben Hendrik Witbois ein Ende gemacht. Sie sei dem alten Manne gegönnt, da dieser blutige Abschnitt unserer Kolonialerfahrungen nun mit dem Gefallenen hoffentlich beendet sein wird, um so mehr, als Ende November die Witboi-Hottentotten ihre Unterwerfung erklärten.



Hendrik Witboi †.

Vom „Krampus.“ (Zu dem umstehenden Bilde.) Es ist etwas Seltsames um diese Figur und ihren Namen. Im Süden des Reiches und drüben in Österreich wird das Wort und die phantastische Gestalt, die es bezeichnet, wohl jedermann geläufig sein, im Norden aber und in Mitteldeutschland dürfte der Krampus wohl nur wenigen und denen vielleicht auch nur vom Hörensagen bekannt geworden sein. Ihnen sei gleich gesagt, daß unser Krampus in die Familie jener kleinen symbolischen Gestalten gehört, die in der Wende des St. Nikolaustages,

des 6. Dezembers, und vielleicht als letzter Rest eines einst reicher blühenden Kultes auch heute noch ihr bescheidenes Leben auf den Weihnachtsmärkten und in den Kinderstuben führen. Etwa ein Vetter des in Mitteldeutschland recht bekannten Leipziger „Feuerrüpels" ist der Krampus, und namentlich die Sonderart des „Zwetschgenkrampus" zeigt viele verwandtschaftliche Züge mit dem „Feuerrüpel". Aus Zwetschgen, und, wenn's hoch hergeht, aus Feigen, Datteln, Nüssen und Kastanien baut sich sein dunkeler Leib, der durch geschickt angebrachte Holzstäbchen Festigkeit und Form erhält, und ein paar kleine Rosinen oder Zibeben bilden die Augen und den Mund in dem liebevoll durchgebildeten Köpfchen. Sehr wichtig sind die lang heraushängende Zunge und die aus Goldpapier gefertigten Hörner, denn durch sie erweist sich der Krampus als kleine Teufelsgestalt — als strafendes Prinzip. Diesen Sinn unterlegt der Volksglauben auch heute noch der kleinen Figur, die im Gegensatz zum gütigen, Geschenke austeilenden heiligen Nikolaus oft mit der Rute und mit einer Kette in der Hand gebildet wird. Der Knecht Ruprecht, der Diener des St Nikolaus, ist im Grunde identisch mit dem kleinen Figürchen aus dürren Zwetschgen, Feigen und Rosinen. Seine wichtige Rolle spielt der kleine Kinderschreck, wie gesagt, „zum Nikolo"; da sorgt er mit seinem gütigen Herrn dafür, daß die Kleinen, die des Abends ihre Schuhe ins Fenster stellen, am Morgen, je nachdem sie sich brav oder schlimm benahmen, Backwerk und Äpfel oder eine Rute in dem Schuhwerk finden. Auch kostbare Krampusse aus schwarzem Katzenfell mit Zungen aus brandrotem Flanell und mit mächtigen goldenen Hörnern gibt es, aber neben ihnen behauptet sich durch allen luxusbringenden Wandel der Zeiten der „Zwetschgenkrampus" als altehrwürdige Gestalt.



„Krampus!"

Japanischer Spielzeugladen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die Handfertigkeit und die Kleinkunst blühen in Japan, und allerorts werden Spielwaren hergestellt. Namentlich bei Volksfesten wird all der Tand in Buden zum Verkauf gestellt, und der Zuspruch ist dann groß. Die kleinen niedlichen Mädchen, Sonnenschein, Apfelblüte, Chrysanthemum, Lilie, Schneeflocke und wie sie sonst noch heißen, finden dort eine schöne Auswahl an Puppen, denn auch ihnen geht die Puppe über alles. Und die Puppe hat mancherlei Bedürfnisse, sie muß Kleider haben, man muß für sie im Puppengeschirr kochen und Tee bereiten; dafür sorgt die japanische Spielwarenindustrie reichlich. Zu bestimmter Zeit gibt es ein Puppenfest, das im ganzen Lande gefeiert wird. Aus Schränken und Truhen werden alte Puppen hervorgeholt und festlich von den Mädchen bewirtet. In reichen Häusern kommen sie in Haufen zum Vorschein, Hunderte von Puppen sieht man da auf Gestellen prangen; darunter auch interessante Arbeiten, kleine Kunstwerke. Man glaubt in einer Puppenausstellung zu sein, denn da sind der Kaiser und die Kaiserin, die hohen Herren und Damen des Gefolges, alle in ihren Prachtgewändern dargestellt. Von Geschlecht zu Geschlecht vererben sich solche Prachtstücke. Für die Knaben ist anderes Spielzeug begehrenswert. Da hängen Schwerter und Lanzen und Flaggen, Trommeln und Trompeten aus alter Zeit und daneben die neuen Waffen: Kindergewehre, Säbel, Kanonen. Für beide Geschlechter sind Bälle, Reifen, Papierlaternen und vor allem Drachen aller Art da.



Japanischer Spielzeugladen.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 50 Pf.

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

(16. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

Drunten beim Wildmeisterhause hatte man den Hof gesäubert und die Schreier hinausgedrängt vors Heckentor. Der hochwürdige Doktor Pürckhmayer selbst hatte mitgeholfen. In der Dunkelheit hatten ein paar von den blindwütigen Bauern seine weiße Dominikanerkutte mit dem weißen Augustinerhabit des Dekans verwechselt, und da hatte der geistliche Kommissar erschrocken nach seinen kölnischen Dragonern gerufen. Denen war es bald gelungen, den Hof zu räumen.

Nun saß der geistliche Kommissar beim Kerzenscheine wieder auf der Wandbank in der Stube, während Doktor Besenrieder das Protokoll repetierte. Und Peter Sterzinger brachte seine Klage vor: das Stück Rotwild, das die Hunde in der Gewitternacht gejagt hätten, wäre vom Schinagl als weidwund von einem Bolzenschuß angesprochen worden; den Schuß müßte ein Wilddieb auf dem neuen Schlag getan haben. Und es wäre den Herren doch bekannt, daß sich die Wildbretdiebe das Gesicht zu schwärzen pflegen. „So halt ich dafür, daß die Marei dem geschwärzten Lumpen begegnet ist. Und hat ihn für den Teufel genommen. Und schwören will ich drauf, daß der Lump kein anderer gewesen ist als der Michel Pfnüer, der sich weggelogen hat von der Jagdfron."



Am Markttag.
Gemälde von Max Kauffmann.

Herr Gadolt schien diese Beschuldigung nicht sonderlich ernst zu nehmen. Doch er ließ sie protokollieren und sagte: „Der Pfnüer wird hiewegen inquiriert werden."

Peter Sterzinger, dem der ausgebuchtete Hals wie Zinnober glühte, wollte etwas sagen. Doch er wurde zum Schweigen verwiesen. Dann mußte Madda das repetierte Protokoll unterschreiben. Als sie die Kielfeder nahm, versuchte Doktor Besenrieder beruhigend ihre Hand zu streicheln; doch sie zog die Hand so erschrocken zurück, als wäre ihr diese kalte Berührung wie Feuer auf die Finger gefallen.

Die Herren gingen aus der Stube. Jochel Zwanzigeissen, mit dem Kleiderbündel unter dem Arm und mit den gesammelten Scherben des Salbentiegels in der Hand, ließ ihnen höflich den Vortritt. Dann nickte er Madda freundlich zu und sagte leis, mit seinem fetten Lächeln: „Die Jungfer sollt aus rätlicher Fürsicht dicke Krausen tragen!"

Madda erschrak, daß sie zitterte. Und Peter Sterzinger stand eine Weile inmitten der Stube, mit dem Kopf zwischen den Fäusten.

Der Kreuzschnabel in seinem Käfig wurde ruhig, plusterte die Federn auf und steckte das Köpfchen unter den Flügel.

Dem Schinagl gab der Wildmeister den Auftrag: wenn die Jäger kämen und das Jagdzeug brächten, sollte alles in der Schenne verwahrt werden. „Mich soll man in Ruh lassen! Ist ein harter Tag gewesen!" An der Haustür stieß er den Riegel vor, und in der Stube zog er die roten Vorhänge vor die Fensterscheiben. Dann faßte er seine Schwägerin an der Hand. „Maddle! Was hast du uns mit dem maultoten Ding für ein Elend ins Haus geführt!"

Es dauerte eine Weile, bis Madda antworten konnte. „Ich bin barmherzig gewesen. Das kann doch kein Unglück werden."

Mit leisen Stimmen, gemartert von aller Sorge dieses Tages, sprachen die beiden weiter. Plötzlich sprang die Jungfer zum Tisch und blies die drei Kerzen aus.

„Mädel? Was ist denn?" fragte Peter Sterzinger in der Finsternis. Da hörte er den Stimmenlärm der Jäger und Fronleute, die das Jagdzeug brachten. „Jesus, mit denen kommt der Bub!" Im gleichen Augenblick wurde schon an der verriegelten Haustür gerüttelt. „Wildmeister! Um Himmelschristi willen, so tut mir doch auf! . . . Wildmeister! Wildmeister!" Peter wollte zur Türe. Aber zwei zitternde Arme umklammerten seinen Hals.

„Wildmeister! Wildmeister!" Das schrie der Bub von draußen immer wieder, und rüttelte an der Haustür, bis der Schinagl kam und grob wurde.

Eine Weile noch der Wechsel erregter Stimmen im Hof. Dann wurde es still vor den Fenstern.

In der finsteren Stube war Madda jäh in Schluchzen ausgebrochen. Der Schwager führte sie zur Ofenbank, und Madda vergrub das Gesicht an seiner Brust. Und so saßen die beiden stumm in der Dunkelheit, bis Peter Sterzinger schwer atmend sagte: „Komm, Maddle! Gehen wir halt zur Ruh in Gottes Namen! Das hat keinen Sinn, daß wir so herhocken die halbe Nacht."

Madda zündete eine Kerze an. Müd und langsam, als wären ihr alle Glieder wie Blei, stieg sie die Treppe zu ihrer Kammer hinauf. Vor dem kleinen Tisch, der im Mondschein am Fenster stand, fiel sie auf einen Sessel, schob den Leuchter vor sich hin und drückte das Gesicht in die Arme. Eine Stunde verging. Madda regte sich nicht, nur manchmal lief ihr ein Zittern über den Körper hin. Drunten schlugen die Hunde an und wurden wieder still, als hätte sie ein Laut beruhigt, den sie kannten. Die verbleiten Scheiben am Fenster schlossen nicht gut — ein Hauch der Nachtluft zog herein und machte die Kerze flackern. Im Garten ein leises Klatschen, als wären reife Birnen von dem Baum gefallen, der nah vor dem Fenster stand. Jetzt schwankten die Äste da draußen — und Madda sprang mit ersticktem Schrei vom Sessel auf. Vor dem Fenster bewegte sich etwas Helles. Ein bleiches Gesicht, vom Mond beschienen, tauchte auf und verschwand wieder im Schatten, eine Hand griff nach dem Fenster, der Flügel bewegte sich unter dem Druck einer Faust und klirrte auf — und Madda, die vor Schreck wie gelähmt war, sah draußen in der Nacht das entstellte Gesicht der Marei, von der flackernden Kerze grell beleuchtet. Mit der Linken hing die Magd an einen Ast geklammert, und während sie mit der Rechten in irrsinniger Hast zu deuten und zu reden anfing, stöhnte sie ihre dumpfen Laute, einen Blick voll Angst und Qual in den verstörten Augen. Wie Verzweiflung schien es die Magd zu befallen, als Madda dieses Deuten und Stammeln nicht verstehen wollte. Sie rückte näher, wie um sich hereinzuzwängen in die Stube.

Da löste sich der Bann, den der Schreck über Maddas Glieder geworfen hatte. „Peter!" schrie sie mit gellendem Laut. Und von Angst gejagt, stürzte sie hinaus auf die finstere Stiege. Die Sinne drohten ihr zu schwinden. Daß sie die Stimme ihres Schwagers hörte, das brachte sie wieder zu sich. Der kam, nur halb bekleidet, über die Treppe heraufgesprungen. „Jesus! Was ist denn?"

„Vor dem Fenster . . . im Birnbaum vor meinem Fenster . . . da hockt die Marei . . ."

Peter Sterzinger sprang in die Kammer. Dann hörte Madda seine Stimme: „Aber Mädel! Da muß dir die Angst was fürgelogen haben. Draußen vor dem Fenster ist nichts wie Mondschein und der leere Baum."

Madda trat in ihre Stube und starrte das Fenster an. „Peter, ich schwör, das ist die Marei gewesen . . ."

Doch der Schwager ließ sie nicht zu Ende reden. „Komm! Ich muß dich erlösen von deiner Angst! Wenn's wahr wär, müßt im Krautbeet drunten eine Fährt sein."

Sie stiegen über die Treppe hinunter, und der Wildmeister steckte die Kerze in eine Laterne. Nun traten sie hinaus in die schöne kühle Mondnacht, in der als einziger Laut das Rauschen der Ache war. Hastig eilten sie um die Hausecke zum Garten. Gleich beim ersten Hinleuchten entdeckte Peter zwischen dem Kraut die frische Spur eines Menschenfußes. „Allmächtiger Herrgott . . ." Er verstummte und hob lauschend den Kopf. Im Zwinger gaben die Hunde Laut. Und der Wildmeister flüsterte: „Nimm das Licht unter den Schurz!" Und während Madda das Schürzentuch über die Laterne deckte, sprang Peter lautlos gegen die Hecke hin. Madda hörte ein Geraschel, als schöbe sich jemand gewaltsam durch das dichte Laubgeflecht — dann vernahm sie einen stöhnenden Wehlaut und die keuchende Stimme ihres Schwagers: „Mensch! Wer bist du?" Die Laterne hebend, sprang Madda zu der Stelle hin. Und sah vor Peter Sterzinger den Doktor Besenrieder auf den Knien liegen, mit dem Gesicht eines Gespenstes, wie er bettelnd die gefalteten Hände hob und stammelte: „Keinen Laut, Peter! Und schnell in die Stub hinein!"

Der Wildmeister lachte, rauh und gereizt, nahm seiner Schwägerin die Laterne aus der Hand und ging dem stummen Brautpaar voran. Nun standen die drei in der Stube, beim trüben Schein der Laterne. „Gelt, Mädel," sagte Peter mit einem Lachen, das nicht sehr heiter klang, „wenn wieder einmal dein Brautherr bei dir fensterln will, dann mach die Augen besser auf und schau deinen Sekretar nicht für ein Weibsbild an, das auf dem Birnbaum hockt! Und Euch, Herr Sekretar, hätt ich für gescheiter gehalten, als daß Ihr in so ernster Zeit solche Dummheiten treiben könntet."

Madda sah irrenden Blickes die beiden Männer an. Und Doktor Besenrieder guckte verstört an dem Wildmeister hinauf. „Ich weiß nicht, was Ihr redet!"

„Herr Sekretar!" brauste Peter auf. „Das Leugnen war noch dümmer als Euer Streich. Wer soll denn sonst vor meiner Schwägerin Fenster auf dem Birnbaum gehockt sein, wenn Ihr's nicht gewesen seid?"

„Schwager, Schwager," stammelte Madda, „meine Seligkeit verschwör ich drum, das ist die Marei gewesen!"

Mit dem Doktor Besenrieder ging eine seltsame Veränderung vor. Die schlotternde Angst, mit der er in die Stube getreten, schien plötzlich von ihm zu weichen, und ein harter Ernst sprach aus seinen traurigen Augen. „Ich glaube zu verstehen! Was die Jungfer auf dem Birnbaum vor ihrem Fenster gesehen hat, das kann in Wirklichkeit nicht die Marei gewesen sein, deren peinlichem Verhör ich beigewohnt habe bis zur elften Nachtstunde. Daß aber die geständige Teufelsbuhlin, die im Turme sitzt, zu gleicher Zeit der Jungfer Barbière als simulacrum erscheinen konnte, das geschweigt mir manchen Zweifel, mit dem ich seit Stunden gerungen habe." Diesen Worten gegenüber sah Peter Sterzinger ratlos drein. Doktor Besenrieder streifte Madda mit einem Blick des tiefsten Kummers. Dann wandte er sich an den Wildmeister. „Mein Charakter und die Würde meines Amtes hätte mich vor dem törichten Verdacht bewahren sollen.

als könnte ich zur Nachtzeit auf Bäume steigen und einen Akt der Mißachtung wider meine Braut begehen, die ich bis zu dieser Stunde geschätzt habe für eine Heilige." Dem Sekretar zerbrach die Stimme, und zwei Tränen rannen ihm über die hageren Wangen. Madda, die Augen groß erweitert, trat ihm einen Schritt entgegen. Und Peter Sterzinger, in einer heiß aufsteigenden Sorge, keuchte: „Ja Herrgott! Mensch! Bist denn du nicht der gewesen, den ich draußen im Krautbeet frisch gespürt hab?"

„Nein. Als Eure Fäuste mich faßten, hatte ich mich just durch die Hecke gezwängt, weil ich zur Vermeidung jedes bedrohlichen Geräusches nicht an das Tor Eurer Hofreut pochen wollte. Was mich in dieser späten Nachtstunde hierherführte, ist ein schwer erkämpftes sacrificium, mit dem sich meine Liebe an der beschworenen Pflicht meines Amtes versündigt. Doch es würde über meine Kräfte gehen, wider die Jungfer, die meinen Namen hätte tragen sollen, als Gerichtsperson amtieren zu müssen. Ich bin gekommen, um die Jungfer Barbière zu warnen und zu schleuniger Flucht zu bestimmen. Die Inkulpatin Maria Baustätter aus Landshut, die drei Grade der peinlichen Frage hartnäckig überstand, hat sich beim vierten Grade zum Bekenntnis willig gezeigt und hat neben einer zweiten Mitschuldigen auch den Namen der Jungfer Barbière als einer Gesellin bei ihren Hexenfahrten niedergeschrieben."

Peter Sterzinger fiel wie ein Klotz auf die Ofenbank. Aber Madda lächelte mit bleichen Lippen — das war wie das Lächeln eines klugen Kindes, dem ein gruseliges Märchen nicht glaubhaft erscheint.

„Es steht mir in dieser Stunde nicht zu, zwischen Verdacht und Wahrheit zu entscheiden," sagte Doktor Besenrieder. „Aber die Rücksicht auf mein Amt gebietet mir, der Jungfer Barbière den Ring zu restituieren, den ich bis an mein Lebensende zu tragen hoffte." Ohne Madda anzusehen, ging er zum Tisch und schob einen dünnen Silberreif, den er nicht mehr vom Finger zu ziehen brauchte, sondern aus der Gürteltasche nahm, langsam bis in die Mitte der Tischplatte. Ein heftiges Zittern befiel ihn. „Daß man die Warnung, durch die mein Herz sich an der Pflicht meines Amtes versündigte, mit Schweigen übergehen möchte, damit ich nicht ins Elend gerate . . . . hiewegen will ich keine Bitte stellen. Das mag die Jungfer halten nach ihrem Gutdünken." Jetzt sah er Madda an. Das war wie der Blick eines Verhungernden, dem böse Fäuste das Brot aus der Hand gerissen. Und plötzlich schluchzte er: „Rettet Euch, Jungfer! Noch in dieser Stunde! Es könnte zu spät sein, wenn es taget." Dann floh er aus der Stube.

Der Wildmeister streckte die Arme nach der Tür. „Herr Sekretari! Jesus Maria!" Er wollte dem Fliehenden nachspringen. Aber da sagte Madda mit einer Stimme, deren ruhiger Klang auf Peter Sterzinger wie etwas Ungeheuerliches wirkte: „Geh, Schwager! Laß ihn laufen!"

Ein paar Augenblicke stand Peter wie versteinert. Dann sprang er auf Madda zu und umklammerte sie. „Du Liebe! Barmherziger Himmel! Der Blödsinn ist ledig im Land wie ein wilder Stier! Und elend werden wir all miteinander! So rühr dich, Mädel! Du mußt ja fort! Pack in ein Tuch, was ich schleppen kann! Und ich führ dich. Und der Wärtl im Jagdschloß muß dich verstecken und muß dich in sicherer Stund hinüberführen nach Reichenhall . . ."

„Aber Peter!" Sie löste sich aus seinen Armen und sah ihn lächelnd an. „Bist allweil so ein gescheites Mannsbild gewesen — vor wem und vor was muß ein unschuldiges Leut denn davonlaufen?"

Er starrte sie ratlos an. Was ihm alles Denken so zerschlug, das war nicht ihr ruhiges Wort, sondern ihr Lachen. „Mädel!" stammelte er. „Beim roten Malefiz bist angeschrieben! Und da kannst du lachen?"

„Soll eins nicht lachen, dem sein Leben frei geworden?" Eine trunkene Süßigkeit war im Klang ihrer Stimme. Aufatmend schloß sie die Augen und drückte lächelnd den Kopf zurück in den Nacken.

„Maddle! Jesus Maria! Da weiß ich ja nimmer, was ich denken muß! So eine Stund . . . und so ein Reden . . ."

Sie schlug die Augen auf und lachte den Schwager an. Und ging zum Tisch, nahm den silbernen Reif und hielt den Ring in den Schein der Laterne. „Guck, Peter, wie das Reiflein glitzert! . . . Das bind ich morgen mit roter Seiden an eine geweihte Kerz! Und die trag ich der heiligen Mutter hinauf in die Pfarrkirch."

Der Wildmeister packte Madda an der Schulter und rüttelte sie, als hätte er eine Träumende in einem brennenden Hause zu wecken. „Um Herrgotts willen! Maddle! Ist denn alles verflogen, was heut gewesen ist? Oder hast du vor Grausen den armen Verstand verloren?"

Aus der Kammer klangen die ängstlichen Stimmchen der Kinder, die nach dem Vater riefen. „Da schau nur!" sagte Madda. „Weil du so schreien mußt! Jetzt hast du die Kinder aus dem guten Schlaf gebracht!"

Sie ließ den silbernen Reif in die Tasche gleiten und eilte in die Kammer.

Im Zwinger schlugen die Hunde an. Ein kalter Schreck fuhr dem Wildmeister durch die Glieder — und mit dem Hirschfänger sprang er zur Haustür. Draußen der blasse, von schwarzen Schatten durchwobene Mondschein. Noch immer lärmten die Hunde. Doch kein Geräusch beim Tor, kein Laut auf der Straße. Und Peter Sterzinger atmete auf, trat in den Flur zurück und verriegelte die Tür.

Die Hunde schwiegen. Nur noch das Rauschen der Ache war in der Nacht. Dann plötzlich wieder dieses tolle Kläffen im Zwinger — und ein Geraschel in der finsteren Hecke, durch deren Gezweig sich eine Weibsperson hinauszwängte auf die Wiese. Draußen stürzte sie zu Boden und wand sich in Krämpfen. Nun lag sie wie eine Schlummernde. Und als sie erwachte und sich stöhnend aufrichtete, dämmerte schon das erste Grau des Morgens über die Spitzen der Berge hin.

Eine Weile blieb die stumme Magd noch in der Wiese stehen, hinaufstarrend zu dem dunkeln Hausfirst, der über der Hecke zu sehen war. Und immer bekreuzte sie das von Tränen übergossene Gesicht. Endlich taumelte sie gegen die Straße hinaus — und stand wieder, von zitterndem Schreck befallen, als das von den Ulmen überschattete Haus des Josua Weyerzisk vor ihr heraustauchte aus dem Grau. Sie lallte einen dumpfen Laut — und rannte wie ein gehetztes Wild die Straße hinaus. Keuchend hielt sie inne, von Grausen geschüttelt — weil sie merkte, daß der Weg, den sie eingeschlagen, gegen Salzburg führte. „Mua, Mua!" lallte sie unter strömenden Tränen, rannte querab von der Straße über einen Acker und watete durch die Ache, deren schießendes Wasser ihr heraufrauschte bis an die Brust. Taumelnd erreichte sie einen Saumpfad, der steil emporführte durch den Bergwald.

Wohin wird dieser Weg sie führen? Irgendwohin in ein fremdes Land. Und der erste Mensch, der ihr begegnet über den Bergen da drüben, wird sie mißtrauisch anschielen — der zweite wird schreien: „Was will denn das fremde Weibsbild da?" Und dieses Wort beruft die Folter und das Feuer — — —

Am Waldsaum hatte Marei das Wasser aus ihrem triefenden Rock gewunden. Dann keuchte sie hinein in die Finsternis, die unter den leise rauschenden Bäumen lag.

Der Wald war noch schwarz. Aber die Wiesen hellten sich schon auf. Und die dunkelen Silhouetten, mit denen sich die Türme und Dächer des Marktes in den erbleichenden Himmel hoben, lösten sich mit grauen Tönen auseinander. In den Baumkronen das erste Gezwitscher der erwachenden Meisen; und der kräftige Morgenwind, der von den Bergen kam, trug das melodische Rauschen der Gießbäche herunter in das stille Tal. Und hoch auf den Bergen ein erster rosiger Traum von der Sonne, die diesem Morgen kommen wollte.

Am Haus des Josua Weyerzisk war in der Dämmerfrühe ein rötlicher Lichtschein hinter den kleinen Fenstern. Als es

zu tagen begann, erlosch das Licht. Und der junge Meister trat aus dem Haus, auf den Armen etwas Schweres, das in ein grünes Tuch gewickelt war. Mit den Augen eines Glücklichen sah er in den schönen frischen Morgen hinaus. Nur als er hinübergucktе zum Haus des Wildmeisters, ging es wie ein Schatten über seine stille Freude. Er atmete auf und folgte raschen Ganges dem Wiesenpfad, der zum Markte hinaufführte. Die Gasse droben war noch ohne Leben. Und an der Pfarrkirche fand Josua das Tor verschlossen. Er trat in den Friedhof und blieb vor dem Grab seines Kindes stehen. Während er achtsam die welken Blätter von der kümmernden Rosenstaude löste, schloß der Mesner die Kirche auf.

Wie ein frommer Traum, der Klang geworden, schwebte der Glockenhall in die rosige Frühe hinaus. Und Joser, das Haupt entblößend, trat in das kühle, stille Gotteshaus, in dem noch die graue Dämmerung alle Säulen und Altäre umschleierte. Auf der Schwelle des Kirchentores löste er das grüne Tuch von dem Schnitzwerk. Heiß stieg ihm das Blut in die Wangen; und was so hell in seinen Augen glänzte, das war die stolze Freude des Künstlers, der empfindet: Mir ist ein schönes Ding gelungen.

Beim Eintritt in die Kirche vergaß er sich zu bekreuzen. Und mit lächelnder Zärtlichkeit hielt er das Schnitzwerk an seine Brust gedrückt, während er auf einen der Seitenaltäre zuging, dessen Altarbild die Jungfrau Maria zeigte, wie sie aus grauen Wolken in den strahlend geöffneten Himmel schwebt.

Joser stellte das Schnitzwerk auf den Altar. Noch ein letztes Mal strich er mit zärtlicher Hand über den Sockel des hölzernen Bildes hin. Dann ließ er sich auf die Knie nieder. „Heilige Mutter! Schau, das Bildstöckl soll dir Vergeltsgott sagen für mein Glück! Und für mein Trudle, das wieder gesundet ist!"

Als er ging, drehte er immer wieder das Gesicht nach dem Altar zurück, auf dem das geschnitzte Bild, je näher Joser dem Kirchtor kam, immer undeutlicher in der stillen Dämmerung zerfloß.

Er trat hinaus in den hellen Morgen — und war in frohe Gedanken so ganz versunken, daß er den Dekan nicht gewahrte, der bleich aus dem Tor des Stiftes trat, beim Anblick des jungen Meisters erschrocken stehen blieb und dann hinüberrannte zum Pfarrhof, um an der Glocke zu reißen, als hätte er den Pfarrherrn zu einem Sterbenden zu rufen.

Im Laienhof des Stiftes hatte Joser kein Auge für die Spießknechte, die ihm nachguckten, die Köpfe zusammensteckten und miteinander tuschelten. Er erwachte aus seinem lächelnden Sinnen erst, als er unter dem morgenschönen Sonntagshimmel die Straße schon bis zu halbem Weg hinuntergestiegen war und da drunten, zwischen seinem Garten und dem Haus des Wildmeisters, ein paar Dutzend Leute und über ihren Köpfen ein helles Blinken sah, wie von den Eisen langer Spieße. Da dachte er in Schreck an die Jungfer Barbière — und fing in Sorge zu rennen an. Dann plötzlich stand er wie gelähmt. Was wollten die Leute dort vor seinem Haus, in seinem Garten? Und wie laut auch die Ache rauschte — Joser konnte über die paar hundert Schritte her eine gellende Frauenstimme hören:

„Jesus . . . Jesus . . ."

Unter diesem stöhnenden Laut begann er quer durch die Wiese hinzujagen. Er hatte die Stimme seines Weibes erkannt. Und so wie jetzt, so hatte das Trudle damals geschrien, als der Kessel mit dem siedenden Wasser gefallen war.

„Jesus . . . Jesus . . ."

Da kam, von einem Dutzend aufgeregter Leute begleitet, der Trupp schon über die Straße her — voraus der Doktor Besenrieder mit aschfahlem Gesicht und der freundlich schmunzelnde Jochel Zwanzigeissen, dann die Spießknechte, vier von den kölnischen Seligmachern, und zwischen ihnen die taumelnde Weyerzislin, schreiend und mit gebundenen Händen.

„Jesus . . . Jesus . . . heilige Mutter . . ."

Daß neben dem Trudle die Jungfer Barbière ging, an den Arm der Weyerzislin gefesselt, doch stumm und ruhig — das sah der Joser gar nicht. Der sah nur sein Weib. Mit einem Zornschrei die geballten Fäuste erhebend, sprang er auf den Jochel Zwanzigeissen zu. Doch bevor er den Freimann noch erreichte, stürzte er besinnungslos auf die Straße hin.

* * *

In Meister Köppels Stube knieten um die Zeit des sonntäglichen Hochamtes der alte Jonathan und das Kätterle vor dem Tisch. Eines hielt den Arm um den Hals des anderen geschlungen. Und so sangen sie aus aller Inbrunst bedrückter Herzen zu ihrem Gott, während die Tränen des alten Weibleins das vergilbte Liederbuch fleckig machten.

Den erschöpften Gesichtern sah man die ruhelose Sorgennacht an, die sie mit dem Buben durchgemacht hatten. Bis spät in die Nacht hinein waren sie vor der Haustür gestanden und hatten mit wachsendem Bangen auf Adels Heimkehr gewartet. Um die elfte Stunde kam er, mit Reden, wie sie ein Kranker im brennenden Fieber stammelt. Lange wurden die beiden Alten aus diesem Reden nicht klug. Die Hexe, die man gefangen, das Malefizgericht und der Zwanzigeissen in des Wildmeisters Haus, die verstörte Sorge um das geliebte Mädchen, das indianische Kraut, ein dunkelschönes Frauengesicht, Geigenklänge und süße Lieder, das Leben und Sterben seiner Eltern — all das wirrte sich für Adelwart ineinander zu einer taumelnden Qual.

Als die zwei Alten den Zusammenhang der Geschichte erfaßten, die Graf Udenfeldt erzählt hatte, versuchte Meister Köppel den Buben zu trösten. Und das Kätterle streichelte ihm das Haar und schwor ihm mit allen heiligen Eiden zu, daß sein Vater und seine Mutter bei Gott im allerschönsten Himmel wären. Während sie so tröstlich redete, war in ihr ein Gefühl wie schmerzende Eifersucht. Nun hatte der Bub seine rechte Mutter gefunden — und wenn es auch nur eine tote war — das Kätterle mit seinem lebendigen Mutterherzen fühlte sich doch in den Winkel geschoben. Und den Jägermeister von Udenfeldt, den hätte das Kätterle am liebsten aus der Welt hinausgewünscht — sie wußte selber nicht recht, warum! Ganz verdreht begann sie zu schwatzen, verwechselte die Namen und sagte zu dem Buben immer David, statt Adelwart. Und zergrübelte sich den Verstand, wie das möglich wäre bei Gott, daß ein wildfremdes Frauenzimmer zu Paris ein Kind unter dem Herzen trägt, und das liebe Kindl kommt im Widum zu Buchenau auf die Welt und hat das gleiche Gesicht wie der Adel, nein, wie der David Köppel zu Berchtesgaden.

Dann saßen die drei mit ihren Sorgen beisammen, bis der Morgen kam. Das Kätterle wollte den Buben vom Kirchgang zurückhalten. Den hielt aber kein Bitten und Betteln. „Laß mich, Mutter! Ich muß hinunter! Ich muß die Jungfer sehen! Oder ich sterb!" — —

Nun knieten die beiden Alten vor ihrem Liederbuch, während drunten im Tal die Glocken den Segen läuteten.

Sonst immer, eine halbe Stunde nach dem Hochamt, kamen die Kirchgänger, die auf den Gehängen des Göhl ihre Gehöfte hatten, in langem Zug über das Bergsträßlein herauf und an des Jonathans Haus vorüber. Doch heute wollte dieser Zug nicht kommen.

„Wo nur die Leut bleiben?" sagte das Kätterle, das am Fenster stand und in Unruh nach Adelwart ausguckte.

Der Hällingmeister ging in den Garten, um über den Weg hinunterzuschauen. Da sah er, daß die Straße drunten, die beim alten Hirschgraben hinaufführte zum Marktplatz, ganz schwarz von Menschen war. Und verschwommen klang aus dem Tal ein Lärm herauf, wie das Rauschen der Ache nach schwerem Regen. „Weib, ich will dir keine Angsten machen," sagte Jonathan als er in die Stube kam, „aber drunten im Markt, da muß was Schieches um den



Mutterglück.

Gemälde von J. de Leiria

Weg sein. Ich schau doch lieber hinunter, ob ich den Buben nicht find."

Das Gesicht des alten Weibleins verzerrte sich. „Da muß ich mit!" Und dem Kätterle zitterten die Hände, als es in Hast die weiße Frauenhaube über die grauen Zöpfe hüllte.

Jonathan wollte seine Kappe nehmen, die in der Fensternische lag. „Jesus!" stammelte er und sprang zur Türe. „Da bringt uns der Wildmeister den Buben heim!"

Dem Kätterle fuhr das in die Kniee, daß es keinen Schritt mehr von der Stelle kam. Sie konnte nur die Arme strecken, als die beiden Männer den Buben in die Stube führten. Dem war der schwarze Hällingerkittel halb vom Leib gerissen, sein Gesicht war bleich und entstellt, und in den irrenden Augen brannte ein Blick der Verzweiflung. So fiel er vor dem Kätterle auf die Kniee hin, umklammerte die alte Frau und schrie wie ein Kind, das gejagt wird von allen Grausen des Lebens: „Hilf, Mutter! Hilf!"

Das Kätterle brachte kein Wort aus der Kehle. Den Buben umklammernd, drückte sie seinen Kopf an ihren Leib. Und weil er lebte, weil sie ihn daheim hatte, drum atmete sie auf.

„Wildmeister? Um Christi willen? Was ist denn gewesen?" fragte Jonathan.

Peter Sterzinger fiel auf einen Sessel hin. „Ein Glück, daß ich mit meinen Jägern grad dazu gekommen bin und den Buben hab herausreißen können aus dem Gewürg der Leut. Die hätten ihn schiech verschlagen!"

„Allmächtiger! Warum denn?"

„Weil er die Reden nicht hat hören können, die man ausschreit über meine Schwägerin."

„Über die liebe Jungfer?"

„Ja, Meister!" Peter Sterzinger sagte das ruhig; doch er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. „Die Weyerziskin und meine Schwägerin sind eingezogen zum Malefiz."

Dann kein Laut in der Stube. Aber das Kätterle faßte plötzlich das Gesicht des Buben zwischen die Hände, bog seinen Kopf zurück und sah ihm in die Augen. Und was sie selbst als junges Weib in ihren eigenen Sinnen nie empfunden hatte, das lehrte ihre Muttersorge sie verstehen in diesem Augenblick. Sie fühlte, was in des Buben Seele und Sinnen war. Ihr Gesicht entstellte sich, daß Jonathan sein Weib erschrocken ansah. Und während das Kätterle mit dem einen Arm den Kopf des Buben an sich klammerte, hob es die geballte Faust und kreischte: „Die Luder! Die roten Hund und Luder! Da täten sie meines Davids Glück zum anderenmal verbrennen!" Immer schrillender wurde ihre Stimme: „Mann! Mann! Der du allweil betest und singst! Wo ist er denn jetzt, dein Herrgott?"

Jonathan tat einen schweren Atemzug. „Wenn er nirgends wär, so ist er in deinem Zorn, in deiner Muttersorg!"

Die alte Frau gab keine Antwort; mit Tränen in den Augen, hob sie den Buben vom Boden auf, führte ihn zur Ofenbank und wiegte seinen Kopf mit zärtlichem Geflüster an ihrer Brust.

Und Jonathan sagte zum Wildmeister: „Die liebe Jungfer? Mensch! Da leg ich doch meine Hand ins Feuer . . ."

Peter Sterzinger stand vom Sessel auf. „Schuld oder Unschuld meiner Schwägerin . . . braucht's da noch ein Wörtl, Meister? Aber die Sach hat ein schieches Gesicht. Das maultote Weibsbild, von dem der Zwanzigeissen die Namen meiner Schwägerin und der Weyerziskin hat schreiben lassen, ist aus dem versperrten Turm verschwunden, kein Mensch weiß, wie! Dadrüber sind die Leut wie die Narren worden. Und den Gerichtsherren ist der Schreck in den Verstand gefahren. Wenn da der Herrgott nicht ein Wunder tut . . ." Der Wildmeister sprach den Satz nicht zu Ende. „Mein ganzes Zutrauen hab ich auf den Herrn von Preysing. Zu dem bin ich gelaufen in aller Früh. Und alles hat er mir versprochen, was er kann! Und hat mich auf Zwölfe ins Leuthaus bestellt! . . . Muß ich halt heim jetzt! Und laß nur den Buben keinen Tritt aus der Stub! Das tät ein Unglück geben!" Er ging zum Ofen hinüber. „An Euch, Mutter Köppel, hab ich eine Bitt. Ich muß mich umtun um die Schwägerin . . . darf ich meine Kinder heraufschicken zu Euch?"

„Freilich, freilich," stammelte das Kätterle, „die sollen's gut haben!"

Wortlos reichte Peter dem Hällingmeister die Hand. Dann rüttelte er den Buben an der Schulter. „Heut wettert's, Bub! Sonn' wird auch wieder kommen! Tu dich aufrichten!"

Adelwart hob das bleiche Gesicht und sah mit verstörtem Blick den Wildmeister aus der Stube gehen. Keuchend nahm er seinen Kopf zwischen die Fäuste. „Mutter? . . . Kann das wahr sein, daß wir leben? . . . Oder ist unser Weh und alles bloß ein schiecher Traum, den einer träumt, ich weiß nicht wer?" Das Kätterle preßte ihn mit zitternden Armen an sich. Und da brach er in Schluchzen aus. „Mutter! Mutter! Das liebe, süße Mal an ihrem Hals . . . da sagen jetzt die Leut, das wär von einem Teufelskuß . . ."

Draußen ging der Wildmeister am Fenster vorüber. Den Weg vermeidend, eilte er mit jagenden Schritten durch den Wald hinunter. Als er die Achenbrücke erreichte, sah er vor dem Garten des Weyerzisk einen Trupp schreiender Leute stehen, die unter Schimpfreden mit Steinen nach den Fenstern des kleinen Hauses warfen, über dessen Dach in der schönen Sonne die welken Ulmenblätter niedergaukelten wie gelbe Feuerflocken. Auch Peter Sterzinger bekam von dieser Volksstimme seinen Anteil zu kosten, während er über die Wiese hinübersprang zu seiner Hofreut. Er atmete auf, als er am Hoftor den Riegel zugestoßen hatte. Und in der Stube riß er die Kinder an sich und küßte sie, daß ihnen der Atem verging. Sie wollten wissen, wann die Maddle wieder heimkäme. Dem Wildmeister wurden die Augen feucht. „Habt nur ein bißl Geduld! Und daß euch die Zeit nicht lang wird, schick ich euch auf Besuch zu einer guten, lieben Ahnl!"

Schinagl hatte sich hinter dem Tisch hervorgeschoben und strich sich unter scheuem Blick das Haar in die Stirne. „Herr! Ich muß was reden mit Euch!"

„Jetzt führst du die Kinder hinauf zum Hällingmeister!"

Der Knecht schüttelte den Kopf. „Erst muß ich das ausreden."

Da wurde der Wildmeister stutzig. „Ausreden? Was?"

„Die Sach halt . . . daß ich im Haus da nimmer dienen kann."

„So?" Peter Sterzinger war bleich geworden. „Wart nur ein bißl! Das reden wir gleich aus miteinander!" Er schob die Kinder in den Flur. „Kreuzhimmelherrgotthöllenteufelssakrament, ist das eine Welt!" Dann spuckte er in die Hände. „Also, Mensch! Jetzt reden wir's aus! . . . Du willst nimmer bleiben als mein Knecht?"

Schinagl sägte mit den Armen durch die Luft. „Und es geht nimmer! Und ich tu's nimmer!"

„So? Und warum nicht?"

„Weil mich die ganzen Leut drum anschauen! Weil ich nicht selber noch hineinsausen will ins Elend! Und weil einem Christenmenschen halt nimmer wohl ist unter einem Hexendach!"

Da faßte Peter mit den Zangen seiner Fäuste den Knecht am Hals. „Du Rindvieh, du nichtsnutziges und gottverfluchtes! Dumm bist du wie Bohnenstroh! Aber ein Bröserl Treu und Redlichkeit hätt ich dir zugetraut!" Mit ähnlichen Worten predigte Sterzinger weiter. Aber Schinagl hörte nicht mehr, wie grau sein Charakter da geschildert wurde — er fühlte nur noch das Würgen an seinem Hals und die Faustschläge, die gleich einem teuflischen Hagelwetter auf ihn niederprasselten, bis er mit Brust und Gesicht gegen die Türe flog. „So Mensch!" Dem Wildmeister drohte der Atem auszugehen. „Jetzt kannst du hinauflaufen zum Landrichter und kannst mich verklagen!"

„Da brauch ich keinen Landrichter." Schinagl suchte das verlorene Gleichgewicht herzustellen und wischte sich mit dem

Ärmel das Blut von der Nase. „Wenn die Sach so ist, schaut sich das Ding für mich anderst an! Die Dreck am Stecken haben, müssen sich klein machen. Aber wenn sich einer so dreinschlagen traut, muß doch die Unschuld bei ihm unterm Dach sein. Und da bleib ich halt wieder, wenn's recht ist. Ich geh bloß hinaus zum Brunnen und wasch mir die Schnauz ein bißl ab. Nachher hol ich die Kinder, gelt? Und daß ich sie gut hinaufbring zum Köppel, da kann sich der Wildmeister verlassen drauf."

Peter Sterzinger guckte die Tür, die sich hinter dem Knecht geschlossen hatte, mit Augen an, als hätte die Welt sich umgedreht. Dann tat er einen tiefen Schnaufer. „Gott sei Lob und Dank! Wenn die dümmsten Leut noch in Ruh mit sich reden lassen und Einsicht fürweisen, kann's doch mit der Menschheit nicht gar so schiech bestellt sein." Ein warmer Funke von Vertrauen und gutem Glauben war ihm in das bedrückte Herz gefallen. Den hatte er auch nötig, als er um die Mittagsstunde hinaufstieg zum Leuthaus. Sein Weg war wie ein Spießrutenlaufen durch alle Torheit, die mit Schimpf und Kreischen auszufliegen vermag aus tausend Menschen. Auf dem Marktplatz und in allen Gassen um das Stift her war ein lärmendes Leutgewühl, wie Berchtesgaden das nie noch gesehen hatte. Und all diese roten, vor Aufregung schwitzenden Gesichter sahen sich an wie die Gesichter von Betrunkenen. Dann im Leuthaus das ernste Gesicht des Freiherrn von Preysing! So herzlich wie in dieser Stunde hatte Peter Sterzinger den Freiherrn, den er bisher nur von der leichten, lustigen Seite kannte, nie noch sprechen hören. Er fühlte: das ist ein Mensch, der trotz allem das Herz auf dem rechten Fleck hat und das Gute will, aber ohnmächtig den Schatten der Zeit und dem Druck der Stunde gegenübersteht.

Mühsam schnaufend lauschte der Wildmeister, während ihm die heiße Sorge unter den Rippen hämmerte.

Die Leute wären durch das rätselhafte, an Zauberei gemahnende Verschwinden der eingefangenen Hexe außer Rand und Band geraten, sagte der Freiherr. Das wäre ein Aufruhr, von dem das Schlimmste zu befürchten stünde. Landrichter Gadolt und der Sekretarius Besenrieder wären am Morgen gröblich beschimpft und mißhandelt worden, als sie den Kerker besichtigen wollten, aus dem die Hexe entronnen war. Kein Wunder, daß die beiden Gerichtsherren jetzt, um sich selbst zu salvieren, für strengste Anwendung des Gesetzes sprächen. Und Doktor Pürckhmayer hätte im Stiftshof zu den Leuten geredet, hätte ihnen strenges Gericht über alle Schuldigen versprochen und hätte seine kölnischen Dragoner als Wache vor den Turm befohlen. Dann hätte Herr von Sölln, noch vor dem Hochamt, alle Geistlichkeit von Berchtesgaden zusammengerufen und das Bekenntnis abgelegt, daß er selbst der Hexe in der Nacht die Freiheit gegeben, um weiteres Unheil zu verhüten. Aber es wäre für jeden Verständigen augenfällig gewesen, daß Herr von Sölln dieses törichte Bekenntnis nur vorschöbe, um den Aufruhr der Leute zu beschwichtigen und ihnen den Glauben zu nehmen, als hätte die Befreiung der Hexe etwas zu schaffen mit teuflischer Zauberei. Das ganze Kapitel wäre einmütig dagegen aufgestanden, daß die schwebende Sache durch solch eine Notlüge noch verwirrt und verschärft würde. Und am strengsten hätte der geistliche Kommissar sich geäußert: es wäre geradezu eine Sünde wider Gott, dieses Teufelswerk der Hexenbefreiung rei publicae causa durch eine Lüge konvertieren zu wollen in eine natürliche Begebenheit.

Um die Berechtigung der vom Wildmeister fürgebrachten Klage wegen der angeschweißten Hirschkuh zu konstatieren, hätte man den Michel Pfnüer, als er nach dem Hochamt die Kirche verließ, in Haft genommen. Aber zwei Hirten, die man nach dem Kirchgang noch auf dem Marktplatze vorgefunden, hätten bezeugt, daß der Pfnüer noch vor Ausbruch des Gewitters auf der Alpe eingetroffen wäre, um nach seiner kranken Kuh zu sehen, und daß er in der Sennstube genächtigt hätte.

„Zwei Hirten? Was für Hirten wären denn das?"

„Die Sennbuben von der Scharitzkehl!"

„Zwei Lumpen und Wilddieb hint und vorn!"

„Sie haben geschworen!"

„Um einen Kameraden aus dem Dreck zu lupfen, schwören die zwei dem Teufel die Hörner weg!"

Der Freiherr zuckte die Achseln. Und meinte: der Ausgang dieser Sache wäre noch nicht das Bedenklichste. Denn wenn auch gegen die Jungfer Barbière außer dem geschriebenen Bekenntnis der verschwundenen Hexe bis zur Stunde nichts Greifbares vorläge, so wäre doch gegen die Weyerzisklin eine criminatio der grauenvollsten Art erhoben worden. Nach dem Hochamt hätte sich der Mesner der Pfarrkirche vor dem Landrichter eingefunden, um zu bezeugen: er wäre eines Morgens in der grauen Dämmerung dazu gekommen, wie die Weyerzisklin ganz grau im Freithof gesessen und etwas herausgewühlt hätte aus dem Grab ihres Kindes; und als er sie angesprochen, hätte sich das Knöchelchen, an dem die Weyerzisklin nagte, in eine Rosenstaude verwandelt. Herr von Sölln hätte freundlich zu dem Mesner geredet, der als ein rechtschaffener Mann bekannt wäre, und hätte ihn bei Gottes Gerechtigkeit beschworen, sein Gewissen zu erforschen, bevor er eine vom Unglück gebeugte Mutter ins Elend und auf den Holzstoß brächte, denn seine Aussage könnte nichts anderes sein als eine aus Furcht entsprungene und durch den Aufruhr dieser Tage erzeugte turbatio mentis. Doch der Mesner hätte erklärt, daß er seine Aussage beschwören wolle; er hätte das seit Wochen in Pein mit sich herumgetragen, aber erst heute — seit ihm die Hexe, die man malefizisch eingezogen, nicht mehr schaden könnte — hätte er den Mut gefunden, die Wahrheit zu bekennen.

„Jesus Maria!" stammelte Peter Sterzinger. „Das arme Trudle!"

„Ja, Peter, die Sache sieht sich übel an. Doktor Pürckhmayer und die Gerichtsherren halten das crimen exceptum der Weyerzisklin für erwiesen. Und sie kalkulieren: wenn das geschriebene Geständnis der verschwundenen Magd bei der Weyerzisklin auf Wahrheit beruht, warum sollte es falsch sein . . . im anderen Fall?" Dem Freiherrn schwankte die Stimme. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, geht Eure schöne Schwägerin harten Tagen entgegen. Ich möchte mein Leben für sie einsetzen. Aber ich weiß keinen Weg mehr, auf dem ich helfen könnte. Die Kapitelherren sind, mit wenigen Ausnahmen, durch das Zeugnis des Mesners auf die strenge Seite des geistlichen Kommissars geschoben. Der hat die Kölner Vollmacht in der Tasche. Und dem Dekan in seinem machtlosen Erbarmen bleibt nichts anderes übrig, als mit nassen Augen in das wachsende Elend dieser Tage hineinzuschauen."

Als Peter Sterzinger aus dem Leuthaus auf die Straße taumelte, war die Sonne trüb geworden. Schwüler Südwind wehte, und der Himmel umschleierte sich mit weißen Dünsten. Durch Gärten und Wiesen suchte sich der Wildmeister versteckte Wege, auf denen er dem tollen Gewühl der Menschen entrann. Das Erbarmen, dazu die Sehnsucht nach einer Aussprache in seiner Sorge, trieb ihn zu dem kleinen Haus, über dessen Dach das Laub der Ulmen welkte. Die Fensterläden waren geschlossen. Und erst nach langem Rufen und Pochen wurde die Tür geöffnet. Auf der Werkbank, in der verdunkelten Stube, brannte die Öllampe hinter der Glaskugel. Peter Sterzinger sah den stummen Josef an — machte einen Schritt und blieb wieder stehen, weil unter seinen Schuhsohlen die Glasscherben krachten — und stammelte: „Mensch! So red doch ein Wörtl!"

Josef blickte nicht auf. „Reden soll ich? . . . Was denn? . . . Oder weißt du's noch nicht? Mein Weib hat ihr totes Kind gefressen. Und das ist wahr!" Er bückte sich und hob einen Stein von den Dielen auf. „Schau her! So fest zum Greifen, so haben mir die guten Leut das in die Stub geworfen." Unter grellem Lachen ließ er den Stein wieder fallen.

Der Wildmeister brachte keinen Laut heraus.

Nach einer Weile fragte Josef, wieder mit jenem Lachen: „Bist du heut in der Pfarrkirch gewesen?"

Peter nickte.

„Hast du was gesehen da?"

„Halt den Pfarrherrn! Und die narrischen Leut, die gebetet haben, wie man heuet vor einem Wetter."

„Sonst hast du nichts gesehen?"

„Nichts!"

„So wird halt auch nichts drin sein in der Kirch!" Josef stierte in den zitternden Lichtglanz der Glaskugel.

Da trat der Wildmeister über die krachenden Scherben der zertrümmerten Fenster auf ihn zu und legte ihm den Arm um den Hals. „Josef! Schau! Ich bin doch zu dir gekommen, daß wir miteinander reden! Wir sind doch Brüder worden im Elend und Weh!"

Lange schwieg der Weyerzisk. Dann fiel ein Zittern über seinen Körper. Und plötzlich stürzte er auf die Kniee hin, faßte den Kopf zwischen die Fäuste und schluchzte: „Gelogen und betrogen hab ich! Hab die Seel verschworen und meinen Herrgott verleugnet! Hab das Kreuz gemacht und den Teufel ins Haus gebettelt! Und mein Glück ist verhöllt! Und mein Kind ist tot! Und mein Trudle muß brennen!" Nach diesem schreienden Ausbruch seiner Qual befiel ihn unter Tränen ein Zustand dumpfer Erschöpfung. Er ließ sich vom Wildmeister aufrichten, zu einer Bank führen und hörte alles schweigend an, was barmherziger Trost ihm vorredete. In dieser Stunde lernte Peter Sterzinger das Lügen. Von aller Berglast dieser Tage räumte er einen Stein um den anderen freundlich beiseite, so daß am Ende dieser tröstenden Mühe eine reine, glatte Straße verblieb, auf der das Trudle mit dem Josef frei hinaufwandern konnte zur sichern Höhe eines neugeborenen Glückes. Peter Sterzinger log so herzlich und überzeugend, daß er schließlich selber zu glauben begann und an all den erlösenden Wundern, die er für die Weyerzislin erwartete, auch seine Schwägerin teilnehmen ließ.

So lange saßen die beiden auf der Bank, bis die silberweißen Lichtlinien an den geschlossenen Fensterläden sich zu trüben begannen. Ganz erschrocken erinnerte sich Peter Sterzinger der Zeit und machte sich auf den Weg ins Stift, um Hilfe beim Dekan zu suchen.

Wieder allein, blieb Josef eine endlose Weile mitten in der Stube stehen. Und preßte stöhnend die Fäuste an seine Stirn. Dann nahm er die Öllampe, leuchtete an den Wänden hin, an denen der kleine Kram des Trudle glitzerte, leuchtete in die Kammer, machte sinnlose Wege, hin und her, und tat ein unverständliches Ding ums andere. Dann fiel er auf den Sessel hin und preßte das Gesicht in die Arme.

So lag er Stunde um Stunde.

Schritte im Garten. Ein grober Schlag gegen die Haustür. Und eine Männerstimme: „Meister! Machet auf! Wir sollen Wäsch und Gewand für die Weyerzislin holen."

Mit schluchzendem Laut sprang Josef zur Tür. Zwei Spießknechte traten in die Stube, einer mit brennender Laterne, denn die Nacht, trotz Mondscheinzeit, war finster geworden unter all dem dichten Gewölk, das der rauschende Südwind über dem Tal zusammengetrieben hatte.

Das Gesicht von Tränen überronnen, fing Josef um das Trudle ein jagendes Gestammel an.

„Flink, Meister, wir sind nicht zum Heimgart da! Warum die Weyerzislin das Zeug braucht, wissen wir nicht. Uns schickt der Sekretar!"

Josef nahm die Lampe und taumelte in die Kammer. Was er mit zitternden Händen an Gewand und Wäsche zusammensuchte, hüllte er in ein Leintuch. Und die Gedanken, die ihn marterten, waren ihm in das entstellte Gesicht geschrieben.

Die Spießknechte gingen. Und der eine, der das Bündel trug, sagte draußen im Garten zu seinem Kameraden: „Der könnt einen erbarmen! Aber hätt er die Augen aufgetan! Statt daß er schnarcht, derweil sein Weib bei der höllischen Freud ist!"

Als draußen die Schritte verhallten, sprang Josef unter erstickten Laut in den Garten hinaus. Und im Dunkel taumelte er auf hundert Schritte hinter den Spießknechten her, durch die Wiesen, über den Stiftsberg hinauf.

Droben in den Gassen war alles still. Am Stift viele Fenster noch erleuchtet. Doch der Hof war finster und öd. Den Pfarrer Süßkind, der bei dem Tor, das zum Laienhof führte, in der Mauerecke stand, konnte Josef bei diesem Dunkel nicht sehen.

Den Laienhof erfüllte das rote Geflacker eines Pfannenfeuers. Bei einer eisenbeschlagenen Türe, die offen war, standen zwei kölnische Dragoner, jeder mit dem blanken Pallasch über dem Arm; und vor der Wachtstube saßen Musketiere und Spießknechte auf der Bank.

Mit Zittern stand Josef in der Finsternis des Stiftshofes. Und wollte, von seiner verzweifelten Sorge getrieben, schon auf das Tor zu. Da kam einer aus dem Laienhof, ein kleines, breitschultriges Männchen. Josef sprang ihm nach: „Magister! Um Christi Barmherzigkeit willen! Was ist denn mit meinem Trudle?" Krautendey blieb stehen. Dann nahm er, ohne ein Wort zu sagen, den Weyerzisk bei der Hand und zog ihn mit sich fort.

Aus der finsteren Mauerecke, neben dem Torbogen, klang ein Seufzer heraus, wie das bange Aufatmen eines Menschen, dem es schwer auf der Seele liegt.

Jetzt im Laienhof eine gepreßte, vor Erregung bebende Stimme: „Ist der Zwanzigeissen noch da?"

Ein Spießknecht antwortete: „Nein, Herr Sekretar! Der hat sich heim gemacht, wie der gnädig Herr Dekan zur Beicht hinunter ist. Der Herr selber hat ihn fortgewiesen."

„Gnädigster Herr? Verhält sich das so?"

„Die Gegenwart des Freimanns bei der Spendung eines heiligen Sakramentes war eine Entweihung, die ich nicht dulden durfte."

Als Pfarrer Süßkind diese Stimme vernahm, sprang er hastig an der Mauer hin, gegen das Portal des Stiftes. Und sah die beiden aus dem Tor des Laienhofes treten: den Doktor Besenrieder in seinem kurzen Mäntelchen und Herrn von Sölln, der über dem weißen Habit das weiße Chorhemd mit der Stola trug. Der Schein des Pfannenfeuers umsäumte die beiden Gestalten mit roten Glutlinien.

Herr von Sölln, als er in die Finsternis des Stiftshofes herausgetreten war, blieb stehen. „Besenrieder? Wollt Ihr dieser leidenden Mutter nicht eine Pflegfrau hinunterschicken?"

„Das verbietet der vierunddreißigste paragraphus ordinis judiciorum."

„Und in welchem Paragraph Eurer Gerichtsordnung steht das Gebot der Menschlichkeit?"

„Herr, wir beide haben das Gesetz nicht gemacht. Aber das Gesetz ist da, und so muß es obtemperiert werden. Ich habe schon aus Menschlichkeit gegen mein Amt gehandelt, als ich ohne Gerichtsbeschluß die Beichtigung der Weyerzislin gestattete. Doch gegen das jus principuum des Himmels durfte ich als christlicher Mensch keinen Einspruch erheben . . . ob sich nun die kirchliche consolatio der Weyerzislin als dringlich erweist oder nicht. Es steht wohl zu erwarten, daß sich die Inkulpatin von dem Verluste, den ihr der Schreck der Inhaftierung verursachte, binnen wenigen Tagen erholen wird."

„Und daß sie wieder Kräfte sammelt für die Peinbank? Nicht wahr? Und für die Stunde, in der sie brennen soll?"

„Ihr sagt das wie einen Vorwurf gegen mich. Das ist ungerecht. Die res adversae dieser Tage haben gerade mich am schwersten betroffen. Aber die Pflicht steht über meinem Herzen. Diese Unparteilichkeit, die ich für mich selbst erkämpfte, darf ich auch von anderen für die Beurteilung meiner Person postulieren. Mit dieser Bitte optiere ich Euer Gnaden eine ruhsame Nacht!"

Doktor Besenrieder schritt erhobenen Hauptes durch die Finsternis hin; unter seinem seidenen Mäntelchen war ein Geklirre wie von schweren Schlüsseln an einem eisernen Ringe.

In den Zwölf Nächten.

Der Schneesturm fegt vom Bergwalde her
Mit eisigen Schauern durchs Land —
Frau Berchta zieht über den Dachfirst schwer
Ihr weißes Schleppgewand.

Wie Rüdengebell und Schreie der Not
Umtobt es das zitternde Haus,
Wild fährt es hinein in den rauchenden Schlot
Und löscht das Herdfeuer aus.

Die Ahne spricht laut das Nachtgebet,
Und ihr blondes Enkelkind
Sein surrendes Rädchen emsig dreht
Und lauscht und spinnt und sinnt.

Die Alte befiehlt in singendem Ton
Ihr Haus und Hof und Gut
Dem Vater im Himmel und seinem Sohn
In Schutz und gnädige Hut.

Und das Mägdlein denkt: Frau Berchta, gib
Einen schönen Traum mir zur Nacht,
Einen Traum von meinem heimlichen Lieb,
Der wahr wird, wenn ich erwacht!

Dann stellt es den Rocken sorgsam beiseit
Und verknotet die Schleifen daran,
Damit ihr kein Spuk zu nächtlicher Zeit
Das Garn verwirren kann. — —

Und der Schneesturm fegt vom Bergwalde her
Mit eisigen Schauern durchs Land,
Frau Berchta zieht über den Dachfirst schwer
Ihr schleppendes, weißes Gewand.

Adelheid Stier.



Er war im Dunkel schon verschwunden, und noch immer stand der Dekan auf der gleichen Stelle und streckte die geballten Fäuste vor sich hin und stammelte: „Du Bröselein Salz im Leib des schreienden Lebens! Du Stäublein electrum im kreisenden Bauch der Welt! Und tut sich noch groß und demonstrieret: homo sum!“

Da legte sich ein Arm um seine Schultern, und eine flüsternde Stimme fragte: „Habt Ihr was reden können?“

„Süßkind! Ach, Süßkind!“ Herr von Sölln warf sich an die Brust des Pfarrers. „Mein Herz ist mit Dornen geschlagen! Die vier Augen dieser beiden Frauenleute stehen vor meiner Seele wie vier Flammen des Zornes und der Klage! Und mit der Weyerziskin war kein Reden. Das arme Ding ist von einer Ohnmacht in die andere gefallen. Aber die Jungfer Barbière . . . die ist mutig und voll Kraft. Die will es tun. Und traut es sich zu, die Peinbank zu überstehen und fest zu bleiben, um das Land von diesem Elend zu erlösen und das eigene Leben zu retten! . . . Süßkind, Süßkind! Was für eine Zeit ist das! In der man zum Guten nur helfen kann mit Betrug und falschem Zeugnis und gefährlichen Lügen! Und schlägt das fehl, so sind wir alle verloren, und zu Berchtesgaden hebt ein Brennen an, daß die Berge rot werden! . . . Süßkind, Süßkind, jetzt versteh ich, was zu Würzburg geschehen ist: daß der Hexenbeichtiger David Hans beim Meßlesen irrsinnig worden ist und den Kelch mit des Herrn geweihtem Blut aus der Hand geworfen hat! Hundertfältige Unschuld aufnehmen in sein Ohr . . . und als Priester nicht reden dürfen . . . und sehen müssen, wie die Schuldlosen brennen . . .“

Süßkind drückte dem Dekan die Hand auf den Mund und zischelte: „Da geht einer!“

Doch der Gebeugte, der da gegangen kam in der Finsternis, sah nur die rote Helle, die herausglostete aus dem Tor des Laienhofes. Und er wankte wie ein Müder, der weite und schwere Wege gemacht. Und kam zum Tor und hörte das laute Schwatzen der Musketiere und Spießknechte.

„Und soll mich der Teufel holen,“ sagte einer der Knechte, „ich glaub's halt nicht! Und tät ich's protokollarisch sehen, ich glaub's halt nicht!“

Eine andere Stimme: „Du Lapp, du gutmütiger! Wenn's der Zwanzigeissen doch selber gesehen hat, wie die drei Kroten von der Weyerziskin davongesprungen sind und in die Mauer geschloffen! Und sein Leben tät er verwetten, sagt der Zwanzigeissen, daß er die Teufelskinder findet, wenn er morgen sucht mit einem geweihten Licht!“

Das Gespräch der Knechte verstummte. Im flackernden Schein des Pfannenfeuers stand ein gebeugter Mensch vor ihnen, mit einem Gesicht zum Erschrecken. Und schrie: „Du Lump . . . was redest du da . . . von meinem Weib . . .“

Die Spießknechte und Musketiere packten den Joser und stießen ihn auf den Marktplatz hinaus. Neben dem Brunnen stürzte er auf den Boden hin. So lag er eine Weile, mit der Stirn auf der Erde. Dann richtete er sich auf, schöpfte mit beiden Händen Wasser aus dem Brunnentrog und wusch das Gesicht. Und ging in der Nacht die Straße hinunter. Und hob die Fäuste über den Kopf und keuchte: „Jochel! . . . Jochel! . . . Morgen suchst du nimmer!“

Er taumelte weiter, blieb stehen, klammerte die Hände um das Stangengeländer, das die Straße von der Sunke des alten Wallgrabens schied, und starrte hinüber zu den finsteren Mauern. Die dunkele Wand da drüben mit den vermauerten Fenstern, das war die Wand des Mühlenkellers, in dem der Mann im Salz geduldig auf die römische Botschaft wartete. Und daneben, in einer gepfeilerten Mauer, die sich rundete, war ein schwarzer Fleck: ein vergittertes Fensterloch.

Unter schluchzendem Schrei schwang Joser sich über das Geländer, ließ sich hinuntergleiten in den Graben, rannte drüben über die Böschung hinauf, klammerte die Hände in das Gefüge der Mauer und kreischte gegen das vergitterte Fenster: „Trudle . . . Trudle . . !“

Da legten sich in der Finsternis zwei würgende Hände um seinen Hals, und eine bebende Stimme raunte: „Schweig! Um Christi Barmherzigkeit willen, schweig!“

Weyerzisk hatte sich wehren wollen. Doch er meinte die Stimme zu erkennen und ließ die Arme fallen.

„Willst du schweigen? Und tun, was ich sag?“

Joser nickte. Und stammelte, als ihn der andere freigab: „Du bist mein Bruder im Elend, gelt? Du bist der Bub, den die Maddle lieb hat!“

„Komm! Heim in dein Haus! Da sag ich dir ein Wörtl!“ Adel faßte den Weyerzisk bei der Hand und riß ihn mit sich fort, durch den Wallgraben hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin — die Dreimillionenstadt.

Von Heinrich Seidel.

Groß-Berlin, das heißt Berlin mit seinen Vororten, hat die Einwohnerzahl von drei Millionen erreicht, und es wohnt dort der zwanzigste Teil aller Einwohner des Deutschen Reiches. Einige Vergleiche mögen diese ungeheuerliche Tatsache noch deutlicher hervorheben. Diese Stadt hat jetzt mehr Einwohner als berühmte Königreiche, zum Beispiel 500000 mehr als Dänemark oder Griechenland und 800000 mehr als Württemberg, aber es wohnen in Berlin nur zwei Drittel so viel Menschen wie im Königreich Sachsen. Genau so viele hausen dort wie in der Provinz Hannover und dem Herzogtum Oldenburg zusammengenommen, also auf etwa 400 Quadratkilometern so viel wie dort auf 44000. Die Einwohnerschaft des Herzogtums Braunschweig läßt sich sechsmal, die des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin fünfmal in Berlin unterbringen.

Daß Berlin sich so ungeheuerlich entwickeln konnte, verdankt es außer den später eintretenden politischen Umständen vorzugsweise seiner glücklichen Lage, und diese ward in der Eiszeit geschaffen. Das ganze ostelbische Norddeutschland bis nach Rußland hinein ist bekanntlich weiter nichts als eine ungeheure Moränenlandschaft. Schweden und Norwegen waren damals, wie jetzt noch Grönland, bis über ihre höchsten Gebirge hinaus mit Eis bedeckt und sandten nach Süden einen ungeheuren Gletscher aus, gegen dessen gewaltige Ausdehnung auch die stattlichsten Alpengletscher wie Kinderspielzeug erscheinen. Er füllte das Becken der Ostsee aus, überragte ihren jetzigen Wasserspiegel gebirghoch und schob seine Eisränder weit in das jetzige Norddeutschland hinein, überall wo er zeitlich zum Stehen kam, das heißt, wo die sommerliche Abschmelzung dem winterlichen Vorrücken die Wage hielt, gewaltige Wälle des in seinem Eise mitgeführten schwedischen Gebirgsschuttes, bestehend aus Grand und kleineren und größeren Steinen bis zu stattlichen Felsblöcken, aufhäufend. Diese sogenannten Endmoränen verleihen dem norddeutschen Hügellande in Verbindung mit den Schluchten und Seen, die die aus ihnen hervorbrechenden Gletscherwasser ausspülten, oft einen wenn auch nur bescheidenen Gebirgscharakter. Die ungeheure Ausdehnung dieses Riesengletschers beweist am besten die große baltische Hauptmoräne, die sich tausend Kilometer weit in fast ununterbrochenem Zuge von Jütland bis Westpreußen mit dem südlichsten Punkt bei Liepe, etwa fünfzig Kilometer nordöstlich von Berlin, verfolgen läßt, und von der auch einige Stücke noch in Ostpreußen sicher nachgewiesen sind.

Da es nun damals keine Ostsee gab und der ganze Norden von einer ungeheuren Eismauer abgeschlossen war, aus

der sich die Gletscherwasser nach Süden ergossen, so mußten sich auch die großen Ströme, die Weichsel und die Oder, nach Westen ihren Weg suchen, bis sie mit der Elbe vereinigt in die Nordsee mündeten. Die sogenannten Urstromtäler, in denen sich diese ungeheuren Wassermassen, verstärkt durch die Bäche und Flüsse, die dem Gletscher entströmten, nach Westen wühlten, sind heute noch nach ihrem ganzen Laufe deutlich zu erkennen. Drei dieser Täler, das Glogau-Baruther, das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder Urstromtal, durchschneiden die Mark Brandenburg, und man muß sich dieses Land zur Eiszeit vorstellen als im Flußnetz dreier riesiger Ströme mit seeartigen Erweiterungen und zahllosen Nebenarmen, aus denen große und kleine Inseln und mächtige Sandbänke hervorragten. Gerade in der Mitte dieses ungeheuren Wassernetzes, gleich weit von der jetzigen Weichsel wie von der Mündung der Elbe in die Nordsee, lag der Ort, an dem später einmal Berlin entstehen sollte.

Dann kamen andere Zeiten, es wurde wieder wärmer, der Gletscher zog sich zurück, und im Laufe der Jahre oder Jahrhunderte wurde Norddeutschland eisfrei und schließlich auch die Ostsee. Da nun keine Eiswälle mehr den Norden sperrten und die See geschlossen hielten, so brachen sowohl die Weichsel als die Oder wahrscheinlich bei Hochwassern und unter Benutzung alter Gletscherstromrinnen nach Norden und zur Ostsee durch, die großen Wasser in den Urstromtälern verliefen sich, und das östliche Norddeutschland, insbesondere die jetzige Mark Brandenburg nahm die Gestalt an, die es im großen und ganzen noch jetzt besitzt. Die mächtigen Wasser der Weichsel und Oder und des abschmelzenden Gletschers fehlten, in ungeheuren Stromtälern gingen durch Sumpf und Bruch nur noch schmale Flüsse dahin, wie die Warthe und Netze, andere, wie die Oberspree und die Havel, verbanden Reihen von Seen, die die am tiefsten ausgespülten Stellen der früheren Riesenströme andeuteten, wieder andere Flußläufe versandeten zum Teil ganz, und nur noch eine Kette durch Wiesenniederungen verbundener langgestreckter Seen zeugt von früherer Wasserherrlichkeit. An anderen Orten blieben ungeheure Sümpfe zurück, die allmählich vertorften und als Moore und Wiesen oder feuchte Erlenwälder weite Strecken bedeckten, und das übrige war Sand, Sand, ungeheuer viel Sand, ein Geschenk jener ungeheuren Ströme und Gletscherwasser, die einst die Herrschaft über das ganze Land hatten und es bei ihrem Verschwinden als zukünftige Streusandbüchse des Deutschen Reiches hinterließen.

Das war die Gegend, in der vor grauen Zeiten an einer Stelle, wo sich die Spree um eine kleine Insel gabelte und sich über diese beiden schmalen Wasserläufe und über diese Insel hinweg eine bequeme Verbindungsstraße von Süden nach Norden zwischen den Ländern Teltow und Barnim ergab, als erster Keim von Berlin ein wendisches Fischerdorf gegründet wurde. Zahlreiche Städte und Dörfer der Mark haben einen Ortsteil, der der Kietz genannt wird. Dieser liegt immer am Wasser, und dort wohnen meist heute noch die Fischer, unter denen sich noch viele Abkömmlinge der alten Wenden finden mögen, denn diese waren ein Fischervolk. Vom Kietz, der vielleicht der älteste, aber auch gewöhnlich der ärmere Teil des Ortes ist, spricht man mit einem herabsetzenden Ton, der vielleicht noch aus dem Mittelalter stammt, wo die Wenden verachtet waren. So hat Berlin denn allen Grund, mit Bescheidenheit auf seinen Ursprung zu blicken, denn als wendischer Kietz hat es angefangen. Die spätere germanische Besiedlung erkannte die günstige Lage dieses Ortes an einer Handelsstraße von Süden nach Norden und an einer Wasserverbindung mit dem Gebiet der Elbe und der Oder bald, und es ist von Bedeutung, daß die beiden ältesten Kirchen Berlins, die Petrikirche und die Nikolaikirche, dem Schutzpatron der Fischer und dem der Schiffer und Kaufleute geweiht sind.

Überlassen wir nun Berlin seiner Entwicklung und betrachten wir es erst wieder in heutiger Zeit in Hinsicht auf seine Lage zu dem Lande, dessen Hauptstadt es ist und mit dem und durch das es schließlich zur Dreimillionenstadt angewachsen ist. Der berühmte Reiseschriftsteller Kohl sagt von Berlin, es hinge mit seinen von ihm ausstrahlenden Netz von Wasser-, Land- und Eisenbahnstraßen zwischen der Elbe und der Oder wie eine Spinne zwischen zwei Bäumen. Durch diese Wasserstraßen stand es schon früh in Verbindung mit dem ganzen jetzigen Preußen, mit Ausnahme natürlich des Westens und des Südwestens.

Das große Wassernetz, das Berlin mit dem ganzen Elbe-, Oder- und Weichselgebiet, mit Hamburg und der Nordsee und durch Lübeck, Stettin, Danzig mit der Ostsee verbindet, hatte die Eiszeit schon vorgearbeitet, und nur an wenigen Stellen war eine Nachhilfe durch Kanäle nötig. Man brauchte aber auch hier fast immer nur alte vorhandene und verwachsene oder versandete Flußläufe wieder aufzuräumen. So ist auch der jüngste Wasserweg Berlins, der Teltowkanal, der durch die südlichen und südwestlichen Vororte hindurch die Spree von Grünau aus mit der Havel bei Potsdam neu verbindet, im großen ganzen weiter nichts als die Aufräumung einer alten Wasserverbindung, die in der Eiszeit vorhanden war.

An diese Wasserstraßen schloß sich später das ungeheure Eisenbahnnetz an, und im Hinblick auf dieses lohnt es sich, die wunderbare Lage Berlins zu den Grenzen des Landes ins Auge zu fassen. Schon Roscher macht darauf aufmerksam, daß Berlin gerade an dem Punkte liegt, wo die beiden größten Diagonalen, die man in Preußen ziehen kann, sich kreuzen.

Zieht man auf der Landkarte eine Linie vom äußersten Südwesten von Saarbrücken über Berlin nach Memel im äußersten Nordosten, so wird diese schnurgerade Linie von Berlin in gleiche Hälften geteilt. Dasselbe ist der Fall mit der zweitgrößten Diagonale von Oderberg an der Grenze von Oberschlesien und Österreich über Berlin nach der Grenze von Schleswig und Dänemark. Nimmt man nun den Halbmesser dieser letzten Diagonale in den Zirkel und schlägt damit von Berlin aus einen Kreis, so berührt dieser die dänische Grenze bei Jütland, die holländische Grenze bei Emden in Ostfriesland, durchschneidet Frankfurt am Main, die größte Handelsstadt des Westens, berührt die österreichische Grenze bei Oderberg und geht durch Danzig, die größte Handelsstadt des Ostens. Nur die beiden äußersten Zipfel Preußens, Rheinland und Ostpreußen, sehen symmetrisch aus diesem Kreise hervor.

Ein kleinerer Kreis gleicher Entfernungen schließt Hamburg, Lübeck, Posen, Breslau und Hannover ein, und ein letzter noch kleinerer berührt Leipzig, die bedeutendste Handelsstadt Mitteldeutschlands, sowie Halle, Magdeburg und Stettin, den größten Hafenort an der Ostsee.

Alle diese günstigen Umstände ließen Berlin mit der Vergrößerung Preußens von der sandigen und sumpfigen Mark Brandenburg bis zur deutschen Vormacht ständig wachsen, und als seine Hauptstadt auch die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde, nahm dies Wachstum geradezu märchenhafte Verhältnisse an. Dazu kam, daß seiner Ausdehnung und Vergrößerung nirgendwo durch die Gestaltung des Geländes Grenzen gesteckt sind und, was ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, daß die für diese Stadt so freundlich vorsorgende Eiszeit durch ihre ausspülende und anschwemmende Tätigkeit überall in der näheren und weiteren Umgebung für riesige Tonlager gesorgt hat, die sie mit Ziegeln für seine Bauten überreichlich versehen.

Als ein besonderes Glück für die bauliche Entwicklung Berlins ist es auch zu betrachten, daß in seiner Nähe in bequemer Wasserverbindung das Rüdersdorfer Kalksteingebirge steht, das diese Stadt mit seinen unerschöpflichen Vorräten schon seit Jahrhunderten versorgt. Fast ganz Berlin steht auf Fundamenten von Rüdersdorfer Kalkstein, und der Mörtel, der seine Mauern verbindet, stammt ebenfalls daher. Die Rüdersdorfer Kalkberge sind nun zwar kein Geschenk der Eiszeit, aber die Eiszeit ist eine Gabe der Rüdersdorfer Kalkberge, denn dadurch, daß der schwedische Forscher Torell dort am 3. November 1875 Gletscherschrammen fand, wurde seine berühmte

Inlandeistheorie für Norddeutschland bewiesen und zur Gewißheit gemacht.

Die beispiellose Entwicklung Berlins von 700 000 Einwohnern in der Zeit vor 40 Jahren auf drei Millionen beginnt im Jahre 1866 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes. Da ich in diesem Jahre nach Berlin kam und es seitdem nicht wieder verlassen habe, so habe ich dieses Anwachsen und insbesondere die riesige Entwicklung der Vororte persönlich beobachten können. Damals stand die alte Stadtmauer noch, wenn auch vielfach durchlöchert und unterbrochen, von Vororten war keine Rede, und wo heute wimmelnde Mittelpunkte des Verkehrs sind, befand man sich damals in der äußersten Vorstadt, wo die letzten Ansiedler wohnten. Etwas aber, das man sich heute kaum noch vorstellen kann, ist der Umstand, daß es keine Straßenbahnen gab und keine Fahrräder, und daß elektrische Fuhrwerke oder gar „Töfftöffs" noch im Nebel der Zukunft von Auferstehung träumten. Eine einzige Ausnahme war vorhanden, die berühmte Pferdebahn nach Charlottenburg, von der der Spottvers ging:

„Schön ist's und gemietlich
Auf die Ferdebahn,
Das eine Ferd, das zieht nich,
Das andere Ferd ist lahm.
Der Kutscher ist besoffen,
Der Schaffner kann nicht gehn,
Und alle fünf Minuten
Da bleibt die Karre stehn."

Trotzdem war Berlin damals schon ein höchst bedeutender Handelsmittelpunkt und eine der größten Fabrik- und Industriestädte der Welt.

Stellen wir uns nun einmal vor, der Berliner Rathausturm, der übrigens damals noch gar nicht vollendet war, wäre so an die 300 Meter höher und wir säßen dort oben auf einem bequemen Lehnstuhl bei einem guten Glase Wein und blickten hinab auf das Berlin von 1866 und seine Umgegend, und ein gütiger Zauberer ließe das Wachstum dieser Stadt in den letzten 40 Jahren in wenigen Minuten an uns vorüberziehen. Wir sehen hinab auf das Berlin von damals, das wegen seiner geschlossenen Bauart aus lauter hohen Häusern gar nicht so groß erscheint, wie man nach seinen 700 000 Einwohnern annehmen sollte, ein Kreis von sechs Kilometern Durchmesser würde es einschließen, und nur an den Landstraßen streckt es wie Spitzen eines Sternes lange bebaute Arme darüber hinaus. Vororte in dem heutigen Sinne gibt es wie gesagt noch nicht, nur einige der näheren stattlichen Dörfer, wie z. B. Rixdorf und Schöneberg, sind schon durch bebaute Straßenzüge mit Berlin verbunden. Im Westen stößt die Stadt wie noch heut auf den Tiergarten, durch den eine schnurgerade Straße nach der kleinen Stadt Charlottenburg führt, die damals fast nur aus einer breiten unendlich langen Hauptstraße bestand. Von unserem imaginären Turme sieht man weit hinaus ins Land, wo von allen Seiten die Eisenbahnen einmünden, auf denen wie Raupen die Züge ein- und auskriechen, und fast überall blitzt Wasser auf, bedeckt mit den weißen Segeln der Spreekähne, die breite blaue Havel und die schmalere Spree mit den eigenen stattlichen Seenketten und denen der Dahme. Und überall in der weiten Ebene verstreut Dörfer und wieder Dörfer und weite Wiesenflächen und nah und fern überall ausgedehnte Wälder mit dämmernden Hügelketten, wie ja denn noch jetzt die Umgegend Berlins ungemein waldreich ist. Platz zum Ausbreiten ist da bis ins Unbegrenzte. In den Hauptstraßen der Stadt zeigt sich ein mäßiges Menschengekribbel, vermehrt durch schläfrig dahinländernde Droschken und Omnibusse und langsam kriechende Lastwagen, und an vielen Stellen ist sie in Rauch und Dampf gehüllt, besonders im Norden und Osten, wo Fabrik an Fabrik sich ausdehnt. Unser freundlicher Zauberer aber klingt an sein Glas und erhebt seinen Zauberstab. „Es geht los!" sagt er.

Der mächtige Leib des großen Polypen beginnt zu wachsen und schiebt sich ringsum ins Feld. Die Häuserarme an seinen Landstraßen strecken sich aus und saugen sich an die nächsten Dörfer an, und diese schwellen an, langsam aber unablässig. Aber die Spitze des Polypenarmes dringt aus ihnen wieder hervor und spät weiter nach Raub.

An den Bahnen, die in die Ferne ausstrahlen, geschieht das gleiche. Wie bei Bazillenkulturen bilden sich an ihnen aus unscheinbaren Anfängen wachsende Häuserherde, die in die Runde und in die Weite schwellen, und dies nicht nur in der Nähe, sondern in der Entfernung von Meilen, überall im ganzen Umkreis tauchen solche Bazillenkulturen auf, als wäre die ganze Gegend mit Häuserimpfstoff infiziert.

Ein großes Werk wird in Berlin vollendet. Eine ungeheure viergleisige Bahnbrücke, ein Viadukt von Eisen und Stein durchquert die Stadt in der Ausdehnung von über 13 Kilometern als Längendurchmesser eines ovalen Eisenbahnringes, dessen kleinerer Durchmesser neun Kilometer beträgt, der alle einmündenden Bahnen, die neuentstandenen wie die alten, miteinander verbindet und die Riesenstadt in weitem Bogen umschlingt.

Da kommt es wie ein Ehrgeiz in den großen Polypenleib, diesen Ring auszufüllen, und Berlin selbst, sowie die inneren Vororte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg und Rixdorf geraten in ein unglaubliches Wachstum. Charlottenburg schwillt zu einer Großstadt an und fließt mit Berlin, Wilmersdorf und Schöneberg zusammen zu einem einzigen Häusermeer, in dem der Tiergarten, ein Wald von drei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite, wie ein grünes Inselchen liegt. Rixdorf tut an seiner Stelle das gleiche, es wächst ebenso wie Schöneberg zur Großstadt heran, und ehe man es sich versieht, ist der Riesenring gefüllt und stellenweise überschritten. Außerhalb davon ist man aber auch nicht müßig gewesen. Der Ring der Vororte Schmargendorf, Friedenau, Steglitz, Südende, Mariendorf, Lankwitz, Groß-Lichterfelde, Zehlendorf usw. — denn was hier im Westen und Süden geschieht, ereignet sich auch im Osten und Norden, und es wäre zu weitläufig, alle die vielen Orte aufzuzählen — also der Kreis der näheren Vororte, die im Durchschnitt alle etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen von Berlin liegen, ist ineinander geflossen und bildet gleichsam einen Saturnring um den Hauptkörper. Darüber hinaus aber bis zu drei Meilen Entfernung vom Mittelpunkt und weiter liegt besonders im Spree- und Havelgebiet noch eine Menge anderer Vororte, die zwar nicht alle offiziell zu Berlin gerechnet werden, deren Villenkolonien aber, wie z. B. Woltersdorfer Schleuse bei Erkner und Lehnitzsee bei Oranienburg, einzig nur Berlins wegen vorhanden sind. Das Berliner Adreßbuch führt die Einwohner von 42 Vororten auf. Darunter befinden sich drei Großstädte wie Charlottenburg mit 225000, Schöneberg mit 126000 und Rixdorf mit 120000 Einwohnern. Die übrigen sind Dörfer oder Landgemeinden, wenn sie auch, wie Lichtenberg 55000 oder mein Wohnort Groß-Lichterfelde 33000 Einwohner haben, vorausgesetzt, daß die Zahlen noch stimmen, wenn dieser Artikel erscheint. Denn diese Orte haben zum Teil ein verrücktes Wachstum, und die Einwohnerzahl von Groß-Lichterfelde hat sich in den zehn Jahren, seit ich dort wohne, verdoppelt.

Eine Tat der Berliner Vororte ist noch zu erwähnen, die vielleicht für Berlin die segensreichste ist: sie haben nämlich den Grunewald für diese Stadt eingefangen. Die westlichen Kolonien haben den elf Kilometer langen und sechs Kilometer breiten Wald vollständig umklammert und umschlungen, so daß er des Tiergartens Riesenbruder geworden ist und einem hochherzigen Entschluß des Kaisers zufolge in einen Volkspark umgewandelt wird. Einen solchen Stadtpark von einer Quadratmeile Inhalt wird wohl schwerlich irgend eine andere Weltstadt aufweisen können, und wie lange wird es dauern, so liegt auch er, wie der Tiergarten, mitten in der Stadt. Dann wird das vier Meilen südwestlich von Berlin gelegene Potsdam auch ein Vorort von Berlin sein, halb und halb ist es das ja jetzt schon. Dazu wird der neue Polypenarm, den Berlin nach dieser schönen Stadt ausgestreckt hat, der Teltowkanal, dessen Ufer sich mit rasender Schnelle besiedeln,

das Seine beitragen und die Viermillionenstadt wird nicht lange mehr auf sich warten lassen.

„Doch das sind Träume," sagte der freundliche Zauberer und forderte uns auf, noch einen Blick auf das in vierzig Jahren so wunderbar veränderte Berlin zu werfen, auf das unsägliche Gewimmel seiner Straßen, auf die Häusermeere und -Inseln, die sich bis an den Horizont erstrecken, auf die überall verstreuten stadtgroßen Nester von Fabriken, die ihre Gegend in Dampf und Rauch hüllen, auf die zahllosen Bahnzüge, die ein und aus und durch und um die Stadt kriechen, und auf die blauen Wasserläufe mit unzähligen Segeln und Fahrzeugen, wo ein langer Zug von Riesenkähnen, durch Dampfer geschleppt, dem anderen folgt. „Berlin ist ein Wasserkopf," hat einmal jemand gesagt, der dieser Stadt nicht wohl wollte. „Ja, Berlin ist wirklich ein Wasserkopf, und daß es das von Anfang an gewesen ist, nämlich der Kopf eines riesig entwickelten Wassernetzes, dem verdankt es nicht zum geringsten seine heutige Größe. Seine Zukunft lag auf dem Wasser." So sprach der freundliche Zauberer und schlug mit seinem Stäbchen auf das Geländer unseres Phantasieturmes. Dieser sank sänftlich in die Tiefe, wir stiegen aus, und ein jeglicher von uns ging nachdenklich durch die wimmelnden Straßen Berlins an den Ort, wo er zu Hause war, der eine hierhin, der andere dorthin. Zwei waren dabei, die wohnten 30 Kilometer oder vier Meilen weit auseinander, und doch lagen ihre Häuser beide noch in „Groß-Berlin".

Der Apostelkrug.

Eine lustige Weihnachtsgeschichte von Hans Arnold.

(Schluß.)

Illustriert von E. Rosenstand.

Der Weihnachtsabend kam näher, er kam heran, und das Kopfzerbrechen, was wir als Weihnachtsgäste schenken sollten — wir waren zum Heiligen Abend beide zu Hofrats eingeladen — hatte sich in die modernen Gaben eines Blumenarrangements für die Mutter und einer Konfektschachtel für die Tochter aufgelöst, der nebenbei — oder nicht



nebenbei, wie man es auffassen will — Alois Hedler noch sich selbst mit Herz und Hand am Weihnachtsabend anzubieten beschlossen hatte.

Unsere Gaben sollten, wie wir fein und taktvoll ersonnen hatten, erst in spätester Abendstunde in das hofrätliche Haus gebracht werden, um nicht so augenfällig als Revanche für die Einladung in Erscheinung zu treten.



Der einzige, der bei der Schenkerei leer ausgehen mußte, war der alte Herr selber. Er freute sich nur über Raritäten und Kuriositäten, und ich gab davon nichts her. Einen kleinen Zinnkrug mit hübschen, eingekratzten Verzierungen hatte ich Hedler auf sein unaufhörliches Drängeln und Bitten schon für den Schwiegervater in spe überlassen wollen, aber im letzten Moment brach mir das Herz, ich riß ihm das Kännchen wieder aus der Hand und stellte es mit einem tiefen, tiefen Aufseufzen der Erleichterung an seinen alten Platz, ohne dem vorwurfsvollen Blick meines guten Alois irgendwelche Beachtung zu schenken. Wir trabten denn zur angegebenen Zeit in das befreundete Haus, wo die Bescherung schon stattgehabt hatte.

Der Alte hatte allerlei Nettes bekommen, einen Stuhl, dessen Seitenlehnen von Schwänen gebildet waren, in Weiß und Gold, und auf den sich an dem Abend niemand setzen durfte, da er dazu dem glücklichen Besitzer zu schön war, ein halbrundes Tischchen und einen Samowar aus der Empirezeit; als Haupt- und Mittelstück der Bescherung aber eine ganz entzückende kleine Rokokotasse, fein und durchsichtig wie ein Lilienblatt, mit hochgeschwungenem Goldhenkel und einem feingemalten tanzenden Pärchen in Puderperücken und Stöckelschuhen.

Ich stand mit meinem alten Gönner vor seinem Tisch und betrachtete, bewunderte und beneidete so recht warm und wortreich — erstens aus Überzeugung und dann, damit mein Alois im Schatten des Tannenbaums seine Kurmacherei und eventuelle Werbung ohne Störung in Szene setzen konnte. Suche sich mal einer solchen Freund! füge ich heut noch mit Stolz hinzu. Nicht genug mit dieser Rolle, spielte ich auf das stürmische Flehen meines Kumpans auch noch mit viel Verständnis den Freiwerber. Ich klopfte so ein bißchen auf den Busch, um zu erfahren, wie der Alte sich wohl benehmen und verhalten dürfte, wenn die Bombe vorschriftsmäßig geplatzt war.

Aber da schien wenig Hoffnung für meinen armen Hedler zu sein.

„Mag ja sein — mag ja alles sein!" brummte der Hofrat als Erwiderung auf meine schwungvolle und begeisterte Lobrede, „aber der Mensch hat nun gerade für das, was mir Spaß macht, so gar kein Verständnis, und

das verleidet ihn mir von Grund aus! Ja, wenn Sie es wären, lieber Freund!"

Ich lachte hell auf.

„Ja, verehrter Herr Hofrat," sagte ich, „dem stünden nun leider zwei nicht unbeträchtliche Hindernisse im Wege! Erstens macht sich Ihr Fräulein Tochter nichts aus mir — und zweitens macht sie sich etwas aus meinem besten Freunde. Das wäre doch ein schlechter Untergrund für den Bau eines häuslichen Wohlbefindens."

Der Alte lachte wider Willen — dann zuckte er die Achseln.

„Nein, nein," sagte er, „Sie können mir glauben, das gäbe nichts! Lassen wir die Sache — er wird sich ja auch trösten! Wer kann denn alles haben, was er sich wünscht? Sehen Sie mich an — wie lange möchte ich schon das Gegenstück zu meiner Vase haben und kriege es auch nicht — das geht nun manchmal so im Leben. Und nun hören Sie auf, verderben Sie mir den Abend nicht mit der Geschichte!"

Und er trat wieder zu seinem Tisch und „spielte" mit seinen Geschenken, wie ein Kind — von sechzig Jahren. Ich bin aber heut noch überzeugt, daß die Herzensangelegenheit der beiden, wie Väter nun einmal sind, in der festlichen Weihnachtsstimmung doch sofort zum Klappen gekommen wäre, wenn nicht der boshafte, niederträchtige Zufall meinem armen Freunde einen solchen Streich gespielt hätte.



Er trat, nachdem er sich mit den Damen sehr deutlich und erfolgreich ausgesprochen hatte, wie ich seinen tiefbewegten Zügen auf zwei Meter Entfernung an der Nasenspitze ansah, zum Weihnachtstisch des alten Herrn, um das Terrain ein bißchen zu sondieren. Er zwang sich ein völlig verständnisloses: „Prächtig — reizend — allerliebst" nach dem anderen ab, er nahm das Täßchen bewundernd in die Hand, vom Besitzer mit Argusaugen dabei verfolgt. In dem Moment trat unseligerweise Beate zu der Gruppe, und vor Schreck und Liebe stieß der tief zu beklagende Freier mit dem Täßchen gegen die gerade aufgehende Tür — der zierliche Henkel brach ab.

Na, wer auch nur das Geringste von den Gefühlen eines Sammlers versteht, der wird sich den Alten in dem Augenblick zum Greifen deutlich vorstellen können. Ich glaube, er hätte seinen Gast am liebsten in Stücke zerrissen, er weinte fast vor Wut, und ich konnte es ihm nachfühlen.

Der Weihnachtsabend traf alle Anstalten, recht vergnüglich zu werden. Beate bekam erst einen roten Kopf, dann rote Augen, da sie sich an ihren zehn Fingerlein abklavieren konnte, um wie viel Stufen ihr geschickter Verehrer durch sein Meisterstück in der Gunst des Vaters mußte gestiegen sein. Die Mutter blickte, wie Zappelphilipps Mama, stumm auf dem ganzen Tisch herum. Alois Hedler saß, von seiner Blamage zu Brei zerrieben, ganz geknickt und in sich hineinbrütend da, und ich machte gequälte, muntere Konversation, die keiner auch nur mit dem Schatten eines Lächelns quittierte, daher ich mich auch recht gelähmt fühlte. Der alte Herr nun gar! Der saß nur da und paßte die Stückchen seines Tassenhenkels aneinander, dazwischen schoß er wahre Giftblicke auf meinen beklagenswerten Freund, den er so ersichtlich ins Pfefferland wünschte, daß es gar keines Kommentars bedurfte. Da er sich unfähig zu fühlen schien, sich im Augenblick parlamentarischer Ausdrücke zu bedienen, so sprach er gar nicht mit Alois — der war Luft für ihn! — und fing nur endlich, von uns in listigen Schlangenwendungen von dem schrecklichen Tassenthema abgelenkt und auf sein Lieblingsobjekt, die Vase, gebracht, wieder davon zu reden an.

„Ja, wie ich neulich schon sagte — wer mir eine Vase brächte — grade die gleiche! Königsblauen Grund im Medaillon und diese wunderbaren Rosen darauf — dem könnte ich nichts abschlagen — einfach nichts!" wiederholte er und sah wehmütig zur Stubendecke empor.

Alles schwieg.

In dem Moment — zu meiner Rechtfertigung sei es gesagt: erst in dem Moment! — schoß mir ein blitzartiger, funkelnder, frecher Gedanke durch den Kopf. Und wie es so im Leben geht — dem Guten, Ehrbaren, Vernünftigen und Braven, dem rollen bei seiner Ausführung tausend Steine und Steinchen in den Weg und in die Quere, aber das Böse, das Tolle, das geradezu unglaublich und unheimlich Unverschämte, für das findet sich immer ein kleiner Dämon, der es kichernd mit der Fingerspitze vorwärts schiebt und durch ein zufälliges Zusammentreffen dafür sorgt, daß der Ausübende nicht zur Besinnung und nicht zur Reue gelangen kann.

Dieser Dämon, der wohl auch in fideler Weihnachtslaune sein mochte, zog gerade da, in diesem für mich hochkritischen Moment, die Flurklingel — und ich, mit dem vom Augenblick eingegebenen und eingeblasenen Ruf: „Da kommen unsere

„Geschenke!" stob und flog zur Tür hinaus. Auf einem Umweg raste ich in die Stube des Geheimrates, riß die Vase von ihrem erhöhten Standort, wickelte sie mit Gewandtheit in ein großes Stück Seidenpapier ein, das mir gerade von irgend einer Geschenkumhüllung in den Weg kam, und trat, Blumenkorb und Konfektschachtel in einer, die eingewickelte Vase in der anderen Hand, ins Weihnachtszimmer zurück.

„Na, Alois, da bringe dein Geschenk an!" sagte ich so recht väterlich beglückend zu meinem Freunde — und drückte ihm, der mich in vollkommenster Ahnungslosigkeit anstarrte, das Ding in die Hand.

Er fand nur noch Zeit, mir zuzuraunen: „Wem?" und ich zurück: „Ihm!" Dann hatte der alte Herr sein Päckchen in Empfang genommen.

Er wickelte es vorsichtig aus, erblickte das vermeintliche Gegenstück zu seiner Vase und stieß einen Freudenschrei aus, der mir argem Sünder wie ein Stich durchs Herz ging. Dann schloß er Alois sofort in die Arme und schob ihn zur Tochter hin, die ja auf eine offizielle Verlobung genügend vorbereitet war — „Na, meinetwegen — tun Sie, was Sie wollen!"

Das Gesicht, das mein guter Hedler machte, war zum **Malen** — einfach zum Malen!

Das dumme, verblüffte, grenzenlose und verständnislose Erstaunen hätte nicht besser personifiziert und symbolisiert werden können als durch ihn. — Aber mein energisches „Na, vorwärts!" brachte die Angelegenheit in aller Geschwindigkeit ins erwünschte Fahrwasser und in Ordnung. Ein Jubeln, Schluchzen, Umarmen und Segnen entspann sich unter dem Weihnachtsbaum, das mir, neben allem gerechten Stolz als Freuden- und Glücksspender, doch ein recht fatales Gefühl in der Magengegend aufkommen ließ.



Der alte Herr machte seinen väterlichen Segen ziemlich rasch ab — er rannte sofort wieder zu seiner Vase zurück, beäugte und begutachtete sie und rief dazwischen immer wieder dem armen verblüfften Alois zu: „Mensch, wo haben Sie das Ding bloß aufgetrieben?" so daß ich diesem mit einem pfiffig blinzelnden: „Ja, ja, Herr Hofrat, wir haben so unsere Quellen!" zu Hilfe kommen mußte.

Aber nun begann für mich eine qualvolle halbe Stunde, in der ich, nach der waltenden Gerechtigkeit der Weltgeschichte, alle Martern eines moralisch Gefolterten zu durchleben bestimmt war.

Denn der alte Hofrat, was ja das Natürlichste von der Welt war, rief nach wenigen Minuten froh und glückselig: „Nun muß ich aber die beiden Vasen nebeneinanderstellen — das wird ein Weihnachtstisch, der sich sehen lassen kann! Kommen Sie, kommen Sie," rief er mir zu, „wir holen die andere Vase aus meiner Stube!"

In dieser Stube — gesegnet sei die Sparsamkeit der Hausfrau — war es dunkel. Ich, statt der Weisung des Hausherrn zu folgen: „Nehmen Sie die Lampe und leuchten Sie uns!" ergriff einen Wachsstock, trug ihn vorsichtig und feierlich vor dem Alten her bis über die Schwelle, und als der Vasenbesitzer mir dicht auf den Fersen war, nieste ich so naturgetreu, kräftig und donnernd, daß ich das Licht einfach ausnieste.

„Bleiben Sie, Herr Hofrat, bleiben Sie," rief ich dem etwas verdrießlichen alten Herrn zu, „ich hole Streichhölzer und bin im Augenblick wieder da!"

Und nun raste ich durch die ganze Wohnung, wo ich ein Schächtelchen Streichhölzer sah, steckte ich es eilends zu mir — die Tasche schwoll mir schon bis zum Platzen auf davon. Ich jagte durchs Weihnachtszimmer und pustete im Vorbeigehen wie ein moderner Äolus die Lampen aus. „So ist es viel stimmungsvoller!" rief ich mit erzwungener Schalkhaftigkeit, als Schwiegermutter und Brautpaar, statt in strahlender Helle, plötzlich beim Schein der schon etwas heruntergebrannten Wachslichter im grünen Tannendämmer saßen.

Nun war aber inzwischen dem Geheimrat die Zeit lang geworden, er begann auch seinerseits eine Treibjagd auf Streichhölzer durch das Quartier. Ich immer voraus, mit Argusaugen spähend. Sogar in der Küche fanden sich keine vor; aber was half das alles — wie lange konnte es noch dauern, und mein abscheulicher Schwindel mußte an das Tageslicht oder besser Lampenlicht kommen. Im Dunkeln wollte der alte Hofrat nicht nach seiner Vase fühlen, aus Besorgnis, sie herunterzuwerfen, wir kamen wieder wie die wilde Jagd in die Weihnachtsstube zurück, und er rief in heller Wut: „Aber hat denn kein Mensch Streichhölzer — was ist das heute für eine verwünschte Wirtschaft?"

Hopp! springt mein unglückseliger Alois in begreiflichem Diensteifer als funkelnagelneuer Schwiegersohn in die Höhe, zieht ein Streichholzbüchschen aus der Tasche — und nun war **alles** zu Ende! Der Alte zündete ein Licht an, und triumphierend zog er vor mir her durch die dunkelen Zimmer. Jetzt waren wir an der Tür des verhängnisvollen Zimmers angelangt, jetzt **mußte** der fürchterliche Augenblick der Entlarvung rettungslos eintreten: da — bautz — fahre ich als Opfer der Verhältnisse und meines eigenen Verbrechens mit dem Kopf gegen den Türpfosten, stoße einen äußerst naturgetreuen Weheschrei aus und taumele dem Geheimrat in die Arme. Der leitete mich mit beschämender, zärtlicher Besorgnis ins Weihnachtszimmer zurück und führte mich aufs Sofa, in dessen Kissen ich mit dem einzigen klaren Gedanken zurückfiel: Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Die mit meiner werten Person angestellte teilnehmende, angsterfüllte, durch Alois Hedler sogar sach- und fachkundige ärztliche Untersuchung — das Anbieten von Salmiakgeist, von kalten Kompressen und stärkenden Tropfen — hätte mich, wenn mein Gewissen nicht so hundeschlecht und schuldbeladen gewesen wäre, königlich amüsieren müssen; aber so lag ich, möglichst leidend und eine nach außen nicht merkbare Gehirnerschütterung naturgetreu darstellend, in einer Ecke, während die unbequeme Frage: Ja, was wird aber nun? derartig in meinem Schädel herumwirbelte, daß wirklich eine Gehirnerschütterung hätte daraus folgen können.

Da half mir der Zufall noch einmal aus der Klemme, wenn auch nur für eine Minute, die ich aber als Mann von Genie und Tatkraft sofort auszunutzen verstand. Der Alte, dem die Teilnahme an meinem Weh nun schon langweilig wurde, schlich wieder zu seinem Weihnachtstisch, hob die Vase bewundernd in die Höhe und sagte, meine Bewußtlosigkeit im Augenblick vergessend: „Na, die ist mir doch fast so lieb wie Ihr Apostelkrug, so schön der auch ist!“ Da stand ich mit erstaunlicher Plötzlichkeit wieder auf den Füßen, erklärte mein Schwindelgefühl für überwunden und wußte, was ich für den schlimmsten Fall zu tun hatte. Es war bitter — aber es mußte sein! Ich hatte es nicht besser verdient und mußte eben für fremdes Glück ein Opfer bringen! Nemesis! —



Inzwischen hatte der Alte wieder Licht gemacht und ging mit den unheilvollen Worten, die mir wie Donner ins schuldige Ohr tönten: „Nun wird aber die zweite Vase geholt!“ in sein Zimmer.

Ich lauschte — jeder denkende Mensch wird sich vorstellen können, mit welchen Empfindungen! — Jetzt — jetzt mußte er drin sein — jetzt fand er das leere Brett — und mit mathematischer Genauigkeit brach das Getöse aufs furchtbarste los. Mit fliegenden Rockzipfeln und rollenden Augen flog der Betrogene ins Zimmer zu uns zurück, und Beschuldigungen über Beschuldigungen, Schmähworte wie „heillosester, frechster Schwindel“, durch den sich Alois Hedler seine Rechte als Schwiegersohn und Bräutigam erschlichen habe, hagelten auf meinen armen Freund hernieder, der zum zweiten Male an diesem denkwürdigen Abend genötigt war, sein albernstes Gesicht aufzusetzen. — Nun aber galt es, in die Bresche zu springen und Mannesmut zu zeigen. Ich sprang auf, ich beichtete mir alles vom Herzen herunter, ich überschrie den Alten, was keine Kleinigkeit gewesen sein dürfte, mit einem wiederholten: „Hedler hat nichts davon gewußt!“ Und als mein bisheriger Gönner nun mit großer Wut auf mich losfuhr, als sollte es mir ans Leben gehen, da duckte ich plötzlich unter wie ein Hase, sprang nach der Tür und war weg. Ich lief, rannte, flog, im Schneetreiben und in der Winterkälte, ohne Paletot, ohne Hut, atemlos, als wäre ich in Wirklichkeit ein gejagter Hase, nach meiner zum Glück nicht allzu fern gelegenen Wohnung. Dort — die Treppen hinauf — die Tür aufgeschlossen — Licht gemacht — meinen Apostelkrug — meinen — noch meinen! mit einem unaussprechlichen Schmerzgefühl von seinem erhöhten Postament genommen, und nun im Galopp wieder zu Hofrats zurück!

Ich fand die Familie noch verstört, verzankt, verweint unterm Lichterbaum und hatte gerade noch so viel Atem, um dem alten Herrn mit einem „Für die Vase!“ meinen Apostelkrug in die hastig entgegengestreckten Arme zu legen. Eine leise, leise Hoffnung, er würde meinen Großmut mit gebührender Rührung noch übertreffen und mein Angebinde zurückweisen, wurde durch sein sofortiges und erfreutes: „Na, das waren Sie mir auch zum mindesten schuldig!“ im Entstehen erdrosselt.

Nun, ich hatte einen hohen Preis für das Glück meines Freundes gezahlt! — ein Moment, der alten Sagen und belehrenden Kinderschriften nach recht erhebend sein soll, der mir aber einfach widerlich erschien und mich noch bis auf den heutigen Tag nicht hat ganz kühl bleiben lassen, wenn ich mir das leere Postamentchen ansah, auf dem der Apostelkrug gestanden hatte, und das ich noch nie in der glücklichen Lage war, mit einem des Vorgängers würdigen Nachfolger zu besetzen.

Und damit ist die Geschichte von der geheimnisvollen Kiste und Weihnachtssendung erledigt und erklärt! schloß der Hausvater lachend seine Erzählung. „Mein alter Freund, der Hofrat, hat sich, dem Brauche der Natur gemäß, zu seinen Vätern versammelt — das weiß ich — ohne besondere Benachrichtigung — denn bei seinen Lebzeiten hätte ich den Krug nimmermehr wieder bekommen. Alois Hedler und seine Frau haben meine für sie so erfreuliche Schandtat nicht vergessen — wir haben uns freilich seit Jahren aus den Augen verloren — ich wußte nicht mal, wo sie der Wind hinverschlagen hat. Aber da das Paar die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr seines damaligen Verlobungs- und Weihnachtsfestes so fidel begeht, so darf man wohl annehmen, daß sie glücklich und zufrieden miteinander geworden sind. — Und daß ich meinen Apostelkrug wieder habe, ist mir doch ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Gerechtigkeit der Weltgeschichte kein leerer Wahn ist — denn im Grunde habe ich es doch mit meiner Unverschämtheit sehr gut gemeint. Ich rate aber doch niemand, es mir nachzumachen — es kann auch einmal schlecht ablaufen!



Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Über elektrische Fernphotographie.

Der erste Eindruck, den die meisten bei den Nachrichten über die ersten gelungenen telegraphischen Übertragungen von Photographien gehabt haben, war der Zweifel an der Wahrheit jener Nachrichten. Und doch ist der Gedanke, Bilder zu telegraphieren, nicht neu, ja, man konnte schon Handschriften telegraphieren, bevor das Telephon erfunden war. Nach Entdeckung der merkwürdigen Eigenschaft des Selens, unter der Einwirkung des Lichts dem elektrischen Strom einen geringeren Widerstand entgegenzusetzen als im Dunkeln, sind schon die mannigfachsten Versuche gemacht worden, diese Eigenschaft des Selens zu fernphotographischen Methoden zu benutzen, ja, es hat sogar nicht an Vorschlägen gefehlt, wie man das elektrische Fernsehen erreichen könnte. Aber von den Vorschlägen zu der Ausführung ist in der Technik gewöhnlich ein recht weiter Weg: wenn auch eine Methode im Prinzip sehr geistvoll ersonnen ist, können geringe Details ihre Ausführung hinfällig machen, so daß oft die Überwindung dieser scheinbaren Details eine ganz neue Methode, ganz neue Erfindergedanken fordert. In der elektrischen Fernphotographie ist nun der Zeitpunkt gekommen, in dem

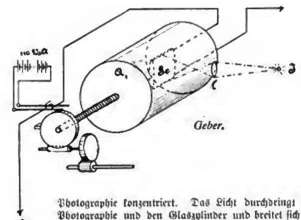
die Frage der praktischen Ausführbarkeit endgültig positiv beantwortet ist, und man weiß an allen fachmännischen Stellen, daß es möglich ist, ein Porträt mit einer für die meisten Zwecke ausreichenden Schärfe in etwa 10 Minuten über Fernleitungen zu übertragen, die nach Tausenden von Kilometern zählen können. Die Einführung der elektrischen Fernphotographie hängt jetzt nicht mehr von der Frage der technischen Ausführbarkeit, sondern von den möglichen Nutzanwendungen der Methode ab.

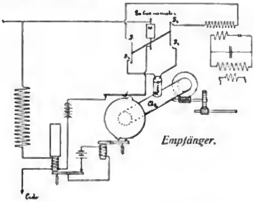


Eine übertragene Photographie.

Das Prinzip der Methode ist den Lesern der „Gartenlaube" bereits mehrfach auseinandergesetzt worden, als es gerade möglich war, mit Hilfe primitiver Apparate einfache Figuren zu telegraphieren. Das gleiche Prinzip ist bei den nunmehr verbesserten Apparaten im wesentlichen beibehalten worden.

Wir haben zwei Apparate zu unterscheiden: den Gebeapparat an der Station, an der die Originalphotographie gegeben ist, und den Empfangsapparat, an dem die Photographie reproduziert werden soll. Beide Stationen sind durch einen leitenden Draht (die Linie) verbunden, der mehrere tausend Kilometer lang sein kann. Im Geber wird die zu übertragende Photographie als durchsichtiger Film auf einen Glaszylinder Q_1 aufgewickelt und das Licht einer Nernstlampe J mit Hilfe einer Sammellinse l auf einen kleinen Baustein der Photographie konzentriert. Das Licht durchdringt die Photographie und den Glaszylinder und breitet sich im Innern des Zylinders auf einer sogenannten Selenzelle, einem Selenpräparate, aus. Je heller das auf die Selenzelle fallende Licht, je heller also die von dem Lichtbündel durchdrungene Stelle der Photographie ist, um so weniger Widerstand wird die Selenzelle einem sie durchfließenden elektrischen Strome entgegensetzen, und wenn man den Strom einer konstanten Batterie durch die Zelle zum Empfangsapparat leitet, so wird dieser Strom je nach der Helligkeit jenes Bausteines der Photographie stärker oder schwächer sein. Der Glaszylinder wird durch einen Motor in gleichmäßige Drehung um seine Achse versetzt und verschiebt sich infolge eines Schraubengewindes auf der Achse bei jeder Umdrehung ein klein wenig in der Richtung der Achse, so daß allmählich alle Bausteine der Photographie zwischen Lichtquelle und Selenzelle vorbeigezogen werden können.

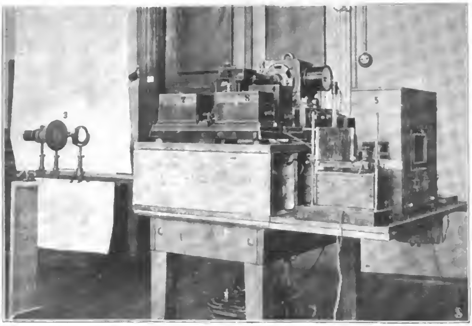




Im Empfangsapparate wird der Film, auf dem die Photographie reproduziert werden soll, auf einen Zylinder Q_2 aufgewickelt, und es wird von einer leuchtenden Röhre durch eine feine Öffnung ein ganz kleiner Teil des Films beleuchtet. Wenn sich der Zylinder an der feinen Öffnung genau in der gleichen Weise (synchron) vorbeibewegt, wie der Zylinder im Geber zwischen Lichtquelle und Selenzelle, und wenn die Röhre entsprechend den Intensitäten der vom Geber kommenden Ströme heller oder weniger hell aufleuchtet, so muß offenbar die Originalphotographie auf dem Film im Empfänger reproduziert werden.

Wie die beiden Zylinder im Geber und Empfänger in synchronem Gang erhalten werden, darauf wollen wir hier nicht eingehen, dagegen wollen wir ein wenig auf die Art und Weise eingehen, in der das Leuchten der Röhre durch die vom Geber kommenden Ströme geregelt wird, da in dieser Einrichtung im wesentlichen das Gelingen der fernphotographischen Versuche begründet ist. Die Röhre, eine Glasröhre, aus der die Luft bis zu einer gewissen Verdünnung ausgepumpt ist, wird durch hochgespannte Wechselströme, sogenannte Teslaströme, zum Leuchten gebracht; die vom Geber kommenden Ströme drehen den Zeiger eines sogenannten Galvanometers w, und zwar sind die Drehungen dieses Zeigers den Stromstärken der vom Geber kommenden Ströme entsprechend. Je mehr der Zeiger gedreht wird, um so größere Widerstände P_1 P_2 P_3 P_4 werden in die Leitungen der hochgespannten Ströme eingeschaltet, welche die Röhre zum Leuchten bringen. Die Röhre leuchtet daher entsprechend den Stromstärken der vom Geber kommenden Ströme verschieden hell auf.

Es konnten hier natürlich die Apparate nur in ihren wichtigsten Teilen beschrieben werden, in bezug auf weitere Einzelheiten muß auf meine kürzlich erschienene Broschüre: „Über elektrische Fernphotographie und Ähnliches" verwiesen werden.



Ansicht eines Apparates, der sowohl als Geber wie auch als Empfänger dienen kann.

Prof. Dr. A. Korn.

Blätter und Blüten

Patmos. Vielen von uns ist das ein unverständliches Wort, kein Begriff, für andere aber, für arme, schwache, kranke Kinder, ist's eine süße Hoffnung, deren Verwirklichung sie herbeisehnen. Denn „Patmos“ ist der Name des neuen Hauses, das in Bethel bei Bielefeld, dieser Stadt des Elends und der erbarmenden Liebe, der Schwäche und höchsten, herrlichsten Menschenkraft, kürzlich errichtet wurde. Es soll die Überfülle der epileptischen Kleinen aufnehmen, die im alten Hause nicht mehr Platz finden. Aber noch dürfen sie nicht einziehen in diese Heimat, die ihr kurzes, schmerzenreiches Leben umschließen soll, noch fehlt es an Geld, die Bauschulden zu tilgen, an Frauenhänden, die sich der Pflege jener armen Kinder annehmen möchten. Weihnachten ist nahe. Das Fest der Liebe, das Fest der Kinder, das alte Herzen jung, verbitterte weich macht. Wir bitten für jene Kleinen, die das Licht der Liebe mehr denn gesunde Kinder brauchen. Wir bitten um Geld, wir bitten um hilfsbereite Hände. Sechzig Frauen und Mädchen fehlen in Bethel, in den gewaltigen Anstalten werktätiger Liebe, die aus dem Nichts entstanden sind und so vielen zum Segen, zur Rettung, zur Heimat wurden — ist nicht manch eine unter unseren Leserinnen, die sich nach einem an Arbeit und Freude reichen Leben sehnt, die den Versuch machen möchte, ihre Kraft in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen? Und wer nicht selbst gehen kann, wen Pflicht und Beruf, Neigungen und Interessen gefesselt halten, der gebe sein Scherflein in barem Geld, um fremde Kräfte besolden zu lassen. — Pastor von Bodelschwingh, der Schöpfer all dieser großartigen Kranken-, Rettungs- und Siechenhäuser, ist dankbar für jede kleine Gabe, für jede Hilfe, wie sie auch heißen mag.

Flaschenpost. Ist ein Schiff auf See in Gefahr, dann wirft man eine gutverschlossene Flasche oder Büchse, in der sich eine Nachricht von den letzten Schicksalen der Besatzung befindet, ins Meer. Solche Flaschenposten kommen oft erst nach langer Zeit durch die Meeresströmung irgendwo ans Land, und die Seeämter zahlen dem Finder eine Belohnung aus. Bisher nahm man stets an, die Erfindung dieses Verkehrsmittels sei jüngeren Datums. Doch schon in den Tagebüchern des Kolumbus finden wir hiervon eine Nachricht. Als der große Seefahrer, auf der Rückreise von seiner glücklichen Entdeckung, in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1493 einen schweren Sturm zu bestehen hatte, glaubte er, die letzte Stunde seines kleinen Schiffes sei gekommen. Er verschloß darum eine kurze aber genaue Nachricht des Entdeckungsweges in ein kleines Faß und warf dies über Bord. Diese erste Flaschenpost kam nie an, wohl aber der kühne Seefahrer. Wären beide verschollen geblieben, wer weiß, ob sobald wieder einer den Wagemut besessen hätte, die kühne Fahrt zu unternehmen.



From Stereograph copyright by Underwood and Underwood, London & New York.

Klosterschüler am Irawadi in Birma.

Klosterschüler am Irawadi. (Zu dem Bilde auf dieser Seite.) Birma ist ein gesegnetes Land. In früheren Zeiten wurden hier große Schätze aufgehäuft, und heute noch stecken in den Tempeltürmen der Hauptstadt Mandalai am Irawadi faustgroße Rubinen und Smaragde. Die Zeiten der Selbstherrlichkeit sind allerdings vorüber, und Birma ist nur noch eine aufstrebende Provinz von Britisch-Ostindien. Trotz des steigenden Handelsverkehrs und der Eisenbahnen, die vom Rangun tief ins Innere des Landes führen, halten aber die Birmanen an ihren alten Sitten und sind in der überwiegenden Mehrzahl treu dem Buddhismus ergeben. Hier gibt es Tempel ohne Zahl und Klöster ohne Ende, und die Zahl der Priester mag Hunderttausende betragen. Diese Mönche, die mit kahlrasierten Köpfen, in einem aus Flicken zusammengenähten togaartigen Gewande einhergehen, müssen zwar Armut und Keuschheit geloben und ihr Leben nach fünfhundert Regeln des Ordens einrichten, aber ihr Dienst im Tempel ist nicht schwer, arbeiten dürfen sie nicht, sondern müssen alles zum Lebensunterhalt Nötige erbetteln; aber das fällt ihnen leicht, weil das Volk gegen sie äußerst freigebig ist. Alle diese Verpflichtungen können sie unmöglich schwer empfinden, weil sie jeden Augenblick aus dem Kloster austreten dürfen. In mancher Hinsicht erweisen sie sich nützlich; sie pflegen allerlei alte und kranke Tiere, vom Krokodil bis zum Elefanten, die ihnen in den Klosterhof gebracht werden, und sie erteilen den birmanischen Knaben Schulunterricht. Es ist dortzulande Sitte, daß jeder Knabe wenigstens einige Jahre lang eine Klosterschule besucht. Er zieht zu diesem Zweck in das Kloster selbst, das meist in einem Garten, in der Nähe der eigenartig gebauten Tempel, vor der Stadt liegt. Hier erfolgt der Unterricht zumeist im Freien, also in einer Art, die uns jetzt erstrebenswert erscheint. Auch von einer Überbürdung ist keine Rede, mit schriftlichen Arbeiten verdirbt man sich nicht die Augen. Überhaupt herrscht nur ein mündliches Verfahren. Wie in einem Kloster nicht anders zu erwarten ist, bildet der Religionsunterricht, die Einführung in die Lehren Buddhas die Hauptsache; dabei wird auch die Palisprache, in der die heutigen Bücher geschrieben sind, gelehrt. Manche Knaben erweisen sich recht strebsam, sie machen gute Fortschritte und bleiben im Kloster ihr Leben lang; aus ihnen gehen die höchsten Priester, „die Verteidiger des Glaubens“ hervor. Die große Mehrheit kehrt natürlich nach Hause zurück, um die profanen Gewerke ihrer Väter auszuüben. Die Schule hat aber auf sie gut eingewirkt, denn sie wurden in ihr zu rechtschaffenem Lebenswandel, zur Achtung ihrer Eltern und zum Gehorsam gegen die Gesetze ermahnt.

Karpfen auf der Reise. Das Verpflanzen von Nutzpflanzen und -Tieren aus ihrer Heimat in fremde Gebiete geschieht im Verhältnis seltener als früher, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß sowohl Pflanzen wie Tiere an dem neuen Wohnort völlig versagen. Andere wieder verändern ihre Natur und werden wertlos, und noch andere entwickeln sich in der neuen Heimat so stark, daß ihre Vermehrung zur Plage wird. Gerade dafür liegen Beispiele aus neuerer Zeit vor. Es

sei nur an die Kaninchen in Australien, an die Sperlinge in Nordamerika erinnert. Auch für die entgegengesetzte Beobachtung liegen Erfahrungen aus neuerer Zeit vor. So ist unsere herrliche Bachforelle in Nordamerika zu einem unansehnlichen Fisch entartet, der sogar seine schöne Färbung verloren hat. Andere Fische wie z. B. der Karpfen, dessen Heimat das Schwarze Meer ist, gedeihen überall, wohin sie auch verpflanzt werden. Nun hatte sich im vorigen Frühjahr Professor Matsubara, der Vorsteher des kaiserlich japanischen Fischereiinstituts in Tokio, an Professor Dr. Hofer, den Leiter der Kgl. Bayerischen Versuchsstation in München, gewendet, um durch dessen Vermittlung Leder- und Spiegelkarpfen, die in Japan fehlen, dort einzuführen. Der Kustos der zoologischen Sammlung in München, Dr. Doflein, der damals gerade eine Forschungsreise nach dem Japanischen Meer antrat, erklärte sich bereit, eine Kanne mit 40 Karpfen sowie 20 Edelkrebse, die auch in Japan fehlen, mitzunehmen. Die Krebse gingen leider sehr bald unterwegs zugrunde. Von den Karpfen, die der schnellwüchsigen aischgründer Rasse angehören, trafen 7 Stück nach mehr als zweimonatiger Reise lebend in Japan ein. Wie Professor Matsubara jetzt mitteilt, befinden sich die Fische, die in einen Teich eingesetzt sind, wohl und munter.



Nachtgesindel.

Die kalifornische Wüste. (Zu dem untenstehenden Bilde.) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts brachten Jäger und Missionare die Kunde von den wüsten Strecken im fernen Westen Nordamerikas. Das weite Gebiet westlich vom Missouri bis zur Sierra Newada Kaliforniens nannte man damals die große amerikanische Wüste. Nähere Erforschung des Landes ließ aber bald erkennen, daß die Wüste hier nicht wie in der Sahara oder Gobi zur Alleinherrschaft gelangen konnte. Auf der weiten Hochebene erheben sich zahlreiche Gebirgszüge, die grüne Oasen bilden und auch dem Lande an ihren Füßen belebende Feuchtigkeit spenden. So zerfiel auf den Landkarten The Great Amerikan Desert in eine Anzahl kleinerer Wüsten, unter denen die Gilawüste, die Kolorado- und Mohowawüste die wichtigsten sind. Durch diese öden Gebiete hat man in neuerer Zeit Schienenstränge gelegt, und hier und dort ist in ihnen eine Niederlassung entstanden, in der man die mineralischen Produkte des wüsten Bodens, namentlich Kochsalz gewinnt. Einen gelungenen Anblick der oberen Wüste vermittelt unsere Abbildung nach einer photographischen Aufnahme. Kein Baum, kein Strauch belebt die Landschaft. Der Tonboden, bedeckt mit Salzkrusten, erscheint wie die erstarrte Fläche einer leichtbewegten See; nur hier und dort fristet auf ihm ein Büschel dürrer Salzpflanzen ein kümmerliches Dasein.

Eigenartig nimmt sich in dieser Umgebung die einsame Menschengestalt aus, die der Photograph als Staffage hingestellt hat. Unter der sonnendurchglühten Wolkenbank tauchen aber am Horizonte die fernen Berge von San Francisco auf. Dort nimmt die Wüste ein Ende, dort grünt ein fruchtbares Land, das durch Menschenfleiß in neuester Zeit in den schönsten Obst- und Gemüsegarten der Welt verwandelt wurde.



Die kalifornische Wüste.

Trocknen durch Frost. In unserer Nahrungsmittelindustrie spielt die Kälte eine wichtige Rolle. Zumeist wird sie zum Aufbewahren leicht verderblicher Waren benutzt. Ausnahmsweise auch zu anderen Zwecken, z. B. zur Bereitung von kondensiertem Wein. Man läßt den Wein gefrieren; die ersten Eisklumpen, die sich in ihm bilden, bestehen aus reinem Wasser; man fischt sie heraus und läßt den Wein nochmals leicht gefrieren, um aus ihm weitere Eisklumpen zu entfernen. So erhält man zuletzt einen Weinextrakt. Er ist haltbarer, läßt sich mit geringeren Unkosten versenden, und wenn man ihn trinken will, braucht man ihn nur mit entsprechender Menge Wasser zu verdünnen. In Frankreich sucht man diese Methode zu vervollkommnen in der Erwartung, daß sie bei Massenverpflegung sich bewähren werde. Eine andere, viel originellere Verwendung des Frostes ist in Japan üblich. Dort bereitet man Dörrkonserven mittels Kälte. Ein beliebtes Gericht ist dort Tofu, ein Eiweißkörper, der aus der Sojabohne bereitet wird. Sein Wassergehalt beträgt aber gegen 90 v. H.; darum hält sich die Masse nicht lange, sondern ist leicht der Fäulnis ausgesetzt und muß täglich frisch bereitet werden. Die Versuche, sie in Wärme zu trocknen und so haltbar zu machen, schlugen fehl, da sie in der Hitze lederhart und ungenießbar wird. Da nimmt man in Japan den Frost zu Hilfe. Man formt aus der Masse Tafeln, die man gefrieren läßt. Infolgedessen bilden sich darin zahlreiche Eisnadeln. Läßt man nun die Tafeln auftauen, so schmelzen die Nadeln, das Wasser tropft ab, und in der Masse bleiben zahllose Löcher zurück. Man wiederholt den Vorgang noch einmal und läßt dann die wasserarm und sehr porös gewordene Masse bei Zimmerwärme nachtrocknen. In wenigen Tagen ist das Dörren ohne Fäulnis erfolgt, und die Tafeln kommen als Koritofu, d. h. Frostsojabohne, in den Handel. Nach Mitteilungen von Professor Dr. O. Loew in Tokio an die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens wog in einem Versuche eine Tofutafel 119 Gramm; nachdem sie zweimal dem Frost ausgesetzt worden war und das Wasser abgewischt wurde, betrug ihr Gewicht nur noch 43 Gramm; in fünf Tagen trocknete sie bei Zimmertemperatur völlig aus und wog zuletzt nur 15 Gramm. In derselben Weise wird auch aus Mochi, einer kleisterartigen Masse aus Klebreis, Korimochi als Dörrkonserve bereitet. Auch in ihr lassen die Eisnadeln eine Menge Poren zurück; dadurch wird aber die Masse, ähnlich wie unser Brot, beim Aufgehen und Backen leichter verdaulich. Es handelt sich hier also gewissermaßen um ein Backen mit Frost. Verschiedene unserer Dörrkonserven, die durch Anwendung von Hitze bereitet werden, werden in unerwünschtem Maße zähe und lederhart. Sollte es sich nicht empfehlen, mit dem japanischen Mittel Versuche anzustellen? Allerdings bietet uns die Natur während der Dörrsaison keinen Frost; wir haben aber dafür Kältemaschinen. Der Fingerzeig dürfte für findige Köpfe genügen.



Taufkessel
in der Klosterkirche zu Schäßburg.
15. Jahrhundert.



Frühgotischer Abendmahlskelch
aus dem Kirchenschatz in Markt-Schelken.
14. Jahrhundert.

Kunstgeschichtliche Denkmäler in Siebenbürgen. (Zu den Bildern auf dieser Seite.) Den Freunden der Siebenbürger Sachsen im Deutschen Reiche ist es bekannt, wie dieses Kolonistenvolk unter den schwierigsten Verhältnissen seine Stammeseigenart bewahrt und Bildung und Gesittung mit Zähigkeit festgehalten hat. Trotzdem die Kräfte der Deutschen in jenem fernen Lande durch Kriegsnot und verheerende Seuchen, durch Bedrückungen und Heimsuchungen aller Art oft bis zum äußersten angespannt wurden, ist ihnen der Sinn für Schönheit und künstlerische Aufgaben nicht verloren gegangen. Alle Zweige des Kunstlebens haben sich durch acht Jahrhunderte der liebevollsten Pflege erfreut, und so ist im Laufe der Zeit ein großer Schatz an Kunstdenkmälern entstanden, der das Entzücken der Kenner bildet. Eigentümlich ist es nun, daß sich diese Kunst nicht als ein Ergebnis einer für sich alleinstehenden Entwicklung darstellt, sondern daß sie auf jedem einzelnen ihrer Gebiete in innigem Zusammenhange mit dem Mutterlande erscheint. Diese Tatsache findet ihre Erklärung in den regen Wechselbeziehungen, die von dort aus nicht nur in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in Handel und Gewerbe mit der alten Heimat unterhalten wurden. Hauptsächlich waren es die Goldschmiedegesellen, die zu ihrer weiteren Ausbildung und Vervollkommnung die Werkstätten Süddeutschlands aufsuchten. Daneben aber fand eine ganze Reihe von deutschen Künstlern den Weg nach Siebenbürgen, und gerade die hervorragendnen Werke sind Denkmäler ihrer Wirksamkeit. So hat der Nürnberger Meister Veit Stoß den herrlichen Schnitzaltar für die große Kirche in Mühlbach geschaffen, und zwei seiner Söhne haben sich sogar in Siebenbürgen niedergelassen und sind daselbst gestorben. Der Charakter der Kunst in diesem abgelegenen Stück Erde ist deutsch, orientalische Einflüsse lassen sich trotz der Nähe des Orients nicht nachweisen. Aus der Fülle der kunsthistorischen Altertümer führen wir zunächst den frühgotischen Abendmahlskelch aus dem Kirchenschatz der evangelischen Gemeinde A. B. in Markt-Schelken vor. Seine äußere Gestalt lehnt sich an die ältesten Formen dieses Kultgerätes an und verweist ihn besonders auch durch die ziselierten Greife auf seinem Fuße in das 14. Jahrhundert. Er ist aus Silber gefertigt und vergoldet. Gleicht er auch nicht den prächtig ausgestatteten Kelchen der späteren Zeit, so ist er eines der frühesten Zeugnisse der Goldschmiedekunst in Siebenbürgen und aus diesem Grunde von mehr als gewöhnlichem Interesse. Obgleich inmitten dieser Kulturgemeinschaft der Kunst durch die Kirche die meisten Aufträge zuteil wurden, so hat es doch auch von seiten der wohlhabenderen Kreise in den Städten an einer bewußten Kunstpflege nicht gefehlt. Einen Beweis dafür bietet der abgebildete Willkommenbecher aus dem 17. Jahrhundert, der durch die Tracht der Frau deutliche Anklänge an außersiebenbürgische Beeinflussung verrät. Das schöne Stück bildet einen Teil der im Baron von Brückenthalschen Museum in Hermannstadt befindlichen reichhaltigen Sammlung sächsischer Goldarbeiten. Zu hoher Vollendung ist schon frühzeitig das Gewerbe der Glockengießer gelangt, die sich gelegentlich auch mit der Herstellung von Taufkesseln befaßten. Welch großer Grad technischer Vollkommenheit gerade in dem Guß dieses kirchlichen Einrichtungsstückes erreicht wurde, läßt sich an dem hier wiedergegebenen Taufbecken in der Klosterkirche zu Schäßburg ermessen, das im Jahre 1411 aus der Werkstätte des Meisters Jakobus hervorgegangen ist. Erfreulich ist es, daß in den letzten Jahren die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Kunstaltertümer in Siebenbürgen von neuem in Angriff genommen wurde, und je weiter die Sichtung und Bewertung des künstlerischen Besitzstandes fortschreitet, um so mehr zeigt es sich, daß die Vergangenheit des Bruderstammes im Karpathenlande auch auf dem Gebiete der Kunstübung wirklich sehr viel Beachtenswertes geleistet hat.

Dr. Victor Roth.



Willkommenbecher
im Baron von Brückenthalschen Museum
zu Hermannstadt. 17. Jahrhundert.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. E. in Düsseldorf. Das preisgekrönte Moltkelied von A. de Nora ist, wie uns mitgeteilt wird, von dem Gießener Komponisten Wigand Gernhardt in Musik gesetzt worden.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

26. Doppelnummer 1905

Preis 12



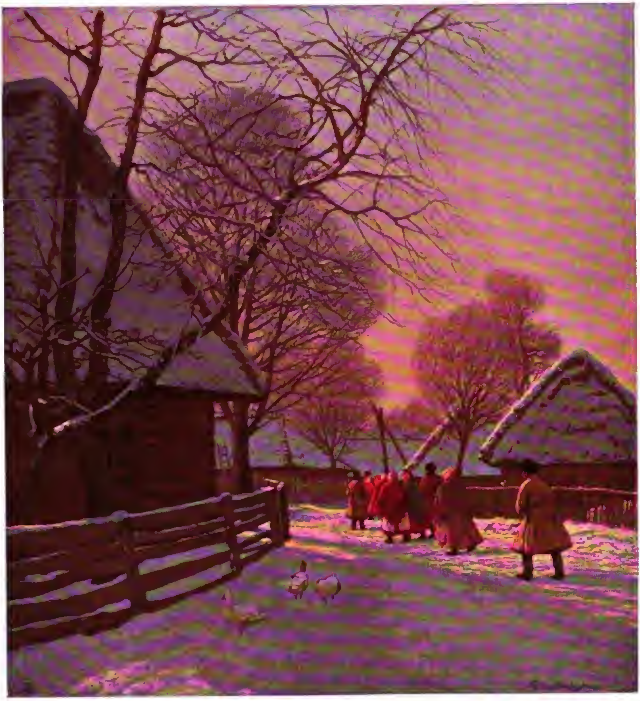
Die Gartenlaube

Inhalt der Doppelnummer:

Seite
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Ludwig Ganghofer. (17. Fortsetzung u. Schluß.) . . . . [illegible] u. 966
Schneewetter. Bild von Balestrini 961
In süßem Schlummer. Bild von F. Charderon 965
Mißglückte Verfolgung. Bild von J. Kranda . . . . 968 u. 969
Die Androiden von Jaquet Droz. Von Franz M. Feldhaus. (Mit Abbildungen.) 975
Josef Fouché. Ein politischer Abenteurer. Von Heinrich Bauer 976
„Der Klingelfahrer.“ Eine Knecht-Ruprecht-Geschichte von Max Ludwig . 979
Ein freundlicher Gruß. Bild von A. Schlegel 981
Silvesternacht. Gedicht von Maurice von Stern 985
Heimatklänge. Bild von J. Jaczak 989
In lebender Wohnung. Von M. Hauenberg. (Mit Abbildung.) 993
Hygiene in der Familie. Von Dr. med. Robert Thomalla 994
Neujahrsnacht in der Wüste. Bild von F. Perlberg 997
Die Frau Oberamtmann. Eine Kleinstadtgeschichte von Roelheld Weber . 998
Blätter und Blüten . . . . 983—984 u. 1002—1004
An unsere Leser!
Neue Bücher. — Für die Küche. Allerlei Winke für jung und alt. — Zur Kurzweil . . . . Beilage 1—4
Farbige Kunstbeilage 27: „Kirchgang in einem galizischen Dorfe.“ Von F. Kallmorgen.

Leipzig Königsstrasse 33
Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H.

HANNS ANKER



Kirchgang in einem galizischen Dorfe.
Gemälde von F. Kallmorgen.

Nr. 51 — Die Gartenlaube — 1905

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

(17. Fortsetzung.)

Von Ludwig Ganghofer.

Gegen zwei Uhr morgens traten der Weyerzisk und Adelwart aus dem kleinen Haus in den Garten. „Meister,“ flüsterte Adel, „gib mir nochmal die Hand auf alles!“ Weyerzisk reichte dem Buben die Hand. Der hielt diese Hand eine Weile schweigend umschlossen. „So komm!“ Die beiden gingen zur Gartentür. „Wenn drüben Licht ist im Haus, so wart eine Viertelstund! Nachher schlief durch die Heck und poch an das Fenster.“

Da sprang der Weyerzisk wie ein Irrsinniger gegen die Stauden hin und stampfte mit den Füßen unter keuchenden Flüchen auf den Rasen.

„Jesus! Was ist denn?“ fragte Adelwart.

„So eine Krot ist über den Weg gehupft.“

„Aber Mensch! Ist in der jetzigen Stund nichts anderes in deinem Verstand?“

Joser lachte. „Die findet keiner nimmer!“



Schneewetter.

Gemälde von E. Palestrini.

Das schwermütige Rauschen des Baches klang zusammen mit dem mißtönigen Liede, das der Südwind pfiff. Und manchmal, wenn der Schein des verhüllten Mondes einen halben Weg durch die dicht treibenden Wolken fand, dann huschte eine matte Helle durch die Finsternis des Tales hin, wie ein verheißendes Rätsel des Lichtes.

Die beiden traten aus dem Garten, und Adelwart spähte auf und nieder über den grauen Streif der Straße. Dann preßte er plötzlich die Fäuste vor die Augen. „Wär nur der Tag schon vorbei! Oder tät einer in mir das Denken auslöschen: was sie leiden muß, bis es wieder nächtet!"

Wieder lachte der Weyerzisk, ganz leise. „Denkst du an den Jochel? Da kannst du ohne Sorg sein! Droben im Stiftshof hab ich's von den Musketieren gehört, daß der Zwanzigeissen unpaß wär und morgen nicht amten könnt."

„Meister?" Das klang wie ein erstickter Jubelschrei. „Ist das wahr?"

„Dadrum verschwör ich meine Seel!"

„Dann ist alles gut!" Adel atmete auf. In jagenden Sprüngen rannte er über die Wiese und warf sich mit vorgestreckten Armen durch die Hecke. Im Zwinger fingen die Hunde zu lärmen an. Doch mit lockendem Laut machte der Jäger sie still. Dann huschte er ans Haus und pochte an ein Fenster. In der dunkeln Stube ein leises Geräusch. Und wieder pochte der Bub. „Wildmeister! Ich hätt ein Wörtl zu reden!"

Ein Fenster wurde aufgerissen. „Bub? Bist du das?"

„Ich bin's!"

„Allmächtiger! Ist was Ungutes mit meinen Kindern?"

„Die haben in der Mutter Bett geschlafen, wie ich fort bin von daheim. Und eins hat die Ärmlein um das ander gehabt."

„Gott sei Lob und Dank!"

In der Stube glomm ein trüber Lichtschein auf. Dann wurde an der Flurtür der Riegel zurückgestoßen. Und Adelwart trat in das Haus. Doch auf Peter Sterzingers Fragen gab er keine Antwort. Mit brennenden Augen sah er in der Stube umher. Und jedes Stücklein Hausrat war ihm wie ein erschütterndes, sein Herz überwältigendes Ding.

„Gelt? Ist dir auch die Nacht zu lang gewesen?" sagte Peter Sterzinger. „Dreimal hab ich mich schon gelegt. Und dreimal bin ich wieder aufgestanden."

Adel nickte. Und strich mit zärtlicher Hand über die Kante der Tischplatte hin, auf der die Arme der Jungfer Barbière geruht hatten, wer weiß wie oft. Dann setzte er sich auf die Bank und sprach mit ruhigen Worten: „Heut, am Morgen, da muß ich im Hällingeramt ansagen, was ich an Werkzeug, an Kraut und Zündschnuren brauch zum Salzschießen. Aber vor ich den Herren die Sach fürweisen soll, ist mir's drum, daß ich das Ding noch einmal proben möcht. Und da hab ich gemeint: gehst halt zum Wildmeister und fragst, ob du nicht eine Kapp voll trückenes Feinkraut haben kannst, und eine Armsläng Zündschnur. Nachher möcht ich das Ding vor Tag noch ein letztes Mal versuchen. Man ist gern sicher."

Dem Wildmeister stieg der heiße Ärger in den Hals. Und gallig sagte er: „Die Maddle hockt da droben, zwischen Unschuld und Feuer! Und mir ist die Seel und das Leben wie zerbröselt! Und da kommst du . . . und denkst an dein Salzschießen und Pulverschnöllen . . . und denkst, wie du's den gnädigen Herren recht machen kannst im Taglohn!"

Adel lächelte mit entstelltem Gesicht. „Wenn's Nacht ist, muß der Mensch halt denken, wie der Morgen weitergeht!"

„Brav, Bub!" Peter schnaufte schwer. „So hab ich mich noch nie verschaut! Hätt den Hirsch deiner redlichen Seel auf drei gute Zentner geschätzt. Und jetzt merk ich: es liegt ein windiger Spießer auf dem Wasen! Und merk, daß du einer von denen bist, die mit ihrer braven Ruh im Leben was fürwärts bringen! . . . Meintwegen! Mach halt dein fürsichtiges Probstückl! Das Feinkraut und die Zündschnuren kannst haben von mir! Aber nachher sagen wir einander Grüßgott! Und fertig." Er hob den Deckel einer eisenbeschlagenen Truhe und brachte aus ihrer Tiefe ein Bündel Luntenschnüre und eine mit Pulver gefüllte Blechkanne hervor. Von der Bank aufspringend, packte Adelwart dieses Zeug mit so hastigem Griff, daß ihn der Wildmeister betroffen ansah. „Bub . . .?" Da wurde ans Fenster gepocht. „Jesus," stammelte Peter, „wer ist denn da schon wieder?" Als er aufhorchte, erkannte er die Stimme da draußen. „Barmherziger! Das ist ja der Joser!" Während er zur Türe wollte, streifte er den Buben mit einem merkwürdigen Blick. Und die Stimme wurde ihm heiser. „Da kommt einer . . . bei dem, mein' ich, wird's fehlen mit der Ruh!"

Adel, das Luntenzeug und die Pulverkanne auf dem Arm, vertrat ihm den Weg. Es flammte heiß in seinen Augen, und seine Stimme war eine völlig andere geworden. „Wildmeister! . . . Wie ich noch ein Büblein gewesen, hat mir mein guter Pfarrherr einmal erzählt von einer heidnischen Königstochter, die man hat verbrennen wollen, bloß weil der richtige Wind nicht gegangen ist. Und da hat eine heidnische Götzin aus dem Himmel herausgelangt und hat die Königstochter zu sich hinaufgehoben ins Gewölk. Was eine heidnische Götzin kann, das muß unser christlicher Herrgott in Gnaden doch auch vermögen. Und wenn er in Güt herauslangen tät aus dem Himmel, und tät durch ein Wunder Eure Schwägerin aus den spanischen Schrauben . . . und tät sie fortheben, weit fort, aber wo ihr das Leben gut ist in Glück und Freuden . . . Wildmeister, was tätet Ihr dann sagen?"

Peter Sterzinger starrte den Buben an, dieses verstörte Gesicht, diese brennenden Augen. „Tausendmal Vergeltsgott tät ich sagen! Was denn sonst?"

„So will ich dem Weyerzisk die Haustür aufriegeln."

Der Wildmeister sah den Joser in die Stube treten, hörte ihn grüßen, ganz ruhig, und sah, wie er zum Tische ging und einen beschriebenen Bogen neben die flackernde Kerze legte. „Schau, Peter, da hab ich eine Schrift gemacht. Die schreibt dir Vollmacht zu über mein Haus. Denn morgen . . . oder ich weiß nicht, wann . . . . weißt, wenn sich's halt aufweisen tät, daß mein Trudle unschuldig ist . . . und wenn mein Trudle frei wird . . . da will ich auswandern. Ins steirische Land hinüber. Es heißt, da brennen sie weniger. Und bin ich mit dem Trudle im steirischen Land, so kriegst eine Botschaft. Dann verkauf mein Haus und tu mir schicken, was sie dir zahlen . . . für das Dächl, unter dem mein Glück gewesen . . ." Dem Joser brach die Stimme. „Tät's aber anders kommen . . . ich weiß nicht wie . . . oder täteft du bis übers Jahr von mir keine Botschaft haben, so gib die Losung für mein Haus an die evangelische Gemeind von Berchtesgaden! Hast verstanden? Und willst mir das alles tun?"

Peter Sterzinger schien aus seiner ratlosen Betäubung zu erwachen. „Joser, ich tu, was du willst! . . . Aber was du da fürhast und redest, das ist doch alles wie ein unsinniger Traum."

„Wird schon einen Sinn kriegen. Wir haben ja die Zeit dafür, daß jedes Ding über Nacht ein anderes wird. Was gut gewesen, ist schlecht worden. Und wo das Glück gehauset, hupfen die Kroten übrr den Weg! Da kann's auch kommen, daß Unsinn Verstand wird, und daß sich ein Schlechtes zum guten wandelt!" Joser lachte. Das war ein Lachen, daß Peter den Weyerzisk in Sorge betrachtete. „Also . . . Vergeltsgott auf ewig!" Joser reichte dem Wildmeister die Hand. Der guckte zur Tür und stammelte: „Aber der Bub? Wo ist denn der Bub?" Joser gab keine Antwort. Mit der Faust über die Augen streichend, ging er aus der Stube und verließ das Haus.

Der Südwind hatte sich in ein müdes, flackerndes Wehen verwandelt, und ein feines Nebelreißen ging durch die Finsternis.

In der Stube des Weyerzisk, auf der Werkbank, brannte die Lampe. Und Joser begann in seinem Handwerkszeug zu kramen, wie einer, der sich an die Arbeit machen will. Er wählte eine schlanke, dreikantige Feile und prüfte sie lange. „Die wird's tun!" So ruhig, wie er bei aller Arbeit zu sein pflegte, setzte er den Schleifstein in Schwung und schliff das feine Ende der Feile zu einer scharfen Spitze. Und wickelte einen Lederfleck um die Feile und legte sie in die Fensternische.

Dann nahm er aus einer Truhe das bißchen Geld, das er sich erspart hatte. In einer langen Strieme wickelte er die aneinander gereihten Münzen in eine geblumte Feiertagsschürze seines Weibes und band sie unter dem Spenser um seinen Leib. Dann legte er allerlei Gewand und Wäsche zusammen, gab von dem kleinen schimmerigen Kram der Fensterecke dazu, was sein Trudle am meisten geliebt hatte, und machte aus allem ein Bündel, das sich mit zwei Strickschlingen hinter den Schultern tragen ließ. Nun schürte er in der Küche auf dem Herd ein Feuer an. Und als die Flammen mit Geprassel züngelten, trug er aus dem Hause alles zusammen, was seinem Trudle gehörte und an sein Kind erinnerte. Das alles verbrannte er und ließ es in den Gluten zerschmelzen. Ein übelriechender Qualm erfüllte das Haus, und die Aschenflocken fielen grau auf alles Gerät. Und dem Joser kollerten immer die Tränen über das verzerrte Gesicht. „Allmächtiger!" stammelte er, als er plötzlich sah, daß es auch vor den Fenstern grau geworden. In der Stube fiel er auf die Knie und drückte das Gesicht in die Hände. So blieb er eine Weile. Dann stand er ruhig auf, verwahrte die mit Leder umwickelte Feile in seinem Spenser, nahm das Bündel auf den Rücken und blies die Lampe aus.

Ein dünner Regen fiel. Und alles war grau von den Nebeln, die in der Dämmerung um die Waldgehänge schlichen. Droben der Markt, das Stift und die Kirchtürme, das alles war in trüben Dunst gehüllt. Und der Morgen war kalt. Auf den Bergen mußte Schnee gefallen sein.

Joser eilte über die Achenbrücke. Und im Wald, zwischen dichten Stauden, verbarg er das Bündel. Dann zurück über die Brücke, an der Ache entlang und durch die Wiesen hinauf zur Salzburger Straße. Neben dem Straßengraben versteckte sich Joser in dem Buchengestrüpp. Und zog die geschliffene Feile aus dem Spenser. „Jochel! . . . Heut suchst du nimmer!"

So langsam kam der Tag, wie das Glück einem Elenden kommt. Alles grau, alles von Dunst umflossen. Der Morgensegen, der geläutet wurde, klang in dieser Nebelschwere, als wären die Glocken in Filz gewickelt.

Ein Düngerkarren, von zwei Ochsen gezogen, kam über die Straße heruntergeholpert. Und drei Bauern gingen mit Mistgabeln zu ihren verwüsteten Haferfeldern. Sie schwatzten laut und erregt. Und wurden plötzlich still, weil sie den Jochel Zwanzigeissen kommen sahen, der seine fette Behäbigkeit in einen schwarzen Mantel gewickelt hatte.

Jochel sah den drei Stillgewordenen nach und schmunzelte. Dann ging er gegen den Markt hinauf. Jetzt blieb er stehen, spähte über die Straße voraus, kicherte vor sich hin und huschte hinter den Stamm eines Ahorns, der am Wege stand.

In den Buchenstauden hatte Joser schon die Zweige vor sich weggebogen, um freien Sprung zu haben. Doch er duckte sich wieder zurück. Denn auf der Straße, vom Markt her, kam ein altes Weib gegangen. Es war die Käserin. Mit einer vierzinkigen Düngergabel auf der Schulter. Über dem Stiel der Gabel hatte das Weib, aus dessen welkem Runzelgesicht ein verstörtes Leben redete, die Hände ineinander geklammert. Und betete dazu mit halblauter Stimme: „Gegrüßet seist du Maria, Mutter voller Gnaden . . ."

Da sprang der Jochel Zwanzigeissen hinter dem Ahorn hervor, schwang seinen Mantel wie zwei schwarze Flügel auf und kreischte mit hoher Stimme: „Hex! Woher und wohin? Bist heut in der Nacht auf deiner Gabel . . ." Der Jochel wurde plötzlich stumm. Er verlor den Hut, und der Kopf sank ihm mit geschlossenen Augen in den Nacken, als wäre der Zwanzigeissen schläfrig geworden. Doch er konnte nicht umfallen, weil er in der Brust die vier Zinken der Gabel hatte, deren Stiel die alte Käserin in den Fäusten hielt. Aber als das Weib die Gabel erschrocken zurückriß, fiel der gemütliche Jochel stumm und schwer auf die Straße hin, und während die alte Käserin wie rasend davonrannte, kollerte aus dem schwarzen Mantel des Jochel eine kleine rote Holzschachtel heraus. Der Deckel löste sich von der Schachtel und drei graue, faustgroße, lebendige Dinger hüpften träg über die Straße, suchten ein Versteck und verbargen sich unter dem schwarzen Mantel des Jochel Zwanzigeissen, der, so still er auch lag, noch immer schmunzelte.

* * *

Es war um die Schichtglocke, gegen sieben Uhr am Morgen, als Adelwart und Jonathan aus dem Bergwald auf die Straße traten. Der Morgen war noch so grau, als hätte die Dämmerung erst begonnen. Alles war umhangen von den Schleiern des dünnen Regens. Und die langsam treibenden Nebel hingen so tief in das Tal herunter, daß man nur den Saum der Wälder sah, keinen Berg mehr, keine Höhe.

Als Adelwart auf die Straße trat, warf er einen spähenden Blick zu dem kleinen Haus bei den Ulmen, zur Hecke des Wildmeisterhauses und hinauf zu dem grauen Gemäuer, das aus dem Wallgraben aufstieg.

„Komm, Adle!" sagte Jonathan mit schwerem Seufzer und legte den Arm um den Buben. „Gott wird's recht machen."

Vom Hällingeramte klang den beiden ein wirres Stimmengelärme entgegen. An die hundert Knappen waren vor dem Amtsgebäude versammelt. Die schrien und gestikulierten in Erregung durcheinander. Und Jonathan umklammerte die Hand des Buben. „Jesus! Was wird denn da schon wieder sein? Du gottverfluchte Zeit!" Doch seine Befürchtung, daß dieser Aufruhr dem Teufel im Salz und dem Buben gelten könnte, wurde durch das erste Wort beschwichtigt, das die beiden zu hören bekamen. Von all diesen aufgeregten Menschen kümmerte sich keiner um Adelwart. Jetzt hatten sie über den Jochel Zwanzigeissen zu schreien! Den hatte man stumm und kalt auf der Salzburger Straße gefunden — die einen behaupteten: mit einem Schürhaken erstochen — die anderen schrien: mit siebenmal umgedrehtem Hals. Doch ob erwürgt oder totgestochen — das Eine war klar: daß der Teufel das verübt hatte, um seine malefizisch eingefangenen Buhlschwestern vor den spanischen Schrauben des Jochel Zwanzigeissen zu behüten. Daß der Satan dabei im Spiel gewesen, war ja unwiderleglich bewiesen durch die drei Kröten, die man davonhüpfen sah, als man den stillen, schmunzelnden Jochel von der Straße aufgehoben. Und eine neue Hexe wäre gefunden, die man nach Gerechtigkeit malefizisch eintun müßte. Denn als die Spießknechte, auf Befehl der gerichtskommissarischen Herren den stillen Jochel zum Freimannshaus getragen hätten, wäre ihnen, so oft sie auch pochten, nicht geöffnet worden. Sie hätten das Tor eingeschlagen und in der Stube die rosthaarige Tochter des Zwanzigeissen gefunden: mit Stricken an eine Bettlade gefesselt, das Gesicht und die Schultern von blutigen Striemen bedeckt. So könnte doch ein Vater mit seiner Tochter nicht umspringen, wenn das Weibsbild nicht eines grausigen Dinges schuldig wäre. Es wäre klar, daß die Freimannstochter mit den malefizischen Frauenleuten im Bündnis gewesen, und daß der Jochel seine Tochter mit Gewalt hätte abhalten müssen, dem Amt des Vaters entgegen zu handeln und ihren höllischen Bundesschwestern behilflich zu sein. Da hätte er sich eben mit Stricken geholfen, die wider des Teufels Macht gefestet waren. Vom Jochel hätte man nicht verlangen können, daß er das eigene Kind dem Malefizgericht übergäbe. Aber minder nachsichtig als der Vater Zwanzigeissen würden wohl die zwei Freimannsgesellen sein, um die das Malefizgericht bereits einen reitenden Boten nach Salzburg geschickt, und die vor Abend noch zu Berchtesgaden eintreffen würden.

Jonathan konnte aufatmen. Was er da hörte, das war Elend, das den Buben und sein eigenes Haus nicht betraf. Und diese Tage voll Schreck und Grausen hatten auch in diesem redlichen Mann das Empfinden so weit schon abgestumpft, daß er Berge fallen sehen und ruhig bleiben konnte, wenn nur kein Stein gegen seinen eigenen Leib geschleudert wurde. „Komm, Bub! Was geht denn uns das an!" Er wollte Adelwart mit sich fortziehen. Aber da erschrak er nun doch bis ins innerste Herz. Denn so ganz ohne Leben und Farbe, so ganz verstört und verzweifelt hatte er das Gesicht und die Augen

Adelwarts noch nie gesehen. Unter erstidtem Laut umklammerte der Meister Adels Hand und riß ihn aus dem schreienden Gewühl in den Flur des Hällingeramtes. Da ging der Michel Pfnüer an den beiden vorüber. Der lächelte. Und grüßte freundlich: „Glück auf, lieber Meister! Schieche Zeiten, gelt!" Doch Jonathan hörte nicht. Und stammelte: „Adle! Bei Gottes Barmherzigkeit! Du wirst doch nicht wissen drum, wie der Zwanzigeissen hat sterben müssen?"

Adelwart schüttelte stumm den Kopf.

„So red doch, Bub! Was tut dich denn so verstören?"

„Vater! . . . Alles Elend bis heut ist wie ein reißender Bach gewesen. Aber eine Bruck ist drüber gegangen. Die hab ich gesehen. Jetzt ist der Bach ein Meer worden. Und drüben seh ich kein Ufer nimmer!" Die Schichtglocke läutete. Und da schien der Bub seine Ruhe wieder zu finden. „Vater, du mußt einfahren!" Dann schlang er den Arm um Jonathans Hals und küßte den alten Mann mit heißer Zärtlichkeit auf die Wange. „Glück auf, Vater! Mußt dich nicht sorgen um mich! Ich tu, was ich muß . . ." Er riß sich los und trat in die Amtsstube des Bergschreibers. Während es draußen im Gehöfte des Hällingeramtes immer stiller wurde, sagte Adelwart dem Bergschreiber an, was er für die Probe nötig hätte.

„Wird alles religiosissime perduziert werden." Das Handwerkszeug wäre bis zum Nachmittag geschmiedet, genau so, wie Adelwart das verlange; und es spräche kein Impediment dagegen, wenn er die Steinmeißel und Bohrstangen vor Nacht vom Hällingeramte noch abzuholen wünsche, um sie auf ihre Brauchbarkeit zu experieren. Das Kraut und die Zündschnuren würden am Abend in den Stollen advehiert.

Als Adelwart hinaustrat in den öd gewordenen Hof, über den der feine Regen niederstäubte, schlug er die Fäuste an seine Stirn, wie um einen Gedanken zu ersticken, der ihn marterte. Drüben in der Salzmühle das stumpfe Rollen der mahlenden Steine, die auch den gröbsten Brocken klein bekamen. „Ich muß! Und ich muß!" Mit diesem raunenden Wort ging Adel der Straße nach, die hinausführte, gegen die Wiesen, zwischen denen das einsame Freimannshaus sich hinter Weiden und Erlen versteckte.

Zwei magere Maultiere, mit langen Striden angepflöckt, weideten neben der Straße. Und ein Blachenkarren stand unter dem triefenden Laubdach einer Buche. Adel wollte vorübergehen. Da sah er unter der Blache des Karrens einen Mann schlafen — ein bleiches, abgezehrtes Gesicht, um das ein rot und grau gesprenkelter Bart wie ein kleines, ausgezacktes Schurzfell herumhing. Dem Buben schoß es mit heißer Glut in die Stirne, und ein Blitz der Hoffnung glänzte in seinen Augen. Er sprang auf den Karren zu, packte den Mann und rüttelte ihn aus dem Schlaf. „Passauer? . . . Bist du's, oder bist du's nicht?"

Der Kärrner schlug die Augen auf.

„Passauer! . . . Bist du's, oder bist du's nicht?"

„Und du bist der Bub, der mir aus dem Dreck geholfen!"

„Und was du mir versprochen? Weißt du das noch? . . . Ich brauch dich, Passauer! Willst du mir helfen?"

„Ich will's. Was soll ich tun?"

Adel warf einen jagenden Blick die Straße auf und nieder. Dann klammerte er den Arm um den Hals des Kärrners. Und streckte sich zu ihm hinauf. „Passauer! . . . Ich leg mein Glück und Leben in deine Händ! . . . Lus, Passauer! Das Mädel, das mir gut ist, wollen sie verbrennen! Aber ich mach das Mädel frei! Heut in der Nacht. Ich tu's, ich tu's, und ich tu's! Und brauch deinen Karren! Der tät noch flinker sein als meine Füß! . . . Passauer? Willst du? . . . Ich hab nichts und kann deinen Karren nicht zahlen! Aber willst du Lohn, so reiß mir das Herz aus dem Leib und die Augen aus dem Kopf! Ich geb sie mit Freuden!"

Da drückte der Kärrner seine knöcherne Hand auf den Mund des Buben. Das Gesicht des Rotbärtigen verzerrte sich, und seine Augen funkelten. „Ich will dir sagen, wie viel Lohn ich brauch! . . . Mir haben sie um Johanni zwei von meinen lieben Föhlen verbronnen. Neun Jahr ist die eine gewesen, und elf die andere! Und haben in der Pein bekennen müssen, daß sie dem Teufel sieben Kinder geboren hätten! . . Weißt du jetzt, wie viel Lohn ich brauch? . . . Wo muß ich warten mit meinem Karren?"

Adel konnte nicht antworten.

„Red! Da draußen kommt einer! Wo muß ich warten?"

„Wenn's auf Mitternacht geht . . . hinter dem Pfannhaus drüben . . . auf dem Reichenhaller Weg." — —

Wie in einem Rausch von gläubiger Hoffnung eilte Adelwart durch den Regen hin. Doch als zwischen Weiden und Erlen die Bretterplanke des Freimannshauses auftauchte, legte sich ihm eine neue Sorge um Hals und Herz. „Was hilft mir der Passauer, wenn's mir fehlschlägt mit der Dirn?" Lange stand er am Ufer der Ache, in dem triefenden Gestrüpp der Weiden, und spähte über die Wiesen hin.

Aus dem Gehöfte des Jochel Zwanzigeissen war manchmal ein Klirren zu hören, wie wenn Eisen gegen Steine schlägt.

Ans Tor brauchte Adel nicht zu pochen. Das lag in Trümmern. Und als er eintrat, zitterte sein Herz vor allem Schauerlichen, das ihn auf dieser ehrlosen Stätte erwarten mußte. Doch an dem Bilde, das sich vor ihm auftat, war der Regen das einzig Trübe. Zwischen einer Wiese mit fruchtbehangenen Obstbäumen und einem gepflegten Garten stand ein kleines freundliches Haus, das Gemäuer weiß getüncht, die Läden und Fensterkreuze mit blauer Farbe gemalt. Und Blumenstöcke mit bunten Astern auf allen Gesimsen.

Ein irrendes Staunen im Blick, stand Adelwart auf dem rot besandeten Weg. Und durch seine wirbelnden Gedanken zuckte die Frage: Haust man in der Unehr grad so friedlich wie in der Ehr?

Im Hause kein Laut. Doch hinter einem Schuppen klang wieder jenes Klirren, wie wenn Eisen gegen Steine schlägt. Diesem Geräusch ging Adel nach. Hinter dem Schuppen, auf einem stubengroßen Wiesenfleck, der mit Pfählen umschlagen war stand die Freimannstochter bis an die Brust in einer Grube und warf mit der Schaufel die steinige Erde heraus. Neben dem frischen Hügel, der sich da anhäufte, lagen vier andere, die von Gras überwachsen waren.

Mit versunkenem Eifer arbeitete die Gräberin; nicht traurig, nicht müde, sondern mit einer gleichmütigen Kraft, die nur eines zu wollen schien: daß die Grube fertig würde.

Gequält von Grauen und Erbarmen, seiner eigenen Pein und Sorge vergessend, blickte Adelwart auf die grabende Dirn. Ihr Hemd und das Röcklein klebte vor Nässe an dem hageren Leib. Die feuchten Strähnen des rostfarbenen Haares hingen wirr in das von blauen Malen entstellte Gesicht und auf die entblößten Schultern, die mit roten Striemen bedeckt waren.

Adel trat zur Grube hin. Und da blickte die Freimannstochter auf. Jähe Blässe rann ihr über das von der Arbeit erhitzte Gesicht. Jetzt schien sie lachen zu wollen, in Zorn und Hohn. Aber es ging nur wie ein wehes Zucken um ihren Mund. Dann beugte sie das Gesicht, faßte mit zitternden Händen die Schaufel und arbeitete weiter.

„Dirn! Das ist schieche Arbeit . . . für dich!" Sie sah nicht zu ihm auf, machte nur, kaum merklich, eine Bewegung mit den Schultern. „Komm! Laß mich das tun!" Und weil sie die Schaufel nicht ruhen ließ, griff er zu ihr hinunter, faßte sie an den Armen und hob sie aus der Grube.

„Vergeltsgott!" sagte sie leise, während sie wie in Scham das Hemd über die Schultern heraufzerrte.

Er warf den Lodenmantel ab, sprang in die Grube hinunter und griff nach der Schaufel. Wortlos setzte sich die Freimannstochter auf einen der mit Gras bewachsenen Hügel hin und sah den schaffenden Buben immer an, mit einem irren, dürstenden Blick. Da sagte er, kämpfend um jedes Wort: „Das ist ein traurig Ding, das dich betroffen hat . . . und deinen Vater . . ."

„Traurig?" Ihr Blick wurde ein anderer. „Seinen letzten Schnaufer tut jeder einmal. Und unter den Freimannsleuten da sterben sieben im Dutzend nicht linder."



Copyright by A. Braun, Clément & Co. i. Dornach i. E.

In süßem Schlummer.
Gemälde von F. Charderon

Dieses Harte, Kalte, das in ihrer Stimme war, vermochte er nicht zu fassen. Drum blickte er verstört zu ihr hinauf. Und stammelte: „Dirn! Wie elend siehst du aus!"

Jetzt konnte sie lachen. Aber das klang wie der Mißton einer springenden Saite.

„Dirn! Ich mag nicht glauben, was die Leut so reden in ihrer Narretei . . ."

„Was reden die Leut?" Im Gesicht der Freimannstochter spannten sich alle Züge.

„Sie reden halt wie die Narren . . . . daß du . . ."

„Sag's nur! Daß ich eine Hex bin!"

„Und dein Vater hätt dich binden müssen, daß du nicht handelst gegen sein Amt."

Wieder lachte sie. Und ihre Augen funkelten. Das war ein Blick, in dem es brannte wie Haß. „Daß er mich geschlagen und gebunden hat? Ist alles wahr! Und daß er mich kein Schrittl mehr aus dem Haus gelassen!"

„Dirn! Warum?" Eine Hoffnung zitterte in diesem Worte.

Da stand sie auf, mit einem Gesicht, daß Adel erschrak. „Warum?" Ihre Stimme schrillte. Dann fuhr sie mit dem Arm über die Augen. Und sagte in dumpfer Ruhe: „Warum? . . . Das ist gestorben mit dem, der tot ist. Und keinen geht's was an! Nur mich . . . und mein Leben, das hin ist."

Beklommen atmend, schüttelte der Bub den Kopf. Und grub und warf die Erde aus der Tiefe. Und sagte mit erwürgtem Laut: „Hätt dein Vater ein ungerechtes Ding verübt, so tätest du reden müssen . . . als ein ehrliches Menschenkind."

Sie ließ die Arme fallen und kreischte: „Ehrlich? Bin ich nicht weit von aller Ehr? Und weit von aller Freud? Und verworfen und verloren? . . . Und da soll ich reden, gelt? Und soll die Jungfer lösen? Die sich freuen möcht an dir? . . . Deswegen bist du gekommen? Und stehst da drunten und schaufelst? Und all dein Erbarmen ist Lieb und Hunger . . . nach einer, die sauber ist und ehrlich! Und wär's nicht, daß du mich brauchst zur Hilf, du tätst mich verunehrtes Weibsbild nicht anrühren mit dem Stecken . . . geschweig denn mit deiner Hand! . . . So red doch! Red!"

Adel gab keine Antwort. Er grub und schaufelte.

Eine Weile sah ihm die Freimannstochter schweigend zu, mit verzerrtem Lächeln, Durst und Hohn in den Augen. Dann sagte sie leise: „Das Sprüchl ist gut gewesen. Kommen hast du müssen! Zu mir! . . . Und gelt, jetzt leidest du auch? Und spürst, wie das ist: eins lieb haben und ohne Hoffnung sein? . . . Denn die Jungfer, der du gut bist, die wird brennen müssen!"

Der Bub blieb stumm und warf mit der klirrenden Schaufel die Steine aus der Grube. Auch die Freimannstochter sprach kein Wort mehr. Und über die beiden ging das stäubende Grau des Regens nieder.

Jetzt hob sich Adel aus der Erde und legte die Schaufel fort. „Die Grub ist tief und weit genug für deines Vaters ewige Ruh. Daß ich bei dir eine Hilf hab suchen wollen, das ist wahr. Aber da hast du einen Riegel fürgeschoben. Jetzt will ich nichts mehr haben von dir! Muß halt alle Hilf jetzt bei mir selber sein! Aber ich weiß, du hast keinen Menschen, der dir beistünd, daß man deinen Vater hinuntertut in die Ruh. Ich will dir helfen, Dirn . . . und nachher geh ich!"

Mit großen nassen Augen sah das Mädel an ihm hinauf. Dann ging sie dem Buben schweigend voraus. Als die beiden das Haus betraten, sah Adelwart durch eine offene Tür in eine schmucke, behagliche Stube. Nirgends etwas Ungewöhnliches. Nur in der Küche — da war etwas, das nach einem anderen Aufenthalt verlangte. Was der schwarze Mantel da auf den Steinfliesen zudeckte, das hatte eine groteske Form. Fast drollig war es anzusehen, wie unter der finstern Hülle diese vordringliche Mitte des seligen Zwanzigeissen über das Ober- und Untergestell seines kalt und starr gewordenen Lebens dominierte. Aber trotz der Heiterkeit dieser gemütlichen Hügellinie rann dem Buben, während er zufaßte, ein kaltes Grausen durch Blut und Seele — und er verstand nicht, wie die Freimannstochter sich mit dieser üblen Last so ruhig schleppen konnte.

„Wie ihn die Spießknecht in der Morgenfrüh gebracht haben," sagte die Dirn, „da ist mir's durch den Kopf gefahren, daß du das getan hättst! Aus Sorg um die Jungfer. Aber du? Und eine Schlechtigkeit? Ich hab mir's gleich gesagt, wie unsinnig mein Denken ist. Und der Weyerzisl, auf den die Gerichtsherren Verdacht haben, ist's auch nicht gewesen. Der hat kein Feld und geht nicht misten. Ich kann mir denken, wie's geschehen ist. Und warum so ein armes Weibsbild zugestochen hat. Aber ich mag nicht reden. Wozu denn? . . . Jetzt ist Ruh."

Weil Adel beim Schleppen des schweren Körpers voranging, konnte er nicht sehen, was in ihren Augen war. Doch etwas Dunkles und Fürchterliches hatte ihn aus der harten Kälte dieses Wortes angeklungen: „Jetzt ist Ruh!" Und als er bei der Grube half, den Toten im Mantel hinunterzulassen, sagte sie mit dieser gleichen Stimme: „Dreh die Zipfel fest zusammen! Ich mag ihn nimmer sehen!"

Adel griff nach der Schaufel und füllte achtsam die Grube zu. All die groben Steine warf er auf die Seite und ließ nur den vom Regen lind gewordenen Sand hinuntergleiten. Während er das schaffte, saß die Tochter des Jochel wieder auf einem der grünen Hügel, stumm, mit den Fäusten vor den Augen und von der Nässe des Regens überronnen. Keinen Blick mehr hatte sie hinuntergeworfen in die Ruh ihres Vaters.

Nun lehnte Adel die Schaufel an die Pfähle, die den Wiesenfleck umschlossen, und nahm die Kappe herunter. Die Freimannstochter sah, daß er betete. Und da ließ sie die Fäuste in den Schoß fallen, wandte mit irrem Blick das Gesicht gegen das kleine Haus hin und regte sich nimmer.

„Amen!" Das sagte er leise, bekreuzte das Gesicht und drückte die Kappe über das nasse Haar. Und als er die Freimannstochter ansah, redete aus seinen Augen nur das Erbarmen. „Jetzt brauchst du mich nimmer! So geh ich halt! Gott soll dich hüten!" Sie zitterte. Doch sie blieb auf dem grünen Hügel sitzen, mit den Fäusten im Schoß. Und starrte in die graue Weite hinaus. Er ging um den Schuppen herum und schritt immer hastiger aus. Zehrend brannte wieder alle Sorge dieser Tage in ihm — doppelt heiß nach diesem nutzlosen Wege, der ihm nicht weitergeholfen hatte.

Er hatte hinter sich keinen Schritt gehört. Doch als er das zertrümmerte Tor erreichte, stand die Freimannstochter bei ihm, umklammerte seinen Arm und riß ihn unter das Laubdach eines Birnbaumes, der so schwer mit Früchten behangen war, daß sich die Äste tief herunterneigten.

„Bub! Was willst du wissen? Frag mich! Daß du was fürhast, merk ich! Aber meine Zung soll verdorren und verfaulen, eh daß ich dich verrat! Wenn nicht gekommen wär, was heut geschehen ist, so hätt ich mich frei gemacht und hätt hinausgeschrien unter die Leut, was ich weiß. Jetzt liegt er in seiner Ruh, und mein Reden wär Narretei." Das hatte die Freimannstochter keuchend vor sich hingestoßen. Nun schöpfte sie Atem. „Was du wissen willst, das sag ich. Frag!"

Er umschlang sie, preßte sie an sich und flüsterte: „Ist die Jungfer mit der Weyerziskin am gleichen Ort?"

„Sie haben im Stift nur den einzigen Turm. Tät man noch Hexen finden, die kämen alle hinein."

„Ist das ein großer Raum?"

„Vier Stuben könnt man hineinstellen."

„Wie hoch ist das Fenster über dem Boden?"

„Daß der Längste nicht hinaufreicht mit der Hand."

„Wo ist das Lager, auf dem sie schlafen, die zwei?"

„Dem Fenster entgegen, wo die Stieg hinuntergeht."

Adel atmete auf. Doch dieses Helle in seinen Augen erlosch wieder. „Ist bei den zweien ein Wächter im Turm?"

Sie schüttelte den Kopf. „Die stehen im Laienhof, wo die Stieg heraufkommt."

„Und wär kein Weg, auf dem man den zweien eine Botschaft bringen könnt?"

„Da weiß ich keinen! . . . Jetzt nimmer!"

Adel schwieg eine Weile. Dann sagte er mit zerdrückter Stimme: „So bleibt's ein Spiel auf Leben und Tod. Aber da ist keine Wahl!" Noch fester schlang er den Arm um die Zitternde. „Vergeltsgott, Dirn! Jetzt kann ich mich richten. Daß du mich nicht verraten wirst, das weiß ich. Gott soll dich hüten! Wir zwei, wir sehen uns nimmer im Leben. Aber mir ist, als tät ich von einer Schwester gehen, die mir gut gewesen." Er legte seine Wange an ihr Haar.

Da schob sie ihn mit den Fäusten von sich. Und die Augen schließend, bog sie den Kopf in den Nacken zurück. Ihre Brauen waren zusammengezogen, und ein Weh in Bitterkeit und Freude umzuckte ihren Mund. „Geh!" sagte sie leise. „Dir muß kommen, was dich froh macht!" Sie wollte sich losringen aus seinem Arm. Doch er hielt sie fest und strich ihr mit der Hand übers Haar. Tief atmend schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Und überließ sich wohlig seinem Arm und sagte lächelnd: „Du! . . . Jetzt weiß ich einen Weg zum Turm. Jetzt ist er mir eingefallen. Was für Botschaft sollen sie haben, die zwei? Sag mir's! Was müssen sie wissen?"

„Daß ich sie frei mach in heutiger Nacht."

„Freilich! Du!" Sie blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf. „Was du sagst, das tust du!"

„Und nach der zwölften Stund, da sollen die zwei so weit vom Fenster bleiben, als wie der Raum das zugibt." Die Stimme des Buben war ein jagendes Gestammel. „Und sollen sich wahren, hinter dem Lager, hinter der Stieg, so gut sie können . . . als täten sie fürchten, daß eine Mauer fallt. Und wenn sie ein Licht sehen, sollen sie zuspringen drauf . . . wo der Lichtschein ist, da bin ich mit dem Wenerzisk! . . . Das ist die Botschaft!"

„Gut! Das sollen sie wissen, die zwei!"

„Dirn? . . . Was für ein Weg denn wär das, der dir eingefallen?" In seinen Augen brannte der Zweifel.

Sie lachte, seltsam lustig. „Könnt sein, ich weiß einen Spießknecht, der mir gut ist. Und der das tut aus Lieb zu mir."

„Das ist erlogen!" stammelte Adel in Zorn.

„Guck, wie du bist!" Wieder lachte sie. Aber das klang wie ein Lachen in Freude. Dann wurde sie ernst und sagte: „Wie der Weg auch sein mag . . . du mußt nicht alles wissen!"

Er sah ihr in die Augen und fühlte, daß er glauben durfte. „Vergeltsgott, Dirn! Soll dich der Himmel lohnen für deine Gütigkeit!"

„Lohn du mich!" schrie die Freimannstochter und hob die Arme, als möchte sie seinen Hals umklammern. Doch heiser lachend hob sie die Hände über des Buben Kopf hinaus und riß mit jeder Hand eine Birne von einem hängenden Ast. Schwere Nässe ging mit Geplätscher über die beiden nieder. Und wie eine Jahrmarktskünstlerin mit den vergoldeten Kugeln, so spielte die Freimannstochter mit den beiden Birnen, während sie durch den grauen Regen hinüberging zu dem schmucken, kleinen Haus. Und als sie in den dunkeln Flur hineintrat, warf sie die Birnen fort. Und sah sich nimmer um.

Noch lange blieb Adelwart unter dem Birnbaum stehen. Aller Schauer dieser Stunde, der unerwartete Gewinn, mit dem sie für ihn geendet hatte, der dunkele Haß in der Seele dieses Mädchens und ihr wunderlicher Abschied, dazu die zitternde Sorge und Hoffnung seines eigenen Herzens — das alles durchwirbelte ihn mit wirren Gedanken. Und dieses Wirre, Ermüdende und Qualvolle blieb in ihm, während er durch den triefenden Bergwald hinauf den Heimweg suchte. Als er das Haus des Hällingmeisters erreichte, fühlte er sich von einer dumpfen Erschöpfung befallen. Er taumelte ins Haus und hörte das helle, heitere Lachen der beiden Kinder und die in erregter Lustigkeit schwatzende Stimme des Kätterle. In der Stube hockte das alte Weiblein bei dem kleinen Paar auf den Dielen und plauderte so lebhaft, daß es den Schritt des Buben erst hörte, als er in die Stube trat. Da sprang das Kätterle auf, umklammerte seine Hände und wollte in seinen Augen lesen, was er Gutes brächte.

„Mutter, mich hungert! Hast du mir was?"

Das Kätterle rannte.

Erschöpft fiel Adel auf die Ofenbank und sah das kleine Pärchen an, als müßte er erst seine Sinne sammeln. Dann riß er die Kinder an seine Brust, und im Gedanken an Madda küßte und herzte er sie mit so wilder Zärtlichkeit, daß die Kleinen sich hinter die Rockfalten des Kätterle flüchteten, das zum Tisch getragen brachte, was es im Küchenschrank gefunden.

Adel aß mit einer Hast und Gier, daß die Mutter mahnen mußte: „Laß dir doch Zeit, Bub, es nimmt's dir ja keiner." Und als er satt geworden, sagte er: „Mutter, jetzt muß ich die Ruh suchen. Bis eine Stund vor der Abendschicht kann ich schlafen. Da mußt du mich wecken . . . ich muß vor der Schicht ins Amt hinunter und die Bohrstangen holen."

„Ja, Bub, freilich! Laß dir die Ruh nur schmecken! Die hast du verdient!" Dem Kätterle war's eine warme Freude, daß der David — nein, ihr Adel — wieder an etwas Menschliches dachte. Sie lief ihm voraus in die Kammer, um das Bett zu richten und am Fenster die Läden zu schließen.

„Laß die Läden draußen, Mutter!" sagte der Bub. „Ich brauch noch Licht." Dann schlang er plötzlich den Arm um ihren Hals, sah ihr lang' in die Augen und küßte sie auf den Mund. „Vergeltsgott, du Liebe! Und tät ich gleich in der heutigen Nacht hinausfallen aus der Welt . . . schau, meine Seel wird allweil bei der deinigen bleiben, wie ein rechtes Kind."

Sie erschrak — doch bei der Freude, die ihr seine heiße Zärtlichkeit ins Herz schüttete, war's nur ein halber Schreck. „Bub! Um Christi Gnaden, du hast was für?"

„Wenn du mich lieb hast, Mutter, so tu nicht fragen!"

Das Kätterle blieb stumm. Aber so viel wie in diesen schweigsamen Sekunden hatte sie in ihrem ganzen Leben nur ein einziges Mal gedacht: damals an jenem Ostermontagsabend, als der Adel — nein, ihr David — nach Salzburg zum Malefizgericht gelaufen war. Und während das Kätterle so vieles dachte, sah es dem Buben mit verzehrender Angst in die Augen; und seinen Hals umschlingend, brach sie ihr Schweigen und schrie: „So tu halt, was du mußt! Das Glück ist einem alles. Auf jedem Weg hast meinen Muttersegen! Und einer Mutter Segen ist Gotteswort. Wär's nimmer wahr, so tät ich eine Heidin werden und einen Krautskopf anbeten, weil man ihn fressen kann! — —"

Als das Kätterle wieder in die Stube kam, war das kleine Paar mit der „lieben Ahnl" eine Weile nicht recht zufrieden. Aber bei aller Sorge um den Buben fing das alte Weiblein doch wieder so zärtlich zu schwatzen an, daß Miggele und Bimba ihr heiteres Lachen wieder fanden. Der vergangene Sonntag hatte dieser ewigen Mutter ein neues Kinderpaar geboren, das nach vierundzwanzig Stunden schon ein Anrecht hatte auf ein festes Teil ihrer Liebe. „Gelt, Ahnele," und kosend schlang die kleine Bimba dem Kätterle die Ärmchen um den Hals, „gelt, jetzt tust du allweil bei uns bleiben? Und verzählst uns allweil so liebe Sächlein?" —

Drüben in der Kammer, hinter verriegelter Tür, saß Adel beim Fenstergesimse. Aus gefettetem Barchent, durch den keine Nässe dringen konnte, nähte er vier Rollen, armsdick und messerlang. Die füllte er mit Pulver, in das er die Zündschnüre einsetzte. Und als die Rollen fertig waren, wickelte er sie in einen Lodenmantel und verwahrte den Pack in seinem Koffer. Auf einem Sessel legte er sein grünes Jägergewand und das Weidgehenk zurecht. Und prüfte an dem breitklingigen Weidmesser noch die Schneide. Dann fiel er auf das Lager hin und wühlte das Gesicht in die Kissen. — —

Um die Mittagszeit kam Jonathan heim. Er fragte nach dem Buben, und als er hörte, daß Adel zur Ruh in seine Kammer gegangen, sprach er nimmer viel. Das Kätterle ging um ihn herum wie mit harten Erbsen in den Schuhen. Immer drängte in ihrem Herzen eine Stimme: Sag ihm, daß der Bub etwas vorhaben muß, etwas, von dem er sein Glück erhofft, aber auch etwas, das dunkel und gefährlich ist! Doch die Mutter, die in ihr steckte, ließ das Kätterle nicht reden. Wer weiß, ob



Mißglückt



Verfolgung.

…z. Aranda.

der Jonathan schweigen könnte, wie der Bub das haben will? Die Männer sind oft so! Wenn sie meinen, es ginge etwas wider eine Pflicht, gegen ein Gesetz, wider ein Recht oder gegen den Verstand . . . da hat bei ihnen die Lieb ein End. Da denkt so ein Vater nimmer an das Glück seines Kindes. Eine Mutter ist da gescheiter. Die sagt: Soll die Welt und ich in Scherben gehen, aber mein Kind muß sein Glück haben!

Drum schwieg das Kätterle. Und der Jonathan blieb nicht lange. Eine Sorge, die er nicht aussprach, trieb ihn zum Salzberg — die Häuer spannen an einem versteckten Faden, da wurde etwas ausgeheckt, was gegen die Pulverkunst des Buben ging, die Adel am kommenden Morgen vor den Stiftsherren als ungefährlich erweisen sollte. Hinter dieses versteckte Spiel des Michel wollte der Meister kommen.

Er eilte durch den stäubenden Regen hinunter ins Tal. Als er die Straße bei der Ache erreichte, hörte er vom Stift herunter den hellen Klang der Kapitelglocke — diese Glocke pflegte man nur zu läuten, wenn die Chorherren zu einer dringlichen Ratsversammlung berufen wurden. Da mußte wieder ein böses Ding geschehen sein! Und dem Hällingmeister fiel eine neue, dunkele Sorge auf die Seele. Es trieb ihn hinauf zum Stift. Und droben fand er im Grau des Regens den Brunnenplatz und den Stiftshof angefüllt mit einem lärmenden Menschengewühl. Ein Geschrei wie von Irrsinnigen, die aus dem Tollhaus gesprungen. Und wie aus vielen Glocken, die geläutet werden, immer eine vordringlich heraustönt, so fiel dem Hällingmeister beim Brunnen eine Weiberstimme auf. Die kreischte und schrie und lachte in ausgelassener Heiterkeit und machte sich lustig über allen Zorn und alle Sorge der anderen. Und das war kein junges übermütiges Mädel, sondern ein bejahrtes Weib, gebrechlich, ausgemergelt von aller Bitternis des Lebens. Als hätte sich die Welt auf den Kopf gestellt, so verwundert sah der Hällingmeister die alte Käserin an, die sich da in toller Heiterkeit gebärdete, als hätte sie zu Mittag einen Becher Würzwein über den Durst getrunken.

Nicht nur dem Jonathan, auch vielen anderen, die sich in dem lärmenden Gewühl am Brunnen vorüberdrängten, war die kreischende Heiterkeit der Käserin ein wunderliches Ding und ein Ärgernis. Man fing auf das Weib zu schimpfen an. Und ein wohlgenährter Bürger schrie dem Weib mit Zorn in das lachende Gesicht: „Du Fasnachtshex! Dich sollt man mit Ruten streichen! So ein Mensch! Und kann sich noch freuen, wo das Elend über jedem Haus und Leben hängt."

„Recht so! Recht so!" kreischte die Käserin. „Huierla juuuh! Jetzt kriegt das Ding erst die richtige Farb! Und hundert müssen noch malefizisch werden! Und tausend! Alle im Land! Wo alle des Teufels sind, da ist kein Kläger und Richter nimmer! Und nachher ist Ruh! Juhuuuh!"

Diesen tollen Freudenschrei der Käserin hörte der Hällingmeister nimmer. Den hatte das Gewühl schon gegen das Tor des Laienhofes geschoben. Und während er im stäubenden Regen eingekeilt zwischen lärmenden Menschen stand, konnte er neben all den widerspruchsvollen Ungeheuerlichkeiten, die ihm von allen Seiten in die Ohren geschrien wurden, drei böse Dinge heraushören, die von all diesen aufgeregten Schreiern gleichlautend wiederholt wurden.

Am Morgen hätten die Ehefrau des Weyerzisk und die Jungfer Barbière ein Bekenntnis ihrer höllischen Sünden abgelegt; sie hätten dreißig berchtesgadnische Frauen und Mädchen der Mitschuld bezichtigt, vornehme und niedrige, reiche und arme, unter ihnen die Frau des Landrichters, die Mutter des Doktor Besenrieder, das Weib und die Tochter des Bürgermeisters, viele wohlhabende Kaufmannsfrauen und die schönsten unter den Bauerntöchtern; dazu noch hätte die Jungfer Barbière ausgesagt: daß das ganze zauberische Unwesen von keinem anderen herkäme als vom geistlichen Kommissar, dessen höllische Bundesschwester die maultote Hexe gewesen, und der sich wider das Zauberwesen nur aus dem einzigen Grund so wütig gestellt hätte, um sicher vor allem Verdacht zu bleiben.

Wie ein Lauffeuer war diese Nachricht seit der Mittagsstunde durch den Markt geflogen. Niemand wußte, von wem sie ausgegangen. Einer hatte das vom anderen gehört und hatte das Graue noch schwärzer gemacht. Als der Zusammenlauf der Leute begonnen hatte, war Doktor Besenrieder mit wachsbleichem Gesicht auf dem Platz erschienen, um das „gute Volk" zu beruhigen und ihm zu beteuern, daß das alles gar nicht wahr wäre, oder doch nur zur Hälfte wahr, zur Hälfte erlogen und gefabelt. Aber die Leute hatten nur noch Mäuler, keine Ohren mehr. Es gab ein Drängen und Drohen, daß Besenrieder erschrocken sein mageres Körperchen in Sicherheit brachte, und daß die Knechte mit den Eisen antreten mußten, um das Tor des Hexenturmes und den versiegelten Zugang zum Mühlenkeller wider einen Einbruch der aufgereizten Menge zu beschützen. Die kölnischen Dragoner schrien mit grobem Zorn auf die Leute ein, nannten den ganzen Vorgang eine offenkundige Verschwörung gegen ihren hochwürdigsten Herrn, drohten mit Galgen und Rad und legten dadurch noch Feuer unter den Aufruhr dieser Stunde. Freilich hielten sich im Laienhofe auch die lautesten Schreier in vorsichtiger Entfernung, sobald sie im Grau des Regens die blanke Klinge eines kölnischen Seligmachers funkeln sahen. Doch im inneren Stiftshofe, unter den Fenstern des Landrichters und vor dem Portal des Stiftes, da ging es zu wie auf einer tollen Kirchweih, bei der sich ein paar hundert Betrunkene in die Haare geraten sind.

Die Botschaft dieses Mittags hatte drei Parteien gegeneinander gestellt, die sich unter den Schleiern des Regens balgten und beschimpften. Die halb Verständigen, die durch den Schreck über das immer weiter greifende malefizische Unwesen zu ahnungsvoller Besinnung aufgerüttelt waren, wußten keinen Rat mehr und schalten über die irdische Narretei, über Menschentorheit und Aberwitz. Die Ängstlichen aber, die halb glaubten, halb zweifelten und nur von der Sorge um die eigene Haut durchzittert waren, hatten flink einen Rat bei der Hand: man solle die Salzburger Freimannsknechte wieder abbestellen, die Weyerziskin und des Wildmeisters Schwägerin auf den gleichen Weg schicken, den das maultote Weibsbild gegangen, und die böse Sache gut sein lassen um jeden Preis, oder es würde noch ein grausames Elend herfallen über das ganze Land. Doch die Majorität unter den drei Parteien hatten die in ihrer ehrlichen Dummheit Rasenden, die so felsenfest an den ganzen Hexenunfug glaubten, wie sie überzeugt waren von ihrer eigenen Unschuld. Die wollten alle der Mitschuld Bezichtigten zum Scheiterhaufen treiben und den kölnischen Zaubermeister, diesen Lügenprediger und Teufelspfaffen, mit glühenden Eisen zwicken, daß ihm die Lust verginge, die berchtesgadnischen Weiber und Mädchen zu seinen höllischen Künsten zu verführen. Vor dem Hause des Landrichters schlugen diese Rasenden einen Spektakel auf, daß Seine Gestreng, statt dem Rufe zum Kapitel der Chorherren Folge zu leisten, von heftigen Zahnschmerzen befallen wurde, dicke Kleiensäcklein über die Ohren band und die Bettwärme auf sein Leiden wirken ließ. Mit dem gleichen Aufruhr umdrängte diese stimmgewaltige Majorität das Portal des Stiftes. Dem Pfarrer Süßkind, der zum Kapitel wollte, wurde der Mantel von der Schulter und ein Ärmel aus dem Talar gerissen. Und als er hineinschlüpfte durch das um einen schmalen Spalt geöffnete Tor, mußten die sechs Knechte, die das Portal bewachten, flink ihre Spieße strecken, damit der Pförtner den Riegel noch rechtzeitig vorstoßen konnte.

Im Korridor des Stiftes, der an dem regnerischen Tage so dunkel war wie in abendlicher Dämmerung, fand Süßkind den Prior Josephus, der ein paar Minuten vor dem Pfarrer gekommen war, die Regentropfen von sich abschüttelte und seine verschobene Kutte noch schiefer drehte, als sie ohnehin schon saß. Er lachte, als er den Süßkind sah. „So, Bruder, haben sie dich auch in der Arbeit gehabt?"

Der Pfarrer stammelte: „Josephus, das Ding wird schief gehen." Doch der Prior schüttelte schmunzelnd den Kopf. „Tu dich nicht sorgen! Ich hab so meine Anzeichen, daß dein heiliger Udo von den Därmen bis zum kanonischen Verstand

hinauf mit Pulver geladen ist. Legen wir morgen noch den Schwefelfaden an, so geht er in die Luft wie der Mann im Salz."

Der Pfarrer tat einen tiefen, hoffnungsvollen Atemzug. „Aber wart, ich muß mich schnell um einen Kittel umschauen!"

„Gott bewahr! Du gehst mir ins Kapitel wie du bist. Dein luckig gewordener Talar und dein schmerzensreicher Hemdärmel sind eine wirksame demonstratio ad oculos."

Durch lange Korridore, über Treppen auf und nieder, nahmen die beiden ihren Weg zum Kapitelsaal. Sie waren die letzten, die zum Rat erschienen. Die anderen, denen der Ruf der Glocke gegolten, waren alle schon versammelt — bis auf einen, der nicht kommen wollte. Herr Theobald von Perfall hatte in der Essenhitze seiner Alchimistenzelle die Kapitelglocke gar nicht gehört. Und als man kam, um ihn zu rufen, sagte er in Ärger: „Laßt mich in Ruh mit euren Dummheiten! Heut hab ich besseres zu tun. Jetzt weiß ich den Weg zur goldenen Zeit! Und eh der Morgen kommt, will ich schreien können in Freuden: ‚Heureka!'" Und die Chorherren lachten dazu, wie sie es immer taten, und sagten: „Gib nur acht auf deine sieben Finger." Dann wiesen sie im Kapitelsaale seinen Sessel dem Doktor Besenrieder zu, der in Vertretung Seiner mit Zahnweh behafteten Gestreng zur Klarstellung des malefizischen Sachverhaltes berufen war.

Als Prior Josephus mit dem Pfarrer Süßkind den Kapitelsaal betrat, war Doktor Besenrieder gerade dabei, mit einer vor Aufregung fadendünn gewordenen Stimme das Protokoll zu verlesen, in dem das „inopinate" Geständnis der Inkulpatin Maddalena Barbière enthalten war.

Weil der trübe Tag durch das große bunte Rosettenfenster nur spärliches Licht hereinschickte, hatte man auf den beiden Kronleuchtern die Kerzen angezündet. Ihr klares Licht überschimmerte den mit Säulen durchsetzten gotischen Saal und die Gestalten der Herren in den hochlehnigen Stühlen, die an den Säulen hin in zwei langen Reihen standen. Zu oberst im Saale, unter einem lebensgroßen Kreuzbild, saß Doktor Pürckhmayer auf dem Fürstensessel, kraft seiner Vollmacht vice principis, aber durchaus nicht in fürstlicher Haltung, sondern gebeugt und mit aschfahlem, von Zorn und Sorge durchwühltem Gesicht. Auf dem Stuhl an seiner Seite saß Herr von Sölln, ein Bangen in den Augen und bleich, doch äußerlich ruhig. Er atmete auf, als Josephus und Süßkind den Saal betraten.

Verwundert guckten alle die Herren auf den sonderbaren Aufzug dieser beiden, auf die verschobene Kutte des Priors und den zerfetzten Hemdärmel des Pfarrers. „Die Leut sind wie die Wölf geworden," flüsterte Josephus dem Herrn von Schöneck zu, „uns hätten sie schier in Brocken gerissen." Das wollte leise gesagt sein. Aber es war doch so laut, daß alle im Saal das hörten, auch der hochwürdigiste Doktor Pürckhmayer. Dem rann es wie ein grauer Schatten über das Gesicht, und er mußte sich räuspern.

Herr von Sölln hatte sich erhoben und den Doktor Besenrieder unterbrochen. Und er sagte lateinisch: daß es nötig wäre, zu rekapitulieren, damit die beiden Herren, die verspätet gekommen, den Zusammenhang verstünden. Am Morgen, nach der am Jochel Zwanzigeissen durch einen noch unerforschten Täter verübten Untat hätten sich die Gerichtsherren zu den inhaftierten Frauen in den Turm begeben, um sie gütig zu befragen, ob sie teil oder Wissenschaft hätten an diesem Verbrechen, insofern, als es ihr Buhlteufel gewesen wäre, der sie durch höllische Tat vor der durch den Zwanzigeissen zu exekutierenden Pein hätte erlösen wollen. Als die Inhaftierten unter heiligen Anrufungen ihre Unschuld beschworen und vorgaben, von einem Buhlteufel nichts zu wissen, hätte Herr Gadolt ihnen zu wissen getan, daß ihr Leugnen widersinnig und unnütz wäre, und daß sie, wenn sie nicht in Reu und Güte bekennen wollten, mit kommendem Morgen durch die am Abend von Salzburg eintreffenden Freimannsknechte in allen Graden der Pein befragt werden sollten. Da wäre die Weyerziskin gählings in Tränen ausgebrochen und auf die Knie gefallen; lieber wolle sie den Tod erleiden, als daß sie nach allem anderen Unglück an Leib und Seele noch so grausam gestreckt und geplagt würde; und drum wolle sie alles einbekennen und bäte nur um die einzige Gnade, daß man ihrem lieben Ehemann nichts davon verraten möchte.

Dem Dekan versagte die Stimme, und erst nach einer Weile konnte er weitersprechen.

Seit drei Jahren, so hätte die Weyerziskin bekannt, wäre sie dem Teufel verfallen; der hieße Herr Federlein und hätte auf dem roten Hut eine blaue Feder; und dem hätte sie auf sein Geheiß ihr liebes Kindl gesotten; aber das hätte der Teufel ganz allein verzehrt; daß sie die Knöchlein aus dem Grab gewühlt und dran genagt hätte, das wäre bei Gott und seinen Heiligen nicht wahr. Unter solcher Anrufung wäre die Weyerziskin, völlig ohnmächtig ihrer Sinne, rücklings hingefallen auf das Stroh. Und da hätte die Mitschuldige, Maddalena Barbière, die Ohnmächtige in ihren Arm genommen und erklärt: da schon nichts mehr helfe, wolle sie jetzt auch bekennen und die reine Wahrheit sagen.

Und nun möge der Doktor Besenrieder mit der Verlesung des Protokolls weiterfahren. Der Sekretar erhob sich, und zwischen den Händen zitterte ihm der große weiße Bogen.

Man mußte ein guter Lateiner sein, um dieses deutsch verfaßte Protokoll zu verstehen, laut dessen die Inkulpatin Maddalena Barbière folgendes bekannte:

An dem Tod des Zwanzigeissen wäre sie unschuldig; wüßte auch nichts von den höllischen Sünden der Weyerziskin, die sie allzeit als ein frommes und christliches Weib erkannt hätte, und die solch ein Unwesen gewiß nur fürgäbe, weil ihr von allem Unglück der Verstand völlig verwendt und durcheinander geschüttelt wäre; auch selber hätte sie, die Jungfer, nie in ihrem Leben mit dem Teufel was zu schaffen gehabt; aber daß sie in diese malefizische Sache hineingeraten wäre, das hätte wohl eine Ursache; denn sie wäre in der Nacht, da sie die fremde Marei aus Barmherzigkeit ins Haus genommen, in ihrem Bett gelegen und hätte geschlafen — das wäre die andere Nacht gewesen, nach demselbigen Tag, an dem der geistliche Kommissar zu Berchtesgaden eingefahren.

Doktor Pürckhmayer schien etwas sagen zu wollen, doch er ließ sich wieder auf den Sessel zurückfallen und schwieg.

In jener Nacht — so bekannte die Inkulpatin — wäre ihr wie im Traum gewesen, als käme jemand in einem langen, weißen Kittel an ihr Bett und bestriche ihr an den nackten Füßen mit einem linden Ding die Sohlen; darüber wäre sie aus dem Schlaf erwacht, und ganz deutlich hätte sie gesehen, daß jemand vor ihrem Bett stünde in einem langen, weißen Kittel, mit einer weißen Gugel und einer roten Feder drauf. Erschrocken habe sie um Hilfe schreien wollen, aber da wäre sie wie von unsichtbaren Händen aus dem Bett gelupft worden, wäre durch das Hausdach hinausgeflogen, sie wüßte nicht, wie, und hätte einen weiten Flug durch die Luft getan; und der im weißen Kittel mit der roten Feder auf der Gugel wäre immer neben ihr hergeflogen und hätte mit einer Stimme, wie die geistlichen Herren predigen, allweil zu ihr geredet, sie solle sich doch zum Teufel bekennen, Gott und die Heiligen abschwören, eine Hex werden und zum Dank dafür die süßen Freuden erfahren, die man im höllischen Bund genösse; da wäre ihr vor Grausen so ungut und übel geworden, daß sie zu sterben vermeinte; allweil hätte sie den Namen Gottes und der heiligen Mutter schreien wollen; aber sie hätte kein Wörtlein aus der Kehl gebracht; so wäre sie mit ihrem predigenden Fluggesellen zu einem Waldberg hingekommen und hatte geglaubt, jetzt wäre sie auf dem Totenmann; in der sternscheinigen Nacht hätte auf dem Berg ein endsmächtiges Feuer gebronnen, und um das Feuer wären an hundert Frauen und Mägdlein herumgesprungen wie beim Maientanz, und schier jede hätte einen roten oder grünen oder blauen Tanzgesellen am Arm geschwungen; und die Frauen und Mägdlein alle wären so arm an Kleidern gewesen, daß ihr beim Anschauen vor Scham das Blut gebronnen hätte in allen Adern; viele von den Mägdlein und Frauen wären ihr völlig fremd gewesen;

aber vierzehn hätte sie gut erkannt, lauter berchtesgadnische Frauen und Töchter, und die hätte sie beim Feuerschein so hell gesehen, daß sie von jeder den Namen hätte sagen können; und als sie mit ihrem Fluggesellen beim Feuer angefahren wäre, hätten die Mägdlein und Weiber ein lustiges Schreien angehoben, und ein langer, grüner Teufel hätte in Freuden gerufen: „Gucket, da kommt unser lieber doctorus canonicum!“

„Der grüne Teufel hat ein schlechtes Latein geredet!“ rief Herr Pfeffer in die schwüle Stille des Saales.

„Silentium!“ gebot der Dekan mit Strenge, während Doktor Pürckhmayer die Fingernägel in den rotsamtenen Lehnenbesatz des Fürstenstuhles wühlte.

Der Sekretarius, dem der Schweiß über die hageren, kreidebleichen Wangen rieselte, setzte mit einer vor Erschöpfung kreischenden Stimme die Verlesung des Protokolles fort: Als der Fluggesell der Jungfer Barbière beim Feuer angeritten wäre, hätte aus der Flammenglut eine fürchterliche Stimme herausgeschollen: „Sei gegrüßt, du mein geliebter und getreuer Sohn!“ Und da hätte der im langen weißen Kittel einen ehrfürchtigen Fußfall getan und hätte drauf ein lustiges Tanzen angehoben, daß ihm der lange, weiße Kittel bis über die alten, mageren Knie hinaufgeflogen wäre; Bundsohlen, wie sie die Mönchsleut tragen, und weißwollene Strümpfe hätte er angehabt; und wäre auf die Jungfer zugesprungen und hätte sie schwingen mögen; aber da hätte sie im Grausen all ihre christlichen Herzenskräfte zusammengenommen und hätte vor Angst geschrien: „Jesus Maria!“ Und da wäre gählings alles verschwunden gewesen, und sie hätte daheim in ihrer Stub, gebadet in Schweiß, auf dem Boden gelegen; hätte noch geglaubt, sie wäre unter einem schiechen Traum aus dem Bett gefallen; aber alles wäre ihr taghell nachgegangen, und die Namen der vierzehn Mägdlein und Frauen hätte sie aufschreiben können; in ihrer Seelenangst hätte sie nicht den Mut gehabt, mit ihrem Schwager oder sonst wem über das unheimliche Ding zu reden; aber gleich am Morgen wäre sie in die Stiftskirche zur Beicht gegangen, und da hätte der Pfarrer Süßkind im Beichtstuhl gesessen; der wäre arg erschrocken, doch er hätte sie mit leichter Buß absolviert, hätte gesagt, das wäre gewiß nur ein unsinniger Traum gewesen, und sie sollte um Gottes und aller Heiligen willen über das grausliche Ding das tiefste Schweigen bewahren — —

Mit verstörtem Blick sprang Doktor Pürckhmayer vom Sessel auf. „Süßkind?“ Seine Stimme schrillte. „Ist das wahr?“ Und alle Augen im Saale waren auf den Pfarrer gerichtet. Der machte zuerst ein erschrockenes Gesicht. Dann hob er abwehrend die beiden Arme in die Höhe, einen schwarzen im Ärmel des Talars und einen weißen im zerfetzten Leinen. „Hochwürdigster Herr! Wie könnt Ihr eine solche Frag an mich tun? Wisset Ihr nicht, was Beichtgeheimnis heißt?“

Während der geistliche Kommissar auf den Sessel zurückfiel, redeten alle Stimmen im Saal erregt durcheinander. Und Herr Anzinger von Schöneck schrie: „Das möcht ich wissen, Süßkind, wann dein Hader wider den hochwürdigsten Doktor begonnen hat? Und warum du ihn einen Udo von Magdeburg geheißen?“

Wie ein Verzweifelter nahm Süßkind seinen Kopf zwischen die Hände. „Laßt mich in Ruh! Ich red nichts! Ich sag nichts!“

„So weiß ich genug!“ Herr Anzinger ließ sich auf den Sessel nieder.

„Silentium!“ gebot der Dekan. „Die disceptatio verbis kann erst nach Verlesung des Protokolles beginnen.“

Und Doktor Besenrieder fing wieder zu lesen an: So hätte die Jungfer Barbière über dieses unheimliche Ding auf Rat ihres Beichtigers geschwiegen, bis am Samstag abends die Gerichtsherren und der geistliche Kommissar in ihres Schwagers Haus gekommen wären, um sie malefizisch wegen der Marei zu vernehmen; da hätte sie alles sagen wollen; aber sie wäre von einem Schreck befallen worden, daß sie nimmer hätte reden können; denn der hochwürdigste Herr hätte sie mit feuerglühenden Augen angesehen, und da hätte sie die Namen der vierzehn berchtesgadnischen Frauen und Mägdlein wie durch Zauber vergessen, so daß sie sich um alle Welt nimmer drauf hätte besinnen können; und sie wüßte auch heut keinen Namen mehr zu sagen; aber man hätte ihr doch immer mit dem Zwanzigeissen und mit der Pein gedroht, daß sie ehrlich bekennen sollte; und so müßte sie alles redlich sagen; das hätte sie nun getan; und ob sie jetzt brennen müßte oder nicht — aber was sie eingestanden, das alles wäre so wahr, wie daß der geistliche Kommissarius in selbiger Elendsnacht ihr Fluggesell gewesen wäre.

Doktor Besenrieder legte den Bogen in eine Mappe und trocknete sich den Schweiß von dem entstellten Gesicht.

Im Saal ein Schweigen, daß man trotz der vielen Mauern, die zwischen dem Kapitelraum und dem Stiftshof lagen, das Geschrei der aufgeregten Menge wie ein dumpfes Rauschen hören konnte.

„Verba facio!“ rief Prior Josephus in die beklommene Stille. „Meine lieben Freunde! Laßt mich reden für euch alle! Wir sind unter uns. Und wissen alle das Elend dieser Zeit zu wägen. Das ist wie eine Lahn, die mit einem Schneeballen begonnen hat und wie eine vernichtende Macht heruntersausen will auf unser liebes Tal. Lug und Elend und Mord sind schon im Land. Überweiset die verstandkranke Jungfer Barbière noch der Pein, und die vierzehn vergessenen Namen werden ihr wieder einfallen. Vielleicht noch mehr als vierzehn! Und was sie dann über den hochwürdigsten Doktor Pürckhmayer noch konfitieren wird! Jeder von uns mag seine Meinung über ihn haben! Mir ist er, was das Kalte dem Warmen ist. Das hab ich ihm bewiesen in meiner Sakristei. Aber so grausliche Sachen trau ich dem Herrn nicht zu. Das ist Unsinn und Narretei. Es mag wohl sein, daß die Jungfer durch das malefizische Elend krank an Sinn und Gemüt geworden. Einen Zentner Schuld mag sich der Doktor selber zumessen . . . denn ein Sprichwort sagt: Wer dem Teufel grob auf den Schwanz tritt, den stoßt er mit den Hörnern. Aber bei dem Schreck, den wir in den Augen des kanonischen Herrn sehen, mag es sein Bewenden haben. Und drum ist mein Rat, daß wir das unsinnige Protokoll vernichten und die Unschuld des Doktor Pürckhmayer auf guten Glauben hinnehmen.“

„Comprobo!“ rief Herr von Sölln. Und Pfarrer Süßkind schrie: „Comprobo! Gott sei Dank, das ist ein erlösendes Wort gewesen.“ Und mehr als die Hälfte der Herren rief den beiden dieses Wort der Zustimmung nach.

„Pars major vicit!“ erklärte der Prior. „Doktor Besenrieder, übergebt das Protoll dem Dekan zur Vernichtung!“

Da sprang der geistliche Kommissar vom Sessel auf. Alle Würde, die er seiner Stellung als Vertreter des Fürsten schuldete, war von ihm abgefallen, Zorn und Angst verzerrten sein Gesicht, und seine Greisenstimme klang wie das Keifen eines zu maßloser Wut gereizten Weibes. „Ich protestiere gegen diesen Beschluß! Er ist eine schmähliche Beleidigung gegen mich. Und dieses Protokoll, so widersinnig und schamlos frech sein Inhalt sein mag, ist ein amtliches Schriftstück. Es bleibt bei den Akten. Und der Prozeß wird seinen Fortgang nehmen. Oder schätzet ihr mich so schwach an Geisteskräften, daß ich die plumpe Schlinge nicht merken soll, die mir da gelegt wird? Und daß ich die schmähliche Absicht des Erbarmens nicht durchschaue, das mir in dieser schimpflichen Stunde gerade von jenen erwiesen wird, die von Anbeginn meine erbitterten Feinde waren, wie sie die Feinde Gottes sind, die Feinde unseres heiligen Glaubens.“

„Oha, langsam, Herr Dominikaner!“ warf Prior Josephus ein. „Da geht der Karren Eures Zornes mit Euch durch!“

„Mich wollen sie beseitigen, mir wollen sie die Hände binden,“ kreischte Doktor Pürckhmayer, „weil sie Gefahr von mir befürchten, weil mein frommer, gottgetreuer Eifer eine schützende Mauer wider die Straße ist, auf der sie den Teufel und all sein höllisches Blendwerk im Triumphzuge hereinzuführen gedenken in dieses unglückselige Land. Aber glaubt ihr, ich stehe allein im Kampfe wider

euch und den Satan? Mit mir ist Gott! Der meine Kräfte stärket!" Bei dieser Beteuerung zitterte der kanonische Doktor an allen Gliedern. „Und der Himmel wird mir beistehen, euer Lügengewebe zu zerreißen wie ein Spinnennetz! Kraft meiner fürstlichen Vollmacht werde ich eine Kommission ernennen, die noch heute klarzustellen hat, wer das richterliche Amtsgeheimnis gebrochen und den schimpflichen Inhalt dieses Protokolls unter die Leute brachte . . ."

„Das habt Ihr doch selber getan!" rief Herr Pfeiffer. „Als Ihr wie ein Unsinniger herausgefahren seid aus dem Haus des Landrichters, habt Ihr mich auf offenem Stiftshof abgefaßt und mir vor allen Bauern und Knechten zugeschrien, was die Satansschwester wider Euch bekannt hätte, und was für eine Verschwörung da gesponnen würde gegen Euch. Und die Leut haben Ohren, Herr. Und haben Mäuler, die wieder schwatzen!"

Der Schreck über diese Zwischenrede unterband dem geistlichen Kommissar für einen Augenblick den Fluß seines Zornes. Und Herr von Sölln atmete auf und tauschte mit dem Pfarrer Süßkind einen raschen Blick. „Ich will . . . ich werde . . ." stammelte Doktor Pürckhmayer, „ich will eine Kommission ernennen, die von der Stunde meiner Geburt bis zu diesem gotteswidrigen Tage mein frommes Leben zu prüfen hat . . ."

„Das wäre verlorene Mühe," unterbrach der Dekan. „Gegen die Frommheit Eures Lebens wird von keinem Vernünftigen ein Verdacht erhoben. Was die Jungfer Barbière wider Euch aussagte, das kann nur der Fiebertraum eines von Unglück und Angst verstörten Geschöpfes sein. Aber habt die Güte, hochwürdigster Herr, und löset mir einen Widerspruch! Dieses Protokoll ist eine schreiende contradictio gegen die von Euch mit so frommem Eifer vertretene Lehre von der Zulassung Gottes im Malefizprozeß. Als die Jungfer Barbière im Hause ihres Schwagers verhört wurde, habt Ihr die Meinung vertreten: es wäre die Macht des Teufels in keiner Hexe so stark, daß sie schuldlose Menschen der Mitschuld bezichtigen könnte. Gott würde das nicht zulassen."

„Das ist so!" kreischte der Kommissar. „Das ist heilige Lehre, so ewig wie der Fels, auf dem die Kirche steht!"

„Nun hat es Gott aber zugelassen, daß ein unglückliches Geschöpf, das Ihr für eine Hexe nehmt, Euch selbst der Mitschuld bezichtigte. Also müßtet Ihr entweder schuldig sein . . . und das ist ein unmögliches Ding . . . oder die Lehre von der Zulassung Gottes kann nicht so wahr sein, wie sie Euch erscheint. Es wäre also denkbar, daß die Weyerzislin und des Wildmeisters Schwägerin, gegen die das maultote Weibsbild ein durch die Folter erzwungenes Bekenntnis niederschrieb, ebenso schuldlos sind, wie I h r es seid! Und ich müßte mit Schmerz und Schauder an die Möglichkeit denken, daß Tausende von unglücklichen Frauen aus Ursach falscher, in der Pein erpreßter Beschuldigungen gerichtet und verbronnen wurden!"

Eine schwüle, erregte Bewegung im Saal. Und Doktor Pürckhmayer war sprachlos. Zitternd nahm er den Kopf zwischen die Hände, und seine verstörten Augen umflorten sich mit Tränen — die ersten Tränen, die er geweint hatte seit seiner Kindheit. Dann schrie er wie von Sinnen: „Nein, nein, nein, nein! Diese Lehre ist heilig und wahr! Für die Wahrheit dieser Lehre leb ich und sterb ich. Hier muß ein simulacrum des Teufels spielen . . . ich kann mir das nicht anders erklären . . . es könnte sein, daß der Teufel wider den Willen meiner frommen Seele sich meines irdischen Leibes bemächtigte . . . und daß er mit mir, derweil ich schlief, ein ähnliches Blendwerk getrieben wie mit der Jungfer Barbière, die er im Traum zum Hexentanz entführte, und deren Geist er vergewaltigte, daß sie des Glaubens wurde, meine forma humana wäre der Gesell ihres simulakrischen Fluges . . ."

„Gott sei gepriesen für dieses Wort Euer Weisheit!" rief der Dekan unter dem behaglichen Lachen des Franziskanerpriors. „Dann ist, so gut wie Ihr, auch die Jungfer schuldlos! Und die Weyerzislin! Und das arme stumme Geschöpf, dem ich in Erbarmen die Freiheit gab."

Unter dem erregten Lärm, der im Kapitelsaal entstand, erwachte Doktor Pürckhmayer aus dem Traumflug seiner simulakrischen Hypothesen. Er schien zu fühlen, daß unter seiner kanonischen Würde und unter den Überzeugungen seines Lebens der Boden wankte. Aber die Reaktion dieser Erkenntnis war keine gute. In Entsetzen faßte er mit den zitternden Fäusten seine Brust und sah mit irrendem Blick über all die erregten Gesichter hin. Und schrie: „Mit mir ist Gott! Das ist die Wahrheit, die ich noch erkenne. Und Gott ist mein Schild in diesem Kampfe wider Teufel und Hölle! Gregor von Sölln! Kraft meiner fürstlichen Vollmacht suspendiere ich dich von deinem Amte als Dekan des Stiftes. Und wider dich, wider den Josephus und Süßkind erhebe ich die Anklage auf offene Ketzerei, auf gesetzwidrige Umtriebe, auf Befreiung einer malefizischen Person und auf Mitschuld an allem zauberischen Unwesen dieser Zeit. Eine Kommission, die ich ernenne, soll noch heute klarstellen, wie die Jungfer Barbière zu diesem betrügerischen Geständnis verleitet wurde. Um die Wahrheit zu ergründen, will ich dieses verlogene Weibsbild foltern lassen, bis ihr die Sonne durch Leib und Seele scheint!"

Dem Dekan lief ein jähes Erblassen über das Gesicht. Auch Pfarrer Süßkind dachte nimmer daran, den Udo von Magdeburg zu berufen. Nur Prior Josephus bewahrte seine Gemütsruhe und guckte lächelnd in den Saal, dessen Wände vom Lärm der Stimmen widerhallten.

Da klang vom Korridor ein schreiender Ruf. Und die Tür des Kapitelsaales wurde aufgerissen. Man hörte ein dumpfes Rauschen — den Aufruhr, der im Stiftshof tobte. Und auf der Schwelle des Saales stand der Pförtner: „Herren! Ihr Herren! Die römische Botschaft ist gekommen! Aber die Leut im Hof sind wie besessen! Und haben den Vikar und die kölnischen Dragoner vom Gaul gerissen!"

Doktor Pürckhmayer war der erste, der zur Türe sprang. Und hinter ihm sprangen die anderen Herren her, als wäre in jedem die Hoffnung, daß der Spruch, den Rom getan, die Erlösung brächte aus aller Wirrnis dieser unseligen Zeit.

Die Herren kamen zum verriegelten Stiftsportal. „Das Tor auf!" schrie der geistliche Kommissar, während draußen der Aufruhr der Menge brauste. Doktor Pürckhmayer, da er die Hilfe Roms in seiner Nähe wußte, bewies in diesem Augenblicke kühnen Mut. Als das Portal geöffnet wurde, trat er mit erhobenen Armen hinaus in das vom Regen umschleierte, graue Gewühl. „Wo sind die Dragoner? Ihr guten Leute, lasset die römische Botschaft durch! Im Namen Gottes und aller Heiligen . . ." Doch was er weiter noch rufen wollte, blieb ihm vor Schreck in der Kehle stecken. Denn ein hundertstimmiger Wutschrei scholl ihm entgegen, eine graue Menschenwoge stürmte gegen ihn her, wie ein Gewirbel von braunen Äpfeln waren die geballten Fäuste vor seinen Augen, und aus all diesen heiser geschrienen Hälsen hörte er immer das Gleiche: „Der kölnische Hexenmacher! Der Teufelsbraten! Der unser Land ins Elend gestoßen! Der unsere Kinder und Weiber verteufelt! Der unseren Haber zu Mist geschlagen! Reißt ihm das geistliche Kleid von den Knochen! Schlagt ihn nieder, den Kerl! Ein Feuer! Stecket ein Feuer an! So ein Höllenkerl muß brennen!"

Doktor Pürckhmayer hatte in Todesangst nach dem Goldkreuz an seinem Hals gegriffen. Aber das konnte er nicht mehr erheben. Alle Glieder waren ihm wie gelähmt, Hören und Sehen verging ihm — und in diesem Zustand faßten es seine taumelnden Sinne nimmer, daß die Eisen der Knechte sich schützend vor sein hochwürdiges Leben hinstreckten, und daß der Pfarrer Süßkind und Prior Josephus ihn zurückzerrten unter den Schutz des Tores. In dem grauen Korridor, bei dem debattierenden Lärm der Herren, blieb er gegen die Mauer gelehnt wie eine starre Leiche, der alle Fähigkeiten des Lebens entronnen sind. Auf keine Frage gab er Antwort. Seine gläsernen Augen waren auf irgend etwas in der Luft gerichtet. Und daß man den jungen Vikar, dem das Gesicht unter der Sonne Italiens dunkelbraun geworden, zum Stiftsportal hereinbrachte — daß ihn die Herren alle umringten — und daß der Dekan

an einem übel zerknitterten Schreiben die schon halb zerstörten Siegel löste — von all diesen Vorgängen schien Doktor Pürckhmayer in seinem apoplektischen Zustand nichts zu gewahren.

Mit bebender Stimme las Herr von Sölln den Kapitularen die lateinische Botschaft vor, die aus Rom gekommen. Sie begann mit einem sänftlichen Verweise gegen Prior Josephus und mit einer Mahnung zum Frieden. Brüderliches Zusammenwirken wäre den liebwerten Söhnen der Kirche von Berchtesgaden um so dringlicher ans Herz zu legen, als diese geliebte Tochter Petri durch das seltsame Fundstück, so man aus den Tiefen der Erde gehoben, in begreifliche Bestürzung versetzt scheine. Daß man diesen Mann im Salz für einen leibhaftigen Menschen zu betrachten hätte, das wäre nicht anzuzweifeln. Und aus triftigen Ursachen müßte entschieden werden, daß der Mann im Salze, als er noch außerhalb des Salzes gewesen, in grauen heidnischen Zeiten gelebt haben müsse. Es wäre somit ausgeschlossen, daß er das heilige Sakrament der Taufe je empfangen hätte. Und so dürfte man den Mann im Salz auch nicht mit christlichen Ehren bestatten. Doch aus dem Umstande, daß der im Salz inkrustierte Mensch in seiner forma humana sich seit grauen Zeiten bis zum heutigen Tage mit greifbarer Leibhaftigkeit erhalten hätte, müßte der Schluß gezogen werden, daß seine scheinbare Leblosigkeit kein Tod im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes wäre. Denn wirklicher Tod zerstört alle lebende Form. Und so bestände kein Hindernis, diesen Heiden, der, obwohl zur Unbeweglichkeit gezwungen, doch quasimodo noch lebendig wäre, durch Erteilung der Taufe in den Schoß der Kirche aufzunehmen und ihm sodann ein christliches Begräbnis in geweihter Erde zu gewähren. Vermutlich würde nach Empfang der Taufe seine durch Jahrtausende gefesselte Seele sich frei zu Gott erheben und die Form seines Leibes sofort in Asche zerfallen. Auf welche Weise und aus welchen Gründen dieser Heide in das feste Salz geraten, — dies klar zu erforschen, läge außerhalb der Grenzen menschlicher Erkenntnis. Doch es wäre nicht nur möglich, sondern einem gläubigen Gemüte sogar in hohem Grade einleuchtend, daß hier ein Heide, der sich gleich einem Sokrates durch hohe menschliche Tugenden auszeichnete, zum Lohne für ein gottgefälliges Erdenwallen ungezählte Jahrhunderte in einer wundersamen Form des Daseins erhalten worden wäre, um eines Tages in christlicher Zeit dem Schoße der Kirche einverleibt und der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Und es wäre durchaus nicht undenkbar, daß dieser fromme Heide, neubelebt durch die Wirkung der Taufe, wieder zu freiem, ungehindertem Leben erwachen und aus dem Salze steigen würde, um durch die Schilderung aller Greuel heidnischer Epochen den Menschen von heute klar und deutlich zu machen, wieviel sie der christlichen Gegenwart an köstlichem Frieden und reichen Segnungen zu danken hätten.

Als Herr von Sölln die Verlesung der Botschaft geschlossen hatte, und als neben dem Lärm, der draußen vor der Mauer tobte, ein beklommenes, halb nachdenkliches und halb verdutztes Schweigen um ihn her war — da geschah etwas Unerwartetes, das zu dem Ernst dieser Stunde wenig passen wollte. Der geistliche Kommissar begann aus der Erstarrung zu erwachen, in die der Schreck ihn geworfen hatte. Mit verstörten Augen sah er umher und keuchte: „Die Menschheit hat den Verstand verloren!" Er wollte weiter noch etwas sagen. Aber das blieb ein unverständliches Lallen. Und plötzlich verstummte er und wurde noch bleicher, als er zuvor gewesen. Der Schreck, den er ausgestanden, schien wie Blei auf seinen Magen und die benachbarten Organe gedrückt zu haben. Denn seine natura humana, in der Schwäche ihres Alters, begann sich unter gewaltsamen Eruptionen von innen nach außen zu kehren.

Erschrocken wichen die Herren von ihm zurück und brachten es in christlichem Mitleid nicht weiter, als daß sie nach Lakaien schrien, die den unpaß gewordenen Doktor des kanonischen Rechtes in seine Stube verbringen mußten. „Mir scheint, jetzt ist der Teufel, der ihn simulakriert hat, aus ihm ausgefahren!" sagte Herr Pfeffer mit Humor. „Und seine Seel ist wieder sauber. Aber seine Kutte wird er müssen waschen lassen."

Und die Herren mußten sich, um die römische Botschaft zu beraten, tiefer in den Korridor zurückziehen. Das heitere Wort, das Herr Pfeffer gesprochen, beeinflußte den Ton der Debatte.

„Josephus?" fragte Herr von Sölln, noch halb beklommen, doch halb schon erlöst von allem Alp dieser Tage. „Was sagst du? Ist diese Botschaft ernst zu nehmen?"

Schmunzelnd hob der Prior die Schultern. „Sie haben in Rom zuweilen ein lustiges Stündl. Nicht oft! Aber manchmal doch. Und in solch einem Stündl scheint unser Vikar sie erwischt zu haben. Und da denk ich, wir sind folgsame Söhne und gehorchen. Und morgen halten wir Tauf."

Dieses Wort mißfiel dem Dekan. „Wir wollen die Scherze lassen! Die Zeit ist ernst!"

Eine Weile redeten die Herren hin und her, bis Prior Josephus sagte: „Merkt denn keiner, was an dieser Botschaft das Beste ist? Daß sie den Leuten was zu schwatzen gibt und das wütig gewordene Volk auf andere Gedanken bringt! Wenn's den Herren recht ist, will ich reden mit unseren guten Berchtesgadnern." Er öffnete die Flügel eines Fensters, stieg auf das Gesimse und begann in seiner derbgesunden Art durch die Gitterstäbe hinauszupredigen.

Es dauerte lange, bis sich das Toben da draußen um das Fenster her zu einer halben, lauschenden Stille verwandelte. Doch immer weiter spannte sich der Halbkreis der neugierig Gewordenen, die was hören wollten. Und Prior Josephus redete zu der Menge, wie ein verständiger Vater zu seinem jähzornig gewordenen Kinde spricht. Schweres Elend wäre über das schöne berchtesgadnische Land gefallen. Doch über den grauen Nebeln da droben hause noch allweil ein guter und gerechter Gott. Der würde helfen, alle Wirrnis im Land zu schlichten. Und die Herren würden ihre Schuldigkeit tun. Ein strenges Gericht wäre eingesetzt. Und jede und jeder, ohne Ausnahme, ob hoch oder niedrig, würde in gerechte Straf genommen, sobald eine Schuld zu erweisen wäre. Und für den verwüsteten Hafer würde das Stift die Betroffenen nach Kräften entschädigen. Und einen Steuernachlaß gewähren. Und daß man aus allem Elend den rechten Weg zum Frieden fände, das wäre durch die weise, wahrhaft christliche Botschaft aus Rom verbürgt.

Nun übersetzte Prior Josephus das Latein der römischen Botschaft in handgreifliches Deutsch.

Und morgen, um die neunte Stunde, wären alle Berchtesgadener eingeladen zur feierlichen Taufe des gesulzten Heiden und zum christlichen Begräbnis seiner Asche, in die er zerfallen würde, wenn etwa nicht das mirakulose Ereignis einträte, daß der getaufte Heide als Christ lebendig herausstiege aus dem Salz, um ein Schuster oder Musketier, ein Schneider oder Spindeldreher zu werden und für ein christliches Leben das berchtesgadnische Bürgerrecht zu erwerben.

Der Aufruhr der Menge wurde durch die Verkündigung des Priors nicht beschwichtigt. Ganz im Gegegenteil. Ein Lärm erhob sich, daß es brauste zwischen den Mauern. Und im Stiftshof wäre wohl an diesem Abend keine Ruh entstanden, wenn sich das stäubende Nebelreißen nicht um die Dämmerstunde in einen gießenden Regen verwandelt hätte, der auch die aufgeregtesten Schreier unter trockene Dächer trieb. Doch der Streit, der im Stiftshof begonnen hatte, wurde in allen Häusern und in allen Wirtsstuben fortgesetzt. Ob der Mann im Salz bei der Taufe zum Leben erwachen oder in Asche zerfallen würde? Und wenn er zu richtigem Leben käme, wie er dann reden würde? Heidnisch, das kein Christ begreift? Oder lateinisch, wie's nur die Herren können! Oder berchtesgadnisch, daß es jedermann versteht? Und wie wird er im Leben seinen Verdienst suchen? In jedem Handwerk, dem er sich zuwendet, werden die anderen Meister geschädigt sein! Denn der lebendig gewordene Heide wird einen mordsmäßigen Zulauf haben und ein Geschäft machen, das für die anderen in seinem Handwerk zur Einbuß wird. Und was für einen großen Bart er auch haben mag — er hat noch keinen grauen Faden im

Haar! Da wird er nicht weit über vierzig sein? Oder jünger noch? Grad so im besten Alter! Und Heidin hat er doch keine bei sich drin im Salz? Wird er sich halt umschauen um eine Christin, die jung und sauber ist. Freilich, da braucht er bloß die Hand zu strecken, und an jedem Finger hängt ihm eine! Die Weiberleut die sind schon so, daß sie allem Neuen zurennen und gelüstig werden auf jede Sach, die von sich reden macht! Der Teufel im Salz war eine unheimliche Sache gewesen. Jetzt war's ein Mensch. Rom hatte gesprochen, da gab's keinen Zweifel mehr. Aber auch der Mensch im Salze wurde für alle Leute ein bedenkliches Ding. Die Schneider waren der Meinung, daß er am besten ein Schuster würde, denn er hätte die richtigen Fäuste, um das Leder zu drücken; die Spindeldreher hatten ihre Gründe dafür, daß er die Löffelschnitzerei erlernen müßte; jeder Bursche geriet in Sorge um sein Mädel; und jedes Mädel dachte: die Nachbarstochter wird schon so lang scherwenzeln, bis der gute Kerl bei seinem Mangel an Erfahrung auf die dumme Gans hereinfällt; und wenn er sie nimmt, das wird dann ein Stolz werden, ein Röckeschwenken und Seidenrauschen — nimmer zum Aushalten! Ob's da nicht am besten wäre, wenn man den Mann im Salz auf den geistlichen Stand studieren ließe? Da könnte er kein Handwerk treiben und dürfte kein Weib nehmen; und niemand hätte einen Schaden von ihm!

Bis spät in die Nacht hinein dauerte der Meinungshader und das Geschrei in den Häusern; und in den Wirtsstuben gab es erbitterte Balgereien und blutige Händel. Das Neue dieses Abends erwies sich stärker als alles Alte der vergangenen Tage. Der lebendige Mensch im Salz und seine sichere Auferstehung! Darüber vergaß man fast den verwüsteten Hafer, den kölnischen Zaubermeister und die beiden Höllenschwestern, die im Hexenturm einem dunkeln Schicksal entgegenzitterten. Und just an diesem Abend ereignete sich ein Vorfall, der das wirbelnde Gehirn des Volkes mit böser Wirkung an das halb vergessene Elend der Zeit gemahnt hätte — wenn statt dieser nassen Herbstnacht eine trockene über Berchtesgaden gekommen wäre. Aber der dicke, mit Brausen und Rauschen niederprasselnde Regen hatte alle Gassen des Marktes leer gemacht. Und so drang von dem Vorfall, der sich im Stift ereignete, kein Laut durch das Tor des Laienhofes heraus. (Schluß folgt.)

Die Androiden von Jaquet Droz.

Von Franz M. Feldhaus.

Im 18. Jahrhundert kam zu Ferdinand VI. von Spanien ein schweizerischer Uhrmacher und zeigte ihm eine prächtige Uhr. Sie erregte in so hohem Maße das Interesse des Herrschers, daß er das Kunstwerk kaufte und dem Verfertiger obendrein die Reise vergütete.

Wenig fehlte, so hätte der Wundermann nichts von dem schönen Gelde gehabt. Auf der Uhr saß ein Schäfer, der beim Schlag der Stunden seine Schalmei erhob und sechs verschiedene Stücke spielte. Sein Hund, der daneben saß, rieb sich schmeichelnd an seinem Herrn. Zu Füßen des Schäfers stand ein Korb mit Äpfeln, nahm man einen davon, so bellte der Hund so natürlich, daß einmal ein lebender Hund, der zufällig im Zimmer war, sogleich mitbellte. Doch das waren nur einige Kunststücke, die die Uhr vorführte. Als das die Höflinge sahen, rissen sie aus, nur Ferdinand VI. hielt stand. Der Künstler bat nun aber, aus Furcht vor der Inquisition, sein Werk dem Großinquisitor vorführen zu dürfen. Obwohl der hohe geistliche Herr schwerlich den Mechanismus verstand, trat er in einer öffentlichen Bekanntmachung der aufdämmernden Meinung, die Uhr sei ein Werk des Satanas, im Namen der Kirche entgegen.



Schreiber. Harmoniumspielerin. Zeichner.

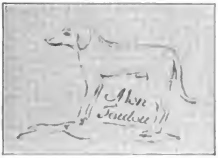
Pierre Jaquet Droz, so hieß der Künstler, konnte ruhig seinen heimatlichen Bergen entgegenziehen. Noch heute steht sein Werk im Museo Arqueologico zu Madrid.

Zu Hause angekommen, vergaß Droz, daß er eigentlich Theologe sei, er übersah, daß er von der Uhrmacherei nur das erlernt hatte, was er nebenher anderen abgeguckt, kurz, er entschloß sich, weitere Kunstwerke zu bauen. Nicht nur Uhren mit beweglichen Figuren, nein, eine menschliche Figur, die ganz Uhr war, wollte er anfertigen, eine Figur, die schreiben konnte. Wie schwer ist's für den Menschen, daß er schreiben lernt, wie unendlich schwerer für den Mechaniker, einen toten Mechanismus zu bauen, der einen Schreiber naturgetreu nachahmt. Und dieser „Schreiber" ist die Figur eines dreijährigen Kindes. Seinen ganzen unendlich komplizierten Mechanismus birgt er in seinem hölzernen Rumpf. Sätze bis zu 40 Buchstaben — Eintauchen der Feder und Zeilenabsetzen als Buchstaben mitgerechnet — kann er auf das Papier bringen. Weil er ein Welschschweizer ist, schreibt er weder W noch w, und von den großen Buchstaben hat ihn sein Meister eine ganze Reihe nicht gelehrt (B, H, K, N, O, Q, T, U, X, Y, Z). Daher kann er manches nicht schreiben, oder er umschreibt es, wie kürzlich in Nürnberg auf der historischen Uhrenausstellung. Statt „Es lebe die Stadt Nürnberg" schrieb er geistvoller: „Es lebe die Stadt Albrecht Duerers".

Der Schreiber ist um 1750 entstanden und hat ein wechselvolles Schicksal hinter sich, ebenso die beiden jüngeren Androiden, die Harmoniumspielerin und der Zeichner. Sie sind die Werke des Sohnes von Pierre Jaquet Droz, Henri Louis Jaquet Droz, der nicht, wie sein Vater, zuerst Theologie studierte, sondern die Uhrmacherei und in Nancy die Naturwissenschaften erlernte. Daher sind seine Werke, von denen wir leider nur noch den Zeichner und die Harmoniumspielerin besitzen, weit einfacher und praktischer gebaut. Der Zeichner, im Prinzip dem Schreiber nachgebildet, gab uns zwei Proben seiner Kunst mit, den Kopf Ludwigs XV. in flotten

charakteristischen Strichen und die kindlich naive Zeichnung von Mon Toutou.

Einst saß diese Kinderfigur vor dem prächtigen Pariser Hofstaat und warf den Kopf des Königs, in den gleichen feinen Strichen wie heute, aufs Papier. Jene Zeiten einer Pompadour, Dubarry sind dahin; unabänderlich, wie die Hand des Schicksals, ist nur der Stift dieser kleinen Figur aus jenen Tagen vor der Revolution für die Zukunft lebendig geblieben.



Wogend, gleich der Zeit, in der sie geschaffen wurden, war das Schicksal der drei Androiden. Der junge Droz zog, ermuntert durch den Erfolg seines Vaters am spanischen Hofe, mit ihnen zur See gen Madrid. Doch ein Sturm warf das Schiff auf die französische Küste, und die Figuren litten stark durch eingedrungenes Seewasser. Mit vieler Mühe gelang es, die drei wieder herzurichten, und die Reise wurde von neuem unternommen. In Madrid angekommen, schlug der englische Unternehmer, der die Reise veranlaßt hatte, tüchtig Reklame und pries die Androiden als wahre Wunderwerke an. Auch die heilige Inquisition kam wieder, sah sich die Werke an — so unfaßbar es heute klingt — beschlagnahmte die drei Figuren und steckte Droz in den Kerker. Als er nach vielen Leiden die Freiheit erlangte, verweigerte man ihm die Herausgabe seiner Zauberfiguren, und arm und bloß eilte Droz zu seinem Vater nach La Chaux-de-Fonds zurück. Der Verlust seiner Werke schmerzte den Künstler sehr, und als der Vater 1788 starb, folgte er ihm nach Jahresfrist, kaum 37 Jahre alt. Dem englischen Unternehmer war es jedoch gelungen, die Androiden in Madrid freizubekommen und an einen Franzosen zu verkaufen. Weil dieser niemand finden konnte, der die Werke zu bedienen imstande war, ließ er sie auf das Schloß Mattignon bei Bayonne bringen. Hier blieben sie 35 Jahre und wurden vergessen. Erst nach dem Tode des Besitzers entdeckte der Sohn die künstlichen Figuren in einer Rumpelkammer; da er aber auch wieder keinen fand, der sie meistern konnte, schlug er sie an einen Händler los. Und noch in manche Hände kamen die Werke so, weil niemand sie verstand, niemand sich in ihrem staunenswerten Mechanismus zurechtfinden konnte. Der erste, dem dies gelang, war um 1825 der Mechaniker Bourquin, der eine Reihe durchgreifender Veränderungen an den Apparaten vornahm. Später erwarb sie ein Dresdener Mechaniker namens Martin, und auf seinen Reisen in den Jahren 1873—1890 wurden die Androiden dem deutschen Publikum bekannt. Martin kannte den Mechanismus genau, doch plötzlich starb er, ehe sein Sohn, der damals die Uhrmacherei erlernte, sich mit den Werken vertraut gemacht hatte. Trotz jahrelanger Studien gelang es dem jüngeren Martin nicht, des Erbes seines Vaters dauernd Herr zu werden. So gingen diese Kunstwerke, die ja wahrlich verhext scheinen, wie die Inquisition annahm, im vergangenen Jahr in den Besitz der Marfelsschen Uhrensammlung in Berlin über. Hier fand sich auch ein Fachmann, Emil Frölich, der die Kenntnisse und Ausdauer besaß, die Werke wieder instand zu setzen. Bei dem ältesten, dem Schreiber, ist die Reparatur in „nur" sieben Monaten gelungen, Zeichner und Harmoniumspielerin haben noch eine Kur von einem Jahr oder länger vor sich.

Über das Wie des Mechanismus wird man kaum in einer Fachzeitung etwas einigermaßen Verständliches sagen können. Ohne jede Übertreibung kann man aber behaupten, daß die drei Androiden von Droz die geistvollsten, kompliziertesten und naturgetreuesten Automaten sind, die es gab. Auch unsere an alles mögliche heranreichende Gegenwart, noch weniger die Zukunft, werden mal an eine derartige neue Arbeit herangehen, weil niemand die Zeit und das Kapital an sie wenden würde. Die erste Abbildung zeigt die Androiden wie sie heute sind. Links und rechts sehen wir zwei Kästchen mit den nötigen Zubehören, insbesondere den verschiedenen Kurven, die den Bleistift und den Gänsekiel bewegen. Jeder Zug, den die beiden Griffelkünstler machen, wird nämlich durch drei Kurven zugleich betätigt. Ungelöst ist bisher die Aufgabe, beispielsweise beim Zeichner eine neue Zeichnung, sagen wir, den Kopf Schillers, in derartigen Zeitkurven zu fixieren.



König Ludwig XV.

Staunen erregend ist die Natürlichkeit der Bewegungen an den Figuren. So hält der Zeichner dann und wann inne und bläst, deutlich hörbar, den Staub von seiner Zeichnung, der Schreiber achtet genau auf jeden Strich, den er tut. Die fünf Werke, die in der Harmoniumspielerin stecken, lassen ihre Finger in jedem nötigen Tempo bis hinauf zu Läufen und Trillern über die Tasten gleiten. Und das ist kein blindes Spiel, nein, die Finger drücken jede Taste nieder. Nach ihrer Instandsetzung werden die Androiden von einer Vereinigung von Kunstfreunden dem Museum zu La Chaux-de-Fonds, der Heimatstadt beider Droz, überwiesen werden. Dann hat ihr unruhiges Wanderleben ein Ende. Generationen werden sie dann dort, nach menschlichem Ermessen, noch bewundern können.

Josef Fouché.

Ein politischer Abenteurer.

Von Heinrich Bauer.

Auch die Schlechtigkeit, die Verworfenheit des Charakters hat ihre Heroen, deren Gestalten über das Massengewimmel der wechselnden Menschengeschlechter emporragen, freilich nicht wie Ehrensäulen der Menschheit. Zu ihnen gehört auch der Mann, dessen Bild wir im folgenden skizzieren wollen, Josef Fouché. Seine Feinde haben ihn als einen in Blut und Mord schwelgenden Bösewicht, als eine Verkörperung alles Schlechten an den Pranger gestellt, und doch war Fouché keine Gewaltnatur. Als Beamter, als Parteimann neigte er, „wo es die Verhältnisse gestatteten", viel eher zur ausgleichenden Milde, erwies er sich selbst Gegnern vielfach hilfreich und gewann sich auf diese Weise manchen Freund. Aber der ihn beherrschende Charakterzug war Selbstsucht und Machtgier. Wo seine persönlichen Pläne und Interessen in Frage kamen, war er jeder Schlechtigkeit fähig und schreckte selbst vor Greueltaten nicht zurück. Später aber war es sein böses Gewissen, das ihn seine einzige Rettung darin erblicken ließ, daß er unter allen Umständen auf der Seite des Besenstiels seinen Platz behauptete. Dies ertötete in ihm jede Spur moralischen Sinnes, und es ward ihm gänzlich gleichgültig, welcher Sache er diente, wenn er nur zu den Regierenden gehörte.

Fouché ist einundsechzig Jahre alt geworden, und hiervon war er dreiundzwanzig Jahre lang im politischen Leben Frankreichs hervorragend tätig. Er hat es fertig gebracht, in diesem Zeitraume als gemäßigt liberaler Abgeordneter einer girondistischen Stadt in den Konvent zu treten, in diesem rasch zum Schreckensmann sich umzuhäuten, sodann unter dem Direktorium, unter dem Konsulat und Kaiserreich als Polizeiminister zu wirken, nach der Schlacht bei Leipzig den Bourbonen sich anzubieten, während der hundert Tage unter Napoleon abermals das Polizeiministerium zu übernehmen und dann in

der gleichen Eigenschaft in den Dienst des „allerchristlichsten Königs" sich hineinzuschängeln.

Die Feinde Fouchés, deren Haß sein Bild nicht abstoßend genug malen konnte, haben aus ihm einen abtrünnigen Priester gemacht. Dies ist unzutreffend. Er trat allerdings am 11. November 1781, als zweiundzwanzigjähriger junger Mann, in das Seminar des Oratoriums Jesu zu Nantes. Aber in dieser Anstalt wurden nicht nur Priester, sondern auch Gelehrte herangezogen, und Fouché hat zwar die Tonsur und die niederen Weihen empfangen, er ist aber nie Priester geworden. Fouchés Lieblingsfächer waren Mathematik und Naturkunde, und in ihnen hat er sich zum Lehrer ausgebildet, ist als solcher auch an verschiedenen Anstalten der Oratorianer tätig gewesen. So finden wir ihn im Jahre 1788 als Lehrer am Kollegium zu Arras, wo er den noch wenig hervortretenden Advokaten Maximilian Robespierre kennenlernte. Die Schwester dieses letzteren, Charlotte, eröffnete die lange Reihe derjenigen, die Fouché in seinem Leben betrogen hat. Er erwarb ihre Zuneigung und versprach ihr die Ehe, ließ sie dann aber schnöde sitzen. Robespierre hat ihm das nicht vergessen, und als er im Konvent nach Fouchés Kopfe trachtete, wirkte die Erinnerung an jene Treulosigkeit mit.

War Fouché schon zu Arras in eine durch die beginnenden revolutionären Regungen gespannte Atmosphäre gelangt, so kam er durch seine Versetzung an das Kollegium zu Nantes erst recht in eine bereits fieberhaft erregte Umgebung.

Als im Jahre 1792 das Oratorium aufgelöst worden war, verheiratete er sich mit der Tochter einer sehr angesehenen Familie. Sie war nichts weniger als eine Schönheit, aber beide lebten sehr glücklich zusammen.

Für Flitterwochen blieb dem jungen Paar freilich keine Zeit, denn unmittelbar vor der Hochzeit war Fouché zu einem der Vertreter Nantes' im Konvent gewählt worden. Er erhielt das Mandat als gemäßigter Liberaler, der, wie er feierlich erklärt hatte, aufbauen, nicht zerstören wollte. Fouché nahm dementsprechend seinen Sitz im Konvent auf der Rechten unter den Girondisten. Er sprach fast gar nicht und entschuldigte sein Schweigen mit dem Hinweis auf seine schwache Lunge. Aber er arbeitete fleißig in den Kommissionen und wirkte hier gegen die Konfiskation des Eigentums der Kongregationen.

Aber schon der Dezember des Jahres 1792 brachte eine jähe Wendung. Am 10. dieses Monats begann vor dem Konvent der Prozeß des Königs. Fouché erklärte sich seinen Freunden gegenüber aufs entschiedenste gegen die Verurteilung Ludwigs XVI. zum Tode. Noch am Abend des 15. Dezember zeigte er seinem alten Freunde, dem Exoratorianer Daunou, eine ausführliche Begründung seiner Stimmabgabe in diesem Sinne. Daunou stimmte dann auch am 16. gegen den Tod; aber wer beschreibt sein Erstaunen, als Fouché auf die Tribüne stieg und mit schwacher, kränklicher Stimme nur die Worte „La mort" sprach!

Es war dies die erste Betätigung jener Hauptkunstfertigkeit Fouchés, die schnüffelnde Nase stets im Winde zu haben und die kommenden Entdeckungen mit fast untrüglicher Sicherheit vorherzuwittern. Seinem Scharfblick war in den entscheidenden Tagen die Spaltung in der girondistischen Partei nicht entgangen; er sah das blutige Gestirn der Jakobiner aufgehen, und rasch entschlossen warf er sich auf deren Seite.

Wie ein Gespenst hat seine Abstimmung am 16. Dezember Fouché durch sein späteres Leben verfolgt, weil sie sich als sehr gefährlich für ihn erwies und auch wirklich seinen Sturz herbeigeführt hat. Unmittelbar nach der Verurteilung des Königs veröffentlichte Fouché eine bluttriefende Denkschrift über sie, in der er den armen Ludwig als Tyrannen brandmarkte. Jetzt donnerte er von der Tribüne, seine Lunge war auf einmal gesund geworden.

Aber das alles war noch Kinderspiel gegen die Taten, die Fouché alsbald in der Provinz vollbringen sollte. Im Westen grollte bereits die royalistische Gegenrevolution. Lyon und Marseille hatten sich empört. Freiwillige mußten gegen die Gefahr aufgeboten werden, und Fouché löste die Aufgabe in den Departements des Südostens und Zentrums sehr glücklich. Die eigentliche Blutarbeit überließ er noch vorsichtig den von ihm eingesetzten Revolutionsausschüssen. Aber angesichts der immer noch ansteigenden Schreckensherrschaft in Paris bezeigte er seine Gesinnungstüchtigkeit durch Toben wider die Priester und durch geflissentliche Entweihung der Kirchen. Gleichzeitig predigte er den wildesten Kommunismus, befahl, daß die Bäcker nur noch eine Art Brot, das „Brot der Gleichheit" backen dürfen, und setzte „Ausschüsse der Menschenfreundlichkeit" ein, welche die Reichen zwangen, ihren Überfluß mit den Armen zu teilen. Zugunsten der wertlosen Assignate zog er aber auch alles bare Geld ein, während er gleichzeitig alle wertvollen Kirchengeräte beschlagnahmte.

Den Gipfel erreichte das revolutionäre Wüten Fouchés, nachdem er im November 1793 mit dem halb wahnsinnigen schwelgerischen und trunksüchtigen früheren Komödianten Collot d'Herbois zusammen in das am 8. Oktober unterworfene Lyon gesandt wurde, um die systematische Zerstörung dieser großen Stadt auszuführen. Auf den Ruinen der von Reichen bewohnten Viertel sollte eine Schandsäule errichtet werden mit der Inschrift: „Lyon bekriegte die Freiheit, Lyon ist nicht mehr." Diese Zerstörung blieb nur Stückwerk, aber furchtbar arbeitete die Guillotine; in fünf Monaten verbluteten unter ihr etwa 500 Bürger. Das ging aber viel zu langsam. Deshalb schritten die Prokonsuln zur Massenerschießung von Verurteilten. In ganzen Scharen wurden diese mit Stricken zusammengebunden, zwischen zwei Gräben aufgestellt und im Beisein Collots und Fouchés mit Kartätschen niedergeschossen. Die bloß Verwundeten und Verstümmelten wurden nachher mit Bajonettstichen und Säbelhieben vollends getötet. Etwa 2000 Bürger Lyons wurden auf diese Weise hingeschlachtet.

Collot schwelgte in diesen Greueln; von den Schlächtereien floh er in die Arme von Dirnen, Fouché eilte von der Richtstätte an die Wiege seines Töchterchens und zerfloß in Zärtlichkeit als Vater und Gatte. Aber der Verworfenere von beiden war doch er; Collot war ein Ungeheuer, aber ein wirklicher Fanatiker, Fouché dagegen mordete, nur um sich den Machthabern in Paris angenehm zu machen. Dabei sorgte er aber, da ja der Wind in Paris umschlagen konnte, doch gleichzeitig dafür, daß Collot als der eigentliche und verantwortliche Anstifter aller Bluttaten erschien. Im Wüten gegen das Privateigentum, gegen die christliche Religion, gegen Kirchen und Priester überbot er allerdings Collot. Diesmal hatte aber Fouché die Nase doch zu spät im Wind. In Paris hatte inzwischen Robespierre mit dem Atheismus gebrochen und beschlossen, mit den Extremen aufzuräumen. Auf seiner Proskriptionsliste stand auch Fouché. Mit bangen Ahnungen machte dieser sich auf den Weg, als ihn Anfang April 1804 der Wohlfahrtsausschuß nach Paris zurückberief.

Es war das furchtbare Jahr, in dem die Schreckensmänner einander gegenseitig abschlachteten. Fouché fand die Reihen derer, mit denen er im Konvent auf den gleichen Bänken gesessen hatte, unheimlich gelichtet. Die Guillotine, der Kerker, die Verbannung hatten unter ihnen aufgeräumt. Robespierre machte Fouché aus seinem Hasse kein Hehl. Er bewirkte als Vorsitzender des Jakobinerklubs die Ausstoßung Fouchés aus dem Klub und griff ihn auch im Konvent selbst wütend an. Angstvoll verbarg sich Fouché jetzt in den entlegensten Winkeln von Paris, aber nur, um hinterrücks den Diktator um so sicherer zu verderben. Wie ein Fuchs schlich er nächtlicherweile umher und flüsterte allen, die mit Robespierre nicht auf ganz sicherem Fuße standen, zu, daß sie nur noch die Wahl zwischen der Vernichtung des Gewalthabers und dem eigenen Untergang hätten. Er verbreitete phantastische Proskriptionslisten und brachte so jene Verschwörung zustande, die am 27. Juli, dem Tage, an dem Robespierre gegen Fouché und andere den tödlichen Streich führen wollte, diesen selbst zu Fall und auf das Schafott brachte.

Mit Robespierre war indessen die den alten Mitgliedern der Bergpartei feindliche Umstimmung der Geister keineswegs aus der Welt geschafft. Vergebens predigte Fouché den Jakobinern und dem Zentrum, daß jede Reaktion nur der Wiederherstellung des alten Königtums dienen könne, und daß eine solche für alle alten Revolutionäre martervolle Hinrichtung bedeute. Die Rachegeister seiner Lyoner Taten ließen sich dadurch nicht bannen. Es regnete im Konvent Anklagen auf ihn, und im August 1795 wurde seine Verhaftung beschlossen. Daß sie nicht ausgeführt wurde, hatte er ohne Zweifel einer geheimen Einwirkung von Barras zu danken. Was aber wirklich seine Zukunft rettete, das waren die Kanonen des jungen Generals Bonaparte, der in der Tat im Oktober einen offenen royalistischen Aufstand in Paris niederwerfen mußte. Dieses Ereignis gab den Warnungen Fouchés recht, und der Konvent schloß ihn daher unmittelbar vor seiner Auflösung in die damalige Amnestie ein. Aber damit war für Fouché nur das nackte Leben gerettet; die neue Direktorialregierung nahm keine Notiz von ihm, seine Familie war verarmt, er geriet in das tiefste Elend und lebte zeitweilig von Almosen Barras', dem er als Spion diente. Schließlich wurde er auch noch als lästig aus Paris ausgewiesen. Erst Ende 1796 rief ihn Barras, der sich gegen die royalistische Bewegung wieder auf die Jakobiner stützen wollte, zurück und übertrug ihm Armeelieferungen, die Fouché Gelegenheit gaben, sich ein neues Vermögen zu schaffen.

Hiermit war der große Wendepunkt in Fouchés Leben eingetreten. Er drängte, da die Royalisten seine stillen Versuche, sich bei ihnen anzufreunden, mit Verachtung zurückwiesen, zu dem Staatsstreiche vom 4. September 1797, durch den die beiden royalistischen Direktoren von ihren drei republikanischen Kollegen ausgestoßen wurden. Einige auswärtige Missionen, zu denen er nun berufen wurde, hatten freilich den Zweck, den gefährlichen Menschen von Paris fernzuhalten, aber er führte die letzte so geschickt aus, daß ihn das Direktorium 1799 zum Minister der allgemeinen Polizei ernannte. Zu dieser Zeit wartete in Ägypten Bonaparte auf die günstige Woge, die ihn wieder an die Küste Frankreichs tragen sollte.

Damals konnte es sich für das Direktorium nur noch darum handeln, ob es in einer royalistischen, jakobinischen oder cäsaristischen Sauce verspeist werden sollte. Fouché, der von einer Wiederherstellung des Königtums für sich nur Tod und Verderben erwartete, suchte einen tapferen Degen und richtete seine Augen auf Bonaparte, über den er durch dessen Gemahlin Josefine völlig auf dem Laufenden erhalten wurde. Barras und Sieyès hatten Fouché zum Minister erhoben, weil ihn jeder der beiden als Werkzeug für seine besonderen Pläne benutzen zu können meinte. Fouché aber kehrte den Stiel um; er suchte zuerst Barras für Bonaparte zu werben, und als jener zauderte, ließ er kühlen Herzens seinen alten Gönner fallen und verständigte sich mit Sieyès. Er war es dann, der nach Bonapartes Landung den Staatsstreich am 9. November 1799 (18. Brumaire) vorbereitete, den sehr schwankenden General in dem Vorhaben befestigte, Barras rechtzeitig hinter Schloß und Riegel brachte und, während Bonaparte in Versailles den Rat der Fünfhundert auseinandersprengte, für das Ruhigbleiben der Hauptstadt sorgte. Wäre der Streich fehlgeschlagen, so hatte er bereits alle Vorkehrungen getroffen, in solchem Falle alsbald den General festnehmen zu lassen.

Seiner aus bösem Gewissen entspringenden Reaktionsangst war Fouché mit dem Sieg vom 9. November freilich noch nicht überhoben. Viele Royalisten glaubten damals Bonaparte für ihre Sache in Vorspann nehmen zu können. Andererseits drängte sich um diesen selbst eine gefährliche Kamarilla, die ihn für ein cäsaristisch reaktionäres Regiment zu gewinnen suchte. Fouché suchte sich also einerseits die von ihm vor und nach dem Staatsstreich sehr schroff behandelten Jakobiner wieder zu versöhnen, andererseits weckte er im royalistischen Lager die Überzeugung, daß ohne ihn überhaupt nie eine Restauration zustande kommen könne.

Gleichzeitig bewältigte er die ungeheure Arbeit der Neuorganisation der gänzlich verrotteten Polizei. Der Erste Konsul wußte diese Verdienste wohl zu schätzen, aber er konnte es Fouché nicht verzeihen, daß dieser sich der Ehescheidung von Josephine und der Verlängerung des Konsulats auf Lebenszeit widersetzte. Von der letzteren befürchtete Fouché eine allgemeine Reaktion, und in Josephinens Kinderlosigkeit erblickte er eine Bürgschaft gegen die Gründung einer neuen Dynastie, die seiner Überzeugung nach ebenfalls nur zur Reaktion führen konnte. Nach dem Frieden von Amiens aber, der Bonapartes Ansehen auf den Gipfel hob, war kein Halten mehr. Dieser ließ sich 1802 durch Volksabstimmung das lebenslängliche Konsulat zuerkennen, und Fouché wurde entlassen und mit einer fetten Senatorie, sowie einem Geldgeschenk abgespeist.

Aber schon das Jahr 1804 machte dieser unfreiwilligen Muße ein Ende. Nach der royalistischen Verschwörung Moreaus, Richepins und Cadoudals bemerkte Bonaparte mit Schrecken, in welchen Verfall seit Fouchés Entlassung die Polizei geraten war; auch glaubte er des Mannes zu bedürfen, damit er für die nunmehr geplante Proklamierung des Kaiserreichs die Jakobiner in Ruhe halte. Und Fouché übernahm die ihm zugedachte Rolle; er stand damals im 45. Jahre, war aber durch sein stürmisches Leben früh zum Greis geworden. Seine große hagere und knochige Gestalt war etwas gebeugt, spärliche schlichte blonde Haare bedeckten sein Haupt. Seine Gesichtszüge waren häßlich, aber bedeutend. Sein ungewöhnlich blasses Antlitz war meist starr wie eine Totenmaske, aber seine grünen Augen, wenn auch meist verschleiert, konnten in jähem Blitz aufflammen und dem Gegner mit stechendem Blick ins Innerste dringen. Er war damals im Vollbesitz aller seiner Kräfte und leistete jetzt das Höchste in seiner Kunst, unter der Regierung von heute bereits der Mann der Regierung von morgen zu sein. Das Kaiserreich machte er sich jetzt dadurch mundgerecht, daß er es nicht für den Vernichter, sondern für die Vollendung und Krönung der Revolution erklärte. Während er aber im Namen des Kaisers Royalisten und Jakobiner verfolgen mußte, spann er doch tausend Fäden nach beiden Lagern. Obgleich Josephine stets seine treue Freundin gewesen war, arbeitete er jetzt emsig an der Scheidung; der königsmörderische Kaiser sollte eine Dynastie gründen, damit Fouché ruhig in die Zukunft blicken könne, aber eben darum auch störten ihn die unaufhörlichen Kriege, die das Leben Napoleons tausend Zufälligkeiten aussetzten. Als dieser daher nach Spanien gegangen war, fand Fouché sich sogar mit seinem alten Feind Talleyrand zusammen, um beizeiten einen Nachfolger ins Auge zu fassen. Aber der Kaiser erhielt Wind von den Umtrieben. Als er im Jahre 1808 aus Spanien zurückkehrte, kam Fouché die zu gelegener Zeit bewerkstelligte Entdeckung einer royalistischen Verschwörung und der Ausbruch des Krieges von 1809 zugute. Zu diesem trieb er, der „Mann des Friedens", jetzt selbst, um sich Luft zu machen, und weil er sich von dem Krieg gegen den Kaiser Franz den Zusammenbruch des von ihm sehr gefürchteten österreichischen Heiratsprojektes versprach. Vor der Abreise des Kaisers wurde er sogar noch zum Herzog von Otranto erhoben. Im übrigen führte der Krieg gerade herbei, was Fouché so sehr gefürchtet hatte, die Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise, und diese hatte tatsächlich auch die von ihm vorhergesehene Reaktion zur Folge. Am Hofe Napoleons begann der Schatten Ludwigs XVI. umzugehen; verschollen gewesene Gestalten des alten Regimes tauchten dort wieder auf, der Kaiser selbst wünschte dringend die Annäherung des alten Adels.

Fouché, der um diese Zeit immer mehr an einen auf hohem Turmseil seine halsbrecherischen Künste übenden Seiltänzer erinnerte, faßte jetzt den unglaublich kühnen Plan, sich den Kaiser für immer zu verpflichten, indem er insgeheim auf eigene Hand durch sehr fragwürdige Vermittler England zum Friedensschluß zu bewegen suchte. Als der Kaiser hiervon Kunde bekam, geriet er in die heftigste Wut, da er von des Ministers Vorgehen eine Schädigung seiner Beziehungen zu

Rußland fürchtete. Fouché wurde 1810 seines Ministeriums enthoben und zog sich „amtsmüde“ zurück.

Das entscheidungsvolle Jahr 1813 mußte Fouché außerhalb Frankreichs zubringen. Napoleon beauftragte ihn mit Missionen in Dalmatien und Italien, um den ihm verdächtigen Mann fern zu halten. Dies sollte sich bitter rächen, denn Fouché wurde der hauptsächliche Berater des Königs Murat von Neapel, als dieser in schnödem Verrat sich der Koalition gegen Napoleon anschloß. Für Fouché war Napoleon seit dem Beginn des Jahres 1814 trotz der vereinzelten kriegerischen Erfolge eine abgetane Größe, sobald feststand, daß die Verbündeten dessen Abdankung durchzusetzen entschlossen waren. Er eilte Anfang April spornstreichs nach Paris, wo nach dem Einzug der Verbündeten der zunächst durch den Grafen von Artois vertretene Ludwig XVIII. vom Senat als König proklamiert und eine provisorische Regierung ernannt worden war. Trotz seiner Bemühungen bei dem Grafen von Artois und vielen Royalisten gelang es ihm jedoch nicht, Boden zu gewinnen. Verstimmt zog er sich endlich mit der Prophezeiung zurück, wenn die royalistischen Ausschreitungen anhielten und die Küste nicht besser bewacht würde, werde der Frühling mit den Veilchen und Schwalben auch Bonaparte zurückbringen. Und damit behielt er recht.

Er war der Erste, der, am 5. März 1815, die Nachricht von der Landung Napoleons erhielt. In der Überzeugung, daß die Bourbonen, um für ihn reif zu werden, noch einer Demütigung bedürften, benutzte er sie nicht, um den König zu warnen, sondern um die entschlossensten Anhänger Napoleons unter den Generalen in Kenntnis zu setzen und so die Lawine ins Rollen zu bringen.

Der König bot Fouché jetzt ein Portefeuille an, und als dieser Ausflüchte machte, wurde seine Verhaftung angeordnet. Aber während Fouché in seinem wie ein Fuchsbau eingerichteten Palais mit dem Führer der Häscher verhandelte, lehnte er sich an eine geheime Tür, durch die er, als jener einen Augenblick auf die Seite sah, spurlos verschwand, um erst Ende März wieder in den Tuilerien aufzutauchen, wo am 20. März, wie in Dornröschens Schloß, der kaiserliche Hof vom Stallknecht bis zu den höchsten Würdenträgern mit einem Schlage wieder erwacht war. Napoleon, vom tiefsten Mißtrauen gegen Fouché erfüllt, glaubte ihn doch nicht entbehren zu können und ernannte ihn wieder zum Polizeiminister. Jetzt begann die kurze Komödie des „liberalen Kaiserreichs“! Fouché benutzte dieses Zwischenspiel, um sich durch geheime Verhandlungen mit den Verbündeten zu vergewissern, daß diese entschlossen seien, Ludwig XVIII. wieder einzusetzen. Auf Grund dieser Gewißheit gelang es ihm auch, die Royalisten zum Verzicht auf die geplante Erhebung im Westen zu bestimmen, indem er ihnen darlegte, daß die Herrschaft des toll gewordenen Korsen nur eine Episode sei, und daß die baldige Entscheidung im Norden fallen werde. Durch diesen Erfolg streute er gleichzeitig Napoleon Sand in die Augen.

Am Abend des 19. Juni war Fouché im Besitze der Nachricht von Napoleons vernichtender Niederlage bei Waterloo. Von Stund an hatte er nur noch zwei Ziele im Auge, Napoleon so rasch wie möglich von der Bildfläche verschwinden zu lassen und in Ludwig XVIII. den Eindruck zu wecken, daß er, Fouché, derjenige sei, der dessen Rückkehr vorbereitet und ermöglicht habe. „Ich hätte ihn hängen lassen sollen“, waren die letzten Worte, die Napoleon bald darauf bei seiner Abreise Fouché widmete; „ich muß das jetzt den Bourbonen überlassen.“

Als Vorsitzender einer neu gewählten Regierungskommission verhandelte Fouché jetzt ganz unabhängig mit Wellington und durch diesen mit Ludwig XVIII. In dessen Namen bot ihm Talleyrand ein Portefeuille und volle Amnestie für seine Freunde an. Am 7. Juli hatte Fouché eine Audienz bei Ludwig und verließ das Kabinett als Polizeiminister des Königs.

Aber dieser letzte Triumph sollte nur kurz währen. Der Haß der „Ultras“, der extremen Royalisten, ließ sich selbst dadurch nicht versöhnen, daß Fouché sich soweit erniedrigte, selbst die Proskriptionslisten gegen die Republikaner und Bonapartisten aufzustellen. Er wurde zwar dreimal, darunter für Paris, in die neue Kammer gewählt, aber im übrigen hatten in dieser die Ultras dergestalt die Oberhand, daß der Sturz des Kabinetts unausbleiblich war. Seine Stellung wurde unhaltbar, und der König entschloß sich, ihm sein Ministerium abzunehmen und ihn als Gesandten nach Dresden zu schicken.

Jetzt kam für Fouché die Zeit der langen und schweren Buße. Die Kammer beschloß, ihn mit den am schwersten belasteten Königsmördern und Werkzeugen Napoleons von der Amnestie auszuschließen, und der König mußte ihm infolgedessen seinen Gesandtenposten entziehen, während ihm gleichzeitig die Rückkehr nach Frankreich untersagt und er für bürgerlich tot erklärt wurde. Jetzt nahm ihn Metternich, wie so manchen anderen Schiffbrüchigen des Kaiserreichs, in seine Arme und unter seine Aufsicht. Es wurde ihm zuerst Prag, später Triest als Wohnsitz angewiesen. Wenn man Fouché hörte, fühlte er sich sehr glücklich, aller Staatsgeschäfte enthoben zu sein und sich ganz der Erziehung seiner Kinder widmen zu können. Seine äußere Lage war glänzend: durch Spekulationen, bei denen ihm seine amtliche Stellung zugute gekommen war, hatte er ein Vermögen von dreizehn Millionen Franken gewonnen. Aber innerlich verzehrte er sich vor Gier, wieder zur Macht zu gelangen, und das rieb ihn rasch auf; eine Erkältung machte am 25. Dezember 1820 seinem Leben ein Ende. Sein Leichenbegängnis fand während eines furchtbaren Schneesturmes statt, der den Leichenwagen umwarf. Im Jahre 1875 ließ Fouchés Enkel, Herzog von Otranto, die Überreste seines Großvaters nach Frankreich bringen.

„Der Klingelfahrer“.

Eine Knecht Ruprecht-Geschichte von Max Ludwig.

Das war vor acht Jahren, als Steppke noch ein ganz kleiner Kerl von vier Sommern war. Eigentlich hieß er Leopold. Großmutter hatte es so gewünscht. Es war nämlich Großvaters Name gewesen. Und bei der Geburt ihres Enkels entdeckte die alte Dame an ihm eine so große Ähnlichkeit mit ihrem Seligen, daß sie mit ihrem ganzen großmütterlichen Eigensinn darauf beharrte: er wird Leopold genannt. Aber noch bei ihren Lebzeiten wurde der Name abgelegt, wie ein Kleid, das nicht paßt. Und Großmutter mußte uns allen recht geben: Leopold paßte nicht für unseren Steppke.

Namen wecken in uns ganz bestimmte Vorstellungen. Wenn Steppke blonde Ringellocken und große braune Guckaugen gehabt hätte, dann hätte er Leopold heißen dürfen. Denn es ist, was man so sagt, ein „schöner“ Name. Aber Steppkes Haar war von einem so groben, gesunden und strähnigen Aschblond und seine Äuglein waren so pfiffig geschlitzt, daß es einfach eine Geschmacklosigkeit gewesen wäre, Großmutter den Willen zu tun.

Weil er eine so ullige und kleine Rudel war, wurde er Steppke genannt, und wir hatten die Genugtuung, daß Großmutter selbst den Namen gewissermaßen dokumentarisch bestätigte. In ihrem Testament stand folgender Passus:

„Meinem lieben Enkel aber, Leopold, genannt Steppke, vermache ich . . .“

Ihr hättet den kleinen Kerl nur sehen sollen, wie frech er sich vor den Knecht Ruprecht hinstellte, als er in jenem Jahre aus dem Dunkel des Balkons auftauchte. Die Hände

auf dem Rücken und die Beinchen gespreizt, war sein Erstes, festzustellen, daß der alte Herr seltsamerweise keine Flügel hätte, und er hätte doch fliegen müssen, um auf den Balkon zu kommen.

Es war ein recht peinlicher Regiefehler.

Aber Minna wußte doch noch die notwendige Zerknirschung zu erzielen, indem sie Steppken an seine sämtlichen Ungezogenheiten der letzten Wochen dräuend erinnerte. Sein Versprechen, sich bessern zu wollen, kam wirklich aus tiefstem Herzen.

Zwar wunderte er sich nachträglich doch noch über mancherlei. Zum Beispiel darüber, daß Knecht Ruprecht diesmal einen grauen Bart trug, während er im vorigen Jahr ganz weiß gewesen war. Mutti hatte nämlich die Maske verlegt und rasch aus einem ausgedienten grauen Bettvorleger die unentbehrlichen Barthaare zusammengerupft. Aber Steppke beruhigte sich bei der Erklärung, daß es eben mehr als einen Knecht Ruprecht gäbe, seitdem der ungezogenen Kinder alle Jahr mehr würden.

Einiges Bedenken mußte ihm auch die Rute verursacht haben. Denn noch am ersten Weihnachtsfeiertag behauptete er in der Küche, daß der Schaumschläger aus Weidenzweigen, mit dem unsere Minna Sahne schlug, ganz genau so aussähe wie Knecht Ruprechts fürchterliches Erziehungsmittel.

Minna war es übrigens, die für diesen Punkt eine Ausrede fand. „Siehste, Steppke," sagte sie, „wenn ick mit die Rute hier de Sahne schlage, so dauert's jar nich lange, un se is jut. Des hat sich der Knecht Ruprecht gemerkt und hat sich gerade so eine angeschafft, damit die Kinder gut werden, die er mit se schlägt." Steppke riß seine kleinen Schlitzaugen so weit auf wie er nur konnte, und in Zukunft machte er stets einen ehrfurchtsvollen Bogen um den Schaumschläger am Küchenbrett. Er bildete fortan die einzige Autorität für ihn, an die mit einigem Erfolg appelliert wurde.

Auch am zweiten Feiertag mußte der Schaumschläger herhalten.

Minna hatte ihr Ausgehen. Wir hatten uns darum recht häuslich eingerichtet. Mittags gab's Aufgewärmtes und abends wollten wir auf den Kopf höchstens einen Teller schmutzig machen. Vorher sollte noch mal der Baum angebrannt werden, Steppke durfte eine Stunde länger aufbleiben und mit seinem Zoologischen Garten spielen, und Mutti und ich hätten gelesen, geraucht, mit einem Wort, jeder hätte sich auf seine eigene Weise den stillen Abend behaglich gemacht. Wir hatten ordentlich Angst, daß uns irgend ein unvorhergesehener Besuch um unsere Gemütlichkeit bringen könnte.

Richtig! Um fünf Uhr klingelt's. Ein Rohrpostbrief: Zwei Billette für die Oper. Glück und Pech auf einem Ritt.

„Tannhäuser!" haucht Mutter und verdreht sehnsüchtig die Augen. „Erstes Parkett," sag ich und denke an die fünfzehn Mark, die wir da wegschmeißen müssen. „Daß Tante Anna auch gerade heute ihre Migräne haben muß!"

„Wer weiß, ob sie beim nächsten Male Billette gehabt hätte!" wirft Mutti ein.

Ich ersehe aus ihren Worten, daß sie anfängt, sich mit dem Zufall auszusöhnen.

„Ja, aber was machen wir nur?" Ein fragender Blick nach Steppke hinüber, der eben versucht, den Löwenritt darzustellen, und darüber entrüstet scheint, daß seine Zunge kein Leimpinsel ist: der Löwe will trotz aller auf ihn verschwendeten Spucke auf dem schrägen Giraffenrücken nicht haften bleiben.

Im Nebenzimmer hecken wir unseren Schlachtplan aus.

Minna muß dran glauben. Sie hat Gott sei Dank keinen Schatz. Sonst hätte keine Macht der Erde sie zum Verzicht auf ihr Ausgehen bewegen können.

Was sie vorgehabt hätte, fragen wir etwas zaghaft.

„Jotteken, so zu meine Freindin und nachsehn, wat se jekricht hat, vielleicht auch noch'n bißchen spazian, in de Siejesallee zum Beispiel."

„Minna — gefällt Ihnen diese Schürze?" Und Minna ahnt etwas und geniert sich.

„O gnädige Frau, so was ist doch jar nich netich . . ."

Wir mußten sie ihr ordentlich aufdrängen. Und dann hüllte sich Mutti in ihren hübschen blauen Abendmantel, nachdem sie vorher den federleichten armenischen Seidenschal um ihr zufriedenes Gesichtchen geschlungen hatte, und fort ging's.

Und Minna sitzt bei unserem Steppke und füttert ihn mit Milchsuppe und spielt nachher noch eine Weile Zoologischer Garten mit ihm. Er ist schon ausgezogen und kniet im Nachtrock in seinem Bettchen, ein richtiger kleiner König über all das bunte Getier um ihn herum.

Minna läßt manchmal die Hände in den Schoß sinken, denkt an dies und das, an die Schürze, an das Kleid, das sie sich aus ihrem Weihnachtsstoff machen lassen wird, auch daran, daß es die Herrschaft eigentlich gut hat, sie selbst allerdings auch nicht schlecht; dann gähnt sie und kämpft mit einer allzufrühen Müdigkeit. Die blaue Ampel im Schlafzimmer ist schuld daran, und plötzlich fällt ihr was ein. Das Kindermädchen von Professors oben muß heute auch zu Hause bleiben wegen des Kleinen, das sie haben. Wie wäre es, wenn sie rasch mal zu ihr raufspränge und sich die Weihnachtsgeschenke ansähe? „Steppke, es ist Zeit. Nu wird jeschlafen."

Mit der ihr eigenen Energie packt sie Steppkes Spielsachen zusammen, gibt ihm einen Kuß — früher hat sie ihm keinen gegeben, weil Mutti sich das immer verbeten hat — schraubt die Ampel noch etwas herunter und geht hinaus.

Aber dann dreht sie sich noch mal um und sagt: „Steppke, du wirst ganz artig sein. Ich gehe eben mal den Mülleimer runtertragen. Bin gleich wieder da."

Höchstens zehn Minuten, denkt sie, will ich bleiben. Wirklich nicht mehr. Aber Professors Kindermädchen, die drollige Person, die macht aus zehn Minuten eine Stunde, so viel weiß sie zu erzählen. „Minna, der Junge ist fünf Jahre, was soll ihm passieren? Noch fünf Minuten! Ja, was wollt ich denn noch sagen? Richtig, nu denken Sie sich, unsere Frau also, die hört das . . ." und so geht es eine gute halbe Stunde lang.

Und Steppke ist ganz allein. Er kann nicht schlafen. Der Löwe ist vorhin unter das Bett gefallen und nicht mit in die Kiste gepackt worden. Das beunruhigte den kleinen Mann. Und kurzer Hand kriecht er aus den Kissen und langt sich das hübsche goldgelbe Tier unter dem Bett hervor. Dann sitzt er aufrecht und betrachtet es sich verwundert. Wie sonderbar es aussieht. Es steht ganz einsam auf dem weißen Feld des Bettes, die rechte Pranke erhoben und das Maul weit aufgerissen.

Die Ampel wirft ihren blauen Schein über den Raum und breitet eine heimliche Stimmung über ihn. Steppke ist stolz. Er ist ganz allein in der großen Wohnung. Kann man sich das überhaupt ausdenken?

Zuerst kommt der Eltern Schlafzimmer, gleich nebenan. Und dann Wohnzimmer, Papas Zimmer, und ganz hinten in dem großen Speisezimmer — da steht der Weihnachtsbaum.

Mit einem Mal erinnert sich Steppke daran, daß ihm Mutti versprochen hat, heute den Baum anzuzünden. Und nun hat sie's nicht getan. Wie schlecht ist man mit dem armen kleinen Steppke umgesprungen! Er fängt an, sich furchtbar leid zu tun. Wie ein Knoten sitzt es ihm im Halse, und nicht lange, da schießen ihm die Tränen aus den Augen, und laut aufschluchzend wirft er sich in die Kissen zurück, so daß der Löwe wieder unbarmherzig in die Versenkung geschleudert wird, aus der er eben erst hervorgeholt war.

Und Minna kommt nicht und kommt nicht . . .

Schon hat der Sandmann den einsamen Steppke leise in den Arm genommen, die kleinen Guckaugen blinzeln noch kleiner als sonst in das blaue Licht, das sich zu allerlei merkwürdigen Strahlen und Bildern in der Träne bricht, die an Steppkes Wimpern hängen geblieben ist; da plötzlich . . . klingelte es nicht?

„Rrrrrrr!"

Steppke war in die Höhe geschnellt.

Ob es das Christkindchen war? Ganz so wie vorgestern kam es ihm vor. Da war er auch hier im Kinderzimmer gewesen, ganz allein, und grade so still war es wie heute.



Ein freundlicher Gruß.
Gemälde von K. A. Schlegel.

Und zum anderenmal klingelte es und zum drittenmal.

Das hab' ich nun davon, dachte Steppke, jetzt ist das Christkindchen dagewesen, und ich habe es nicht reinlassen dürfen. Sicher hat es was vergessen gehabt. — Zum Beispiel den Nußknacker, den er sich immer so gewünscht hatte.

Ob ich aufstehe? dachte Steppke weiter. Aber sofort mußte er an Minna denken und an die weiße Rute, die am Küchenbrett hing. Nein, er blieb doch lieber liegen.

Übrigens, war es wirklich das Christkindchen, so konnte es ja auch durchs Schlüsselloch kriechen. Denn als er es vorgestern vergeblich in allen Ecken des Bescherungszimmers gesucht hatte, da hatte Papa unter Lachen gemeint, es muß durchs Schlüsselloch fortgeflogen sein. Und gerade wie Papa lachte Steppke jetzt im Gedanken an den komischen Anblick.

Aber was war das? Ein neues, seltsames Geräusch drang an sein Ohr, ein leises Klirren, von einem Schurren begleitet.

Die Bestätigung! Das Klirren kam von dem kleinen Silberglöcklein her, das das Christkindchen um den Hals trug, und das Schlürfen, das war sein langes Hemd, das über die Dielen streifte. Und ganz deutlich nahm Steppke es wahr: ein breiter Lichtstreifen erschien in der schmalen Spalte zwischen Tür und Schwelle. Erschien und schwand wieder, und dann blitzte es im Schlüsselloch auf, um im nächsten Augenblick die Türangel zu streifen. Auch das stimmte. Wo das Christkindchen ist, da ist es hell und licht.

Und vergessen waren Papa und Mutti, vergessen Minna und die Rute. Zwei kleine Füßchen strampelten quer durch die Stube und zwei Fäustchen hämmerten im nächsten Augenblick gegen die Tür. „Christkindchen, aufmachen, Deppke aufmachen."

Aber nur ein fürchterliches Gepolter war die Antwort.

Und zum zweitenmal, diesmal eigensinniger, ertönte Steppkes Stimme: „Christkindchen, mach auf! Ich hab dich desehn. Bin noch klein, kann nich Tür aufmachen."

Horch! Steppke legte den linken Zeigefinger an die Backe und raffte sprungbereit mit der Rechten sein allzulanges Nachthemdchen. Es schlürft heran. Zögernd erst, aber dann in raschen Schritten. Und die Tür ging auf, und — —

„Ach so," sagte Steppke, ziemlich enttäuscht. „Ich dachte, das Christkindchen! Aber nun ist's ein Recht Rubich."

Vor ihm stand ein fremder Mensch, der aus einer Blendlaterne einen schmalen Lichtschein auf Steppke fallen ließ. In der anderen Hand hatte er allerhand eiserne Werkzeuge. In unschlüssiger Verwunderung blickte er auf den kleinen Hemdenmatz herab, der ihn seinerseits kritisch und eingehend musterte.

„Du hast ja heute so einen kurzen Bart. Und keine Stiefeln hast du an. Ach — du bist wohl schon wieder ein anderer Recht Rubich. Bei uns kommt jedesmal ein anderer."

Da grinste der Fremde über sein ganzes verkommenes Verbrechergesicht und bückte sich nieder, legte sein Werkzeug beiseite und nahm unsern Steppke in seinen Arm.

„Du bist wohl heite janz alleine, Kleener?"

„Ganz allein," war die stolze Antwort.

„Wie heißt'n Eier Mechen? Minna? Die is wohl ooch fort, was? Na, siehste, nu is der Weihnachtsmann jekomm' und will dir treefen."

Damit hob der Kerl Stepplen hoch in die Luft, daß er nur so jauchzte vor Vergnügen.

„Hast du mir was mitdebracht, Recht Rubich?"

„Siehste, des is nu so'ne Jeschichte. Ick bin ratzekahl abjebrannt. Denk doch an die Masse Kinder, denen ich was jeschenkt habe. Nich mal meine Rute ha'n se mir jelassen. So dacht ick bei mir, du jehst zu den kleinen — na, wie heißte doch? Debbke? Ulliger Name! — also zu den kleenen Debbke jehste und bittst'n um det Reisejeld retour nach'n Himmel. Wirste mir denn nu wat jeben?"

Steppke überkam ein großes Mitleiden mit dem armen abgebrannten Weihnachtsmann. Nein, er selbst hatte ja kein Geld. Aber Pfefferkuchen und Nüsse, und unterm Weihnachtsbaum, da mußte Muttis Sparkasse stehen, in der es immer so lustig klapperte.

„Na eben, Weihnachtsbaum. Wo habt ihr'n denn? I habe schon iberall jesucht."

Steppke nahm den Knecht Ruprecht bei der Hand und zog ihn hinter sich her durch die Zimmer, wobei ihnen die Blendlaterne leuchtete. Gespenstisch huschte der keilförmige Lichtschein an dem seltsamen Gespann dahin.

„So!" sagte der Fremde. „'k Döskopp hab die Tapeten biere jar nich jesehn. Ei, ei, ei, ei! ff! So 'n scheenen Boom. Anstecken soll ich 'n? Na warum ooch nich? 'N Bisavis is nich, und von wejen det Überblicks is et entschieden zu empfehlen." Er war ordentlich übermütig geworden über die neuartige Situation.

Bald brannte ein Dutzend Lichter an dem hübschen Baum. Steppke hielt den Knecht Ruprecht freilich in Atem, denn alles mußte er sich von ihm zeigen lassen, all die kleinen für Steppke so köstlichen und wunderbaren, für seinen Gast aber ziemlich gleichgültigen Gegenstände, die Bleisoldaten, den Brummkreisel, den Kasperle, die Spieldose.

„Um Jottes willen, mach keen so'n Radau, Debbke! Mach der hier 'n janzes Militärkonzert."

Mit einer Steppke sehr befremdenden Hast stellte Knecht Ruprecht die Spieldose ab. Dafür räumte er aber an den anderen Tischen gründlich auf. Die Sparkasse, die er prüfend vor dem Ohr hin- und herschüttelte, ließ er mit einem vielsagenden Lächeln in seiner Tasche verschwinden. Den gleichen Weg ging das Armband, das er aus seinem Etuis herausnahm. Die Kiste Zigarren beschnüffelte er nur und legte sie kopfschüttelnd wieder an Ort und Stelle. „Feinere Marke jewehnt. So 'n leichte Hamburjer — mag er se selber rochen!"

„Na und nu mein Kleener, nu komm, nu woll'n mer mal 'n bißken ‚Hoppe, hoppe Reiter' spielen, nich? Dat is 'n seltenes Verjniejen für unser eenen, so 'n Weihnachten in Familjenkreis! Vorjetmal war ick noch in Sonneburg. Himmel, wenn ick daran denke. Un det nächste Jahr bin ick vielleicht schon wieder da. Wer weeß ooch, nich Debbke?"

Er hatte sich ein großes Stück aus der Marzipantorte abgebrochen und saß nun behäbig in Papas neuen Schaukelstuhl zurückgelehnt, auf beiden Backen kauend und mit zufriedenem Lachen Steppkes Jubel begleitend, wenn er ihn vom Pferd in den Graben fallen ließ. Ab und zu schob er einen Bissen in den kleinen Mund. Er hob Steppke hoch auf seine Schultern und stellte sich mit ihm vor den Wandspiegel in der Ecke.

Schier krümmen wollte er sich vor Lachen über das groteske Bild, das ihm da zurückgeworfen wurde. Sein bärtiges, narbiges, von Entbehrungen, Knechtschaft, Haß und tausend finsteren Leidenschaften gezeichnetes Diebsgesicht hob sich schwarz von dem reinen Leinen ab, das Steppkes Körperchen verhüllte. Und das Grinsen der tiefliegenden, umschatteten Augen, der fahligen Backen kontrastierte seltsam zu Steppkes jauchzender Pfiffigkeit, die aus den kleinen Augenschlitzen und den Grübchen seiner runden strammen Bubenwangen nur so blitzte.

Plötzlich fing die Standuhr zu schlagen an. Der Fremde zählte: „Eins, zwei, drei . . . Donnerwetter, dreiviertel Zehne is schon. Da woll'n wer stoppen. Sonst muß ick uf'n Boden ibernachten. Also, Debbke, jetzt bring ick dir zu Bett. Aber ericht de Lichter auspusten. Jute Puste, was? Papa kann nich so weit? Na siehste. Dadavor bin ick ooch der Weihnachtsmann."

Einträchtiglich löschten sie die Lichter aus, und dann tappten sie wieder durch die Zimmer zurück an Steppkes Bettchen.

„So, Jungeken, nu jibste mir noch 'n jüßen, und denn wird jeschlafen, vastehste? Jrieß Vatan und Muttan von mir, un ick ließ scheen danken, det se uff de Treppe mir so hibsch verraten haben, deß se ins Theater wollen. Es jeht nemlich nischt über 'ne ruhije Arbeitsjelejenheit."

Schon hatte der Fremde die Tür zum Flur in der Hand, als Steppke ihm nochmals nachrannte.

„Du, Recht Rubich, du hast doch auch keine Rute. In der Küche hängt se am Brett. Nimm se mit, nimm se mit!"

„Wirste woll!" sagte da Knecht Rubich und machte zum erstenmal ein böses Gesicht.

Die Kinderstimme klang so hell, daß das ganze Haus alarmiert werden würde. Und mit drohend erhobener Faust scheuchte der Fremde Steppken wieder in sein Bettchen.

Dort saß der kleine Kerl noch lange mit glücklichen Augen und lauschte den verschlürfenden Trillen nach. Dann aber fiel er wohlig müde in seine Kissen zurück und schlief den festen Schlaf seiner vier Jahre, den Daumen im Mund und die runden Backen sanft gerötet. —

Er schlief noch, als wir schon längst den ersten jähen Schrecken überwunden hatten, und schlief noch, als bereits der Kriminalkommissar im Nebenzimmer mit uns verhandelte.

Minna saß in ihrer Kammer und heulte zum Herzzerbrechen. Sie hatte gar nichts gemerkt gehabt, war nach Dreiviertel Stunden seelenvergnügt runtergekommen und hatte sich zufrieden schlafen gelegt, nachdem sie an Steppkes ruhigen Atemzügen gemerkt hatte, daß alles in Ordnung war.

Ich weiß es noch wie heute: wir waren beide noch ganz im Bann der Wagnerschen Musik. Als Mutti ihren Schal und Mantel ablegte, fielen ihre Spitzenärmel zurück und ihr schöner edler Arm wurde frei. Ich dachte bei mir, ach, sie hätte das Armband doch anlegen können. In der Eile des Aufbruchs hatten wir es ganz vergessen. Nun tappen wir uns beide durch die dunkelen Zimmer nach dem Weihnachtsbaum, eng aneinander geschmiegt und Tannhäusers Liebeslied leise vor uns hinsummend. Und dann steck ich ein Licht an und suche nach dem Armband, und beide schreien wir laut auf, als wir die Lücken auf dem Bescherungstisch sehen. Wir stürzen ins Schlafzimmer, von furchtbarer Angst gepackt: Gott sei Dank, Steppke ist da und schläft so fest. Minna wird geweckt; unter der Gewalt der Tatsachen gesteht sie ihre Pflichtversäumnis. Natürlich wird ihr sehr energisch bedeutet, daß sie am Morgen gehen kann. Doch vorher muß sie die Polizei benachrichtigen.

Ein sehr eleganter Herr mit weltmännischen Manieren erscheint in früher Stunde und fragt genau nach allen Einzelheiten. Er nimmt uns bei Seite. „Ist das Dienstmädchen immer ehrlich gewesen?"

Diese Frage war die erste Ursache zu einem Stimmungsumschlag bei uns. Minna unehrlich? Leichtsinnig mochte sie sein, aber niemals unehrlich! Auf keinen Fall kam sie als Täter in Betracht!

Der Beamte zuckte die Achseln. Ein Zeuge war nicht da. Die Ermittlungen würden schwierig sein. Aber da tönte ein helles Stimmchen aus dem Nebenzimmer, glücklich, jubelnd:

„Papa, Mutti! Der Weihnachtsmann war da."

Und nun fügen wir aus Steppkes atemlosem Bericht und aus dem Sachbefund die Ereignisse der Nacht zusammen.

Der Kriminalbeamte machte sich seine Notizen und ging. Wir beide aber saßen vor Steppkes Bett und freuten uns wie die Kinder, daß ihm nichts geschehen war. Mutti hatte längst den Verlust des Armbandes und der Sparkasse vergessen, längst dachte sie auch milder über Minnas Schuld.

Da pochte es zögernd, und Minna in Hut und Mantel trat ein, mit rotverweinten Augen. Sie trug ein Tablett, auf dem ihre Weihnachtsgeschenke lagen. Die Schürze, die uns den folgenschweren Opernbesuch ermöglicht hatte, lag auch dabei.

„Ich — her — ich wollte — her, her — man bloß de Sachen hier abgeben, her, her, her — und dann will ich man Adje sagen."

Die Sachen wurden nicht abgegeben. Minna ist noch heute bei uns.

An jenem Morgen sagte Mutti sogar weiter nichts, als Minna vor Steppkes Bett niederkniete und den Jungen abküßte. Sie drehte sich nur um und trocknete sich ihre Augen. Die Tränen paßten nämlich nicht zu ihrem fröhlichen Gesicht.

Es war wirklich gar nicht nötig zu unserem Wohlbefinden, daß wir durch einen glücklichen Zufall bald darauf die gestohlenen Sachen wieder zurückerhielten.

Der Dieb war ein abgefeimter „Klingelfahrer" gewesen.

Trotzdem hatte er, wahrscheinlich in der Absicht, mit dem auch für einen „Schweren Jungen" von seiner Vergangenheit immerhin merkwürdigen Weihnachtsabenteuer zu renommieren, nicht reinen Mund gehalten.

Von seinem Mädchen, mit dem er bald darauf irgend einen Zank hatte, war er dann „verpfiffen" worden, wie es in der Sprache seines Standes heißt, und „verschütt gegangen", d. h. festgenommen und zur Bestrafung gebracht.

Steppke mußte in der Gerichtsverhandlung zum erstenmal in seinem Leben als Zeuge auftreten. Er erkennt den Einbrecher mit Bestimmtheit als den „Necht Rubich" jener Nacht wieder. Und aus den Ergebnissen der Gerichtsverhandlung war es uns ein Leichtes, die Geschichte mit all ihren Einzelheiten aufzubauen.

Der Klingelfahrer gestand die Sache nämlich bald rückhaltlos ein. Er hatte Schlimmeres auf dem Kerbholz, und ich bin fest überzeugt, die Richter haben ihm ein halbes Jahr geschenkt, weil er so humorvoll vom kleinen „Debbke" erzählte, und weil er ihm kein Leids getan hatte.

Er war aus guter Familie gewesen, ein Verkommener. Und wenn wir beide, Mutti und ich, an Steppkes Zukunft denken, so werden wir still und bescheiden und steuern unsern hochfliegenden Plänen.

Hauptsache, daß er ein tüchtiger Kerl wird.

Und wir denken milder über die Verbrecher, von deren Taten wir lesen, seitdem einer der ihren unseren Steppke auf seinen Knien hatte reiten lassen. — — — —

Daß wir Minna niemals wieder ihren Ausgehtag abschwatzten, ist wohl zu erwähnen überflüssig. Obschon die Lehre sicher genügte. Aber wir haben es nachträglich verstanden, daß auch ein Dienstmädchen ein Recht darauf hat, sich mit seinesgleichen über die Weihnachtsgeschenke zu unterhalten, und daß keine noch so kostbare Schürze ihr einen Ersatz für dieses Recht bieten kann.

Blätter und Blüten

Die ersten deutschen Indienreisenden. Wir möchten kurz eines Jubiläums gedenken. Die Tat, um die es sich handelt, war nicht bedeutsam, ist aber heute, da wir an der Küste von Ostafrika eine deutsche Kolonie besitzen, interessant; denn wir wollen die Schicksale deutscher Kaufleute in die Erinnerung zurückrufen, die als die ersten Deutschen eine Fahrt nach Indien gewagt und dabei auch die Küste unseres heutigen Schutzgebietes betreten haben. Nach der Erzwingung des Seewegs nach Indien richteten Augsburger Kaufleute, namentlich aber die Welser, ihr Augenmerk auf die neuen Bahnen, die der Handel mit Gewürzen nunmehr einschlagen sollte. Schon im Jahre 1503 begannen sie in Lissabon durch ihre Vertreter Simon Seitz und Lucas Rem Vorbereitungen zur Gründung einer deutschen Handelsgesellschaft zu treffen. Es gelang ihnen auch, die Erlaubnis zu erwirken, unter portugiesischer Flagge drei Schiffe für eine Indienfahrt auszurüsten. Vor vierhundert Jahren verließen diese Schiffe „San Raffael", „San Jeronimo" und „Lionarda", im Anschluß an die Expedition des Vizekönigs Francisco d'Almeida den Hafen von Lissabon. Nachdem die Flotte das Kap der Guten Hoffnung umsegelt hatte, wandte sie sich nach den Hafenplätzen von Ostafrika, die sich in der Gewalt der Araber befanden. Bei der Stadt Kiloa, dem heutigen Kilwa, erfolgte die erste Landung. Die Deutschen halfen die Feitung zu stürmen, damals allerdings für den König von Portugal. Keiner von ihnen dachte wohl, daß nach vier Jahrhunderten über jenem Gebiete die deutsche Flagge wehen würde. Im weiteren Verlauf der Fahrt zeichneten sich die deutschen Schiffe bei der Erstürmung von Mombasa aus, zu ihrem Verdruß wurde ihnen aber der Anteil an der Beute vorenthalten. Im Herbst des Jahres 1505 kam die Flotte nach Indien. Die Geschäfte der Deutschen waren bald erledigt, und am 2. Januar 1506 verließen ihre Schiffe, beladen mit „mehrerlei Spezerei", den Hafen von Cananor, um nach Lissabon zurückzukehren. Zwei der Teilnehmer an dieser Expedition haben über den Verlauf des Unternehmens genauer berichtet. Konrad Sprenger hieß der eine, und seine Beschreibung wurde schon im Jahre 15[illegible]

dem Titel „Die Merfart und Erfahrung newer Schiffung und Wege zu vile unerkannten Inseln und Königreichen“ gedruckt. Der Bericht des anderen Kaufmanns Hans Mayr ist noch handschriftlich erhalten. Nach Aufzeichnungen von Lucas Rem hat diese Meerfahrt 150 v. H. Gewinn gebracht, obwohl man dem König von Portugal 40 v. H. an Steuern zahlen mußte. Weniger günstig verlief eine zweite Expedition, bei der zwei Schiffe scheiterten. Die Portugiesen bereiteten schließlich



Tiger-Iltisse im Berliner Zoologischen Garten.

fremden Kaufleuten so viel Schwierigkeiten, daß die Deutschen bald die Lust verloren, sich weiter unter portugiesischer Flagge an Indienfahrten zu beteiligen.

Mißglückte Verfolgung. (Zu dem Bilde S. 968 u. 969.) „Faßt den Mörder!“... Die ganze sonst so stille Sevillaner Vorstadtstraße ist in Aufregung, denn alle haben ihn gesehen, wie er, das blutige Messer noch in der Hand, um die Ecke rannte und plötzlich inne ward, daß er hier in eine Sackgasse geraten sei. Einen Augenblick stand er ratlos, man hörte das Geschrei seiner Verfolger immer näher kommen. Da — ein Blick und ein Sprung in die offenstehende Tür des kleinen Kapuzinerklosters, das bisher in beschaulicher Mittagsstille brütete — die beiden schweren Eisenflügel schmettern zusammen, und nun ist er vorläufig in Sicherheit. Denn das Kloster hat Asylrecht, und die frommen Väter machen manchmal Gebrauch davon für treue Söhne der Kirche, die unvorsichtigerweise ins Unglück geraten sind. Also bleibt drinnen alles totenstill, während draußen Gerichtsdiener und Stadtsoldaten eindringlich zur Übergabe auffordern. Endlich erscheint der Herr Alcalde in eigener Person, um durch die Macht seines Ansehens zu wirken — alles umsonst! Nun macht sich ein mit der Lokalität Vertrauter daran, oben den Druckknopf zu suchen, der sonst die Flügel bewegt. Aber heute hilft das nichts: es sind schwere eiserne Riegel innen vorgeschoben. Und somit hat der Verfolgte, wenn er sonst seine Christenpflichten geübt und den armen Seelen im Fegefeuer fleißig geopfert hat, alle Aussicht, die angerückte heilige Hermandad auch wieder abrücken zu sehen und selbst später durch das verborgene Schlupfpförtlein zu entrinnen, das die mitleidigen Väter für solche verzweifelte „Unglückliche“ in stiller Nacht öffnen.

Tiger-Iltisse im Berliner Zoologischen Garten. (Zu dem obenstehenden Bilde.) Es gibt Menschen, die eine eigentümliche Geschicklichkeit besitzen, wilde Tiere zu zähmen. Eine solche ist auch demjenigen Wärter des Berliner Zoologischen Gartens eigen, dessen „Brustbild“ wir hier wiedergeben. Mit marderartigen Geschöpfen so umzugehen, wie es dieser Mann tut, vermag nicht jeder. Sie fauchen und beißen und kratzen mit Vorliebe, so niedlich sie im allgemeinen aussehen. Auch ist der Geruch, den sie gereizt von sich geben, für unsere Nasen keineswegs angenehm. Die kleinen Kerlchen, die sich so lieb an die Hände ihres Pflegers anschmiegen, sind Tiger-Iltisse. Weshalb sie so heißen, weiß ich nicht. Der Tiger ist gestreift, diese kleinen Räuber können ihr schmückendes Beiwort nur wegen der gebänderten Kopfzeichnung erhalten haben. Sonst sind sie auf dem Rücken gelbbraun mit dunkler Beimischung und auf der Unterseite schwarz. Sie leben ungefähr wie der Iltis, sind sehr flink und überwältigen alles Getier, das sie irgend bezwingen können. Mit kühnen Sprüngen stürzen sie sich selbst auf Hasen, beißen sich immer an der gleichen Stelle hinter dem Ohr fest und zerbeißen dort die Kopfknochen. Daß sie Blut saugen, hat man niemals beobachtet. Ihre Heimat sind die an dem Schwarzen und Kaspischen Meer gelegenen Länder. In Europa finden sie sich in der Dobrudscha, in Griechenland und Südrußland. Nach Osten sind sie bis Beludschistan und Afghanistan verbreitet.

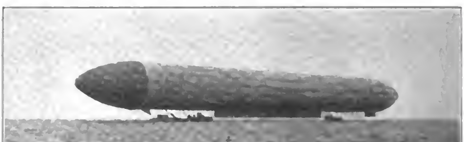
Matschie.

Graf Zeppelins neues Luftschiff. (Zu dem untenstehenden Bilde.) Seit Jahren bemüht sich Graf Zeppelin, mit dem nach seinen Angaben erbauten lenkbaren Luftschiff Flugversuche anzustellen. Die bisherigen Fahrten haben noch nicht zu dem erstrebten Ziele geführt, aber unverdrossen hat der Erfinder sein Fahrzeug verbessert und ein neues Luftschiff gebaut, an das er größere Hoffnungen knüpft. Das neue Fahrzeug ist 16kantig und mit zwei Daimler-Motoren ausgerüstet, die je 400 Kilogramm wiegen und zusammen 170 Pferdekräfte liefern. Seine Länge beträgt 126 Meter bei einem Durchmesser von 11,7 Metern; es wird von 16 Ballons getragen, die zusammen 10000 Kubikmeter Wasserstoffgas halten, und ist mit zwei Gondeln ausgerüstet. Am 30. November d. J. wollte Graf Zeppelin damit einen neuen Flugversuch machen. Es galt zuerst, das Schiff aus der großen Halle in Manzell am Bodensee auf den See herauszubringen und gegen den Wind einzustellen. Dazu sollte ein eigens gebautes Floß verwendet werden. Leider aber war an dem festgesetzten Termin der Wasserstand des Sees so niedrig, daß man das Floß nicht flott machen konnte. Man entschloß sich darum, das Luftschiff mit Hilfe eines Motorbootes aus der Halle herauszubugsieren. Dieses Manöver nahm jedoch einen ungünstigen Verlauf. Der vom Land kommende Wind trieb sogleich das Flugschiff schneller vorwärts, als das Schleppboot lief, so daß sich dieses eiligst frei machen mußte. Dabei blieb aber das doppelte Schleppseil eines Knotens wegen am Flugschiff hängen und zog dessen Spitze herab, so daß diese bei Bewegung des hinteren Schraubenpaares ins Wasser schoß. Dadurch wurde das Höhensteuer des Flugschiffes zerstört, und der Flugversuch mußte aufgegeben werden. Beim Zurückbugsieren in die Halle erlitt das Schiff noch weitere kleine Havarien. Erst wenn diese Schäden ausgebessert sein werden, wird ein neuer Versuch stattfinden können.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. J. in München. Wir erfüllen gern Ihren Wunsch und bitten hiermit unsere Leser um Mitteilung über einen Leutnant Kurtz, der im 30jährigen Kriege bei der Verteidigung des Breuberges im Odenwalde sich hervorgetan und später bei Kassel gefallen sein soll. Er soll im Merrhischen Regiment gekämpft haben.



Das neue Luftschiff des Grafen Zeppelin.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 50 Pf.

Silvesternacht.

Ein Glocken- und ein Gläserklingen
Tönt silbern durch die Abendluft.
Ein Rauschen wie von Engelsschwingen
Durchzittert leis den Winterduft.
Die Nacht ist still. Die Sterne funkeln,
Im Mondlicht ragt empor der Dom,
Und glitzernd, zauberhell im Dunkeln,
Aus Nebelschleiern taucht der Strom.

Die Glocken schweigen. Tiefes Lauschen!
Der Herzschlag stockt der flieh'nden Zeit.
Wie Sturmesschwingen hör' ich rauschen
Den Flügelschlag der Ewigkeit.
Glückauf, den hellen Wein getrunken!
Wie klingt so klar das Glockenspiel!
Ein Jahr ist still dahingesunken —
Ein neues Jahr, ein neues Ziel!

Ein neues Ziel! Im Sterngeflimmer
Hat still die Hoffnung sich erneut.
Es lockt der Zukunft ferner Schimmer
Und tönt wie silbernes Geläut.
Das alte Jahr neigt sich zum Ende,
Ein müder Wanderer der Zeit ....
Wir stehen an der Jahreswende
Und pilgern in die Ewigkeit.

So wünscht euch heil'gen Pilgerfrieden,
Ihr Wallfahrer, als Wandergruss!
Nicht sei in Streit und Hass geschieden,
Was gleiche Wege wandern muss!
Die Zeit vergeht, das Leben schwindet,
Uns allen winkt ein Abendrot.
Doch Liebe, die sich treu verbindet,
Ist stärker noch als Nacht und Not.

So mag in alle Herzen dringen
Der Friedensstrahl der Neujahrsnacht,
Bei Gläserklang und Glockenklingen
Und wundersamer Sternenpracht!
Vergessen sei in dieser Stunde
Der Schmerz, der dein Begleiter war!
Die Glocke ruft's mit eh'rnem Munde:
Glückauf, Glückauf, du neues Jahr!

Maurice von Stern.



Der Mann im Salz.

Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Ludwig Ganghofer.

(Schluß).

Während die Chorherren im Kapitelsaale hinter verschlossenen Türen Rat hielten, war Doktor Besenrieder zu Seiner unpaß gewordenen Gnaden, dem geistlichen Kommissarius zitiert worden. Fünf kölnische Dragoner mit blanken Eisen standen vor dem stillen Fürstenzimmer auf Wache — als wüßte sich Doktor Pürckhmayer seines alten Lebens nimmer völlig sicher. Beim Eintritt in das Zimmer wurde der Sekretarius unter seiner ehrfurchtsvollen Reverenz beinah von einer Übelkeit befallen — so bedrückend war der harzige Geruch, den die im Zimmer qualmenden Räucherkerzen ausströmten. Die Lichter schienen wie unter trüben Schleiern zu brennen.

In einem Himmelbette von verblichener Purpurfarbe lag, einem hageren Gespenst ähnlich, der geistliche Kommissar gegen hochgebauschte Kissen gelehnt und schlürfte roten Glühwein. Dem Doktor Besenrieder vergönnte er keinen Blick, sondern drehte, als der Lakai ihm das Weinglas abgenommen hatte, das Gesicht gegen die Wand. Mit einem Handwink schickte er den Diener aus dem Zimmer, während er dem Sekretar befahl, einen Tisch an das Bett zu rücken und das Schreibzeug vorzunehmen. Unter Anrufung Gottes mahnte er den Doktor Besenrieder an die Heiligkeit seines Diensteides und bedeutete ihm, daß jeder Vertrauensbruch die Entlassung aus dem Amte zur Folge hätte. Dann diktierte er ihm in lateinischer Sprache die mit juristischen Hinweisen gespickte Einleitungsformel eines, kraft seiner Vollmacht, fürstlichen Erlasses. Wenn er im Diktieren stockte, sah Doktor Besenrieder verstört zu ihm hinüber und gewahrte auf der bleichen Schläfe des kanonischen Doktors ein perlendes Geglitzer.

Der Erlaß befahl dem Landgerichte zu Berchtesgaden: sofort nach Ankunft der Salzburger Freimannsknechte, und noch vor Ablauf der Nacht, das inhaftierte Herenpaar in allen Graden der Pein darüber zu befragen, durch wen die Inkulpatin Maddalena Barbiere zu jenem verleumderischen Bekenntnis verführt worden wäre; und ergäbe sich hiebei das geringste Indicium wider den Gregor von Cölln, den Josephus und den Süßkind, so sollten alle drei noch vor Anbruch des Morgens in Haft genommen, bis zu weiterem Befehl in der Pönitenzzelle des Stiftes eingeschlossen, von drei kölnischen Dragonern bewacht und an jeder Verständigung untereinander behindert werden.

Jetzt glitzerte der Angstschweiß auch auf den Schläfen des Sekretars. Er mußte beklommen Atem schöpfen, bevor er Seiner Gnaden den Fürhalt machen konnte, daß der befohlenen Beschleunigung des peinlichen Verhörs ein Hindernis im Wege stünde: das zur peinlichen Frage nötige Gerät befände sich im Freimannshause.

Mit zornschrillender Stimme fuhr Doktor Pürckhmayer auf: „So soll man holen, was benötigt wird." Er läutete dem Lakaien. „Der Pitter soll kommen!" Auf den Ruf des Dieners trat einer von den kölnischen Dragonern in die Stube, ein hager aufgeschossener Mensch mit hartem Gesicht und klugen Augen. „Doktor Besenrieder," sagte der Kommissar mit verzerrtem Lächeln, „dieser verläßliche Mann soll Euch zu Schutz und Bedeckung begleiten auf Schritt und Tritt." Mit einer Handbewegung wurde der Sekretar entlassen. Den Dragoner winkte Doktor Pürckhmayer an sein Bett heran, umklammerte seinen Arm und flüsterte: „Pitter! Du Redlicher und Treuer! Geh dem Besenrieder keinen Schritt von der Seite! Und wenn du siehst oder hörst, was dir mißfällt, so komm und melde mir das! Hörst du?"

Der Seligmacher nickte: „Do künnt'r Üch op mich verlohsse! Do sin ich jot für!"

„Und sage dem Dickes, er soll . . ."

Was Pitter dem Dickes sagen sollte, das zischelte Doktor Pürckhmayer dem Dragoner leise ins Ohr. Dann fiel er auf die Kissen zurück und trocknete sich mit einem Tuche, das nach Essig duftete, den Schweiß vom Gesicht.

Als der Sekretär durch das Stiftsportal hinaustrat in den strömenden Regen, klirrte hinter ihm ein schwerer Schritt. Und ein dickes Weibsbild kam gelaufen, die Magd des Landrichters. „Gott sei Lob und Dank, Herr Sekretari, daß ich Euch find. Ihr sollet hinaufkommen zum Herrn, gleich! . . . Jesus! Jesus! Was für Zeiten!"

Erschrocken fragte Besenrieder, was es schon wieder gäbe.

Ein Weibsbild wäre von selber gekommen und hätte sich als Here bekannt. Und die Salzburger Freimannsknechte, die vor einem halben Stündl eingetroffen, hätten das gottverlorene Weibsbild schon hinübergeführt zum Turm.

Besenrieder krümmte den Rücken unter dem seidenen Mäntelchen, das schon zu triefen begann, und eilte hinüber zum Haus des Landrichters. Und hinter ihm her der kölnische Pitter im Gerassel seiner Waffenstücke.

Das immer mächtiger wachsende Brausen und Rauschen des Regens erstickte fast den Stimmenlärm, der den Laienhof erfüllte. Ein qualmendes Gelober, mit dem ein Pfannenfeuer unter eisernem Schutzdach brannte, machte die Schnüre des Regens blitzen und beleuchtete grell eine erregte Gruppe: Musketiere und Spießknechte umringten unter Schimpf und Geschrei die Freimannstochter, die mit gefesselten Händen zwischen den zwei Salzburger Malefizknechten vor der Tür des Herenturmes stand.

Ihr Gesicht war bleich; aber ein ruhiges, fast spöttisches Lächeln war um ihren Mund; über die Schultern hing ihr ein dicker Lodenmantel, und darunter leuchteten die gelben Blumen des Mieders und die Scharlachfarbe des Rockes. Ihr bestes Gewand hatte sie angelegt für diesen Weg in den Herenturm; und im Haar trug sie Nadeln mit großen Goldknöpfen, um den Hals das venedische Kettlein. Aber so ruhig sie schien bei allem Geschrei, das um sie her war — einer der stummen Freimannsknechte schien ihr doch Mißtrauen einzuflößen. Das war der vierschrötige, ungeschlachte Kerl zu ihrer Linken, mit dem Stiernacken, dem vorgeschobenen Raubtierkiefer und den langsamen Augen, die stumpf und gleichgültig in den Lärm guckten. Der andere war ein schlanker, fast vornehm aussehender Gesell, von dem man nicht begreifen wollte, wie er zu diesem Handwerk kam; mit seiner feingegliederten Gestalt, mit dem schmalen blassen Gesicht und den ernsten Augen, hätte er besser in einen Kaplanshabit gepaßt als in die Tracht der roten Zunft.

Doktor Besenrieder, den eisenrasselnden Pitter an seiner Seite, erschien im Laienhof und fragte die zwei Gesellen um ihre Namen. „Ich heiß der Knotzenieppl" brummte der Vierschrötige. Und der Schlanke sagte: „Ich bin der Hannes Dreißigacker."

Ein fahles Erschrecken ging dem Sekretär über das erschöpfte Gesicht. „Der Dreißigacker . . . jener berühmte Herenfinder, der ein Weib nur anzusehen braucht, um alles zu wissen . . . der bist du?"

Lächelnd, mit einem bißchen Galle in diesem Lächeln, schüttelte der Schlanke den Kopf. „Das ist von meinen Brüdern einer."

Dem Doktor Besenrieder zitterten die Hände, als er an der Tür des Herenturmes die drei Schlösser aufsperrte. Ein Spießknecht mit einer Kienfackel leuchtete voran. Durch einen mit muffiger Luft erfüllten Mauerschacht ging es hinunter über feuchte Steinstufen. Diese schwitzenden Mauern, die bei solchem Wege von angstvollem Geschrei zu widerhallen pflegten, hörten diesmal keine Beteuerung der Unschuld, keinen Schrei der Verzweiflung. Schweigend stieg die Freimannstochter in die Tiefe.

Wieder eine Tür mit drei Schlössern — zehn Stufen noch — und die Fackel durchleuchtete trüb einen weiten, auf

zwei schweren Säulen überwölbten Raum. Fast winzig sahen in dieser Leere die zwei weiblichen Gestalten aus, die da drüben, bei der Mauer gegen den Wallgraben, unter der vergitterten Fensterluke eng aneinander geklammert auf den Fliesen kauerten. Und während die Weyerziskin von dem gelösten Blondhaar umschüttet, mit Augen des Entsetzens auf die sechs Menschen stierte, die da kamen, streichelte ihr die Jungfer Barbière immer die Wange. „Tu dich nicht fürchten, Liebe! Schau, die holen dich nicht!" Aber die Weyerziskin riß sich mit gellendem Schrei aus Maddas Armen los, warf sich vor dem vierschrötigen Kerl, der den Strick von den Händen der Freimannstochter löste, auf die Knie hin und bettelte in Verzweiflung: „Ich will bekennen! Und alles sag ich! Alles vom Teufel! Aber nur nicht plagen und strecken! Um Christi Barmherzigkeit, ihr guten Herren! Mein Leib ist so viel müd und elend! Nur nicht die Schrauken und Eisen!" Da sah sie die offene Tür, raffte sich auf und rannte — und kam zum Bewußtsein des Irrsinns, der diese törichte Hoffnung in ihr entzündet hatte — und mit wankenden Knien taumelte sie auf eine große plumpe Bettlade zu, die hinter den Stufen im Winkel stand, warf sich über den Strohsack hin und vergrub das Gesicht.

Der feine Dreißigacker trat zu der Bettlade und betrachtete die Weyerziskin. Und nickte dem Doktor Besenrieder schweigend zu. Dann griff er mit ruhiger Hand in die Haarsträhne des regungslosen Weibes. Aber da wurde er von einer Faust zurückgestoßen. Und Madda stand zwischen ihm und der Weyerziskin. In ihren Augen blitzte der Zorn. Und während sie hinüberblickte zum Sekretar, der wie der schlotternde Schatten seiner selbst bei einer Säule stand, sagte sie mit fester Stimme: „Wenn du ein Mensch bist . . . und ich hab einmal geglaubt, daß du einer wärst . . . so laß dieses arme Weib nicht plagen! Laß sie doch erst genesen für das Ding, das man auf Erden Gericht und Gerechtigkeit schimpft."

Doktor Besenrieder nahm einen Anlauf, um der Inkulpatin Barbière vorzuhalten, daß sie durch so üble Reden ihre Lage nicht verbessere. Doch Madda hörte nicht auf dieses Gestammel. Erschrocken war sie vor dem Dreißigacker zurückgewichen, und mit brennender Welle stieg ihr das Blut ins Gesicht. Und der schlanke vornehme Freimann hatte doch keine Hand nach ihr gestreckt — er hatte sie nur angesehen. Aber vor diesem flimmernden Blick verlor sie jäh alle Festigkeit und allen Mut. Von Angst durchzittert bis ins Innerste ihres reinen Lebens, brach sie vor der Bettlade in die Knie und umklammerte die Weyerziskin, als wäre bei diesem ohnmächtigen Weib eine Hilfe.

Hannes Dreißigacker sagte ruhig zum Sekretar: „Die muß ich mir erst bei Tag beschauen. Am Hals, da hat sie ein Mal. Aber das kommt mir nicht verdächtig für. Könnt sein, daß es Blut gibt bei der Nadelprob. Dann wär die Jungfer ohne Schuld im Turm. Und ihrem Bekenntnis müßt man glauben."

Doktor Besenrieder wandte sich zu der Freimannstochter: „Steht das Haus deines Vaters offen?"

Sie sagte rauh: „Nein! Das ist zugemacht! Und fest!"

„Wo ist der Schlüssel?"

„Das Haus, das hat kein Schloß! Und keiner sperrt das nimmer auf. Als einer in der Ewigkeit."

„Ich meine das Haus, in dem du lebtest mit deinem Vater?"

Da lachte sie heiser. „Das steht offen! Sperrangelweit!"

Während dieses Gespräches hatte der vierschrötige Knotzensepp den feinen Dreißigacker hinter eine Säule gezogen. Und klammerte die grobe Faust um den Arm des schlanken Gesellen. Und sagte leise: „Du! Tu deine Schuldigkeit! Dafür ist man im Lohn. Aber sonst laß alles gut sein. Ich tät's nicht leiden, daß du's wieder machst wie beim letzten Brand mit der schönen Schreibersjungfer!"

Doktor Besenrieder hatte sich von der Freimannstochter abgewandt und räusperte sich. „Inkulpatin Barbière . . ." Er sprach nicht weiter, sondern sah erschrocken zur Tür. Denn Pitter, der kölnische Dragoner, hatte im Gerassel seiner Rüstungsstücke Kehrt gemacht und verließ den Turm, weil er seinem Herrn was zu melden hatte. „Inkulpatin Barbière! Man wird Euch noch vor Ablauf dieser Nacht in allen Graden der Pein befragen, ob Euer Bekenntnis wider den geistlichen Kommissar auf Wahrheit beruht."

Madda richtete sich auf. Und der Sekretar, den ein Zittern überlief, mußte denken: Die ist gewachsen und noch schöner geworden in diesen Tagen des Unglücks!

„Ja, Herr!" sagte Madda. „Man soll mich fragen!"

Die viere verließen den Turm.

In der Finsternis, die hinter ihnen zurückblieb, ein zorniger Laut, wie ein Fluch: „Not und Elend! Das Peinzeug daheim, das hätt ich verderben und verstecken sollen!"

Nur noch das Brausen, mit dem der Regen draußen gegen die Mauer schlug. Dann ein leises, hilfloses Weinen. Und jetzt das zärtliche Geflüster der Jungfer: „Du Liebe! So schau! So tu dich doch ein bißl festen und trösten! Und wie du nur allweil so unsinnig reden kannst! Eine Seel, die schuldlos ist! Wenn dein Josef das hören tät."

Ein schluchzender Seufzer, voll Weh und Müdigkeit.

Und wieder dieses heiße Geflüster: „Guck, Trudle! Wenn mich die Festigkeit verlassen will, so denk ich an den einen, der mir gut ist! Und denk mir . . ."

„Daß er schafft in Lieb und Sorgen!" Wie die Stimme bebte, die da von irgendwo herausklang aus der Nacht! „Und daß er sein Leben gegen die Mauer wirft!"

Nun war es still in der Finsternis. Nur beklommene Atemzüge. Und das Rauschen des Regens. Dann die erschrockene Frage: „Weib? Wer bist du?"

„Hast du mich nicht gesehen, wie noch Licht gewesen?"

„Nein! . . . Die Not hat nur Augen für sich selber."

„So sollst du auch nicht wissen, wer ich bin."

„Eine Schwester im Elend bist du! Und ich will dich lieb haben. Komm her zu uns! Da im Winkel steht die Bettstatt. Da kannst du ruhen drauf."

Schlürfende, tastende Schritte, die im Dunkel einen Weg suchten. Dann unter dem Weinen der Weyerziskin ein leises Gestammel, Worte in jagender Hast. Jetzt ein Schrei in Freude. Und ein Lachen: „Trudle! Trudle!" Das Weinen verstummte. Ein Geflüster, ein leises, seliges Lachen wieder. Und jählings schrie die Weyerziskin in der Finsternis: „Den Richter! Widerrufen will ich! Alles widerruf ich! Was tät mein Josef denken . . ." Das Geschrei verstummte, als hätte sich eine Hand auf den Mund der Weyerziskin gepreßt.

Noch eine Weile dieses Stammeln und Flüstern. Dann Stille in dem Brausen und Rauschen, das draußen um die Mauer war. Jetzt sagte Madda, mit der Stimme einer Verzückten: „Bei uns ist Gott! Trudle, wir müssen beten!" Sie begann das Vaterunser. Und die Weyerziskin stammelte das mit, in halben und verstümmelten Worten. Nur die Dritte in dieser Nacht blieb stumm. Doch als die Glocken im Brausen des Regens die elfte Stunde schlugen, flüsterte sie: „Wir müssen die Bettlad aus dem Winkel schieben . . . und müssen uns bergen, hat er gesagt, als tät eine Mauer fallen!"

Ein Keuchen schwacher Kräfte. Und auf den Steinfliesen ein schriller Ton. Wieder Stille. Und wieder in der Finsternis dieses verzückte Beten Maddas, dieses Lallen der Weyerziskin.

„Luset!" flüsterte die Dritte. „Der Bub ist am Werk!"

In der Mauer gegen den Wallgraben, unter dem schwarzen, vergitterten Fensterloche, war, so laut auch der Regen rauschte, ein gedämpftes Hämmern zu vernehmen und manchmal im Gestein ein Knirschen und Ächzen. „Er muß sich eilen!" zischelte die Freimannstochter. „Es geht auf Zwölf. Und viel länger als zwei Stunden brauchen sie nicht, bis sie das Peinzeug holen aus dem Haus da drunten! . . . Er muß sich eilen! Wenn er's nur wissen tät!" Da schlugen schon die Glocken. Auch Maddas verzücktes Beten zu ihrem Glück und zum Himmel wurde ein fliegendes Lallen, das alle Worte ineinander schlang! Und die Weyerziskin, die nimmer beten konnte, weil

das den Irrsinn ihrer Todesangst und ihrer Hoffnung nicht erstickte, fing wie ein Kind, ganz leis und mit falschen Tönen, zu singen an:

„Es steht eine Lind im Tale,
Ach Gott, was tut sie da?
Sie will mir helfen trauren,
Weil ich kein Kindlein hab . . .“

Das gedämpfte Hämmern in der Mauer da draußen, dieses Ächzen und Knirschen war still geworden. Doch von der Tür her, durch den Treppenschacht herunter, kam ein rasselndes Geräusch. Dort oben sperrten sie das Tor des Herrenturmes auf. Und eine Stimme war zu hören, die einem Spießknecht befahl: „Das Licht voran!“

Die Freimannstochter sprang hinter der Bettlade hervor und schrie wie eine Wahnwitzige: „Gefehlt ist's!“ Madda stammelte mit taumelnden Sinnen einen Namen, den ihre Lippen noch nie gesprochen hatten — und die Weyerziskin stürzte bewußtlos auf die Fliesen hin.

Da fuhr ein dumpfes Dröhnen durch die rauschende Nacht, als hätte man irgendwo im Stift eine Feldschlange losgeschossen. Und unter murrendem Nachhall zitterten alle Mauern. „Barmherziger Gott!“ rief jemand im Mauerschachte draußen. „Was ist denn geschehen?“ Der Lichtschein, der durch die Ritzen der Treppentüre hereingeleuchtet hatte, erlosch; ein Getrampel enteilender Schritte; und dann die brüllende Stimme irgend eines Menschen: „Drüben ist's gewesen! Wo der Goldkoch seine Stub hat!“ Jetzt Stille dort oben. Doch in der Tiefe, vor dem vergitterten Fensterloche, glomm ein rötlicher Lichtschein auf und verdämmerte wieder. Und mit lachendem Schrei riß die Freimannstochter die Jungfer Barbière hinter der Bettlade auf die Knie. Ein Dröhnen und Rasseln im Rauschen der Finsternis, ein qualmender Feuerblitz in der Mauer — ein Geknatter, als würden hundert Steine in den schwarzen Raum geschleudert — der Boden und alles Gemäuer zitterte — und dann eine Stille, in der das Rauschen des Regens so deutlich zu hören war, als stünde zwischen der Turmtiefe und der brausenden Nacht keine Mauer mehr. Und dort, wo der Regen rauschte, keuchte die Stimme des Buben: „Jungfer! Jesus Maria! Maddle, wo bist du?“ Ein greller Lichtschein zuckte durch dichten Qualm. Verschwommen zwischen Rauch und Helle stand Adel in seiner Jägertracht vor einer türhoch durch die Mauer gebrochenen Gasse, und ein Zweiter kletterte mit wilder Hast über ein Gewirr von Mauerbrocken in den Turm herein und begann unter lallendem Schreien mit den Händen zu tasten.

Madda stand wie betäubt. Aber da stieß die Freimannstochter sie mit Fäusten aus dem Winkel. „Hörst du dein Glück nicht schreien?“ Und Madda flog mit ersticktem Laut auf den Buben zu und umklammerte seinen Hals. Der warf das brennende Ding zu Boden, das er in der Faust gehalten hatte, umfaßte wortlos die Jungfer und riß sie durch die gebrochene Mauer mit sich hinaus in den strömenden Regen, in die Freiheit, in das Glück.

Sie hätte schreien mögen vor Schmerz — mit so eisernem Druck hielt seine Faust ihren Arm umschlossen, während er in der Nacht mit ihr hinunterflüchtete durch den Wallgraben. Aber sie schrie nicht — immer lachte sie wie eine Trunkene und fühlte diesen Schmerz als etwas Süßes und Seliges. Und der Regen, der über sie niederströmte, war ihr wie ein wohliges, wunderwirkendes Bad, das ihr alles Grausen dieser vergangenen Tage aus Sinnen und Seele wusch.

Inmitten einer schwarzen Wiese hielt Adelwart inne. „Wo bleibt denn der Joser?“ Er spähte zurück in die Nacht.

Diese rauschende Finsternis hatte Sterne. Und immer wieder blinkte einer auf. Das waren die Fenster des Stiftes. Da droben wurde es hell in allen Stuben.

„Joser — Joser!“

Ein Laut in der Nacht.

„Sie kommen!“ stammelte Adel. Und riß die Jungfer mit sich fort.

Ein schwarzes, mächtiges Gebäude tauchte in der Nacht vor ihnen auf, das Pfannhaus der Frauenreut.

Unter dem schwarzen Laubdach triefender Linden wartete der Passauer mit einem Salzkarren. Er hielt schon die Rückwand der Blache aufgeschlagen. „Herauf mit dem Mädel!“ Und Adel lupfte die Jungfer in das Dunkel des Karrens hinein — und als sie schon auf den linden, mit Laub und Moos gefüllten Säcken ruhte, hielt er sie noch immer umklammert und erstickte sie fast mit seinen Küssen — bis der Passauer mahnte: „Bub! Dir muß noch lebig über die Grenz!“ Dabei stieg er auf das Fuhrmannsbrett. Doch Adel stammelte: „Wart! Es kommen noch zwei!“ Daß es drei waren, die da heraustaumelten aus der Nacht, das merkte er gar nicht. Er half in drängender Hast das müde, zitternde Trudle, das seiner Sinne nimmer mächtig war, auf den Karren heben. Und mahnte: „Joser, spring auf!“ Und lief um den Karren herum und schwang sich zum Passauer auf den Fuhrmannssitz.

Die Peitsche sauste. „Hjubba! Hjubba!“ Und die Tiere fingen zu jagen an. Hinter dem Karren ein bitteres Lachen im Rauschen der Nacht. Und dann rannte die Freimannstochter dem Wagen nach und konnte sich noch hinaufschwingen auf den Balkenstumpf, der unter dem Leitergestell herausragte.

Auf der rauhen Straße hopste und sprang der Karren, daß es eine lustige Reise hätte werden können, wenn nicht die Sorge mitgefahren wäre als ruheloser Reisegesell.

Immer wieder stellte sich Adel auf das Fuhrmannsbrett, um zurückzuspähen in die Nacht. Doch auf der finsteren Straße war nur das Geplätscher des Regens. Und Adel atmete erleichtert auf; alle Sorge, die in ihm zitterte, wurde ihm hell überglänzt von der Freude seines hoffenden Glückes. Und wenn er mit zärtlicher Frage die Hand hineinstreckte in das Dunkel unter der Blache, wurde sie von zwei Händen umschlossen, und er fühlte Küsse auf seinen Fingern und heiße Tränen. Was in seinem Herzen war an Glück, an Süßigkeit und bangender Sorge, das redete so laut, daß er nichts anderes hörte, nicht das leise, fieberhafte Weinen der Weyerziskin, nicht das Stammeln, Flüstern und Trösten des Josua. Der redete unablässig zu seinem Trudle: „Was hinter uns liegt, ist nichts! Was fürwärts liegt, das ist die Freiheit und ist das Glück. Und von Reichenhall geht's an die Donau, und auf der Donau hinunter ins Österreich, und weiter ins steirische Land. Wo noch nie ein Brand geworfen! Und wenn für die weite Fahrt das Geld nicht reicht, so hat doch der Joser zwei Hände, die schaffen können. Und ein Stöckl schneid ich . . . paß auf, da reißt man sich drum! Das zahlen die Leut mit Geld!“ Die Stimme des Josua klang, als spräche da ein anderer. „Und ein Stöckel schneid ich . . . das stell ich in eine Kirch . . . und das Stöckl, das ich schneid, das ist der Herr der Welt! Den schneid ich aus Ebenholz . . . weil er schwarz sein muß! Und ins schieche Gesicht, da schneid ich ihm Augen hinein, die das warme Blut zu Eis machen!“

„Joser! Joser!“

Das war der erste Laut, den die Weyerziskin stammelte, ein Laut in Liebe und Sorge.

Und Madda klammerte sich an den Arm des Buben. „Ich kann's schier nimmer hören! . . . Wer hat denn das in die Welt gerufen? Wer ist denn schuld an all dem Elend?“

„Die Narretei der Leut! Sonst keiner.“

Als der Wagen die Höhe von Bischofswies erreichte, fuhr ein kräftiger Nordwind über den Untersberg her. Und der Regen verwandelte sich in ein dünnes Stäuben.

Wieder stellte sich Adel auf das Fuhrmannsbrett. Und während er zurückspähte über die dunkle Straße, ging es ihm durch den Sinn: Das blaue Land seiner Träume! Wo war das jetzt? In Finsternis versunken, von Nebeln umwirbelt! Aber lag nicht vor ihm das Land seines Glückes? Irgendwo in der fremden Ferne? Doch hell und reich! Das versprachen ihm die beiden Hände, die er so fest um seine Hand



Heimatklänge.

Gemälde von J. Jaszay.

geklammert fühlte. Aber neben der heißen Freude immer die brennende Sorge. „Passauer, wie kommen wir denn beim Hallturm durch den Schlagbaum?" Auf diese Frage wußte auch der Passauer keine Antwort. Er schlug nur auf die Tiere los. „Hjubba! Hjubba!" Der Regen hatte aufgehört. Über schwimmende Nebel floß ein milchiger Schein. Und in der Ferne sah man einen rötlichen Dunst, den Schimmer des Pfannenfeuers, das vor der Grenzsperre beim Hallturm brannte.

Plötzlich eine gellende Weiberstimme: „Bub! Guck ruckwärts gegen den Weg!"

Erschrocken über den Klang dieser Stimme, sprang Adel auf das Fuhrmannsbrett. Und da sah er hinter dem Karren einen dunkeln Mantel wehen und sah zwei Arme, die an den Reifen der Blache geklammert hingen. „Jesus! Dirn?" Doch was er fragen wollte, erstickte ihm in der Kehle. Ein Lärm von klappernden Hufen folgte dem Karren, und gaukelnder Fackelschein leuchtete bei einer Biegung der Waldstraße auf. „Joser! Das Messer in die Faust!" rief der Bub unter die Blache und riß das Jagdeisen aus seinem Weidgehenk. „Passauer! Heb den Karren an! Die Weiberleut müssen in den Wald entspringen." Doch ehe der Kärrner die jagenden Tiere verhalten konnte, war der Augenblick zur Flucht versäumt. Mit Gerassel kam der von Qualm und Flackerschein umwirbelte Trupp schon herangesaust. Zwei Trompeter voraus. Die bliesen aber nicht in dieser Nacht. Und zwischen einer Doppelhecke von zwölf Reitern, von denen sechs die lodernden Fackeln und sechs die blanken Eisen trugen, knatterten und hopsten die Räder einer vierspännigen Kutsche. Der Fackelschein fiel unter das Lederdach und erleuchtete zuckend ein blasses Greisengesicht, das zur Hälfte versunken war in den Schatten einer weißen Kapuze.

Da stockte der Zug. Vorne die Trompeter, die schrien immer: „Weg frei! Weg frei!" Und der Reisende schob erschrocken den Kopf aus der Kutsche: „Pitter? Was gibt es?"

„Herre, 'ne Salzkahr is om Wäch! Do k..t de Kutsch nit langs."

„Schmeißt den Karren über die Straß hinunter!"

Aber da schien das Hindernis schon behoben. Mit den linken Rädern halb über den Rain der schmalen Straße niedertauchend, gaukelte der Reisewagen an dem Salzkarren vorbei, der schief über die rechte Straßenböschung hinaushing. Und als das letzte Paar der kurkölnischen Seligmacher mit erhobenen Fackeln hinter der Kutsche hergaloppierte, peitschte der Passauer so unsinnig auf seine dampfenden Tiere los, daß sie jagend und schnaubend hinter den Gäulen der Dragoner blieben. „Jesus! Passauer!" flüsterte Adelwart und wollte die Zügel fassen. „Hast du den Verstand verloren?"

„Den hab ich fester wie nie!" Der Passauer lachte. „Das ist doch ein fürnehmer Herr! Der tut doch keine Reis' ohne Packzeug, das man hinter ihm herführt."

Unbehindert, als zollfreies Gepäck Seiner hochwürdigsten Gnaden des geistlichen Kommissars, passierten die Fünfe den Schlagbaum der berchtesgadnischen Grenze.

Die Nacht war hell geworden. Aus verziehenden Wolken guckte immer wieder das heitere Glanzgesicht des Mondes oder eine silberig beschneite Bergzinne heraus. —

Noch vor Anbruch des hellen Tages passierte, von Reichenhall herüber, bei der Grenzsperre ein Reiter, der sich durch eine Botschaft an den Dekan des Stiftes auswies.

Mit dem Winde reitend, der den Himmel säuberte, trabte der Knecht des Grafen von Udenfeldt nach Berchtesgaden. Dort traf er um die achte Morgenstunde ein und fand auf dem Marktplatz ein lärmendes Menschengewühl. Und während vor ihm her ein Spießknecht mit groben Ellbogen eine Gasse zu bahnen suchte, hörte der Udenfeldter die Leute über allerlei sinnlos scheinende Dinge schreien und schelten: über Hexengeböller und Pulverschnöller, über Goldmacher und Salzschießer, über einen Zaubermeister, der mit drei Teufelsschwestern durch Mauer und Luft davongefahren, und über einen Täufling, der ein Stiftsherr werden sollte. Dem Udenfeldter summten und brummten die Ohren von all dem wunderlichen Geschrei.

Und auch im Stifte fand er ungewöhnliches Leben. In debattierenden Gruppen standen die Kapitularen umher, Lakaien und Kirchendiener liefen ab und zu — und alle Korridore, durch die der Spießknecht den Udenfeldter führte, waren erfüllt von einem widerlich brenzligen Geruch. In einer Gruppe von Herren, an denen die beiden vorüberkamen, wurde der Lärm, mit dem sie da stritten, übertönt von der lachenden Stimme des Freiherrn von Preysing: „Unsinn, sag ich! Dem wäre doch ein Malefizhandel nicht gefährlich worden! Der ist davon vor Scham über das schwache Stündl, in dem die Natura humana so vehement aus ihm geredet hat!" Und einer der Herren fügte bei: „Was Besseres hätt er nicht tun können als verduften. Freilich, was hinter ihm zurückgeblieben, das ist alles andere, nur nicht der Duft der Heiligkeit!"

Der Udenfeldter hörte die Herren noch lachen, als er schon droben war im ersten Stockwerk des Stiftes. Auch hier ging es lärmend zu. Handwerksleute waren damit beschäftigt, aus einem Raume, dessen Tür in Trümmern lag, allerlei zerstörtes Zeug und absonderliches Kochgeschirr herauszuschaffen. Der Raum war anzusehen wie eine Küche, in die eine feindliche Brandgranate gefallen.

Droben im zweiten Stock nahm ein Lakai dem Reitknecht das gesiegelte Schreiben ab und trug es in die Stube des Dekans. Der saß am offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt. Und Peter Sterzinger, ernst und bleich, stand neben dem Sessel. Als Herr von Sölln einen Blick in das Schreiben geworfen, atmete er auf und sagte mit halbem Lächeln: „Da, Peter, lies! Da ist des Rätsels Lösung von selber gekommen!"

Dem Wildmeister zitterten die Hände, während er las. Dann sagte er schnaufend: „Das Mädel geht ihrem Glück entgegen. Und auf den Buben ist Verlaß! . . . An dem hat das Ländl wieder einen Guten eingebüßt!"

„Ja, Peter! . . . Und weißt du schon, was heut am Morgen im Salzberg geschehen ist?"

Sterzinger nickte. „Gleich in der Früh ist der Meister Köppel zu mir gesprungen und hat mir's zugetragen, wie gut dem Michel die Pulverkunst geraten ist. So geht's halt allweil in der Welt. Die Leut sagen mit Recht: Einer findt's, der ander gwinnt's!"

„Jetzt wird der Pfnüer im Salzberg ein notwendiger Mensch werden!" meinte der Dekan mit wenig heiterem Lächeln. „Hat dem Kolumbus das Ei gestohlen und macht sich einen nahrhaften Fladen draus!" Er tat einen Gang durch die Stube. Dann legte er dem Wildmeister die Hand auf die Schulter. „Was meinst du? Wenn wir sie zurückrufen möchten, sobald die Zeiten ruhiger würden?"

Peter schüttelte den Kopf. „Die täten allweil einen heißen Boden haben. Und warmes Glück braucht kühlen Grund. 's ist besser so. Und meine Kinder müssen nicht leiden drum. Das Kätterle hat sich heut am Morgen freilich aufgeführt wie ein Unsinniges. Aber meine Kinder hängen ihr am Rockzipfel, da hat sie Mutterarbeit. Und kann wieder schöpfen aus ihrem Brunn voll Lieb." Er lächelte ein bißchen. „Von meinem Miggele hat sie heut geschworen, daß sich das Bübl bei allem akkrat so stellen tät wie ihr Adel als Kindl . . . will sagen ihr David."

Schweigend blickte Herr von Sölln vor sich hin, als sähe er da in ein tiefes und schönes Wunder hinein. Dann sagte er leise: „Mater aeterna!"

Ferne Glocken begannen zu läuten. Und ein Lakai trat in die Stube. „Euer Gnaden, die Franziskaner kommen schon."

„In Gottes Namen halt!" Herr von Sölln drückte das Barett über das weiße Haar. „Soll die Narretei ihren letzten Trumpf haben! . . . Peter? Gehst du auch zur Heidentaufe?"

Dem Wildmeister fuhr es rot ins Gesicht. Und trotz aller Ehrfurcht vor seinem Herrn wurde er grob. „Mag das saure Mistvieh tot bleiben oder lebendig werden . . . das ist mir wie die Wurst, die nimmer Fleisch und Zipfel hat!"

Da lachte der Dekan. „Gott sei's gedankt! Weil ich nach all dem kranken Unsinn nur wieder ein gesundes und

gerades Wörtl höre! Und lachen kann! . . . Ach, Peter! Was für Zeiten sind das gewesen! Aber daß sie sich nimmer wiederholen bei uns, dafür soll gesorgt werden!" Und während sie zur Tür gingen, sagte er: „Wenn du deiner Schwägerin was hinüberschaffen willst, so kannst du aus dem Hofstall zwei Saumtiere nehmen. Und einen Gaul für dich! . . . Und grüß mir das flüchtige Völklein! Sie sollen im Glück die Heimat nicht vergessen!" — —

Am Ende des Korridors trat Herr von Sölln in eine kleine weiße Zelle. Da lag Herr Theobald von Perfall neben dem offenen Fenster auf weißem Lager ausgestreckt, eine blutfleckige Binde um den Hals, in den ein Splitter der explodierten Retorte eine tiefe Wunde gerissen hatte. Die eine Hand mit drei Fingern ruhte auf seiner Brust — und die andere, von der ein Finger davongeflogen, war lind und dick mit Leinen umwunden. In der Nacht, als die erschrockenen Chorherren nach dem Donnerschlag zu der übel qualmenden Alchimistenzelle gesprungen waren, hatten sie gesehen, wie der mit Blut überströmte Greis aus dem brenzligen Dampf heraustaumelte. Doch er hatte auf ihre bestürzten Fragen kein Wort von Schmerzen zu ihnen gesprochen, hatte nur müd gelächelt in der Verlegenheit seines neuen Mißerfolges — und weil an **jeder** seiner Hände nur noch **drei** Finger waren, hatte er ihnen das gewiesen und mit seinem schüchternen Lächeln dazu gesprochen: „Ecce concentus consensusque recreatus! . . . Sehet, die Harmonie ist wieder hergestellt!"

Jetzt lag er im Fieber, entkräftet vom Blutverlust. Und Krautendey hüllte ihm gekühlte Tücher um die Stirne.

„Wie geht es ihm?"

„Verbronnenes Leben, das noch flackert!"

Achtsam ließ sich der Dekan auf den Rand des Lagers nieder und blickte schweigend in das halbverhüllte Gesicht des schlummernden Greises. Dann preßte er die Hand über die Augen.

Auch die Glocken des Münsters und der Pfarrkirche fingen zu läuten an.

Der Dekan ließ müde die Hand fallen. Und fragte: „Krautendey? Was denket denn Ihr von dem Ding, das da drunten geschehen soll?"

„Daß Fasnacht schon oft gewesen ist."

Der Dekan nickte. „Ich hab mit Widerstreben eingewilligt! . . Aber Josephus und der Süßlind mögen recht haben: Wo ein Stier ins Wüten geraten, darf man einen Prügel auch aus dem geweihten Kirchzaun reißen."

„Und Ihr seid salviert in Eurem Gewissen?" Der Magister schmunzelte. „Rom hat gesprochen."

Nun schwiegen die beiden und blickten auf den im Fieber schlummernden Greis.

Ein Stiftsherr kam, den Dekan zu holen: es hätte Neun geschlagen, und vor dem Münster stünde der Zug bereit.

Während die beiden hinunterstiegen über die Treppe, hörten sie festliche Musik. Der Maestro der Stiftskapelle hatte noch in der Nacht einen „Heidentauf-Marsch" komponiert und am frühen Morgen eingeübt. Und da schmetterten nun die Posaunen ihre feierlichsten Töne.

In einer Gasse des Volkes, das sein tobendes Geschrei unter gruseligen Schauern zu erwartungsvoller Stille beschwichtigt hatte, ordnete sich bei Glockenläuten und Posaunenklang der Zug der Geistlichkeit mit Weihrauch, Fahnen und Laternen. Prior Josephus gab sich alle Mühe, so ernst zu erscheinen, wie es die bedeutungsvolle Stunde forderte. Und der lange Süßlind, dem alle Blässe der vergangenen Tage aus dem Gesicht geschwunden war, machte in seinem weißen Chorhemd die stolzen Schritte eines Triumphators über den Udo von Magdeburg.

Männer und Weiber beteten zum Posaunengeschmetter. Doch unter allem Beten huschte ein ruheloses Geflüster durch die Menge. Denn es war aus der Musketierstube in die Mäuler der Leute gekommen, daß der Mann im Salz schon längst eine Ahnung von den Dingen hätte, die ihm heute widerfahren sollten. Man hätte von der Dämmerung bis in den hellen Tag hinein aus dem Mühlenkeller die unerklärlichsten Geräusche vernommen, ein Raunen und Flüstern, ein Murmeln und Schlucken. Kein Wunder, daß es im Laienhof ein schwüles Gedränge gab. Es standen auch schon die Handwerksleute bereit, die den bewohnten Salzblock aus dem Mühlenkeller heben sollten.

Über dem Laienhofe lag ein blaues, leuchtendes Viereck des heiter gewordenen Himmels, als der geistliche Zug mit wehenden Fahnen herankam. Die Laternen gaukelten über dem Gedräng der Köpfe, und die Weihrauchwolken kräuselten sich bläulich in die blaue Luft. Der Hall der Glocken schwebte durch den schönen Glanz dort oben, und das Posaunen-Fortissimo des Taufmarsches weckte ein klingendes Echo.

In der zum Tauakt geschmückten Musketierstube löste der Hofmeister Doktor Scheller die Siegel, mit denen die Vorhängschlösser der den Mühlenkeller versperrenden Falltür petschiert waren. Die Falltür wurde gehoben — und da zeigte sich ein wunderlicher Anblick. Der zum Keller führende Treppenschacht war anzusehen wie ein stiller Brunnen, den ein dunkles Wasser ganz erfüllte, schier bis herauf bis zu den letzten Treppenstufen. Und als die geistlichen Herren ratlos da hinunterguckten, spiegelten sich ihre verdutzten Gesichter und die zuckenden Flämmlein der geweihten Kerzen deutlich in der stillen Flut. „Um Gottes willen, was ist denn das? Wo kommt denn das Wasser her? Und seht nur, seht, das Wasser steigt ja noch allweil!" Draußen merkten die Leute gleich, daß irgend was Besonderes los wäre. Ein aufgeregtes Fragen begann. Und weil es im Zuge der geistlichen Herren einer dem anderen sagte, was man da gefunden hätte, sprang die seltsame Botschaft auch hinaus in die Menge. Und da erhob sich ein Geschrei, das immer weitere Kreise zog, darin von kreischenden Stimmen immer wieder das gleiche Wort gezetert wurde: „Wasser . . . Wasser . . . Wasser . . . Wasser . . . Wasser . . ."

In der Musketierstube sprach Doktor Scheller gegen den Dekan und den Prior Josephus die Meinung aus: die Explosion in der Alchimistenzelle und gleich darauf der Sprengschuß im Sockel des Hexenturmes hätte das Gemäuer des Mühlenkellers so heftig erschüttert, daß die Vermauerung des alten unterirdischen Wasserzuflußes, der einst vor Zeiten das Werk der Klostermühle getrieben, vermutlich einen Riß bekommen hätte. So wäre das Wasser des Felsenbaches in den Mühlenkeller eingedrungen und hätte sich in dem Gewölbe gestaut, nachdem die beiden Kellerfenster vor Monaten gar sorglich zugemauert worden waren, damit der Mann im Salz mit unantastbarer Sicherheit verwahrt läge. Und wollte man des Mannes im Salze habhaft werden, so wäre kein anderes Mittel, als im Wallgraben eine Bresche in die Grundmauer zu schlagen, so dem Wasser einen Abfluß zu bieten, und dann durch die Bresche in den trocken gelegten Mühlenkeller einzusteigen.

Die verblüffte Stimmung der Herren begann in heitere Laune umzuschlagen. Ein Scherzwort um das andere flatterte auf. Und lachend ordnete Prior Josephus an, daß man sich mit den Handwerksleuten nach dem Wallgraben begeben sollte.

Als der von Lärm umbrauste Taufzug unter Glockenhall und Posaunenklängen durch das Tor des Laienhofes herauskam auf den Marktplatz, flutete die klare Sonne warm und schön um all diese tausend Menschen her. In der Höhe glänzte der Himmel mit wundersamer Reinheit, tief und kräftig in seinem strahlenden Blau, und wie ein gleißender Zauberwall mit silbernen Türmen und Zitadellen spannte sich der weite Kranz der beschneiten Berge um das in herbstlichen Farben glühende Tal. „Ach, du schöne Welt!" So stammelte Herr von Sölln, als das Bild dieses Glanzes sich auftat vor seinen nassen Augen. Und der lange Pfarrer Süßlind streckte die Arme zum Himmel und schrie wie ein Verrückter: „Ecce miraculum! So schauet doch da hinauf, ihr Narrenleut! Das ist doch ein Tag, um des Teufels zu vergessen! Und nur noch zu glauben an einen gütigen Herrgott, der allen Menschen wohl will!"

Doch Herr Süßlind fand nicht viele Ohren, die auf ihn hörten. Alles war neugierig auf den braven Heiden. Und

der kölnische Zaubermeister und die entflogenen Höllenschwestern spukten wieder durch die wirbelnden Gehirne, als die Leute die schwarze Gasse sahen, die der Sprengschuß des teuflischen Salzschießers in die Grundmauer des Hexenturmes gerissen hatte.

Nah bei der Hecke des Wildmeisterhauses schwenkte der Zug der geistlichen Herren von der Straße in den Wallgraben ein. Der war aber schon halb mit Menschen angefüllt; denn die Neugierigsten hatten sich über das Straßengeländer geschwungen und waren über die steile Böschung hinuntergerutscht, um möglichst nahe bei der Mauer zu sein, an deren Fuß die Handwerksleute schon die Bresche zu schlagen begannen. Und immer lärmender wurde das Geschrei, je tiefer das Loch sich eingrub in das Gemäuer.

Jetzt unter Posaunengeschmetter ein tausendstimmiger Jubelschrei — denn aus der Mauer brach ein baumdicker Wasserstrahl heraus. Der schoß so kräftig ins Freie und machte einen so weiten Bogen, daß Hunderte von einem breiten, in der Sonne goldig glitzernden Regen überschüttet wurden. Unter Gelächter wollten die kalt Begossenen flüchten, aber hinter ihnen standen die anderen als eine Mauer, die nicht weichen wollte. Und da begann ein Schreien und Lachen der Buben, ein Kreischen und Kichern der Weiber und Mädchen — und während die heitere Sonne durch das brausende Wassergesprühe einen feinen Regenbogen malte, klang aus dem Lärm eine gellende Stimme: „Leut, das Wasser müsset ihr kosten! Ganz salzig schmeckt es!"

Aber da brummte ein tiefer Laut, wie das Gähnen eines Riesen. Für den Druck der im Mühlenkeller gestauten Wassermenge war das Loch, das die Handwerksleute in die Mauer geschlagen, viel zu winzig. Und da half nun das Wasser mit seinen pressenden Kräften selber nach. Ein hohes und breites Stück des Gemäuers senkte sich jählings aus dem Keller heraus — unter Geschrei und Kreischen fingen die Leute zu flüchten an — doch nur den kollernden Mauerbrocken entrannen sie, aber nicht dieser mächtigen Flutwoge, die all das angestaute Wasser mit einem einzigen, rauschenden Guß herauswarf in den Wallgraben. Bis an die Hüften standen die schreienden Leute im Wasser. Und die schießende Welle, die flink ihren Weg hinuntersuchte zur Ache, fuhr den Weibsleuten mit Geplätscher unter die Röcke, den Franziskanern unter die Kutten und den Bläsern des Taufmarsches in die Posaunen, die plötzlich still wurden.

Die Zuschauer, die dieses Schauspiel von der sicheren Straße ansahen, brüllten vor Vergnügen. Aber denen im Wallgraben war der kalte Schreck heraufgefahren bis an den Hals. Doch bevor ihnen die Gefahr noch richtig klar wurde, war sie schon vorüber, davongerauscht mit dieser eilfertigen Woge. Ein feuchtes Andenken hatte sie freilich zurückgelassen. Denn die Leute im Wallgraben schwabbelten vor Nässe, die einen bis über den Schoß, andere bis an die Brust und viele bis hinauf zum Haardach. Und als von diesen Triefenden einer kreischte: „So, Mannder, jetzt sind wir die Getauften!" — da löste sich aller Aufruhr und all der halbe Schreck zu einem schallenden Gelächter. Unter diesem heiteren Gelärme kletterte ein erster Schwarm von Neugierigen durch das gähnende Mauerloch.

Der Keller war leer. Doch ein bißchen feucht. Und auf den Steinfliesen, wo der unheimliche Salzblock gestanden, da lag etwas . . .

Im Frühling, wenn die Hochlandsjäger über den zerfließenden Schnee hinaufsteigen durch den Bergwald, finden sie manchmal unter dichtem Gezweig oder am Fuß einer Felswand die Stätte, wo der allzu lange Winter ein schwach gewordenes Stücklein Leben erwürgte — und da liegt dann auf zerwühlter Erde ein nasses Häuflein rötlicher Haare und angenagter Knochenreste.

So was Ähnliches lag auf dem feuchten Boden des Mühlenkellers — und in weitem Kreis um dieses armselige Lebensrestlein des braven Heiden hatte der Grund eine rotbraune Farbe, als wären die Fliesen rostig geworden.

Die das gefunden hatten, schrien die wunderliche Botschaft gleich den anderen zu, die draußen standen im Wallgraben. Und wieder hob sich dieses schallende Gelächter in den schönen Tag. Denn ein Heitergewordener hatte gerufen: „So ein Tropf, so ein ungeduldiger! Sind ihm tausend Jahr im Salz nicht zu viel gewesen, so hätt er doch mit seiner Auflösung die paar lausigen Stündlein noch warten können auf die ewige Seligkeit!"

Vor dem Mauerloch des Mühlenkellers war ein Gesumme, ein Aus- und Einschlüpfen, wie an schönem Blütentag vor dem Pförtlein eines Bienenkorbes. Und als es den Musketieren und Spießknechten endlich gelang, eine freie Gasse für die Herren zu schaffen, da war auf den Fliesen des Mühlenkellers nichts mehr zu sehen als jener rostbraune Fleck. Alles andere war verschwunden. Jeder, der in den Keller gekrochen, hatte sich was mitgenommen: als Andenken, als Mittel für langes Leben, als Remedium wider teuflische Anfechtung, als hilfreiches Amulett gegen angezauberte Liebesnot.

So waren die Herren, da sie mit der von Rom empfohlenen Taufe zu spät kamen, jetzt auch des Streites enthoben, wie man den winzigen Lebensrest des Mannes, der im Salz gewesen, begraben sollte: ob heidnisch oder christlich, in geweihter Erde oder hinter der Friedhofsmauer?

Lachend rief Prior Josephus dem Maestro zu: „Laßt einen kräftigen Tusch mit den Posaunen blasen, damit die Leut ein bißl auflusen!" Und als der Tusch mit Klang und Dröhnen hinausschmetterte in den schönen Morgen, stieg der Prior, dem die Kutte von Salzwasser tropfte, in das gähnende Mauerloch hinauf, wandte sich gegen das lärmende Gewühl und hob die Arme. Umschimmert von der heiteren, klaren Sonne, mit der finsteren Tiefe des Mühlenkellers als Hintergrund, begann er in seiner derben, gesunden und scherzhaften Art zu diesen tausend heiter gewordenen Narren zu reden. Gleich mit dem ersten Anruf weckte er fröhliches Gelächter, weil er die Hoffnung aussprach, daß dieser ausgiebige Wasserguß den Leuten wohl die Eselsohren tüchtig ausgeputzt hätte, so daß sie jetzt fähig wären, ein verständiges und zur Besinnung mahnendes Wort zu hören. Aber so lustig war die Predigt des Priors nur in der ersten Hälfte. Dann schienen die Leute gar nicht zu merken, daß es im Handumdrehen nichts mehr zu lachen gab. Alle guckten sie mit großen Augen den Prior an, und lautlos lauschende Stille war im Wallgraben und auf der Straße, wo die Hunderte mit entblößten Köpfen Schulter an Schulter standen — —

Drunten auf dem Karrenweg bei der Ache zogen in dieser sonnigen Predigtstunde zwei Berittene gegen das Pfannhaus auf der Frauenreut, der Reichenhaller Straße entgegen. Ihre Pferde gingen im Schritt, damit der Jonathan nicht zurück bliebe, der hinter ihnen zwei schwer bepackte Saumtiere am Halfter führte.

Obwohl die Ache kräftig rauschte, drang doch manchmal von der hallenden Predigt des Josephus ein verwehter Klang über die Wiesen herunter. Doch weder Peter Sterzinger, noch der Hällingmeister waren neugierig. Die beiden sahen immer vor sich hin und warfen keinen Blick hinauf zum Wallgraben. Aber der Udenfeldter saß verdreht im Sattel, als könnte er sich nicht satt schauen an dem wundersamen Bild der tausend winzigen Menschlein da droben, deren bunte Kleider in der Sonne wie unzählbare farbige Lichter flimmerten.

Jetzt lenkte der Karrenweg um einen Hügel — und das schöne Bild da droben verschwand.

* * *

Am anderen Morgen — früh um die dritte Stunde, als noch der Mondschein über dem Reichenhaller Tal und über den Bergen träumte — machte sich Graf Udenfeldt mit seiner Gefolgschaft auf die Heimfahrt an den Rhein.

Die vielen Reiter, die Troßbuben und dienenden Leute, die Packwagen und dazu der Salzkarren des Passauers — das gab einen stattlichen Zug, der in der stillen, kühlen Mondnacht seinen Lärm machte.

Des Passauers Karren — mit dem der Joser reiste, die auf gutem Lager gebettete Weyerzislin, und in dunklem Mantel noch ein still in den Blachenwinkel gekauertes Mädel — des

Passauers Karren sollte sich bis zur Donau beim Troß der Udenfeldter halten.

An der Spitze des Zuges ritt der Graf neben Adelwart. Lebhaft und heiter plauderte Graf Udenfeldt, als wär' es ihm eine warme Freude, den Jäger an seiner Seite zu haben und so mit ihm schwatzen zu können. Adel gab Antwort auf jede Frage. Doch alles sagte er kurz und rasch. Denn er hatte bei dem rauhen Wege, den das Mondlicht matt erhellte, nicht nur auf den eigenen Gaul zu achten, sondern führte auch den Zügel des Braunen, in dessen hochlehnigem Stuhlsattel Frau Madda die Reise machte, das Haar verborgen unter der pelzverbrämten Frauenhaube.

Am verwichenen Abend, zu Reichenhall, in der Kirche des heiligen Zeno, hatten Adel und Madda die Ringe gewechselt und sich Treue gelobt fürs Leben.

Manchmal verstummte der Graf in seinem Geplauder, ritt eine Weile schweigend neben dem jungen Paar her und lächelte, wenn er sah, wie die Hände der beiden sich im Schatten fanden, und wie hell im Mondlicht ihre Augen glänzten.

Zwei Stunden hatte die Fahrt schon gedauert. Das zackige Lattengebirge und der sanft geschwungene Staufen blieben im Schleierschein des Mondes zurück, und die Reise ging über ebenes Gelände und durch kleine Gehölze. Dann tat sich ein weites Moorland auf — und während der Mondschein verdämmerte und das Gefunkel der Sterne erbleichte, brannte gegen Osten hin am Horizont ein rotes Glutband auf.

Da sagte Adel mit erregter Stimme: „Lieber Herr, ich weiß nicht . . . aber allweil hör ich was!" Dabei umklammerte er in Sorge die Hand seines jungen Weibes.

Lauschend hob sich der Graf im Sattel. Und schüttelte den Kopf. Und sagte lachend: „Du wirst den ungeduldigen Herzschlag deines jungen Glückes hören!"

Sie ritten weiter.

Immer höher wuchs im Osten das glühende Morgenrot über die schwarzen Wälderkämme herauf. Und sein greller Schein warf über das dunkele Moorland einen matten Purpurschein.

„Lieber Herr! Ich bitt Euch, luset!" stammelte Adel.

Ein Ruf des Grafen brachte den Zug in Stillstand. Und da hörte man in der Dämmerglut des Morgens ein gedämpftes, seltsam ruheloses Geräusch und manchmal ein leises Klirren, wie wenn Eisen in weiter Ferne gegen Eisen schlägt.

„Da draußen liegt eine Straße. Die führt nach Salzburg," sagte der Graf mit verwandelter Stimme. „Schau hinaus da! Siehst du nichts?" Er deutete mit der Hand.

Adel ließ die Zügel fallen und hob die gekreuzten Arme über die Augen. „Weit draußen im Morgenrot . . . da seh ich gegen die Himmelsglut ein schwarzes Ding. Das tut sich rühren und schleicht nach fürwärts. Das ist wie ein Zug von tausend Zwergen, die kein End nehmen! . . . Das müssen Reiter sein! Und lange Regimenter von Fußvolk! . . . Herr? Ist denn Krieg im Bayerland?"

Ohne zu antworten, spornte Graf Udenfeldt seinen Gaul. Und lärmend setzte der Zug sich wieder in Bewegung.

Was da draußen auf der Straße vorwärts schlich, schwarz abgehoben vom glühenden Rot des Morgens — das wurde immer deutlicher: Fußvolk im Marsche, lange Züge von Reitern, Troßwagen und Marketenderkarren, rasselndes Artilleriegefährt, und wieder Reiter und Fußvolk.

Der Graf war dem Zug seiner Leute weit vorausgeritten und kam zur Straße. Mit Gerassel ging die dunkele Heerfahrt an ihm vorüber. Und er fragte einen der Reiter: „Herr Offizier? Wenn eine Frag erlaubt wär . . . was für Kriegsvolk ist das?"

Der Reiter drehte den Kopf — unter flimmerndem Eisenhelm ein braunes Gesicht mit funkelnden Schwarzaugen — und brummte: „No comprendo el aleman!" Da kam der Zug der Udenfeldter heran und mußte stehen bleiben, weil er in dem geschlossenen Heerzug keine Lücke fand. Und ein Mädel, unbemerkt von allen, glitt aus einem Blachenkarren heraus und huschte hinter den Wegstauden zur Straße hinüber.

„Herr?" fragte Adel. „Sind das bayerische Regimenter?"

„Nein!" Graf Udenfeldt war bleich bis in die Lippen. „Das ist spanisches Volk, das dem Kaiser zuzieht wider die evangelischen Deutschen in Böhmen."

Adel verstand nicht völlig, was diese Worte sagten. Doch der Ton, mit dem sie gesprochen waren, goß ihm eine bange Beklommenheit in die Freude seines jungen Glückes. Er drängte seinen Gaul an den Braunen und legte schweigend den Arm um Madda. Lächelnd und mit glühenden Wangen sah sie in der Dämmerung zu ihm auf.

Der Morgen kam. Doch es wollte nicht tagen. Nur alles in rotem Brand! Der Himmel, die fernen Wälder, das weite Moorland, und auf der Straße dieser rasselnde Heerzug — alles übergossen wie mit leuchtendem Blut!

Jetzt fuhr eine lange Reihe von Troßwagen vorüber. Und auf einem Marketenderkarren, als er schon vorbeigezogen, reckte sich plötzlich die Gestalt eines Weibes auf und hob die Fäuste mit eingezogenen Daumen über den Kopf, im flatternden Mantel dunkel abgezeichnet vom brennenden Morgenhimmel.

Adel merkte, daß ihm das Weib da drüben etwas zuschrie. Doch in dem Lärm, den die schweren Wagen machten, verstand er keinen Laut. Und meinte, daß er sich getäuscht hätte. Ein fremdes Weib? Wie käme ein fremdes Weib dazu, ihn anzurufen? Ihm mit eingezogenen Daumen Glück und Segen zu wünschen?

Ein Trupp von Reitern schloß den Heerzug auf der Straße. Und die Udenfeldter bekamen freien Weg.

Weiter und weiter ging die Reise über das glühende Moorland, unter dem brennenden Himmel.

Graf Udenfeldt saß schweigend im Sattel, mit ernsten Augen vor sich hin sinnend.

Dann kam die Sonne — eine rot strahlende Scheibe hinter Dünsten, die alle Luft erfüllten und doch nicht zu sehen waren.

Keine Sonne, die heiter war! Kein Morgen, der einen schönen Tag versprach!

Doch Adel, der sich lächelnd zu seinem jungen Weib hinüberneigte, flüsterte mit gläubiger Freude in den Augen: „Schau, Liebe, wie hell und schön die Sonn da aufsteigt für unser Glück!"

Er blickte der Sonne zu und atmete wohlig.

„Der Vater hat recht gesagt . . . aus aller dunkeln Tief muß einer aufsteigen, daß er merkt, wie viel wert das Licht ist!"

In lebender Wohnung.

Von M. Hauenberg.

Tierfreundschaften haben von jeher das Interesse der Menschen besonders erregt. Man hat sie auch auf dem Meeresgrunde entdeckt. Schon die alten griechischen und römischen Schriftsteller wußten Erstaunliches von einem Muschelwächter zu berichten. „Der Pinnotheres," lesen wir im Plutarch, „ist ein kleines Tier von dem Geschlechte der Krebse. Er hält sich, wie man sagt, beständig zu der Pinnmuschel und sitzt wie ein Türhüter vor der Schale, die er so lange offen stehen läßt, bis sich ein für sie faugbares Fischchen nähert. Alsdann zwickt er das Fleisch der Pinna und schlüpft hinein; die Muschel schließt sich, und nun verzehren sie gemeinschaftlich die gefangene Beute." Die kritischen Naturforscher der Neuzeit hielten lange Zeit die hübsche Erzählung für ein Märchen, bis sie sich im Verlauf eingehender Beobachtungen davon überzeugen mußten, daß Tierfreundschaften dieser Art auf dem Meeresgrunde gar nicht so selten vorkommen. Ihr Zweck läßt sich manchmal genau ermitteln. Der Einsiedlerkrebs, der mit einem zarthäutigen Hinterleib versehen

ist, siedelt sich in leeren Schneckenschalen an. Nun veranlaßt er eine Seerose (*Sagartia parasitica*), daß sie auf der Schale sich niederläßt; langsam kriecht er mit ihr von Ort zu Ort. Die Seerose hat davon Nutzen, denn sie gelangt auf diese Weise in neue Nährgebiete. Mit ihren zahlreichen stark nesselnden Fangarmen macht sie reiche Beute, und dabei fallen immer einige gute Brocken für den Krebs ab. Es handelt sich hier also um eine tierische Genossenschaft, „eine solide Firma im Kampfe ums Dasein“. Sehr häufig leben auch die Muscheln in Gemeinschaft mit anderen Tieren. In der Riesenmuschel der tropischen Meere mietet sich eine kleine Krabbe ein, die am Eingange der Schale zwischen den einflutenden Nahrungsmitteln eine zweckmäßige Auswahl trifft. Ein anderes Krebslein (*Conchydotes meleagrinae*) bewohnt dagegen die Perlmuschel. Öfters findet man in ihr auch ein Fischlein, den Schlangenaal (*Fierasfer*) als Mieter. Welchen Nutzen er der Muschel bringt, ist noch nicht klar. Vielleicht ist das Verhältnis ziemlich einseitig; wahrscheinlich benutzt der Fisch die Muschel als Schlupfwinkel, ohne für die Wohnung eine Gegenleistung zu bieten. Das britische Museum in London besitzt einige Exemplare des Schlangenaales, die in echten Perlmuscheln (vergl. unsere Abbildung) gefunden wurden und die von ihrem Wirt mit einer glänzenden Perlmutterschicht überzogen worden sind. Der Fierasfer ist überhaupt ein Freund „lebender Wohnungen“, denn man findet ihn auch in anderen Seetieren, in Quallen, Seesternen und Seewalzen oder Seegurken (Holothurien) vor. Die letzteren, die von Chinesen und Japanern als Nahrungsmittel benutzt werden und unter dem Namen Trepang im Handel bekannt sind, sind träge Geschöpfe, die in der Strandregion wie unansehnliche Würste herumliegen. Sie haben einen eigenartigen Körperbau. In das Ende ihres Darmes, die Kloake, mündet ein baumartig verzweigtes Organ. Es ist das Atemwerkzeug des Tieres. Man hat dafür den Ausdruck „Wasserlunge“ erfunden, obwohl wir für einen solchen Apparat längst ein gutes deutsches Wort, die Kieme, besitzen. Die Kieme der Seewalze funktioniert derart, daß sie durch Ausdehnung des Tieres mit Wasser gefüllt wird, das durch Zusammenziehen des Körpers mit Gewalt wieder hervorgepreßt wird. In die Kloake der Seewalze dringt nun der Schlangenaal ein und setzt sich an der Kieme fest. Nach diesem Wohnort hat man ihn als einen „Aftermieter“ in des Wortes voller Bedeutung bezeichnet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Fierasfer hier eine gut gedeckte Tafel findet, da in dem Wasser, das die Seegurke zum Atmen einzieht, sich häufig kleine Krebschen und andere Tierchen befinden. Hauptsächlich benutzt aber das Fischchen den fremden Leib als einen Schlupfwinkel. „Die gemeine Röhrenholothurie des Mittelmeeres,“ schreibt Prof. Dr Keller in seinem Werke „Das Leben des Meeres“, „sowie *Stichopus regalis* beherbergen häufig *Fierasfer acus*, doch mehr noch die aus den größeren Wassertiefen heraufgeholten Exemplare. Bringt man sie in ein größeres Seewasserbassin, so schlüpft der Schlangenaal vorsichtig heraus und schwimmt frei herum; sucht man ihn nun einzufangen, so verschwindet er blitzschnell im Körper der Holothurie. Es ist dies aus dem Grunde auffallend, weil in der Regel letztere gegenüber mechanischen Reizen eine außerordentliche Empfindlichkeit an den Tag legt und z. B. bei unsanfter Berührung sich krampfhaft zusammenzieht, auch sehr bald die Kiemen, den Darm und die übrigen Eingeweide aus der Kloake hervorstößt und wegwirft. Das ist denn doch eine etwas weitgetriebene Empfindlichkeit, die in der Tierwelt einzig dastehen dürfte.“ Der glatte, schuppenlose Fisch wird dagegen im Körper wohlgelitten. Er lohnt aber manchmal schlecht dem Wirt, indem er die Wände der Atemorgane durchfrißt und sich im Innern des Leibes etabliert.



Perlmuschel und Schlangenaal.

Die lebende Wohnung wird mitunter zum Gefängnis. In die Röhren des Gießkannenschwammes dringt z. B. im Jugendalter ein asselartiger Krebs (*Aega*) ein. Er findet hier reichliche Nahrung und wächst üppig dabei. Bald aber wird er so groß, daß er seine Klause nicht mehr verlassen kann. Will er sich weiter ernähren, so muß er dafür sorgen, daß die Nahrungskanäle des Schwammes sich nicht verstopfen; muß also den sich ansammelnden Schlamm herausstoßen. So bleibt er im Dienste des Schwammes — als Hausknecht auf Lebenszeit angestellt.

Hygiene in der Familie.

Von Dr. med. Robert Thomalla.

Die gewaltige Bedeutung, welche die Hygiene in den beiden letzten Jahrzehnten in der medizinischen Wissenschaft erlangt hat, macht es zur Notwendigkeit, auch weitere Kreise mit den Grundbegriffen dieser Wissenschaft in populärer Form bekannt zu machen. Bekanntlich bekümmert sich gerade das Laienpublikum viel lieber um Vervollständigung der Haus- und Reiseapotheke als um die Grundregeln der Hygiene, obgleich es gerade bei Befolgung der letzteren am meisten von Krankheit verschont bleiben dürfte.

Wenn wir zunächst die Hygiene in der Familie ins Auge fassen, so wäre wohl als erste, allerdings auch am schwersten durchführbare Regel die zu beachten, daß Personen mit übertragbaren Krankheiten von einer Ehe abstehen. Ich spreche mich hierbei entschieden gegen die Forderungen einzelner aus, die ein staatliches Verbot der Heirat derjenigen Personen verlangen, die an übertragbaren Krankheiten, besonders an Tuberkulose leiden; dagegen kann man durch Wort und Schrift nie genug auf die Gefahren der Ehe Tuberkulöser unter-

einander und Tuberkulöser mit Gesunden aufmerksam machen. Dadurch soll die Kenntnis von der Gefährlichkeit der Ehen Kranker, besonders Tuberkulöser Allgemeingut werden, so daß diejenigen Personen, die mit einer derartigen Krankheit behaftet sind, erst versuchen werden, in einer Heilanstalt ihre Gesundheit wiederherzustellen, bevor sie sich mit Heiratsgedanken tragen. In jeder Familie muß man daran denken, daß eins der Mitglieder an einer übertragbaren Krankheit erkranken kann, aber durch einige Vorsicht werden die einzelnen sich vor Ansteckung schützen können.

In erster Linie sind alle Kinder, auch die kerngesunden, so zu erziehen, daß sie nie auf die Erde spucken, sondern stets einen Spucknapf oder ein Taschentuch benutzen. Aufs strengste verpönt müßte es ferner sein, einen Teller oder sonstiges Eßgeschirr eines anderen zu benutzen, bevor eine gehörige Säuberung vorgenommen worden ist. Leider wird hiergegen vielfach gefehlt. Wie oft können aber durch Vernachlässigung dieser Vorschrift nicht nur Mundkrankheiten, sondern auch Mandelentzündung und Diphtheritis übertragen werden. Streng muß auch darauf geachtet werden, daß die Kinder jedesmal vor dem Essen eine gründliche Reinigung ihrer Hände vornehmen, da sich in dem Schmutze, der sich an den Händen aller Kinder im Laufe mehrerer Stunden ansammelt, unzählige Bazillen befinden, die an der Schnitte oder am Brötchen abgelagert und in den Mund eingeführt werden. Wenn es irgend möglich ist, möge man dafür sorgen, daß jedes Mitglied einer Familie ein eigenes Handtuch zum Abtrocknen des Gesichtes nimmt und daß das Waschbecken, das ja meistenteils in ärmeren oder vielköpfigen Familien von mehreren Angehörigen benutzt wird, jedesmal nach Gebrauch gehörig gereinigt werde, bevor ein anderer sich in diesem Gefäße wäscht. Wie oft werden Augenkrankheiten dadurch von einem Familienmitgliede auf die übrigen übertragen, daß diese Vorschriften nicht beachtet werden! Man darf nicht unberücksichtigt lassen, daß Augenkatarrhe und selbst Granulose oft erst von den Familienangehörigen erkannt werden, wenn sie weit vorgeschritten sind und die Übertragung auf Eltern und Geschwister bereits stattgefunden hat.

Doch nicht nur vor Infektionskrankheiten soll uns die Beobachtung der Haushygiene bewahren, sie soll den Körper auch widerstandsfähig machen gegen allerhand andere Krankheiten. Es kann nicht oft genug auf die verschiedenen Abhärtungsmethoden hingewiesen werden. Dazu gehört in erster Linie die Hautpflege. Die Haut, ihre Nerven, ihre Gefäße müssen dazu erzogen werden, ein mächtiges, gut entwickeltes Bollwerk zu bilden gegen alle unvorhergesehenen Schädlichkeiten, die dem Körper durch Erkältungen und dergleichen drohen und durch die dem Tuberkelbazillus und anderen Krankheitserregern oft der Boden zur Weiterverbreitung im menschlichen Körper vorbereitet wird.

Hiergegen wird sehr viel gesündigt. Wie zuträglich die kalten Fluß- und Seebäder dem menschlichen Körper sind, so schädlich sind die kalten Wannenbäder. Viele können nicht genug tun mit kalten Abreibungen, kalten Bädern und kalten Duschen, und sie hören damit nicht auf, bis sie ihren Kindern eine unheilbare Nervosität aufgerieben und aufgeduscht haben. Es gibt nichts Naturwidrigeres als diese kalten Abreibungen, diese kalten Bäder, die besonders schädlich bei blutarmen Kindern wirken. Man bade die Kinder wöchentlich ein- bis zweimal bei 25 Grad Reaumur und lasse sie täglich einmal Gesicht, Hals und Brust mit kaltem Wasser abreiben. Dadurch wird eine genügende Abhärtung erzielt, wenn nicht durch überheizte Zimmer und allzudicke Kleidung eine Verweichlichung hervorgerufen wird. Gerade unsere Zentralheizung, die jetzt fast allgemein in neugebauten Mietspalästen eingeführt ist, ist der größte Feind einer vernünftigen Abhärtung. Die Feuerung wird fürs Jahr bezahlt, ob man sie braucht, ob nicht; also nur aufgedreht, recht warm gemacht, so denkt manche Hausfrau und nicht wenige Hausherren. Daß 14 bis 15 Grad Reaumur zum dauernden Aufenthalt im Zimmer die beste Temperatur ist, scheinen nur diejenigen zu glauben, die für eigenes Geld Holz und Kohlen anzuschaffen haben. Wer aber eine Zentralheizung besitzt, der scheint sich unter 18 Grad nicht wohlzufühlen; oft aber übersteigt die Temperatur auch 20 Grad. In wie hohem Grade dadurch eine Verweichlichung dieser Familienmitglieder hervorgerufen wird, scheinen die wenigsten zu ahnen. Sind schon Wohnungen mit Zentralheizung wegen der Trockenheit der Luft, die sie in den Zimmern erzeugt, zu verwerfen, so noch viel mehr wegen der Gefahren der Verweichlichung. Da wir einmal bei den Wohnungen angelangt sind, so muß hier die Gleichgültigkeit vieler Familien berührt werden bei dem Beziehen von Wohnungen, die jahrelang von anderen Familien bewohnt waren, ohne daß jetzt eine gründliche Erneuerung vorgenommen worden wäre.

Wie haben sich nun diejenigen Familien zu verhalten, bei denen eine akute oder chronische übertragbare Krankheit ausgebrochen ist?

Da sind zunächst die Masern zu erwähnen. Es ist Tatsache, daß kein Kind von dieser ungefährlichen Krankheit verschont bleibt. Die einzelnen scheinbaren Ausnahmen sind eben keine Ausnahmen, weil die Erkrankung des Kindes so leicht war, daß sie von den Angehörigen nicht bemerkt worden ist. Ich stehe daher bei dieser Krankheit auf dem Standpunkt, in der Familie keinerlei Vorsichtsmaßregeln zu treffen, sondern es vollkommen anheimzustellen, ob von einem Kinde diese ungefährliche Krankheit übertragen wird oder nicht. In einzelnen Gegenden herrscht die Sitte, gesunde Kinder, falls sie noch nicht an Masern erkrankt waren, zu den Erkrankten ins Bett zu stecken, um bei allen Kindern möglichst gleichmäßig und gleichzeitig die Krankheit herbeizuführen, damit die Mutter nicht zu lange durch Krankenpflege von ihrer Arbeit und ihrem Verdienst abgehalten wird. Wenn ich auch für diese radikale Methode wenig übrig habe, so bin ich doch gegen eine Absonderung, da bei guter Pflege jedes an Masern erkrankte Kind bestimmt gesund wird und es ganz gleichgültig ist, ob es heute an Masern erkrankt oder in einem Jahre.

Weit mehr Vorsicht hat man allerdings zu beachten bei einer Scharlacherkrankung. Hierbei ist unbedingte Absonderung der übrigen Familienmitglieder, mindestens aber der Kinder erforderlich. Meistenteils wird aber in einer Familie die Mutter gleichzeitig die Pflegerin der erkrankten Kinder sein. Es wäre daher eine harte, oft auch geradezu unausführbare Forderung, wollte man verlangen, daß die Mutter während der Krankheitsdauer des einen Kindes mit den anderen nicht in Berührung kommen sollte. Ich mache es daher folgendermaßen. Ich lasse die Mutter eine Ärmelschürze tragen, die hinten schließbar ist und den ganzen Körper einhüllt. Sobald nun die Mutter das Krankenzimmer zu verlassen beabsichtigt, hat sie ihre Hände gehörig in einer antiseptischen Flüssigkeit zu waschen und die Schürze abzulegen. Dabei aber hat sie darauf zu achten, daß ihr die übrigen Kinder nicht zu nahe kommen und daß Zärtlichkeiten, wie Küssen usw., unbedingt vermieden werden. Wo es aber angängig ist, eine vollkommene Abschließung der Kranken mit eigener Wärterin usw. zu ermöglichen, da möge man es tun. Immerhin habe ich mit meinen halben Vorschriften, wie ich sie zu nennen pflege, recht zufriedenstellende Ergebnisse erzielt.

Eine der unangenehmsten Krankheiten in Familien mit mehreren kleinen Kindern ist der Keuchhusten. Hier heißt es entweder strenge Absonderung der Kinder oder gar keine. Ein Mittelding ist zugleich ein Unding. Ein an Keuchhusten erkranktes Kind darf keinesfalls mit den übrigen spielen, mit ihnen an demselben Tisch sitzen, mit ihnen zusammen essen. Die Gefahr, daß bei einem plötzlichen Hustenanfall der Auswurf in feinsten Tröpfchen auf die Teller der Mitessenden spritzt und von da in den Mund gelangt oder direkt ins Gesicht oder auf die Hände der Mitspielenden geschleudert wird, ist so groß, daß es als unbedingte Notwendigkeit erscheint, die an

Keuchhusten erkrankten Kinder, so weit wie möglich, von den übrigen abzusondern.

Läßt sich aber eine Trennung nicht ermöglichen, so belehre man die übrigen dahin, daß sie sich sofort entfernen, wenn das kranke Kind zu husten beginnt, oder daß sie sich wenigstens abwenden, damit ihnen die Auswurftröpfchen nicht ins Gesicht geschleudert werden. Hierbei darf die Gefahr einer schweren Lungenentzündung, die oft die Folge von Keuchhusten ist, nicht unbeachtet bleiben. Es ist daher unbedingt nötig, bei derartigen Erkrankungen sofort einen Arzt zu Rate zu ziehen. Wie sich eine Familie bei Ruhr- und Typhuserkrankungen zu verhalten hat, läßt sich in wenigen Worten vorher nicht sagen. Möglichste Absonderung und peinlichste Sauberkeit wird auch hier nötig sein, vor allem aber wird man sich hierbei unbedingt den Bestimmungen des behandelnden Arztes zu unterwerfen haben. Weit folgenschwerer aber ist die Erkrankung eines Mitgliedes an Tuberkulose.

Ist ein Teil des Ehepaares oder ein Kind an Tuberkulose erkrankt, oder ist ein Tuberkulöser die Ehe eingegangen, so handelt es sich darum, die Übertragung dieser verderblichen Krankheit auf den anderen Ehegatten oder die anderen Kinder zu verhüten. Da man im allgemeinen beobachten kann, daß der Kranke weniger Rücksicht auf seine Umgebung als auf sich selbst nimmt, so möge dem Tuberkulösen vor allem eingeprägt werden, daß er die größte Gefahr für sich selbst bilde, falls er mit seinem Auswurf unvorsichtig umgehe. Denn gerade er wird, wenn er das Sputum achtlos auf beliebige Orte auswirft, sich durch Inhalation des eigenen Sputumstaubes am meisten gefährden. Der Kranke muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Bazillen, die er von neuem einatmet, an einer bisher gesunden Stelle in der Lunge einen neuen Krankheitsherd bilden und nachteilig auf den ganzen Verlauf der Krankheit einwirken können. Er muß daher aufs vorsichtigste zu meiden suchen, daß sein Sputum an irgend einer Stelle eintrocknet. Er soll somit, wenn er sich in seiner eigenen Wohnung befindet, niemals auf den Fußboden, nie auf den Teppich und dergleichen spucken, um das Sputum dann vielleicht mit dem Fuße zu zerreiben und zu zerdrücken. Er soll es in seiner Wohnung auch vermeiden, ins Taschentuch zu spucken, er soll vielmehr stets einen Spucknapf dazu benutzen. Die Wahl des Spucknapfes ist so ziemlich gleichgültig. Jedenfalls ist es wichtig, daß dieser mit einem Deckel versehen sei, um zu verhindern, daß Fliegen, Mücken und andere Insekten Sputumpartikelchen aufnehmen und auf Gebrauchsgegenstände und Eßvorräte ablagern. Es ist auch anzuraten, die Spucknäpfe nicht auf den Fußboden zu stellen, sondern in einer mäßigen Höhe anzubringen, damit der Patient beim Ausspucken mit Sicherheit hineintrifft. Auch auf den Schreibtisch oder an einen anderen Ort können Spucknäpfe gestellt werden, um mit der Hand an den Mund geführt zu werden. Ist der Kranke bettlägerig, so kann der Spucknapf neben ihn auf einen Nachttisch oder einen Stuhl gestellt werden, von wo der Kranke ihn leicht erreichen und zum Ausspucken benutzen kann. Bei Schwerkranken, die nicht über die genügende Pflege und Hilfe verfügen und die oft zu schwach sind, um sich umdrehen oder aufsetzen zu können, lasse ich an einer Schnur einen Spucknapf aus wasserdichtem Stoff aufhängen, der neben dem Kopf des Patienten liegt, von ihm leicht geöffnet und gebraucht, nach dem Gebrauch aber leicht geschlossen und bei Seite geschoben werden kann. Die Frage, was man in den Spucknapf hineintun, wie man das Sputum desinfizieren soll, halte ich für vollkommen nebensächlich. Man gieße nur etwas Wasser in den Spucknapf, um das Eintrocknen zu verhüten, und man säubere ihn recht häufig.

Streng verpönt ist es für die anderen Familienmitglieder, das Taschentuch eines Tuberkulösen zu benutzen; die Taschentücher, wie auch die andere Wäsche des Tuberkulösen, müssen unbedingt von der übrigen Wäsche der Familie getrennt bleiben und dürfen erst gewaschen werden, nachdem sie sorgfältig ausgekocht worden sind. Wo es möglich ist, kann die Wäsche des Tuberkulösen in Desinfektionsapparaten etwa eine Stunde lang dem strömenden Wasserdampfe ausgesetzt werden, eine Methode, die in wohlhabenden Familien stets durchzuführen ist. Bei plötzlichen Hustenanfällen, beim Niesen und Sprechen hat der Tuberkulöse stets vorsichtig zu vermeiden, seinen Familienangehörigen oder anderen in der Nähe weilenden Personen Sputumtröpfchen entgegenzuschleudern, er muß stets das Taschentuch zum Vorhalten gebrauchen. Der Tuberkulöse hat seinen Angehörigen gegenüber möglichst alle Zärtlichkeiten zu meiden. Läßt sich das Küssen nicht umgehen, so küsse er auf Stirn und Wange und lasse sich selbst auch nur dahin küssen.

Auch hat er es zu vermeiden, Gegenstände mit seinem Munde zu berühren, die später Familienmitglieder oder andere Personen in den Mund stecken, wie zum Beispiel Kinderspielzeug und dergleichen. Ebensowenig dürfen Tuberkulöse den Löffel, mit dem die Kinder ihre Nahrung bekommen, zuerst in den Mund stecken oder gar warme Speisen anblasen, um sie abzukühlen, da dadurch leicht Sputumtröpfchen des Blasenden auf die Speise geschleudert werden können. Dann müßte in solchen Familien jedes einzelne Mitglied unbedingt seinen eigenen Löffel, seine eigene Gabel und dergleichen haben. Eine tuberkulöse Mutter darf niemals ihrem Kinde die Brust reichen; nimmt man eine Amme, so ist diese sorgfältig auf Tuberkulose zu untersuchen. Wird aber Kuhmilch verwertet, so muß sie stets im Soxhletapparat frisch gekocht werden. Wegen des Wasserzusatzes zur Milch befrage man den Arzt; je nach der Konstitution des Kindes wird die zugesetzte Wassermenge in dem gleichen Alter der einzelnen Kinder oft ganz verschieden sein.

Ganz besonders zu schützen hat man die Kinder außerdem vor dem Belecken der Hunde, da die Hunde vielfach das Sputum des Tuberkulösen auflecken und dann Sputumteilchen ins Gesicht oder auf die Hände der Kinder beim Lecken ablagern. Die Reinigung der Zimmer soll nicht nur wo Tuberkulöse wohnen, sondern überall auf feuchtem Wege stattfinden, so daß beim Auskehren kein Staub entwickelt werden kann. Ebenso ist für eine gute Lüftung in der Wohnung zu sorgen, da die frische Luft dem Tuberkulösen niemals schadet.

Die Furcht vor der Lektüre in Journalen, die im Journallesezirkel von Haus zu Haus wandern, halte ich für übertrieben; denn dann dürfte man auch kein Buch aus einer Bibliothek benutzen, da doch auch hier bereits jedes einzelne Werk angehustet worden sein kann. Man belehre das Volk und bringe es dahin, beim Lesen der Bücher ebenso vorsichtig zu sein wie beim Sprechen mit anderen Personen. Der Lesende soll sich davor hüten, das Buch anzuhusten oder anzuniesen, und er soll es vermeiden, den Finger mit Speichel zu befeuchten, wenn er bei der Lektüre die Blätter wendet.

Alles dieses sind Anforderungen, die selbst arme Familien ausführen können; doch gehört zu diesen hygienischen Maßregeln ein wichtiger Faktor, nämlich eine kräftige, reichliche Ernährung. Wo die kräftige Ernährung fehlt, da geht das tuberkulöse Individuum zugrunde, es nützen alle hygienischen Einrichtungen und Maßregeln nichts. Deshalb müssen die Lungenheilstätten und Krankenhäuser volkstümlicher werden, die Behörden und die Privatwohltätigkeit möge dafür sorgen, daß in diesen Anstalten für unbemittelte Tuberkulöse Platz ohne Entgelt geschaffen werde. Die Lungenheilstätten aber mögen dahin streben, daß ihre Patienten „geheilt", nicht aber „gebessert" aus der Anstalt entlassen werden, also ein Jahr und nicht zwei bis drei Monate darin behalten werden; denn in meinen Augen bedeutet bei einem Tuberkulösen „gebessert" so viel wie „ungeheilt".



Neujahrsnacht in der Wüste.

Aquarell von F. Perlberg.

Die Frau Oberamtmann.

Eine Kleinstadtgeschichte von Adelheid Weber.

O meine Liebe, was Menschen!" sagte meine alte Freundin, die Frau Kaufmann Weinmeister, und strich sich nach ihrer Gewohnheit mit der kleinen runden Hand über den glänzenden schwarzen Wellenscheitel.

Sehen Sie, da war die Oberamtmannen — na, sie ist jetzt tot, und ich will ihr nichts Böses nachsagen — im Gegenteil, es hat schon was, in solchen Umständen den Kopf so hoch zu tragen. Aber wenn ich denk, was ich mit ihr auszustehen gehabt habe —!

Sie war eben mit Lieschen und den beiden Lütten in die Stadt gezogen; denn in Tetow waren sie alle geworden, und die Gläubiger hatten Aukschon halten und ihnen 's Hemd auf dem Leib versteigern lassen. Na, und was er war, der Oberamtmann, war ja nu „auf der Jagd verunglückt". Ja, ja!

Als sie noch in Tetow auf dem hohen Pferd saßen, haben sie ja man bloß mit Grafen und Baronen verkehrt, und wenn Weinmeister nach Tetow kam — früher, als er noch für Oberamtmanns alles besorgte — für ihn neue Hypotheken und für sie das Perlenhalsband aus Paris und zu Weihnachten bunte Schnupftücher und Westen für die Knechte — da hat er immer zur Tischzeit kommen müssen, weil die den Herrschaften am besten paßte, und dann haben sie ihn so obenhin gefragt, ob er mitessen wolle, und wenn er dann natürlich Nein gesagt hat, dann hat der Bediente ihm einen Stuhl so außerhalb der Reihe hingesetzt, gradüber dem Büfett. Und wenn der Oberamtmann nach den Getreidepreisen gefragt und sie was vom Wetter gebrummelt hat, dann haben sie ihm nichts mehr zu sagen gehabt, und er hat sich das Büfett ansehn können. Und darum hat er es denn auch auf der Aukschon gekauft, und nun steht es in unserer Eßstube, und der Oberamtmann ist verunglückt und sie wohnt bei Schuster Lackmussen in der Dachstube. Ja, ja!

Na, man ist aber doch kein Unmensch, und ich bin ja wohl von Pontius zu Pilatussen gelaufen und hab mir den Mund fusslich geredt und hab schließlich, unsere drei Jüngsten mitgerechnet, zehn Kinder zusammengebracht, die sie und Lieschen unterrichten konnten. Denn die Oberamtmannen war ja wohl hellschen gebildet, und die Lieschen, die damals achtzehn war, hat natülich immer die teuersten Gouvernanten gehabt. Und ein Fuder Torf und ein paar Würste beim Schweineschlachten haben wir ja für den Lehrer ümmer übrig gehabt.

Na, ich geh nun zu ihr und denk ihr ne rechte freudige Botschaft zu bringen und sag ihr alles, und auch das vom Torf und der Wurst laß ich so sacht miteinfließen. Und denk nu, sie wird wohl was weinen und wird mir um den Hals fallen, und ich werd sie ein bischen straken und werd sagen: „Lassen Sie man, Frau Oberamtmann, 's wird all wieder gut werden, und wir werden Sie nicht verlassen." Aber was tut die Frau? Sie richt't sich auf, daß sie mit dem Kopf beinah an die Decke stößt — denn sie war ein langes Ende und Schuster Lackmussens Decken sind was niedrig.

„Frau Weinmeister," sagt sie, und ihre Habichtsnase wird wahrhaftig spitz wie 'ne Stopfnadel, „ich bin gewiß eine Kreuzträgerin und muß mich des Spruches getrösten: ‚Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er'; aber in allem meinem Unglück werde ich meiner Würde nie etwas vergeben." Damit setzte sie sich neben mich aufs Sofa.

Na, ich will schon was sagen; aber da fällt mein Blick in den Spiegel, vor dem wir grad beide sitzen, und sie sieht aus wie 'ne halbverhungerte Krähe in ihrem schimmligen schwarzen Kleid, und ich hab meinen neuen Samtpelz an. Und es ist hundekalt in der Stube.

Na, da sag ich denn, und seufz' bloß ein klein bißchen: „Gewiß, Frau Oberamtmann," sag ich, „das weiß jedes Kind in Warmmühlen."

In diesem selben Augenblick drückt was an der Klinke zur Küchentür herum, und die Oberamtmannen kriegt zwei dunkelrote Flecken auf den Backen und ruft: „Bleibt draußen!"

Aber ich, fix wie ich bin, spring' auf und mach die Küchentür auf. „Lassen Sie doch die Kinderchen!" sag' ich noch. Aber dann ist's, als ob mir einer eins auf den Mund gibt und ich schweig' bumsstill. Denn die beiden lütten Mädchen, die auf der Schwelle stehen, haben bloß dünne Unterröckchen an, und auf dem Tisch in der Mitte der Küche steht eine Schüssel mit Pellkartoffeln, und Teller, Messer und Gabeln liegen daneben, und vier Stühle stehen um den Tisch.

Ich sag in meiner Verlegenheit: „Entschuldigen Sie doch man, Frau Oberamtmann, ich hab' Sie gewiß beim Essen gestört."

Da brennen ihre Backen noch doller, und sie sagt: „O nein, Sie sehen, es ist noch nicht einmal gedeckt." Und zeigt auf den Sofatisch in der Stube. Da tut sie mir doch bannig leid, und ich sag: „Liebe Frau Oberamtmann," sag' ich, „wollen Sie nicht übermorgen mittag mit Fräulein Lieschen und den beiden Lütten unsere lieben Gäste sein? Weinmeister hat so gern zum ersten Weihnachtsfeiertag Besuch. Ich bitte Sie recht sehr. Sie machen uns die Freude, nicht wahr?"

Da brennen die roten Flecken wieder auf ihren Backen, und in ihren Augen ist was Spitzes, Feindliches. Aber sie schlägt sie nieder und sagt: „Für Elisabeth und mich nehme ich Ihre Einladung mit Dank an, Frau Weinmeister; die beiden Kinder aber sind noch zu klein für Gesellschaft; die lasse ich lieber zu Hause."

„Ih bewahre," sag ich, „meine Jungens freuen sich schon mächtig auf die lütten Deerns."

Die Oberamtmannen aber schweigt rein still und plinkt so mit den Augen als Verbeugung. Und ich werd ganz verlegen und geh ab.

Na, wie ich mich draußen recht besinn', bin ich natürlich schön falsch auf die anmaßende Person und nehm mir vor, ihr auch nicht das büttelste End' von meinem kleinen Finger mehr entgegenzustrecken.

Aber dann sitz ich zu Hause an meinem Tisch zwischen den beiden Jüngsten; die Suppe hatten wir gegessen und warteten auf das zweite Gericht. Obenan sitzt natürlich Weinmeister; na, meine Liebe, was ein stattlicher Mann ist der wohl noch mit seinen 50 Jahren! Breit as ein Schaff und rot as 'ne Ros', und hat noch alle Zähne, und seine Augen blänkern als bei 'nem jungen Kerl. Und wenn seine Hände auch rot sind und bleiben, man sieht ihnen gleich an, daß sie packen und festhalten können, und niemals haben sie sich mit unrechtem Gut bemengt. Und das ist und bleibt die Hauptsache beim Mann: zupacken und ehrlich bleiben, nicht wahr, meine Liebe? Wir haben mit Heringen und Kattun angefangen, und jetzt haben wir die Weinstube und die Schneidemühle und die Fabrik für Torfmull. Und der Gustav hilft dem Vater nun schon in der Fabrik; denn er hat ja Ingenieur studiert. Aber wenn er auch studiert hat, düchtig ist er akkrat wie sein Vater. Und die fünf anderen sind auch dägte Jungs.

Wie ich das so denk, bringt die Mine die Bierwurst und setzt sie vor mir auf den Tisch. Na, ich freu mich, wie rund und prall die Wurst in der braunen Sauce liegt, und der Duft steigt mir appetitlich in die Nase, und ich mach mir den Überschlag, wie ich die Wurst in zwölf Teile teilen soll: ein doppelt großes für Weinmeister, zehn gleiche für uns und die Lehrlinge und ein Zipfelchen für den Respekt; da denke ich mit einmal an der Oberamtmannen ihre Pellkartoffeln und die kalte Stube und die dünnen Röckchen der armen Würmer, und mir verschlägt's auf einmal den Appetit.

„Kinder," sag ich und halt das Messer noch in der Schwebe, „ich hab heut zwei kleine Mädchen gesehen, die

hatten bloß dünne Unterröckchen an und froren bannig, und zu essen hatten sie bloß Pellkartoffeln und nichts dazu. Die würden sich mächtig freuen, wenn ich ihnen ein Stück von eurer Wurst schickte. Na, wer gibt mir was ab?"

„Ich!" schreien sie alle; bloß Anton, der Gierschlung, brummt: „Na, sechs Stück Wurst ist aber ochsig viel für zwei lütte Deerns. Aber denn nimm man schon meins, wenn sie doch nu mal so verfressen sind!"

Und mein Alter schiebt seinen Teller zurück und sagt: „Du vergraulst einem rein das Essen, Alte. Na, denn nimm man!"

Und er spickt das größere Ende von seiner Wurst auf die Gabel, daß es von Hand zu Hand bis zu mir wandert.

Ich klingle denn nun der Mine und sag': „Bring' mal erst den Pudding rein und dann nimm die Schüssel mit der Wurst und bring sie zur Frau Oberamtmann und bestell' einen schönen Gruß von mir, und ich möcht' gern wissen, ob dir die Wurst gut geraten ist. Weil ich doch gehört hab, daß bei ihr extra fein gelocht würd', sag' man."

Na, die Mine brummeliert was in den Bart, aber 'ne richt'ge Frau hört nicht, was sie nicht hören will, und die Mine geht denn auch ab.

Aber wir sitzen noch beim Pudding, da reißt sie schon wieder die Tür auf und steht da, die eingewickelte Schüssel ganz schief im Arm und mit 'nem zynischen Gesicht, das mit der einen Hälfte grient und mit der andern greint, und sagt mit 'nem niederträchtigen Avec: „Die Frau Oberamtmann läßt sich empfehlen und sehr bedanken; aber sie hätt' schon gegessen und schickt darum die Wurst mit Dank zurück."

Ja, ja, meine Liebe, ich sag' man: was Menschen! was Menschen!

Na, ich verschwör' mich nun natürlich hoch und teuer, was ich bin, ich werd' der Oberamtmannen mit meinem guten Herzen nicht mehr beschwerlich fallen.

Aber, meine Liebe, was ist der Mensch, und noch dazu zu Weihnachten!

Als ich an demselbigen Abend so meinen Weihnachtsbaum putz', und mein Gustav steht auf der Leiter und hängt die Zuckerpuppen und Pfefferkuchen an — denn von Glas- und Lamettageschichten wollen ja meine Jungens nicht viel wissen, die sind fürs Reelle — da gibt's mir mit einmal orndtlich 'n Schlag auf die Brust, und ich ruf: „Gustäving!" ruf ich', „der Oberamtmannen ihre Deerns haben am End' gar keine Kleider anzuziehn, und darum will sie sie morgen nicht mitbringen!"

Mein Gustav wendet auf seiner Leiter bloß den Kopf nach mir und sagt ruhig: „Dann wollen wir rasch Zeug kaufen, Mutting, und Mamsell Schlichting und oll Lining nähen's noch bis morgen abend zusammen."

„Ja, das sagst du wohl," sag' ich, „weil du ein Mann bist und nichts vom Leben verstehst; aber wer backt morgen den Kuchen, wenn die Mamsell Kleider machen muß? Und ich werd' wohl alles stehn und liegen lassen und in die Stadt nach dem Zeug laufen? Und wozu? Damit die hochnäsige Madamm mir die ganze Prostmahlzeit mit Dank zurückschickt!"

„Ih, da laß mich nur machen," meint Gustav.

Na, was soll ich weiter erzählen — ich kauf' natürlich das Zeug — schönen, feinen blauen Wollenstoff — und Mamsell Schlichting und Lining und ich sitzen die halbe Nacht auf und nähen die Kleider. Was Spielzeug leg' ich natürlich bei — bitt' Sie, Kinder freuen sich doch bloß über Spielzeug — und Pfefferkuchen und Marzipan einen großen Haufen. Packen wollt' durchaus der Gustav und fragt mich angelegentlich, wie die Lütten heißen, und als ich so von weitem ein Aug' hinsmeiß, seh' ich, wie er zwei Pakete mit Pfefferkuchen wieder aufmacht und in jedwedes ein Fünfmarkstück reinlegt und denn auf jedes Papier einen Namen schreibt. Na, ich denk: Laß ihn, er gibt's vom Seinigen, und tu', als seh' ich nichts. Aber dann seh' ich, daß er noch 'nen ziemlich großen Karton reinschmuggelt, und da dreh' ich mich doch snubs um und geh' hin und sag': „Was 'ne Schachtel packst du denn da mit ein, Gustäving?"

Er wird feuerrot, aber er kuckt mir grad in die Augen und sagt: „Laß man, Mutting, ich dachte, daß Fräulein Lieschen doch auch Weihnacht feiern will, und da hab ich ihr ein paar Blumen gekauft."

„So?" sag ich und kuck ihm nu steif in die Augen. „Kennst du denn Fräulein Lieschen, Gustäving?"

„Ih nein," sagt er was zögerig, „ich habe sie nur zwei- oder dreimal auf der Straße gesehen, Mutting; aber sie tut mir sehr leid. So'n junges Mädchen, Mutting!"

„Und so hübsch!" sag ich mißtrauisch. „Kannst du mir mit Wahrheit versichern, mein Sohn, daß nichts in der Schachtel liegt wie Blumen? Kein Brief und kein Gedicht, Gustäving?" Und ich seh ihn mit so 'nem starren Blick an wie Amtsdiener Michels die Schuljungens, die er bei's Apfelstehlen abfaßt.

„Ih, wo werd ich, Mutting!" sagt er und lacht mich frei an; „ich und Gedichtemachen!"

„Und ein Brief?" forsch ich weiter.

„Aber Mutting, das wär doch nicht fein, wenn ich ihnen verriete, woher die Sachen kommen," antwortet er. „Weißt du, Mutting, ich denk immer, Wohltaten muß man geben wie der liebe Gott; sie vom Himmel fallen lassen und sich selbst zwischen den Wolken verstecken. Dann schenkt man reine Freude — sonst ist immer Scham und Bitterkeit beigemischt."

Ich kuck mir den Jungen an. Aber er sieht mich so ehrlich und männlich an, daß ich denk: Na, Pieken streut der seiner Mutter nicht aufs Butterbrot. Und so laß ich ihn denn machen und kuck ihm nicht mal auf die Hände dabei.

Gegen Abend zieht sich dann der Gustav Vattings Pelz an, die ruge Seit nach oben, bind't sich den Bart vor, der ümmer zum Niklas daliegt, und geht mit dem Paket zu Schuster Lackmussen. Da hat er dreimal an die Stubentür geklopft, hat sie denn aufgemacht, hat „Julklapp" gerufen, das Paket reingeschoben und sich fixing auf die Socken gemacht.

Aber die Lieschen hat er doch noch gesehen, wie sie mitten in der Stube gestanden hat, ein Kind auf dem Arm und das andere mit dem Kopf unter der Schürze.

„Wie die Holbeinsche Madonna hat sie ausgesehn," sagte Gustav. Na, ich weiß nicht, wer das ist, aber daß die Lieschen ihm gefallen hat, das wußt ich gleich, und das gefiel mir nu wieder gar nicht. Na, ich sag aber nichts und schick sogar noch mal hin und laß die Oberamtmannen bitten, sie soll doch die Lütten mitbringen. Und sie sagt auch zu. Und am ersten Feiertag kommen sie auch wirklich an, alle vier.

Na meine Liebe, ich muß sagen, ich laß mich nicht so leicht verblüffen, aber die Oberamtmannen kriegt's fertig. Denn wie sahen sie aus! Die Kinder lassen in den feinen blauen Kleidern und mit den langen blonden Locken um die Backen wirklich als im Märchen, und die Lieschen hat wol ein einfaches graues Kleid an; aber fein sieht sie aus als ne Prinzessin, und als eine sehr liebe, muß ich sagen. Aber nun sie, die Oberamtmannen! Ihr schwarzes Seidenkleid ist schon was brüchig, aber schwer ist das mal gewesen! Das hat von selbst gestanden! Auf dem Kopf trägt sie sone Art von schwarzem Schleier, so dünn wie Spinnweb — und sieht aus, als sei sie noch ein Zollener drei gewachsen und sieht mich an, als müsse sie 'ne Stecknadel auf dem Boden suchen, so tief sieht sie zu mir runter.

Sie redet von Freude und Vorzug und Freundlichkeit, und mir ist jedes natürliche und herzliche Wort wie snubs vom Mund weggeschnitten, und zum erstenmal in meinem Leben weiß ich nichts zu sagen. Aber dann wendet sie sich zu meinem Mann, und da steht Lieschen vor mir und macht einen tiefen Knix und will auch etwas Feines sagen; aber mit einmal wird sie rot als ne Rose und nimmt meine Hand und küßt sie.

„Aber liebes Fräulein!" sag ich und will die Hand wegziehn. Da streicht sie mit ihren Fingerchen darüber hin und flüstert: „Die liebe Hand!"

Und dann sieht sie mich mit ihren braunen Augen an, die schimmern ganz feucht, und lacht doch ein Schelm darin, und

sie sagt: „Die Blumen waren doch das Schönste von allem!" Da vergeß ich wahrhaftig, daß ich ja Lieber-Gott spielen will, und geb Lieschen 'nen Kuß und sag: „Das müssen Sie meinem Gustav sagen, mein Döchting; auf so was verfallen wir Alten nicht mehr."

Ja, nun denken Sie mal, meine Liebe, so 'ne Dummheiten macht man, wenn's Herz mit der Zunge wegläuft.

Denn der Jung steht natürlich dicht bei und hat alles gehört, und sie kucken sich nu beide an und sticken sich alle beide düsterrot an. Aber ich hab gar nicht Zeit, mich viel zu erschrecken, denn nun knixen die lüttjen Prinzessen vor mir, und dann setzen wir uns zu Tisch.

Gustav hab ich recht mit Bedacht nicht neben Lieschen gesetzt, sondern grad über. Aber nun kucken sich die beiden ümmer bloß an und kucken weg und wieder hin.

Na, das wird ja nett, denk ich, und plink Gustav zu und sneid ihm Gesichter, er soll Lieschen doch nicht so viel ankucken; aber er hätt ja woll nicht gemerkt, wenn der Himmel eingefallen wär, so weg war er.

Und mit einmal seh ich, daß die Oberamtmannen, die obenan am Tisch sitzt, ihrem Lieschen auch Gesichter schneid't, grad wie ich meinem Gustav, bloß daß ich denk, meine sind nicht halb so wütend gewesen.

Na, ich bin ganz verwundert, daß die Oberamtmannen so 'ne verständ'ge Frau ist und will eben was Freundliches zu ihr sagen, da fängt sie meinen Blick auf und wird was rot und sagt, indem sie tut, als ob sie den Tisch betrachtet hätt: „Wie viel Silber Sie auf dem Tisch haben, liebe Frau Weinmeister! Das blitzt und funkelt wie in einem Juwelierladen."

Das kettelt mich nun ein bischen, und ich sag: „Es ist auch alles ganz neu, Frau Oberamtmann."

„Ja," sagt sie, „das sieht man. Unseres war nicht mehr blank zu putzen; das waren Erbstücke von Jahrhunderten her."

Sie sagt das in so 'nem besondern Ton, wie 'ne abgesetzte Königin, denk ich; aber da werden ihre Augen einmal ganz stier, und sie wird weiß wie ein Laken und kuckt ümmerlos auf ein und denselbigen Fleck, und ich merk, sie sieht nicht auf mich, sondern auf etwas hinter meinem Rücken. Und jetzt fällt mir ein, daß ja das Büfett hinter mir steht, das Weinmeister auf ihrer Auktschon gekauft hat, und sie tut mir sehr leid und ich reiche ihr rasch das Studentenfutter, die Mandeln und Rosinen, rüber — denn soweit waren wir schon mit dem Essen — und nötig' sie, zuzulangen, damit sie doch ihre Augen vom Büfett wegnehmen muß.

Aber sie hört mich gar nicht, sondern zeigt mit dem Finger auf das Büfett und sagt: „Ist das — auch ein Erbstück?"

„Nein," stammer' ich — „aber essen Sie doch noch ein bischen, liebe Frau Oberamtmann."

Aber sie steht auf.

„Ich habe genug," sagte sie. „Ich danke Ihnen."

Ich steh nun auch auf; aber Weinmeister bleibt sitzen und sagt sehr bestimmt: „Einen Augenblick noch, Frau Oberamtmann."

Sie steht noch eine Weile, aber dann setzt sie sich doch wieder hin, und Weinmeister sagt: „Sie sind eine feine und gebildete Dame, Frau Oberamtmann, viel feiner und gebildeter als ich und meine liebe Frau. Aber gerade darum müssen Sie doch merken, daß wir Ihnen Liebes und nicht Böses antun wollten, als wir Sie zu uns luden."

Sie unterbricht ihn.

„Sie — mir — Liebes?" sagt sie hochmütig. „Freilich, das habe ich gemerkt und bin Ihnen sehr dankbar. — Und nun sagen sie mir noch eins! Aus welchem Grunde haben Sie das Büfett da, dem Sie mich gegenüber gesetzt haben, gekauft? Aus Sparsamkeit doch wohl nicht, wie die Ausstellung von neuem Silber auf Ihrem Tisch beweist."

„Sie werden auch wohl an anderen Orten leider Möbeln begegnen, die früher bei Ihnen gestanden haben," antwortete Weinmeister ein bischen hastiger.

„Freilich," sagt sie, „aber ich fragte Sie, warum Sie das Büfett gekauft haben."

Weinmeister sieht sie fest an. „Wenn Sie es durchaus wissen wollen," sagte er, „so will ich es Ihnen sagen. Weil ich in früheren Jahren, als ich noch ein kleiner Mann war und Ihre Geschäfte besorgte, wie die vieler anderer Gutsbesitzer, weil ich da oft und oft dem Büfett gegenüber gesessen habe — an Ihrem Tische, aber außer der Reihe — während Sie speisten."

„Und nun sitze ich dem Büfett gegenüber an Ihrem Tische," sagte sie, „aber Sie haben mich obenan gesetzt und mich bis hierhin" — sie fährt mit der mageren Hand über ihren Hals — „mit Essen vollgestopft. Sie haben sich sehr edel gerächt, Herr Weinmeister. Sehr edel. Ich danke Ihnen. Aber nun sind Sie wohl zufrieden und ich kann gehen."

Weinmeister winkt mir, und ich steh auf und halt' sie auch mit keinem Wort mehr zurück. Denn meine Liebe, ich hatt' nun auch genug. Für meintwegen konnt sich der hochmütige Aff nun auf den Ofen setzen, ich holt ihn nicht runter.

Bloß Lieschen tat mir nun doch leid, denn sie war kreideweiß und hatte Tränen in den Augen, als sie mir die Hand gab. Und sie flüstert' gar zu ängstlich: „Liebe Frau Weinmeister, um Gottes willen — Mama weiß von nichts," und plinkt mit den Augen nach den Kindern hin.

„Sein Sie man ganz ruhig," sag' ich; „ich verrat nichts."

Und, meine Liebe, was ist der Mensch! Ganz im geheimen hat's mich doch gekettelt, daß sie den Lütten die Kleider anzog und wußt nicht, daß sie von mir kamen.

Na, hingegangen bin ich nun nicht mehr zu der Oberamtmannen und eingeladen hab' ich sie auch nicht mehr. Aber Lieschen ist manch liebes Mal zu mir rübergewutscht, wenn sie aus der Schule kam, die wir ihr nun doch in einer Stube in unserem Hinterhaus eingerichtet haben. Die Oberamtmannen ist mit keinem Fuß hingegangen, die Lieschen hat die zehn Jungs und Deerns und ihre eigenen Schwestern dazu ganz allein belehrt. Und wir haben manch Fuder Torf und Tüften und Wurst und Butter zugesteuert und auch bei den anderen Familien für sie gebeten und gesammelt. Und die Oberamtmannen hat also doch nach und nach gelernt, Geschenke anzunehmen. Bloß bedankt hat sie sich niemals, das hat ümmer bloß Lieschen getan und hat sich ümmer mehr in mein Herz eingeschmeichelt. Aber's dicke Ende kommt nach. Mit einmal, morgens um Zehn, ganz aus heiler Haut, kommt mir mein Gustav, der Slüngel, nach in die Speisekammer und sagt: „Mutting," sagt er, „hast du ein bischen Zeit für mich?"

„Na nu," sag ich, „jetzt, morgens um Zehn? Und die Kücken sind noch nicht gepflückt, und mit den Schoten wird die Mine meindag nicht allein fertig."

„Dann laß man Fiken helfen, ich hab's eilig," sagt er. Da seh ich ihm ins Gesicht, und es sieht kurios aus, was verlegen und was schlau und bannig glücklich.

„Herrgott, Jung," schrei ich, „du büst ja wohl unklug! Hast du dich verlobt, Bengel?"

Da faßt mich der Jung untern Arm und zieht mich in die Wohnstub. Und ich lehn mich mit dem Rücken an der Oberamtmannen ihr Büfett, so swindlig ist mir.

Aber der Jung faßt mich rund um.

„Mutting," sagt er, „Mutting, ich bin ja so glücklich!"

Da fang ich wahr und wahrhaftig an zu weinen. „Jung," sag ich, „ich sag's dir auf den Kopf zu, es ist Lieschen."

„Ja, Mutting," sagt er.

Und nun gibt er mir sogar einen Kuß. Der Bengel!

„O Gott," sag ich ganz schwach, „Jung, die Oberamtmannen!"

„Ih, Mutting, die heirat ich ja nicht," antwortet der Slüngel.

„Red nicht, was du nicht verstehst," sag ich.

„Du heiratst die Oberamtmannen wol mit, denn Lieschen ist eine gute Tochter. Und was ne Swiegermutter du da mitkriegst, das weißt du jetzt noch nicht, mein Sohn. Aber du wirst's bald zu wissen kriegen."

Die Oberamtmannen sitzt am Fenster, und ich seh ihr Gesicht man von der Seite. Aber ich erschreck orndtlich, so verfallen ist es in der kurzen Zeit, und das Haar ist ganz grau. Sie bleibt ganz still und steif sitzen und kuckt uns an wie Gespenster. Da zieh ich Lieschen vorwärts und sag:

„Frau Oberamtmann," sag ich und will weiter reden, da reißt sich Lieschen von mir los und zur Mutter hin und ihr zu Füßen und den Kopf in ihren Schoß und die Arme um ihre Kniee. „Mama," flüstert Lieschen und drückt das Gesicht noch tiefer in ihr Kleid, „sei gut, wir haben uns so lieb, ich und der Gustav Weinmeister."

Da steht die Oberamtmannen auf und steht steif und grau da, als wär' ein Steinbild aufgestanden. Die Lieschen bleibt auf den Knieen liegen und sieht zu ihr auf.

Ich kann Ihnen sagen, meine Liebe, es sah graulich aus.

Aber da fang ich doch an, mich zu empören, und ich sag was scharf: „Na, mein Döchting, all was recht ist. Aber 'ne Schande ist es nun nicht, daß mein Gustav dich zur Frau haben will."

Die Oberamtmannen fährt zusammen, als hätt ich sie mit nem spitzen Messer gestochen, aber sie sagt noch immer nichts und steht noch immer steif und starr.

Da nehm ich mich zusammen und geh auf sie zu und streck ihr die Hand hin und sag:

„Wir wollen gute Freunde sein, Frau Oberamtmann, und was Gott Ihnen entzogen hat, das wird er Lieschen ihrem Glück zulegen. Denn mein Gustav ist ein guter Mensch, und die Mutter seiner Frau wird ihm wie die eigene Mutter sein."

Da lacht sie auf, so mit einem kurzen, scharfen Lachen, und sagt: „Ich, die Mutter von Gustav Weinmeister?" Und wend't sich zum erstenmal zu Lieschen und sagt: „Das hast du mir getan? Du? Meine einzige, einzige Hoffnung habe ich auf diese Tochter gesetzt und habe gedacht, sie wird mir einmal vergüten, was ich gelitten habe! Habe gedacht, sie fühlt, was ich leide! Der Mann dieser Frau da hat mir Verbeugungen gemacht bis zur Erde, und an unserm Tisch hat er nicht mitessen dürfen. Und jetzt haben wir aus seiner Tasche gegessen, ich mit, seit einem ganzen Jahre; denn ich habe nicht den Mut gehabt zu verhungern. Ich hab's getan und habe die Galle in mich hineingeschluckt — weil ich noch immer Hoffnung gehabt habe, daß ich noch einmal werde den Kopf heben und diesen Leuten ihre Wohltaten mit Zins und Zinseszins zurückzahlen können. Und nun geht meine Tochter hin und heiratet den Sohn dieser Leute und wird von ihnen in Gnaden aufgenommen, und ich, ich –"

Sie hat die letzten Worte bloß noch 'rausgestoßen, und nun snappt sie einmal nach Luft und fällt hin, so lang sie ist.

Na, Lieschen und ich haben sie dann aufs Sofa gelegt, und ich hab ihr unsern Doktor geschickt. Aber als ich dann gehört hab, daß sie wieder zu sich gekommen ist, hab ich mich nicht mehr um sie gekümmert. Denn, meine Liebe, was zu viel ist, ist zu viel, und so'ne Unmenschin kann ich nun nicht mehr verstehen. Die Lieschen hat schon ein Vierteljahr darauf, im Oktober, meinen Gustav geheiratet, und wenn sie sich auch zuerst beinah die Augen ausgeweint hat, weil die Mutter seit damals nicht mehr ein einziges Wort zu ihr gesprochen hat — Jugend ist Jugend, meine Liebe, und so'n junger Ehemann weiß zu trösten. Die Lütten haben ja auch zu ihr kommen dürfen, und sie hat sie ja denn immer mit allen guten Dingen bepackt. Aber die Oberamtmannen hat sich verschworen: nichts auf der Welt würd' sie ins Weinmeistersche Haus bringen.

Aber dann, als Lieschen mit ihrem Ersten auf den Tod lag, hat sie jimmerlos nach der Mutter geschrieen, und da ist mein Gustav in seiner Angst nach der Oberamtmannen gelaufen und hat mit hellen Tränen gerufen: „Kommen Sie, Mutter, unser Lieschen stirbt und schreit nach Ihnen!"

Da hat die Oberamtmannen ja umfallen wollen; aber mein Gustav hat seinen Arm um sie gelegt und hat sie zu Lieschen geführt. Und so ist die Oberamtmannen doch in das Weinmeistersche Haus gekommen und ist da auch geblieben, bis

Lieschen ihren Jungen hatte und wieder gesund war. Und dann ist sie ja auch zur Taufe gekommen und hat wahrhaftig einen kleinen Weinmeister auf ihren Armen über die Taufe gehalten. Und ich nach ihr. Und haben uns dann die Hände gegeben, und sie hat gesagt: „Ihr Sohn hat meine Elisabeth sehr glücklich gemacht." Und ich darauf: „Und ihr Lieschen meinen Gustav erst recht."

Bald darauf ist die Oberamtmannen gestorben.

Und, meine Liebe, ich kann mir nicht helfen, ich muß ümmerlos denken, sie hat es nicht ausgehalten, daß sie noch auf ihre alten Tage zur Vernunft gekommen ist.

Denn ich hab's seitdem oft gesehn: zur Vernunft zu kommen, das halten man die wenigsten aus.

Ach ja, meine Liebe, was Menschen! Was Menschen!

Blätter und Blüten

Neujahr in der Wüste. (Zu dem Bilde S. 997.) „Leila" — die sternenhelle Nacht! Dem Beduinen der Wüste ist sie der Inbegriff der Wonne, und er preist sie mit tausend Zungen. Freilich er kennt am besten die Wohltaten, die sie mit sich bringt. Zieht er tagsüber durch die Sandmeere und Steinhalden der Wüste, so ist die Sonne, sonst die Spenderin des Lebens, seine grimmige Feindin, die ihm das Blut in den Adern auszudörren droht. Oft muß er ihrem Geschoß weichen und in Mittagsstunden den Marsch unterbrechen. Mit Freuden nimmt er dann wahr, wie der glühende Sonnenball hinter dem fernen Horizont verschwindet und die Wüste, als ob sie sich zu einem Feste vorbereite, in den purpurnen Farben der Abenddämmerung erstrahlt. Dann kommt die Leila, die klare Nacht mit Myriaden Sternen, dann kommt die erfrischende Kühle, die die Brust erweitert und das Herz kräftiger schlagen läßt. In ihr kann er ruhen und träumen; in ihr in der heißesten Jahreszeit die glühende Wüste durchqueren. Sei gepriesen tausendmal, Leila, du großes Geschenk Allahs des Barmherzigen! Und der Reisende, der aus dem kalten Norden gekommen ist, um die Wunder des alten Pharaonenlandes zu schauen, unterläßt nicht, wenigstens an den Rand der Wüste vorzudringen und auch einmal die Pracht der Leila mit eigenen Augen zu schauen. Unvergeßlich bleibt ihm dann für immer die großartige Ruhe, die ihn umfängt, unvergeßlich der Glanz der südlichen Sterne, das magische Licht des Mondes, das sich mit dem flackernden Schein des Lagerfeuers zu wunderbaren Effekten mischt. Gespenstisch, geheimnisvoll ragen die Sphinxe aus dem Wüstensande empor, Zeugen einer großen Vergangenheit. Und noch mächtiger wird der Eindruck, wenn diese Leila für ihn den Jahreswechsel bedeutet und seine Gedanken in die Heimat zurückeilen. Lebendiger empfindet er dann den gewaltigen Unterschied.

Denkmal für die Frau Rat Goethe. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Der Gedanke, der Mutter Goethes in Frankfurt a. M. ein Denkmal zu setzen, hat überall in deutschen Landen den freudigsten Widerhall gefunden. Hat doch der Dichterfürst nach eigenem Geständnis von ihr „die Frohnatur" empfangen und gewiß ein gut Teil ihrer lebendigen Frische und gesunden Vernunft, ihrer herzlichen Schlichtheit und Eindrucksfähigkeit. Die „Frau Rat" ist eine volkstümliche Gestalt wie wenig andere, weil sie die besten Züge der deutschen Frau in sich vereinigt. Ihre Art hat etwas zum Herzen Sprechendes, und das kommt in dem von Joseph Kowarzik, dem rühmlichst bekannten Bildhauer, gefertigten Denkmalsentwurf voll zur Geltung. Den Künstler hat wohl eine Stelle aus den Briefen der Frau Rat zu seinem schönen Werk begeistert „... Da saß ich, und da verschlang er mich mit seinen großen schwarzen Augen, und ich konnte nicht müde werden zu erzählen ..." so schrieb die glückliche Mutter an eine Freundin. Und so hat der Künstler sie dargestellt. Auf einem Stuhl sitzend, in zwangloser Haltung und in der Kleidung jener Zeit, den feinen Finger eindringlich erhoben, erzählt sie dem lebhaft lauschenden Knaben Märchen, und die ganze Innigkeit dieses Verhältnisses kommt in Haltung und Gebärde der noch jugendlichen Frau prächtig zum Ausdruck. Das „Frau Rat-Denkmalskomitee", das sich in Frankfurt gebildet hat, wird hoffentlich bald in der Lage sein, den köstlichen Entwurf ausführen zu lassen. Die an Goethe-Erinnerungen so reiche Stadt würde mit dem Denkmal einen neuen künstlerischen Schmuck erhalten.



Denkmal der „Frau Rat" für Frankfurt a. M.
Entworfen von Joseph Kowarzik.

Heimatklänge. (Zu dem Bilde 989.) Wir sehen einen alten ungarischen Freiheitskämpfer vor uns, einen von den gegen „habsburgische Tyrannei und Gewalttat" aufgestandenen Empörern, die unter Führung von Bethlen Gabor, Tököly und Rakoczy in den wilden Kriegszeiten des 17. Jahrhunderts, verbündet mit den Türken, ihr Vaterland Ungarn zum unabhängigen Staat zu machen strebten. Der glänzendste jener nationalen Freiheitshelden war Franz Rakoczy. Erst mächtig und begütert, dann geächtet herumschweifend, das Haupt der Revolution und der konföderierten Stände, sogar Fürst von Siebenbürgen, erlag er doch schließlich seinen kaiserlichen Gegnern. Der Tod Leopolds I. brachte auch bessere Zeit: sein Nachfolger Joseph I. gab freiwillig den Ungarn ihre alten Rechte und Freiheiten zurück und gewährte eine allgemeine Amnestie. Ihr fügten sich die früheren Aufständischen, bis auf Rakoczy selbst, der sie stolz verschmähte und lieber ins Exil ging, um endlich im fernen Asien, einsam und vergessen, den Tod zu finden. An alles dies denkt der alte Kuruzze, der, ähnlich wie die Geusen einst, den Namen als Ehrenschmuck trägt, der ursprünglich als Spottname für die Tausende von armen, verzweifelten Bauern aufgebracht war, die von alten Zeiten zu den Fahnen des Aufruhrs strömten. Er denkt der Zeiten, da sie, als gefürchtete Rächerschar, hinter Franz Rakoczy auf schnellen Pferden einherflogen, ins Schlachtgetös, zur Brandlegung und Erstürmung fester Plätze, und die Hand des Alten faßt krampfhaft nach dem Schwertgriff. Aber des Enkels Geige tönt sanfter und führt dem

die Augen oder die Nase geputzt werden. Natürlich fehlt nicht das gestickte Monogramm der Besitzerin. Um den Hals trägt der Köter einen weißen Kragen mit Krawatte. Ein kurzsichtiger Hund wird mit einer Brille ausgerüstet, und das Allerneueste auf diesem Gebiet sind Lederschuhe, dick gefüttert, damit der Köter sich nicht die Füße erkältet... Eine widerliche Verirrung des menschlichen Geistes! Wahrscheinlich verdienen die Menschen, die mit solchen Nichtigkeiten ihre Zeit ausfüllen, nicht unseren Spott, sondern das tiefste Mitleid. Aber was haben die Hunde verbrochen, daß man sie von solchen Menschen quälen läßt?

F. Sk.

Chinesische Gerichtspflege. (Zu den beiden untenstehenden Bildern.) China hat ausgezeichnete Moralisten und sehr klar abgefaßte Gesetzbücher; aber seine Gerichte stehen in übiem Ruf, und die Strafvollstreckung ist dort barbarisch. Im Reiche der Mitte kennt man keine eigentlichen Rechtsgelehrten, keine Staats- und Rechtsanwälte; das Richteramt fällt dem Mandarin der Ortschaft zu, und er entscheidet nach oft abgekürztem Verfahren. Die besten Beweismittel für die Unschuld



Verhörzellen in China.



Photo by Underwood & Underwood, London and New York

chinesischer Verbrecher.

sind an diesen Gerichten Geschenke, die man dem hohen Beamten zukommen läßt. Die Gefängnisse sind schauerlich, kleine Zellen, in denen die Gefangenen im Schmutz liegen bleiben. Das Schlimmste dabei ist aber, daß nicht nur überführte Verbrecher in diesen Käfigen schmachten; zieht sich der Prozeß in die Länge, so wird nicht nur der Angeklagte, sondern es werden auch die Zeugen und der Kläger selbst in diese Verhörzellen eingesperrt. Beim Verhör selbst wird die Tortur nicht nur gegen den Beklagten, sondern auch gegen die Zeugen angewendet. Was die Todesstrafe anbelangt, so gibt es außer dem Hängen und Köpfen noch ausgesuchte Martern für bestimmte Verbrechen. Sonst sind Prügelstrafen besonders häufig, und öfter noch kommt das Kangtragen zur Anwendung. Bretter, die in der Mitte mit einem Ausschnitt für den Hals versehen sind, werden den Verurteilten als Halskrause angelegt. Sie

sind etwa 80 Zentimeter im Geviert groß und 15 bis 20 Kilogramm schwer. Auf Papierstreifen, die ihnen aufgeklebt sind, findet man den Namen des Sträflings, sein Verbrechen und die Dauer der Strafe verzeichnet. Diese währt zumeist einen bis drei Monate. Grausam ist die Strafe darum, weil der Verurteilte das Marterwerkzeug bei Tag und bei Nacht tragen muß und darum nur in sitzender Stellung schlafen kann. Außerdem erlaubt ihm der Kang nicht, seine eigene Hand zum Munde zu führen; er ist somit bei seiner Ernährung auf die Fütterung durch vorübergehende mildtätige Menschen angewiesen. Unsere Abbildung zeigt drei solche Kangträger. Vielleicht ist aber der eine oder andere von ihnen überhaupt nicht der verurteilte Verbrecher. In China darf nämlich der Verurteilte für Abbüßung der Strafe einen Ersatzmann stellen. So gibt es dort Prügeljungen, die gegen entsprechende Belohnung die Bastonade für andere in Empfang nehmen. Auch für das Kangtragen finden sich Ersatzleute, und es soll sogar arme verzweifelte Teufel gegeben haben, die, um ihren Familien aufzuhelfen, gegen eine Entlohnung sich für andere Missetäter köpfen ließen.

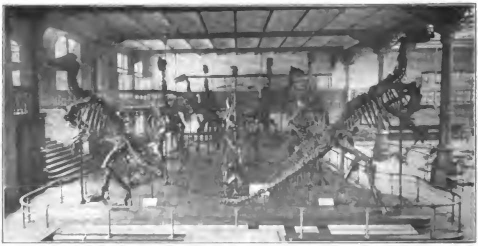


Hecke Fromberg, Berlin, phot.

Preisranggeln zu Meran in Südtirol.

Meraner Preisranggeln. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Gar manche, oft recht sonderbare Sitten und Gebräuche in Tirol, oder in den Gebirgsländern überhaupt, haben sich vor dem immer steigenden Touristenverkehr weit hinauf geflüchtet in die Hochtäler, um dem Lächeln oder gar dem Spotte fremder Zuschauer zu entgehen. Es finden sich unter den Touristen leider Menschen, die glauben, was Wunder für Zeichen von Bildung sie geben, wenn sie die oft naiven und sonderlich scheinenden Aufzüge usw. bespötteln, ohne zu bedenken, wie viel Anlaß zu Spott sie dem Bergler oft selber geben. Die alpinen Vereine haben sich große Verdienste dadurch erworben, daß sie unablässig bestrebt sind, nicht nur die nationalen Trachten, sondern auch die Sitten und Gebräuche zu erhalten und sie dort, wo sie in Vergessenheit geraten sind, wieder neu zu beleben. Zu den noch heute bestehenden Gebräuchen gehört hauptsächlich das „Ranggeln“, wie das Ringen hierzulande genannt wird. Die Grundregeln dieses Brauches sind fast genau die gleichen, denen sich die öffentlichen Preiskämpfer, oder auch die Ringer der Turnvereine unterwerfen. Es leben nun im Lande Ranggler von großem Ruf. Diese suchen sich gegenseitig zu gewissen Zeiten in den Gemeinden auf, um ihre Kräfte zu messen. Dann kommt es nicht selten vor, daß Burschen, die Vertrauen zu ihren heimischen Rangglern haben, jene eines Nachbardorfes oder auch einer weit entfernten Gemeinde herausfordern. Ja sogar die besten Ranggler in den beiden Landesteilen Nord- und Südtirol haben sich schon gegenübergestanden. Dann werden auch eigene „Ranggelfeste“ mit ganz ansehnlichen Preisen für die Sieger veranstaltet. So vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein auf der Schmittenhöhe und vom Meraner Sport- und Rennverein jeden Herbst und Winter auf dem schönen Sportplatze des Kurortes. Nicht nur die kleineren Ringkämpfe, sondern auch die großen Veranstaltungen, müssen immer von einheimischen „Ranggelmeistern“ genau nach den, allerdings nicht niedergeschriebenen, aber überlieferten Satzungen geleitet werden. Willig fügen sich diese Kraftmenschen den Anordnungen der Meister, und nie wird man hören, daß diese Ringkämpfe irgendwie ausarten. Wer bei einem solchen Preisranggeln als Sieger hervorgeht, führt nun den Titel eines „Hoogmoar“ jenes Bezirkes, in dem der Kampf stattfand. Ein solcher „Hoogmoar“ kann nun ohne Bedenken die Hahnenfeder vorn auf seinem Hute tragen, was eine Aufforderung zum Kampfe bedeutet, und zwar so lange, bis er einen Gegner findet, der ihn wirft.

Die Iguanodonskelette in Brüssel. (Zu dem untenstehenden Bilde.) In der altersgrauen Zeit, die sich als Kreideformation in die übereinander geschichteten Blätter der Erdrinde eingetragen hat, begannen zum ersten Male Laubbäume zu grünen. Zwischen ihnen wandelten Riesentiere, wie sie die Erde niemals wieder erzeugen sollte. Ungeheuere Echsen, die bis zu 30 Meter Größe erreichten. In Nordamerika hat man deren Knochen gefunden und zu imposanten Skeletten zusammengestellt. Wir haben erst vor einiger Zeit das Skelett des gewaltigen Brontosaurus unseren Lesern vorgeführt. Kleiner, aber immer noch von riesenhaftem Wuchs waren die Iguanodon. Wie genaue Forschungen ergaben, schritten sie auf den beiden Hinterfüßen und konnten nicht auf allen Vieren laufen, auch nicht springen wie das Känguruh. Ihr Gebiß zeigt, daß sie friedliche Tiere, Pflanzenfresser waren. Die spatelförmigen Zähne erinnern in ihrer Gestalt an die Zähne der Kammeidechsen oder Leguane, die noch heute in Amerika leben. Der gemeine Leguan wird seines zarten Fleisches wegen gern verspeist und wird auch von den Zoologen Iguana delicatissima genannt. Wegen der Ähnlichkeit der Zähne gab man nun der großen vorweltlichen Echse den Namen Iguanodon, was so viel wie Leguanenzahn bedeutet. Reste dieses Geschöpfes werden häufig gefunden: am schönsten haben sie sich aber in Belgien, in dem Wealdenton in der Umgebung von Mons, erhalten. Darum besitzt das Naturhistorische Museum in Brüssel nicht weniger als 29 Iguanodonskelette, eine Prachtsammlung, wie sie sonst nirgends in der Welt anzutreffen ist. Neuerdings wurde das Museum durch einen Flügelanbau erweitert, und in ihm erhielten auch die Iguanodon einen würdigen Raum. Sie sind in einer 83 Meter langen und 30 Meter breiten Halle aufgestellt. Einen Teil dieser zeigt unsere Abbildung. Wir sehen hier neun der schönsten und vollkommensten Skelette in schreitender Stellung postiert. Wenn wir hinzufügen, daß die Länge dieser Gerippe zwischen acht bis zehn Metern wechselt, so wird man begreifen, welchen Eindruck diese Gerippe auf den Beschauer machen müssen. An einer anderen Stelle der Halle sind die übrigen 20 Skelette um einen Gipshügel gelagert. Sie ruhen hier in den natürlichen Stellungen, in denen man sie in den Ablagerungen gefunden hat, also in der gleichen Lage, in der sie vor ungezählten Jahrtausenden verendeten.



Iguanodonskelette im Brüsseler Museum für Naturkunde.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Als Geschenk stets willkommen ist der

Gartenlaube-Kalender

für das Jahr

:: 1906 ::

Praktisches Kalendarium, Post- und Telegraphen-Tarif, Genealogie der Europäischen Regentenhäuser, interessante Artikel, fesselnde :: :: Erzählungen und Humoresken, vorzügliche Illustrationen. :: ::

Preis 1 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Plüsch ist und bleibt der beste u. billigste

Sofabezug

zu haben vom Versandt-Geschäft

Paul Thum, Chemnitz.

Direkt Vers. Chemnitzer Möbelstoffe etc.
Muster frk. geg. frk. Rücksendung.

Studenten-Utensilien-Fabrik

:: Älteste und grösste :: Fabrik dieser Branche

Emil Lüdke, verm. Carl Hahn & Sohn, Jena i. Th. 66.

Goldene Medaille.

Man verlange gr. Katalog.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

jeder Art liefert die Spezial-Fabrik

Richard Maune

Dresden-Löbtau 8

— Katalog gratis! —



Verlangen Sie Liste 6 meiner Prima Specialitäten.



Ewald Glasel, Markneukirchen i/Sachs.

Zuverl. Abnehmern Ratenz. gestatt.

GLAFEY-NACHTLICHTE

rauch- und geruchlos, nicht feuergefährlich.

Alle Sorten gute, elegante

Damenstrümpfe

offeriert

Max Ditten, Gera-R.

Abgabe zu Fabrikpreisen direkt an Private, ohne Zwischenhändler-, Laden-, Reise- etc. -Spesen. Preisliste gratis und franko.

REFORM-Trikot-Bekleidung.



Cotillon! Neuheiten in Ball- und Scherz-Artikeln usw.



Gala-Masken.

Cotillon-Katalog 05/06 umsonst.

J. C. Schmidt, Hoflieferant, **Erfurt.**

Telegramm-Adr.: Blumenschmidt.

G. C. Kessler & Co

Aelteste deutsche Schaumweinkellerei

gegründet 1826

ESSLINGEN.

Kessler Sect

HOFLIEFERANTEN:

S. M. des Königs von Württemberg

S. Kgl. H. des Grossherzogs von Sachsen Weimar Eisenach.

I. Kais. H. der Herzogin Wera Grossfürstin von Russland

sowie Lieferanten vieler anderer Fürstlichkeiten, Casinos etc.

60000 wertvolle und nützliche Gegenstände sind für 30000000 JASMATZI-COUPONS an die Sammler derselben bereits versandt worden.

JASMATZI-CIGARETTEN

sind die preiswertesten.

Wer sie raucht geniesst und spart dabei.

Verlangen Sie gratis und franco von

Georg A. Jasmatzi, Akt.-Ges., Spezial-Abteilung Dresden-A. 3

unseren reich illustrierten Catalog der Gegenstände, welche wir gegen Jasmatzi-Coupons einzutauschen uns verpflichten.

GEORG A. JASMATZI A.G. DRESDEN Grösste u. leistungsfähigste Deutsche Cigarettenfabrik.



Gummiwaren-Fabrik Jacob.

BERLIN 103

Friedenstrasse 9.

Ill. Preisl. grat. u. fr.

Korpulenz

Fettleibigkeit

wird beseitigt durch d. **Tonnola-Zehrkur.** Preisgekrönt m. gold. Medaillen u. Ehrendiplomen. Kein starker Leib; keine starken Hüften mehr, sondern **jugendlich schlanke, elegante Figur** u. graziöse Taille. **Kein Heilmittel, kein Geheimmittel,** sondern naturgemässe Hilfe. Garant. unschädl. für d. Gesundheit. Aerztl. empfohl. Keine Diät, keine Aenderung d. Lebensweise. Vorzgl. Wirkung. Paket 2.50 Mk. fr. geg. Postanw. od. Nachn.

D. Franz Steiner & Co, Berlin 29, Königgrätzerstr. 78.

Hygienische

Bedarfsartikel empfiehlt

Frau Anna Hein, Berlin 5,

Oranienstr. 65. Katalog gratis.

Beste Monatsbinden

1 Dtz. 1.25 M., 3 Dtz. 3.00 M

Gürtel 0.50 M